Beutewelt I

Bürger 1-564398B-278843

Alexander Merow

BEUTEWELT I

Bürger 1-564398B-278843

Roman

Engelsdorfer Verlag
2010

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://www.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-86901-839-3

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (D)

Inhalt

„Wir sind die Finsternis der Welt,
wer uns nachfolgt,
wird nie mehr wandeln im Licht ...“

Bürger 1-564398B-278843

Frank Kohlhaas, der im alltäglichen Leben auf die Bezeichnung „Bürger 1-564398B-278843“ hören musste, weil das sein amtlicher Verwaltungscode war, träumte in den letzten Tagen sogar schon von dem unangenehmen, irgendwie an faule Eier erinnernden Geruch im Hausflur seiner Etage. Zwar befand er sich im Geiste um kurz vor 5.00 Uhr morgens – gleich sollte der Wecker seinen Traum beenden – auf einem Spaziergang durch ein sonniges Tal, doch war auch an diesem Ort jener modrige Duft, so dass sich Frank selbst im Traum darüber wunderte, wie ein so schönes Tal so wenig einladend riechen konnte.

Als der Wecker klingelte, wurde ihm klar, dass das sonnige Tal Fiktion und der Geruch real war. Das Geräusch war schrill und Frank erwachte mit einem Fluch. Jetzt hieß es aufstehen, anziehen, hastig frühstücken und den Weg zum Produktionskomplex 42-B antreten.

„Ach, verdammt!“, zischte der unrasierte Mann, als er seinen nicht übermäßig hochgewachsenen, aber dafür erstaunlich kraftvollen Körper aus dem Bett wuchtete.

„Hmmm!“, stieß Frank aus und trottete durch seine noch dunkle Wohnung ins Nachbarzimmer, wo eine dreckige Küche auf ihn wartete. Der Bürger riss die Kühlschranktür auf und würgte schmatzend ein Käsebrot hinunter, das er am Abend zuvor noch geschmiert hatte. Morgens hatte er dafür meist keine Zeit mehr.

Der Wasserkocher wurde unter lautem Brausen angeworfen und lieferte nach nur wenigen Minuten das nötige heiße Wasser für einen auflösbaren Kaffee.

„Nnnhhaa!“, sagte der junge Mann, was zu dieser frühen Stunde eine recht frei zu interpretierende Aussage war und sich auf seine Lebenssituation, sozusagen im Allgemeinen, bezog.

Um 5.27 Uhr zog Frank die ramponierte Wohnungstür hinter sich zu und schlurfte lustlos durch den dunklen Flur, um anschließend in das noch dunklere Treppenhaus hinabzusteigen. Irgendwo hier war die Quelle des eierfauligen Gestanks, der Frank seit Tagen quälte. Offenbar hatte irgendein anderer Mieter seinen Müll einfach im Flur abgestellt.

„Ach, was weiß ich?“, brummelte er.

Es war jeden Morgen die gleiche Leier. „Aufstehen, fressen, laufen, schuften“, wie es Kohlhaas stets formulierte.

In den letzten Jahren hatte er sein Leben ganz schön hassen gelernt. Frank war 25 Jahre alt, wohnte in einem mehr als schäbigen Wohnblock am Rande der ehemaligen BRD-Hauptstadt Berlin und arbeitete für einen bescheidenen Lohn als Aushilfe in einem Stahlwerk. Früher hatte er studieren wollen, doch das hatte sich irgendwann erledigt; aus Gründen, die Frank für sich behielt. Dumm

war er eigentlich nicht, aber so richtig hatte er, nach eigener Einschätzung, die Kurve noch nicht gekriegt. Allerdings war der Arbeitsplatz im Stahlwerk besser als nichts – war er doch zumindest geeignet, um das Überleben zu sichern. Eine Tatsache, die für Millionen Menschen im Jahre 2027 nicht selbstverständlich war.

Jedenfalls tastete sich Frank an diesem Morgen wieder einmal Schritt für Schritt in Richtung seiner Arbeitsstelle vor; vorbei an verfallenen Häusern im Halbdunkel und meist noch dösenden Obdachlosen, die in wachsender Zahl überall herumlagen.

„Was wäre, wenn ich einfach auf die Konsequenzen pfeife und wieder nach Hause gehe, mich in mein Bett lege und bis morgen durchschlafe?“, dachte er manchmal. „Was wäre, wenn ich einfach meine Sachen packe und aus dieser verrotteten Stadt, diesem verfaulten Land, verschwinde?“, sagte er gelegentlich zu sich selbst.

Doch wo war es schon anders? Man sollte sich an dem erfreuen, was man hatte – man besaß einen Job und verhungerte nicht. Das war nicht nichts, gab sich Kohlhaas dann zu bedenken.

Nachdem Frank eine dunkle Unterführung durchquert und einem angetrunkenen Obdachlosen keinen Globe gegeben hatte, war der Produktionskomplex um 5.53 Uhr in Sichtweite gelangt. Hier standen die Arbeiter der Frühschicht; rauchend, quatschend, wartend …

Als sich die Werkstore schließlich um 6.00 Uhr öffneten, drängten sich etwa 200 Leiharbeiter und Aushilfen wie ein zäher Brei durch sie hindurch. Die meisten hatten es nicht sonderlich eilig, mit ihrer Arbeit zu beginnen; doch es

musste ja sein, es ging nicht anders. So sagte es sich auch Frank jeden verdammten Morgen.

Nach zehn Stunden ging es wieder zurück nach Hause. Frank war dreckig und müde, aber glücklich, dass wenigstens die Arbeit vorbei war. Er schlich durch den Hausflur seiner Etage, der selbst am Tage noch halbdunkel war, und schloss die Wohnungstür auf.

Auf dem Scanchip waren keine neuen Nachrichten und das war gut so, denn es waren meistens ohnehin bloß Rechnungen: Strom, Wasser und das ganze andere Zeug. Den Fernseher hatte Frank vor ein paar Tagen ins Schlafzimmer gestellt. Wenn er nicht einschlafen konnte, schaltete er ihn ein. Nicht, dass das Programm ihn allzu sehr fesselte, aber wenn irgendjemand redete, fühlte er sich zumindest nicht so allein in diesem finsteren Wohnblock. Seine Nachbarn kannte Kohlhaas nur flüchtig. Viele verließen ihre Wohnungen nur zum Arbeiten, andere waren in den letzten Jahren üble Säufer geworden. Manchmal grölte einer auf seinem Balkon herum oder pöbelte Leute an, die an „seinem“ Block vorbeigingen.

Frank sah bis um 22.37 Uhr fern; Nachrichten („Krieg der globalen Streitkräfte gegen die Terroristen im Iran“), Talkshows, leichte Unterhaltung an allen Fronten; Warnungen vor der zweiten Hundegrippe und die Notwendigkeit einer baldigen Zwangsimpfung.

Erschöpft schaltete Frank den Fernseher aus und starrte für einen Moment in die Dunkelheit. Kurz darauf schlief er ein, obwohl sich der faulige Geruch von draußen bereits in seinem Kissen eingenistet hatte.

„Guten Morgen, Frank!“, brummelte Dirk Weber, einer der Vorarbeiter.
„Guten Morgen, Dirk!“, murmelte Kohlhaas zurück. Es war 6.03 Uhr, die Frühschicht konnte beginnen.

A-341, so lautete Franks Bezeichnung als Arbeitskraft und Aushilfe hier im Betrieb, lieh seine helfenden Hände den anderen Kollegen bis die Uhr 10.30 anzeigte. Nun war es Zeit für eine kurze Mittagspause. Und als Frank sein in Folie eingewickeltes Salamibrötchen auspackte, ahnte er noch nicht, dass heute ein Tag war, den er niemals wieder vergessen sollte.

Vor einem halben Jahr hatte die Werksverwaltung aufgrund einer neuen Vorgabe das Singen des „One-World-Songs“ vor jeder Mittagspause in einem vorschriftsmäßigen Produktionskomplex angeordnet – zur Steigerung der Arbeitsmoral und zur Festigung der internationalen Doktrin von „Frieden, Freiheit, Wohlstand und Einheit“, die seit 2018 von der Weltregierung propagiert wurde.

Der in diesem Betrieb stationierte Beamte des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“, Gert Sasse, der sich meistens in den Büroräumen oberhalb der Fabrikhalle aufhielt, war in dieser Mittagspause erneut pflichtbewusst zu den Arbeitern hinabgestiegen, um mit ihnen den „One-World-Song“ anzustimmen.

„Leute, jetzt ist Mittagspause! Aber zuerst wird gesungen!“, rief er durch den Raum und alle formierten sich zu einer lustlos wirkenden Reihe, um nach dem Singen des Liedes ein wenig verschnaufen zu können.

Sasses Blick wurde ernst. Vorschriftsmäßig stieß er den ersten Ton aus, während die übrigen Angestellten ihre Stimmen nach und nach erklingen ließen. Dabei ruderte

der Verwaltungsbeamte mit den Armen als wäre er ein angehender Dirigent. Kohlhaas musste grinsen.

„Wir sind die Kinder einer Welt und alle sind wir gleich!
Wir lieben diese eine Welt, das große Friedensreich!
Wir kennen keine Rassen, wir kennen keine Klassen …“

Frank hörte in den letzten Wochen immer seltener auf den Text; er bewegte die Lippen nicht und schaute stattdessen an die Decke der Produktionshalle.

„Macht fertig!“, dachte er und scharrte gelangweilt mit dem Fuß über den staubigen Boden. Kurz darauf war der Gesang verstummt.

„Endlich! Diesen Schwachsinn können sie sich langsam mal sparen!“, sagte der Produktionshelfer sehr leise zu sich selbst.

„Gut! Das ging ja halbwegs! Jetzt ist Pause!“, rief der Beamte des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“ und A-341 freute sich auf einen Biss in sein aufgeweichtes Brötchen.

Doch während seine Zähne eifrig ein Salamistück zermalmten, flog ihm plötzlich Sasses giftiger Blick entgegen. Der Überwacher kniff die Augen zusammen und wirkte dabei wie eine böse gewordene Bulldogge.

„A-341! Ja, Sie! Kommen Sie mal zu mir! Beeilung!“, brüllte er aus voller Kehle.

Kohlhaas schoss das Adrenalin in die Venen. Ärger auf der Arbeit konnte er nicht gebrauchen.

„Kommen Sie her, A-341!“, schmetterte Sasse, den Helfer erregt zu sich winkend. Kohlhaas folgte der Aufforderung sofort.

„Bin ich der letzte Depp für Sie, A-341?“, zischte der Mann.

„Äh? Nein! Natürlich nicht, Herr… äh … Sasse!“, stotterte Frank. „Wie meinen Sie denn das jetzt?“

„Wie ich das meine, du Schwachkopf?“, grollte der Beamte mit einem Blick, der seinem jungen Gegenüber das größtmögliche Unbehagen schenkte.

Mehrere Sekunden lang herrschte ein bösartiges Schweigen, während sich die Augen des Vorgesetzten bedrohlich verkleinerten und sich buschige Augenbrauen darüber schoben.

Als nächstes sah Frank eine mit breiten, speckigen Fingern versehene Faust auf sein Gesicht zufliegen. Es schmerzte und mit einem leisen Knacken reagierte sein Nasenbein auf den heftigen Schlag ins Gesicht. Während einige Blutfäden aus seiner Nase flossen, vernahm Frank ein Knurren: „Wie ich das meine, du Spinner?“

„Wenn ich befehle, dass der „One-World-Song“ gesungen wird, dann hast auch du mit zu singen und nicht blöd in der Gegend herum zu glotzen, klar?“, ergänzte Sasse sein schlagkräftiges Argument.

Sein Tonfall schwankte zwischen Genugtuung und wuchernder Gemeinheit. Kohlhaas war indes in die Knie gegangen, der Schlag hatte wirklich gesessen; Sasse versetzte ihm noch einen kräftigen Tritt in den Unterleib. „Ob du das verstanden hast, du Idiot? Du denkst wohl, dass du hier einen Sonderstatus hast, was?“, brüllte er.

Die anderen Arbeiter glotzten verdutzt und vergruben ihre Gesichter hinter den Pausenbroten, die sie mitgebracht hatten. Frank fühlt sich derweil wie ein getretener Köter, den man vor aller Augen davonscheuchte.

Ohne seine Handlung zu überdenken, sprang er auf und richtete sich vor dem Beamten des „Ministeriums für Produktionsüberwachung“ auf.

„Sei froh, dass du mein Vorgesetzter bist, sonst würde ich dir die Fresse polieren!“, schrie er mit auflodernder Wut. Gert Sasse war verdutzt. A-341 wischte sich das Blut trotzig von der Oberlippe.

Eine Stunde später wartete Frank noch immer vor der Tür des Produktionskomplexleiters. Sasse war in dessen Büro und Kohlhaas hörte ihn fluchen und wettern. Das verhieß nichts Gutes.

„A-341, reinkommen!“, hallte die Stimme des obersten Chefs der Arbeitsanlage durch den hell erleuchteten Gang.

Frank setzte sich in Bewegung und ließ sich auf einem Stuhl in der Mitte des Büroraums nieder. Es folgte eine kurze Stille, dann begann der Vorgesetzte mit seinen Ausführungen.

„Ich habe mir mal Ihren Scanchip angesehen, A-341!“, berichtete Herr Reimers, der Produktionskomplexleiter. „Sie sind in der Zeit ihrer Tätigkeit hier dreimal zu spät gekommen. Außerdem fallen Sie uns hier ehrlich gesagt auch nicht zum ersten Mal negativ auf. Sie sind bereits wegen subversiver Aussagen am Arbeitsplatz vorgemerkt, was auch einige Ihrer Kollegen bestätigen können. Sogar mit einem Blaucode 67-Beta, falls Sie es noch nicht wussten, A-341.

Wir werden in den nächsten Tagen die Videobänder Ihrer Arbeitstage durch den Computer jagen und dann per

„Voice-Analysis-System“ sicherlich noch das eine oder andere finden.

Was Sie heute getan haben, gab es hier bisher noch nie. Bedrohung eines Mitarbeiters der obersten Behörde für Produktionsüberwachung! Haben Sie denn nur Luft im Kopf? Wenn ich in einem solchen Fall nicht durchgreife, dann droht mir der größte Ärger und darauf habe ich keine Lust. Ich muss Sie entlassen, A-341. Weiterhin bin ich dazu verpflichtet, auf einen solch unglaublichen Vorfall mit einer Meldung an die zuständige Bezirksverwaltung zu reagieren. Verschwinden Sie jetzt aus diesem Produktionskomplex und packen Sie Ihre Sachen, A-341!“

Frank Kohlhaas, der soeben entlassene Arbeiter, wusste sich vor Entsetzen kaum mehr zu halten. Seine Stimmbänder schienen eingerostet, seine Kehle war verschnürt, sein irgendwo auf Eis gelegter Mut hatte sich verflüchtigt.

Er ging, ging einfach hinaus, leichenblass und mit dröhnendem Schädel, ohne zu antworten. Gerade hatte er die Quelle für seinen Lebensunterhalt verloren und das war in dieser Zeit kein Spaß.

Wie in Trance ging der junge Mann in den Umkleideraum des Produktionskomplexes und öffnete geistesabwesend die verbeulte Tür seines Spints. „Entlassen“ – dieses Wort klang in jener Zeit wie der Schnitt eines Rasiermessers in das Bewusstsein eines jeden Hörers.

Es war mit dem Wort „Liquidierung“ verwandt, denn es kam einer Vernichtung im sozialen Bereich gleich. Entlassen zu werden bedeutete, keinen Globe, so nannte man die internationale Währung seit dem Jahr 2018, mehr in der Tasche zu haben. Wenn man nicht schnellstens eine

neue Anstellung fand, konnte man Wohnung, Nahrung und letztendlich auch sein Leben verlieren.

Jegliche soziale Absicherung durch den Staat war seit dem kompletten Zusammenbruch der Weltwirtschaft im Winter 2012/13 abgeschafft worden. Und Arbeit zu finden, war in einer Zeit, in der die industrielle Produktion zum größten Teil in die Dritte Welt ausgelagert worden war, äußerst schwierig. Millionen Deutsche kämpften sich in Franks dunkler Gegenwart mit schlecht bezahlten Jobs durch, hangelten sich von einem Hungerlohn zum nächsten oder fielen einfach durch das soziale Netz, um als Obdachlose vor sich hin zu siechen.

Am nächsten Tag wachte Frank nach einer sorgenvollen Nacht nicht vom schrillen Geheul seines Weckers auf, sondern durch den fauligen Geruch aus dem Treppenhaus, der entgegen des Zeitgeistes noch von keinem liquidiert worden war.

Erst in den frühen Morgenstunden hatte es Kohlhaas geschafft, ein wenig zu dösen, wobei er jedoch immer wieder aufgeschreckt war, da ihm das Grübeln den Schlaf verwehrt hatte.

Als erster Gedanke des neuen Tages schoss ihm Herr Sasse in den Kopf und Franks Gesicht verzog sich zu einer hasserfüllten Fratze, als er sich vorstellte, wie er den Beamten gleich einem räudigen Köter mit einer Eisenstange erschlug.

„Dieser Bastard! Wenn ich jetzt wegen dem vor die Hunde gehe, dann mache ich ihn vorher kalt!“, fauchte Frank zornig.

Dann erhob er sich aus dem Bett und starrte aus dem schmutzigen Fenster seiner Wohnung im 23. Stock. „Verdammt, was mache ich denn jetzt? Ich muss irgendwie Geld verdienen, sonst sperren sie mir noch diesen Monat das Konto auf meinem Scanchip, weil ich die Rechnungen nicht mehr bezahlen kann."

Nach einer Stunde nutzlosen Brütens verließ Frank seine Wohnung, atmete im Hausflur nicht allzu tief ein und stieg die dunklen Treppen ins Erdgeschoss hinab. Der Aufzug war seit Monaten defekt und niemand schien auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, ihn zu reparieren.

Der einzige, der Kohlhaas als potentieller Arbeitgeber in der Not einfiel, war Stefan Meise, der Schrotthändler; ein alter Schulfreund. Sein Schrottplatz war etwa eine halbe Stunde Fußmarsch von Franks Wohnblock entfernt.

So machte sich Kohlhaas auf den Weg durch die mit Müll übersäten Straßen seines Viertels und erreichte einige Zeit später müde und frustriert sein mit rostigen Autos und allerlei Eisenschutt bedecktes Ziel. Stefan Meise war in diesem Meer von Rostteilen allerdings nicht schwer zu finden. Er war dick, vollbärtig und sehr groß geraten. Optisch unterschied er sich kaum von dem, was er sammelte und verkaufte.

„Hallo Stefan! Ich dachte, ich schaue mal vorbei!", begrüßte ihn Frank etwas halbherzig.

„Ach, der Kohlhaas! Wie ist die Lage?", antwortete der dicke Schrotthändler. „Von dir habe ich ja ewig nichts mehr gehört."

„Ja, ich dachte, ich besuche dich mal. Läuft der Schrotthandel noch?", fragte Frank. „Du hast hier ja … äh …

einiges an Zeug rumliegen. Wo bekommst du das denn immer her?“

„Naja, ich sammele ein, was ich finden kann. Wie man das als Schrotthändler eben so macht. Was soll die komische Frage? Gibt es irgendwas?“, erwiderte Meise.

„Ich habe gestern meine Arbeit verloren“, sagte Frank. Sein rundlicher Gesprächspartner schaute verwundert und rieb sich die öligen Finger an seinem schwarzblauen Overall ab.

„Das ist ja ein Mist! Und nun?“, fragte Stefan leicht ratlos.

„Nun suche ich etwas Neues. Notfalls auch nur als Aushilfe. Vielleicht kannst du ja noch eine helfende Hand gebrauchen“, murmelte Frank.

Für eine halbe Minute glotzte Meise seinen arbeitslosen Besucher mit großen Glupschaugen an. Dann blickte er zu Boden und versuchte, seine unangenehme Antwort möglichst schonend zu verpacken.

„Also bei mir arbeiten, oder was?“, wiederholte er. „Also, Frank, es ist zur Zeit bei mir so, dass ich gerade mal selbst über die Runden komme. Es sind schlechte Zeiten, das brauche ich dir ja nicht zu sagen. Ich mache hier fast alles alleine und nur der Dustin hilft mir ab und zu. Das reicht eigentlich auch. Eine Aushilfe brauche ich an sich nicht.“

Frank war nie ein Meister im Verbergen seiner Gefühle gewesen und wer ihn jetzt sah, merkte ihm die Verzweiflung deutlich an.

„Und nur für zwei Monate?“, presste er aus sich heraus.

„Ich brauche hier niemanden und kann mir auch keinen zweiten Mann leisten!“, entgegnete der dicke, ölver-

schmierte Schrotthändler und wandte sich ab. „Tut mir leid, doch ich habe jetzt noch zu tun. Sei nicht böse, es geht einfach nicht.“

Wieder zu Hause angelangt, stieß Frank einen seiner schlimmsten Flüche aus und trat gegen den Küchentisch. Er durchsuchte sein Hirn verzweifelt nach anderen Möglichkeiten einer Anstellung und hakte im Geiste sämtliche Produktionskomplexe ab, die es noch im Großraum von Berlin gab. Allerdings bestand hier das Problem, dass er durch den Zusammenstoß mit Sasse einen negativen Eintrag in sein Scanchip-Register erhalten hatte, was eine zukünftige Einstellung in einem anderen Industriebetrieb so gut wie unmöglich machte.

Für diesen Monat hatte Frank noch 246 Globes auf seinem elektronischen Konto. Über 400 Globes kostete allein die Miete für seine schäbige Wohnung in diesem verrotteten Block. Die Zeit drängte mit jedem Tag mehr und der dunkle Schatten der Verzweiflung wuchs mit den verstreichenden Stunden. Er überwucherte Franks Geist wie ein bösartiges Geschwür.

Nachdem sich Kohlhaas eine billig produzierte Sitcom angesehen hatte, schaltete er den Fernseher aus und versuchte zu schlafen. Doch es war erst 23.00 Uhr und die Erschöpfung hatte noch nicht den nötigen Grad erreicht, um Franks sorgenvolles Gehirn abzuschalten und ihm die wohlverdiente Ruhe zu schenken.

So vergingen mehrere Stunden, in denen Frank die dunkle Decke anstarrte und den Produktionskomplex 42b mit all seinen Vorgesetzten, Überwachern und Arbeitern in Gedanken verfluchte. Dann fiel ihm wieder der Ge-

stank aus dem Hausflur auf und kurzzeitig schwoll der Nebel der Verzweiflung in seinem Kopf so stark an, dass er überlegte, sich eine Kugel durch denselben zu jagen. Die bohrenden Sorgen hätte Frank am liebsten mit einer großkalibrigen Schrotflinte, die sein Hirn sauber über die vergilbte Tapete hinter seinem Bettgestell verteilte, wegoperiert.

Kohlhaas dachte im Verlauf dieser Nacht noch über viele Dinge nach. Über sein bisher so freudloses Leben, die Einsamkeit, die Eintönigkeit und den klaffenden Abgrund, der jetzt auf ihn wartete. Er kam zu keiner Lösung und nicht ein kleinstes Fünkchen Hoffnung blieb ihm.

Draußen war es dunkel. Vor dem Haus konnte Frank ein paar zerfetzte Müllsäcke erkennen, die schon seit mehreren Wochen dort herumlagen. Irgendwann war er endlich so müde, dass er mit dem Kopf auf der Fensterbank einschlief.

Bis zum Ende der Woche blieb die Suche nach einem neuen Broterwerb erwartungsgemäß erfolglos. Es schien im Umkreis von mehreren Kilometern überhaupt keine Arbeit mehr zu geben. Eine Nachfrage bei der örtlichen Verwaltung hatte zudem bestätigt, dass Frank inzwischen tatsächlich einen Negativeintrag wegen „Störung des Betriebsfriedens“ in seinem Scanchip-Register hatte.

„Die Idee mit der Schrotflinte ist vielleicht gar nicht so schlecht. Aber vorher besuche ich noch diesen Sasse“, zischte Frank am Freitag in sich hinein, als für seine ehemaligen Kollegen das kurze Wochenende begann.

Samstag und Sonntag investierte er seine letzten Globes in den billigen Schnaps vom Kiosk an der Ecke. Allein in seiner lieblos eingerichteten Wohnung, in einem dunklen Wohnblock, in einer dunkler werdenden Zeit. Franks Schicksal und seinen Schmerz nahm niemand wahr. Genau wie Kohlhaas niemals den Schmerz der anderen, die sich in ihren Wohnwaben hinter der verwitterten Fassade dieses Hochhauses verkrochen, wahrgenommen hatte.

Wenn er sich jetzt den Schädel wegschießen oder sich tot saufen würde, dann würde er bald ebenso riechen wie der Flur auf seiner Etage - und es würde wohl noch nicht einmal jemandem auffallen. Irgendwie war der Gedanke so krank, dass er Frank ein gequältes Lächeln entlockte.

Gierig trank Kohlhaas einen weiteren Schluck Schnaps. Er musste dem Alkohol trotz dessen schlechten Rufes eines lassen: Er hatte bereits Millionen besorgte Menschen wegdämmern lassen. Keine Sorge konnte so groß sein, dass sie nicht mit einer Woge des guten und vor allem billigen Fusels vom nahegelegenen Kiosk hinweggespült werden konnte. Das hatte Frank in den letzten zwei Tagen eindrucksvoll bewiesen, sozusagen im Selbstversuch.

„Biep! Biep! Biep!“, dröhnte es am Montag um 6.30 Uhr morgens aus der Küche, wo Frank seinen Scanchip hatte liegen lassen.

„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!“

„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!“

„Guten Morgen, Bürger 1-564398B-278843! Sie haben eine Message der Prioritätsstufe Alpha auf Ihrem Scanchip!“, sagte eine elektronische Frauenstimme immer wieder.

„Hmmm?“, brummte Frank, dem man den Alkoholrausch noch ansehen konnte; er rollte sich aus seiner nach Schnaps riechenden Bettwäsche.

„Was soll der Scheiß? Verdammt! Halt die Schnauze, du Drecksteil!“, knurrte er und schlurfte mit einem üblen Brummschädel zum Küchentisch.

Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis Frank der Pincode eingefallen war und er sich zum Abrufen seiner Nachrichten ins Scanchip-Menü vorgekämpft hatte. Dann traf ihn fast der Schlag.

„Wie? Vorladung? Was? Hä?“, stotterte Bürger 1-564398B-278843 verstört.

Kohlhaas musste es erst zweimal lesen, um es zu begreifen. Das musste ein schlechter Scherz sein.

„Was zum Teufel soll das?“, brachte er nur heraus.

Offizielle Vorladung:

Bürger 1-564398B-278843,
Sie werden im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens offiziell am 14.08.2027 um 8.00 Uhr morgens vorgeladen. Bitte erscheinen Sie pünktlich.

Tatvorwürfe:

- *Massive Störung des Betriebsfriedens*
- *Theoretische schwere Körperverletzung*

Finden Sie sich zum besagten Zeitpunkt in Gerichtszelle 4/211 bei Ihrem örtlichen Justizkomplex ein.
*Bei Nichterscheinen droht Ihnen unter anderem die Löschung Ihres Scanchips und die Inhaftierung!**
*(*vgl. §127b, „Bürgerpflichten und theoretische Sanktionen")*
Amtlicher Aktencode: 257789000-0100567-2345441113-EGN-59900-4/211
Angeklagtennummer: 319444-556.77
Wir danken für Ihre Kooperation!

Franks alkoholvernebeltes Katergehirn begann zu schmerzen und zu rotieren. „Vorladung? Wie bitte?"

Er war vollkommen verwirrt; immerhin hatte er in seinem Leben noch nie eine Straftat begangen.

„Weil ich diesen verfluchten Sasse mal kurz angeschnauzt habe?", dachte er. „Das kann doch nicht sein. Ich habe ihm schließlich kein Haar gekrümmt. Bin doch bloß kurzzeitig wütend gewesen, ein vorübergehender Ausraster. Ich verstehe das nicht. Und was zur Hölle meinen die mit „Theoretischer schwerer Körperverletzung"?"

Frank Kohlhaas, der Weltbürger mit dem amtlichen Kennzeichen 1-564398B-278843, hatte noch niemals jemandem etwas zu Leide getan. Außer vor vielen Jahren im Kindergarten, als er diesem nervigen Ahmed eine Ohrfeige gegeben hatte und seine Eltern zur Hortleitung zitiert worden waren. Die örtliche Erziehungsbehörde hatte sich damals besorgt gezeigt und davon gesprochen, dass Frank „unterschwellige Aggressionen" habe und ein „bedenklich frühmaskulines Verhalten" zeige, weshalb eine Therapie mit Beruhigungsmitteln sinnvoll wäre.

Doch das war lange her. Die Therapie war letztendlich abgewendet worden, da das Kind seinen Fehler vor einem Gremium aus Psychologen und Sozialpädagogen ehrlich bereut hatte. Zudem hatten Franks Eltern versichert, dass sie ihren Sohn sofort den Behörden melden würden, wenn er noch einmal diesbezüglich auffiele.

Doch Frank war niemals wieder aufgefallen. Nicht einmal eine Ohrfeige oder einen kleinen Schubser hatte er irgendeinem anderen Menschen mehr seit seinem fünften Lebensjahr verpasst. Und auch heute fiel er nicht mehr auf. Und schon gar nicht als Mensch mit „unterschwelligen Aggressionen“.

In Gedanken oder im Traum schlug er manchmal den einen oder anderen Vorgesetzten oder Verwaltungsmitarbeiter zusammen, aber das war geheim und brauchte daher auch nicht therapiert zu werden.

Weiterhin war es auch das erste Mal, dass der sonst unbescholtene Wohnblockbewohner Frank Kohlhaas mit einem „automatisierten Gerichtsverfahren“ in Berührung kam. Zwar hatte er davon schon einmal in den Abendnachrichten gehört, da es vor etwa drei Jahren neu von der Weltregierung eingeführt worden war, doch konnte er sich nichts darunter vorstellen. Aber warum sollte er das auch? Frank lebte gesetzeskonform und hatte mit so etwas nichts zu tun.

So hatte er weder einen blassen Schimmer, was jetzt auf ihn wartete, noch machte er sich allzu große Sorgen bezüglich der Vorladung. Vermutlich war es eine reine Formalität; ein Sachverhalt, der sich klären ließ. Kohlhaas hatte niemanden verletzt und war somit auch nicht zu verurteilen. Und seine Arbeitsstelle hatte er ja bereits

wegen der „Störung des Betriebsfriedens“ verloren. Was konnte also sonst noch geschehen?

Geistesabwesend drückte Frank auf „Voice Presentation“, so dass die Nachricht noch einmal langsam von der computeranimierten Frauenstimme vorgelesen wurde. Dies war ebenfalls eine Neuheit. Die Verwaltung hatte die „Voice Presentation“ vor einigen Jahren eingeführt, da viele Bürger mittlerweile Analphabeten waren und wichtige amtliche Nachrichten daher auch in vorgelesener Form verfügbar sein mussten.

Der Rest des Tages verging ohne nennenswerte Vorkommnisse. Der 14.08.2027 war bereits morgen. „Dann habe ich wenigstens einen Grund aufzustehen“ sinnierte Frank mit leidender Miene.

Er versuchte noch, seinen Vater anzurufen, um ihn um etwas Geld zu bitten, doch dieser ging den gesamten Tag über nicht ans Telefon. Allerdings war noch etwas Schnaps im Kühlschrank. Frank betrank sich bis es dunkel wurde und nickte dann irgendwann ein. Fast hätte er vergessen, den Wecker zu stellen...

Automatisiertes Gerichtsverfahren

Obwohl es erst August war, kam dieser Morgen Frank ausgesprochen kalt und dunkel vor. Sein Hals schmerzte und er hatte Kopfschmerzen vom Schnaps des gestrigen Abends. Der örtliche Justizkomplex war über eine Stunde Fußmarsch von seinem Wohnblock entfernt, aber Kohlhaas dachte sich, dass es nicht verkehrt sein konnte, ein paar Meter an der mehr oder weniger frischen Luft zu gehen. So konnte er zumindest die Auswirkungen seines Katers bekämpfen.

Hastig verschlang Kohlhaas ein paar Scheiben Toastbrot, schluckte den auflösbaren Kaffee hinunter und betrachtete das Etikett auf dem Plastikbehälter des Kaffeepulvers. „Globe Food" stand darauf und eine Weltkugel war zu sehen. Darüber war eine Pyramide abgebildet, in deren Mitte ein großes Auge prangte. Über allem stand die Losung: „Food for the people!"

„Komisches Symbol!", murmelte Frank in seinen Stoppelbart.

Es war ihm bisher noch nie aufgefallen, obwohl er seit Jahren nur in den billigen „Globe Food" Supermärkten einkaufte, die ganz Berlin dominierten. Dann flog der Gedanke wieder so schnell weg, wie er ihm in den Kopf gekommen war …

Die ungewöhnliche Kälte ließ Frank erschauern. Ein kühler Luftzug zog durch das noch dunkle Treppenhaus; kurzzeitig fegte er sogar den Geruch fauliger Eier hinweg. Vor Frank ging ein Nachbar. Kohlhaas glaubte, ihn schon

einmal gesehen zu haben. Der Mann brabbelte irgendetwas, das sich wie „Morgen!“, anhörte, aber Frank war sich nicht sicher. Er lief langsam und schwankte leicht, als er seinen Wohnblock hinter sich ließ. Dann blickte er kurz zum Spielplatz im Hof und betrachtete einige Kinder, die in einer ihm unverständlichen Sprache mit schrillen Stimmen schrien. War es türkisch? Oder arabisch?

Als die Uhr 7.43 anzeigte, konnte er bereits die Konturen des für ihn zuständigen Justizkomplexes von weitem erkennen. Es war ein großes rotes Gebäude mit Hunderten von Fenstern und über 30 Etagen. Davor befanden sich Dutzende von Gerichtszellen, eine davon war für ihn bestimmt.

Die Kammern, in denen man seinem automatisierten Gerichtsverfahren beiwohnen konnte, waren aus einem gräulich schimmernden Metall und etwa vier mal vier Meter groß. So schätzte es Frank zumindest aus der Ferne ein. Drei oder vier weitere Bürger warteten bereits davor, dazwischen standen ein paar Polizeibeamte. Allmählich wurde Frank unruhig. Vielleicht war diese Anhörung doch unangenehmer, als er es anfangs vermutet hatte.

Zunächst galt es, ein elektrisches Gatter zu passieren, das von einem ergrauten Pförtner in einem kleinen Wachhäuschen behütet wurde. Dieser winkte Frank sofort heran, als er ihn erblickte. „Herkommen!“, rief er.

Kohlhaas hastete vorwärts und stellte sich vor den Eingang der Wachstube.

„Scanchip!“, sagte der Pförtner, der ein lasergesteuertes Ablesegerät in der Hand hielt. Wortlos zog er Frank den Scanchip aus der Hand, ohne ihn auch nur anzusehen.

Nach einem kurzen Piepen seines Codelesers brummte er: „Gerichtszelle 4/211! Beeilen Sie sich! Wir haben gleich 8.00 Uhr! Wenn Sie zu spät kommen, wird es nur teurer für Sie!“

Franks Herz begann, schneller zu pochen. Ängstlich fing er an, die Gerichtszellen abzusuchen, um dort seine Nummer zu finden. Andere Angeklagte, die ebenfalls sehr angespannt wirkten, musterten ihn mit eisigen Mienen. „Reihe 4! Scheiße! Ich muss mich beeilen … 211 … Mist“, jammerte Frank, den der Blick auf die Uhr immer nervöser machte.

Es waren nur noch zwei Minuten bis zum Beginn seiner Anhörung. Er rannte los und erreichte mit rasendem Herzen und stärker werdenden Kopfschmerzen gerade noch vorschriftsmäßig seine Gerichtszelle.

Kohlhaas rang nach Luft, da empfing ihn schon eine elektronische Frauenstimme: „Willkommen Bürger 1-564398B-278843 bei Ihrem automatisierten Gerichtsverfahren! Bitte geben Sie Ihre Angeklagtennummer in das Display ein und drücken Sie auf ‚OK'!“

Frank zog sein Scanchip aus der Hosentasche, tippte sich gehetzt durch sein Message-Menü und versuchte, die Angeklagtennummer korrekt wiederzugeben. Plötzlich überfiel ihn eine selten gekannte Panik. Er schaute sich um.

„Eigentlich muss ich nicht in diesen Blechkasten, da ich nichts getan habe“, dachte er, doch schon öffnete sich die Tür.

Franks Hände waren auf einmal verschwitzt, er atmete angestrengt. Vor ihm tat sich ein schwach beleuchtetes

Loch auf, welches ihn zum Vortreten aufforderte. Die Furcht wuchs jetzt im Sekundentakt.

„Treten Sie ein, Bürger 1-564398B-278843! Ihr Verfahren läuft bereits!“, tönte es aus einem Lautsprecher an der Decke der halbdunklen Kammer.

Kohlhaas wusste, dass er jetzt in die Zelle hinein musste und sich nicht weigern konnte. Immerhin war es eine offizielle behördliche Anweisung und da gab es weder eine Diskussion, noch eine Ausnahme. Behutsam machte Frank einen Schritt vorwärts, wobei sich seine Knie weicher und weicher anfühlten. Ein Bildschirm blitzte auf, das automatisierte Gerichtsverfahren gegen den theoretischen Täter Frank Kohlhaas nahm seinen Lauf.

In großen und leuchtenden Lettern waren die Tatvorwürfe auf dem Bildschirm zu lesen:

- *Massive Störung des Betriebsfriedens*
- *Theoretische schwere Körperverletzung*

Frank schluckte und stieß einen Schwall Luft aus. Die unheimlich wirkende Frauenstimme, so freundlich wie ein unbemerkter Virus, begann mit ihren Ausführungen. Es folgten eine ausführliche Schilderung des Tathergangs, die Auflistung von Zeugen und zusätzliche Sub-Anklagepunkte wie „subversive Aussagen am Arbeitsplatz“.

Für mehrere Minuten sagte Frank nichts, aber man hatte ihn auch nicht gefragt; lediglich die Computerstimme redete, führte aus und klagte an.

Die ehemaligen Kollegen Schmidt, Adigüzel und Nyang hatten bestätigt, dass der Angeklagte mehrfach das Mitsingen des „One-World-Songs“ verweigert hatte und den Text am 02.04.2027 sogar als „Schwachsinn“ bezeichnet hatte.

Produktionsüberwacher Sasse hatte zu Protokoll gegeben, dass die aggressive Mimik und der Gebrauch von sehr starkem Vokabular bei der Auseinandersetzung in der Fabrik auf eine „ausgeprägte Aggressionsstörung und einen Hang zum unnötigen Hinterfragen unbedingt gerechtfertigter Anweisungen“ hindeuteten. Der Leiter des Produktionskomplexes hatte dies bestätigt.

Es folgten weitere Details, Gesetzesvorschriften und Vorschriften für erweiterte und tiefergehende Anweisungen im Bezug auf die Aufstellung und Neudefinition von Vorgaben – und deren mehr.

„Sei froh, dass du mein Vorgesetzter bist, sonst würde ich dir deine Fresse polieren!“

Die Absicht, den Vorgesetzten zu schlagen, war in den Augen des automatisierten Gerichtes eindeutig erwiesen. Der Unterschied zwischen einer so formulierten Absicht und einer tatsächlich ausgeführten Tat war laut moderner Gesetzesauffassung, die sich stark an Psychologie und Statistik orientierte, relativ gering. Weiterhin war damit die Wahrscheinlichkeit, diese Tat eines Tages auch real zu begehen, da die Absicht ja klar formuliert worden war, enorm angestiegen (vgl. „Gesetzesentwurf zur Angleichung von tatsächlichem, theoretischem und zukünftig

wahrscheinlichem Verhalten vom 02.10.2020, Aktencode: V-LUN-36777192934457656-Z, (89)“).

Wie ein verdutztes Rind, das gegen einen elektrischen Zaun gelaufen war, glotzte Frank auf den Bildschirm. So schnell konnte er gar nicht mitdenken, wie ihn dieses Computerprogramm zu einem potentiellen Störfaktor, ja zu einer regelrechten Gefahr für die auf Freiheit und Menschlichkeit basierende Ordnung des weltweiten Systems machte.

Nach einer ganzen Stunde waren die Ausführungen schließlich zu Ende. Es erschien ein neuer Menüpunkt auf dem Bildschirm. Die Frauenstimme mit dem elektronischen Beigeschmack las die Sätze noch einmal laut und frostig-freundlich vor:

„Wenn Sie die Anklagevorwürfe abstreiten, klicken Sie auf NEIN!“

„Wenn Sie die Anklagevorwürfe zugeben, klicken Sie auf JA!“

Frank kniff die Augen zusammen; er zögerte und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

„Was soll dieser Unsinn? Ich habe nichts, überhaupt nichts Schlimmes getan! Dieser ganze Mist hier ist ein schlechter Witz!“, fauchte er durch die Gerichtszelle.

Am liebsten hätte Frank diesen widerlichen Bildschirm eingetreten. „Ich stimme mit NEIN! Ich habe doch niemanden verletzt! Nein! Ich klicke verdammt noch mal auf NEIN!“

Erregt hämmerte Kohlhaas auf die Tasten vor sich und wählte schließlich NEIN.

Eine halbe Minute verstrich, ohne dass etwas geschah. Der Computer arbeitete. „Loading“ stand in leuchtenden Buchstaben auf dem Bildschirm. Frank fühlte sich für einen Augenblick erleichtert.

„Jetzt weiß das Scheißding, dass ich unschuldig bin. Ich habe mich klar ausgedrückt: NEIN!“, schoss es ihm durch den Kopf.

Der Angeklagte lächelte. Für die Zeit eines Wimpernschlages schwoll die Anspannung ab. Dann jedoch bekam Frank die Antwort des Gerichtscomputers mit metallischem Klang und hämisch leuchtenden Buchstaben entgegen geschleudert:

„Angeklagter, Sie haben NEIN gewählt! Damit streiten Sie den Anklagevorwurf ab und unterstellen unserem von humanistischen Prinzipien geleiteten Rechtssystem zugleich, diese nicht zu beachten. Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass die Auswahl des Menüpunktes NEIN grundsätzlich zu einem erhöhten Strafmaß führt, da es die Uneinsichtigkeit des Angeklagten verdeutlicht ...“

IHR URTEIL WIRD GELADEN ... LOADING ...

Der unglückliche Bürger stockte, seine dunklen Brauen schoben sich nach oben und seine Augen öffneten sich immer weiter. Franks Mund wurde zu einem staunenden Loch, aus dem ein Tropfen herausfiel. Sein Verstand war blockiert, kurzzeitig auf „Standby“ gestellt.

Die eingegangenen Daten waren zu groß und zu schrecklich, um von seinem Gehirn verarbeitet werden zu kön-

nen. Der biologische Computer unter Franks Schädeldecke stürzte ab.

Dann schlug ihm der Gerichtscomputer in Zelle 4/211 mit noch größerer Dreistigkeit ins Gesicht. Das Urteil wurde verkündet:

„Bürger 1-564398B-278843! Sie werden hiermit zu 5 Jahren Haft in einem Zentrum für Umerziehung und Resozialisierung verurteilt!

Zur Begründung: Die statistische Wahrscheinlichkeit für theoretische schwere Körperverletzung beträgt in Ihrem Fall 78,11 %!

Die statistische Wahrscheinlichkeit für zukünftiges subversives Verhalten beträgt bei Ihnen 53,59 %! Weiterhin hat sich die Auswahl des Menüpunktes NEIN strafverschärfend auf Ihr Urteil ausgewirkt. Doch seien Sie unbesorgt: Es gibt mittlerweile zahlreiche Einrichtungen, in denen Menschen wie Sie bestens therapiert werden können, um wieder ein glückliches und angepasstes Leben in unserer humanistischen Gesellschaft führen zu können. Wir danken für Ihr Verständnis!“

Franks Blick bohrte sich in den Bildschirm, seine Ohren dröhnten. Die elektronische Frauenstimme hallte in seinem Kopf nach wie das Echo einer Atombombenexplosion. Sie wurde zu einem schleimigen Wurm, der sich durch die Ohrmuschel bis hinein in sein Gehirn fraß.

„5 Jahre Haft?“, stammelte Kohlhaas.

Frank versuchte, sich selbst zu erklären, dass ihn sein Gehör getäuscht hatte. Allerdings stand das Urteil in seinem ganzen Schrecken auch auf dem Bildschirm. Beide Sinne konnten sich nicht irren. Er war verurteilt. Es stimmte.

In seiner Schockstarre nahm Kohlhaas kaum wahr, dass das elektronische Schloss hinter ihm einrastete und sich die Gerichtszelle automatisch versperrte. Die Verdammnis war verkündet und der Kerker verschlossen worden. In den ersten Minuten war Frank viel zu perplex, um Zorn zu empfinden. Noch konnten Gefühle wie Hass und Wut keinen Raum finden. Dafür war die Verzweiflung zu übermächtig.

Für diesen Vorgang wurden Frank 411,66 Globes Verwaltungsgebühr von seinem Scanchip-Konto abgebucht, worauf ihn die Stimme noch hinwies. Er sollte sich jetzt ruhig verhalten und warten, bis ihn die Polizeibeamten in seiner Gerichtszelle abholten und zu einem Transportfahrzeug begleiteten.

Bürger 1-564398B-278843 nahm die weiteren Anweisungen nur noch emotionslos zu Kenntnis. Zu schwerwiegend war der Zustand der Betäubung. Erst eine halbe Stunde später raffte sich Frank auf, um in seiner Verzweiflung zu weinen und zu schreien. Doch es fehlte ihm die Kraft und so sank er schnell wieder zu Boden, kroch in eine dunkle Ecke und wartete.

„Vielleicht ist es auch bloß ein Missverständnis. Sicherlich wird sich die Sache aufklären lassen“, flackerte es zeitweilig Franks Verstand auf. „Ja, ich muss es den Beamten sagen. Sie sollen es noch einmal überprüfen. Der Computer muss sich geirrt haben.“

Als sich etwa eine Stunde später zwei Polizisten der Gerichtszelle näherten, hörten sie Frank schon von weitem lamentieren.

„Das ist heute der mit Abstand lauteste Kandidat“, sagte der eine hämisch.

„Ja, der hat ein beachtliches Organ!“, antwortete der andere.

Die stählerne Tür der dunklen Gerichtskammer öffnete sich und den Polizisten bot sich ein trauriger Anblick. Aber es war kein Bild, das ihnen fremd war. Derartige Ausbrüche von Angeklagten waren nach automatisierten Gerichtsverfahren vollkommen normal. Der verurteilte Bürger wurde abgeholt …

Big Eye

Der Transport nach „Big Eye“, einem der größten und modernsten Hochsicherheitsgefängnisse im gesamten Verwaltungssektor „Europa-Mitte“, dauerte nicht allzu lange, obwohl er Frank wie eine Ewigkeit vorkam. Geistig abwesend, wie von einem Betäubungspfeil getroffen, ließ er die schöne ländliche Gegend auf dem Weg nach Bernau an sich vorbei ziehen.

Die Polizeibeamten schwiegen die meiste Zeit über oder unterhielten sich über die neue Fernsehshow „Der kleine Flüsterer“, bei der Kinder Preise gewinnen konnten, wenn sie subversives Verhalten bei ihren Eltern oder Verwandten aufdeckten.

Eigentlich hatte es sich Frank vorgenommen, die Polizeibeamten anzusprechen, um ihnen zu sagen, dass alles bloß ein Justizirrtum sei, aber er tat es nicht. Und seine Wächter machten auch nicht den Eindruck, als ob sie die Meinung des Verurteilten interessierte.

Nach einer Weile wurden die Umrisse eines riesigen Gefängniskomplexes am Horizont sichtbar. Das war „Big Eye“. Frank hatte einmal eine Fernsehreportage über diese Anstalt gesehen, wo den Zuschauern nur glückliche und geheilte „Patienten“ (so war die offizielle Bezeichnung) gezeigt worden waren.

Jetzt war er selbst auf dem Weg dorthin. Das Gebäude war von hohen Betonmauern umringt, die mit Stacheldraht und Wachtürmen versehen waren. Es besaß mehrere Stockwerke und an einer der Außenmauern erkannte der Häftling jenes seltsame Symbol, das ihm schon heute

morgen auf dem Etikett seines Kaffeepulverglases aufgefallen war: eine Pyramide mit einem Auge in ihrer Spitze. Das Zeichen sah zwar etwas anders aus als das Firmensymbol der „Globe Food“ Ladenkette, doch die Ähnlichkeit war trotzdem eindeutig.

„Big Eye – das große Auge. Niemand entkommt seinem Blick!“, dachte Frank von Furcht ergriffen.

Der „Patient“ wurde aus dem Transporter geführt und die Beamten mussten diesmal nicht grob werden. Kohlhaas folgte ihnen schweigend, wie in Trance nahm er alle Anweisungen und Befehle zur Kenntnis. Kleiderordnung, Essensausgabe, Schlafenszeit. Er hörte kaum hin, versunken in finsteren Gedanken.

Doch das alles spielte keine Rolle. Frank sollte laut Gerichtsurteil fünf Jahre hier bleiben und hatte demnach Zeit genug, den Tagesablauf bis ins kleinste Detail zu verinnerlichen. Nachdem Kohlhaas seine Straßenkleidung abgegeben hatte, musste er ein weißes Hemd und eine weiße Hose anziehen, ebenso weiße Turnschuhe.

„Sie bekommen jede Woche eine neue Garnitur“, erklärte ihm einer der Wärter. „Folgen Sie mir jetzt, Bürger 1-564398B-278843! Ab heute heißen Sie in dieser Anstalt übrigens 111-F-47! Patient 111-F-47! Haben Sie das verstanden?“

Frank brachte ein „Ja“ heraus und nickte.

„Gut!“, fuhr der Wärter fort. „Dann folgen sie jetzt den Vollzugsbeamten, die Sie in Ihre Zelle im Block F bringen werden. Machen Sie keine Schwierigkeiten!“

Der neue Gefangene wurde viele Treppenstufen hinauf bis in eines der obersten Stockwerke des Gefängniskom-

plexes geführt. Innerlich gebrochen stierte Frank die meiste Zeit auf den Boden, doch selbst in seiner lethargischen Schockstarre fiel ihm auf, dass von den anderen Gefangenen fast nichts zu hören war. Keine Gespräche, kein Schreien oder sonst irgendein Laut. Es war beklemmend. Die tiefen Gänge von „Big Eye" waren unheimlich still; sämtliche Zellentüren bestanden aus grauschwarzem Stahl, darauf leuchteten große, rote Nummern.

Die Zelle mit der Nummer 47 in Block F war für Frank bestimmt. Dieser versuchte sich indes vorzustellen, dass alles nur ein böser Traum sei. Es konnte einfach nicht real sein und gleich würde er aufwachen, um sich als erstes an dem fauligen Eiergeruch im Hausflur zu erfreuen. Er würde aus seiner Wohnung hinauslaufen und laut über den Gang schreien: „Schön, dass du da bist, Gestank!"

Ja, das wollte Frank tun, denn gleich würde er sicherlich fortfliegen und dieser schreckliche Ort wäre vergangen wie ein böser Gedanke. Doch nichts geschah.

„111-F-47! Wir sind da! Das ist ihre Zelle!", rief plötzlich einer der Vollzugsbeamten.

Der stämmige Mann mit dem braunen Schnauzbart und den kantigen Wangenknochen gab den Access Code ein und die Zelle öffnete sich.

„Rein da, 111-F-47!", knurrte er.

In diesem Moment kehrte die Klarheit wieder in Franks Geist zurück. Plötzlich wurde ihm mit aller Schärfe bewusst, dass er ganze fünf Jahre in dieser Höllenkammer verbringen sollte. Das ließ seinen Verstand wie Glas zersplittern. Frank brach zusammen und verlor das Bewusstsein.

Nach einer unbestimmten Zeit wachte Kohlhaas wieder auf. Aufgeweckt von gleißend hellem Neonlicht, das sich durch seine Augenlider fraß. Zwar war Frank noch benommen und desorientiert, doch war das Licht so penetrant, dass es ihm regelrecht in den Schädel stach.

„Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!", dröhnte eine Stimme aus irgendeiner Ecke des Raumes, in welchen man den Heilungsbedürftigen gesperrt hatte.

„Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!", schallte es erneut. Frank lag mit dem Rücken auf einer weißen Kunstlederpritsche und seine Kopfschmerzen kehrten mit aller Macht zurück. „Wachen Sie auf, Patient 111-F-47!", dröhnte es wieder und wieder.

Franks Schädel fühlte sich an, als wäre er in einen Schraubstock gespannt worden, er hatte Hunger und war zugleich vollkommen müde und schlapp.

„Lasst mich in Ruhe!", stammelte er und versuchte, sich von dem grellen Licht weg zu drehen. Doch das war kaum möglich.

„Patient 111-F-47! Hören Sie zu!", hallte es von der Decke der Zelle.

Frank setzte sich auf die Kante der Pritsche und hielt sich die Hände vor die Augen. „Was soll das?", schnaufte er.

„Herzlich willkommen in Ihrer Holozelle, Patient 111-F-47! Haben Sie keine Angst. Sie befinden sich in einer Heilanstalt und wir wollen Ihnen helfen!", erläuterte die metallische Frauenstimme aus dem Lautsprecher.

„Diese neuartige Holozelle ist ein Teil Ihrer Therapie, Patient 111-F-47! Wir nutzen diese Einrichtungen hier in „Big Eye", um Ihnen zu helfen, den Pfad des angepassten

Bürgers wiederzufinden. In dieser Holozelle verschwimmen alle Konturen; sie ist unbegrenzt, wie die „One-World", deren glücklicher Bürger Sie wieder werden sollen. Vertrauen Sie uns und unseren neuesten Therapiemöglichkeiten. Von Menschenfreunden entwickelt, um kranken Menschen zu helfen. Diese Zelle beinhaltet die Freiheit, weil sie keine Grenzen kennt. Es ist Ihre Freiheit, die Freiheit Ihres Geistes, der unter unserer Leitung lernen wird, sich selbst zu heilen."

Kohlhaas hielt sich noch immer den schmerzenden Schädel. Dieses Licht war unerträglich. Es war derart grell, dass es körperliche Qualen verursachte.

Verstört musterte Frank seine neue Heimat. Der Raum war vielleicht zehn mal zehn Meter groß, unter Umständen auch kleiner. Aufgrund des extrem hellen, weißen Lichtes waren die Konturen der Wände und die Zellentür kaum zu erkennen.

Der grauenhaft Lichtschein drang unbarmherzig bis in die letzten Winkel von Franks Gehirn vor. Auch wenn er die Augen zukniff, so belagerte die unnatürliche Helligkeit seinen verbarrikadierten Kopf beharrlich wie eine Armee. Franks Kopfschmerzen wurden unerträglich. Er übergab sich auf die Pritsche und kroch in eine Ecke.

„Patient 111-F-47! Hören Sie? Sie sind in einer Holozelle! Haben Sie das verstanden? Wenn ja, dann heben Sie die Hand!", forderte der Lautsprecher energisch.

Kohlhaas signalisierte, dass er verstanden hatte und kauerte sich wimmernd zusammen. In seiner Zelle befanden sich keine Gegenstände, es gab lediglich die Pritsche und eine Toilette an der gegenüberliegenden Wand. Ansonsten war hier nur das beißende Licht.

„Sie werden zweimal am Tag eine Stunde Umerziehung erhalten!“, erklärte die Stimme aus der oberen Ecke des Raumes. „Die erste Umerziehungsstunde beginnt in 30 Minuten! Machen Sie sich bereit, 111-F-47!“

Frank war mit der Situation vollkommen überfordert und vergrub das Gesicht hinter seinen Knien. Er versuchte, an nichts mehr zu denken und hätte alles dafür getan, das gleißende Licht abschalten zu können. Doch das stand nicht in seiner Macht. So wie nichts in „Big Eye“ in seiner Macht stand. Frank war hier nur die weiße Maus, die kleine Laborratte im Käfig, die alles erdulden musste, was sich die Erfinder dieser sogenannten „Heilanstalt“ ausgedacht hatten.

Wenig später begann die Umerziehungsstunde, wobei der Lautsprecher 111-F-47 noch einmal intensiv die Gründe der „Therapie“ erläuterte. Er sagte, dass man hier einen „guten Menschen“ aus Frank machen wollte. Einen Menschen, der menschlich ist, indem er seine Menschlichkeit überwindet.

So ging es eine ganze Stunde lang, während das Licht immer schlimmer brannte und schmerzte. Zeitweise verlor Kohlhaas die Orientierung, da ihn der grelle Schein wie ein weißer Nebelschwaden einhüllte. Franks Kopf dröhnte. Und dann war da noch dieses metallisch klingende Gerede, diese stählerne Computerfrau, die ihn quälte.

„Ich halte diesen Wahnsinn keine zwei Wochen aus!“, sagte Frank zu sich selbst und rollte sich in der Ecke wie ein Säugling zusammen. „Ich will, dass es aufhört! Bitte Gott!“

Doch Gott hörte ihn nicht. Zu perfekt war die Schallisolierung der Holozelle im Gefängniskomplex „Big Eye“.

Wenn Frank hier einen Gott hatte, dann war es er oder sie oder es, das Wesen hinter dem Lautsprecher.

Nachts um 22.00 Uhr wurde das grelle Licht abgeschaltet. Dann wurde die Zelle schlagartig stockfinster. So finster, dass nicht die kleinste Lichtquelle übrig blieb. Frank sah die Hand vor Augen nicht mehr, während in seinem Kopf noch die Nachwirkungen des gleißenden Lichtscheins als bunte Farben umherhüpften.

Es gab hier nur extrem hell oder extrem dunkel. Wer auch immer das Konzept der Holozelle entwickelt hatte, wusste genau, dass diese grausame Form der Konditionierung selbst den widerspenstigsten Mann innerhalb kürzester Zeit in einen willigen Sklaven verwandelte.

Und so vergingen die ersten Tage in „Big Eye" langsam und qualvoll; sie hinterließen viele Narben im Verstand des neuen Häftlings. Doch es gab kein Entkommen, keine Möglichkeit zu fliehen, keine Rettung durch Gott. Nur der Teufel schien sich für „Big Eye" zu interessieren – vermutlich hatte er diese Hölle auf Erden sogar selbst entworfen.

„Stehen Sie gerade, Patient 111-F-47! Hier in „Big Eye" gibt es keine Gewalt unter Patienten, keine Aufstände und keinen Zwist – denn hier bleibt jeder die gesamte Haftzeit über für sich allein. Sie, 111-F-47, sind einer der ersten heilungsbedürftigen Menschen, der das Glück hat, seine Therapie in einer Holozelle zu erhalten. Wir freuen uns für Sie, dass das computergestützte Auswahlverfahren Sie für diesen Raum vorgesehen hat.

Verhalten Sie sich willig, seien Sie anpassungsfähig und lernen Sie die Regeln des Systems zu respektieren. Nicht jeder Patient hier hat das Privileg, in eine Holozelle zu kommen. Sie sind einer der Prototypen. Also strengen Sie sich an und unterstützen Sie die Entwickler der Holozellen-Therapie, indem sie ihnen zum Erfolg verhelfen!“, hallte es eines morgens durch den Raum.

Anschließend wurde Patient 111-F-47 erklärt, wie wichtig es sei, alles zu glauben, was die Medien sagen. Dass es nötig wäre, den Menschen von seinen Instinkten zu befreien, seinen noch zu sehr an die Natur gebundenen Verstand neu zu formatieren und ihn psychisch richtig zu programmieren. Wie unumgänglich die ständige Sedierung des Menschen sei, damit er als friedlicher Konsument sein Lebensglück finden konnte.

In diesen langen Wochen der Isolation, der grellen künstlichen Tage und der schwarzen unnatürlichen Nächte war es Franks größte Sorge, nicht den Verstand zu verlieren. Die Einsamkeit, die Langeweile und vor allem das bohrende Licht hatten ihn schon nach einem Monat in eine traurige Gestalt verwandelt. Sehr oft dachte er jetzt an seinen Vater und seine Schwester, die einzigen Mitglieder seiner Familie, die noch da waren. Franks Mutter war vor drei Jahren gestorben, er hatte sie sehr geliebt und mit ihrem Tod nicht bloß seine biologische Mutter, sondern auch seine engste Bezugsperson auf dieser Welt verloren. Die Zeit danach war hart gewesen. Seitdem hatte Frank niemanden mehr zum Reden gehabt.

Zu seinem Vater, Rainer Kohlhaas, der im östlichen Teil Berlins wohnte, hatte Frank immer nur unregelmäßigen

Kontakt gehabt. Selten, zu selten, hatte er ihn besucht, wenn er ehrlich war. Allerdings war Rainer Kohlhaas auch ein gefühlsarmer Klotz; jedes Gespräch mit dem wortkargen Mann war mühsam. Gestritten hatten Frank und er früher häufig. Oft hatte Rainer seinen Unmut über Franks Lebensweg zu offen gezeigt und als positives Gegenbeispiel stets seine Schwester Martina hochgehalten. Doch jetzt waren diese Dinge nicht mehr von Bedeutung.

Ab und zu hatte Frank mit seiner älteren Schwester, der Erfolgreicheren der beiden Kinder, telefoniert. Martina Kohlhaas war Lehrerin geworden und hatte geheiratet. Frank beneidete sie um ihre gute Bezahlung, obwohl ihm Martina bereits gebeichtet hatte, wie sehr sie der Lehrerberuf belastete. Sie unterrichtete die Fächer „Biologie" und „Englisch" an einem Einheitsschulkomplex in Wuppertal im Unterbezirk Westfalen-Rheinland.

Die Situation an den Schulen beschrieb sie als immer unerträglicher und Frank hatte den Verdacht, dass sie Beruhigungsmittel schluckte oder trank. Aber Martina hatte bis heute durchgehalten; ihrem Mann und ihrem Sohn, dem kleinen Nico, zuliebe. Frank hatte seinen Neffen erst zweimal gesehen, war aber immer stolz gewesen, Onkel zu sein.

In diesen schrecklichen Tagen vermisste Frank seine Familienangehörigen sehr. Vermutlich wussten sie nicht einmal, dass er hier eingesperrt war. Sie wunderten sich vermutlich bloß, dass er seit Wochen nicht mehr ans Telefon ging.

Vielleicht hatten die Behörden seinen Vater und seine Schwester aber auch informiert, dass er straffällig geworden und jetzt unter die Verbrecher geraten war. Frank

wusste es nicht, doch er konnte sich das Gesicht sein Vaters vorstellen, wenn dieser eine solche Nachricht erhielt.

„Ich hatte immer die Befürchtung, dass der Junge sein Leben vergeudet. Jetzt hat er alles endgültig versaut“, hatte Rainer vielleicht gemurmelt. Frank mochte lieber nicht an daran denken.

„Was ist wohl aus meiner Wohnung geworden?“, grübelte er vor sich hin. „Mit Sicherheit ist sie bereits neu vermietet worden. Das geht schnell, wenn die Miete nicht mehr vom Scanchip abgebucht werden kann.“

In diesem Kerker konnte Kohlhaas nur mit sich selbst sprechen. Ab und zu machte er seiner Verzweiflung auch mit wildem Geschrei Luft. Doch das änderte nichts. Es war erst ein einziger Monat verstrichen und Frank kam es vor, als wäre er bereits vom einen Ende der Hölle zum anderen gelaufen.

Leicht war es nicht, hier durchzuhalten. Und da die zwei Umerziehungsstunden bald das Interessanteste waren, was an einem Tag in der Holozelle geschah, freute sich Frank nach einer Weile sogar darauf.

Manchmal versuchte er jedoch auch den Lautsprecher, der viel zu hoch hing, um ihn zerstören zu können, herunter zu reißen. Dann steigerte er sich in eine solche Wut hinein, dass er gegen die Wände trat oder sich selbst in den Arm biss, bis das Blut floß.

Franks einsamer Kampf gegen die Windmühlen ging so einige Zeit weiter. Immer erfolglos und immer näher am Verlust des gesunden Menschenverstandes. Manchmal schrie er vor dem Lautsprecher laut herum, bettelte um Gnade und Vergebung und gelobte jede Regel und jede

Vorschrift für alle Ewigkeit zu befolgen; alles zu glauben und alles zu tun, was man von ihm verlangte. Doch niemand antwortete ihm jemals.

Als zwei Monate herum waren, brach Frank immer öfter in Tränen aus oder verkroch sich jammernd unter seiner Kunstlederpritsche. Er bildete sich ein, bereits den Verstand verloren zu haben. Patient 111-F-47 traute seinem eigenen Urteil nicht mehr und verlor allmählich den Bezug zur Realität.

Im dritten Monat seiner Haftzeit machte Frank den Wahnsinn schließlich zu seinem Begleiter. Er stellte ihn sich als Zellengenossen vor: Groß, hager, mit blasser Haut und tiefen Furchen im Gesicht. Auch in der vorschriftsmäßigen weißen Zellenkleidung von „Big Eye". Wenn der Wahnsinn neben Frank auf der Pritsche saß, antwortete ihm dieser jedoch nie. Er grinste bloß und entblößte dabei seine gelblich-braunen Zähne. Aber trotzdem erzählte ihm Frank eine Menge Dinge. Manchmal bildete er sich auch ein, dass „Herr Irrsinn", wie ihn Kohlhaas nach einiger Zeit nannte, in der Finsternis der Nacht in der Ecke lag und schnarchte. Dann kroch er über den Boden und versuchte ihn zu finden, um ihm zu sagen, dass er gerne in Ruhe schlafen wollte.

Frank dachte über eine Vielzahl verwirrender Dinge nach und machte sie mehr und mehr zu einem Teil seiner Welt. Längst hatte er die Grenzen des menschlichen Verstandes hinter sich gelassen. Licht, Finsternis, Umerziehung, Irrsinn. Jeder neue Tag forderte ein weiteres Stück von Franks Seele.

„Das ist die Armee der Lichtteilchen, die mit ihren Rammböcken die Augenlider Stück für Stück niederreißt und dann laut grölend ins Innere der Schädelfestung vorstürmt – alles abschlachtend und zerstörend. Und ja, diese grausame Horde richtet ein Massaker unter meinen grauen Zellen an“, dachte Frank, wenn er das weiße Licht kaum noch ertragen konnte.

Dann kamen die Phasen, in denen Kohlhaas seinen Körper stundenlang auf Krankheiten absuchte. Überall fand er plötzlich bösartige Knoten und Parasiten. Degenerierte Pickel und seltsame Hubbel unter der Haut, die ihn mit Sorge erfüllten.

Am Ende des dritten Monats entdeckte er, als er wieder einmal auf dem Boden kauerte, um sich vor dem aggressiven Licht zu schützen, einige rote Punkte neben der Toilette. Frank war sich sicher, dass es Blutspritzer waren, die das Gefängnispersonal nur notdürftig mit weißer Farbe überstrichen hatte. Herr Irrsinn hatte dazu keine Meinung, obwohl er die ganze Zeit über in der Ecke saß und Frank traurig ansah.

Oft dachte Kohlhaas darüber nach, ob es tatsächlich möglich sei, den eigenen Kopf an der Wand oder der keramischen Toilettenschüssel so zu zerschmettern, dass er diesen Höllentrip hinter sich hatte. Was würde passieren, wenn er es versuchte? Würden ihn die Wärter im letzten Moment retten, um ihn weiter in dieser Kammer verrotten zu lassen?

Eine andere Möglichkeit war, da es hier weder Bettwäsche noch andere Gegenstände gab, die einen Selbstmord ermöglichen, sich selbst die Pulsadern aufzubeißen. Doch jedes Mal, wenn Frank diese Gedanken hatte, verlor er

den Mut, es dann wirklich zu tun. Außerdem schaute Herr Irrsinn stets sehr besorgt, wenn Frank zu intensiv an Selbstmord dachte. Die Holozelle blieb und Patient 111-F-47 war ihrer Grausamkeit weiterhin ausgeliefert.

Ab dem vierten Monat seiner Gefangenschaft verbrachte Frank die meisten Tage damit, stundenlang und regungslos auf dem Bauch zu liegen – unter seiner Pritsche.

„Soll Herr Irrsinn doch auf der Pritsche liegen, ich liege darunter. Soll er sich doch dieses verdammte Licht antun. Mich erreicht es hier nicht mehr“, meinte Kohlhaas mit dem Brustton der Überzeugung.

An seine Familie dachte Frank jetzt seltener. Und was sollte ihm die Erinnerung auch nützen? Hier war er von allen getrennt. Vom Rest dieser dahinsiechenden Menschheit, wozu auch Vater, Schwester und sein kleiner Neffe gehörten.

Nicht umsonst hatte ihm die computergesteuerte Frauenstimme neulich erklärt: „Die Bindungen an Familie und Sippe sind Fehlleistungen der Natur und der Bürger der Neuen Weltordnung kommt ohne sie aus. Sie müssen durch moderne Regeln korrigiert werden. Die Familie schadet der neuen Ordnung und behindert die ökonomische Entwicklung.

Der Mensch muss lernen, sie zu überwinden. Die Familie ist nicht fortschrittlich, sie hemmt jede Weiterentwicklung. Vergessen Sie Ihre Familie, denn Ihre neue Gemeinschaft ist die Gemeinschaft der Einen Welt. Sie sind ein Teil des Ganzen und das Ganze ist ein Teil von Ihnen, Patient 111-F-47!“

In dieser Phase des geistigen Zerfalls war es Franks einzige Unterhaltung, die Staubkörner auf dem Zellenboden zu begutachten und dabei festzustellen, dass es dort mehr interessante Formen und Farben zu bestaunen gab, als man gemeinhin dachte. Manchmal war dies für Frank derart faszinierend, dass er kaum mehr hinhörte, wenn die sanfte Stimme der Umerziehung aus dem Lautsprecher ihm erklärte, warum die alte Ordnung der Welt falsch und die neue ausnahmslos richtig war.

Als der fünfte Monat anbrach, wurde Frank auf einmal sehr gesprächig. Stundenlang erzählte er Herrn Irrsinn alle möglichen Dinge. Kohlhaas hielt Reden, die den Anweisungen der Umerziehungsstunden sehr ähnlich waren. Er hatte sich nämlich vorgenommen, Herrn Irrsinn, immerhin eine bedeutende Persönlichkeit, die auch bei vielen anderen Menschen häufig zu Gast war, umzuerziehen.

So predigte ihm Frank stets die wichtigsten Aspekte einer jeden Umerziehungsstunde; rezitierte sie, brüllte sie und schlug und trat manchmal auf Herrn Irrsinn ein, wenn dieser ihn nicht interessiert genug ansah. Und obwohl er diesen Herrn in der Ecke, der auch gelegentlich auf der Pritsche saß, eigentlich als seinen Zellengenossen und Freund betrachtete, musste er ihm manchmal auch weh tun, damit er lernte. Am Ende hatte Patient 111-F-47 in Herrn Irrsinns Ecke ein beachtliches Loch in die Wand getreten – diesen allerdings nie getroffen.

Als noch ein weiterer Monat verstrichen war, hatte Frank es aufgegeben, Herrn Irrsinn zu überzeugen, auch ein braver Bürger des neuen Weltstaates zu werden. Jetzt versuchte er, sich jedes einzelne Wort der Umerziehungs-

stunden zu merken und oft konnte er die ersten zwei oder drei Minuten komplett auswendig nachplappern. Frank schrie, sang und heulte die Phrasen aus dem Lautsprecher nach wie ein Papagei.

Die Notwendigkeit der Registrierung der Erdbevölkerung, die Pflicht des Gehorchens, die Selbstregulierung der Ökonomie, die Errichtung einer Gesellschaft ohne Geschlechter, Völker und Rassen, das Gebot von der Auflösung aller Kulturen und Religionen, die Heilslehre von der Weltdemokratie unter der Führung wahrer Menschenfreunde …

Franks Gedächtnis erwies sich als erstaunlich leistungsfähig, obwohl es vom Pilz des Wahnsinns schon stark befallen war. Längst verstand sich Frank als Lernender. Und manchmal schrie er, wenn der Lautsprecher wieder zu ihm sprach, mit blutunterlaufenden, kochenden Augäpfeln: „Jawohl, so ist es!“

Mittlerweile war ein halbes Jahr vergangen und Patient 111-F-47 hatte viele Möglichkeiten entwickelt, die Stunden tot zu schlagen. Sogar einen eigenen Tagesplan hatte Frank im Geiste aufgestellt:

- Essen
- Möglichst viele Wörter aus der Umerziehungsstunde auswendig lernen.
- Herrn Irrsinn diese erklären (aber nur, wenn er zuhört).
- Die Fasern der weißen Tapete genauer inspizieren.
- Das Zimmer nach Staub absuchen.

- Mittagessen
- Sich mit Herrn Irrsinn streiten.

Franks Essenrationen kamen dreimal täglich durch eine Klappe an der Wand. Man hatte freundlicherweise darauf geachtet, dass er seine Holozelle auch zum Zweck der Nahrungsaufnahme niemals verlassen musste.

Nach zwei weiteren Monaten sahen die Überwachungskameras von „Big Eye", die jede Zelle im gesamten Gefängniskomplex fest im Blick hatten und auch Raum 47 in Block F ständig scannten, nur noch einen Häftling, der die meiste Zeit des Tages wie tot auf seiner Pritsche lag.

Frank Kohlhaas, Patient 111-F-47, hatte sich einer fatalen Lethargie ergeben und wünschte sich nichts sehnlicher, als das Aussetzen seines Herzens. Die Behandlung hatte ihn zerbrochen und selbst das irrationale Verhalten und die emotionalen Ausbrüche, die ihn bis dahin, unter der freundlichen Leitung von Herrn Irrsinn, noch auf den Beinen gehalten hatten, waren verschwunden.

Über acht Monate Holozelle hatten Franks Verstand so stark zerfressen, dass sich auch sein Körper weigerte, die Tortur noch länger mitzumachen. Das grelle, bösartige Licht, das ihn 14 Stunden am Tag quälte, hatte seinen Henkersdienst fast getan, ebenso die undurchdringliche Dunkelheit der künstlichen Nächte. Die Holozelle 47 im Block F, diese Höllenkammer ohne Fenster, nur mit Pritsche, Toilette und Essensklappe in der weißen Wand, hatte den Verurteilten zu Grunde gerichtet. Nicht einmal Franks einziger Freund, der stumm grinsende Herr Irrsinn, hatte es ausgehalten – denn er war weg.

Am 21.03.2028 wurde das Licht wie üblich um 22.00 Uhr von der computergesteuerten Anlage von „Big Eye" abgeschaltet. Der halb ohnmächtige Frank, der in seiner Zelle mit dem Gesicht nach unten in einer Lache seines Speichels lag, wurde erneut von der Dunkelheit verschluckt. Er selbst nahm dies nicht einmal mehr wahr.

Am folgenden Tag unternahm die Armee der Lichtteilchen einen weiteren Großangriff auf Franks Kopf. Mit lautem Getöse donnerte sie Rammböcken gleich gegen seine Augenlider und schaffte es, den halbtoten Patienten noch einmal aufzuwecken. Doch Franks Wille war zerschmettert. Was sollte ihn jetzt noch ein weiterer Tag von Hunderten in dieser Holozelle interessieren? Er hoffte, mit dem noch glimmenden Rest seines Verstandes, dem Tod möglichst bald zu begegnen und war sicher, dass er den Gevatter wie einen Erlöser feiern würde, wenn er endlich erschien.

Am 22.03.2028 um 9.45 Uhr morgens dröhnte die elektronische Frauenstimme plötzlich durch die grell erleuchtete Zelle. Frank lag nach wie vor wie ein sterbendes Tier auf dem Boden und vernahm ihren Klang kaum mehr. Der kleine Teil seines Hirns, der von der Horde der Lichtteilchen noch nicht überrannt und geschleift worden war, wunderte sich kurz darüber, dass es nach dem Weckruf noch eine weitere Ansage gab, doch dann schaltete er sich wieder aus. Trotzdem war dies seitdem Frank hier war noch nicht vorgekommen. Es war ungewöhnlich.

„Aufgepasst, Patient 111-F-47! Ihre Holozelle wird ab morgen aufgrund von Räumlichkeitsumstrukturierungen durch die computergesteuerte Verwaltung von „Big Eye“ einem anderen Patienten zur Verfügung gestellt. Sie selbst werden in die Heilanstalt „World Peace“ nach Bonn verlegt, wo Ihre Therapie die nächsten vier Jahre und vier Monate fortgesetzt werden wird.

Seien Sie unbesorgt, Ihr Heilungsprozess wird nicht unterbrochen. Eine Holozelle gleicher Art steht in „World Peace“ für Sie bereit!“

Kohlhaas dachte kaum über den Inhalt der Durchsage nach. Sollten sie ihn doch hinbringen, wohin sie wollten. Er würde hoffentlich bald tot und frei sein.

Doch bis zum nächsten Morgen lebte Frank noch. Sein Herz hatte sich geweigert, das Schlagen einzustellen, obwohl es sich sein Besitzer so innig wünschte.

Frank hatte sich während der gesamten Nacht überhaupt nicht mehr bewegt und wartete tief im Inneren nur noch darauf, dass sein Leben endlich zu Ende ging.

Doch das verstanden die drei Vollzugsbeamten nicht, die pünktlich um 8.00 Uhr seine Holozelle öffneten und den Raum betraten. Sie waren die ersten Menschen seit über acht Monaten, die Frank hier „besuchten“. Wenn auch nur, um ihn von A nach B zu verfrachten; von einer Höllenkammer in die andere.

„Der Kerl atmet noch, aber er sieht verdammt fertig aus“, sagte einer der drei Wächter.

„He! Steh auf, wir haben nicht ewig Zeit, Mann“, brummte ein weiterer und versetzte Frank einen leichten Tritt in den Rücken.

„Hrrrr!“, gab der Gefangene von sich und zuckte leicht.

„Verdammt, der Typ ist wirklich kaputt. Sieh dir das an, Kevin“, staunte der dritte Vollzugsbeamte. „Hol mal ein Aufputschmittel, sonst bekommen wir den hier nicht mehr auf die Beine.“

Einer der Beamten entfernte sich und kam eine Viertelstunde später mit einem Becher Wasser und zwei roten Pillen wieder.

„Hey! Hey, 111-F-47! Mach mal den Mund auf. Ja, so is' brav, Junge. Und jetzt runter damit“, rief er.

Frank schluckte die Pillen geistesabwesend hinunter und konnte wenig später zumindest gestützt laufen. Er verstand nicht, was mit ihm passierte und bemerkte kaum, dass er die verhasste Holozelle hinter sich ließ.

„Los! Reiß dich zusammen, Mann! Du sollst gehen. Ja, so ist es gut. Einen Fuß vor den anderen! Vorwärts!“, brummte der Wächter, der Frank abstützte.

Patient 111-F-47 wurde aus dem Gebäude des „Big Eye“ Gefängnisses nur mit Mühe und Not herausgeschafft. Er war so schwach und weggetreten, dass ihn die drei Vollzugsbeamten mehr oder weniger hinter sich her schleifen mussten.

„Dass der Kerl nach zwei Pillen Steroin noch immer nicht fit ist“, bemerkte einer der Gefängnisangestellten erstaunt. „Los jetzt, der Transportfahrer wartet schon in Halle B!“

Irgendwann hatten die beiden Wächter Frank mit Hilfe von Steroin, einem hochkonzentrierten Aufputschmittel, und ein paar Schlägen auf den Kopf bis zum Transport-Van befördert. Frank kroch die drei Stufen der Metalltreppe hoch und sank auf einem der Sitze nieder. Seine

Hände wurden mit Handschellen hinter dem Rücken gesichert. Stumpf starrte er auf den Boden.

„Passt auf den Typ auf! Der ist fertig! Nicht, dass er euch während der Fahrt noch alles voll kotzt oder sogar verreckt“, gab der Vollzugsbeamte seinen Kollegen mit auf den Weg.

„Ja, wir passen schon auf!“, antwortete einer der Polizisten im Laderaum des Fahrzeugs.

Neben Frank befanden sich noch zwei Beamte und ein weiterer Häftling im Rückraum des Transport-Vans. Die Wächter waren mit Schrotflinten bewaffnet. Sie legten Frank, der vor Schwäche fast auf den Boden rutschte, und dem anderen Gefangenen einen zusätzlichen Sicherheitsgurt an, so dass sie nur noch ihre Beine bewegen konnten.

Gegen 9.00 Uhr setzte sich der Transporter in Bewegung und verließ das Gelände des Gefängniskomplexes „Big Eye“. Selbst wenn Frank die Gelegenheit gehabt hätte, durch ein Fenster einen letzten Blick auf den verhassten Ort des Horrors zu werfen, an dem er acht Monate lang geistig zu Grunde gerichtet worden war, so hätte er es nicht getan. Erstens hatte der Rückraum des Transporters ohnehin kein Fenster und zweitens war es Frank mittlerweile gleich, ob er in „Big Eye“, „World Peace“ oder sonst irgendwo den Tod fand. Hauptsache es würde schnell gehen – das war seine einzige Sorge. Nachdem sie eine Viertelstunde gefahren waren und niemand ein Wort gesprochen hatte, zischte der schräg gegenüber sitzende Gefangene Frank zu: „He! Pssst! Ich bin Alf! Wer bist du?“

Frank ignorierte die Frage des Mannes. Es interessierte ihn nicht, wer dort noch saß. Mit glasigen Augen stierte er

weiter auf den metallenen Boden des Rückraums. Plötzlich schrie einer der Polizisten dazwischen: „Bäumer, du Spinner! Halt dein verdammtes Maul! Kontakt unter Gefangenen ist gegen die Vorschrift!“

„Ich dachte, wir sind Patienten!“, antwortete der Häftling mit trotzigem Blick und einem leichten Anflug von Ironie.

Derweil reagierte der Polizist auf seine Weise. Er schlug Bäumer strack ins Gesicht und sagte: „Oh, tut mir leid, großer Revoluzzer. Wollte nicht unhöflich sein.“

Der Häftling schluckte einen Schwall aus Blut und Speichel herunter und blickte mit einem leicht psychopathischen Grinsen in Franks Richtung. Dieser war allerdings nach wie vor stumm und ließ sich auch durch den Anflug von Mut seitens des Fremden nicht aufmuntern.

„Alf Bäumer“, dachte er nur kurz, dann versank sein Verstand wieder in einem verschwommenen Nebel.

Alfred Bäumer, Patient 578-H-21, war ein hochgewachsener Mann. Er hatte einen dunkelbraunen Spitzbart, breite Schultern und eine Tätowierung am Hals. Die wenigen Blicke, die ihm Frank schenkte, zeigten das Bild eines kämpferisch wirkenden Mannes, der Anfang oder Mitte dreißig war. Vor allem seine hellblauen Augen und die große Narbe in der rechten Gesichtshälfte waren auffällig.

Wie lange die Fahrt bereits gedauert hatte, konnte Kohlhaas kaum sagen. Vielleicht eine weitere Viertelstunde. Alfred Bäumer schien die Sache indes klarer im Blick zu haben. Seine blauen Augen blickten die Polizeibeamten finster und feindselig an. Er fletschte die Zähne und

starrte bald wieder zu Frank herüber. Auf irgendetwas schien er zu warten.

Die Veränderung

In einem kleinen Waldstück nahe der Landstraße BAS-74 standen vier Männer im verregneten Unterholz und spähten nach Osten. Sie trugen Tarnkleidung, ihre Gesichter waren hinter schwarzen Sturmhauben versteckt. Drei von ihnen fingerten nervös an ihren Sturmgewehren herum, während einer durch einen Feldstecher starrte und den anderen Anweisungen gab.

„Wie lange noch, Sven?", fragte einer der Männer den mit dem Fernglas.

„Ich sage euch schon Bescheid. Sie müssten jeden Moment hier sein. Denkt daran, Jens schießt nur auf die Reifen, wir schießen nur auf die Fahrer", antwortete jener. „Und durchlöchert nicht aus Versehen den Rückraum, verstanden?", fügte er hinzu.

„Die Sache ist verdammt riskant. Hoffentlich kommen wir hier auch wieder weg", sagte einer der Männer leise.

„Jetzt ist es zu spät. Wir ziehen das durch. Prüft noch einmal eure Waffen!", zischte sein Hintermann.

Die Minuten vergingen und die vier Männer robbten weiter vorwärts, bis sie in unmittelbarer Nähe der Landstraße waren. Sven, der Maskierte mit dem Feldstecher, hielt plötzlich inne.

„Da! Da vorne! Das sind sie! Macht euch fertig!", rief er.

Alle huschten in Deckung und luden ihre Sturmgewehre durch. Der Transport-Van, auf den die vier Männer bereits seit zwei Stunden warteten, kam mit mittlerer Geschwindigkeit näher.

Es verging noch eine lange und zähe Minute voller Zweifel in den Herzen der vier Gestalten, die dort im Dickicht lauerten. Dann war es soweit. Und während sich die drei Polizisten, die in der Fahrerkabine des Gefangenentransporters saßen, noch darüber aufregten, dass sie wegen der Verlegung von lediglich zwei Häftlingen von Bernau bis nach Bonn fahren mussten, sahen sie plötzlich ein paar sich schnell bewegende Schatten aus dem Wald auf ihr Transportfahrzeug zurennen.

„Jetzt! Feuer!", brüllte der Späher mit dem Fernglas und alle vier Männer rissen ihre Waffen hoch, legten an und eröffneten einen ohrenbetäubenden Kugelhagel auf den Transporter.

„Tac-tac-tac-tac-tac!", dröhnte es durch das Waldstück und die stürmisch angreifenden Vermummten feuerten auf die Windschutzscheibe und die Reifen des Fahrzeugs. Mit einem lauten Klirren zerbarsten die Scheiben des Transport-Vans und er geriet ins Schleudern. Dann hielt das Fahrzeug an.

„Macht die Schweine kalt!", schrie einer der Maskierten und schoss wie von Sinnen weiter auf die Fahrerkabine. Einer der drei Beamten im vorderen Bereich des Vans hatte einen Kopfschuss abbekommen und ein gewaltiger Blutfleck hatte sich über der Kopfstütze seines Sitzes ausgebreitet. Sein Nebenmann war am Arm verletzt worden und hatte sich hinter dem Motorblock in Deckung geworfen; verwirrt tastete er nach seiner Waffe. Der Dritte riss die Beifahrertür auf und feuerte wild um sich. Eine Salve aus zwei Sturmgewehren schickte ihn jedoch zu Boden.

Mittlerweile waren die vier Männer dem Fahrzeug so nahe gekommen, dass sie auch von der Seite durch die aufgerissene Tür ins Innere des Fahrerraums feuern konnten und der dort kauernde Polizist seine Deckung verlor. Einer der Männer riss sein Gewehr hoch, durchsiebte den Beamten mit mehreren Kugeln und stieß einen triumphierenden Schrei aus.

„Wir müssen den Ortungssensor zerstören!“, brüllte der Mann, den die anderen Sven nannten; er hechtete vorwärts und zerschoss ein funkgerätartiges Etwas im Vorderteil des Transporters mit seiner Handfeuerwaffe.

„Bolzenschneider her! Los! Beeilung!“, schrie er und die Vier sprinteten zur Tür des Transportraums.

Das Feuergefecht draußen war den zwei Polizeibeamten, die Frank Kohlhaas und Alf Bäumer bewachen sollten, nicht unbemerkt geblieben. Selbst Patient 111-F-47 schien kurzzeitig seine geistige Verwirrung verloren zu haben und schaute verwundert umher.

„Was zur Hölle ist da draußen los?“, fauchte einer der Bewacher, lud seine Schrotflinte durch und machte sich daran, die Tür des Rückraums zu öffnen. Der andere tat es ihm gleich und eilte ebenfalls an Frank und Alfred vorbei.

„Holt mich endlich hier raus!“, brüllte Bäumer auf einmal aus voller Kehle und versetzte einem der Beamten einen Tritt in den Unterleib.

Im gleichen Moment wurde die Tür von außen aufgebrochen und Licht fiel in das Dunkel des Rückraums. Einer der Polizisten feuerte blitzartig aus dem Van heraus und traf einen Maskierten mitten im Gesicht, als dieser

versuchte, in den Van einzudringen. Eine Wolke aus Blut und Knochensplittern spritzte auf und der Mann sank mit zerfetztem Schädel zu Boden.

Die restlichen drei Angreifer antworteten mit Feuerstößen aus ihren Sturmgewehren und trafen den Beamten, der schließlich wie ein blutendes Sieb kopfüber aus dem Laderaum purzelte. Derweil fing Frank wie ein gequältes Kind zu schreien an; er begann schrill zu kreischen und riss in einem Anfall unbändiger Wut so fest an seinem zusätzlichen Sicherheitsgurt, dass er ihn aus der Verankerung brach. Mit einem hohen Tritt traf er den zweiten Wächter im Gesicht und dieser taumelte zurück. Frank quiekte wie ein angestochenes Schwein und sein Blick verfinsterte sich so sehr, dass sein Gesicht einem brodelnden Kessel wahnsinnigen Hasses glich. Plötzlich leuchteten seine Augen klar und blutrünstig auf. Ehe die drei anderen Vermummten den Rückraum stürmen konnten, hatte Kohlhaas den Beamten schon mit einer Kopfnuss zu Boden geschickt.

Vor Schmerzen stöhnend fasste sich der Wachmann an die Stirn. Er versuchte sich wieder aufzurichten, während er den vor Zorn rasenden Häftling ebenso verwirrt wie entsetzt anglotzte.

Zwar waren Franks Hände noch immer auf dem Rücken zusammengebunden, doch trat er dem Polizisten so hart ins Gesicht, dass dieser erneut blutend zusammenbrach. Kohlhaas stürzte sich auf ihn und biss ihm wie ein wildes Tier in die Backe. Es folgte ein Schuss aus einer Handfeuerwaffe, der den verrückt gewordenen Frank beinahe selbst getroffen hätte – dann war auch der letzte Wachhabende tot.

Frank heulte auf und trat noch mehrmals auf den Kopf des sterbenden Polizisten ein, bis ihn die anderen aus dem Van herauszogen. Seine weißen Kleider waren blutverschmiert, so dass er die vor ihm stehenden Maskierten eher an einen rachsüchtigen Metzger als an einen Häftling erinnerte. Nur Sekunden später fiel Frank wieder in einen Zustand geistiger Umnachtung; erschöpft setzte er sich auf die Einstiegstreppe des Transportfahrzeugs.

„Na, was ist jetzt, Mann? Komm! Oder willst du warten, bis die nächste Ladung Bullen hier ist?“, schrie ihn Alf an.

Er schleifte Frank mit sich und folgte den anderen drei Männern in das Waldstück. Jetzt galt es, sich zu beeilen, denn die Operation hatte viel zu lange gedauert und ein solches Gemetzel war nicht eingeplant gewesen. Zudem hatten die Befreier einen Mann verloren und konnten von Glück sagen, dass kein anderes Auto die Landstraße entlang gekommen war.

Die drei Vermummten und Alfred, der Frank mehr oder weniger hinter sich herziehen musste, rannten in den Wald hinein.

„Macht schon!“, brüllte einer der drei Maskierten. „Zum Teufel, wir haben nur noch zehn Minuten für das Stück!“

Alf Bäumer packte Kohlhaas am Kragen und herrschte ihn an, schneller zu rennen, was der vollkommen verstörte Häftling allerdings nur widerwillig tat.

„Wenn sich dein Kumpel nicht gleich ein bisschen mehr beeilt, dann knalle ich ihn ab, Alf! Ich meine es ernst!“, drohte Sven, der schon vorausgelaufen war.

Alfred richtete sich vor Frank auf, schüttelte ihn und fauchte: „Das ist deine einzige Chance, du Idiot! Wenn sie

dich jetzt kriegen, bist du so gut wie tot! Komm mit mir, vertraue mir!“

Frank hatte in den letzten Monaten niemandem vertrauen können und der geistige Aderlass, den die Holozelle von ihm gefordert hatte, war gewaltig gewesen. Dennoch klang das Wort „Vertrauen“ in diesen Sekunden wie sanfter Engelsgesang in seinen Ohren, die so lange nur Gift eingesaugt hatten. Die frische, kalte Waldluft, die Frank jetzt einatmete, ließ ihn erkennen, dass diese Gelegenheit nicht weggeworfen werden durfte. Und so rannte er plötzlich; Frank rannte und rannte, schloss zu den anderen auf und verschwand mit ihnen im Dickicht des Waldes.

Nach einer Weile ereichten die Flüchtenden ein großes Feldstück, wo sie ein alt aussehendes und nicht besonders großes Flugzeug erwartete. Sie sprangen in den Laderaum und schoben die Tür hinter sich zu. Dann rangen sie nach Luft, während das Flugzeug abhob.

„Wer ist der Kerl, Alf?“, fragte einer der drei Befreier mit unfreundlichem Unterton und zog sich die Sturmhaube vom Gesicht. Darunter wurden eine blonde Stoppelfrisur und ein großer Mund mit leicht schiefen Zähnen sichtbar.

„Keine Ahnung! Er wurde mit mir verlegt!“, erwiderte Alf. „Sag uns deinen Namen, Mann!“, fügte er hinzu und sah Frank mit scharfem Blick an.

„Frank Kohlhaas, Bürger 1-564398B-278843 …“, hauchte Frank erschöpft.

„Deine Bürgernummer interessiert bei uns keinen. Bei uns gibt es diese elende Scheiße nicht!“, grollte der noch recht junge Mann, den die anderen Sven nannten. „Wir

sind freie Männer und keine Sklaven mit Bürgernummern."

„Schon gut, ich glaube, der war in einer Holozelle. Deswegen ist er auch so durch den Wind", erklärte Alf den anderen.

„Ja … so eine Zelle …", stammelte Frank.

„Eine Holozelle? Dieses Ding, das jetzt von der GSA in sämtlichen Gefängnissen weltweit eingerichtet werden soll? Tatsächlich?", fragte einer der drei Rebellen erstaunt. „Kein Wunder, dass du wirkst, als wärst du auf Drogen. Diese Dinger sind die übelsten Gehirnwäscheinstrumente, die es derzeit gibt. Wie lange warst du denn in so einem Loch?"

„Ich glaube seit August 2027. Lasst mich damit in Ruhe. Ich will nicht darüber reden", gab Frank zurück, das Gesicht wieder hinter seinen Knien vergrabend, wie er es in den letzten Monaten so oft getan hatte. Dann drehte er sich zur Seite und döste in seinem üblichen Halbschlaf vor sich hin, obwohl das veraltete Flugzeug einen Höllenlärm machte und unglaublich schwankte.

Es war im Jahre 2028 nicht einfach, eine solche Aktion mit einem Flugzeug durchzuführen oder überhaupt nur unbehelligt umher zu fliegen. Allerdings war dieser Flieger unauffällig, denn er war als zwar veraltetes, aber dennoch erlaubtes Transportmittel im Baltikum registriert worden. Wenn er vom Computer einer Satelliten- oder Luftüberwachungsstation gescannt wurde, dann lief er als Transportflugzeug eines Matas Litov, eines litauischen Bauern, durch die Datenbanken der europäischen Überwachungsserver. Die Chipkarte der Maschine war von einem be-

gnadeten Computerhacker so verändert worden, dass sie vollkommen unauffällig wirkte und keinen Alarm auslöste. Doch auch die Künste dieses Mannes hatten ihre Grenzen; heute war es ihm allerdings noch gelungen, die sich ständig verbessernde Überwachung zu umgehen.

Jedenfalls waren die Behörden auf einen so entschlossenen Angriff auf einen Gefangenentransporter nicht vorbereitet gewesen. Mit einer derartigen Aktion hatte offenbar niemand gerechnet. Zudem hatten die Angreifer auch eine große Portion Glück gehabt.

Frank Kohlhaas, dessen Bürgernummer jetzt nicht mehr von Bedeutung war, flog mit den anderen über Polen in Richtung des Gebietes der ehemaligen baltischen Staaten, Estland, Lettland und Litauen, die mittlerweile zusammen mit weiteren Staaten Osteuropas zum Verwaltungssektor „Europa-Ost“ zusammengefasst worden waren.

Allerdings war hier die komplette Überwachung der Bevölkerung noch nicht so ausgeklügelt und perfektioniert wie in Nordamerika oder Mitteleuropa. Viele Staaten Osteuropas hatten sich lange geweigert, die Befehle der Weltregierung, die sich zuerst in den westlichen Regionen etabliert hatte, blind zu befolgen. Und so dauerte es einfach länger, bis sie hier ein so komplexes Überwachungsnetzwerk installiert hatte wie im Westen. Das bedeutete allerdings nicht, dass nicht auch in Osteuropa die Vorbereitung für eine ähnliche High-Tech-Kontrolle der Bevölkerung im vollen Gange war. Aber noch hatte man, wenn man sich nicht zu dumm anstellte, mehr Freiräume.

Das am schärfste überwachte Gebiet der Welt waren im Jahre 2028 die britischen Inseln. Hier hatte sich das Übel

vor langer Zeit seine erste starke Bastion geschaffen, von wo aus es über die Völker der Erde gekommen war.

In England wurden bereits die nächsten Schritte der Weltregierung getestet, so zum Beispiel das Komplettverbot von sexuellen Kontakten zwischen Mann und Frau, die Vernichtung jeglicher Familienstrukturen, sowie das gezielte Degenerieren und Verdummen der Bevölkerung durch Chemogifte und Massenimpfungen.

Wer gegen dieses System kämpfen wollte, der hatte sich wahrlich einiges vorgenommen. Durch Worte, Wählerstimmen oder Argumente ließ sich seine Macht jedenfalls nicht brechen. Und wer tatsächlich den Mut aufbrachte, den Mächtigen mit der Waffe in der Hand die Stirn zu bieten, dem wurde schnell bewusst, dass er bereits mit einem Bein im Grab stand.

Alf und seine Mitstreiter glaubten offenbar, etwas verändern zu können. Und jetzt war auch Frank bei ihnen, der es genoß, wieder frische Luft atmen und wieder leben zu können. Er hatte die Hölle gesehen und sich den Tod gewünscht. Doch scheinbar wollte ihn der Gevatter noch nicht. Nun hatte sich alles geändert…

Ausgelagert

„Outsourcing“ oder auch „Auslagerung“ war einer der Lieblingsbegriffe der Globalisierung, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit aller Macht losgebrochen war. Jetzt war auch Frank irgendwie ausgelagert worden. Er hatte den Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ verlassen und lagerte nun woanders.

Das schäbige Flugzeug überflog das Gebiet des früheren Staates Polen, die mittlerweile vollkommen zerfallene Stadt Kaliningrad, das frühere Königsberg, und machte sich schließlich auf den Weg ins südliche Baltikum, um in einem ländlichen Gebiet nördlich von Vilkija in einem Dorf namens Ivas zu landen.

Die fünf Männer waren erschöpft und nahmen die vorbeiziehende Landschaft unter sich kaum durch die Fenster wahr. Frank wirkte noch immer verstört und konnte nur zeitweise verstehen, was gerade mit ihm geschah. Er litt unter Muskelkrämpfen und war trotz seines angeschlagenen Gesundheitszustandes und seiner kaum noch vorhandenen Kraft nicht in der Lage, wenigstens für eine halbe Stunde zu schlafen.

Immer hatte er die Augen halb offen und fühlte sich, als ob ihm jemand einen Sack Zement auf den Kopf gelegt hätte. Als das Flugzeug gelandet war, half ihm Alf beim Aussteigen und führte ihn zu einem baufälligen Haus.

„Kann ich irgendwo schlafen oder auch nur liegen?“, fragte ihn Frank benommen.

„Ja, leg dich erst einmal bei mir hin“, antwortete Alf und führte den jungen Mann in das Gebäude. „Wir haben

etwas zu besprechen, Frank. Du kannst dich hier erst einmal ausruhen. Bis später!“, sagte Alf und zeigte auf ein Bett, das in einem halbdunklen Raum mit abblätternder Tapete stand.

Frank drehte sich zur Seite und versuchte zu schlafen. Es gelang ihm kaum, und doch hatte er das Gefühl, dass es ihm schon besser ging.

Nachdem er sich mehrere Stunden in einem verwirrenden Zustand des Halbschlafs befunden hatte, nickte er endlich ein. Kohlhaas träumte von nichts. Es war schwarz in seinem Kopf. So schwarz wie die Holozelle in den acht künstlichen Nachtstunden.

„Das war eine knappe Angelegenheit. Schade um Rolf Weinert, ist ein guter Mann gewesen, gerade erst 26 Jahre alt geworden“, sagte Alf in die Runde. „Vielen Dank, dass ihr mich aus dieser Hölle herausgeholt habt. Ich weiß, ich wirke immer sehr hart und kämpferisch, aber ich hätte das auch kein Jahr mehr ausgehalten. Und der andere Kerl ist ja vollkommen kaputt. Aber es wäre wohl keinem von uns anders ergangen, wenn man ihn acht Monate in eine Holozelle gesteckt hätte. Dafür ist dieser Frank eigentlich noch erstaunlich gut beieinander.“

„Von einer weiteren Person war niemals die Rede!“, herrschte Alf ein junger Mann mit rotem Haar an.

„Was hätte ich denn machen sollen? Den armen Kerl zurücklassen? Ihn verrecken lassen? Du glaubst doch nicht, dass er ‚World Peace' noch lange überlebt hätte“, giftete Bäumer zurück.

„Na ja, eigentlich können wir im Bezug auf unsere Sache keine Rücksicht auf Einzelschicksale nehmen“, kam es von der Seite.

„Ich kümmere mich um ihn. Was soll er schon machen? Die litauische Polizei rufen?“, brummte Alf sichtlich genervt.

„Lassen wir das. Wenn der Typ ein Sicherheitsrisiko wird, dann müssen wir ihn töten. So sind die Regeln!“, ergänzte ein kaum 20jähriger Blondschopf.

„Ich weiß das auch, Junge! Du brauchst mich wirklich nicht aufzuklären, verstanden? Ich war schon dabei, da warst du noch ein Hosenscheißer!“, zischte Alf aufgebracht in Richtung des jungen Kämpfers.

„Ruhe, Leute! Seid froh, dass es geklappt hat und ihr noch am leben seid! Eigentlich werden für Gefangenentransporte seit zwei Jahren fast nur noch die gepanzerten Großbusse verwendet. Dass sie diesmal einen veralteten Transport-Van, der wohl kurz vor der Ausrangierung stand, verwendet haben, war vermutlich nur der Fall, weil lediglich zwei Gefangene verlegt werden mussten und ein Großbus das Budget für eine solch unwichtige Fahrt überschritten hätte. Mit einem dieser neuartigen Ungetüme wärt ihr nicht so einfach fertig geworden. Da hättet ihr mindestens einen Granatenwerfer gebraucht, um den zum Halten zu bringen!“, rief plötzlich ein hochgewachsener Mann Ende fünfzig in die Runde. Er war nachträglich in den Raum gekommen.

Es war Thorsten Wilden, ein ehemaliger Unternehmer, der vor einigen Jahren ins Baltikum geflohen war. Groß, grauhaarig, mit länglichem Gesicht und einem auffällig spitzen Kinn. Der Mann wirkte ruhig und sachlich. Es war

ihm anzusehen, dass er in seinem Leben bereits viel durchgemacht hatte.

„Aber die Einwände der Kameraden kann ich verstehen, Alf. Morgen will ich diesen Frank persönlich kennenlernen. Ich hoffe, dass er uns hier keine Schwierigkeiten macht, sonst bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn zum Schweigen zu bringen", ergänzte der ältere Mann, der eine gehörige Autorität ausstrahlte.

„Der wird nichts machen! Der ist doch total am Ende!", sagte Alf zerknirscht. Er verdrehte die Augen.

„Wo ist er jetzt?", fragte Wilden.

„Bei mir. Also bei John, meine ich. Der pennt sicher", erwiderte Alf. „Ich werde mich um ihn kümmern und bürge auch für ihn. Reicht das jetzt endlich?"

„Gut!", rief der Anführer den anderen Männern zu. „Morgen wird hier wieder ein geregelter Tagesablauf für alle stattfinden. Wir haben einiges zu säen und auch sonst noch viel zu tun. Alf kann sich um den Neuen kümmern. Und ich will, dass ihr ihm erst einmal die Ruhe zukommen lasst, die er nach einer solchen Tortur verdient.

HOK hat mir übrigens erzählt, dass die Befreiungsaktion gestern Abend überall im Fernsehen gewesen ist. Er hat den Bericht aufgenommen. Wir sollten ihn uns später gemeinsam ansehen."

„Ja, gut. Viel Spaß dabei, ich gehe jetzt nach Hause und will heute niemanden mehr sehen", stöhnte Alf, während er den Raum verließ.

Es dämmerte bereits und Frank lag noch immer zwischen ein paar ungewaschenen Kissen. Langsam fiel ihm eine gewaltige Last von der Seele und der Schmerz in seinem

Geist, der wie ein pochendes Geschwür angeschwollen war, begann ein wenig abzuklingen. Im Nebenraum hörte er ein Rascheln, kurz darauf dann lautes Schmatzen und das Klackern von Besteck auf einem Teller. Einige Minuten später betrat sein Gönner den Raum.

„Du musst mal langsam was essen. Hier!“ Alf reichte ihm einige Scheiben Brot und zwei Bratwürste.

„Danke!“, hauchte Frank. Langsam und gemächlich begann er zu essen.

„Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Hier findet uns niemand. Wir sind in Litauen. Weit weg von Deutschland, beziehungsweise diesem elenden Riesenkäfig namens ‚Europa-Mitte‘. Iss dich satt und dann lasse ich dich weiter schlafen“, beruhigte ihn Alf.

Es war seltsam. Wenn Frank einen Mann wie Alfred früher auf der Straße gesehen hatte, dann hatte er lieber die Seite gewechselt. Bäumer sah wirklich verwegen und gewalttätig aus – was er sicherlich auch war, wenn es sein musste.

Bäumer wirkte wie der typische Schwerverbrecher, den man zu lebenslanger Haft verdonnert hatte: Muskulös, mit einem dunklen, spitz zulaufenden Bart, einer Tätowierung am Hals und mit stechenden blauen Augen.

Frank sah hingegen auf den ersten Blick eher harmlos und noch recht jugendlich aus, obwohl sein Körperbau leicht bullig war. Er hatte ein liebes Gesicht mit einer Stupsnase und sein Lächeln erschien gutmütig; nur selten regte er sich auf. Das eine Mal in der Fabrik war allerdings „ein Mal zuviel“ gewesen und hatte sein Leben für immer zerstört.

Im Gegensatz zu Alf, dessen Gesichtsausdruck immer auf latente Wut und Frustration hinwies, konnte sich Franks Mimik im Falle größter Erregung von gutmütig bis hin zu psychopathisch verändern. Wenn Frank wirklich wütend wurde, verdrehten sich seine grünen Augen und dunkle, breite Brauen schoben sich darüber. Dann glich er einem fanatischen Endzeitprediger; irgendwie weggetreten, mit einem unzerstörbaren Willen und zu allem bereit.

Diesen Anblick hatten bisher nur wenige Menschen zu Gesicht bekommen, obwohl Franks Wutausbrüche in den letzten Jahren stetig zugenommen hatten.

Nun jedoch war der ehemalige Bürger 1-564398B-278843 erst einmal froh, bei Alfred Bäumer zu sein, einem Mann, den er zwar nicht kannte, der aber irgendwie doch Vertrauen ausstrahlte. Trotz des eher furchterregenden Aussehens schien unter Alfs harter Schale ein guter und ehrlicher Kern zu stecken. In Frank keimte ein vorsichtiges Gefühl von Hoffnung auf.

Er umarmte Alfs breite Schulter und murmelte leise: „Danke, Mann! Danke, dass ihr mich da rausgeholt habt. Ihr habt mir das Leben gerettet!“

Einige Minuten weinte er stumm in Alfs Armen, doch dieser drückte ihn irgendwann sanft, aber bestimmt zurück.

„Schon gut. War doch klar“, sagte Bäumer, dem die rührselige Szene etwas ungewohnt vorkam.

„Die anderen haben uns beide aus diesem verfluchten Knast rausgeholt. Ich wäre da genauso draufgegangen. Mich hatten sie zwei Jahre in der Isolationshaft, zum Glück blieb mir die Gehirnwäsche eine Holozelle erspart. Da wäre ich sicher vor die Hunde gegangen. Allerdings

wird man nicht zwangsläufig freigelassen, nur weil die Haftzeit irgendwann um ist. Der eine oder andere wird auch liquidiert, wenn seine Verhaltensanalyse zu negativ ausfällt. Diese Holozellen waren früher einmal ein Experiment zur perfekten Konditionierung und Gedankenkontrolle gewesen. Mind Control, welches die NSA, als sie noch so hieß, zusammen mit vielen anderen Methoden entwickelt hat", erklärte Alf angestrengt.

„Die Holozellen sind in Zukunft für alle Häftlinge mit politisch inkorrekten Tendenzen gedacht. Du warst wohl eines der ersten Versuchskaninchen. Es ging denen erst einmal darum, zu sehen, wann du krepierst. Dass du das nicht lange packst, war denen auch klar."

„Scheiß auf diese Ratten …", sagte Frank und versuchte, die Erinnerungen an die schreckliche Zeit in „Big Eye" zurückzudrängen.

„Der ganze politische und geschichtliche Hintergrund ist nicht in zwei Sätzen zu erklären. Vor allem, wenn du dich vorher noch nie damit befasst hast", fügte Alf seiner kleinen Rede hinzu.

Frank signalisierte, indem er sich umdrehte und die Decke über den Kopf zog, dass er jetzt wieder schlafen wollte. Es war zwar erst 21.16 Uhr, aber er war noch immer vollkommen erschöpft und fühlte sich wie leer gesaugt. So dämmerte Kohlhaas noch einer Stunde vor sich hin, wobei er die schäbige, dunkelrote Tapete im Augenwinkel musterte. Dann schlief er tief und fest.

Am nächsten Morgen fühlte sich Frank ungewohnt erholt. Er hatte über 13 Stunden geschlafen und war zum ersten Mal seit Monaten weder aufgeschreckt, noch hatte er

einen Albtraum gehabt. Freudig bemerkte er, dass Alf ihm frische Kleider neben seinen Schlafplatz gelegt hatte.

Kohlhaas trug noch immer seine weißen Gefängniskleider, die erbärmlich nach Schweiß stanken und mit den eingetrockneten Blutspritzern des Polizisten aus dem Van übersät waren. Er streifte sie erleichtert ab, warf sie neben dem Bett auf den Boden und zog sich um.

Verschlafen trottete Frank aus seinem Zimmer und bemerkte, dass es sehr still im Haus war. In der Küche saß niemand, so dass er sich in Ruhe umschauen konnte. Alles hier sah sehr ärmlich aus. Dreckiges Geschirr türmte sich in einer verrosteten Spüle zu Bergen auf. In der Ecke hatte sich ein Schimmelfleck gebildet. Alf hauste wahrlich in einer Bruchbude, wenn es denn überhaupt sein Haus war.

Sein Mitbewohner schien jedenfalls nicht da zu sein. Kohlhaas ging über eine alte Holztreppe in die obere Etage, wo er nur ein paar leere Räume vorfand. Einer davon war bis zur Decke mit Kartons und Holzkisten vollgestellt. Bäumer war allerdings auch hier nirgendwo zu finden.

„Wo bin ich bloß gelandet?“, dachte Frank und strich sich mit der Hand über sein noch müdes Gesicht.

Er hatte seit der Flucht aus dem Gefängniskomplex noch nicht die geistige Verfassung gehabt, sich darüber Gedanken zu machen, an was für einem Ort er gestrandet war. Wer waren diese Fremden nur?

Frank trat durch die Haustür nach draußen und ließ sie einen Spalt breit offen, damit er wieder in das Gebäude zurück konnte, denn einen Schlüssel besaß er nicht.

Wenn man die Straße, in der Alfs verfallenes Haus stand, hinabblickte, konnte man eine Reihe weiterer Bruchbuden auf jeder Seite erkennen. Manche der Häuser schienen noch leer zu stehen, einige hatten völlig verwitterte Fassaden und in den ehemaligen Gärten hatte sich ein sprießender Wildwuchs ausgebreitet. Bei dem einen oder anderen Haus waren die Fenster mit Brettern zugenagelt worden; ein Gebäude hatte sogar ein eingefallenes Dach.

Hier und da war aber auch eines der Häuser wieder hergerichtet worden und Frank vernahm aus der Seitenstraße die Stimmen von Kindern. Ihre Sprache konnte er sogar verstehen, denn sie sprachen deutsch.

Die warme Märzsonne schien auf alle Dächer, egal ob verfallen oder wieder repariert. Glücklich sah Frank zum Himmel hinauf, er lächelte.

Trotzdem schienen nicht viele Menschen in diesem Dorf zu leben. Frank erblickte zwei Männer, die Kisten aus einem Lieferwagen ausluden, irgendwo knatterte ein Traktor in der Ferne und aus dem Haus gegenüber blickte eine Frau mittleren Alters aus dem Fenster. Frank ging die Straße hinunter und kam zu einem Platz, der früher wohl das Zentrum des kleinen Dörfchens gewesen war. Auch hier spross das Unkraut aus allen Ritzen und überwucherte den größten Teil des alten Kopfsteinpflasters, welches den Platz bedeckte.

Hier hatte es offenbar einst ein paar kleinere Läden gegeben. Jedenfalls befanden sich in der Mitte des Dorfes drei Häuser, die im Erdgeschoss große Schaufenster hatten. Bei zwei Gebäuden waren die Scheiben eingeschlagen worden und die Gebäude verfielen vor sich hin.

Die Scheibe des anderen Hauses hatte jemand komplett mit Klebeband zugeklebt.

In der Mitte des Platzes befand sich ein fast vollständig von Büschen überwucherter Gedenkstein, der von einem eingerissenen Holzzaun umringt war. Frank konnte kaum etwas erkennen; zudem war die Inschrift auf kyrillisch, was der aus „Europa-Mitte“ stammende Betrachter ohnehin nicht lesen konnte. Auf dem Stein war ein Soldat mit einem merkwürdigen Helm abgebildet. Diese Kopfbedeckung aus der alter Zeit hatte Kohlhaas allerdings schon einmal irgendwo gesehen und die auf dem Gedenkstein eingravierten Jahreszahlen konnte er auch entziffern: 1941 und 1989.

Der junge Mann ging weiter und betrachtete die verfallene Kirche, die ebenfalls auf diesem Platz stand. Das Dach des Gebetshauses war stark beschädigt und hatte riesige Löcher. Mit Moos und Flechten überzogene Ziegel lagen vor seiner morschen Eingangstür, die mit einem kaum noch erkennbaren Muster verziert war. Auf dem Kirchturm befand sich ein verrostetes Kreuz aus Eisen.

Frank musterte die Eingangstür. Vermutlich war das geflügelte Ding, dessen Kopf mit Flechten überwuchert war, einmal ein Engel gewesen, der die Menschen beim Eintritt in die Kirche symbolisch begrüßt hatte. Aber in einer Welt, die Gott nicht mehr zu interessieren schien, hatte wohl auch der Engel eines Tages seinen „Job“ verloren.

Frank schob die große Holztür auf und stieg über ein paar Bohlen, um ins Innere der alten Kirche zu gelangen. Vertrocknete Blätter, Dreck und Unrat lagen überall auf dem Boden. Die Sitzbänke waren mit dicken Staubschich-

ten bedeckt. Die Zeiten, als noch Menschen hier gesessen hatten, waren lange vorbei. Der Altar war leicht beschädigt und hatte kleine Risse und Sprünge, wahrscheinlich durch die Kälte eines harten Winters.

Kohlhaas hob den Blick und musterte die hölzernen Fresken an den Wänden, die zum größten Teil auch schon Spuren der Verwitterung zeigten. Hier wurden Engel dargestellt, die gegen finstere Kreaturen kämpften. Andere Fresken zeigten Mutter Maria und Jesus Christus.

„Die Superstars des Christentums …“, dachte Frank und setzte ein zynisches Lächeln auf.

Längst war die alte Christenreligion dem Untergang geweiht. Sie war ebenso morsch wie die verlassene Kirche im Herzen dieses troslosen Dorfes.

Dennoch wirkte das Gotteshaus auf Frank irgendwie erhaben. Das Gebäude stand nicht erst seit gestern hier, vielleicht war es noch aus dem späten Mittelalter – aber von solchen Dingen hatte Frank keine Ahnung, denn von Geschichte wusste er fast nichts.

Aber das spielte für Kohlhaas in diesem Moment auch keine Rolle. Irgendetwas an dieser Kirche löste in ihm Respekt aus, obwohl er bisher an nichts geglaubt hatte. Vielleicht nur, weil sie im Grunde schön und alt war. In seiner bisherigen Welt hatte Frank so etwas noch nie gesehen. Graue Wohnblöcke, schmutzige Straßen, Unterführungen und Fabriken waren ihm vertraut, aber eine alte Kirche oder Burg hatte er noch nie bewusst betrachtet.

Das Gebetshaus wirkte wie ein Mahnmal aus einer vergangenen Zeit, über die die meisten Menschen heute nichts mehr wussten. Es war vermutlich für lange Zeit das Herz dieses Dorfes gewesen. Hier hatte man zu einer

höheren Macht gesprochen; sie angefleht, den Menschen in dieser Welt nicht allein zu lassen. Doch letztendlich war alles anders gekommen, sinnierte Frank traurig.

Im Jahre 2028 war der Mensch allein und von einer höheren Macht, die ihn angeblich schützen wollte, hatte Frank noch nie etwas bemerkt.

„Gott, falls es dich überhaupt gibt, warum hast du uns verlassen?“, sagte Frank mehr zu sich selbst und blickte noch eine Weile zur brüchigen Decke des alten Gebäudes hinauf. Dann ging er zurück auf den Platz.

Kohlhaas lief mehrere Stunden durch das trostlose Dorf. Immer wieder von Alfs Haus bis zum anderen Ende und zurück. Um die Ortschaft herum waren Felder und Wälder und nur eine schlammige Zufahrtsstraße schien es mit dem Rest der Welt zu verbinden. Frank ließ sich auf einer verwitterten Bank nieder und blickte gen Himmel, als drei kleine Kinder, vermutlich die, die er schon zuvor in der Nebenstraße gehört hatte, an ihm vorbei liefen und ihn neugierig musterten. Frank beachtete die kleinen Wesen indes kaum.

Irgendwo bellte ein Hund in einem Haus, das bewohnt aussah. Er stand auf und trottete weiter an renovierten und leerstehenden Häusern vorbei. Dieses Dorf, der abtrünnige Weltbürger hatte seinen Namen mittlerweile wieder vergessen, machte den Eindruck, als wäre es erst vor kurzem wieder besiedelt worden.

Den verrotteten Wohnblöcken und Straßenzügen in der von Armut, ethnischen Unruhen und Kriminalität gebeutelten Metropole Berlin war es allerdings noch vorzuziehen, fand Frank. Und ein paar Leute waren ja auch

wieder da, allerdings wohl kaum die ursprünglichen Erbauer dieser Ortschaft.

„Ivas!“, jetzt fiel Frank der Name des Ortes wieder ein. Alf hatte ihn mehrfach genannt. Ivas, irgendwo in Litauen. Aber was war das für ein merkwürdiges Dorf? Kohlhaas rätselte vor sich hin.

Mittlerweile war er müde und seine Schuhe waren völlig mit Schlamm bedeckt. Er beschloss, wieder zu Alfs Haus zurückzukehren, denn immerhin stand die Haustür noch offen, obwohl es unwahrscheinlich war, dass hier etwas gestohlen wurde. Ivas war ja nicht Berlin, wo Raub und Mord inzwischen an der Tagesordnung waren. Der Tag neigte sich dem Ende zu. Frank wusste noch immer nicht, wohin es ihn verschlagen hatte.

„In drei Tagen müssen wir hier raus. Ich natürlich auch, denn das ist nicht mein Haus“, erklärte Bäumer nach dem Abendbrot.

„Das hatte ich mir schon fast gedacht“, erwiderte Frank. „Wer ist denn der Eigentümer?“

„Es gehört einem anderen Dorfbewohner, der zur Zeit noch in Minsk ist, um ein paar Geschäfte zu erledigen“, kam von Bäumer zurück. „Wilden hat gesagt, dass ich hier ein paar Tage wohnen kann, mit dir zusammen. Wenn der Besitzer wieder hier ist, dann können wir sicherlich eines der noch leer stehenden Häuser im Dorf beziehen.“

„Was ist das hier eigentlich für ein seltsames Dorf?“, murmelte Frank.

„Das wird dir Wilden morgen in Ruhe erklären. Eigentlich wollte er schon heute mit dir sprechen, aber du warst

dich wohl erst einmal umsehen, was?“, antwortete Alf, dem die Müdigkeit aus den Augen leuchtete.

„Woher stammst du eigentlich?“, wollte Frank plötzlich wissen.

„Ich bin in Dortmund geboren und habe später in mehreren Städten des Ruhrgebietes gelebt. Zwischendurch auch mal vier Jahre in Frankfurt am Main“, sagte Bäumer und goss sich noch einen Tee ein.

„Und warum warst du in ‚Big Eye'?“, bohrte der Mann aus der Holozelle nach.

„Meine Güte, du bist ja neugierig. Aber gut, du wirst hier in Ivas bleiben müssen, das ist dir hoffentlich klar, und deshalb erzähle ich dir auch ein paar Dinge über mich.“

Alf warf den Wasserkocher an und machte sich noch einen Kamillentee. Dann zog er eine Zigarette aus der Jacke und begann mit einem kleinen Vortrag über sein Leben. So genau wollte es Frank zwar gar nicht wissen, aber Alf wurde erstaunlich gesprächig, nachdem er sich warm geredet hatte. Auf einmal war er wieder wach geworden.

„Ich bin seit meinem 16. Lebensjahr immer wieder negativ aufgefallen. War in diversen politischen Gruppen aktiv, deren Namen dir wohl nichts mehr sagen werden, da sie alle schon lange verboten sind.

Ich habe 2013 schon einmal ein Jahr gesessen, damals noch zu BRD-Zeiten. Wegen so genannter Meinungsverbrechen – weil ich ein paar für das System unbequeme Internetseiten ins Netz gestellt hatte. Ich war zu dieser Zeit gerade einmal 19 Jahre alt.

Meine Eltern verloren ihre Arbeit in der großen Weltwirtschaftskrise 2012/13, sie ließen mich sozusagen fallen

und ich kehrte nach meinem Knastaufenthalt auch nicht mehr nach Hause zurück. Ich lebte bei Freunden, in diversen Wohngruppen und natürlich auch allein.

Nach sechs Jahren, also 2020, schloss ich mich den Red-Moon-Gruppen an, versuchte aber nach außen hin unauffällig zu leben. Das gelang mir allerdings nur begrenzt."

„Die Red-Moon-Gruppen?", hakte Frank ein. „Sind das nicht Terroristen gewesen? Waren das nicht diese Typen, die in Berlin ein Krankenhaus angezündet haben?"

„Das ist Unsinn! Üble Lügen!", schnaubte Alf und warf seinem Gegenüber einen verärgerten Blick zu.

„Tut mir leid. So hieß es im Fernsehen", legte Frank leise und kleinlaut nach.

„Im Fernsehen! Im verfluchten Fernsehen! Das beschissene Fernsehen ist doch selbst das größte Lügenwerkzeug des Weltfeindes, Mann! Hast du das noch immer nicht kapiert?", knurrte Bäumer, der sich zu Unrecht verdächtigt fühlte.

„Schon gut, war doch nicht böse gemeint", entschuldigte sich Kohlhaas.

„Nein, wir waren das nicht. Es schlossen sich in den Red-Moon-Gruppen, die öffentlich gegen die neue Weltregierung protestierten, Tausende von jungen Leuten zusammen. Globalisierungsgegner, Freidenker, Patrioten und andere. Nach dieser verfluchten Krankenhausgeschichte, die die Medien furchtbar aufbauschten, wurden wir kriminalisiert.

Das war die GSA, der internationale Geheimdienst, da bin ich mir sicher. Keine Leute von uns. Die Sache hat man uns damals einfach in die Schuhe geschoben. Sag mir mal, welchen Sinn es gehabt hätte, unschuldige Menschen

in einem Krankenhaus abzufackeln?“, erläuterte Alf mit sichtbarer Erregung.

„Siehst du dieses Tattoo an meinem Hals? Das ist der ‚Red Moon’, der blutrote Mond des Freiheitskampfes. Unser altes Zeichen.“

„Ich weiß da nicht genug von und es ist mir auch egal“, sagte Frank. „Ich weiß nur, dass ich diese Weltregierung, dieses schreckliche System, mittlerweile abgrundtief hasse.“

„Dann bist du bei uns richtig!“, antwortete Alf, wobei er mit wütendem Blick auf seine Teetasse starrte.

„Und dann?“, hakte Frank erneut nach.

„Dann? Dann war ich weiterhin aktiv. Nachdem die Red-Moon-Gruppen weltweit verboten worden waren, machten wir im Untergrund weiter. Schließlich wurde ich bei einer illegalen Demonstration, die ich mit einem meiner Bekannten organisiert hatte, Ende 2025 festgenommen und ins Gefängnis gesteckt. Es begann meine Zeit in „Big Eye“. Weißt du, ich kann froh sein, dass sie anderes belastendes Material bei der Hausdurchsuchung damals nicht gefunden haben, sonst wäre ich sicherlich liquidiert worden.“

„Was denn für Material?“, fragte Kohlhaas.

Alfred Bäumer musterte ihn skeptisch. „Du fragst ganz schön viel für einen, der gestern noch auf der Nase gelegen hat. Ist doch egal. Das hätte mich jedenfalls den Kopf gekostet. Und auch so habe ich neun Jahre Haft wegen der Spontandemo kassiert. Das hätte ich niemals bis zum Ende ausgehalten. In meiner Zeit als Aktivist der Red-Moon-Gruppen lernte ich auch ein paar von den schrägen Vögeln aus diesem Dörfchen kennen. Die hatten

mir vor Jahren schon gesagt, dass ich hierhin mitkommen sollte, als sie sich selbst nach und nach in Richtung Baltikum aufgemacht hatten.

Ich aber wollte nicht aufhören, in meiner Heimat zu kämpfen, um sie wieder von diesem System zu befreien. Heute sage ich mir, dass es dumm gewesen ist, so lange zu warten. Ich hätte „Europa-Mitte“ schon vor Jahren den Rücken kehren und mit den anderen nach Litauen abhauen sollen. Der Feind ist im Westen mittlerweile viel zu stark.“

„Na, jetzt bist du ja hier. Und ich auch. Etwas Besseres hätte uns nicht passieren können. Soll ‚Europa-Mitte’ doch zum Teufel gehen“, zischte Frank. Er wischte sich ein paar Teetropfen von der Lippe.

„Wir dürfen Deutschland nicht zum Teufel gehen lassen! Es ist unser Land und unser Volk! Nein, wir sind hier nicht im Urlaub. Wir verlagern nur den Kampf. Aufgegeben wird erst, wenn uns die Maden in unseren Gräbern zerfressen!“, fauchte Alfred und krallte sich an den alten Holztisch.

Frank war verdutzt. Erstaunt beobachtete er seinen Mitbewohner, der sich mit einer aggressiven Handbewegung die Teekanne schnappte.

„Wir sind hier nicht im Urlaub?“ Frank wunderte sich über die Aussage, die sein neuer Hausgenosse mit so viel Leidenschaft losgeschleudert hatte. Was meinte Alf damit?

Erneut schlief Frank überdurchschnittlich gut und fest. Ein nie gekanntes Gefühl der Erleichterung hatte ihn ergriffen, manchmal fühlte er sich sogar richtig euphorisch.

„Ich fürchte nicht einmal mehr den Teufel!", dachte er sich dann und lächelte stolz in sich hinein.

Doch so einfach war es nicht. Die Nachwirkungen der Holozelle waren weitaus tückischer, als er zunächst dachte. Und sie waren nach wie vor da; tief in den dunklen Ecken seines Verstandes. Dort lauerten sie und planten hervorzubrechen, um Franks Seelenfrieden im Schlaf zu erdrosseln.

So wie die Trauer nach dem Tod eines geliebten Menschen meist in Schüben zurückkehrte, war es auch mit dem mentalen Schrecken, den die Holozellen-Gehirnwäsche hinterlassen hatte. Der Horror hatte sich bloß eingegraben und wartete in seinem Versteck auf das erneute Signal zum Sturmangriff. Aber in diesen ersten Tagen seiner neu gewonnen Freiheit hatte Frank erst einmal seine Ruhe.

Der Regen prasselte auf das Wellblechhüttenvordach des kleinen Schuppens vor Franks Fenster und das unermüdliche Hämmern schaffte es, ihn schließlich aufzuwecken. Es war schon nach zehn Uhr an diesem trüben Morgen und Kohlhaas wälzte sich genervt zur Seite, als Alf plötzlich in der Tür stand und ihn ansprach: „Guten Morgen, steh bitte auf. Wilden ist hier und möchte dich unbedingt sprechen."

Der grauhaarige Dorfchef saß in der Küche und nippte an einer Kaffeetasse. Er begrüßte Frank freundlich und bat ihn, nach dem Frühstück mit zu ihm zu kommen. Frank war die Situation sichtlich unangenehm, doch wollte er keinen Ärger. Wenig später verließ er mit Wilden das Haus.

„Folge mir einfach!“, sagte der Anführer der Dorfgemeinschaft, der an diesem Tag einen langen grauen Mantel und einen Hut mit schmaler Krempe trug.

Der Regen hatte die Straßen des Dorfes aufgeweicht. Frank watete der ebenso autoritär wie imposant wirkenden Gestalt durch den Schlamm hinterher. Nach einem kurzen Fußmarsch durch ein paar Nebenstraßen kamen sie zu einem erstaunlich gut renovierten Haus, welches von einem gepflegten Garten umgeben war.

„Wir gehen hoch!“, bemerkte Wilden knapp.

Oben angekommen setzte sich der ehemalige Unternehmer hinter einen reich verzierten Schreibtisch aus dunklem Holz, um erst einmal zu schweigen. Frank setzte sich ihm gegenüber in einen Sessel aus schwarzem Kunstleder, der sehr gepflegt roch. Er schaute sich um. Das Zimmer schien ein Büro zu sein, es war in tadellosem Zustand. Überall hingen Bilder an den Wänden: Schlachtengemälde, eingerahmte Fotos von bedeutenden Männern aus der alten Zeit und diverse Orden.

„Nun, Frank Kohlhaas. Wie gefällt es dir in Ivas?“, begann Wilden das Gespräch und versuchte, seinem Gegenüber die Unsicherheit zu nehmen, indem er freundlich lächelte.

„Gut!“, war die einsilbige Antwort seines jungen Gastes.

„Gut!“, wiederholte Wilden leise.

„Ich will es kurz machen und nicht lange um die Sache herum reden.“ Der ergraute Herr runzelte die Stirn und schaute kurz aus dem Fenster.

Dann fuhr er fort: „Dieses Dorf heißt Ivas. Es liegt im Gebiet des früheren Staates Litauen. Genauer gesagt im südwestlichen Teil dieses eigentlich schönen Landes. Es

ist klein und unbedeutend. Ein kleines Dorf, das vor einigen Jahren im Zuge des weltweiten Wirtschaftszusammenbruches von seinen ehemaligen Bewohnern so gut wie vollständig verlassen worden war. Eine Geisterstadt, wie man sie auch aus Nordamerika kennt."

„Aha!", brummte Frank verdutzt.

„Ja, dieses Dorf ist so klein und so unwichtig, dass selbst das schärfste Auge zweimal hinsehen muss, um es überhaupt zu bemerken", fuhr Wilden fort.

„Dann bin ich hier ja sicher", versuchte Frank zu scherzen.

„Nun, Sicherheit ist relativ. Vor allem in der heutigen Zeit, Herr Kohlhaas!", sagte sein Gegenüber.

„Aber hier …" Frank stockte.

„Wie ich bereits erwähnte, Frank Kohlhaas", fiel ihm Wilden ins Wort. „Es ist heute ein Segen auch nur im Ansatz sicher zu sein. Du bist hier in Ivas, einem unbedeutenden Dorf in einem nicht übermäßig bedeutsamen Land in Osteuropa. Dieses Dorf ist so unwichtig, dass selbst das Große Auge, das Auge, welches die ganze Welt sehen kann und immer darauf drängt, noch mehr zu sehen, es bisher nicht bemerkt hat. Weißt du, was ich damit ausdrücken will, Frank?"

„Nein! Sagen Sie es mir endlich!", erwiderte Frank leicht genervt.

„Dann will ich dir genau erklären, wo du hier bist und bei wem du hier bist", sprach Wilden mit ernstem Blick. „Das hier ist kein gewöhnliches Dorf im beschaulichen Litauen und wir sind keine Feriengemeinschaft. Wir sind politische Dissidenten, die gegen die Weltregierung kämpfen. Und das hier ist unser Stützpunkt.

Hier leben Männer mit ihren Familien oder auch allein. Einige dieser baufälligen Häuser habe ich vor zehn Jahren für relativ kleine Summen von dem sich in Auflösung befindlichen litauischen Staat erworben, um Mitstreiter aus unserer Gruppe anzusiedeln. Es werden auch noch mehr kommen und wir werden dieses Dorf noch weiter aufbauen, aber dafür muss jeder Mann in Ivas wasserdicht sein. Ich hoffe, du verstehst, was ich meine."

Frank stutzte. „Rebellen gegen die Weltregierung?", dachte er und blickte Wilden verwundert an.

„Ich denke, ich weiß, was Sie meinen", gab er anschließend zurück.

„Du bist hier nach Ivas gekommen und wirst bleiben müssen. Wir können dich nicht gehen lassen, denn du hast bereits zu viel gesehen und bist ein Sicherheitsrisiko. Wenn du auch nur ein Wort über uns oder dieses Dorf verlierst, dann müssen wir dich beseitigen. Ich sage es dir ganz offen. Das ist die Situation, in der du dich befindest, Frank", sagte Wilden, während er Kohlhaas einen entschlossenen Blick zuwarf.

„Und glaube mir, wir werden nicht zögern, dich sofort umzulegen, wenn du uns hier gefährdest!", setzte er mit kalter Miene nach.

„Verstehe!", presste Frank etwas überfordert aus sich heraus.

„Aber ich will dich nicht bedrohen oder verängstigen, denn du hast schon genug durchgemacht. Ich kann also gut nachvollziehen, wenn du erst einmal deine Ruhe haben willst. Ich will dich auch nicht zwingen, bei uns mitzumachen. Halte dich an einfach Alf, er ist reinen Herzens und könnte dir vielleicht sogar ein Freund wer-

den. Er bürgt für dich und hat versprochen, stets auf dich zu achten."

„Ich will mich erst einmal ausruhen und dann schaue ich mir eure Gruppe einmal genauer an. Und keine Angst, ich bin euch dankbar, denn ihr habt mein Leben gerettet. Mit Sicherheit werde ich euch dann nicht im Gegenzug verraten", antwortete Kohlhaas dem älteren Herrn und bemüthe sich dabei, ebenfalls einen entschlossenen Blick aufzusetzen.

„Glaube mir, Frank. Du bist hier sicher und kannst erst einmal deinen Seelenfrieden wiederfinden. Ein Zurück gibt es für dich ohnehin nicht mehr. Wenn sie dich jemals fassen sollten, wirst du sofort liquidiert.

Du bist weltweit in allen Scandateien als Terrorist und Mörder markiert und wirst nie wieder ein so genanntes „normales Leben" führen können. Wobei es bei näherer Betrachtung allerdings klar wird, dass wir hier als freie Männer die einzigen sind, die tatsächlich ein normales Leben führen – zumindest eines, das diese Bezeichnung auch verdient", erklärte Wilden mit sanfter werdender Stimme.

„Ich wollte mich auch bei Ihnen noch einmal bedanken", gab Frank verhalten zurück.

„Schon gut, ich bin froh, dass Alf und die anderen dich nicht haben sterben lassen", meinte der Dorfchef, wobei er einen väterlichen Gesichtsausdruck aufsetzte.

Das Gespräch mit dem Gründer der Gemeinschaft von Ivas dauerte noch eine Weile. Wilden wurde zunehmend gelöster, freundlicher und netter. Es schien, als hätte der

auf den ersten Blick so kalt wirkende Mann bereits Gefallen an seinem noch jungen Gegenüber gefunden.

Das Dorf Ivas war seit 2013, als die schwere Krisenzeit den gesamten Erdball erschüttert hatte und Millionen Menschen in bitterste Armut gestürzt waren, nach und nach von seinen einstigen Bewohnern verlassen worden.

Der Zusammenbruch der Wirtschaft in Litauen hatte zu einer Exodus von jungen Leuten geführt, die sich der Illusion hingegeben hatten, in den Ländern Westeuropas noch Arbeit zu finden. Dörfer wie Ivas, die weitgehend vom Kleinhandel und der Landwirtschaft gelebt hatten, waren zerfallen und am Ende vollständig aufgegeben worden.

Zurückgeblieben war eine Geisterstadt, wovon es in Osteuropa mittlerweile Hunderte gab. Thorsten Wilden, der ehemalige Unternehmer aus Westfalen, hatte 2018, als die BRD offiziell unter die Verwaltung der Weltregierung gestellt worden war, den Entschluss gefasst, seiner Heimat den Rücken zu kehren und mit seinem letzten Geld Häuser in Ivas zu erwerben.

Wilden war bereits zu BRD-Zeiten als politischer Dissident verfolgt und vom Geheimdienst beobachtet worden. Als man den Unternehmer im Jahre 2009, als er für eine dem Establishment unangenehme Partei kandidiert hatte, mit Hilfe einer großangelegten Medienkampagne beinahe wirtschaftlich ruiniert hatte, war Wildens Entschluß gereift, nach Osteuropa auszuwandern.

Doch hatte er noch eine Weile durchgehalten, obwohl die Medien weiterhin dazu aufgerufen hatten, sein Geschäft zu boykottieren und seine Familie zugleich von aufgehetzten Wirrköpfen bedroht worden war.

Danach hatte sich die Lage immer weiter zugespitzt. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise hatte Wilden den größten Teil seines Vermögens verloren und war durch seine fortgesetzte politische Tätigkeit mehr und mehr ins Schussfeld geraten. Nachdem sich die innenpolitischen Wirren in Westeuropa in Form von bürgerkriegsähnlichen Zuständen, ethnischen Konflikten und Hungersnöten immer weiter verschärft hatten, hatte Wilden die Flucht nach Litauen vorbereitet.

Schließlich hatte er sein verbliebenes Vermögen aufgeboten und dem kollabierenden litauischen Staat mehrere Häuser und Grundstücke in Ivas abgekauft. Der zerbrechende Staat, der durch die Krise in den völligen Bankrott getrieben worden war, hatte dankbar eingewilligt und sich über jeden Cent des ausländischen Investors gefreut.

Als sich die Weltregierung im Jahre 2018 mit dem Versprechen an die Völker etabliert hatte, die große Krise zu meistern, hatte sie nach und nach auch die letzten Nationalstaaten ausgeschaltet. Danach hatten die massenhaften Liquidierungen von politisch und weltanschaulich missliebigen Personen ganz Europa erschüttert.

Der neu eingerichtete internationale Geheimdienst, GSA, war in dieser Phase rücksichtslos gegen Personen, die zuvor als potentielle Dissidenten erkannt worden waren, vorgegangen. Seitdem waren Masseninhaftierungen und blutige Säuberungen weltweit an der Tagesordnung.

Das alte Europa hatten die Mächtigen damals endgültig zerschlagen, während seine sterbenden Völker dem Untergang preisgegeben worden waren. Nur in den USA hatte die GSA noch effektiver gewütet und noch größere Bevölkerungsteile ausgelöscht.

In dieser Zeit des Terrors war Wilden längst in Osteuropa verschwunden und hatte den ersten Ansturm mit seiner Familie unbeschadet überstanden. Viele seiner politischen Weggefährten von einst waren jedoch in Gefängnissen und Massengräbern verschwunden.

Zwar war es nicht so gewesen, dass in den Ländern Osteuropas der Terror überhaupt nicht gewütet hatte, doch war die Vorarbeit der Behörden zur Einrichtung eines perfekten Überwachungsstaats nur halbherzig vonstatten gegangen. Da die komplette Registrierung der Bevölkerung 2018 noch nicht so perfekt umgesetzt worden war wie im Westen, war der Schlag, den die neuen Herrscher gegen die Menschheit geführt hatten, weniger verheerend gewesen.

Russland und die anderen Staaten Osteuropas waren sogar erst im Jahre 2020 Mitglieder der Weltrepublik geworden und hatten sich auch erst zu diesem Zeitpunkt aufgelöst. Somit war in Litauen noch ein wenig Luft zum Atmen geblieben. Doch die Mächtigen drängten nun immer mehr darauf, auch in den Ländern außerhalb von Nordamerika und Westeuropa ihr Regime der totalen Kontrolle aufzurichten.

Nach diesen schwierigen Fakten und Erläuterungen, über die sich Frank in seinem Leben noch niemals intensivere Gedanken gemacht hatte, war er von Wildens Erzählkunst beeindruckt. Insgesamt war er von ihm fasziniert.

Die Tatsache, dass der von der Weltregierung immer mehr unter Druck gesetzte Verwaltungssektor „Europa-Ost“ noch nicht dieselben Überwachungsmechanismen

eingerichtet hatte wie etwa „Europa-Mitte“, verschaffte der Gemeinschaft von Ivas ein wenig mehr Zeit.

Doch auch hier war zunehmend strengste Geheimhaltung nötig und Wildens Dorf musste sich immer mehr einfallen lassen, um als unwichtiges Örtchen, das von ein paar noch unwichtigeren Bauern bewohnt wurde, zu gelten.

HOK oder Holger, der seinen Nachnamen keinem außer Wilden verraten hatte, war daher auch einer der wichtigsten Männer in Ivas. Der ehemalige Informatiker war ein Meister im Fälschen von Scanchips und Fahrzeugregistrierungen. HOK konnte Menschen und Dinge aus Datenbanken verschwinden lassen. Eine Fähigkeit, die ihn zu einer Art „Computer-Medizinmann“ machte.

Nach vier Stunden verließ Frank schließlich das Haus von Thorsten Wilden. Diese neue Welt hatte ihn beeindruckt. Und eine Wiederkehr in das alte Leben gab es für jemanden wie ihn ohnehin nicht mehr.

Als Kohlhaas zwei Tage später in HOKs Arbeitszimmer kam, wurde er von einem korpulenten Riesen begrüßt. Der junge Mann Ende zwanzig saß vor einer Computeranlage von beträchtlicher Größe, umgeben von Kisten und Kartons, die mit allem erdenklichen Krempel vollgestopft waren. Er machte dem Klischee vom durchgeknallten, aber genialen Hacker alle Ehre.

HOK grinste hämisch und musterte Frank von oben bis unten. Dabei verzog sich sein von einem ergrauten Bart umgebener Mund, während er sich an seiner wachsenden Halbglatze kratzte.

„Du brauchst einen neuen Scanchip! Du bekommst einen neuen Scanchip! He, he!“, trompetete der füllige Informatiker und tippte etwas auf seiner Tastatur ein.

„Ach, ja, ich bin HOK. Sachbearbeiter für elektronische Fragen und Probleme in diesem schönen Dorf“, ergänzte er.

„Hallo!“, sagte Frank.

„Ach wie gut, dass niemand weiß, wie der HOK so richtig heißt. Kleiner Scherz, den ich immer gerne bringe“, fuhr selbiger fort und fuchtelte dabei hastig mit den Unterarmen. „Und bald weiß auch niemand mehr, wie du richtig heißt.“

„Ich werde immer Frank Kohlhaas heißen“, warf sein Gast ihm entgegen.

„Ja, sicher. Und ich werde immer HOK sein, auch wenn ich manchmal ‚Mike Weber’ oder ‚Enrico Althaus’ bin“, erwiderte Holger mit philosophischem Unterton. „Wie auch immer, du bekommst jetzt einen neuen Scanchip, denn sonst bist du in dieser Welt mächtig am Arsch.“

HOK ließ die Tasten klappern und wirkte für die nächsten Minuten wie von seinem Computerbildschirm hypnotisiert. Er klickte sich durch diverse Datenbanken und wies Frank darauf hin, dass es jetzt eine Weile dauern würde. Immerhin musste er eine große Anzahl von Zugangscodes generieren, was sich über Stunden hinziehen konnte.

HOKs vielfache Zugriffe auf die geheimen Server von Verwaltungsdistrikten und Meldedatenbanken waren bisher unbemerkt geblieben oder konnten nicht nachverfolgt werden. Die Verschlüsselungs- und Sicherheitsmaßnahmen, die Holger bei seinen virtuellen Attacken auf-

fuhr, waren beeindruckend und spiegelten zugleich die in dieser Zeit durchaus berechtigte Paranoia in seinem Kopf wieder.

„Dieser Rechner steht von seinem Quellcode her offiziell in Patah Keadan in Malaysia. Manchmal greife ich auch von Sibirien, Nordwestchina oder Angola aus an. Das ist immer lustig“, schnatterte der Cyberfreak mit einem stolzen Lächeln.

„Ich glaub’s dir ja, Mann. Aber ich verstehe von diesen Sachen nichts“, stöhnte Frank etwas überfordert.

„Code hier und Code da …

Nein, das klappt nicht …

Verdammt, wieso nicht?

Gut, hier sind wir also gelandet …

He, he, he! Na, also!

Und „Go“! Ab die Daten …

Das sieht guuut aus …

Das sieht sehr guuut aus, he, he, he …

Und „Zip“ und „Kopieren“ und „Einfügen“ …“

HOK murmelte vor sich hin und hackte sich weiter durch das Datenmeer im internationalen Cyberspace. Er erschien kaum noch ansprechbar, wobei Frank auch lieber schwieg. Kohlhaas setzte sich auf einen ramponierten Bürostuhl, der bereits unter HOKs Gewicht gelitten hatte, und wartete ab.

Schließlich dauerte der Vorgang fast drei Stunden. Frank war inzwischen aus dem Haus gegangen und hatte einen kleinen Dorfspaziergang gemacht. Als er zurückkehrte, erwartete ihn der leidenschaftliche Cyber-Fanatiker. Er grinste breit.

Dann verbeugte er sich theatralisch vor seinem neuen Klienten. „Herzlich willkommen, Bürger 08-711369Y-191947, in unserer wundervollen ‚One-World'! Ich darf Sie doch auch hier unter uns und ganz inoffiziell als Maximilian Eberharter ansprechen, nicht wahr?"

„Klingt komisch, aber gut", gab Frank mit einem Anflug von Respekt zurück.

„Auch Ihr Scanchip-Konto wurde wieder aufgeladen. Meinen Glückwunsch!", tönte HOK und hüpfte fast vor Freude.

Nach den allgemeinen Vorgaben für die Bürgerregistrierung war Frank Kohlhaas jetzt als stolzer Besitzer der Bürgernummer 08-711369Y-191947 in Graz gemeldet und von Beruf Tiefbauingenieur. Sein Gehalt war auch nicht übel. Über 1800 Globes im Monat, so viel hatte er noch nie verdient.

Wer dieser Maximilian Eberharter wirklich war, wusste Frank nicht und er fragte auch nicht nach. Vielleicht war die Bürgernummer 08-711369Y-191947 ausrangiert worden, weil ihr Besitzer verstorben war. Vielleicht war sie auch einfach erfunden oder umgeschrieben worden. HOK wusste sicherlich, was er tat.

Der korpulente Zeitgenosse mit dem leicht verschrobenen Verhalten und den emotionalen Schwankungen war in Ivas schlichtweg unersetzlich. Er besorgte den Einwohnern ordnungsgemäße Registrierungen und lud ihre Scanchip-Konten auf, verschaffte ihnen Arbeit und Einkommen – zumindest als Computerdatei. HOK war genial, das musste ihm auch Frank lassen.

Zusätzlich hielt sich die Dorfgemeinschaft auch noch mit etwas Landwirtschaft und illegalen Tauschgeschäften über Wasser. Bisher funktionierte das System besser, als es sich Kohlhaas vorstellen konnte.

Trotzdem war Ivas ein gefährlicher Ort. Nur wenn alle ihren Mund hielten, niemals unbedacht redeten oder prahlten, war hier ein ruhiges und vor allem unauffälliges Leben möglich. Von außen betrachtet, wirkte das Dorf völlig unscheinbar. Seine Bürger waren sogar brave Steuerzahler, die bei der Finanzdistriktsbehörde des Unterverwaltungssektors „Europa-Ost, Sektion Baltikum" gemeldet waren.

Insofern war Wildens Gemeinschaft in einer günstigen Situation. Unangenehm konnte es nur werden, wenn jemals ein Beamter diesen Ort genauer untersucht hätte. Da die Finanzlage des Unterverwaltungssektors aber nach wie vor katastrophal war und sich ganz Litauen in einem Dauerzustand schlimmster Armut befand, war es unwahrscheinlich, dass die Verwaltung, die durch massive Personaleinsparungen kaum noch Mitarbeiter hatte, einen Vertreter in ein halb leerstehendes Ruinendorf schicken würde. So lange jeden Monat wenigstens ein paar Steuergroschen von hier in die ausgehungerten Kassen flossen, war es den Behörden vor Ort vollkommen egal, wer hier hauste.

Diese Mentalität der Gleichgültigkeit, welche in Osteuropa weit verbreitet war, behinderte die Vorhaben der Weltregierung in großem Maße. Allerdings gab es im ehemaligen Litauen zumindest noch eine eigene Verwaltung, was in anderen Regionen der Erde nicht mehr der Fall war.

In Afrika hatte die Weltregierung indes erst gar nicht versucht, eine Komplettüberwachung der Bevölkerung einzuführen, da dies nicht umsetzbar war. Aber aus Sicht der Mächtigen war das auf dem schwarzen Kontinent auch gar nicht notwendig. Die vor sich hin siechenden afrikanischen Länder waren politisch absolut unbedeutend und es reichte aus, wenn Teile der Bevölkerung als billige Arbeitssklaven für die dort angesiedelten Produktionsbetriebe rekrutiert wurden. Außerdem hielt die Weltregierung den Kontinent in der eisernen Zange der Abhängigkeit durch Verschuldung.

Besatzungstruppen sorgten außerdem überall für die grobe Einhaltung der Befehle von oben. Ansonsten griff die Weltregierung nur sporadisch ein, um die Bevölkerung zu dezimieren. Trinkwasservergiftungen und künstlich erzeugte Seuchen sorgten dafür, dass sich die Afrikaner nicht noch schneller vermehren konnten.

Die Länder in Ostasien wurden ebenfalls weitgehend von außen beherrscht. Hier bediente sich die Weltregierung der Waffen der Kreditabhängigkeit, der militärischen Bedrohung und der wirtschaftlichen Sanktionen. Zwar hatten Staaten wie Indien und China erst vor wenigen Jahren den Scanchip als Ersatz für Kreditkarte und Personalausweis eingeführt, doch war die Bevölkerung dort so groß und unüberschaubar, dass sich eine flächendeckende Bespitzelung als zu aufwendig darstellte. Zudem war die Infrastruktur dieser Regionen, zusammen mit dem Niedergang des ehemals hochtechnisierten Europa, immer mehr zusammengebrochen.

Aber auch diesen Herausforderungen wollte sich die Weltregierung eines Tages stellen. Es gab noch viel zu tun.

In naher Zukunft mussten die 1,9 Milliarden Chinesen und 1,5 Milliarden Inder so stark dezimiert werden, dass weitere politische Schritte folgen konnten. Die Pläne lagen bereits in den Schubladen der einflussreichen Vordenker der Neuen Weltordnung. Es war nur noch eine Frage der Zeit bis zum nächsten Schritt.

Die früher einmal technisch hoch entwickelten Nationen Europas, allen voran Deutschland, England, Frankreich und Russland, waren dagegen durch einen schleichenden Vorgang der Zersetzung von den Vorgängern der nun herrschenden Kräfte erfolgreich attackiert und zu Fall gebracht worden.

Wissend um den Erfindungsreichtum und die zivilisatorischen Errungenschaften der europäischen Völker hatten sie sich die alte Welt gezielt als Angriffsziel ausgesucht und sich rasch die Kontrolle über die damaligen Großmächte gesichert. Das Gleiche galt für den nordamerikanischen Kontinent.

Diese Gebiete waren einst als erste erobert worden – schleichend, nicht durch das Schwert, sondern durch die Macht von Geld und Zins.

Die Vorgänger der Männer, die heute die Weltregierung leiteten, hatten sich stets klug angestellt, denn ihre größte Stärke war ihre Gerissenheit gewesen.

Früher waren die Völker Europas stolz und stark gewesen und hatten viel von Werten wie Freiheit oder Unabhängigkeit gehalten. Daher hatten sie die Väter der Neuen Weltordnung langsam vergiftet, so wie man einen mächtigen Löwen nicht direkt angreift, sondern ihn zuerst einschläfert und krank macht.

Nachdem der Feind ein internationales Netzwerk aufgebaut und die Macht über das Geld erlangt hatte, waren auch die wichtigsten Zeitungen von ihm aufgekauft worden. Damit hatte er die Macht erlangt, die Massen zu manipulieren und Kriege nach Belieben zu finanzieren. Europa war von innen heraus zerfressen worden. Zuerst geistig, dann in seiner kulturellen Substanz.

Schon vor der Ausrufung der Weltregierung im Jahre 2018 hatten die Mächtigen fremde Völker aus aller Welt millionenfach nach Europa geholt, um überall ein Puzzle aus verschiedenen Ethnien und verfeindeten Religionen entstehen zu lassen. Das internationale Joch der modernen Sklaverei und das Gebot, zu konsumieren, der aus allen Medien schallte, waren das einzige, was die Weltbürger untereinander verband.

Damit war die Gefahr, dass sich eines Tages einheitliche Fronten gegen die Weltdiktatur bilden konnten, gebannt, denn zu unterschiedlich waren die Interessen und Lebensziele der verschiedenen Völkerteilchen und Splittergruppen. Wo einst innerlich geeinte Nationen existiert hatten, waren nun nur noch entwurzelte Massen übrig geblieben.

Der Plan war aufgegangen und die Mächtigen hatten die Grundlage geschaffen für das, was die Eingeweihten der Neuen Weltordnung schon vor langer Zeit prophezeit hatten: Einen „Einheitsmenschen" ohne klar definierte Herkunft, in sich zerrissen und haltlos. Eine Kreatur ohne eigene Kultur, ohne höheren Geist und ohne Identität – den idealen Sklaven.

Weltfrieden in Ivas?

„Nicht schon wieder diese Ronald-Miller-Scheiße!“, stöhnte Alf am nächsten Morgen als er vor einem Laptop saß und die neuesten Nachrichten aus aller Welt abfragte. Auf einer Internetseite, die offiziell mit einem Sperrvermerk versehen war und für gesetzestreue Bürger eigentlich nicht zugänglich war, sah er die Gedenkfeier für den von iranischen Freischärlern entführten und erschossenen Soldaten der internationalen GCF-Truppe in New York.

Natürlich war dieses Video über die offizielle Fernsehsender weltweit ausgestrahlt worden, doch die verbotene Internetseite hatte es durch eine Reihe von Hintergrundinformationen ergänzt und ließ seinen Inhalt so etwas anders erscheinen als es sich die Medien wünschten.

Der Weltpräsident drückte vor laufenden Kameras ein paar Krokodilstränen heraus, die an seiner kräftigen Nase entlang kullerten, und dankte dem jetzt nicht mehr so unbekannten Soldaten für seinen Kampf gegen den Terrorismus, für Menschenrechte und den Weltfrieden.

Der Fernsehbericht zeigte Ronald Millers weinende Witwe, sein neugeborenes Baby und seine Tochter im Kindergarten. Die Reportage über seine trauernde Familie dauerte fast eine ganze Stunde. Die Tochter erzählte, dass sie gerne Bilder mit Wachsmalstiften malte und ihren Hamster liebte; dann wurde sie beim Weinen um ihren Vater in Großaufnahme präsentiert.

Der Weltpräsident besuchte sie im Kindergarten, bemühte sich, betroffen zu schauen, und erklärte der Kin-

dergärtnerin, wie wichtig es jetzt wäre, den Krieg gegen islamische Fanatiker in aller Welt zu verstärken.

„Die sollten ruhig einmal erwähnen, dass sie Teheran vor neun Jahren mit Nuklearwaffen dem Erdboden gleich gemacht haben!“, keifte Alf wütend und schlug fast seinen Laptop kaputt. „Darüber könnte man sicherlich auch ein paar gute Videoberichte mit weinenden Kindern drehen!“

Er wandte sich Frank zu: „Damals sind über eine Million Männer, Frauen und Kinder getötet worden. Die Global Control Force hat sie einfach ausradiert, um ein Exempel zu statuieren!“

„Weiß ich noch …“, gab sein Mitbewohner zurück.

„Ach, Scheiße! Diese Drecksmedien! Diese Geistesvergifter würde ich mit Freude alle abknallen, wenn ich die Möglichkeit dazu hätte!“, spie Alf zornig aus.

„Was soll's. Das ist halt die übliche Propaganda“, sagte Frank und ging in die Küche. „Reg dich nicht auf, sonst klappst du irgendwann mal mit einem Herzkollaps um.“

Bäumer schimpfte noch eine Weile vor sich hin. Kurz darauf folgte er Frank. Mit erhobenem Zeigefinger stellte er sich vor ihn.

„Heute kommt John aus Minsk wieder. Wir müssen mit Wilden reden, damit er uns sagt, wo wir ab jetzt wohnen können.“

„Ich mit dir wohnen? Dann bekommst du Fernsehverbot!“, erwiderte Frank mit einem Lächeln.

„Schnauze, ich bin geladen, Alter!“, zischte Alf zurück, grinste hämisch und machte ein paar spaßhafte Boxbewegungen in Richtung seines Gesprächspartners.

Die Unterredung mit Wilden war kurz und sachlich. Der Dorfchef erklärte Frank und Alf, dass sie in Zukunft in ein noch leer stehendes Haus am anderen Ende des Dorfes ziehen konnten. Zwar war es eine Bruchbude sondergleichen, aber hatte es zumindest einen alten Ofen. Außerdem war es wohl möglich, so Wilden, der Baracke Strom zu verschaffen.

Als Frank und Alf zu ihrer provisorischen Bleibe zurückkehrten, trafen sie dort auf einen etwa vierzig Jahre alten Mann in einem Strickpullover, der Kisten aus einem weißen Kombi auslud. In Begleitung des Fremden befand sich eine junge Frau mit blonden Haaren, die sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. John und die Frau näherten sich den beiden.

„Ach, wen haben wir denn da? Gestatten, John Thorphy“, stellte sich selbiger vor.

„Julia Wilden“, fügte die Blondine lächelnd hinzu.

„Alfred Bäumer, wir kennen uns ja noch nicht“, entgegnete Alf.

„Äh … Frank Kohlhaas“, warf dieser in die Runde.

John Thorphy hatte einen stark englischen Akzent, was die Frage nach seiner Herkunft jedoch nur oberflächlich klärte.

„Wir haben bei dir gewohnt. Nochmals vielen Dank. Sind gerade aus dem Knast befreit worden“, erläuterte Alfred.

„Kein Problem“ stellte John fest und machte sich weiter daran, Kisten aus seinem Kofferraum zu holen.

„Das wird mein Vater schon richtig angeordnet haben“, ergänzte Julia, wobei sie Frank mit einem flüchtigen Blick aus ihren grünblauen Augen musterte.

„Und wie war es so?“, versuchte sich Frank an einer Konversation.

„Wie war es wo so?“, fragte die junge Frau zurück und strich sich durch die wenigen Strähnen, die nicht in ihren Pferdeschwanz am Hinterkopf eingebunden waren und ihr ins Gesicht fielen.

„Na, da, wo ihr gewesen seid …“, sagte Frank verlegen.

„Gut!“, erhielt er als kurze Antwort.

„Ist der Mann … äh … John … Engländer?“, schob Frank nach.

„Nein! Und er mag auch keine Engländer“, hörte er von Julia. „John ist Ire. Rede mit ihm nicht über England oder gar über Engländer!“

„War ja nur ’ne Frage“, murmelte Frank und schaute an seiner Gesprächspartnerin vorbei.

„Gut, da jetzt alle Fragen gestellt wurden, könnt ihr uns ja beim Ausladen helfen“, rief Julia und deutete auf den Kombi.

„Klar, wird erledigt!“, antwortete Alf. Er sah Kohlhaas bestimmend an und dieser machte sich sofort an die Arbeit.

In den nächsten Wochen hatten Frank und Alf alle Hände voll zu tun. Nicht nur notwendige Arbeiten in ihrem neuen Heim hielten sie auf Trab, sondern auch Wilden selbst. Diesem fielen immer neue Dinge ein, die die zwei im Dorf erledigen konnten.

Kohlhaas lernte nun nach und nach auch die anderen Dorfbewohner kennen und glaubte, dass ihn die meisten zumindest halbwegs leiden konnten. Einige begegneten ihm allerdings auch mit großem Misstrauen und vermie-

den allzu lange Gespräche mit dem Neuankömmling, der ständig in Bäumers Begleitung durch Ivas lief. Dass Frank in einer Holozelle gesessen hatte, rang jedoch vielen Dorfbewohnern eine Mischung aus Mitleid und Respekt ab.

Julia Wilden, die Frank optisch keinesfalls abstoßend fand, schien seine Gegenwart nicht sonderlich zu suchen. Kohlhaas bekam sie kaum zu Gesicht, auch wenn er bei seinen Spaziergängen durch das Dorf ungewöhnlich oft an Wildens Haus vorbeiging, obwohl es sich in einer Nebenstraße befand.

„Sie sieht zwar gut aus, aber sie ist halt Misses Wichtig, die Tochter des großen Chefs", dachte Frank manchmal. „Hält sich eben für was Besseres und scheint mir nicht übermäßig zu vertrauen."

Ganz falsch lag Kohlhaas mit seiner Einschätzung nicht: Julia, wie auch der junge Sven, gehörten zu jener Gruppe von Dorfbewohnern, die den Kontakt mit Frank eher vermieden. So kam es diesem jedenfalls nach einer Weile vor.

Aber er bemühte sich, das Verhalten dieser Leute zu verstehen. Sie kannten ihn nun einmal nicht; außerdem war er bloß durch Zufall an diesen seltsamen Ort gekommen. Was sollte er jetzt erwarten? Wenn er sich als Schwätzer oder Sicherheitsrisiko erwies, konnte das die Gemeinschaft von Ivas in die Katastrophe führen. Demnach war die Angst vor dem unbekannten Neuling nicht ungerechtfertigt.

Bäumer jedenfalls hatte Frank bereits ins Herz geschlossen und auch dem Dorfchef schien Kohlhaas nicht unsympathisch zu sein, da dieser bei jeder Gelegenheit auf

ihn einredete und ihm die Weltgeschichte von den Kulturgründungen der Indogermanen über Alexander den Großen bis zur Gegenwart erklärte. Manchmal sogar alles durcheinander.

„Man hätte Wilden gut für die Umerziehungsstunden in der Holozelle einsetzen können, nur dass er die gegenteiligen Thesen vertritt. So viel hat selbst der Sprachcomputer nicht geredet", sagte Frank gelegentlich zu Alf, um dann zu grinsen.

Letzterer verehrte den ehemaligen Unternehmer aufgrund seines universalen Wissens über Politik und Geschichte bis ins Mark, musste bei solchen Bemerkungen allerdings auch schmunzeln.

So vergingen schließlich Tage, Wochen und Monate in einer gewissen Eintönigkeit. Oft waren einige der Dorfbewohner für längere Zeit fort und ab und zu verließ eines der drei Transportflugzeuge seinen Standort, um irgendwo hin zu fliegen und erst Tage später wieder zurück zu kommen.

Die Flugzeuge wurden stets unter Tarnplanen oder in alten Scheunen versteckt. Es war zwar nicht illegal, sie zu besitzen, da sie ja ordnungsgemäß registriert worden waren, doch ließ Wilden auch hier größte Vorsicht walten.

Frank und Alf arbeiteten derweil pausenlos, um ihr Haus endlich bewohnbar zu machen. Zunächst wurden über Umwege Tapeten besorgt, da es im Umkreis von vielen Kilometern keine Läden mehr gab, die solche Artikel führten, damit zumindest die wichtigsten Räume renoviert werden konnten. Ähnliche Schwierigkeiten taten sich auch bei den Baumaterialien auf, die man behelfsweise von den

anderen leerstehenden Häusern nehmen musste; beispielsweise noch intakte Ziegel für das lädierte Dach.

Es war eine lange und mühselige Arbeit, bei der sich die beiden Männer immer mehr anfreundeten. Nach wie vor gab es nur im Hauptraum ihres Hauses einen brauchbaren Holzofen, der jedoch schon sehr alt war. Kohlhaas wurde mulmig, sobald er an den kommenden Winter dachte.

Gegen Ende des Monats Juli meldeten sich plötzlich auch Franks Schlafstörungen zurück; er hatte regelrechte Alpträume, in denen das gleißende Licht der Holozelle wiederkehrte und sogar Herr Irrsinn auftauchte. In Franks Träumen redete der gespenstische Begleiter manchmal, wobei sich Kohlhaas wunderte, wie hoch und hell seine Stimme war.

Oft weckte ihn Bäumer auf, wenn er um sich schlug oder im Schlaf redete. Es war merkwürdig. Gerade jetzt, wo die Ruhe, ja im Vergleich zur Zeit in „Big Eye" sogar die reinste Idylle, eingetreten war, kamen die bösen Erinnerungen zurück. Gerade als Frank meinte, die schreckliche Zeit hinter sich gelassen zu haben, griff der Horror unerwartet an, um ihn zu peinigen.

Eines Tages, es war bereits August geworden, stand HOK am frühen Morgen vor der Haustür und fragte Alf nach Frank. Dieser saß in der provisorisch eingerichteten Küche, kurz darauf kam er selbst an die Tür.

„Morgen, Frank! Komm bitte sofort mit!", begrüßte ihn HOK mit betretener Miene.

„Was ist?", fragte Kohlhaas mit einem unbehaglichen Gefühl im Bauch.

„Schnell! Komm erst einmal mit! Bitte!“, drängelte der Computerfachmann, der eine unheilvolle Atmosphäre ausstrahlte.

Schweigend gingen die beiden schließlich zu HOKs Haus, wo der Informatiker sofort in seinen Arbeitsraum rannte und sich vor dem flackernden Bildschirm seines Rechners niederließ.

„Setz dich hin“, bat er Frank freundlich, um dann hinzuzufügen: „Bleib bitte ruhig, bei dem, was ich dir jetzt sage.“

„Was ist denn los?“, fragte Kohlhaas mit einer Mischung aus Ungeduld und tiefer Sorge, denn HOKs Miene ließ nichts Gutes erahnen.

„Ich habe deinen alten Scanchip untersucht. Das war nicht persönlich gemeint, aber es ist eine Anweisung von Wilden bezüglich jeder Person, die neu in unser Dorf kommt. Es ist bloß eine Sicherheitsmaßnahme. Der Scanchip wird auf verdächtige Subdateien und Querverweise hin untersucht. Ich habe mich in einen internen Datenserver eingeloggt und nicht öffentliche Informationen studiert, die über jeden Bürger im Sektor ‚Europa-Mitte‘ automatisiert oder durch behördliche Stellen gesammelt werden.

Die Subdateien, die der betreffende Bürger niemals in seinem Leben zu Gesicht bekommt, außer er hat einige Programme so zurecht programmiert und umgeschrieben, wie ich es in den letzten zehn Jahren getan habe, beinhalten viele Informationen über dessen Leben.“

„Aha?“, erwiderte Frank mit komplettem Unverständnis.

„Ein gewöhnlicher Scanchip besitzt etwa 500 interne Subdateien und Querverweise, die der Besitzer natürlich

nicht lesen kann, weil sie nur von offiziellen Stellen abgerufen werden können", erklärte HOK hastig.

Franks Gehirn wurde wieder einmal mit Fachbegriffen der Computersprache überflutet, obwohl sich HOK redlich bemühte, alles halbwegs verständlich auszudrücken.

„Die Subdateien eines jeden Scanchips enthalten eine Fülle von Daten. Zum Beispiel:

- Verhaltensanalyse am Arbeitsplatz
- Gesundheitszustand und gesundheitliche Risiken für die weitere ökonomische Verwertung des Bürgers
- Einkommen
- Konsumverhaltensstatistik
- Soziale Verträglichkeit
- Subversive Aussagen am Telefon
- Subversive Aussagen im Internet
- Familienmitglieder und Verwandte
- Verhalten im Bezug auf Medien und Werbeangebote
- Politische Ausrichtung
- Religiöse Ausrichtung
- Freunde und Bekannte (inklusive der Kontaktintensität und Häufigkeit)
- Sexuelles Verhalten

Es gibt noch Hunderte weiterer Unterpunkte und Details, die ich dir hier jedoch ersparen möchte", sagte HOK.

„Und jetzt? Habe ich etwas falsch gemacht?", wollte der verunsicherte Frank wissen.

„Nein!“, antwortete HOK knapp. „Für uns geht es um spezielle Unterpunkte. Etwa, ob da steht: ‚IZSS’ (Informationszuträger für staatliche Stellen) oder ‚EBG’ (Empfänger behördlicher Vergünstigungen) – was heißen würde, dass du ein Spitzel bist oder einmal warst.“

„Was soll der Scheiß?“, giftete Frank HOK entgegen. „Ich habe mit solchen Dingen nichts zu tun!“

„Dein alter Scanchip ist sauber, keine Sorge“, beruhigte ihn HOK. „Das ist auch nicht die Sache, auf die ich hinaus will. Wir müssen hier nun einmal extrem vorsichtig sein und diesen Prozess musste bisher jeder über sich ergehen lassen.“

„Dann wollt ihr hier euren eigenen Überwachungsstaat ‚Ivas’ einführen, oder wie?“, knurrte Frank wütend.

„Nein, wollen wir nicht!“, gab HOK zurück, wobei er sich irgendwie ertappt zu fühlen schien.

„Ich habe mir auch die Querverweise bezüglich deiner Familienmitglieder und Verwandten angesehen. Tut mir leid, das gehörte nicht zu meiner Aufgabe und ich muss mich dafür entschuldigen“, murmelte HOK kleinlaut. Verlegen blickte er auf seine Tastatur.

„Und dann gegen die Weltregierung kämpfen! Die sind vielleicht auch bloß neugierig und spionieren aus lauter Langeweile die Leute aus!“, herrschte ihn Kohlhaas an.

„Ja, es tut mir leid. Wirklich!“, versuchte HOK seinen erbosten Gast zu beruhigen.

Franks Mundwinkel zuckten nach unten, während er den dicklichen Informatiker skeptisch beäugte.

„Leider ist mir da etwas Schreckliches aufgefallen“, fuhr Holger nach einer kurzen Pause fort. „Rainer Kohlhaas ist dein Vater, nicht wahr? Und Martina Günther, geborene

Kohlhaas, deine Schwester, oder? Nico Günther ist dann wohl dein Neffe …"

„Was ist mit ihnen?", schrie Frank mit aufgerissenen Augen.

„Die Scanchips von Rainer Kohlhaas und Martina Günther sind als ‚stillgelegt' ausgezeichnet. Ihre Bürgernummern werden demnächst neu vergeben", sprach HOK mit einem Kloß im Hals.

„Was?", presste Frank heraus.

„Beim Scanchip deines Vaters ist ein Inhaftierungsvermerk seit dem 09.04.2028 eingetragen, seit Anfang Juni 2028 ist er schließlich ‚stillgelegt' worden. Als Zusatz steht da die Fußnote ‚OSDBA' (Offizielle Stillegung durch behördliche Anordnung) und weiter ‚BA' (Bürger ausgeschaltet). Er ist liquidiert worden!", erklärte Holger.

„Wie?", rief Frank wie vom Blitz getroffen.

„Das Gleiche gilt auch für deine Schwester. Sie wurde ebenfalls erst inhaftiert und später liquidiert. Dein Neffe …", sagte HOK, doch Kohlhaas fiel ihm ins Wort.

„Was? Was ist mit Nico?", brüllte ihn Frank mit starrem Entsetzen in den Augen an.

„Er ist hier als ‚Waise in staatlicher Obhut' verzeichnet. Er lebt also noch", fuhr der Informatiker fort, während er sich bemühte, Franks Gefühlsausbruch irgendwie abzuschwächen.

Doch es hatte keinen Sinn. Der junge Mann taumelte zurück und sank seinen Stuhl. Frank rang nach Luft und bemühte sich mit letzter Kraft, die Klauen des Schreckens, die ihm die Kehle zudrückten und ihm den Atem nahmen, abzustreifen, aber es gelang ihm nicht. Innerhalb

von Sekunden fiel er in ein schwarzes Loch der Verzweiflung und stürmte weinend aus dem Haus.

Da waren der Schrecken und die Angst wieder, die ihn in den letzten Monaten bis auf gelegentliche Alpträume verschont hatten. Sie waren in alter, finsterer Größe zurückgekehrt und schienen bleiben zu wollen.

Die nächsten Tage verstrichen und Frank verließ kaum mehr seinen Schlafraum. Alf versuchte, ihm zu erklären, dass die Inhaftierung von Verwandten und Familienmitgliedern vom System dazu genutzt wurde, untergetauchte Straftäter aus der Reserve zu locken, doch Frank schrie ihn nur an, zu verschwinden.

Plötzlich waren die Nächte wieder finster und grausam. Der Schrecken, den die Holozelle in Franks Geist entfacht hatte, kam nun Arm in Arm mit dem neuen Schrecken in der Dunkelheit zurück.

Erneut dachte Frank darüber nach, seinen Eltern und seiner Schwester ins Jenseits zu folgen und seine hoffnungslose Existenz endlich zu beenden, doch Alf baute ihn immer wieder auf und wich auch in den schwärzesten Stunden nicht von seiner Seite.

Als der September den Herbst über Ivas brachte, wurde Frank eines Nachts von einem verstörenden Traum heimgesucht. Er konnte sich am nächsten Morgen, als er mit furchtbaren Kopfschmerzen aufwachte, nicht mehr ganz an jedes Detail erinnern, doch die meisten Bilder blieben ihm im Gedächtnis.

Frank befand sich als Zuschauer in einem Raum, der einem Gerichtssaal ähnlich sah. Vorne war das Richterpult

und die Anklagebank und lediglich sie wurden von einem Scheinwerfer beleuchtet. Der Rest des Raumes blieb im schemenhaften Halbdunkel versunken; auch die Sitzreihen der Zuschauer, auf denen Frank als einziger saß. Vorne auf der Anklagebank saßen zwei Personen, die er erst nicht genau erkennen konnte, da er sie nur von hinten sah. Hinter dem Richterpult befand sich kein Mensch, es war eher ein Schatten oder ein Geistwesen.

„Die Verhandlung ist eröffnet!“, rief der Schemen. „Ich bitte um Ruhe! Es geht heute um die Strafsache ‚Die Politik gegen Herrn Rainer Kohlhaas und Frau Martina Günther, geborene Kohlhaas’.“

Die beiden Angeklagten drehten sich um und warfen Frank ängstliche Blicke zu. Es waren sein Vater und seine Schwester. Schnell wandten sie sich wieder dem Richter zu, denn er begann mit seinen Ausführungen.

Der einzige Zuschauer reckte den Kopf und versuchte, das Namensschild zu entziffern, das vor dem eigenartigen Richter auf dem Pult stand. Erst nach angestrengtem Starren erkannte Frank, dass dort gar kein Name zu sehen war. Dort stand bloß: „Die Politik“.

Der Schatten verlas eine Fülle von Anklagepunkten und begann daraufhin mit der Befragung der beiden.

„Wir fangen mit Ihnen an, Herr Rainer Kohlhaas“, sprach er mit grollender Stimme. „Können Sie sich daran erinnern, sich jemals um die wichtigen Fragen bezüglich meiner Person gekümmert zu haben?“

„Nun, ich habe mich schon manchmal mit Ihnen befasst, soweit es mein Leben betraf“, stammelte Rainer Kohlhaas.

„Könnten Sie das genauer erläutern?“, hakte der Richter nach.

„Also, ich habe ab und zu Nachrichten gesehen und Zeitung gelesen“, versuchte Rainer Kohlhaas zu erklären.

„Und Sie, Frau Martina Günther? Haben Sie sich wirklich jemals ernsthaft um mich gekümmert?“, sprach der Schattenrichter mit drohender Stimme.

„Vielleicht nicht genug. Aber gelegentlich schon. Ich kam allerdings oft nicht dazu. Mein Beruf hat mich meist so in Anspruch genommen, dass ich keine Zeit mehr hatte, viel an Sie zu denken“, gab Franks Schwester kleinlaut zurück.

„Und bei Ihnen ist es ähnlich gewesen, Herr Kohlhaas?“, polterte der Richter durch den Saal.

„Es tut mir leid, aber wenn ich ehrlich bin, habe auch ich immer nur gearbeitet und mich in erster Linie um mich selbst gekümmert. Ich musste ja zusehen, dass ich überlebe und Geld verdiene. Und da fehlte mir einfach die Zeit“, hörte Frank seinen Vater mit zitternder Stimme sagen.

„Und Sie haben geglaubt, dass Sie damit durchkommen? Dass Sie mich all die Jahre hindurch ignorieren könnten und nicht ernst zu nehmen bräuchten?“, knurrte ihn das Geistwesen an.

„Vergeben Sie mir. Die Zeit hätte ich mir sicherlich nehmen sollen. Ich habe ja auch Ihren Werdegang verfolgt, Herr Richter. Nachrichten habe ich aber viel gesehen …“, rechtfertigte sich Rainer Kohlhaas halbherzig.

„Ja, bei mir war es auch so!“, fügte Martina hinzu.

„Und Sie denken, es hat ausgereicht, andere über mich reden zu lassen? Sie glauben wirklich, es sei genug gewe-

sen, wenn andere sich um mich kümmerten und Sie selbst nur das nachplapperten, was diese über mich erzählten? Warum haben Sie sich nie selbst ein Bild von mir gemacht?“, fragte der Schatten vorwurfsvoll.

„Vergeben Sie uns, Herr Richter, aber wir hielten einfach andere Dinge in unserem Leben für wichtiger, als uns um Sie zu kümmern“, lamentierten die beiden Angeklagten voller Sorge.

Plötzlich fand sich Frank an einem anderen Ort wieder. Zuerst fiel ihm der schreckliche Gestank auf, der ihm vom Boden aus in die Nasenlöcher kroch. Er befand sich auf einem Feld, das sich endlos weit bis in den letzten Winkel einer alptraumhaften Welt auszudehnen schien. Nur die blassen Konturen einiger Berge waren noch in der Ferne zu erkennen. Dann sah Frank, was das Feld bedeckte. Es waren Leichen. Hunderte, Tausende, Millionen.

Sie stanken furchtbar und verrotteten vor sich hin. Ihre gräuliche Haut war ledrig und aus ihren Mündern und vertrockneten Augenhöhlen krochen Maden und anderes Gewürm.

Es waren so unfassbar viele: Männer, Frauen, Kinder – manche erst frisch gestorben, andere schon stark verwest und fast zu Skeletten zerfallen. Frank musste aufpassen, dass er beim Gehen nicht auf dem Teppich von Gebeinen und Fleisch ausrutschte, denn das Meer der Toten war gigantisch und es füllte die Ebene bis zum Horizont aus.

Der junge Mann wanderte einige Stunden einfach geradeaus, wobei jeder Schritt in dieser grauenhaften Umgebung eine Qual war. Doch die Ebene erstreckte sich immer weiter und weiter und war nach wie vor mit zahllo-

sen Leichen bedeckt. Die Berge, so erkannte Kohlhaas plötzlich, waren Berge aus Schädeln, die in Massen aufeinander getürmt worden waren.

Frank lief durch das Land der Toten und als er schon dachte, dass er nie mehr einen Ausweg aus dieser Hölle finden würde, hörte er plötzlich eine Stimme.

„Frank Kohlhaas!“, schallte es aus einer Ecke des Feldes.

Der Träumende näherte sich dem Ort, von wo aus er die Stimme vernommen hatte, und konnte bald einen dunklen Fleck erkennen, der immer größer wurde, umso näher er kam. Schließlich erkannte er, dass es der schattenhafte Mann war, der gespenstische Richter.

„Ich bin die Politik, Frank Kohlhaas! Schön, dass du mich gefunden hast! Hier sind die zwei!“, sagte das Wesen und zeigte mit seiner Geisterhand auf den Boden vor sich.

Dort lagen Rainer Kohlhaas, sein Vater, und Martina Günther, seine Schwester. Beide hatten einen Kopfschuss und ihre Körper wurden von Maden zerfressen.

„Siehst du, Frank Kohlhaas, wenn du dich nicht um die Politik kümmerst, dann kümmert sich die Politik eines Tages um dich!“, sagte der Richter.

Frank schreckte schreiend auf. In dieser Nacht schlief er nicht mehr ein.

Der Rest des Jahres 2028 verging ohne größere Veränderungen im Leben des mittlerweile 27 Jahre alten Mannes. Der Winter in Litauen war lang und kalt. Von einer „Klimaerwärmung“, wie man sie 2010 noch in den öffentlichen Medien gepredigt hatte, um damit Zwangsmaß-

nahmen und politische Schritte zu rechtfertigen, war allerdings nichts zu spüren.

Franks Angstzustände, Schlafstörungen und Depressionen kamen nach wie vor in Wellen. Besonders in den dunklen Wintermonaten hatte er stark darunter zu leiden. Ansonsten wurde er von Wilden und den anderen Dorfbewohnern zu allen möglichen Arbeiten herangezogen. Doch die täglichen Aufgaben taten Frank gut, denn sie sorgten für Ablenkung. Im Herbst wurden die wenigen Felder rund um Ivas von den Einwohnern abgeerntet und die Erträge winterfest gemacht; so wie in alten Zeiten.

Auch das war für Frank Neuland, da er bisher nur die Massenabfertigungsnahrung der großen Agrarkonzerne gegessen hatte. Zudem renovierten Alf und er noch immer ihr altes Haus, wobei sie nur langsam vorankamen.

Innerlich war Kohlhaas nach wie vor noch nicht bereit, sich den Rebellen, wenn es denn überhaupt welche waren, anzuschließen. Außer Geschwätz war ihm nämlich noch keine nennenswerte Rebellion aufgefallen, obwohl ihn Wilden bei jeder Gelegenheit über weltpolitische Themen aufklärte.

Seine Tochter Julia schien indes noch immer nicht viel von ihm zu halten, wobei Frank zumindest ihr Mitleid geweckt hatte.

„Immerhin etwas!“, dachte er.

Wenn es draußen stürmte und der Eisregen gegen die undichten Fenster hämmerte, es dunkel und kalt war, fühlte sich Frank verloren, selbst wenn Alf im Nebenraum irgendwelche Internetseiten nach neuen Informationen durchforstete und dabei Flüche oder Jubelschreie ausstieß.

„Soll es jetzt ewig so weitergehen?“, fragte er sich. „Ist das mein Schicksal? Hier in diesem Kaff im Baltikum herumzuhängen? Mit dieser skurrilen Bande von selbsternannten Freiheitskämpfern?“

Wenn Frank das Gesicht seines Vaters und seiner Schwester vor seinem geistigen Auge sah; wenn er an die Holozelle dachte und daran, dass sein kleiner Neffe irgendwo in einer Gehirnwäscheanstalt aufgezogen wurde, während seine Schwester, die nie etwas Unrechtes getan hatte, in einem Massengrab verrottete, dann loderte die Wut in seinem Inneren auf.

„Alf, was bedeutet das Symbol der ‚Red Moon Gruppen‘ noch einmal?“, fragte er seinen Mitbewohner eines Abends.

„Habe ich dir doch schon gesagt“, antwortete Alf, der sich gerade ins Bett legen wollte.

„Ich will es wissen – und zwar genau!“, bohrte Frank nach und zeigte dabei einen Gesichtsausdruck, der selbst Alf Respekt einflösste.

„Nun, das ist ein altes Kultsymbol. Der ‚Blutige Mond‘ oder ‚Blutmond‘ eben. Die alten Kelten, wie auch viele andere Völker der Vorzeit, kannten dieses mystische Zeichen. Vor allem jetzt im Winter war es bedeutsam. Damals wurde das Vieh vor Wintereinbruch in einer bestimmten Vollmondnacht in großer Zahl geschlachtet und deswegen nannten unsere Vorfahren diesen Mond den ‚Blutmond‘. Es war also auch eine Art Ritual für die alten Götter, um diese vor dem Winter um Schutz und Hilfe anzuflehen. Es wurde ein Kreis mit Blut gezogen,

um den sich der Stamm versammelte, betete und tanzte. Oft tranken die Alten dazu blutroten Wein.

Man glaubte, dass während dieses Rituals nicht nur die Geister von verstorbenen Verwandten und Freunden anwesend waren, sondern auch die von den Tieren, die die Gemeinschaft verlassen hatten, um ihr Fleisch zu geben."

„Also auch eine Art Gedenken an die Verstorbenen?", wollte Frank weiter wissen.

„Das ist eine Bedeutung. Die andere Bedeutung ist der heraufziehende Krieg, die Rache, das Blutvergießen, die Raserei der Schlacht. Man kann den blutigen Mond auch als Warnung an die Feinde verstehen. Hängt halt alles von der Interpretation des Symbols ab. Die Gründer der ‚Red Moon Gruppen' fanden es halt interessant, sich dieses Zeichen zu geben", fuhr Bäumer fort.

„Die zweite Bedeutung gefällt mir besser!", zischte Frank.

Alfred schaute etwas verwundert und schabte mit seinen Fingern leise über den Küchentisch.

„Lass uns endlich den Blutmond über unsere Feinde bringen. Ich werde irgendwann mit Wilden reden. Wenn ich mich eurer angeblichen Rebellion anschließe, dann will ich auch wirklich Rebellion machen", knurrte er grimmig.

„Machen wir doch …", konterte Alf, der Frank noch nie so aggressiv erlebt hatte.

„Ja, ich hoffe es! Ich will töten!", fauchte er. „Rache! Blutmond!"

Frank drehte sich auf dem Absatz um und ging in sein Zimmer. Die Tür schlug er hinter sich zu. Bis zum nächsten Morgen wurde er nicht mehr von seinem Freund gesehen.

Rebellion und Neuschnee

Es dauerte nicht lange, da war Ivas von einer dicken Schneedecke bedeckt und es war bitter kalt. In Franks und Alfs Behausung war es lediglich im größten aller Räume, dem mit dem Holzofen, halbwegs erträglich.

Dieser Winter erwies sich als besonders entbehrungsreiche Zeit. Meistens mussten sich die beiden mit ein paar zusätzlichen Wolldecken wärmen. Aber wenigstens hatte das Dach keine Löcher mehr, so dass es nicht in die obere Etage des verfallenen Gebäudes schneite.

Heute hatte Frank den Entschluss gefasst, mit Wilden zu reden. Er wollte Nägel mit Köpfen machen und ein echter Rebell werden; allerdings wusste er noch nicht richtig, wie dies aussehen sollte.

Es war ein grauer Vormittag und die wenigen Lichtquellen in den bewohnten Häusern des Dorfes trugen kaum dazu bei, das Halbdunkel in den Gassen zurück zu drängen.

Ein entschlossener Frank stapfte durch den gefallenen Neuschnee der letzten Nacht in Richtung des Hauses von Thorsten Wilden. Allmählich ging ihm die Eintönigkeit in diesem angeblichen Hort der Revolution auf die Nerven.

„Ihr wollt mich? Dann bekommt ihr mich!“, giftete er sich selbst in den Stoppelbart.

An der Haustür des Dorfchefs angekommen, machte sich Frank mit lautem Klopfen bemerkbar. Agatha, Wildens Frau, öffnete die Tür. Neben ihr stand Julia im Flur. Sie gab ein leises „Hallo!“ von sich. Wilden erschien auf der Treppe, die ins obere Stockwerk führte.

„Frank, sei gegrüßt! Was gibt es?“, fragte der ergraute Herr etwas verwundert. Er wirkte verschlafen und war noch unrasiert.

„Haben Sie kurz Zeit, Herr Wilden? Ich will mit Ihnen sprechen!“, antwortete Frank mit einem Blick, den weder Julia noch Wildens Frau jemals zuvor gesehen hatten.

„Ja, gut. Wir gehen in mein Büro“, erwiderte der Rebellenführer.

„Gut! Ich komme hoch!“, stieß Frank hervor und hastete die Stufen hinauf.

Kurz darauf saßen sich beide Männer gegenüber. Noch bevor Wilden nachfragen konnte, fing Frank schon an zu reden.

„Das hier ist kein Ferienort, haben Sie einmal gesagt. Gut! Gut!“, murmelte Frank mit verbissener Miene. „Das hier ist ein Rebellenstützpunkt, sagten Sie, Herr Wilden!“

„Ja, ist es“, erwiderte der ältere Herr etwas überrascht. Sein Gast erschien ihm heute merkwürdig.

„In Ordnung! Dann machen wir Rebellion, dann wehren wir uns endlich richtig gegen dieses System. Kein Gerede mehr, sondern Taten. Zuerst möchte ich schießen lernen! Sturmgewehr, Maschinengewehr, Handfeuerwaffen. Geht das in Ordnung, Herr Wilden?“, trug Frank fordernd vor.

„Im Prinzip schon“, kam zurück.

„Sehr schön! Ich bin nämlich jetzt so weit. Ich weiß, dass einige über mich nach dem Motto reden: Den füttern wir hier nur durch, der nützt uns nichts, da er sich an keiner wichtigen Aktion beteiligt. Gut, von nun an beteilige ich mich an Aktionen. Wenn hier tatsächlich welche stattfinden, denn bemerkt habe ich von der großen Rebellion noch nichts“, stichelte Kohlhaas.

„Wir bauen hier zunächst einmal autarke Strukturen auf. Die bewaffnete Aktion, eure Befreiung betreffend, war eine Ausnahme. Ansonsten sind keine derartigen Sachen mehr für die nächste Zeit geplant“, erklärte der ehemalige Firmenchef.

„Wie auch immer“, donnerte Frank. „Wenn besondere Aktionen stattfinden, dann lassen Sie es mich wissen. Ich mache mit. Mein Leben ist mir egal und ich werde Ihnen zeigen, dass ich mehr Eier habe als die meisten dieser Dorfbauern, die mich hier schräg angucken. Also geben Sie mir Bescheid, wenn was läuft. In diesem Sinne, das wollte ich nur einmal loswerden. Und grüßen Sie mir Ihre werte Frau Tochter, Herr Wilden.“

Frank klopfte auf den Schreibtisch, lächelte formlos und ging aus dem Raum. Er stapfte die Treppe hinunter, warf Julia ein „Tschüss“ entgegen und machte die Haustür hinter sich zu. Reichlich verdutzt blieb Familie Wilden zurück. So kannten sie Frank nicht und er selbst kannte sich so auch nicht.

„Wenn ich rebellieren soll, dann muss ich wenigstens mit einer Waffe schießen können. Wo sind eure Waffen?“, nervte Frank eine Woche später seinen Mitbewohner.

„Mensch, geh mir nicht auf den Sack!“, blökte Alf zurück und stand kurz davor, mit Frank aneinander zu geraten, da dieser schon den ganzen Tag gereizt durch das Haus tigerte.

„Ich gehe zu Wilden!“, schimpfte der angehende Rebell.

„Schon gut, ich habe eine Knarre. Von mir aus gehen wir in den Wald und machen ein paar Schießübungen“, stöhnte Alf.

„Das hört sich gut an, dann los“, erhielt er als fröhliche Antwort.

Bäumer ging in den Keller und kam wenige Minuten später mit einer Glock in der Hand zurück. Daraufhin verließen die beiden Männer das Haus.

„Bin mal gespannt, ob du überhaupt etwas triffst“, hänselte Alf seinen Freund auf dem Weg in das nahegelegene Waldstück hinter dem Dorf. Frank jedoch lief wortlos voraus. Nachdem sie eine Weile durch den Schnee gewatet waren, blieb Alf stehen.

„Siehst du das Astloch in der Birke dort drüben?“, fragte er seinen hitzköpfigen Mitbewohner.

„Klar, gib mir die Pistole!“

Ohne weiter nachzudenken, richtete Frank die Waffe auf den etwa zehn Meter entfernten Baum und feuerte: „Bamm! Bamm! Bamm!“

Alfred rannte zum Ziel nachdem Frank das Magazin leer geschossen hatte. Er war verblüfft. Die meisten Kugeln hatten das Astloch getroffen, große Rindenstücke lagen rund um den Baum auf dem Boden.

„Gar nicht übel, Junge“, bemerkte Bäumer und blickte verwundert zu dem noch unerfahrenen Schützen. „Wie oft hast du in deinem Leben denn schon geschossen?“

„Noch nie!“, gab Frank zurück, wobei er stolz lächelte.

„Dein in letzter Zeit gewachsener Wille scheint dich auch zu einem guten Schützen zu machen“, meinte Alf.

Drei Magazine schoss Kohlhaas noch leer, dann mussten sie abbrechen, um nicht zu viel Munition zu vergeuden. Bäumer war durchaus beeindruckt, da sein Mitstreiter das Ziel meist genau getroffen hatte.

„Wilden kann dir ein Sturmgewehr besorgen. Dann kannst du damit üben“, versprach Alf. Wenig später ging er mit Frank zurück ins Haus.

So unbedeutend es auf den ersten Blick auch gewesen sein mochte – Alfs Lob hatte den jungen Frank mit Stolz erfüllt. Er lächelte zufrieden in sich hinein und freute sich schon auf die Schießübungen mit den größeren Kriegswaffen, den echten „Wummen“. Zum Schießen hatte Kohlhaas offenbar Talent.. Und dass er zu etwas Talent hatte, war ihm im Leben noch nicht oft gesagt worden.

So verbrachte er die ersten zwei Wochen des kalten und nassen Januars, des widerlichsten Monats des Jahres, mit zahlreichen Schießübungen, dem Lesen von politischen Büchern und gelegentlichen Hilfsarbeiten im Dorf. Frank fühlte sich inzwischen ein wenig anerkannter, vor allem seitdem er signalisiert hatte, dass auch er bereit zum Widerstand war.

Selbst von Julia Wilden war er zum ersten Mal angelächelt worden, als er ihren Vaters an der Tür um neue Munition für seine Waffen gebeten hatte.

Mehr und mehr steigerte sich Frank in den Gedanken hinein, ein Rebell zu werden. Er schoss bei seinen Übungen in Gedanken eher auf schemenhafte Gefängniswärter, Polizisten oder Politiker als auf Strohsäcke und Bäume. Oft grinste er wie ein glückliches Kind, wenn der kalte Stahl eines Gewehrs in seine Hand glitt. Seine Resultate als Schütze wurden immer besser und wenn sich Kohlhaas nach einem anstrengenden Tag zufrieden ins Bett legte, dachte er oft an den Blutmond und merkte dabei nicht, wie bösartig sein Lächeln mittlerweile werden konnte.

Alfred fand seinen Mitbewohner zeitweise recht seltsam. In letzter Zeit war Frank verdächtig still geworden; manchmal stierte er abwesend aus dem Fenster und biss sich währenddessen auf die Unterlippe, bis sie zu bluten begann.

Der junge Neuankömmling war eifrig darin, das Handwerk des Tötens in all seinen Facetten zu erlernen. Oft redete Frank beim Abendessen von nichts anderem mehr. Er philosophierte über Möglichkeiten des Widerstandes, der Revolution und der Gegenpropaganda. Manche Ideen erschienen Alf sogar genial, andere wirkten kindisch und verrückt. Irgendetwas ging unter Franks Schädeldecke vor, wurde langsam ausgebrütet wie ein böses Kind.

In diesen Tagen, in denen Frank in Alfs Gegenwart fast nur noch vom Geräusch des Sturmgewehrs schwärmte und John Thorphy eine regelrechte Großbestellung für Schuss-, Hieb- und Stichwaffen überreichte, wies ihn sein Mitbewohner manchmal genervt zurück.

„Du wirst schon noch früh genug in den Krieg ziehen können, Mann“, seufzte er des öfteren mit leidender Miene. „Ende des Monats haben wir eine größere Versammlung, dann nehme ich dich mit!“

„Versammlung? Was für eine Versammlung? Zum Schneeschippen?“, spottete Frank übermütig.

„Was soll dieser Quatsch? Ich kann dein Gelaber von der Revolution im Moment nicht mehr hören. Bleib mal auf dem Teppich und finde zurück zur Realität. Wir werden morgen nicht wie ein Haufen angetrunkener Gorillas losrennen und alles wegballern. Mach deine Schießübungen oder übe den Nahkampf, aber verhalte dich nicht wie ein Amokläufer“, ermahnte ihn Bäumer.

Frank hingegen tat seinerseits beleidigt und ging in sein ausgekühltes Zimmer. Am liebsten hätte er Alf ins Gesicht geschlagen und der übrigen Welt gleich mit. In jede Pore seines Körpers war der Hass wie ein neuer Mieter eingezogen. Kohlhaas grübelte weiter, während auch dieser Tag dahinfloss.

Der ehemalige Bürger 1-564398B-278843 schlug die Zeit bis zum Ende des Monats tot und wartete gespannt auf die Versammlung, von der Alf ihm erzählt hatte. Dieser hielt sich nach wie vor mit genaueren Informationen zurück und ließ Kohlhaas weitgehend in Ruhe.

Es war der vorletzte Tag des Januars 2029 und der unruhige Frank war schon seit den frühen Morgenstunden auf den Beinen. Die Versammlung der Dorfbewohner war erst für 18.00 Uhr angesetzt, doch Frank schweifte bereits wie ein nervöser Tiger durch das kalte Haus oder schlenderte durch Ivas, um jeden Einwohner, der ihm begegnete, freundlich und erwartungsvoll anzulächeln.

Am späten Nachmittag verließ er mit Bäumer das Haus und fand sich kurz darauf in einer hell erleuchteten Scheune wieder. Wilden wartete dort inmitten einer größeren Gruppe auf sie.

Frank und Alf begrüßten die anderen kurz, dann stellten sie sich in eine Ecke. Beide verschränkten die Arme vor der Brust und schauten zu Wilden herüber, der gerade zu einer Rede ansetzte:

„Liebe Freunde!“, begann er, den Blick seinen Zuhörern zuwendend; neben ihm stand Julia. „Ich freue mich, dass ihr alle hier seid! Vor allem begrüße ich unsere Gäste aus

Frankreich und alle, die zum ersten Mal an einer solchen Besprechung teilnehmen."

Franks Erwartung stieg ins Unermessliche. Er warf Julia einen flüchtigen Blick zu. Diese zwinkerte ihm zu und lächelte, was ihn sehr freute, denn eine so freundliche Geste hatte er von ihr noch nie gesehen.

Ihr Vater fuhr fort: „Ihr wisst sicherlich alle, worum es heute geht. Ich habe vor einigen Jahren dieses leerstehende Dorf gekauft, um hier ein Refugium für all jene zu schaffen, die reinen Herzens sind und sich dem Kampf gegen das Weltversklavungssystem verschrieben haben. Seit dieser Zeit haben wir viel geschafft und dieses einstige Ruinendorf, diese Geisterstadt, wieder zu einem halbwegs bewohnbaren Ort gemacht.

Allerdings habe ich den Eindruck, dass viele von uns das ruhige Leben in Ivas so sehr genießen, dass sie vergessen haben, was der eigentliche Sinn dieser Basis ist. Der Sinn ist natürlich auch, einen Ort der Freiheit für uns schaffen, doch sollte Ivas vor allem ein Stützpunkt für jene sein, die Widerstand gegen die Henker Europas leisten wollen.

Die letzten Monate waren ruhig, wir verhielten uns ruhig. Wir bauten und arbeiteten und sicherten erst einmal unseren Lebensunterhalt, was unerlässlich ist, wenn man einen Kampf beginnt. Diese Phase scheint mir jedoch abgeschlossen zu sein, weshalb wir uns nun Gedanken machen müssen, wie wir diese Freiheit auch unseren Landsleuten bringen können. Mit anderen Worten: Der Kampf muss jetzt richtig beginnen!"

Es folgte ein kurzer Applaus der etwa 100 Personen in der großen Scheune. Frank öffnete seine verschränkten

Arme nicht. Grimmig starrte er in Richtung des Dorf-chefs.

„Die meisten, die heute hier sind, leben in Ivas. Ein paar sind auch von außerhalb. Wir haben hier Andrej von der ‚Russischen Patriotischen Sektion', Robert und William von der Organisation ‚Free Britain' und unsere Freunde aus Belgien, besser gesagt aus Flandern. Weiterhin Baptiste und Hugo aus Frankreich. Auch aus dem benachbarten Skandinavien ist der eine oder andere heute zu uns gekommen. Die Vertreter der spanischen ‚Citadel Gruppe' durften heute Morgen leider nicht aus ihrem Untersektor ausreisen und ich hoffe, es geht ihnen gut. Man möge mir verzeihen, sollte ich einen unserer auswärtigen Gäste vergessen haben", setzte der ältere Herr seine Rede fort.

„Und nun zum eigentlichen Thema. Es geht heute um den 01. März 2029, an dem die Weltregierung auch in „Europa-Mitte" das so genannte „Fest der neuen Welt" durchführen will. Dieser weltweite Feiertag, der im Sektor „Europa-Ost" in diesem Jahr in Kiew stattfindet, wird im westlichen Teil Europas in Paris zelebriert.

Aus diesem Anlass wird der neue Gouverneur von „Europa-Mitte", Leon-Jack Wechsler, nach Paris kommen, um die Feierlichkeiten zu eröffnen.

Die Weltöffentlichkeit, das heißt die Medien, werden ihren Blick auf dieses Ereignis richten, wobei die Feierlichkeiten in New York und Paris die politisch wichtigsten sein dürften."

„Davon ist auszugehen", flüsterte Alf in sich hinein. Kolhaas drehte ihm kurz den Kopf zu. Er zuckte mit den Achseln, um anschließend wieder in Wildens Richtung zu starren.

„Seit der offiziellen Ausrufung der Weltregierung im Jahre 2018 sind die Feierlichkeiten zum „Fest der neuen Welt“ bisher immer gewaltige Medienspektakel gewesen, die selbst die Fußball-Weltmeisterschaften und die Olympiade in den Schatten gestellt haben“, erläuterte der Dorfchef.

„Scheiße! Komm auf den Punkt!“, brummte Frank mit verbissener Miene.

„Auch wenn es die Medien in den letzten Monaten totgeschwiegen haben, so ist die Stimmung vor allem in Frankreich am brodeln. Die Einführung der zusätzlichen Wasserverbrauchssteuer im letzten Jahr hat der Weltregierung keine Sympathien bei der Bevölkerung gebracht. Zudem ist die Armut der breiten Masse, wie überall, noch schneller angewachsen.

Die bürgerkriegsähnlichen Konflikte zwischen den moslemischen Einwanderern, die mittlerweile die Mehrheit in allen französischen Großstädten haben, und der einheimischen Bevölkerung haben ebenfalls ein explosives Ausmaß erreicht. Würden hier die GCF-Besatzungstruppen nicht mit äußerstem Druck den Deckel auf den kochenden Topf pressen, dann würde das ehemalige Staatsgebiet von Frankreich wohl schon morgen in viele kleine Teile zerfallen“, berichtete der Rebellenführer.

Die beiden Franzosen nickten zustimmend und blickten ernst in die Runde.

„Bereits im letzten Jahr gab es bei den sozialen und ethnischen Unruhen in Paris und Marseille fast 1000 Tote und schon damals wurden alle Unruhestifter von der Polizei und den GCF-Trupps brutal niedergeknüppelt“, schob er nach.

„Gut, das sind altbekannte Fakten, die wir alle kennen dürften. Es ist in diesem Jahr jedenfalls erwartungsgemäß schlimmer geworden: Mehr Überwachung, mehr Arbeitslose, mehr Obdachlose, mehr Kriminalität und mehr Straßenkrieg. Wie in ganz „Europa-Mitte", wo uns die Menschheitsbeglücker mit ihren Segnungen beschenken!"

„Er hält wieder einen Vortrag über Politik", stöhnte Frank, wobei er die Augen verdrehte.

„Was werden wir jetzt tun? Was werden wir am 01. März 2029, wenn vermutlich zwischen ein und zwei Millionen Zuschauer nach Paris kommen, unternehmen?", rief Wilden in die Runde.

„Wenn die Medien und so viele Menschen da sind, warum machen wir nicht irgendeine spektakuläre Aktion – mit Transparenten oder so?", schlug ein Zuhörer vor.

„Das ist alles in Planung, dafür brauchen wir keine auswärtige Hilfe. Wir haben für so etwas wirklich genug Leute vor Ort", erklärte einer der Franzosen und winkte ab.

„Vielleicht sollten wir uns in die Menge stellen und …", gab ein junger Bursche zum Besten.

„Moment!", schrie Frank plötzlich dazwischen. „Wir legen diesen Leon-Jack Wechsler um! Das wäre ein echtes Zeichen!"

Wilden und die anderen drehten ihre Köpfe in Richtung der dunklen Ecke, aus der der verwegene Vorschlag gekommen war. Frank starrte zurück und verzog dabei keine Miene.

„Das kannst du vergessen, Kohlhaas! Um den Kerl ist eine Sperrzone von zwei Kilometern, vollgestopft mit

GCF-Soldaten, Agenten und Bullen“, hielt einer der Besucher Frank mit verächtlichem Blick entgegen.

„Halte dich jetzt bitte mit so einem Unsinn zurück“, kam von Alf.

„Gut, aber Flugblätter auf die Straße werfen oder dem Gouverneur die Zunge herausstrecken, wird nicht viel bringen“, konterte Frank selbstbewusst.

„Ich lege den Typ um! Wer kommt mit mir?“, provozierte er weiter, bevor jemand antworten konnte.

Jetzt schaltete sich Wilden ein, denn viele der Anwesenden wurden langsam unruhig: „Wir sollten realistisch bleiben. Für Machogehabe ist hier kein Platz, Junge!“

„Ich meine es ernst! Absolut ernst!“, knurrte Frank. „Ich weiß, dass man dabei draufgehen kann, aber das interessiert mich nicht mehr. Also, wer mitmachen will, der kann sich bei mir melden. Wer sich die Hose vollscheißt, der lässt es halt …“

„Es reicht, Kohlhaas!“, fuhr Wilden dazwischen.

„Wer bist du überhaupt, dass du hier so eine große Schnauze hast? Du bist kaum ein paar Tage hier und schon markierst du hier den Macker“, warf Frank eine ältere Frau aus der anderen Ecke des Raumes vor.

„Genau! Du bist der Typ aus der Holozelle. Und da hast du dir einen Knacks geholt“, fügte ihr Mann hinzu.

„Zieh deine Show woanders ab!“, tönte es von der Seite.

„Jetzt halte endlich die Klappe!“, zischte Alf und knuffte seinen peinlichen Mitbewohner in die Seite.

„Ich bin Frank Kohlhaas! Ich sage hiermit, obwohl ich mindestens die Hälfte von euch überhaupt nicht richtig kenne, dass ich, wenn ihr mir die Waffen und die Ausrüs-

tung gebt, notfalls ganz allein versuchen werde, irgendwie an diesen Politikerbastard ran zu kommen.

Entweder ich gehe drauf oder er geht drauf! Ich schwöre es bei meiner Ehre und meinem Namen, dem guten Namen meines Vaters und meiner Schwester, die von Leuten wie diesem Hurensohn Wechsler ermordet wurden. Wenn ich morgen meine Meinung ändere, dann bitte ich euch, mich zu erschießen, denn dann bin ich es nicht mehr wert zu atmen!", predigte Kohlhaas mit zusammengekniffenen Augen.

Bäumer seufzte und hielt sich den Kopf. Andere blickten Frank ungläubig an, einige schienen von dem jungen Fanatiker beinahe fasziniert zu sein. Julia Wilden schien zu der zweiten Gruppe zu gehören.

„Der Kerl ist nicht ganz dicht!", hörte Frank jemandem rufen. Wilden versuchte indes, Franks Vortrag zu unterbrechen: „Ich wollte die politische Situation noch ein wenig erläutern! Ruhe jetzt!"

Doch Kohlhaas war noch nicht fertig: „Ich habe noch etwas zu sagen, zu euch glorreichen Rebellen! Um es noch einmal für alle klarzustellen: ICH TÖTE LEON-JACK WECHSLER!

Oder die Bullen oder sonstwer töten mich. Scheiß was drauf! Ich meine es ernst, ich gehe notfalls ganz allein. Wäre nur nett, wenn mir vorher einer von euch großen Kriegern zumindest einen Stadtplan von Paris besorgen könnte. Wenn ich morgen meine Meinung geändert haben sollte, dann dürft ihr mich gerne umbringen! Also, wer kommt mit mir?"

Ein Raunen ging durch die Teilnehmer der Versammlung. Alf schaute peinlich berührt zu Boden und bemühte

sich anschließend, den anderen zu erklären, dass Frank sonst eigentlich ganz normal war.

Es dauerte ein paar Minuten, bis Wilden wieder halbwegs für Ruhe gesorgt hatte. Er befahl Frank, augenblicklich zu schweigen. Der junge Hitzkopf war mittlerweile wieder einen Schritt zurückgegangen, er schien sich beruhigt zu haben.

„Mannomann!“, brummte Alfred Bäumer. „Jetzt hält dich jeder hier für einen totalen Spinner. Wechsler umlegen? So ein Schwachsinn!“

Sein Freund antwortete nicht und schaute ihn nur mit eiskalten Augen an, dann schob er ein angedeutetes Grinsen nach.

Für den Rest der Versammlung, die sich nicht mehr allzu lange hinzog, verhielt sich Frank ruhig und richtete seinen finsteren Blick auf jeden, von dem er glaubte, dass er seine fanatische Entschlossenheit noch anzweifelte.

Die beiden Franzosen, Baptiste und Hugo, die offenbar einer patriotischen Gruppe aus Nordfrankreich angehörten, erläuterten derweil, was sie alles an Demonstrationen und werbewirksamen Aktionen für den 01.03.2029 geplant hatten. Sie waren sich sicher, dass die Bevölkerung in der französischen Hauptstadt unzufrieden und rebellisch genug sein würde, um am Tag der Feierlichkeiten auf die Barrikaden zu gehen.

Einige islamische Gruppen aus französischen Großstädten hatten sich für den 01.02.2029 sogar mit der Organisation der beiden Franzosen zusammengeschlossen, obwohl beide Seiten eigentlich absolut verfeindet waren. Da es aber gegen einen gemeinsamen Gegner ging, hatten sie ihre Differenzen kurzzeitig beiseite gelegt. Ihre Konflikte

im Kampf um die Vorherrschaft im ehemaligen Frankreich vertagten sie damit allerdings nur.

Es war nicht unwahrscheinlich, dass den Gouverneur des Sektors „Europa-Mitte“ der Unmut vieler Pariser erwartete, doch ob sie es wagen würden, ihre Wut auch auf die Straße zu tragen, sollte sich erst noch zeigen. Leon-Jack Wechsler und die Weltregierung waren vielen Menschen innerlich verhasst, doch die Mächtigen verfügten über gewaltige Druckmittel, die das einfache Volk mit Recht fürchtete.

Der Polizeiapparat und die Überwachung funktionierten. Die GCF-Truppen, die sich meist aus Soldaten aus Übersee zusammensetzten, welche mit Frankreich oder Europa nichts anfangen konnten und deshalb auch leichter auf die einheimische Bevölkerung schossen, waren zahlreich. Außerdem verfügten sie über tödliche Waffen und wirksame Methoden zur Niederschlagung großer Menschenmassen.

Soldaten französischer Herkunft dienten in den Reihen der Global Control Force wiederum weit von ihrer Heimat entfernt, da sie ihrerseits auch keine Bindung an das Volk haben sollten, das sie gerade beherrschen.

GCF-Soldaten deutscher Herkunft befanden sich in dieser Zeit bevorzugt als Besatzer im nahen Osten oder in Afrika. Das alte Deutschland wurde hingegen von GCF-Soldaten, die aus Asien, Afrika oder Amerika stammten, bewacht. Und so war es überall.

Als sich die Versammlung schließlich auflöste und alle Besucher die große Scheune verließen, warf der eine oder andere Teilnehmer Frank einen abschätzigen oder auch bewundernden Blick zu. Alfred Bäumer war noch immer

verwirrt. Sein Mitbewohner schien allmählich den Verstand zu verlieren.

Julia bahnte sich ihren Weg durch die Menge und tippte Kohlhaas auf die Schulter.

„He!“, sagte sie leise. Frank drehte sich um und sah sie an.

„Was sollte das denn eben? Du weißt doch genau, dass das eine Schnapsidee ist! Hast du sie nicht mehr alle?“, fragte sie verstört.

„Doch, ich habe sie noch alle! Aber danke der Nachfrage, Fräulein“, erwiderte Frank barsch.

„Aber du willst das doch nicht wirklich versuchen, oder?, legte sie nach.

„Doch! Oder hältst du mich für einen Dummschwätzer?“, schnaubte Frank.

„Keiner von uns würde auch nur hundert Meter an Wechsler herankommen“, versuchte die Frau zu erläutern.

„Lass das mal meine Sorge sein. Du kannst mir ja schon einmal einen Stadtplan von Paris besorgen, damit würdest du mir bereits helfen“, antwortete Kohlhaas und sah Julia mit ausdruckloser Miene an.

„Ich weiß, du denkst, dass dich viele hier nicht ganz für voll nehmen – und teilweise stimmt es ja auch – aber solche Selbstmordaktionen bringen uns nicht weiter.“

„Ja, wenn du meinst. Es ist mein Leben und meine Sorge. Ich zwinge doch niemanden, mit mir zu kommen. Verteile du deine Flugblätter oder sprühe die Wände mit philosophischen Sprüchen voll. Ich mache, was ich für richtig halte“, kam von Frank zurück. „Und ob mich hier einer für voll nimmt oder nicht, interessiert mich einen Dreck. Ich nehme ja auch nicht jeden für voll. Rebellen

wollt ihr sein? Gut, die Befreiungsaktion für Alf war nicht schlecht, aber das reicht noch lange nicht aus. Ich gehe morgen zu deinem Vater und werde ihn bitten, mir die nötige Ausrüstung für meine Aktion zu besorgen."

„Aber …", brachte Julia nur heraus.

„Ich verschwinde jetzt!", sagte Frank und ließ die junge Frau stehen.

Die folgenden Tage waren von Streitgesprächen mit Alf und Wilden geprägt, die meinten, dass sich der Frank auf der Versammlung zum Affen gemacht hätte.

Kohlhaas jedoch ließ nicht locker und verbohrte sich in den Gedanken, den Gouverneur von „Europa-Mitte" zu töten, um ein Zeichen zu setzen. Pausenlos grübelte Frank nun über Möglichkeiten nach, um an Wechsler heran zu kommen. Seine Ideen bewegten sich dabei zwischen genial und irrsinnig. Doch ließ er sich nicht mehr von seinem Vorhaben abbringen. Einer müsse mit dem Gegenschlag beginnen, ereiferte sich Frank. Einer musste zuerst vor aller Augen Blut vergießen und damit den Krieg gegen das System beginnen. Daran glaubte Frank inzwischen felsenfest, so dass alle Appelle der Vernunft wirkungslos an ihm abprallten.

„Du willst also als Besucher mit einem gefälschten Scanchip nach Paris einreisen. Gut, das wird wohl funktionieren", meinte Wilden. „Grenzkontrollen sind schon seit den Zeiten der Europäischen Union abgeschafft worden. Und heute, in einer Zeit des freien Warenverkehrs, wären sie aus ökonomischer Sicht sogar undenkbar. Die allge-

meine dichte Überwachung der Massen ist da viel effektiver."

Ja, ich weiß!", antwortete Frank schon wieder ungeduldig. „Wie komme ich durch die Bannmeile? Oder soll ich mich irgendwo mit einem Scharfschützengewehr postieren und Wechsler aus der Ferne wegpusten?", dachte der junge Mann laut nach.

„Das wird schwierig, denn im Umkreis von mindestens einem Kilometer sind überall Sicherheitskräfte, auch auf den ganz hohen Gebäuden und natürlich im Inneren", gab der Dorfchef zurück.

„Ab wann wird die Sperrzone denn errichtet?", fragte Frank.

„Vermutlich zwei oder drei Tage vor der Veranstaltung. Aber glaube nicht, dass du dich dort irgendwo verstecken kannst, Junge", wehrte Wilden ab.

„Verstehe mich nicht falsch. Ob sie mich abknallen oder nicht, spielt keine Rolle. Ich will nur rein kommen, raus muss ich nicht mehr", murmelte Kohlhaas.

„Vielleicht wärst du uns mit anderen Aktionen viel dienlicher. Schon einmal daran gedacht? Aktionen, die nicht komplett verrückt sind und dich noch eine Weile leben lassen", versuchte Wilden einzulenken.

„Ja, kann schon sein. Aber ich habe es vor allen in der Versammlung gesagt und jetzt mache ich es auch. Bloß wie?", entgegnete der ungestüme Gesprächspartner des Dorfchefs.

„Wie du meinst …", stöhnte der Alte.

„Wenn man an der Oberfläche nicht an den Bastard ran kommen kann, dann vielleicht anders", rätselte Kohlhaas. „Ich habe nur keine Ahnung von dieser Scheißstadt."

„Wie meinst du das jetzt?“, fragte Wilden mit gerunzelter Stirn.

„Nun, wenn ich in meiner Heimatstadt Berlin so etwas machen wollte, dann käme ich vielleicht durch irgendwelche Tunnel, alte U-Bahn-Schächte oder Abwasserkanäle“, kam von Frank zurück.

„Da wirst du in Paris genügend finden. Diese Stadt ist unterhöhlter als jeder Ameisenhaufen, es gibt dort unzählige unterirdische Zugänge, vor allem im Innenstadtbereich“, gab Wilden zu.

„Wer kann mir darüber Informationen verschaffen? Diese zwei Franzosen sind doch noch ein paar Tage hier, oder?“

„Nun, ich glaube kaum, dass sie jeden Tunnel unter Paris kennen. Außerdem sind sie aus dem Norden des Landes. Aber es gibt sicherlich Bauverzeichnisse und Lagepläne für die Kanalisation und andere Unterhöhlungen der Stadt in den Datenbanken des Verwaltungszentrums. Da solltest du dich an HOK halten.

Jedes amtliche Dokument muss auch immer auf Englisch vorhanden sein. Das ist seit Jahren Vorschrift. Also brauchst du noch nicht einmal französisch zu können. Frag HOK! Trotzdem gehst du in den sicheren Tod. Entweder du verirrst dich in diesen Löchern oder sie knallen dich ab. An Wechsler wirst du niemals herankommen!“, prophezeite Wilden.

Doch der Dorfchef unterschätzte Franks Einfallsreichtum, genau wie seine Hartnäckigkeit. Nur wenige Stunden später, nachdem er notiert hatte, welche Waffen und Ausrüstungsgegenstände für das Attentat mitgenommen

werden mussten, rannte Kohlhaas zu HOK und nötigte ihn, nach Plänen über den Unterbau von Paris zu suchen.

Der Informatiker stutzte zwar, als ihm Frank voller Leidenschaft seine Pläne offenbarte, doch dann tat er ihm den Gefallen und drang in die Welt der Datenbanken und elektronischen Baupläne vor.

Glücklicherweise war HOK eine Forschernatur; es dauerte keine halbe Stunde, da hatte ihn die neue Recherche schon fasziniert.

Doch es dauerte, bis Holger tiefergehende Informationen gefunden hatte. Paris war mehr untertunnelt als die meisten anderen Städte in Europa. Mittlerweile lebten 16 Millionen Menschen in der Metropole und die Stadt erstickte in ihrem eigenen Dreck.

Seit die Pariser Kanalisation 1850 in großem Stil ausgebaut und später das umfassende Metro-System gegraben worden war, stand Frankreichs alte Hauptstadt auf einem Labyrinth kilometerlanger Gänge.

Schon seit 2010 konnte das U-Bahn-Netz nicht mehr erweitert werden, weil man bei den Versuchen immer wieder auf stillgelegte Tunnel, Katakomben oder Kanäle gestoßen war. Nach der Weltwirtschaftskrise im Jahre 2013 waren viele Metro-Linien in Folge massiver Einsparmaßnahmen stillgelegt worden. Nach 2018 war es, sehr zum Ärger der Einwohner der Stadt, noch schlimmer geworden. Heute waren viele alte U-Bahn-Schächte ungenutzt und führten ins dunkle Nirgendwo. Das Tunnelnetz war derart riesig, dass selbst offizielle Bau- und Lagepläne die zahlreichen Wurmlöcher unter der Stadt kaum noch vollständig wiedergeben konnten.

HOK kramte ein paar interessante Datenbänke hervor und wühlte sich in gewohnter Emsigkeit durch Berge neuer Informationen. Die Stunden vergingen und bald war Holger wieder komplett in seine Arbeit vertieft.

„Bis morgen suche ich dir ein paar nette Tunnel und Kanäle raus, die so nahe an Wechslers Redepult ranführen, dass du ihn an den Füßen kitzeln kannst. Ob die Pläne allerdings noch alle aktuell sind, kann ich nicht sagen. Eine Garantie wird es also nicht geben. Es ist in den letzten Jahren viel verändert worden."

Kohlhaas wartete gespannt auf Ergebnisse und malte sich vor seinem geistigen Auge schon Einzelheiten des Attentates aus.

„Ja, ist schon klar. Ich gehe jetzt. Vielen Dank, Mann!", antwortete Frank und verließ HOKs Haus mit einem zufriedenen Lächeln.

Eine Woche später hatten HOK und Frank bereits einen detaillierten Plan ausgearbeitet, der den angehenden Rebellen durch ein Tunnelsystem von fast drei Kilometer Länge führen sollte.

Die weltberühmte Prachtstraße von Paris, die früher „Avenue des Champs-Elysées" geheißen hatte, war 2018 in „Straße der Humanität" umgetauft worden. Den Triumphbogen, eines der alten Wahrzeichen der Stadt, hatte man 2019 abgerissen, ebenso wie man den Eifelturm demontiert hatte. An Stelle des „Arc de Triomphe" hatten die Mächtigen ein modernes „Kunstwerk" aus Stahlbeton mit dem Namen „Tempel der Toleranz" errichten lassen.

Die „Straße der Humanität" war ebenfalls stark umgebaut worden, wobei man viel Wert darauf gelegt hatte,

möglichst viele historische Häuser abzureißen und durch Betongebäude im Einheitslook zu ersetzen.

Nach anfänglichen Protesten hatten sich die Bürger der Stadt Paris daran gewöhnt. Immerhin hatten sie in der Regel andere Sorgen, als sich um den Erhalt alter Wahrzeichen zu kümmern.

Für die Zukunft gab es weitere Pläne, die Stadt noch gründlicher von ihrem alten Gesicht zu trennen, denn moderne Sklaven benötigten keine eigene Identität oder gar Heimatgefühle.

Die Parade der GCF-Friedenstruppen sollte am 01.03.2029 auf der „Straße der Humanität“ stattfinden, ebenso weitere Spektakel zur leichten Unterhaltung. Es war zudem geplant, einen Teil der alten Straße zum Sperrgebiet zu erklären und damit für niemanden zugänglich zu machen. Etwa dreißig Meter vor dem „Tempel der Toleranz“ sollte die Rednerbühne aufgebaut werden, auf der Leon-Jack Wechsler die Feierlichkeiten eröffnete.

Die in den Straßen um die Sperrzone herum verteilten Menschenmassen sollten den Politiker nur auf riesigen Videoleinwänden zu sehen bekommen.

Was das Volk aus der Nähe bewundern durfte, im nicht abgesperrten Teil der Allee, waren die Paraden von Militär und Polizei, die Stärke demonstrierten. Der Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“ würde derweil die „frohe Botschaft der Menschheitsbeglückung durch die Neue Weltordnung“ liefern, während die Aufmärsche der Sicherheitskräfte der Bevölkerung zeigten, dass es gesünder war, sie auch zu glauben.

Es war ein ungeheurer Wahnsinnsgedanke, den Frank Kohlhaas in seinem Kopf heranreifen ließ. Sich an einem solchen Tag mit einem derartigen Ziel in das verdreckte und heruntergekommene Ballungsgebiet Paris zu wagen, war mehr als verwegen. Aber was hatte Frank schon noch zu verlieren? Mehr als töten konnten sie ihn nicht.

Was du heute kannst besorgen …

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!"

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!"

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!"

Frank ließ seinen Wahn nicht ruhen und hämmerte sich diese Parole gebetsmühlenartig in den Verstand. Er hatte in den folgenden Tagen die meiste Angst davor, dass er doch noch Angst bekam. Rückzug durfte es jetzt nicht mehr geben; er musste hart bleiben und seine Entschlossenheit durfte keine Sprünge oder Risse aufweisen.

„Leon-Jack Wechsler muss sterben! Sterben! Sterben!", rezitierte er sich immer wieder selbst.

Alf ging ihm zurzeit wieder einmal aus dem Weg. Die Idee mit dem Vordringen durch die Kanalisation fand er allerdings auch nicht schlecht und tatsächlich dachte er manchmal darüber nach, seinen durchgedrehten Mitbewohner bei der Operation zu begleiten. Den Gouverneur vor aller Augen zu ermorden und gleichzeitig Unruhen in einer der wichtigsten Metropolen Europas auszulösen, konnte gewaltige Auswirkungen haben.

Auch bot sich Bäumer hier die Möglichkeit, an einer politisch höchst bedeutsamen Aktion teilzuhaben; da musste er Frank zustimmen. Alf hatte doch im Grunde ebenfalls nichts zu mehr verlieren und was wäre er für ein Revoluzzer, wenn er jetzt kniff?

So verstrichen weitere Tage, wobei Alfred kaum noch ruhig schlafen konnte. Sollte er bei der Sache tatsächlich mitmachen? Aber wie? Durch Tunnel kriechen, dann auftauchen und auf Wechsler schießen? Das hätte, selbst wenn es funktionierte, den sicheren Tod zur Folge. Ein Entfliehen aus der Sperrzone wäre unmöglich, da war sich Alf sicher. Er musste mit Frank reden, denn dessen Plan war noch lange nicht perfekt.

Die erste Woche des neuen Monats war fast vorüber und draußen stürmte und hagelte es. Frank und Alfred saßen beim Abendbrot und hatten einen unruhigen Tag hinter sich. Kohlhaas hatte sich tagelang den Kopf zerbrochen und HOK um weitere Kanalisationspläne gebeten, doch war er mit dem Ergebnis seiner Überlegungen nach wie vor nicht zufrieden.

Alfred unterbrach die Stille: „Du hast gesagt, dass man sich bei dir melden soll, wenn man bei der Sache mitmachen will. Nun, ich habe gründlich darüber nachgedacht und bin zu dem Entschluss gekommen, dich das nicht alleine durchziehen zu lassen."

„Aha? Das freut mich zu hören. Du willst mir also helfen?", antwortete Frank.

Alfred warf ihm einen ernsten Blick zu, um dann zu erwidern: „Ja, im Prinzip schon, aber ich möchte von dir noch ein paar genauere Informationen, wie wir das anstellen sollen. Die Idee mit den Stollen und Tunneln finde ich eigentlich ganz sinnvoll und HOK scheint dir ja schon ein paar Lagepläne gegeben zu haben. Hast du sie mittlerweile ausreichend studiert?"

„Davon kannst du ausgehen. Allerdings reicht das noch nicht“, meinte sein Gegenüber.

„Du planst also tatsächlich, irgendwo in der Nähe des Tempels der Toleranz durch unterirdische Zugänge zu kriechen und Wechsler dann bei seiner Rede abzuknallen?“, fragte Bäumer noch immer ungläubig.

„Ja, so in etwa!“, kam zurück.

„Dir ist schon klar, dass die Eingänge zu Abwasserkanälen im Vorfeld solcher Großereignisse immer in unmittelbarer Nähe des Veranstaltungsortes zugeschweißt werden? Meistens zwei oder drei Tage vorher“, erläuterte Alf.

Frank sah ein, dass Bäumer eine Schwachstelle seiner Überlegungen gefunden hatte: „Da hast du wohl recht. Davon habe ich gehört und es auch schon in Fernsehberichten gesehen. Scheiße ist das!“

„Du musst den Plan also modifizieren. Außerdem habe ich keine Lust auf eine hundertprozentige Selbstmordaktion. Nichts anderes ist das, wenn wir plötzlich aus einem Loch kommen und den Gouverneur, der von tausend Bullen umringt ist, umpusten.“

„Ja, ich sehe ein, dass an deiner Kritik etwas dran ist“, erwiderte Frank, wobei er erwartungsvoll zu Alf hinüberlugte. „Hast du denn einen besseren Vorschlag?“

Bäumer kramte einen Zettel hervor, den er mit ein paar Stichpunkten vollgekritzelt hatte: „Hm, unter Umständen ja.“

Er zögerte einige Sekunden, holte Luft und durchforstete das kleine Papierstück nach den wichtigsten Einzelheiten seines Plans. Dann begann er mit seinen Ausführungen: „Also, wir steigen im Abstand von zwei oder auch drei Kilometern Entfernung in einer unbedeutenden

Nebenstraße in einen Kanal oder Tunnel. Lass mich gleich mal HOKs Lagepläne studieren. Wir brauchen jedoch etwas anderes als eine gewöhnliche Handfeuerwaffe, die wir im schlimmsten Fall gar nicht verwenden können, wenn die Sicherheitskräfte zuvor die Kanaldeckel und Zugänge zum Untergrundsystem in der Nähe des Toleranztempels zugeschweißt haben."

„Komm auf den Punkt!", drängte Kohlhaas.

„Ich rede von einem Sprengsatz, den wir unter Wechslers Arsch postieren, um ihn dann vor den Augen der Weltöffentlichkeit hochzujagen. Ich dachte zum Beispiel an NDC-23. Das Zeug ist leicht zu tragen und hochkonzentriert. Zwanzig Kilogramm davon reichen aus, um das halbe Kanalsystem rund um den Platz inklusive diesem Gouverneur-Wichser in die Luft zu sprengen.

Wir könnten es in einfachen Rucksäcken in das Tunnelsystem transportieren, es unter der Rednerbühne im Untergrund befestigen und dann zur Explosion bringen. Natürlich mit Zeitzünder, damit wir rechtzeitig wieder im Tunnelgewirr verschwinden können", erklärte Alfred. Der Hüne wirkte begeistert.

„Klingt gar nicht schlecht, Alter!", stieß Frank aus und schlug auf den Tisch.

„John oder einer der anderen kann uns das Zeug besorgen. Vor allem die Russen verkaufen NDC-23 kiloweise auf dem Schwarzmarkt. Meistens sind es alte Bestände der aufgelösten GUS-Armee", fügte Bäumer hinzu.

„Das hört sich nicht schlecht an", brummte Frank in sich hinein.

„Wir müssen aber auch davon ausgehen, dass uns einige Kanalzugänge versperrt bleiben, entweder weil Mitarbeiter

der Pariser Stadtwerke noch darin arbeiten oder wegen der Sicherheitskräfte, die letzte Kontrollen vor dem großen Ereignis durchführen."

Frank kratzte sich am Kopf und überlegte. Alfreds Plan sprach ihn an.

„Wir benötigen Handschneidbrenner, um notfalls Schlösser oder Absperrgitter zerstören zu können", unterstrich Bäumer. „Davon haben wir ein paar hier im Dorf. Es ist also kein Problem, die Dinger zu organisieren."

„Hört sich verdammt gut an!", ereiferte sich Frank derweil mit einem breiten Grinsen im Gesicht.

Alf legte nach: „Was mir da gerade noch einfällt: Für den Fall, dass sie am Morgen vor der Veranstaltung das Tunnelsystem mit einem Infrarot-Scan durchleuchten, sollten wir auf jeden Fall Kühldecken mitnehmen, in die wir uns einpacken können. Die kann John auch besorgen. Trotzdem wird die Sache verdammt gefährlich. Wir müssen auf alle Eventualitäten gefasst sein."

„Wir sollten zu Wilden gehen und ihm den Plan vorlegen. Vielleicht fällt ihm auch noch etwas dazu ein. Hört sich insgesamt wirklich gut an", lobte Frank seinen Gefährten.

Der Dorfchef hielt die Idee, die ihm diesmal beide Männer vortrugen, zwar für sehr riskant, aber durchführbar. Julia Wilden, die beim Gespräch zugegen war, schien ebenfalls beeindruckt zu sein. Frank lächelte ihr verstohlen zu und freute sich insgeheim, dass sie ihm endlich Bewunderung zollte.

Es gab allerdings noch viel zu tun. Als nächstes statteten die Männer John dem Iren einen Besuch ab. Dieser fühlte sich zwar genötigt und äußerte offen seinen Unmut, dass man ihn schon wieder für Besorgungen losschickte, willigte aber schließlich auf Drängen Wildens ein. Bereits am nächsten Tag machte sich Thorphy auf den Weg nach Osten.

Wo John den Sprengstoff auftrieb, erzählte er nicht, aber es dauerte lediglich drei Tage bis er mit über zwanzig Kilogramm des hochexplosiven Materials zurückkehrte, um es Frank und Alf stolz lächelnd zu überreichen.

„Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!", dachte Kohlhaas, als er die in blaue Tüten eingepackte kneteartige Masse betrachtete. Seine Schnapsidee nahm langsam Gestalt an und in seinem Kopf sah er den verhassten Politiker schon in Fetzen gerissen auf dem Asphalt vor dem Tempel der Toleranz liegen.

An seiner finsteren, wahnhaften Entschlossenheit, diesem Mann und auch jedem anderen, der sich ihm in den Weg stellte, den Tod zu bringen, änderten auch die Schlafstörungen und wiederkehrenden Alpträume nichts, die Frank in den folgenden Nächten erneut zu quälen begannen.

Durch nichts wollte er sich davon abhalten lassen, seine Rache auszuüben. Manchmal ging Frank in den dunklen, mit verfaulten Brettern und alten Kisten vollgestellten Kellerraum, in dem Alf den Sprengstoff gelagert hatte. Hier gab es nicht einmal einen Lichtschalter, so dass er einsam in der Finsternis stand und grübelte. Während sein Mitstreiter schlief, schlich sich Kohlhaas immer wieder die steinerne Treppe hinunter und beugte sich über die blauen

Tüten, die mit Klebebandstreifen bedeckt waren, um sie mit einem liebevollen Lächeln zu streicheln wie eine Mutter ihr neugeborenes Kind.

Bis Mitte Februar gab es für Frank und Alf nicht anderes mehr als das intensive Studium der Tunnelnetzwerke von Paris. HOK besuchte die beiden manchmal mehrmals am Tag, um ihnen noch aktuellere und detailreichere Aufzeichnungen zu geben.

Auf Anraten des Informatikers, planten sie, das unterirdische Labyrinth nahe der „Avenue des Saint-Ouen" zu betreten; in etwa zwei Kilometer Entfernung des Sperrgürtels. Hier wanden sich endlose Gänge durch die Eingeweide der Metropole, von denen ein paar fast genau unter dem „Tempel der Toleranz" her verliefen.

Nichtsdestotrotz war das Hinabsteigen in die Unterwelt von Paris der pure Wahnsinn. Nicht nur, dass man sich auf die Aufzeichnungen der Stadtwerke und Behörden keineswegs blindlings verlassen konnte; es bestand auch jederzeit die Gefahr, niemals mehr aus dem Gewirr aus Stollen heraus zu finden.

Manche Tunnel waren schon vor vielen Jahren gesperrt worden oder sogar halb eingestürzt, so dass selbst die langjährigen Mitarbeiter der Stadtverwaltung und der Abwasserbehörden nicht mehr jeden Pfad durch die Erde kannten. Auch wollten Frank und Alf nicht unbedingt nähere Bekanntschaft mit den berüchtigten Katakomben von Paris machen. Diese dunklen Orte waren eine Nekropole, wie es sie weltweit kaum ein zweites Mal gab. Hier ruhten die Gebeine von über fünf Millionen Menschen, die zu Beginn der frühen Neuzeit aus Platzmangel

auf den Friedhöfen hinab in die Finsternis geschafft worden waren. Im Grunde stand die ehemalige französische Hauptstadt auf einem gigantischen Gräberfeld. Fasziniert erzählte Alf von den Kammern der Toten unter der Stadt, die teilweise bis an die Decken voller Gebeine waren. Frank, der vorgab, den Tod nicht mehr zu fürchten, wurde es dabei immer etwas mulmig, obwohl er sich sagte, dass die Lebenden viel gefährlicher waren als die Verstorbenen, deren Ruhe man zu stören gedachte.

„Mögen es uns die Toten von Paris verzeihen, dass wir ihr Reich betreten wollen. Wenn sie erkennen, was die Mächtigen aus ihrem Land gemacht haben und dabei klagend auf die Welt herabblicken, werden sie dankbar sein, wenn wir im Namen ihrer Nachfahren Rache nehmen“, dachte sich Kohlhaas.

Fernab aller Gruselgeschichten über Katakomben und Untergrundstollen gab es jedoch weiterhin eine Menge zu organisieren, ehe die Zeit so weit fortgeschritten war, dass es kein Zurück mehr gab. Frank und Alfred sollten mit dem Flugzeug nach Compiegne im Nordosten von Paris gebracht werden, um von dort aus unauffällig in die riesige Metropole einzudringen.

Da es sich bei allen Flugzeugen in Ivas um für die Luftüberwachung unauffällige Privatmaschinen handelte, war diese Vorgehensweise durchaus sinnvoll. Von Compiegne aus gedachten die beiden Attentäter mit einem Leihwagen nach Paris zu fahren. Ihre Scanchips waren gefälscht und es blieb zu hoffen, dass Holger seine Arbeit gewissenhaft erledigt hatte.

Die Anreise nach Paris sollte mindestens eine Woche vor dem 01.03.2029 erfolgen, damit genug Zeit blieb, wenigstens einmal den Weg durch die Stollen und Tunnel hin zum „Tempel der Toleranz“ und zurück zu erkunden. Das schäbige Hotel, in dem Frank und Alfred auf den großen Tag warten sollten, hatte HOK bereits im Internet ausgemacht, ebenso die Leihwagenfirma in Compiegne. Es musste alles bis ins kleinste Detail geplant werden, denn Zeitverzögerungen und Unsicherheiten konnten sich bei dieser Operation schnell zu einer tödlichen Katastrophe ausweiten.

Der Abflug des kleinen Transportflugzeugs, welches offiziell Herrn Artur Burzius, einem estischen Versicherungskaufmann, gehörte, sollte am 19.02.2029 um 9.00 Uhr morgens von Ivas aus erfolgen.

Schließlich waren nur noch zwei Tage übrig. Die Uhr tickte und Frank musste sich trotz aller Schrecken und Schicksalschläge, die er bereits überstanden hatte, eingestehen, dass er Angst hatte. Angst zu sterben. Angst vor dem Tod. Er versuchte, seine Nervosität zu verbergen, doch sein Wippen mit dem Fuß, wenn er am Küchentisch saß, oder sein Aufschrecken im Schlaf verrieten es.

Auch seinem Freund erging es nicht besser. Alfred lief in diesen Tagen meistens grübelnd durch Ivas, sprach bei jeder Gelegenheit mit Wilden, der bemüht war, ihm Mut zu machen, und saß in der Nacht stundenlang mit einem Tee und einer Zigarette in der hell erleuchteten Küche. Er schlief kaum und wälzte sich stets bis zum Morgengrauen durch die unangenehmen Nächte, die dem 19.02.2029 vorausgingen.

„Julia ist an der Tür, Frank!“, rief Alf aus dem Nebenraum, während sein Mitbewohner versuchte, sich auf das Lesen einer politischen Broschüre zu konzentrieren. Es war bereits Abend geworden. Für morgen um 9.00 Uhr war die Reise nach Westen angesetzt.

Im Laufe des Tages war schon das halbe Dorf zu den beiden Männern gekommen, um ihnen alles Gute für die Operation zu wünschen. Mehrere Frauen hatten Kuchen und andere Lebensmittel vorbeigebracht; HOK indes noch einmal selbst einen Blick auf die Lagepläne geworfen. Die anderen Leute aus Ivas hatten meist nur kurz vorbeigeschaut, um Frank und Alf die Daumen zu drücken.

Steffen de Vries, der Belgier, der seit vier Jahren mit seiner Familie in Ivas lebte und die beiden am morgigen Tage nach Compiegne fliegen sollte, war allerdings den gesamten Nachmittag zu Besuch gewesen. Auch er war unglaublich angespannt und gestand, dass er froh war, nicht mit nach Paris kommen zu müssen.

„Ja, bin gleich da!“, antwortete Frank und stand auf.

Bäumer hatte Julia bereits ins Haus gelassen und sie in die Küche geführt. Sie freute sich, Frank zu sehen. Verhalten lächelnd gab sie ihm die Hand.

„Ich wollte euch nur viel Glück wünschen!“, sagte sie mit sorgenvollem Unterton.

„Danke! Wir werden es brauchen!“, erwiderte Alfred und atmete tief durch.

„Ja, ich freue mich auch, dass du gekommen bist, Julia!“, gab Frank zurück. „Wenigstens noch ein schöner Anblick, bevor wir den Pariser Untergrund besichtigen müssen.“

Die junge Frau wurde ein wenig rot, sie schmunzelte. „Wenn das aber zu gefährlich wird … wenn ihr nicht an diesen Mann herankommt, dann könnt ihr ja immer noch die Sache abbrechen.“

Frank drehte sich zum Fenster und schaute hinaus: „Wir werden sehen. Wenn wir erst einmal da sind, dann ziehen wir es auch durch!“

„Ich meinte ja nur …“, fügte Julia hinzu.

„Wir werden das schon packen. Und wenn nicht, sind die Pariser Katakomben ja nicht weit, da haben wir dann genügend tote Kumpels“, scherzte Alf mit bitterem Zynismus.

Julia fand das nicht sehr witzig; betreten schaute sie Bäumer an.

„Sag doch so etwas nicht!“, sagte sie leise und schien den Tränen nahe.

Kohlhaas genoss es ein wenig, sie so zu sehen. Das ansonsten immer etwas besserwisserische und leicht zickige Fräulein erschien jetzt geknickt und zeigte Gefühle. Frank versuchte trotzdem, sich keine Blöße zu geben. „Wir kommen schon zurück, Julia! Mach dir keine Sorgen!“

Sie verabschiedete sich mit Tränen in den Augen und schüttelte Bäumer die Hand. Frank umarmte sie sogar. Er freute sich, dass sie ihn so verabschiedete; für die Zeit eines Wimpernschlages beflügelte ihn Julias Berührung regelrecht. Dann jedoch riss sich Kohlhaas zusammen und bemühte sich, an etwas anderes als an Wildens hübsche Tochter zu denken.

„Die mag dich scheinbar!“, hänselte ihn Alf, als Julia das Haus verlassen hatte.

„Keine Ahnung!“, antwortete Frank mit einem demonstrativen Kopfschütteln.

„Sie ist ja auch ’ne Süße!“, legte Bäumer nach.

Frank drehte sich von ihm weg, ging wieder zum Fenster und starrte hinaus. Es war dunkel geworden und regnete mittlerweile in Strömen.

Die beiden Rebellen, die sich Großes vorgenommen hatten, waren in dieser Nacht noch lange wach. Längst waren sie zu aufgedreht und nervös, um noch erholsamen Schlaf zu finden. Irgendwann jedoch war die Erschöpfung so groß, dass sie zumindest etwas dösen konnten.

Diese letzte Nacht in Ivas war schrecklich für Frank. Wieder waren es die seltsamen Träume, die ihn in der kurzen Phase seines Dämmerschlafes heimsuchten. An einen Erinnerungsfetzen konnte er sich am nächsten Morgen, als sie Steffen de Vries durch lautes Bollern an der Haustür aus dem Schlummer riss, noch erinnern:

Frank irrte einmal mehr durch eine fremdartige Traumwelt. Sie glich ganz der Holozelle, in welcher er acht lange Monate gelitten hatte. Weißes, grelles Neonlicht schnitt ihm in die Augen, während er ohne ein festes Ziel durch den Lichtnebel wanderte.

Es dauerte eine Weile, bis Kohlhaas erkannte, dass es seine eigene Holozelle war; wirkte sie doch weitaus größer, als er sie in Erinnerung hatte. Die Wände waren gar nicht mehr zu sehen und nur die Toilette und die verhasste Pritsche mit dem hellgrauen Kunstlederüberzug waren inmitten des weißen Lichtes zu erkennen.

„Frank!“, hörte er die tiefe Stimme eines Mannes aus der Ferne schallen.

Er folgte ihr und sah sich bald einem schrecklichen Anblick gegenüber. Vor ihm erstreckte sich ein riesenhaftes Netz voller dicker, schwarzer Spinnen. Einige starrten ihn hasserfüllt aus ihren vierpaarigen Augenreihen an, wobei ihre triefenden Mundwerkzeuge zuckten. Manche der Kreaturen zischten und fauchten, als sich Frank ihrem Netz näherte, andere waren eifrig damit beschäftigt, ihre Beute einzuspinnen und beachteten ihn nicht.

Das gewaltige Spinnennetz, das bis in den weiß erleuchteten Himmel aufzuragte, war voller unglücklicher Wesen, die in schleimige Fäden eingewickelt waren. Die hilflosen Opfer wimmerten und kreischten in verzweifelter Agonie.

Langsam ging Frank weiter und konnte schließlich erkennen, wen die hässlichen Spinnenmonster gefangen hielten und aussaugten. Es waren Säuglinge. Es war Nico. Es waren alles kleine Nicos.

„Frank! So sieh doch hin!“, flehte einer der Säuglinge, in dessen Fleisch eine Spinne gerade ihre Mundwerkzeuge bohrte. „Sieh doch hin! Sieh doch hin!“

Die Bestie schmatzte, sich am Blut des kleinen Menschen labend, und dieser rief: „Frank, siehst du, wie groß die Holozelle inzwischen geworden ist? Siehst du, wie sie sie perfektioniert haben? Diese Zelle kennt keine Wände und keine Decken mehr, denn sie umspannt die ganze Welt! So sehr konnte sie verbessert werden!“

Die Spinnen labten sich weiter an ihren Opfern. Bald hatten sie sich wieder von ihrem Betrachter abgewandt, krochen über das gigantische Netz und saugten und fraßen und schlangen.

„Sieh hin, Frank!“, heulten die Säuglinge im Chor.

Kohlhaas rieb sich sein müdes Gesicht und gähnte. Die letzten Fragmente des Traums verschwanden aus seinem Geist.

Frank und Alf packten alles zusammen und Steffen de Vries leihte ihnen dabei seine helfenden Hände. Bereits in dieser Phase der Operation durften keine Fehler gemacht werden und so wurde zuerst einmal die Liste mit den Ausrüstungsgegenständen abgehakt.

Taschenlampen, Sprengstoff, Pistolen, Nahkampfwaffen, Essensrationen, Gummistiefel, Armeestiefel, Baupläne von Abwasserkanälen und so weiter. Die Liste war lang und es dauerte über eine Stunde, bis die drei Rebellen sie ordnungsgemäß durchgearbeitet hatten.

Kurz bevor sie in das Transportflugzeug stiegen, kam plötzlich Wilden angerannt.

„Ich wünsche euch Hals- und Beinbruch, Jungs!“, rief er.

„Habt ihr heute morgen schon die neuesten Nachrichten gelesen?“, fuhr er schnaufend fort.

Frank, Alf und der Belgier drehten sich um: „Nein, wir hatten andere Dinge im Kopf.“

„Japan!“, sagte der nach Luft ringende ältere Herr. „Japan hat sich aus dem Weltverbund herausgelöst. Sie wollen ihren alten Staat zurück!“

„Aha!“, kam es von Frank leicht uninteressiert zurück.

„Das wollte ich euch noch mit auf den Weg geben. Vor einer Woche hat es Großdemonstrationen in Tokio und vielen anderen Städten des Landes gegeben. Der von der Weltregierung eingesetzte Unterdistrikts-Gouverneur Kaito Ikeda und sein Berater Ron Baldwin haben fluchtar-

tig die Insel verlassen. Der neue Präsident des Staates ist Haruto Matsumoto, der Anführer der Volksbewegung. Japan hat alle Zahlungen und Tribute an die Weltregierung eingestellt und die ausländischen Diplomaten und Überwacher verjagt. Das hat sich noch kein Staat seit 2018 getraut!“, erklärte Wilden mit unverhohlener Begeisterung.

„Japan ist am Ende der Welt und wir sind hier“, bemerkte Steffen de Vries weitaus weniger enthusiastisch.

„Aber das ist doch ein Zeichen! Das System bröckelt. Vielleicht folgen Japan ja irgendwann auch andere Staaten nach“, warf der Dorfchef, etwas enttäuscht darüber, dass die drei Männer die Bedeutung des Ereignisses nicht ganz verstanden hatten, in die Runde.

Dann fügte er hinzu: „Wenn man die öffentlichen Medien verfolgt und neben den Lügen und der Hetze die Informationen zwischen den Zeilen liest, kann man auch annehmen, dass es sogar in China und Korea brodelt.“

Die drei Widerstandskämpfer, die kurz vor dem Abflug zu einer tödlichen Mission standen, nickten bloß und verabschiedeten sich dann von Wilden.

Dieser rief ihnen nach: „Seht ihr, es gibt doch noch Hoffnung! Unser Kampf ist nicht umsonst!“

Um halb zehn Uhr morgens erhob sich das kleine Flugzeug in die Lüfte. Kohlhaas und Bäumer blickten wehmütig auf den Ort ihres vorläufigen Friedens, das Dorf Ivas, hinab. Dann verschwand es am Horizont.

Unter sich sahen sie die Landschaft immer kleiner werden und bald war der Flieger so hoch gestiegen, dass er die Wolken streifte. Der versteckte und offene Krieg, der unter ihnen auf Erden tobte, schien für einen Moment

vergessen, doch er würde keineswegs fort sein, wenn sie den Boden wieder berührten. Frank und Alf schwiegen eine Weile, genau wie der flämische Rebell Steffen de Vries, den sie zuvor nur flüchtig kennen gelernt hatten und der mit seinen zwei Töchtern, seinem Sohn, seiner Frau und seinem Hund Duna in der Nähe des Dorfzentrums lebte.

Es war schön hier oben am Himmel, wesentlich angenehmer als auf der verfaulten Erde. Die Nervosität ging kurzzeitig zurück, Frank erinnerte sich an Wildens Worte.

„Japan!", überlegte er. „Das ist so weit weg und betrifft uns nicht. Oder doch?"

Vielleicht war es wirklich ein Zeichen der Hoffnung, auch für die restliche Menschheit, dass eines Tages die starren Sklavenketten wieder zerbrochen werden konnten. Aber es war bedrückend. Der Weltfeind war in diesem Zeitalter so übermächtig geworden.

Die Massenmedien tanzten ohne Ausnahme seinen Tanz der Lüge mit und flogen jeden Tag neue Angriffe auf die Gehirne der Massen wie auf Städte, die bereits zerbombt waren und die es galt, noch weiter zu zerstören. Die Macht der Finanz, das Geldwesen, hatte der Feind schon seit langer Zeit in seinen Klauen und mit dieser stets schlagbereiten Keule zertrümmerte er die Welt Stück für Stück.

Das Militär war von ihm gekauft worden und stumpfsinnige Söldner, denen man den eigenen Willen abgezüchtet zu haben schien, schickte er gegen alle, die ihm zu widerstehen versuchten.

Was würde die Zukunft bringen? Die Schlinge um den Hals der Menschheit zog sich mit fortlaufender Zeit

immer enger und enger. Etwas musste getan werden, daran gab es keinen Zweifel.

„Japan!", presste Bäumer mit einem gewissen Unverständnis heraus. „Wilden, der große Analytiker der Weltpolitik. Ich weiß nicht, was ich von der Sache halten soll."

„Auf jeden Fall besser als nichts!", kam es aus der Pilotenkabine.

„Wir werden sehen, ob Japan damit durchkommt!", gab Frank zu bedenken.

„Ich werde dir sagen, was passiert!", knurrte Alf. „Sie werden jetzt anfangen, dieses eigenbrötlerische Inselvolk weich zu kochen. Langsam, aber sicher. So wie sie es immer tun, wenn sich Staaten unabhängig machen und es wagen, selbstständig zu handeln.

Beginnen wird es mit einer weltweiten Pressehetze, die die Japaner bis ins Mark verleumden wird. Dann kommt der Wirtschaftsboykott und am Ende der Krieg – oder die Japsen fügen sich. Das ist die alte und bewährte Taktik."

„Es kann aber auch sein, dass sich andere Länder auf die Seite Japans schlagen", antwortete Kohlhaas mit einem leichten Anflug von Zuversicht.

„Ja, kann aber auch nicht sein", konterte Alf. „Dieser neue Präsident, dieser Matsumoto, muss schon ein echter Samurai sein, um zu überstehen, was ihn und sein Volk jetzt erwartet. Er muss Nerven wie Stahlseile haben und sollte immer mit einem offenen Auge einschlafen."

„Hoffen wir, dass er etwas von seinen tapferen Ahnen hat", sagte Frank.

Die Herauslösung Japans aus dem Weltverbund war aus Sicht der Herrschenden eine unfassbare Dreistigkeit. Das

Land hatte seit der Krise im Jahre 2013 schwere Zeiten durchgemacht. Seine Exportwirtschaft war kollabiert und die Staatsverschuldung so gigantisch, dass das hoch technisierte Land, dessen Bevölkerung lange Zeit erfolgreich die europäische Technologie kopiert und im Sinne ihrer Mentalität „japanisiert“ hatte, fast wie ein Kartenhaus zusammengefallen war.

Japans Wirtschaft, der Grundpfeiler des neuen Nationalstolzes nach dem Zweiten Weltkrieg, war zu Grunde gegangen. Nach 2018 war es noch schlimmer geworden und die Insel hatte sich in einen Hexenkessel der Unzufriedenheit verwandelt. Während immer größere Teile des traditionsbewussten und nationalistischen Volkes die Rückkehr zu den japanischen Werten, den „alten Weg“ und die Abschottung nach außen gefordert hatten, war von der Marionettenregierung unter Gouverneur Ikeda die genau gegenteilige Politik durchgesetzt worden.

Schließlich hatten sich die Spannungen im Aufstieg der nationalistischen Volksbewegung Matsumotos entladen; der neue Präsident des Inselvolkes hatte die antijapanischen Elemente niedergeschlagen und die Schergen der Weltregierung aus dem Land verwiesen. Damit hatte er dem Weltverbund offen den Krieg erklärt.

Steffen de Vries schaltete das Radio an und aus der Pilotenkabine dröhnte ein Song des Cyberpop-Hipcore-Stars Evan Steele, den Frank und Alf „zum kotzen“ fanden. Dann folgten die Nachrichten.

Zuerst kam eine Meldung über den Weltpräsidenten, welcher in Washington einen „One-World-Kindergarten“ eröffnet hatte. Dort hatte er betont, dass frühkindliche

Störungen wie Unaufmerksamkeit oder rebellisches Verhalten am besten mit neuartigen Medikamenten behandelt werden sollten und es die Pflicht eines jeden Menschenfreundes sei, den Kindern bei der Überwindung dieser „Krankheiten" zu helfen.

Die Leiterin des Kindergartens wurde interviewt und schien von den neuen Medikamenten begeistert zu sein. Dann meldeten sich Vertreter der großen Pharmakonzerne zu Wort und verkündeten, dass in ihren Laboren weiter intensiv an Arzneimittelprogrammen für Kleinkinder geforscht würde.

Anschließend erfuhren die Hörer Neues über die Situation in Japan. Die Nachrichtensprecherin sagte: „Heute morgen hat die Weltregierung auf ihrer Krisensitzung in New York weitere Maßnahmen zum Umgang mit dem faschistischen Staat Japan besprochen. Der Weltpräsident und führende Vertreter aus Politik und Wirtschaft kamen zu dem Ergebnis, dass die Weltgemeinschaft angesichts der wachsenden Bedrohung durch den Inselstaat in Zukunft harte Vergeltungsaktionen in Betracht ziehen muss.

Japan, unter dessen neuer Regierung politische Dissidenten verfolgt und ermordet werden, ist im Besitz von Nuklearwaffen und offenbar auch bereit, diese gegen die freie Welt einzusetzen. Das beweisen geheime GSA-Berichte.

Der Gouverneur des Verwaltungssektors „Asien-Ost", Mr. Kim Bo-Hung und sein Vertreter Mr. David Bloomfield, kündigten im Verlauf der Konferenz einen harten Kurs gegen Japan an."

„Wir können nicht zulassen, dass faschistische Regime wie das von Haruto Matsumoto zu neuen Krebsgeschwüren in einer friedliebenden und freien Welt werden“, äußerte der Weltpräsident.

GCF-Kommander Edward McOwen erläuterte, dass eine mögliche Sicherheitszone um Japan gelegt werden müsse und ordnete das Entsenden von Kriegsschiffen der GCF-Pazifikflotte in den ostasiatischen Raum an.

Er ermahnte alle Verwaltungsbezirke und Untersektoren der Weltgemeinschaft zur Wachsamkeit, um Fanatiker und Diktatoren wie Matsumoto schon im Vorfeld unschädlich zu machen. Die Pläne Japans, sich aus der Weltwirtschaft auszuklinken und sogar das Zinssystem zu beseitigen, geißelte der Weltpräsident als „perversen Akt einer wahnsinnig gewordenen Diktatur“.

„Was habe ich gesagt?“, bemerkte Bäumer und setzte ein leidendes Lächeln auf. „Es geht schon los!“

„Man kann den Japanern nur viel Glück und ein dickes Fell wünschen. Jetzt haben wir erst einmal unseren eigenen Kampf!“, stellte sein Partner fest.

Das Flugzeug überflog das ehemalige Polen und kam dem Sektor „Europa-Mitte“ mit jeder verstreichenden Minute näher. Den drei Männern wurde es zunehmend mulmiger, die Stimmung in dem kleinen Transportflugzeug wirkte gedrückt.

Alle redeten plötzlich leise, als ob sie Angst hätten, von einem riesigen Ohr im Himmel belauscht zu werden. Und tatsächlich, die neugierigen Augen und Ohren rund um den Flieger vermehrten sich. Die zahlreichen Radar- und Warnanlagen, mit denen der Luftraum überwacht wurde,

brachten Frank das Spinnennetz aus seinem Alptraum ins Gedächtnis. „Europa-Mitte“ war nah.

Doch es geschah nichts. Niemand bemerkte die ungebetenen Gäste, die in das komplett überwachte Gebiet eindrangen. Wenn irgendjemand den Flieger wirklich gescannt hatte, hatte er nur einen nichtssagenden Namen in der Registrierungskartei der Maschine gefunden. Das Große Auge hatte an ihnen vorbeigeblickt, obwohl sie direkt vor seiner Pupille herflogen waren.

Die Stunden vergingen im wahrsten Sinne des Wortes wie im Flug. Frank, Alfred und Steffen atmeten kurz auf, als sie auch beim Passieren der alten Grenze nach Frankreich kein Funkspruch der Flugüberwachung erreichte. Compiegne war nicht mehr weit und de Vries machte sich zum Landeanflug bereit.

Schließlich erreichten sie den Boden ohne Zwischenfälle, doch ein Gefühl größter Unsicherheit schlug ihnen entgegen, als sie aus dem Flugzeug ausstiegen. Es war wie in den alten Zeiten, als sich die Menschen Europas noch Urlaubsflüge in die südlichen Länder hatten leisten können. Wenn man den kalten Norden verlassen hatte und nach einigen Stunden im Süden aus der Maschine gekommen war, war man oft mit einer ungewohnten Wand aus schwüler Hitze konfrontiert worden.

Hier war es ähnlich, wobei die Wand, die im Zentrum von Frankreich auf Frank und Alf wartete, nicht aus Hitze, sondern aus Misstrauen gemacht war.

HOK hatte in seiner akribischen Art ein kleines Dorf außerhalb der Stadt ausgesucht, damit sie dort, fern von allzu großer Aufmerksamkeit durch die Einheimischen, in Ruhe landen konnten. Der Belgier wählte ein großes Feld

am Rande des Dorfes aus, ließ die beiden aussteigen und erhob sich so schnell er konnte wieder in die Lüfte.

Aus Sicherheitsgründen machte er sich sofort auf den Weg zurück nach Ivas. De Vries hatte keine Lust, sich auch nur eine Minute länger als nötig in einer so stark überwachten Zone aufzuhalten.

Die Nerven des Flamen hatten bereits seit Stunden blank gelegen. Noch immer war er schweißgebadet und konnte vor Aufregung kaum noch atmen. Als de Vries 2019 den Sektor „Europa-Mitte" mit seiner Familie verlassen hatte, war es für ihn wie eine Wiedergeburt gewesen. Hier im Westen fühlte er sich indes nach wie vor von tausend Augen verfolgt.

Steffen war im Laufe der Jahre äußerst paranoid geworden; selbst HOKs perfekt gefälschtes Scanchip gab ihm nur ein oberflächliches Gefühl der Sicherheit. Der Gedanke, sieben Tage auf die Wiederkehr von Frank und Alf in Compiegne zu warten, war für ihn unerträglich.

Schon im Jahre 2011 war de Vries wegen Waffenschmuggels inhaftiert worden, was bedeutete, dass sein Name nach wie vor in allen behördlichen Dateien verzeichnet war. Als er Ivas am Ende wieder unbeschadet erreichte, fiel ihm ein Stein vom Herzen.

Frank und Alf standen derweil mit vollgepackten Rucksäcken auf einem Feld nahe des Dörfchens bei Compiegne; ihre Herzen hämmerten nervös vor sich hin. Jetzt waren sie auf sich allein gestellt, mitten im Feindesland. Nun galt es, nicht aufzufallen.

„Wir sehen aus wie Wanderer aus dem Wald", brummte Alf.

„Lass uns in dieses Dorf gehen und dann mit dem Bus nach Compiegne fahren. Wir müssen heute noch nach Paris rein“, erklärte Frank mit einem Kloß im Hals.

Sie liefen auf der staubigen Landstraße, die von ihrem Landeplatz zu dem kleinen Dorf hinunter führte, und blickten sich dabei immer wieder um. Die Last war schwer, jeder hatte etwa 25 Kilogramm zu schleppen und sie konnten nur hoffen, dass sie hier kein Polizist verdächtig fand.

Die zwei Rebellen hatten sich unauffällig gekleidet. Frank trug eine blaue Jeanshose und ein dunkelgrünes Polohemd. Zudem zierte eine hellgraue Baseballmütze seinen Kopf, die er sich so tief wie möglich ins Gesicht gezogen hatte.

Bäumer trug ebenfalls eine blaue Jeans, einen braunen Rollkragenpullover und eine rötliche Baseballmütze mit dem Symbol der Cleveland Indians. Unter den Hosenbeinen der beiden Männer schauten schwarze Armeestiefel heraus, denn festes Schuhwerk war bei der Operation unerlässlich.

Auf dem Weg ins Dorf begegnete ihnen kaum jemand. Ein alter Mann, der ihnen entgegen kam, musterte sie kurz im Vorbeigehen, ansonsten trafen sie niemanden. Auch das Dorf pulsierte nicht gerade vor Leben; die meisten Häuser wirkten ärmlich und nur wenige Einwohner ließen sich an diesem Tag überhaupt auf der Straße blicken. Lediglich ein kleiner Junge von der gegenüberliegenden Straßenseite rief etwas auf französisch, wobei nicht sicher war, ob er die zwei merkwürdigen Fremden meinte, die hier durch sein Dorf schlichen.

Frank und Alf beachteten ihn nicht. Sie gingen zu einer Bushaltestelle und fuhren mit der Linie 38 nach Compiegne. „Bloß raus aus diesem Kaff!“, dachten sie.

Der Busfahrer hatte sie merkwürdig angesehen, als er ihnen den Betrag für die Fahrt von ihren Scanchips abgebucht hatte, da war sich Frank sicher. Alfred beteuerte indes, dass ihm das nicht aufgefallen war.

Beide hatten während der Fahrt in dem fast leeren Bus kein Wort gesagt und keinen der anderen Gäste angesehen. Sie hatten sich in die letzte Reihe zurückgezogen und waren froh über jeden, der sich nicht zu ihnen umdrehte. Der Fahrer redete während der Hälfte der Fahrt mit einer älteren Frau, die ihm wild gestikulierend ihre Lebensgeschichte erzählte. „Oui!“, und „Non!“, schallte es durch das heruntergekommene Gefährt, bis sie endlich in Compiegne angekommen waren.

„Gib mir den DC-Stick!“, drängte Frank, als sie aus dem Bus ausstiegen.

Diese erste Hürde hatten sie jedenfalls schon unbeschadet genommen. Alfred kramte in seinem Rucksack herum und zog den kleinen Datenträger heraus. Auf dem DC-Stick waren die Baupläne der Pariser Kanalisation und die anderen Dateien fein säuberlich von HOK zusammentragen worden; auch der Stadtplan von Compiegne war dabei.

„Wir sind jetzt hier im Zentrum, die Mietwagenstation ist nicht weit. Somit können wir zu Fuß gehen“, erläuterte Frank, sich nervös umsehend. Es befanden sich an diesem

Ort deutlich mehr Menschen als in dem kleinen Dorf, was er mit Recht unangenehm fand.

Die zwei Attentäter waren nahe einer Einkaufszone aus dem Bus gestiegen, hier wimmelte es von Passanten. Doch man hielt sie offenbar bloß für Touristen und das erachteten die meisten der Vorbeigehenden keines schärferen Blickes für würdig.

Um sich herum hörten Frank und Alf ein Gewirr aus Sprachfetzen. Hauptsächlich französisch. Einige Kinder, die wohl arabisch sprachen, schrieen hinter ihnen auf und rannten über die Straße.

Compiegne war auf den ersten, aber vor allem auf den zweiten Blick, eine hässliche, graue und schmutzige Stadt. Die Einkaufszone war voller Bettler und Obdachloser, die in Decken gehüllt in den Ecken lungerten. Einer von ihnen brüllte wild gestikulierend herum und warf seine Schnapsflasche vor sich auf den Asphalt. Irgendwo spielte jemand recht schief auf einer Gitarre und sang dabei mit kehliger Stimme, um ein paar Globes zu ergattern.

Es war beklemmend. Aber wo war es in dieser Zeit noch angenehm?

Kohlhaas und Bäumer machten sich sofort auf den Weg zur Autovermietung, es war bereits nach 17.00 Uhr und sie wollten noch heute den Leihwagen besorgen.

Frank fiel auf, dass die Menschen hier irgendwie gebückt gingen. Sie wirkten, als wollten sie sich besonders klein machen. Vielen leuchtete die Armut aus dem Gesicht, einige wirkten krank und blass. Kohlhaas wurde von niemandem angesehen und sah auch selbst niemanden an. Alf und er gingen an leerstehenden Geschäften und zerfallenen Gebäuden vorbei. Früher hatte es in Com-

piegne einen florierenden Einzelhandel gegeben, doch das war lange her. Mittlerweile sahen die Schaufenster in den Erdgeschossen der brüchigen Häuser tot und verstaubt aus. Der Niedergang einer einst schönen Stadt war deutlich zu erkennen.

Was übrig geblieben war, waren die billigen Supermärkte von „Globe Food“ und „3X6 Market“, die ganz Europa und Nordamerika mit schlechtem Fraß versorgten. Hier versammelten sich die Obdachlosen und Armen der Stadt, lungerten herum, holten neuen Fusel aus dem Markt und erbrachen sich manchmal auch davor, wenn sie betrunken genug waren.

Vom anderen Ende der langen Einkaufsstraße, die ihren Glanz längst verloren hatte, kam lautes Gebrüll. Ein Jugendlicher hatte einen Obdachlosen niedergestochen, einige Passanten rannten davon, andere schrien wie von Sinnen. Frank und Alfred gingen einen Schritt schneller, falls ein Polizeiwagen auftauchte.

Nach einer Dreiviertelstunde hatten sie die Autovermietung erreicht, die in einem halbdunklen Hinterhof lag. Dort wartete ein stämmiger Mann, der sich gelangweilt in seinem Stuhl räkelte, hinter einem Schreibtisch. Die zwei Rebellen betraten sein Büro. Jetzt wurde es spannend, denn Frank musste zum ersten Mal seinen gefälschten Scanchip einsetzen.

„We want a car. We want to go to Paris!“, eröffnete Alfred das Gespräch.

Der Franzose, der wohl viel mit Durchreisenden zu tun hatte, blickte auf und musterte einige Papiere.

„Oui! You want to go to Paris? Okay!“, erwiderte er lächelnd.

„Äh … Yes!“, fügte Frank hinzu.

„Which car do you want? A normal car, a combi, a van?“, zählte der Vermieter auf.

„Normal car“, gab Alf kurz von sich.

„Which type?“, fragte der Mann.

„Sag dem Wichser, dass es mir scheißegal ist. Ich will hier nur eine Karre und dann weg“, fauchte Kohlhaas leise vor sich hin. Alf nickte.

„It doesn't matter. Any normal car.“ Bäumer wirkte angespannt.

„Okay! Where are you from?“, nervte der Angestellte.

„Austria … from Austria“, stieß Frank hervor. Sein Herz pochte und seine Hände sonderten wahre Schweißbäche ab.

„Ah, ja! From Osterreich! Gut!“, scherzte der Autovermieter und versuchte sich an der deutschen Sprache.

„Ja!“, antwortete Alfred gequält.

Der Franzose stand auf und winkte die beiden Fremden zu sich. „Komm!“, rief er. „Here! This car you can have.“

Daraufhin zeigte der überfreundliche Mann Frank und Alf einen schwarzen und nicht mehr ganz neuen „Lion“.

„Ist der gut?“, fragte er, grinste und freute sich, dass er es geschafft hatte, deutsch zu sprechen.

„Yes! We take this car!“, erwiderte Frank, dem der Rücken langsam weh tat, da er den schweren Rucksack noch immer herumschleppen musste.

„Okay, we go to the office. Than pay with scanchip“, sprach der Vermieter und ging.

„Jetzt wird's spannend …“, flüsterte Alf.

„How long do you want to lease the car?", fragte der Mann aus dem Nebenraum, während er etwas eintippte.

„Till the second of march", gab Alf zurück.

„Okay!"

Der Franzose nahm die beiden Scanchips und zog sie durch das Lesegerät.

„The car is 40 Globes a day", erklärte er.

„Okay!", murmelte Frank und warf seinem Freund einen hilfesuchenden Blick zu. Das Lesegerät summte und für einige Sekunden schien die Welt für die beiden Männer still zu stehen. Die Anspannung ließ ihre Herzen kräftiger pumpen und das Adrenalin ins Blut schießen. Dann blickte der Mann von seinem Stuhl auf; er lächelte freundlich: „Thank you, Mr. Eberharter and Mr. Willner. Take your car. Have much fun in Paris!"

Die beiden Rebellen atmeten auf, gingen schnellen Schrittes zu ihrem Auto, warfen die schweren Rücksäcke in den Kofferraum und verschwanden.

Die Fahrt nach Paris war angenehmer als in früheren Zeiten. Verkehrsstaus von nennenswerter Größe gab es keine mehr, was daran lag, dass sich die Anzahl der Pkws in den letzten Jahren immer weiter reduziert hatte.

Der Untergang der Autoindustrie hatte bereits im Jahre 2009 begonnen und 2029 waren Autos für die Masse der Menschen Luxusartikel geworden. Wer kaum gewährleisten konnte, jeden Monat genug Essen auf dem Teller zu haben, der hatte erst recht keine Globes mehr, um sich ein Auto zu leisten.

Die Ausnahme bildeten Personen im Staatsdienst und andere Besserverdienende, die noch Pkws unterhalten

konnten. Zudem waren die Benzinpreise seit 2018 so drastisch angestiegen, dass ein Auto, welches man dauerhaft besaß, gewaltige Geldsummen verschlang.

Alternative Energien, die das Benzin hätten ersetzen können, wurden nach wie vor von der Ölindustrie unterdrückt. Erst 2019 hatte die GSA zahlreiche Wissenschaftler und Unternehmer, die freie Energien angeboten hatten, durch Attentate ausgeschaltet.

Somit gab es zumindest weniger Verkehrsstaus und das war an diesem Tag ein Vorteil, den Frank und Alf bei ihrer Fahrt nach Paris zu schätzen wussten. Die Autobahnen und Straßen befanden sich jedoch in einem katastrophalen Zustand, da der Verwaltungsdistrikt „Europa-Mitte“ seine Einnahmen in wichtigere Dinge, zum Beispiel in ein verbessertes Überwachungssystem, steckte.

Es dauerte, bis die beiden Männer das Hotel gefunden hatten, das ihnen HOK ausgesucht hatte. Die Straßen von Paris erschienen endlos und dunkel. Wenn man sich hier nicht auskannte, konnte man sich schon an der Oberfläche der Stadt leicht verirren.

Das Hotel trug den Namen „Sunflower“ und befand sich im Osten von Paris. Um etwa 20.30 Uhr waren sie endlich angekommen, erschöpft stiegen sie aus ihrem Wagen.

Im Hotel erwartete sie eine hübsche Französin mit hellbraunen Haaren und einem zierlichem Gesicht. Sie war sehr freundlich, wirkte aber ein wenig gehetzt und überfordert. Doch das war gut so, denn unnötige Konversationen waren strikt zu vermeiden. Kohlhaas wies sie nur kurz darauf hin, dass sie als Touristen unterwegs waren.

Die gefälschten Scanchips funktionierten hingegen erneut einwandfrei. Das wenige, aber dafür sehr explosive Gepäck, trugen Frank und Alf später nach oben in ihren Hotelraum. Andere Gäste sahen sie an diesem Abend kaum. Lediglich eine ältere Frau, die sie freundlich grüßte und dann in ihrem Zimmer verschwand.

Schließlich zogen die beiden Rebellen die Tür des Hotelzimmers hinter sich zu und fielen auf ihre Betten, die mit einer schlichten gelbbraunen Bettwäsche bezogen waren. Dieser Tag war zu Ende und hatte Kraft und Nerven gekostet. Endlich waren sie in Paris. Nun stand der wirkliche Höllentrip bevor, doch diese Tatsache versuchten Frank und Alf an jenem Abend auszublenden.

Aux Champs-Élysées

Aux Champs-Élysées
Aux Champs-Élysées
Au soleil, sous la pluie
À midi ou à minuit
Il y a tout ce que vous voulez
Aux Champs-Élysées …

(Französische Version, 1969)

Oh Champs-Élysées
Oh Champs-Élysées
Sonne scheint, Regen rinnt
Ganz egal, wir beide sind
So froh wenn wir uns wiederseh'n
Oh Champs-Élysées…

(Deutsche Coverversion, 1969)

Oh Champs-Élysées
Oh Champs-Élysées
Sonne scheint, Regen rinnt
Wechsler, du wirst mich nicht seh’n
und bald vor deinem Schöpfer steh’n!
Oh Champs-Élysées …

(Leicht modifizierte Version von Frank Kohlhaas, 2029)

Obwohl sie sich inmitten einer stark überwachten Großstadt in „Europa-Mitte" befanden und der Feind hier an jeder Ecke lauern konnte, schliefen Frank und Alfred erstaunlich gut. Ersterer hatte auf einmal diesen alten französischen Song, der gelegentlich noch im Radio gespielt wurde, im Kopf und veränderte den Text der deutschen Version so, dass er zur augenblicklichen Situation passte. Dabei lächelte Kohlhaas in sich hinein, bis ihn irgendwann der Schlaf übermannte.

Der nächste Morgen ließ sich nicht aufhalten und schließlich waren es nur noch acht Tage bis zum „Fest der neuen Welt", welches über die Champs-Elysees kommen sollte.

Das war genug Zeit, um die Lage zu sondieren und mindestens einmal in die dunklen Gänge, die sie sich als Angriffsweg ausgesucht hatten, hinabzusteigen. Dieses Vorgehen war unbedingt notwendig, denn für unvorhergesehene Zwischenfälle, eingestürzte Tunnel und versperrte Wege gab es am 01.03.2029 keinen Raum mehr.

Frank und Alf verbrachten den ersten Tag in Paris in ihrem Hotelzimmer und verzichteten darauf, das Gebäude öfter als nötig zu verlassen. Nur einmal holte Alf etwas zu essen in einem nahegelegenen Supermarkt, um Frank daraufhin von den furchtbar heruntergekommenen Straßen in der Umgebung zu berichten.

Ansonsten verbrachten sie ihre Zeit hauptsächlich mit Fernsehen, wobei ihnen vor allem die Nachrichten, die größtenteils aus Hetzberichten gegen das abtrünnige Japan bestanden, des Öfteren Wutausbrüche bescherten.

Für den nächsten Tag, genauer gesagt die nächste Nacht, hatten die beiden schließlich die Kanalerkundung geplant.

Es war zwei Uhr morgens, als die zwei Männer aus ihrem Hotelzimmer schlichen, an der verlassenen Rezeption vorbeihuschten und das Hotel „Sunflower“ hinter sich ließen. Im Schutz der nächsten Straßenecke tippte sich Frank hastig durch die Dateien seines DC-Sticks und öffnete den Stadtplan von Paris, den HOK mit zusätzlichen Informationen versehen hatte.

Wie Schatten strichen Frank und Alf um die Häuser und bewegten sich lautlos von einem dunklen Fleck zum nächsten. Es regnete in Strömen und Bäumer schlug vor, die Aktion auf den folgenden Tag zu verschieben, doch Frank drängte hartnäckig darauf, keine Zeit zu verlieren.

„Die Rue Lagille, das ist nicht mehr weit“, flüsterte er und zeigte seinem Mitstreiter einige Dateien.

„Wir sind komplett irre“, antwortete dieser nur.

„Ja, sind wir.“ Frank grinste. „Und jetzt lass uns mal einen Zahn zu legen!“

Sie verzogen sich erneut in eine finstere Nische und studierten weitere Baupläne. Der starke Regen hatte mittlerweile aufgehört und es plätscherte nur noch leise von einem der Dächer der kaum beleuchteten Mietshäuser. Die Straßen waren düster und verlassen; lediglich ein paar arabische Jugendliche, die gelegentlich in die Nacht hinaus brüllten oder gegen Mülltonnen und Bushaltestellenschilder traten, waren zu diesem Zeitpunkt noch anzutreffen. Ihnen fielen die zwei Rebellen allerdings nicht auf. Es war bereits nach drei Uhr, als sie ihr Ziel endlich erreichten.

„Lass uns hier einen Eingang suchen“, forderte Frank.

„Scheiße, worauf habe ich mich bloß eingelassen?“, seufzte Alf und griff nach dem Brecheisen, welches er unter seiner Jacke versteckt gehalten hatte.

„Jetzt komm!“, zischte Kohlhaas.

Ein Auto fuhr an ihnen vorbei und aus einem hell erleuchteten Fenster schaute eine Frau hinaus auf die regennasse Straße. Frank und Alf hatten sie bemerkt und schlichen unauffällig weiter.

„Verdammt, die Alte da. Wir gehen weiter“, knurrte Frank und Alf trottete ihm nach. „Lass uns zur nächsten Straße laufen, dort sind nur zur einen Seite Häuser. Dahinter ist laut Plan eine Fabrikhalle, die leer stehen soll.“

Wenig später erreichten die beiden eine vollkommen finstere Seitengasse. Hier fühlten sie sich unbeobachtet. Zumindest konnten sie niemanden sehen, obwohl sie sich mehrfach gründlich umschauten und die Umgebung mit Argusaugen absuchten. Schließlich standen sie vor einem Schachtdeckel aus Gusseisen. Er war gut sichtbar auf HOKs Kanalisationsplänen der Stadt Paris eingezeichnet. Frank und Alf sahen sich an.

„Das muss Deckel 344-GL-77003 sein, wenn die Karte stimmt“, sagte Kohlhaas mit wenig begeisterter Miene. „Da jetzt runter? Verdammt!“

„Daran wird kein Weg vorbei führen“, erwiderte Alf und rümpfte schon im Vorfeld die Nase.

Sie stemmten den Schachtdeckel auf und hoben ihn zur Seite. Vor ihnen tat sich ein unergründliches, schwarzes Loch auf; nur die Umrisse einiger Sprossen der komplett verrosteten Abstiegsleiter waren zu erkennen.

„Fuck!“, brummte Frank.

Bäumers Gesichtsausdruck stimmte ihm wortlos zu, Kohlhaas hielt die Taschenlampe nach unten. Dreck, verrottetes Laub und Rost erwartete die beiden Attentäter in der Tiefe – vom widerlichen Geruch der Gosse ganz zu schweigen.

„Verfluchte Scheiße!“, stieß Frank aus und streifte sich seine Gummihandschuhe und die Atemmaske über. „Hast du den Schneidbrenner?“, kam es leise hinterher.

„Ja, sicher! Runter jetzt!“, fauchte Bäumer.

Frank tastete sich behutsam nach vorne und hielt sich an der verrosteten Leiter fest, Alf leuchtete ihm. Nach wenigen Minuten hatte er es sicher nach unten geschafft.

„Baaah!“

Bäumer konnte sich denken, worauf sich Franks Ausruf bezog. Daraufhin leuchtete ihm Kohlhaas und er glitt selbst hinab in die wenig einladende Umgebung der Pariser Kanalisation. Vorher hatte er den Schachtdeckel wieder fast über die gesamte Öffnung gezogen, so dass nur ein kleiner Spalt offen geblieben war.

Hier unten war es erwartungsgemäß ekelhaft, der Kanal machte nicht den Eindruck, als ob ihn jemand in den letzten zwanzig Jahren auch nur grob gereinigt hätte. Nasse Dreckhaufen hatten sich neben dem Rinnsal zu Füßen der beiden Männer aufgetürmt. Ratten huschten umher.

Alf leuchtete sie mit der Taschenlampe an und die Tiere verschwanden blitzschnell in einem stinkenden Loch.

„Guck mal! Vertreter der Weltregierung sind auch da“, flachste Frank und zeigte mit dem Finger auf die Ratten.

Alf schmunzelte: „Hier sind sicherlich noch mehr davon. Wenn du eine ganz fette und aufgedunsene Ratte siehst, dann kannst du sie mit ‚Herr Weltpräsident‘ ansprechen.“

„Die armen Tiere“, meinte Frank grinsend. „Sie mit den Logenbrüdern zu vergleichen, ist eine Beleidigung für jede Ratte!“

Das Gerede nahm den zwei Rebellen einen Teil ihrer Unsicherheit in diesem unheimlichen Gewölbe. Frank warf noch einmal einen Blick auf eine der Karten; anschließnd liefen sie etwa hundert Meter geradeaus. Sie mussten aufpassen, sich in dem engen Schacht nicht die Köpfe anzustoßen. Der Gang war kaum mannshoch und offenbar schon sehr alt.

Frank und Alf kamen an einen etwas größeren Zwischenkanal, wo sie über sich ein Auto brausen hörten, vermutlich waren sie unter einer breiten Straße gelandet. Der Strom des Abwassers war hier, ebenso wie der rundliche Kanal selbst, ein wenig größer. Die beiden mussten eine Entscheidung treffen.

„Wenn das hier alles stimmt, dann geht es nach links“, bemerkte Frank mit einem Blick auf den DC-Stick.

„Wird hoffentlich stimmen, sonst sind wir am Arsch“, maulte Bäumer.

„Irgendwo gibt es immer einen Gullydeckel, der uns zumindest an die Oberfläche führen kann“, gab Frank zurück und lief mit der Taschenlampe voraus. Alfred sprühte derweil ein rotes Kreuz an die Wand, um es später als Orientierung nutzen zu können.

Der etwas breitere Zufuhrkanal war noch rund zweihundert Meter lang, an seinem Ende befand sich ein mit Dreck und Laub verstopftes Absperrgitter, welches

vollkommen verrostet war. Hier gab es kein Durchkommen – zumindest nicht ohne einen Schneidbrenner, den Alfred aber glücklicherweise mitgenommen hatte. Es dauerte etwa eine Viertelstunde, bis Bäumer das marode Gitter zerstört und herausgebrochen hatte.

„Was für ein Mist!“, keuchte er, als sich das angestaute Wasser mit einem lauten Rauschen an ihm vorbei ergoss.

Der Tunnel mit dem Absperrgitter erstreckte sich noch zweihundert weitere Meter, dann endete er in einem größeren Raum, wo das Abwasser zusammenfloss. Grünliche Wände gafften die beiden Besucher an. Diese vermuteten, dass die sie umgebenden Bauten nicht nur schon viele Jahrzehnte, sondern vielleicht sogar über ein Jahrhundert alt waren. Rostige Abwasserrohre kamen von der Decke des Raumes, an der Wand hing ein ebenfalls komplett verrostetes Schild aus Metall, auf dem etwas auf französisch stand.

Wenigstens war es möglich, sich aufrecht hinzustellen. Jenseits des Raumes gabelte sich der Weg erneut in mehrere Richtungen. Frank rief einige Dateien ab und war sich sicher, dass sie in den gegenüberliegenden Schacht gehen mussten; Alfred vertraute ihm und sprühte ein weiteres rotes Kreuz an die Wand.

„Einer der Kanäle eben war gar nicht auf der Karte eingezeichnet gewesen, aber dieser hier ist es. Darüber müsste die Rue de Sudman sein“, erklärte Kohlhaas mit unsicherer Miene.

Alf und er drangen in einen sehr engen Schacht mit großen Löchern in den Wänden ein. Spinnenschwärme und Ratten begrüßten sie, trotz Atemmaske roch es äußerst streng.

Die beiden Männer mussten sich erneut ducken, um sich nicht die Köpfe anzustoßen. Mittlerweile waren sie etwa fünfzig Meter voran gekommen, als sie eine kleine Lichtquelle über sich entdeckten. Vermutlich war es der Schein einer Straßenlampe, der sich durch ein Loch im Schachtdeckel über ihren Köpfen seinen Weg nach unten gebahnt hatte. Sie krochen weiter in dem stinkenden Durchgang, dann hielten sie an.

Vor ihnen befand sich ein schwarzer Wasserdurchlauf, der ungefähr einen Meter tief war und an beiden Seiten einen schmalen Gehweg hatte, den die beiden Männer entlang marschieren konnten. Im Abstand von zehn Metern führten verwitterte Eisenrohe nach oben. Alfred markierte die Strecke und folgte seinem Freund mit behutsamen Schritten. Das Wasser war keineswegs tief, doch roch es abstoßend und wirkte bedrohlich. Als würde jeden Moment ein riesiger Kraken seine tentakelbewehrten Fangarme nach ihnen schleudern und sie hinab in die Tiefsee ziehen, sinnierte Frank. Es war furchtbar hier unten und stank wahrlich aus allen Ritzen dieser zerfallenen Kanalisation.

„Wenn ich die Schritte richtig gezählt habe, dann sind wir ungefähr 700 Meter weit vorgedrungen“, bemerkte Bäumer.

Sein Partner blickte erneut auf die Kartendatei, dann preschte er weiter in die lichtlose Pariser Unterwelt vor. Am Ende des Ganges erreichten sie einen recht großen Raum, der offenbar ein Stauraum war. Eine Treppe führte nach oben und ein großer Tümpel mit schwarzem Brackwasser tat sich vor ihnen auf. Frank leuchtete ihn erst einmal gründlich ab, dann sagte er zu Alfred: „Bisher sind

HOKs Informationen weitgehend korrekt gewesen. Dieser Stauraum oder was das auch immer sein soll, ist auf der Karte jedenfalls gesondert markiert. Der muss auf jeden Fall mit einem Kreuz gekennzeichnet werden."

Als sie den nächsten Tunnel durchschritten hatten, befanden sie sich schon fast einen Kilometer tief im Labyrinth unter Paris. Sie erreichten einen Raum, der einer kleinen Halle glich. Er war ein Teil der weltberühmten Pariser Kanalisation, mit deren Bau im Jahre 1850 begonnen worden war. Mit einem Anflug von Ehrfurcht hielten die beiden Männer inne, dann setzten sie ihre Reise fort.

„Das dort sind Pumpen, oder?" Alfred deutete auf mehrere riesige Rohre aus Stahl, die in ein tiefes Wasserreservoir hineinreichten und mit schweren Rädern bedient wurden. Auch sie sahen stark verwittert aus, obwohl sie sicherlich noch in Gebrauch waren.

„Ja, ich denke auch", erwiderte Frank. „Dieser Raum befindet sich mit großer Wahrscheinlichkeit östlich der ‚Straße der Humanität', keine zwei Kilometer mehr von unserem Ziel entfernt. Den brauchen wir nicht zu markieren, den können wir uns merken."

Alfred steckte die Sprühdose mit der roten Farbe wieder in seinen Rucksack und folgte ihm.

Sie gingen eine Betontreppe hoch, die von Metallgittern umsäumt war, und warfen noch einmal einen Blick zurück in den Raum, der durch die eckigen Säulen, die ihn trugen, wie eine unterirdische Halle aussah. Anschließend stießen sie durch einen engen Durchgang nach rechts vor.

„Bisher stimmt alles weitgehend, was uns HOK an Daten hinterlassen hat", erklärte Kohlhaas. „In der Innen-

stadt von Paris scheinen die Aufzeichnungen doch noch sehr genau zu sein."

„Die Weltregierung hat dieses uralte und einzigartige Kanalnetz ja auch einfach übernommen. Selbst bauen würden sie so etwas nicht", meinte Alf.

„Erbaut haben es fleißige, anständige Leute und keine elenden Parasiten!", zischte Frank, seinen Mitstreiter zu sich winkend.

„Schau! Dort ist eine Tür, die verschlossen ist. Sie sperrt den Gang da drüben ab, den wir augenscheinlich nehmen müssen." Kohlhaas zeigte ins Halbdunkel. Alfred schweißte sie auf, zerstörte sie aber nicht mehr als nötig, um keinen Verdacht zu erregen.

Der dunkle Durchgang jenseits der Absperrtür erschien diesmal endlos und die beiden Gefährten entdeckten nach einer Weile ein Loch in der Wand, ohne dass ein Abwasserkanal zu erkennen war.

„Was ist das? Sieht aus, als hätte da jemand die Steine aus der Wand gebrochen und einen Weg gegraben", antwortete Frank, der den rätselhaften Gang mit seiner Taschenlampe ausleuchtete. „Da hinter geht es weiter. Siehst du?"

Am Ende des Ganges schien ein großer Schacht zu sein. In den letzten Jahren hatten viele Obdachlose die Pariser Unterwelt nach eigenem Ermessen ausgebaut und das endlose Stollensystem gehörig erweitert. Sie hatten hier ein trauriges Zuhause gefunden, in einer Zeit, in der an der Oberfläche kein Platz mehr für sie war.

Kohlhaas tippte sich durch die Datenbanken des DC-Sticks und rief mehrere davon ab. Es dauerte fast eine

halbe Stunde; Alfred schlenderte derweil gelangweilt und genervt durch die Dunkelheit.

„Das hier könnte ein stillgelegter U-Bahn-Schacht sein!“, rief Frank plötzlich aus.

„Die Kanäle, Schächte und Gänge in der Innenstadt liegen manchmal kaum zehn Meter auseinander, häufig verlaufen sie sogar nebeneinander her. Ich schaue mir das mal näher an.“

Schon sah Alfred nur noch den Rücken seines Mitstreiters, der in den Hohlraum sprang und ihn bald vom anderen Ende des Ganges mit der Taschenlampe anleuchtete.

„Komm!“, flüsterte Frank. „Hier sind Schienen, ich hatte Recht!“

Bäumer kroch ihm nach und kurz darauf folgten sie den Schienen, um vielleicht eine Abkürzung zu finden, falls es sich bei diesem Schacht tatsächlich um den gestrichelten Pfad auf HOKs Karte handelte. Es dauerte eine Weile, denn der verlassene Tunnel erstreckte sich über mehrere hundert Meter.

Plötzlich vernahmen sie ein Röcheln in der Dunkelheit. Sie zuckten zusammen und drehten sich panisch nach allen Seiten um. Die Ader in Franks Schläfe begann zu pochen, Alfred wirbelte mit seiner Taschenlampe nervös umher. Das Röcheln kam wieder und die beiden Rebellen richteten ihre Lichtkegel blitzartig auf die Geräuschquelle.

Da sahen sie einen Menschen, der in einer finsteren Ecke lag. Vermutlich ein Obdachloser, alt und hässlich, mit rötlichem Bart und in einem gammligen Trenchcoat steckend. Mehrere Schnapsflaschen lagen vor ihm. Der

Untergrundbewohner blinzelte verstört, als ihn Bäumer mit der Taschenlampe anleuchtete.

„Ca va?", lallte der Alte.

„Was?", stammelte Frank nervös.

„Ca va?", erwiderte der betrunkene Mann. „Ca va?"

„Alles klar. Wir gehen, Opa!", gab ihm Alf zu verstehen, während er Anstalten machte umzukehren.

„Halt die Schnauze!", rief Frank in Richtung des Clochards und zog sofort seine Waffe.

„Was soll das?", herrschte ihn Alf an. „Steck die Kanone weg!"

„Wenn er verrät, dass wir hier unten rumschleichen …", sagte Frank erregt und stampfte auf.

„Der Alte ist total besoffen. Lass ihn in Ruhe! Oder willst du ihn kaltmachen?", fauchte Bäumer seinen Freund an.

„Ca va?", rülpste der Betrunkene erneut.

„Halt die Schnauze, habe ich gesagt. Und brüll hier nicht so rum! Sonst gebe ich dir ‚Ca va'!", keifte Frank und trat dem Mann in die Seite.

Dieser begann leise zu jammern. Kohlhaas hielt ihm die Pistole vor die Nase: „Halt dein Maul, Alter! Sonst stelle ich dich ruhig!"

In diesem Moment zog Alfred seinen wild gewordenen Gefährten energisch zurück und schubste ihn weg.

„Was soll der Mist? Bist du irre? Der Alte wird nichts sagen. Hier treiben sich Hunderte von Obdachlosen rum, und dass hier unten jemand mit einer Taschenlampe herumläuft, ist nichts Ungewöhnliches. Lass uns den Weg durch die Kanäle gehen und dann verschwinden."

Frank kam langsam wieder zu sich und steckte die Pistole weg. Fast hätte er den Alten erledigt. Der Drang, diesen Mann mit dem Messer aufzuschlitzen oder ihm eine Kugel in den Schädel zu jagen, war für einen Augenblick übermächtig geworden. Kohlhaas rang seinen furchtbaren Hass nieder, er stöhnte auf und hielt sich den Kopf. Alfred gab ihm erneut einen Stoss in die Seite. Dann schaute er ihn mit wütendem Blick an.

„Es reicht jetzt!“, giftete er. „Sonst werde ich echt sauer! Wir verschwinden hier! Komm endlich!“

Frank trottete seinem Freund hinterher und schwieg. Auf einmal war ihm sein Verhalten peinlich; Alfred wies ihn nochmals mit scharfen Worten darauf hin, seine Wut beim nächsten Mal besser zu kontrollieren.

„Das war doch nur ein besoffener Opa, Mann!“, knurrte er.

„Schon gut, habe wohl überreagiert“, erwiderte Frank, wobei er wegschaute.

Als sie den Weg zurückgingen und wieder in das Kanalnetz eintauchten, musste sich Frank eingestehen, dass er den Clochard am liebsten getötet hätte. Dass der Mann ein Sicherheitsrisiko war, konnte vielleicht ein Argument sein, aber nur ein vordergründiges, denn es war mehr als unwahrscheinlich, dass sich irgend jemand für das Geschwätz eines Betrunkenen aus dem Pariser Untergrund interessierte.

Trotzdem hatte Kohlhaas den Fremden für einige Sekunden unbedingt töten wollen. Er hätte ihn einfach ausgelöscht und in der Dunkelheit liegen lassen. Lediglich Alf hatte ihn davon abgehalten, soeben seinen ersten Mord zu begehen. Das gab ihm zu denken.

Den verlassenen U-Bahn-Schacht, in dem der Betrunkene gelegen hatte, erforschten Frank und Alf an diesem Tag nicht weiter. Stattdessen krochen sie wieder zurück durch das in die Wand gebrochene Loch, während Kohlhaas seinen DC-Stick aus dem Rucksack zog. Die beiden waren mittlerweile müde und über ihnen schien Paris langsam aufzuwachen. Es wurde immer lauter; das Rumoren, Hupen und Rumpeln nahm zu.

„Hier geht es wohl weiter. Nach den zwei nächsten Gängen kommt noch einmal so eine große Zugangsschleuse, ein Stauraum. Was weiß ich?“, erklärte Frank, voran in den nächsten Tunnel stapfend.

Alfred sprühte erneut ein rotes Kreuz neben das Loch, durch welches man in den U-Bahn-Schacht kriechen konnte und folgte seinem leicht erregbaren Rebellenfreund.

Sie tappten noch eine Weile entlang stinkender, aber diesmal größerer Abwasserwege, die kleinen Flüssen glichen. Bäumer starrte auf Franks Rücken und war nach wie vor verärgert.

Inzwischen waren sie bereits über zwei Kilometer weit vorgedrungen. Bald hatten sie eine nächste unterirdische Halle erreicht, die ebenfalls von eckigen Pfeilern gestützt wurde. Das Abwasser wurde hier in großen Becken gesammelt und in mehrere Richtungen umgeleitet. Die Bassins waren mit großen Eisengittern abgedeckt; weiter oben befand sich ein Fußweg mit einer Treppe, die mit einem Geländer versehen war. Hier konnte man in einen Kontrollraum gelangen. Schwere Wasserpumpen und Eisenrohre waren überall zu sehen. An den Wänden erkannte Frank Lampen und dicke Kabel. Dieser große

und lange Raum schien oft genutzt zu werden, denn er befand sich im zentralen Innenstadtbereich. Um diese Uhrzeit war er jedoch noch leer.

Die alten gemauerten Wände und steinernen Bögen der Halle hatten etwas Respekteinflößendes, dachte Kohlhaas. Er erblickte eine weitere Eisentreppe, welche die Wand hinaufführte und in einem dunklen Loch endete. Am Ende der Halle befand sich eine verwitterte Stahltür mit einer Lampe darüber.

„Da sieht man mal, was damals für riesige Anlagen gebaut wurden. Schon beeindruckend“, flüsterte Alfred.

„Ja, eine gewaltige Halle. Wie das alte Moria in dem Film“, wisperte Frank.

„Moria?“, fragte Bäumer verdutzt. „Was meinst du denn damit?“

„Da gibt es doch so einen alten Fantasy-Film. Mein Vater hatte ihn mir einmal mitgebracht, als ich noch klein war. Der Film hieß ‚Der Herr der Ringe'. Da mussten die Helden auch durch ein unterirdisches Labyrinth – und das wurde ‚Moria' genannt. Eine Stadt unter der Erde. Die Zwerge hatten sie gebaut …“, erläuterte Kohlhaas. „Den Film fand ich als Kind toll.“

„Du bist auch so ein Zwerg“, erwiderte Alf lächelnd. „Wohin geht es jetzt?“

Wieder war ein Blick auf die Kartendatei nötig. Vermutlich führte die Stahltür am Ende des Gewölbes in einen erweiterten Bereich, von dem aus sich die Männer in Richtung der „Straße der Humanität“ vorarbeiten konnten.

„Hoffentlich springen hier nicht gleich Arbeiter der Stadtwerke herum“, kam es von Alfred. Es war schon nach fünf Uhr morgens.

„Wir sollten uns beeilen. In dieser Halle sind sie sicherlich nicht so selten, wie in den Bereichen, die hinter uns liegen“, gab Frank leise zurück.

Die Stahltür war abgeschlossen und sogar mit einem digitalen Codeschloss versehen, ansonsten wirkte sie alt und war stark verrostet. Die dunkelgrüne Lackfarbe auf ihrer Oberfläche war zum größten Teil abgeblättert.

Alfred machte sich sofort an die Arbeit und bearbeitete die Tür mit seinem Handschneidbrenner, doch diese erwies sich als sehr hartnäckig. Er musste einen großen Teil des Schlosses zerstören und brauchte dafür fast eine halbe Stunde. Frank blickte sich nervös um und hoffte, dass niemand ihre Arbeit störte. Mit einem leisen Knirschen ging die Stahltür letztendlich auf und die beiden Attentäter betraten einen kleinen Raum, der mit Regalen und einem elektronischen Kontrollpult ausgestattet war. Das Pult erinnerte vom Design her an Maschinen aus den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, es war mit Sicherheit nicht mehr neu.

Über eine steinerne Treppe verließen Frank und Alf wenig später den Raum; sie huschten über einen erhöhten Weg, zu dessen Seiten tiefe Wasserreservoirs zu sehen waren. Dann verschwanden sie wieder in einem der seitlichen Abwasserkanäle, von dem Frank glaubte, dass er ihn auf HOKs Karte gefunden hatte. Der Weg wurde markiert und es ging weiter.

„Die ‚Straße der Humanität' kann jetzt nicht mehr weit sein!", rief Kohlhaas und hechtete durch den schmutzigen Kanal weiter in die Dunkelheit.

Sie liefen ungefähr hundert Meter geradeaus und bogen dann nach links in einen Tunnel ab. Es war wieder einer der größeren Abwasserwege, denn hier rauschte ein kleiner Fluss neben ihnen her. Zahlreiche Kabel, rostige Lampen und Rohre umgaben sie. Ein verblasstes Schild war zu sehen, vermutlich mit Warnhinweisen. Wenig später stand Frank vor dem nächsten Gitter, das ihm den Weg versperrte.

Alfred schnitt die Hälfte des verrosteten Metalls einfach weg und warf das glühende Stück ins Wasser. Nach weiteren hundert Metern flüchtete ein Rattenschwarm vor dem Schein ihrer Taschenlampen in alle Richtungen. Anschließend wurden die gemauerten Decken der Kanalisation höher und sie erreichten eine weitere Halle mit einer riesigen Wasserpumpe und einem kleinen Stausee im Zentrum.

Während sich die beiden Rebellen in den engen und dunklen Kanälen, die den Untergrund von Paris durchliefen, sicher und unbeobachtet fühlten, war es in den großen unübersichtlichen Zwischenhallen anders. Hier hätten sie durchaus weiteren Obdachlosen oder Angestellten der Stadtwerke begegnen können. Doch es war noch früh genug. Bis auf die beiden Rebellen war niemand anwesend.

Von weitem hörten sie plötzlich das Donnern einer ankommenden Metro. Das war ein gutes Zeichen.

„Charles de Gaulle", flüsterte Frank und lehnte sich an einen großen, grauen Pfeiler. „Das wird die U-Bahn-

Station Charles de Gaulle sein. Sie liegt ganz in der Nähe des ‚Tempels der Toleranz'."

Erneut warfen die zwei einen Blick auf die Dateien mit den Lageplänen der Abwasserkanäle, anschließend kletterten sie eine eiserne Leiter herab und verschwanden in einem größeren Zufuhrkanal, der sie in Richtung der Geräuschquelle führte. Der Weg durch den unterirdischen Tunnel war lang und eintönig. Es stank bestialisch. Frank beruhigte Alf, nun war es nicht mehr weit.

Nur noch ein Kanal musste passiert werden, dann waren sie fast direkt unter dem Platz, den einst der Triumphbogen geschmückt hatte. Wieder vernahmen sie das Dröhnen der U-Bahn, die durch das Erdreich jagte. Erfolgreich waren die beiden durch die Gedärme von Paris gekrochen und hatten das Ziel beinahe erreicht. Neben ihnen führten rostige Aufstiegsleitern nach oben zu schmutzigen Kanaldeckeln, unter denen sich Armeen von Spinnen versammelt hatten.

Kurze Zeit später hatten sie es geschafft. Der „Tempel der Toleranz" war direkt über ihren Köpfen. Autos brummten und hupten auf der stark befahrenen Straße, man hörte den einen oder anderen Menschen brüllen. Paris erwachte. Jetzt war es Zeit, zu verschwinden.

Frank sprang wie eine Katze an einer der Aufstiegsleitern hoch und hob den Gullydeckel leicht an, um hinaus zu spähen. Sie waren richtig. Es hatte tatsächlich funktioniert, durch die dunklen Kanäle an diesen Ort zu kommen. Im Augenwinkel erkannte Kohlhaas eine Außenmauer des Toleranztempels, einem hässlichen Gebilde aus Stahlbeton, das einer Pyramide glich.

„Wir haben es geschafft. Es hat geklappt", gab er Alf freudig zu verstehen, während er die Leiter wieder herabstieg.

„Noch etwa dreißig Meter!" Alfred zeigte in die Dunkelheit eines Abwasserkanals. „Dort lagern wir die Bombe und jagen sie hoch. Das müsste reichen, um den Platz vor dem Tempel aufzureißen."

„Ja, das tun wir!", erwiderte Frank mit einem giftigen Lächeln. „Jetzt sollten wir uns allerdings schnellstens verdrücken."

Mit wachsender Zuversicht und Zufriedenheit schlichen die zwei zurück. Ab und zu musste Frank den Rückweg auf den Lageplänen überprüfen, aber meistens ließ ihn sein Orientierungssinn nicht im Stich. Alfreds gesprühte Kreuze waren dabei eine zusätzliche Hilfe.

Vollkommen müde, stinkend und verdreckt krochen sie in den frühen Morgenstunden wieder aus dem Schacht gegenüber der leer stehenden Fabrikhalle heraus.

Auf ihrem Rückweg durch die Straßen wurden Frank und Alf von kaum jemandem beachtet; selbst die verdreckten Kleider der beiden schienen im Halbdunkel des Morgengrauens niemandem aufzufallen. Abgerissene Gestalten, die durch die Straßen der Metropole schlichen, gab es hier genug.

Das Hotelzimmer wartete auf sie und Stille herrschte auf dem unbeleuchteten Gang ihrer Etage. Erleichtert zogen sie die Tür hinter sich zu und freuten sich auf eine heiße Dusche. Diesen Luxus hatten sie seit Jahren nicht mehr gehabt. Frank und Alf genossen das heiße Wasser, das ihnen den Gestank von den Körpern spülte. Wenig später

schliefen sie ein. Nun waren es nur noch wenige Tage, bis zu dem großen Ereignis, das sich Frank als Bühne für seine Rache ausgesucht hatte.

Vor dem Sturm

Frank und Alfred verließen das kleine Hotel „Sunflower" in den folgenden Tagen immer abwechselnd, um in den nahegelegenen Supermärkten Nahrungsmittel zu kaufen. Niemals aßen sie im kleinen Speiseraum des Hotels mit den anderen Gästen zusammen und auch sonst gingen sie jedem Menschen aus dem Weg.

Nur im Hotelzimmer nahmen sie den billigen Massenfraß, meist von der Globe-Food-Lebensmittelkette produziert, zu sich. Der Fernseher lief den ganzen Tag und überschüttete sie mit leichter Unterhaltung und alten Spielfilmwiederholungen; stets unterbrochen von den stündlichen Nachrichten.

Es war in diesem Zusammenhang interessant zu sehen, wie die Mächtigen mit dem Inselstaat Japan umgingen. In regelmäßigen Abständen kamen die neuesten Berichte über den digitalen Äther.

Japaner wurden interviewt, die angeblich das Land verlassen hatten bevor sie Matsumotos Häscher hatten ergreifen und hinrichten können, weil sie sich für den „Weltfrieden" und die „Demokratie" eingesetzt hatten. Ron Baldwin, der wenig vertrauenswürdig aussehende Berater des Marionettengouverneurs Ikeda, welcher mit diesem zusammen aus dem Land gejagt worden war, trat nun in fast jeder Nachrichtensendung auf.

Er jammerte und betonte seine große Sorge bezüglich des Wohls des japanischen Volkes, das er so lieben gelernt hatte, seitdem er als Verwalter der Greenbaum Brothers Bank 2020 auf die Insel gekommen war. Baldwin schaute

durchgehend sorgenvoll und betroffen, doch wirkte er dennoch nicht wie ein von Grund auf guter Menschenfreund.

Acht große Kriegsschiffe waren von der Global Control Force in die östlichen Gewässer Japans entsandt worden, um die Situation zu beobachten. Der Weltpräsident selbst hatte dem Inselvolk ein Ultimatum gestellt und gefordert, dass es bis zum Ende des Monats wieder in das Netz des Weltverbandes zurückkehren müsse. Andernfalls drohten „unschöne Konsequenzen für die Matsumoto-Diktatur“, grollte er vor laufenden Kameras.

Dabei verschwiegen die Medien, dass der neue Präsident des Inselstaates durch den Willen seines Volkes an die Macht gekommen und von den meisten Japanern unterstützt wurde. Haruto Matsumoto erfreute sich derzeit größter Beliebtheit. Immerhin setzte das Inselvolk in seiner Verzweiflung sämtliche Hoffnungen in ihn.

Allerdings war es im Verlauf der politischen Umwälzungen zu spontanen Lynchmorden durch die wütenden Volksmassen gekommen. Diener der Weltregierung, die das Land jahrelang ausgepresst hatten, waren vor allem in Tokio und Osaka auf offener Straße erschlagen worden.

Verantwortlich dafür war, so die gleichgeschalteten Medien, ausschließlich der „Faschist Matsumoto“. Und so steigerte sich die Hetze gegen die rebellischen Japaner bis zum blanken Hass. Eine militärische Intervention sei allerdings, so die Worte des Weltpräsidenten, zur Zeit nicht geplant, beruhigte die Nachrichtensprecherin die Zuschauer.

„Wir werden sehen!“, dachte Frank.

„Jetzt neu, in deinem KCN-Shop! Call 070023456 und hol ihn dir! Sergeant Powers, deinen Supersoldaten! Er macht sie alle platt! Yeah!", dröhnte eine markige Stimme aus dem Fernseher, während eine Hand mit einer Actionfigur, dem genannten Sergeant Powers, herumfuchtelte.

„Terroristen, Diktatoren, böse Leute! Sergeant Powers macht sie alle fertig! Hol dir jetzt deinen Sergeant und mach die Bösewichte nieder! Für nur 19,95 Globes hier in deinem KCN-Shop! Yeah!"

Freundlicherweise wies der Werbespot die jungen Konsumenten auch noch darauf hin, dass sie sich bei der „KCN-Bank für Kids" Geld leihen konnten, falls ihre Eltern gerade keinen Globe für Sergeant Powers übrig hatten.

„Oh, Mann", seufzte Alf. „Mach bloß diese Scheiße aus!"

„Gleich kommt auf KCN ‚Der kleine Flüsterer'. Diesen Gehirnwäschekram für Kinder müssen wir uns unbedingt einmal ansehen."

„Wenn's sein muss", gab Bäumer angewidert zurück.

Es dauerte nur noch wenige Minuten, dann beglückte KCN (Kid Control Network), der größte Kindersender, den man weltweit empfangen konnte, seine erwartungsvollen Zuschauer mit der Unterhaltungsshow „Der kleine Flüsterer".

Vor einigen Jahren hatte KCN mit der Serie angefangen; mittlerweile war sie zu einem Kassenschlager mutiert, der sich auch im Erwachsenenfernsehen größter Beliebtheit erfreute und extrem hohe Einschaltquoten hatte.

Die eigentliche Zielgruppe des Senders aber blieben nach wie vor die Kinder. Inzwischen gab es die skurrile Show in unzähligen Sprachen.

Frank und kurz danach auch Alf, der sich nirgendwo vor der Beschallung aus dem Fernsehgerät verstecken konnte, starrten mit nachdenklichen Mienen auf den Bildschirm: Jetzt war es Zeit für den „kleinen Flüsterer".

Ein schleimig wirkender Moderator mit blitzend weißen Zähnen und einem ebenso weißen Anzug eröffnete die Show und das Publikum aus kleinen Kindern jubelte und trampelte mit den Füßen.

„Hey, kids! I'm Funny Paul! Who are you?", rief er ekstatisch.

„We are the kids!", brüllten die kleinen Wichte und tobten begeistert.

So begann eine jede Folge von „Der kleine Flüsterer". Dies war die deutschsprachige Version, die man auch hier in Paris, neben etwa 700 anderen Fernsehshows aus aller Welt, empfangen konnte.

Die Kamera schwenkte herum und zeigte abwechselnd Kinder verschiedener Nationalitäten. Die heile „One-World" – zumindest im Fernsehen wirkte sie niedlich. Anschließend wurden die kindlichen Kandidaten der heutigen Sendung vorgestellt: Die kleine Tina aus Bitterfeld, Tommy aus Hamburg, Robin aus Bremen, Gülay aus Bochum, Kim-Song aus sonst wo …

Während sich Alf an den Kopf fasste, kreischten die Kinder voller Freude. „Mach endlich den Mist aus!", bat er Frank mitleidig.

Doch Kohlhaas blieb hart. Zumindest eine Sendung der Unterhaltungsshow, von der die beiden Vollzugsbeamten

geredet hatten, als sie ihn damals nach „Big Eye“ verfrachtet hatten, wollte er sich ansehen.

Nach einer Weile bat der Moderator die kleine Tina, ein süßes Blondchen mit Zöpfen und einem verschmitzten Lächeln, auf die Showbühne.

„Du weißt ja, Tina, Wachtmeister Wuff und ich müssen immer aufpassen, dass die Leute keine bösen Dinge über unseren Weltpräsidenten sagen. Deshalb brauchen wir auch die vielen Kinder hier, die uns helfen. Du hast uns letzte Woche gesagt, dass dein Papa etwas ganz Böses über den Onkel Weltpräsidenten gesagt hat und willst heute auch dein Pony gewinnen, oder?“, sagte der Moderator schmunzelnd.

„Ja, bitte Funny Paul!“, bettelte das kleine Mädchen und klappte die blauen Äugelchen auf.

„Wenn du deinen Papa bei einer ganz bösen Aussage erwischt hast, dann sind Wachtmeister Wuff und ich auch ganz stolz auf dich, denn dann hast du uns wirklich geholfen“, flüsterte Funny Paul.

Er wandte dem Publikum zu. „Und wem sagt die Tina jetzt die ganzen bösen Worte, die sie bei ihrem Papa gehört hat?“

„Dem großen OOOOhhhrrrr!“, schrien die Kinder, wobei sie mit ihren Füßen trampelten.

Ein großes Ohr aus Plastik wurde auf die Bühne gefahren und die kleine Tina schaute etwas unsicher darauf.

„Keine Sorge, Tina! Das große Ohr ist dein Freund, du kannst ihm alles erzählen“, wisperte der Moderator dem kleinen Mädchen zu.

„Gut!“, hauchte die Kleine mit einem verlegenen Lächeln. „Ich sage alles.“

Schließlich flüsterte sie dem großen Plastikohr zu: „Der Papa hat gesagt, der Onkel Weltpräsident ist ein … ähmm … Schwein und man soll den Weltpräsident … ähmmm … am besten, auf ihn schießen."

Sie erzählte noch mehr und wurde immer gesprächiger; manche Aussagen ihres Vaters hatte sie sogar auf einem rosa Zettelchen notiert. Der Moderator ermutigte das Kind derweil, wirklich alles zu sagen; es würde ja ihr Geheimnis bleiben und außer dem Publikum und den Millionen Fernsehzuschauern würde es doch sonst niemand hören. Alles, was die kleine Tina sagte, wurde am unteren Bildschirmrand eingeblendet.

„Oh!", stieß der Moderator aus. „Das alles hat dein Papa gesagt?"

„Hmmm … ja …", anwortete das Kind.

„Dann ist dein Papa nicht gesund. Er ist krank. Ich glaube, wir müssen ihm helfen. Aber erst einmal fragen wir ihn selbst. Wir fragen jetzt Tinas Papa, Kinder! Ist das okay?", rief Funny Paul und winkte mit den Händen.

„Ja!", brandete es durch das Publikum.

Nun wurde live in einen Raum umgeschaltet, in dem Herr Notmeier, Tinas Vater, an einem Tisch saß. Er wirkte augenscheinlich wenig glücklich und lächelte ängstlich in die Kamera. Funny Paul befragte ihn zu den Aussagen, die seine Tochter gehört haben wollte, und ihr Vater versuchte, sich stümperhaft heraus zu reden. Er druckste derart herum, dass er keine sonderlich gute Figur machte.

Dann kamen weitere Kandidaten an die Reihe: Tommy, Kim-Song und einige mehr. Alle beichteten sie dem großen Plastikohr, was sie an „bösen Wörtern" von ihren

Eltern, Verwandten oder Nachbarn gehört hatten. Anschließend kam das Finale.

„Wer war heute der beste ‚Böse-Wörter-Detektiv', Kinder?", schmetterte Funny Paul durch den Saal.

Die Kinder durften abstimmen und wählten Tina zur besten „Böse-Wörter-Detektivin" der heutigen Show. „Tina! Tina! Tina! Tina!", hallte es aus dem Fernsehkasten.

Das Mädchen bekam ein Pony als Preis und fiel vor Freude fast in Ohnmacht. Beiläufig erzählte ihr Funny Paul noch, dass ihr Papa jetzt erst einmal für längere Zeit in ein Hotel müsse, wo man alles tun würde, um ihm zu helfen. Doch Tinas Freude über das neue Pony war so groß, dass sie diesen Satz schlichtweg überhört hatte.

Gegen Ende der Show stieg ein Mann in einem Hundekostüm und einer Polizeiuniform eine lange Treppe herunter; begrüßt wurde er vom frenetischen Jubel des kindlichen Publikums. Es war Wachtmeister Wuff, welcher, wie Funny Paul erklärte, unermüdlich die „bösen Wörter" jagte, um die Welt besser zu machen. Er winkte mit den Stoffhänden, schwang seinen Polizeiknüppel und seine überdimensionalen Handschellen aus Gummi. Die Kinder johlten.

Zum Abschluss sang er mit den Kindern das „Eine-Welt-Lied" und alle stimmten fröhlich mit ein. Funny Paul grinste in die Kamera, während die kleine Tina noch immer vor Freude über ihr Pony wie ein Flummi auf und ab hüpfte. Schließlich endete die Show mit einem „Werbeblock für Kids". Frank machte die Glotze aus und drehte sich verstört ab.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Februar hielten Frank und Alfred abwechselnd Wache am Fenster des Hotelzimmers oder packten Essensrationen und Ausrüstung zusammen. Um drei Uhr morgens waren die beiden abmarschbereit; sie schulterten ihre Rucksäcke, schlossen leise das Hotelzimmer ab und huschten schemengleich durch den dunklen Flur in die untere Etage. Das Auto parkten sie ein paar Häuserblocks weiter in einer Seitengasse hinter einer schäbigen Mietskaserne.

Sie gedachten, nicht mehr in das „Sunflower" zurück zu kehren und wollten nach dem Anschlag so schnell wie möglich von Paris nach Compiegne flüchten.

In dieser Nacht waren ihre Schritte besonders leise. Heute war es außergewöhnlich kalt, Regen fiel aber glücklicherweise nicht.

Frank und Alf bewegten sich mit noch größerer Vorsicht als in den Stunden, in denen sie die Tunnel erkundet hatten, denn diesmal entschied sich alles. Wenn sie eine Polizeistreife erwischt und nach dem Inhalt ihrer Rucksäcke gefragt hätte, wären die beiden Widerstandskämpfer mehr als nur in Erklärungsnot gewesen. Zudem hatten sie Handfeuerwaffen und Nahkampfmesser dabei. Solche Dinge nahm man selbst im Jahre 2029 nicht einfach auf einem Abendspaziergang durch Paris mit. Umsichtig huschten sie von einer dunklen Ecke zur nächsten. Die Baseballmützen hatten sie tief ins Gesicht gezogen und wachsame Augen lugten darunter hervor, überall Feinde und neugierige Beobachter witternd. Frank und Alfred waren wie zwei Raubtiere, mit gespitzten Ohren und scharfen, kalten Augen.

Das eine oder andere Auto fuhr an ihnen vorbei. An der Abzweigung zur Rue de York, als sie sich im Schatten eines leerstehenden Ladens postiert hatten, sahen sie plötzlich ein Polizeiauto um die Ecke biegen. Frank und Alf schoss die Panik in die Knochen; trotzdem versuchten sie, unauffällig weiter zu schlendern und taten so, als beachteten sie den Streifenwagen nicht.

Das Brummen des Motors kam näher und die Anspannung wuchs ins Unermessliche. Hätte sie ein Polizist auch nur nach ihren Personalien gefragt oder gar einen Blick in ihre Rucksäcke werfen wollen, dann wären sie gezwungen gewesen, ihn zu erschießen. Genau wie jeden Zeugen, der sonst noch anwesend war. Kiloweise NDC-23 und Pistolen trug nun einmal niemand mit sich herum, der lediglich Paris besichtigen wollte.

Das Polizeiauto näherte sich und fuhr plötzlich langsamer. Allerdings hielt es nicht an und kein Beamter stieg aus. Vermutlich wollte der Fahrer nur einen flüchtigen Blick auf die beiden dunklen Gestalten werfen, die hier durch die Gassen schlenderten.

Das war das Glück der beiden Attentäter, aber auch das der Beamten, denn Frank und Alf waren zu allem entschlossen.

„Schwein gehabt“, flüsterte Kohlhaas.

„Gehen wir weiter“, meinte Alf. „Wir sind ja nur brave Bürger.“

„Mit ein bisschen NDC-23 im Säckle!“ Frank lächelte in sich hinein, er war mehr als erleichtert. Bis auf den einen oder anderen Passanten oder herumlungernde Obdachlose waren die Straßen in diesem Teil von Paris leergefegt. Nach einer weiteren Hast durch halbdunkle Gassen hatten

die beiden schließlich den Schachtdeckel vor der leerstehenden Fabrik erreicht, welchen Alfred, nachdem sie aus dem Kanalsystem zurückgekehrt waren, wieder ordnungsgemäß geschlossen hatte.

Erneut stießen sie in die Pariser Unterwelt vor, diesmal war es jedoch kein ekelhafter, aber ansonsten harmloser Erkundungsmarsch mehr. Heute war es blutiger Ernst.

Bei dem Gedanken, in diesem Gewölbe bis zur Mittagsstunde des 01.03.2029 ausharren und sogar dort übernachten zu müssen, wurde Frank mulmig.

Aber was war, wenn sie auf einmal, wenn alles schnell gehen musste, plötzlich vor Absperrgittern, die erst in den letzten Tagen aufgestellt worden waren, oder gar Sicherheitskräften standen? Sie mussten die Lage genau im Blick behalten und auf Veränderungen reagieren können.

Es war der gleiche Weg wie beim letzten Mal. Ratten und Spinnen erschienen erneut als Begrüßungskomitee in den langen Gängen der Kanalisation. Als Frank und Alf im ersten größeren Raum angekommen waren, musterten sie noch einmal ihre Ausrüstung, um auf alle Zwischenfälle vorbereitet zu sein. Kohlhaas blickte geistesabwesend auf sein Nahkampfmesser mit der gezackten Klinge, welches ihm John Throphy von einer seiner Reisen nach Weißrussland mitgebracht hatte, dann steckte er es zurück in den Rucksack.

Die roten Markierungssymbole, die Alf an die Wände gesprüht hatte, waren nach wie vor da und leisteten einen wichtigen Dienst. Auch die zerstörten Absperrgitter waren nach dem ersten Vordringen in das Kanalsystem zum Glück noch von niemandem erneuert worden.

Die beiden Männer einigten sich darauf, nicht im direkten Umfeld der Veranstaltung zu übernachten. Wenn Trupps von Sicherheitsleuten die Gänge vor dem Ereignis durchsuchten, dann in diesem Bereich. Indes entschieden sie sich für den stillgelegten U-Bahn-Schacht, den sie durch das Loch in der Mauer erreichen konnten. Hier war die Luft nicht ganz so stickig, da von irgendwo sogar eine frische Böe in den Tunnel hinein zu kommen schien. Trotzdem war es kalt, unheimlich und verdammt dunkel.

„Was ist, wenn hier wieder Leute rumschleichen?", flüsterte Frank.

„Einer von uns muss aufbleiben und Wache halten, während der andere schläft", erwiderte Alf. „Ich fange von mir aus an."

Sie suchten den Schacht nach Feuerholz ab und fanden schnell allerlei brennbares Gerümpel, vermutlich die Hinterlassenschaften einiger Clochards. Wenig später entfachten sie ein kleines Lagerfeuer; einen winzigen Ort der Wärme und des Lichtes in dem ansonsten endlosen, gähnenden Tunnel.

Kohlhaas ließ sich Alfs Angebot jedenfalls nicht zweimal sagen, wickelte sich in seine Decke ein und legte sich auf den Boden neben den Schienen, nachdem er zuvor noch ein paar trockene Bretter und eine alte Plastikfolie dorthin gezogen hatte.

Diese Nacht versprach furchtbar zu werden. Allein in der finsteren Weite des alten Schachtes. Selbst dem abgehärteten Bäumer bereitete die bedrohliche Düsternis Unbehagen.

Irgendwann weckte er seinen Freund und bat ihn, den Rest der Nachtwache zu übernehmen. Verschlafen und

genervt richtete sich Frank auf und setzte sich an das glimmende Feuer. Es dauerte nur Minuten, dann war Alfred eingenickt und begann zu schnarchen. Es war das einzige Geräusch an diesem finsteren Ort und Kohlhaas war nach einer Weile froh, es hören zu dürfen. Die Dunkelheit starrte ihn aus der Ferne an und manchmal glaubte er, ein leises Husten oder Weinen irgendwo zu vernehmen, doch in dieser Nacht war der U-Bahn-Tunnel leer.

Irgendwann war es 6.00 Uhr morgens. Frank und Alfred stopften sich ein paar Brotscheiben zwischen die Backen, um dann mit ihrer Erkundungstour zu beginnen.

Sie schlichen langsam vorwärts, ohne auf jemanden zu treffen. Nirgendwo waren Absperrungen repariert oder gar zusätzlich von der Polizei aufgestellt worden. Mit einem Gefühl der Zuversicht kehrten sie schließlich wieder in ihr Versteck zurück.

Die restlichen Stunden des 27.02.2029 verbrachten Frank und Alf mit Kartenspielen oder Gesprächen am Lagerfeuer. Später erkundeten sie noch ein paar Seitengänge, in der Hoffnung, eine weitere Abkürzung zu finden. Sie zogen den alten Metroschacht nicht bloß wegen der besseren Luft und des Lagerfeuers der Kanalisation vor. Abgesehen von den größeren Hallen mit den Wasserreservoirs waren die Kanalabflüsse keine Orte, wo sie sich länger als nötig aufhalten wollten.

Hier unten erschienen ihnen die Stunden endlos. Wieder hatten sie eine lange und unbequeme Nacht vor sich, wobei Frank diesmal als erster mit der Wache begann, während sich Alfred zum Schlafen bereit machte.

Kohlhaas war vollkommen erschöpft und knabberte gelangweilt an einer Salzstange aus dem Supermarkt. Die Dunkelheit um ihn herum machte ihn nervös. Er legte weiteres Holz nach, das er auf einem Schutthaufen neben den Schienen entdeckt hatte. So kauerte er vor dem Feuer, als er plötzlich zusammenzuckte.

Eine blasse Gestalt hatte ihren Kopf jenseits ihres Lagerplatzes aus der Finsternis herausgeschoben. Es war ein Kind gewesen, das sich den Finger auf die Lippen gepresst und damit wohl angedeutet hatte, dass sie leise sein sollten. „Pssst!“, glaubte Frank gehört zu haben, bevor wieder die übliche Dunkelheit zurückgekehrt war.

Sein Puls raste. Hastig richtete er den Lichtkegel seiner Taschenlampe auf den Ort der unheimlichen Erscheinung, doch dort lagen nur Steine und Unrat. Von einem Kind war nichts zu sehen. Kurz dachte Kohlhaas daran, seinen Partner aufzuwecken, um ihm davon zu erzählen, doch er ließ Bäumer schlafen. Da war nichts gewesen. Überhaupt nichts!

Nach zwei Stunden war Frank froh, dass er nun Alfred die Nachtwache übergeben konnte. Schnell schlief er ein. Als er in den frühen Morgenstunden wieder an der Reihe war, leuchtete er zuerst die seltsame Stelle, wo er glaubte, das Kind gesehen zu haben, mit der Taschenlampe aus. Er rannte sogar dorthin und suchte noch gründlicher. Doch nach wie vor war dort niemand.

Das Feuer flackerte und drängte die Schwärze des U-Bahn-Schachtes hartnäckig zurück. Frank musste weiteres Feuerholz holen; mit hämmerndem Herzen ging er auf die Finsternis zu und umklammerte seine Taschenlampe.

Um etwa 8.30 Uhr morgens glaubte Alfred Stimmen gehört zu haben. „Ruhig!“, zischte er und tippte Frank an. „He! Hörst du das nicht?“

Kohlhaas schreckte auf und spitzte die Ohren, Bäumer lag richtig. Jetzt hörte er ebenfalls Menschen, die irgendetwas auf französisch riefen. Ihre Stimmen hallten durch die langen Kanäle. Sie mussten vorsichtig sein.

„Ich sehe nach“, sagte Alfred leise.

„Aber pass bloß auf!“, antwortete Frank und klopfte ihm auf die Schulter.

Bäumer sprang hoch und kroch durch das Loch in der Mauer in den Kanal. Er hechtete den Gang weiter bis zur Gabelung herunter und sprang dann mit beachtlicher Geschwindigkeit in den nächsten. Im Augenwinkel konnte Alf eines der roten Kreuze sehen, welches er zuvor an die Wand gesprüht hatte. Die Stimmen wurden lauter, sie kamen aus der größeren Halle mit dem Kontrollraum. Nach einigen Minuten war Alf weit genug in das Gewirr der Abwasserkanäle vorgedrungen und näherte sich dem Raum mit den Wasserbecken. Wieder hörte er jemanden etwas rufen. Er schaltete die Taschenlampe aus und wurde im Nu von der Finsternis verschluckt. Behutsam pirschte er sich weiter an die Geräuschquelle heran.

Jemand hatte in der Halle das Licht angemacht, das das hohe Gewölbe schwach ausleuchtete. Bäumer wagte sich indes nicht mehr vor; er blieb in einer Ecke des Kanals, der in die Halle führte.

Derweil waren die Stimmen noch ein wenig lauter geworden und erfüllten die kleine Kontrollkammer neben der Stauhalle. Ein Mann kam aus dem Raum und rief einem anderen ein paar Wortfetzen zu. Die beiden waren

offenbar Arbeiter der Pariser Stadtwerke, die hier ihren Rundgang machten.

Nachdem sie Alfred eine Weile beobachtet hatte und einer der Arbeiter ein Wasserbecken mit der Taschenlampe bis auf den Grund ausgeleuchtet hatte, gingen die zwei Männer über die mit einem Geländer versehene Brücke davon. Sie bogen in einen Nebenraum ab und Bäumer hörte sie sich laut unterhalten. Dann verklangen ihre Stimmen in der Ferne. Der Rebell drehte sich um, um wieder in Richtung des stillgelegten U-Bahn-Schachtes zu verschwinden.

„Hoffentlich ist denen nicht aufgefallen, dass wir die Absperrgitter und die Stahltür geöffnet haben“, sagte er zu sich selbst.

Die Arbeiter hatten jedoch einen gelassenen Eindruck gemacht. Vermutlich war dies nur ein Kontrollgang gewesen, den sie öfter unternahmen, aber keineswegs allzu genau nahmen. Und selbst wenn sie das eine oder andere reparierten, konnten es Frank und Alfred noch in dieser Nacht wieder zerstören und durchlässig machen.

Frank wartete an dem kleinen Lagerfeuer und war erleichtert, als er Bäumer durch das Loch in der Wand kriechen sah.

„Verdammt, das hat ja gedauert. Gut, dass das eben deine Taschenlampe war. Ich hatte schon die Pistole im Anschlag.“

„Dort hinten waren Arbeiter, aber keine Bullen“, sagte Alf, während er sich wieder neben seinen Freund niederließ. „Mal sehen, ob hier morgen noch jemand runterkommt.“

„Wusstest du, dass die vor vielen Jahren mal einen ausgewachsenen Alligator in der Pariser Kanalisation gefunden haben?“, unterbrach ihn Frank, wobei er hämisch zu seinem Mitstreiter herüberlugte.

„Der ist mir jedenfalls lieber als die Sicherheitskräfte“, gab Alf mit einem Grinsen zurück.

Die Nacht, die im Untergrund nur durch einen Blick auf die Uhr vom Tag unterschieden werden konnte, war für die beiden Rebellen diesmal fast entspannt. Wie vor einer Klausur in der Schule, für die man lange gelernt und an deren Unabwendbarkeit man sich bereits gewöhnt hatte. Morgen war der Tag der Abiturprüfung. Nur dass sie etwas blutiger und gefährlicher ausfiel, als zu Schulzeiten. Frank und Alf hielten einmal mehr abwechselnd Nachtwache, wurden allerdings von seltsamen Erscheinungen und eingebildeten oder realen Besuchern verschont.

Um 6.30 Uhr piepte Bäumers Uhr und riss die zwei Widerstandskämpfer aus ihrem erstaunlich erholsamen Schlaf. Das Lagerfeuer glühte noch vor sich hin, ansonsten war die kalte Dunkelheit wieder in jede Ritze des alten Tunnels gekrochen.

Langsam erhoben sich die beiden von ihrem Lager und frühstückten ein paar aufgeweichte Toastbrote. Sie schmeckten nicht sonderlich gut, die Erzeugnisse von Globe Food, doch als eventuelle Henkersmahlzeit waren gerade noch zu gebrauchen.

„Wir müssen jetzt zügig unser Zielgebiet aufsuchen. Wenn heute Bullen hier runter kommen, dann morgens. Das müssen wir im Auge behalten“, erklärte Alf, die Ausrüstung auf Vollständigkeit untersuchend.

Den Zeitzünder für die Bombe stellte der Hüne mehrfach an und aus. Dann versteckten er den Sprengstoff unter einem Schutthaufen, damit ihn nicht noch versehentlich ein Obdachloser mitnahm.

Kohlhaas tippte sich derweil durch die Dateien seines DC-Sticks. Er wollte, obwohl sie den Weg schon zweimal abgelaufen waren, trotzdem auf Nummer sicher gehen.

Wie Kanalratten, die sich mittlerweile schon in ihrer nassen und finsteren Heimat eingelebt hatten, schlüpften sie lautlos durch die Abwassertunnel und ließen vor allem in den größeren Räumen, die wenig Deckung boten, äußerste Vorsicht walten.

Sie tappten still durch die Tunnel; meistens nur mit einer Taschenlampe im Einsatz, um keine allzu großen Lichtkegel zu verursachen. Als sie in die große Halle mit den Wasserpumpen kamen, die Frank an „Moria" aus dem alten Film erinnert hatte, sahen sie, dass die von ihnen aufgeschweißte Stahltür, über der eine verwitterte Lampe wie das blinde Auge eines Zyklopen in die Halle glotzte, noch immer offen stand. Hier schien seit ihrem ersten Eindringen niemand mehr gewesen zu sein oder die erst auf den zweiten Blick erkennbare Zerstörung der Tür war unbemerkt geblieben.

Nach dem Lauf durch mehrere Kanäle waren sie ihrem Zielort schon sehr nahe gekommen. Frank und Alf hockten sie sich in eine dunkle Ecke und warteten. Der Tempel der Toleranz und die U-Bahn-Station „Charles de Gaulle" konnten nicht mehr weit sein. Man hörte die Metro wieder in der Ferne rumpeln. Autos fuhren heute keine auf der „Straße der Humanität", denn sie war bereits seit einem Tag komplett abgesperrt.

Irgendwann am frühen Vormittag vernahmen sie auf einmal aus mehreren Richtungen Stimmen. Frank und Alfred sahen sich verstört an; im nächsten Augenblick huschte auch schon ein Lichtschein direkt über ihre Köpfe hinweg. Er fand jedoch glücklicherweise kein Ziel außer verwitterten Rohren und dem dunklen Schlund eines Nebenschachtes. Ein Polizist der Global Police kam auf ihren Gang zu und leuchtete die Umgebung ab.

„There is nothing here!“, brüllte er und einer seiner Kollegen, offenbar auch kein Franzose, rief etwas zurück.

„Okay!“, schallte es aus einem anderen Gang in der Nähe des Aufstiegs zum Tempel der Toleranz.

„This job is fucked up!“, gab er nur zurück. Offenbar hatte er keine große Lust, durch stinkende Abwasserkanäle zu krabbeln.

„Check the tunnels in your area!“, erhielt er als Antwort.

Der Beamte richtete den Strahl seiner Taschenlampe in den gegenüberliegenden Tunnel. Frank rutschte derweil fast das Herz in die Hose; er warf sich in den Rinnsaal des Brackwassers zwischen seinen Stiefeln. Alf tat es ihm gleich. Inzwischen stand der Polizist nur noch etwa fünfzig Meter von ihnen entfernt und nuschelte irgendetwas in sein Funkgerät.

„Lass uns aus diesem Loch hier verschwinden“, zischelte Frank.

„Ja, aber vorsichtig“, wisperte Alf zurück, während er sich geräuschlos umdrehte.

Während der Sicherheitsmann weiter in sein Funkgerät brabbelte, machten sich Frank und Alfred für einen stillen Rückzug in ein weiter entferntes Areal bereit. Sie schlichen behutsam davon, doch plötzlich glitt Frank auf dem

nassen Untergrund aus und rutschte in den dreckigen Rinnsaal hinein. Ein leises „Platsch“ schallte aus dem Abwasserkanal, der das Geräusch noch verstärkte.

Jetzt ergriff die beiden die Angst und sie versuchten, sich so schnell wie möglich aus der Gefahrenzone zu entfernen. Der Kopf des Polizisten schwenkte herum und seine Taschenlampe mit ihm. Sofort sprang ihr Schein wie ein wütender Löwe in Richtung des Tunnels, in dem die Widerstandskämpfer gekauert hatten. Diese waren jedoch schon einige Meter weit gerannt, so dass nur noch leise Schritte und das Klatschen von Wasser zu vernehmen waren. Der Lichtschein bohrte sich in den finsteren Schlund und leuchtete den vorderen Teil aus.

„Is there somebody?“, rief der Polizist in den schwarzen Durchgang.

„Hey, give me a sign!“, fügte er hinzu.

Dann drehte er sich um. Sein Funkgerät krächzte und er gab sich Mühe, einem Kollegen in halbwegs verständlichem Englisch zu antworten.

„I thought I heard something. But I think it was a rat“, gab er zu verstehen.

Kohlhaas und Bäumer hatten sich gerade noch rechtzeitig in einen abzweigenden Gang zurückgezogen, wobei der gelangweilt wirkende Beamte keine Muße hatte, intensiver nach dem Verursacher des Geräuschs zu suchen.

„Don’t know! Shit!“, hörte Frank ihn leise fluchen, daraufhin ging er in einen anderen Bereich der Kanalisation.

Die beiden Attentäter atmeten auf. Völlig unvorbereitet hatte sie der Lichtschein der Taschenlampe überrascht. Um ein Haar wären sie gesehen worden. Frank und Alf

warteten noch eine Stunde im Schutz der vom Gestank geschwängerten Dunkelheit ab, bis keine Stimmen mehr aus der Ferne zu hören waren.

Auf ihrem Weg zum stillgelegten U-Bahn-Schacht, den sie unter größter Anspannung und Vorsicht zurücklegten, waren keine Polizisten zu sehen. Die Männer der Global Police, die aus vielen verschiedenen Ländern rekrutiert worden waren, ähnlich der GCF-Besatzungstruppen, hatten wohl doch keinen allzu großen Bezug zur französischen Kultur.

Jedenfalls hielt sich ihr Interesse, die berühmte Kanalisation von Paris genauer zu erkunden, stark in Grenzen. Sie machten lediglich ihren Job und untersuchten den unmittelbaren Bereich unter dem Platz vor dem Toleranztempel, mehr aber auch nicht.

Polizisten, die bloß „ihren Job" machten, kamen Frank und Alf indes mehr als gelegen. Als sie wieder ihr Lager aufsuchten, war alles noch an seinem Platz. Auch der Sprengstoff, der bald seinen großen Auftritt haben sollte.

Bombenstimmung

Während Frank und Alfred unter der Erde auf den Angriff warteten und die Minuten in einem Zustand größter Anspannung abzählten, glich Paris an der Oberfläche einem Hexenkessel.

Die Eröffnungsrede von Leon-Jack Wechsler, dem Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“, sollte um 13.00 Uhr den Massen präsentiert werden. Die Straßen der Riesenstadt waren schon jetzt, um gerade 11.00 Uhr, vollkommen überfüllt. Ein gigantischer Brei von mehr als zwei Millionen Menschen, drängte sich in Richtung der „Straße der Humanität“ zusammen.

Bereits in den frühen Morgenstunden war es zu schweren Zusammenstößen zwischen Besuchern der Veranstaltung und der Polizei gekommen.

In vielen Vierteln der Metropole, vor allem in den Araberghettos, hatte es seit dem Morgengrauen des 01.03.2029 blutige Straßenschlachten mit zahlreichen Toten und Verletzten gegeben. Über 40 GP-Polizisten und mehrere hundert Araber waren getötet worden.

Französische Patrioten hatten in der Innenstadt über Nacht riesige Transparente mit Sprüchen wie „Frankreich ist unser Land!“ oder „Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“ an mehreren Gebäuden angebracht. Einige waren dabei erwischt und inhaftiert worden, drei junge Franzosen hatten die Beamten sogar erschossen.

Im Pariser Norden waren bereits am vorherigen Tag bewaffnete arabische Jugendliche in vorwiegend von Franzosen bewohnte Viertel eingedrungen, wo sie Autos

angezündet und Häuser verwüstet hatten. Hierbei waren sie mit einer französischer Bürgerwehr und der dazwischenprügelnden Polizei zusammengestoßen, was zu fast 200 Todesopfern geführt hatte.

Ähnlich blutig war auch eine nicht genehmigte Demonstration des „Islamischen Bundes" gegen die Politik der Weltregierung im Nahen Osten verlaufen. Hier hatten sich über dreißigtausend Moslems und Afrikaner zusammengerottet, um sich Straßenschlachten mit der Polizei zu liefern. Erst als die Global Police Panzerwagen eingesetzt hatte, war die Demonstration aufgelöst worden.

Hugo und Baptiste, die Franzosen, welche damals die Versammlung in Ivas besucht hatten, waren bereits seit Wochen in der kochenden Metropole aktiv. Sie hatten zusammen mit vielen anderen Mitstreitern in den Nachtstunden Zehntausende von illegalen Flugblättern in der Stadt verteilt, in denen sie die Bevölkerung zum Widerstand gegen die Fremdherrschaft und zum Kampf gegen die Weltregierung aufriefen. Die Männer, welche von Polizeistreifen erwischt worden waren, hatte niemand mehr wiedergesehen.

An anderen Orten hatten sie ganze Säcke voller Papierschnipsel mit rebellischen Aufrufen von den Dächern der Hochhäuser in die Einkaufszonen regnen lassen. Zudem hatten sie verbotene Internetseiten ins Netz gestellt und sogar einen geheimen Radiokanal eingerichtet, der täglich Informationen sendete. Den Eingang des „Tempels der Toleranz" hatten die Widerständler in den letzten Wochen schon mehrfach mit regierungsfeindlichen Sprüchen besprüht. Die Sicherheitsbehörden und die GSA ermittelten noch immer fieberhaft.

Als die Polizei den mobilen Piratensender schließlich geortet hatte, war ihnen nur knapp die Flucht gelungen. Diese Form des Widerstandes war nicht viel weniger gefährlich als Bombenanschläge, denn bei Personen, die als „politisch unverbesserlich“ oder „unheilbar politisch inkorrekt“ eingestuft wurden, folgte am Ende meist auch die Liquidierung.

So riskierten nicht nur Frank und Alfred unten im Tunnelsystem der Großstadt ihre Leben im Kampf gegen die Weltregierung. Auch an der Oberfläche streckten viele, vor allem junge Menschen, ihren Kopf so weit aus dem Sumpf der Angst und Anonymität, dass er abgeschlagen werden konnte. Blutig sollte dieser sogenannte Weltfeiertag werden. Auch ohne den geplanten Bombenanschlag.

Nach der Eröffnungsrede, bei der die Massen den Gouverneur nur auf Videoleinwänden zu sehen bekamen, sollten die Militärparaden der GCF-Friedenstruppen beginnen. Reporter und Fernsehjournalisten waren indes wie eine Heuschrecken über die Stadt hergefallen, um die geschönten Botschaften von einer multikulturellen Welt voller Frieden und Eintracht in alle Länder hinauszuschicken.

Als der „One-World-Song“ aus den Lautsprechern, die überall entlang der „Straße der Humanität“ aufgestellt worden waren, um 12.00 Uhr mittags zum ersten Mal abgespielt wurde, war der Anteil der fröhlich mitsingenden Bürger gering.

Im Gegenzug flogen vereinzelt Flaschen und Steine in Richtung der Lautsprecher und Videoleinwände, die noch keine Bilder zeigten. Hier griffen die GP-Beamten mit größter Härte durch und zogen jeden Störenfried heraus,

der sich in der Menge ausfindig machen ließ, um ihn in einem Polizeitransporter verschwinden zu lassen.

So war die Stimmung unter den zwei Millionen Zuschauern und den restlichen Parisern, die sich meist in ihren Häusern verschanzten, an diesem Tag äußerst gereizt. Trotz der wochenlangen Werbekampagnen der Medien, die das „Fest der neuen Welt" zum neuen „Höhepunkt der menschlichen Kulturentwicklung" hochstilisiert hatten.

Die Bevölkerung im Sektor „Europa-Mitte" war in den letzten Monaten zu derart hohen Abgaben und Steuern gezwungen worden, dass sie sich vom „Fest der neuen Welt" und seinen beschönigenden Sprüchen wenig kaufen konnte. Zudem waren die ethnischen Spannungen immer weiter angewachsen. Paris und im Grunde ganz Frankreich standen kurz vor einem Bürgerkrieg. Die Großstädte des Landes glichen allesamt Sprengsätzen, die auf die Explosion warteten. Es schien nur noch eine Frage von wenigen Jahren zu sein, bis sich soziale Spannungen und Rassenkonflikte in einer blutigen Katastrophe entluden.

Die unruhige Menschenmasse über ihren Köpfen war auch im Untergrund nicht zu überhören. Sie brüllte und schrie und sang und trampelte. Frank und Alfred wurden durch dieses Getöse nur noch nervöser. Die Zeit rannte mit schnellen Schritten davon und bald schon war es soweit; der Gouverneur war auf dem Weg in die Pariser Innenstadt. Nun galt: Alles oder nichts.

„Wie spät ist es?", fragte Frank mit einem unsicheren Flackern in den Augen, während über ihnen der „One-World-Song" abgespielt wurde.

„Drei Minuten nach zwölf, noch etwa eine Stunde“, antwortete Alf, der das glimmende Feuer austrat.

„Dann lass uns gleich gehen“, sagte Kohlhaas, nervös an seiner Kappe herumfingernd.

Sie prüften noch einmal die Ausrüstung und Frank tastete gedankenverloren nach dem Sprengstoff, der sich in den blauen Tüten befand.

„Für dich Papa! Für dich Martina!“, murmelte er, während er in den dunklen Schacht starrte.

Sie schnallten sich das Gepäck auf den Rücken und luden die Waffen durch. Dann begaben sie sich zu dem Loch, das sie ins Kanalsystem führte, und schlichen hindurch.

Jetzt fiel jeder Schritt schwer und wurde von einem vor Aufregung hämmernden Herzen begleitet. Die Handflächen der beiden Männer füllten sich mit winzigen Bächen aus Schweiß und die Dunkelheit um sie herum sah sie diesmal noch bösartiger als sonst an.

Ihre Taschenlampen leuchteten ihnen den Weg, während sie sich wie schleichende Katzen auf der Jagd nach Beute durch die Tunnel der Kanalisation bewegten. Die größeren Hallen der Umleitungen und Wasserreservoirs waren leer. Alle Aufmerksamkeit, wohl selbst die der Arbeiter der Stadtwerke, richtete sich auf das gewaltige Massenspektakel an der Oberfläche. Was Frank und Alfred nicht wussten, war, dass alle Angestellten der Stadt Paris an diesem Festtag zwangsverpflichtet worden waren, an den Feierlichkeiten teilzunehmen.

So tappten die beiden Rebellen auf leisen Sohlen weiter durch das unterirdische Netz und befanden sich bald am Ausgang des Kanals, wo sie der GP-Polizist beinahe mit

seiner Taschenlampe angeleuchtet hatte. Ihre Herzen pochten wie Dampfhämmer; Frank glaubte, den Widerhall seines Pulses im Gang hören zu können.

„Um 13.00 Uhr soll Wechsler mit seiner Rede beginnen. Wenn er anfängt, stelle ich die Zeitschaltung der Bombe auf zehn Minuten. Diese Zeit müsste für uns ausreichen, um aus dem Gefahrenbereich zu entkommen", erklärte Alf.

„Einverstanden!", hauchte Frank, dessen Nerven mittlerweile blank lagen.

Vorsichtig präparierte Bäumer die Bombe. Er legte sie vor sich auf den Boden und trat einen Schritt zurück. Frank blickte ihn schweigend an, dann nickte er.

Die schwarze Limousine des Gouverneurs hielt neben dem Tempel der Toleranz und ein fein gekleideter Chauffeur öffnete die Autotür. Sofort umstellten Sicherheitsbeamte das große, glänzende Fahrzeug und schauten sich um.

Ein polierter Lackschuh zeigte sich. Dann folgte der elegante Rest. Leon-Jack Wechsler war angekommen.

Gestern war er noch in London gewesen und hatte bei einer geheimen Versammlung vor den Mitgliedern der Großloge, deren zweiter Meister er war, eine Rede gehalten. Jetzt weilte er in Paris, um das „Fest der neuen Welt" feierlich einzuleiten. London, die am besten überwachte Stadt der Welt, von New York, Jerusalem und Washington einmal abgesehen, war Wechslers Wahlheimat. Hier hatten seine Vorfahren bereits lukrative Bankgeschäfte gemacht, nachdem sie nach England eingewandert waren.

Der Gouverneur lächelte und schüttelte einigen untergeordneten Politikern die Hand. Diese verbeugten sich vor dem dunkelhaarigen, leicht buckligen Mann mit der auffälligen Rundbrille. Wechsler war Ende vierzig und hatte bereits eine große Karriere hinter sich. Ursprünglich aus dem Bankgeschäft kommend besaß er einflussreiche Gönner, die seinen Aufstieg in der Politik eingeleitet hatten.

Wechsler hatte Macht und getreu seiner Erziehung hielt er nicht viel von Ehrlichkeit oder Skrupeln. Notfalls taten es auch Lüge und Heimtücke, denn nur das Ziel war wichtig. Und dieses Ziel war die Herrschaft über die Völker dieser Erde.

Der Gouverneur strich sich durch seine nach hinten gekämmten Haare, während er mit listigem Blick die Umgebung musterte. Die Menschenmasse war weit von ihm entfernt; er hatte keinen Bezug zu ihr und wollte ihn auch nicht haben.

Demnach tat Wechsler nur, was getan werden musste. Er sagte die Dinge, die gesagt werden mussten, damit die neue Ordnung leben konnte. Der Plan, sie zu errichten, war von langer Hand vorbereitet worden und duldete keine Abweichungen oder Verzögerungen.

Leon-Jack Wechsler war ein wichtiges Zahnrad in einer grausamen Maschine. Das wusste der Politiker und jeder, der ihn kannte, wusste es ebenfalls.

Derweil tickte die Uhr unerbittlich. Es war 12.58 Uhr an diesem historischen Tag, der die Neue Weltordnung zelebrieren sollte. Leon-Jack Wechsler setzte ein selbstgefälliges Grinsen auf und schritt die Stufen zum Rednerpult hinauf. Zahlreiche Sicherheitsleute versammelten sich

rund um die Bühne. Die meisten von ihnen schauten unbeteiligt auf die Menschenmenge, die allmählich immer lauter wurde.

Panzerwagen, Hundertschaften von GP-Beamten, GCF-Soldaten und weitere bestens ausgerüstete Riot Control Squads waren in Paris zusammengezogen worden, um dem Volk notfalls das Heil der neuen Welt aufzuzwingen. Und im Himmel lauerten die gefürchteten Skydragons, die blitzartig wie ein Hammer auf die Massen niederschlagen konnten. Wer konnte dieser Macht schon trotzen?

Wechsler strich seinen Anzug aus feinem Zwirn noch einmal glatt und schaute zu den in einiger Entfernung stehenden Zuschauern. Viele mochten ihn tief im Inneren hassen, doch das war im Grunde eher amüsant als gefährlich. Die „Viehherde", wie er und seinesgleichen die übrige Menschheit nannten, war machtlos und das würde sie auch bleiben.

„Meine lieben Menschen der Einen Welt!
Ich bin so unendlich froh, euch alle begrüßen zu dürfen. So viele sind heute nach Paris gekommen. Es ist das „Fest der neuen Welt", zu dem wir euch an diesem denkwürdigen Tag eingeladen haben und alle seid ihr voller Freude und Erwartung gekommen!"

Die Menge raunte. Wechsler setzte seine Ansprache fort. Es war gleich, was die Masse dachte oder wollte. Am Ende würde sie sich doch wie immer fügen...

Die Stimme des Gouverneurs dröhnte hinab bis in die Tiefen der Pariser Unterwelt. Frank und Alf hasteten wie Raubtiere aus ihrem Versteck und postierten die Bombe an der vorher gewählten Position. Über sich hörten sie das Getöse der Masse, die Wechslers Rede verfolgte.

Alf stellte den Zeitzünder ein und als ein leises „Piep" erschallte, war dies für die zwei Rebellen wie der Startschuss zu einem alles entscheidenden Sprintlauf.

„Sie ist scharf!", sagte Alf und warf seinem Gegenüber einen ernsten Blick zu. Die Uhr des Todes war angeworfen worden und tickte ihr bösartiges Lied bis zum blutigen Finale. Kohlhaas und Bäumer sprangen zurück in den Gang, aus dem sie gekommen waren.

Sie hatten kiloweise NDC-23 aktiviert und in zehn Minuten würde dieser hochexplosive Sprengstoff ein riesiges Loch in den Boden vor dem Tempel der Toleranz reißen.

Der Weg zurück erschien feindlich und die Angst, den bisher so erfolgreichen Plan doch noch durch eine Dummheit gegen die Wand zu fahren, pochte in den Gehirnen der beiden Flüchtenden. Sie jagten mit den Lichtkegeln ihrer Taschenlampen vor sich durch die Kanäle und die Räume mit den Auffangbecken. Der finstere Weg durch die Unterwelt hatte sich mittlerweile in ihren Verstand gebrannt und wie von Dämonen gehetzt legten sie ihn schneller zurück als zuvor. Über ihnen nahm das Schicksal seinen Lauf, der Blutmond schwoll an und blickte grimmig auf die „Straße der Humanität" hinab.

„Humanität! Was bedeutet dieses großartige Wort?“, rief Wechsler in das Mikrofon.

„Es bedeutet Menschlichkeit! Das oberste Gebot unserer neuen Welt. Gleichheit, Freiheit, Demokratie und Menschlichkeit für alle! Das haben wir den Menschen gebracht. Eine bessere Welt und eine friedlichere Welt. Und das ist der Grund, warum wir heute feiern dürfen.

Er war erfolgreich – der Versuch, diese Welt besser zu machen. Als ich Gouverneur des Sektors „Europa-Mitte“ wurde, gab es für mich immer nur eine Losung: Wir können es schaffen! We can do it!

Natürlich war es nicht immer leicht, den Menschen diese heiligen Werte zu schenken, aber heute sind wir vereint und glücklich. Wir lieben einander und wir sind frei. Und wem haben wir das zu verdanken? Unserem gemeinsamen Glauben an die Menschli…“

Ein gewaltiger Schlag schnitt Wechsler das Wort im Munde ab und riss ihm die nächste Lüge aus der Kehle. Es war, als hätte sich der Boden aufgetan, um den Teufel selbst hinab in die Hölle zu ziehen. Die Explosion war verheerend und riss ein gewaltiges Loch in den Platz vor dem Tempel der Toleranz. Auch die Vorderseite des Gebäudes wurde von der Druckwelle wie Papier zerfetzt.

Mehrere Dutzend Sicherheitsleute und Politiker wurden in Stücke gerissen, darunter auch Leon-Jack Wechsler selbst. Ein Regen aus Asphaltstücken, Betonteilen, Holzsplittern und Fleischfetzen regnete auf die Erde herab. Wo vorher noch der Gouverneur gesprochen hatte, klaffte jetzt ein qualmender Schlund im Boden, der mit Trümmern und Leichenteilen übersät war.

Frank und Alf hasteten indes durch die Gänge. Der dumpfe Knall der Explosion schallte im Tunnelsystem von Paris bis in die letzte Ecke. Er war für die beiden wie der zweite Startschuss zu einem noch schnelleren Sprint.

„Wir haben es fast geschafft! Jetzt nichts wie raus hier!", schnaufte Frank am Ende seiner Kräfte. Fast wäre er ausgerutscht, doch Alf hielt ihn fest und zerrte ihn mit sich.

Die Menge schwieg für einen Augenblick, als sie das Ende des Gouverneurs auf den Videoleinwänden erblickte. Polizisten und Soldaten wichen ungläubig zurück und wirkten auf einmal hilflos.

Einen Schwarm von Journalisten und Kameraleuten, die vor der Bühne zu einem dichten Pulk zusammengeschmolzen waren, hatte die Bombe ebenfalls erwischt. Einige waren sofort tot gewesen, andere waren mehrere Meter fortgeschleudert worden und lagen nun mit abgerissenen Gliedmassen in ihrem Blut. Das Klagen und Schreien der Verstümmelten mischte sich mit dem anschwellenden Raunen der Menschenmasse im Hintergrund.

Andere Journalisten, die das Geschehen von weiter weg gefilmt hatten, hielten ihre Kameras derweil eifrig auf das grausige Szenario. Sie fingen die Bilder von blutverschmierten Leibern und qualmenden Trümmern voller Sensationsgier ein.

Der Schrecken, der sich einem Skydragon gleich auf den Platz vor dem Tempel der Toleranz herabgestürzt hatte, lähmte die gaffende Menge für eine Weile.

Langsam jedoch verarbeiteten die Gehirne der Menschen die neue Situation, während die Sicherheitskräfte

bereits versuchten, auf den neuen Umstand zu reagieren. Funksprüche überbrachten den Polizisten und Militärs erregt gebrüllte Befehle und Anweisungen; einige Beamte schickte man in die rauchende Kanalisation, damit sie nachsehen konnten, was dort unten geschehen war.

Widerwillig stiegen etwa ein Dutzend Männer in die Tiefe. Andere wurden zu nahe gelegenen Schachtdeckeln, gerufen, um darunter liegende Gänge zu überprüfen. Da allerdings die meisten Gullydeckel rund um den Tempel der Toleranz zuvor aus Sicherheitsgründen zugeschweißt worden waren, verzögerte sich der Vorstoß in das Tunnelsystem.

Schließlich drangen einige Polizisten in das Gewirr der Pariser Kanalisation ein, wo sie versuchten, verdächtige Personen ausfindig zu machen. Ihre Rufe und das Gepolter ihrer Stiefel hallten in den Gewölben wieder.

Frank und Alf hatten sich inzwischen schon weit entfernt und waren an dem Loch, das in den stillegelegten U-Bahn-Schacht führte, vorbeigesaust. Trotz Alfs roter Markierungen hatten sie allerdings diesmal einen falschen Kanalgang gewählt und dabei kostbare Zeit verloren. Dutzende von Polizisten folgten ihnen bereits, doch noch waren sie nicht in unmittelbarer Nähe. Die von Panik ergriffenen Rebellen fluchten vor sich hin.

„Ich war gerade voll durch den Wind und bin es noch immer. Das ist der falsche Tunnel gewesen“, entschuldigte sich Frank völlig außer Atem.

„Ja, schon gut. Ich hatte doch extra ein Kreuz an die Wand gesprüht“, knurrte Alf und winkte seinen Partner zu sich.

Sie fanden die Markierung und Kohlhaas tippte sich mit schweißnassen Fingern durch die Kartendateien seines DC-Sticks. „Der erste Stauraum, den wir gefunden haben, ist nicht mehr weit!“

Sie eilten dem Ausgang noch aufgeregter entgegen. Doch bis dahin war es noch ein gutes Stück. Vorsichtig näherten sie sich dem Stauraum mit dem Wasserbecken; er musste am Ende dieses Abwasserkanals sein, dachte Kohlhaas. Nur eine Taschenlampe leuchtete jetzt den Weg, Alf und er wurden mit jeder verstreichenden Sekunde unsicherer. Schweigend huschten die beiden Männer weiter.

Ein seltsamer Lichtschein am Ende des schmutzigen Kanaldurchgangs erwartete sie, kurz bevor sie den Raum mit dem Umleitungsbecken erreichten. Kohlhaas stockte der Atem, mittlerweile war er vollkommen durchgeschwitzt. Jemand musste eine der alten Lampen in dem Raum angeschaltet haben. Die ansonsten herrschende Dunkelheit, die sie zwar erschreckte, aber auch in Sicherheit wiegte, war auf einmal verschwunden. Mit vorsichtigen Bewegungen pirschten sie durch den Schacht. Frank kroch bis zum Ende des Kanals und kauerte sich hin, um die Lage zu sondieren.

Hier war niemand, der Raum war leer. Der junge Rebell drehte sich zu Alf um. „Lass uns hier durchgehen! Wenn wir diesen Raum passiert haben, können wir uns wieder in den langen Gängen verstecken“, flüsterte er nach seiner Waffe tastend.

„Aber wer hat das Licht angemacht?“, zischte Alf.

„Weiß ich nicht, aber wir müssen hier durch. Komm schon!“, gab Kohlhaas zurück.

Sie tappten auf leisen Sohlen vorwärts und begaben sich in den unheimlich wirkenden Raum. Hinter dem hohen, eisernen Beckenrand eines Wasserreservoirs kauerten sie sich ins Halbdunkel. Plötzlich zerrissen Stimmen und das Poltern schwerer Stiefel die unangenehme Stille.

Frank schnaufte in seine Atemmaske, die mittlerweile völlig verdreckt war, sein Herz schien jeden Augenblick explodieren zu wollen. Alf starrte ihn mit entsetztem Gesicht an und schluckte leise.

„Come on! Here!“, hörten sie aus einem Abwasserkanal. Die Lichtkegel von zwei Taschenlampen tanzten aus dem dunklen Loch heraus.

„Maybe here is someone!”, schallte es aus dem Gang.

Frank versuchte, in diesen Sekunden höchster Anspannung ruhig zu bleiben.

„Wenn wir sie abknallen, machen wir hier einen Riesenlärm. Das lockt nur mehr von ihnen an“, flüsterte er. Alf sah ihn fragend an.

„Wir sind am Arsch“, erwiderte Bäumer in fast weinerlichem Ton.

„In das Becken. Los!“, fauchte Frank zurück und kletterte leise über die Absperrung. Alfred folgte ihm wortlos.

Wie Fischotter glitten sie in den widerwärtigen Tümpel, der tief genug erschien, um sich verstecken zu können. Kohlhaas tastete nach seinem Nahkampfmesser, während ihm Alf einen zutiefst verzweifelten Blick zuwarf. Die Schritte waren jetzt ganz nah; schließlich holten die beiden Rebellen tief Luft und sogen dabei einen furchtbaren Gestank ein. Dann verschwanden sie in dem schwarzen Wasserloch. Frank schloss die Augen und zwang sich, an nichts zu denken. Das hier war widerwärtig, aber immer

noch besser, als tot zu sein. Ein Lichtschein streifte die Wasserdecke, ansonsten war es dunkel. Frank wollte gar nicht wissen, was sich alles in dieser Brühe befand.

„Come on, check this reservoir room!“, klang es durch das Brackwasser.

Jetzt erkannten er einen der Polizisten. Der andere lief um das Becken herum und schien in die Ecken des Raumes zu leuchten, dann ging er in einen Seitenkanal.

Die Zeit erschien endlos und Frank wurde langsam übel, am liebsten hätte er sich übergeben. Nicht anders erging es seinem Freund.

Derweil nuschelte der Polizist unverständliche Wortfetzen in sein Comm-Sprechgerät.

Frank tauchte kurz auf und reckte den Mund aus der dunklen Brühe; verzweifelt versuchte er, Luft zu holen. Ein paar Meter von ihm entfernt hörte er den Beamten murmeln.

„Verschwinde hier endlich“, dachte er, doch der Polizist wartete offenbar auf irgendetwas; er ging noch einmal durch den Raum, um das Wasserbecken herum und lehnte sich dann mit dem Rücken an die eiserne Absperrung.

Frank und Alf versuchten, sich durch Gesten oder Blicke zu verständigen, aber die Brühe war so schmutzig und dunkel, dass dies unmöglich war. Schließlich beschloss Kohlhaas, auf eigene Faust zu handeln. Der Polizist stand immer noch am gegenüberliegenden Ende des Beckens an den eisernen Rand gelehnt und rief seinem Kollegen, der offensichtlich noch weiter in den Abwasserkanal vorgedrungen war, hinterher. „Did you find something?“

„Only rat shit here!“, kam es schallend zurück.

Mehr konnte Kohlhaas nicht verstehen. Nur Gott wusste, woher diese Beamten kamen. Franzosen oder Engländer schienen sie jedenfalls nicht zu sein. Frank stieß sich leise vom Beckenrand ab und tauchte wie ein Aal durch das Brackwasser. Solange der Polizist in dieser günstigen Position stand und der andere weg war, musste er handeln.

Der junge Mann tastete nach seinem Nahkampfmesser, zog es aus der Verkleidung und wartete einige Sekunden, während der Beamte wieder etwas in sein Funkgerät brabbelte. Der Rucksack auf Franks Rücken, der um seine tödliche Bombenfracht erleichtert worden war, störte jetzt, denn er behinderte ihn bei seinen Bewegungen unter Wasser.

Kohlhaas fühlte sich wie ein Krokodil, das den ganzen Tag im Wasser auf die Gazelle gelauerte hatte. Er stieß sich vom Boden des Beckens ab und sprang die eiserne Absperrung hoch.

Das plötzliche Plätschern des Wassers hinter ihm ließ den Polizisten zusammenzucken, verstört griff er nach seinem Maschinengewehr, um es zu entsichern, doch Frank war schneller.

Er rammte sein Messer tief in den Nacken des Beamten, während er auf den Boden neben dem Wasserbecken sprang. Sein Gegner keuchte und taumelte verwirrt umher. Kohlhaas sprang ihn im nächsten Moment von hinten an und hielt ihm den Mund zu, damit er nicht allzu viel Lärm machen konnte. Mittlerweile war auch Alf aus dem Becken herausgeklettert und hielt seine Nahkampfwaffe nervös zuckend in der Hand.

„Ungh!“, stieß der verletzte Polizist aus. Frank rammte ihm das Messer erneut in den Hals, wobei er den Mann nach hinten zog. Doch dieser zappelte noch immer und versuchte, den Angreifer irgendwie abzuschütteln. Plötzlich sah er sich auch Alf gegenüber, der ihm sein Messer in die Brust stieß. Der Beamte brach zusammen und gab seinen Widerstand auf. Kohlhaas beugte sich blitzartig herab und schnitt ihm zur Sicherheit die Kehle durch.

Anschließend schleiften Frank und Alf den Leichnam des Polizisten einige Meter weit fort und ließen ihn hinter dem Bassin liegen. Sie hörten die Stimme des anderen Beamten, der erneut etwas aus dem Kanal rief und zurückzukehren schien. Bevor er den Tod seines Kollegen bemerkte, mussten sie verschwunden sein.

Glücklichweise war ihnen der Weg aus dem Stauraum in Erinnerung geblieben, obwohl die Angst ihnen die Kehlen zudrückte und die Sinne vernebelte. Sie hasteten ins Dunkel eines Tunnels hinein und waren nicht mehr zu sehen.

Als sie sich schon ein Stück vom Stauraum entfernt hatten, hörten sie einen Schrei aus der Ferne. Vermutlich hatte der andere Polizist bemerkt, dass der Raum doch nicht leer gewesen war.

Sie schlichen sich davon und waren bald am Schachtdeckel angelangt, der sie ins Freie führte. Nass, stinkend und mit Blut besudelt krochen sie an die Oberfläche. Glücklichweise hatten sie ihre Jacken dabei; wie der Rest ihrer verbliebenen Ausrüstung waren sie vollkommen durchnässt. Sie streiften sie über, um die auffälligen Blutspritzer auf ihrer Kleidung zu verdecken.

Als die beiden das Kanalsystem verließen und ihnen eine frische Brise ins Gesicht schlug, atmeten sie erleichtert auf.

Es war vollbracht, sie hatten Wechsler erledigt. Jetzt mussten sie nur noch ihr Auto erreichen, um aus der Metropole, die langsam im Chaos versank, zu fliehen.

Frank und Alf hasteten durch die Straßen. Sie wurden kaum beachtet, da sich ganz Paris um sie herum in einen Hexenkessel verwandelte. Gewaltige Menschenschwärme verstopften überall die Straßen, Autos hupten und aus dem Fenster eines Hauses dröhnte ein Radio, in dem ein aufgeregter Reporter über die neuesten Ereignisse berichtete.

Die zwei Rebellen bewegten sich schnell und wurden dennoch kaum eines Blickes gewürdigt. Nach einer Weile hatten sie die Nebenstraße erreicht, in der sie ihr Auto geparkt hatten. Man hatte es zum Glück in der Zeit ihrer Abwesenheit weder aufgebrochen noch gestohlen, was im Paris dieser Tage keine Selbstverständlichkeit war.

Schließlich tauschten sie ihre verdreckten Sachen gegen die wenigen Ersatzkleider aus, die noch im Kofferraum lagen. Den schmutzigen Stoff warfen sie in eine Mülltonne, starteten den Motor und fuhren davon.

Es dauerte, denn viele Straßen waren abgesperrt oder mit Menschenmassen verstopft, doch letztendlich kamen sie heil auf eine der Straßen, die sie aus dem Hexenkessel Paris hinausführte. Die Innenstadt hinter ihnen verschwand langsam im Rückspiegel; Frank und Alfred atmeten auf.

Steffen de Vries wartete bereits in Compiegne am vereinbarten Treffpunkt auf ihre Ankunft. Er hatte einige Zeit früher mit ihnen gerechnet und ihm wurde zunehmend mulmiger. Als Kohlhaas und Bäumer das rettende Feldstück, auf dem de Vries Maschine stand, endlich erreichten, fiel auch dem Flamen ein Stein vom Herzen.

Den Leihwagen hatte Frank vor dem Abflug noch von seiner Fahrzeugnummer befreit und ihn anschließend verbrannt, nachdem sie ihn ein Stück in den Wald gefahren hatten.

Als sie Steffen begrüßten, schien dieser mehr als beeindruckt und zugleich erleichtert zu sein. Er schüttelte ihnen freudig die Hände und umarmte sie herzlich. Das Radio hatte ihn seit dem Anschlag schon genauestens über die Vorgänge in Paris informiert. Vollkommen erschöpft verkrochen sich Frank und Alf im Laderaum des Fliegers und ließen den Flug in die Heimat an sich vorbei ziehen.

In der ehemaligen Hauptstadt des Staates Frankreich hatte sich die Lage derweil dramatisch zugespitzt. Als die Menge das Ende des Gouverneurs auf den zahlreichen Videoleinwänden erblickt hatte, war die „Straße der Humanität“ für mehrere Minuten in einem verwirrten Schweigen versunken.

Viele Pariser konnten es noch immer nicht fassen und wussten nicht, wie sie mit dem unvorhergesehenen Ereignis umgehen sollten. Die Sicherheitskräfte ermahnten die Menschenmasse, ruhig zu bleiben, während bereits Panzerwagen aus den Nebenstraßen drohend in Richtung des kochenden Menschenbreis fuhren.

Nach einer Weile hörte man die ersten Zuschauer klatschen und zustimmend johlen. Die Menge wurde von einer nervösen Unruhe ergriffen und bald begannen die ersten Auseinandersetzungen.

„Gut, dass das Schwein tot ist!“, hörte man Stimmen aus verschiedenen Ecken des Menschenteppichs, wobei es den Rufenden wohl in diesem Moment egal war, dass sie von den Kameras der GSA-Agenten gefilmt wurden.

„So müsste auch der Weltpräsident enden!“, schallte es an anderer Stelle über die Köpfe der Zuschauer hinweg.

Dann nahmen derartige Rufe immer weiter zu. Irgendwo stampften Jugendliche rhythmisch auf und sangen die verbotene Nationalhymne des alten Frankreichs. Viele der um sie herum stehenden Menschen stimmten in den Gesang mit ein, obwohl manche den Text kaum noch kannten, da er überall aus dem öffentlichen Bewusstsein verbannt worden war.

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!“, tönte es aus dem hinteren Teil der gigantischen Masse. Die Rufe wurden von immer mehr Menschen getragen. Hunderte stimmten mit in den wütenden Chor ein und bald erbebte die „Straße der Humanität“ unter dem dröhnenden Gebrüll tausender Kehlen.

Langsam, aber sicher, geriet die Menschenmenge außer Kontrolle; die Sicherheitkräfte kamen näher.

Vielen Parisern sah man ein freudloses und von Armut geprägtes Leben an und so war es kaum verwunderlich, dass ihr Hass auf das Regime immer weiter gewachsen war. Ein Großteil des Pariser Bevölkerung bestand mittlerweile aus schlecht bezahlten Gelegenheitsarbeitern und Tagelöhnern.

Die Gehälter waren meist so gering, dass die Bürger gerade eben nicht verhungerten und die hohen Mieten für ihre überwiegend schäbigen Wohnungen aufbringen konnten.

Nicht wenige der Anwesenden kannten das nagende Gefühl eines leeren Magens. Die Lebensmittelpreise und die Gebühren für Strom, Heizung und Wasser waren seit 2018 ebenfalls stetig angehoben worden.

Hunderttausende Einwohner der Stadt waren bereits gänzlich durch das soziale Netz gefallen und lungerten als Obdachlose in den Straßen herum. Sie erfroren im Winter oder verhungerten einfach. Eine soziale Notversorgung gab es nicht mehr; die Regierung hatte sie infolge der hohen Staatsverschuldungen weltweit abgeschafft. So war es kein Wunder, dass nun Proteste laut wurden.

Doch nicht wenige Menschen hielten sich auch jetzt noch inmitten des Tumultes zurück und blieben still. Verängstigt blickten sie in die überall stationierten Kameras, trotteten verstohlen vom Ort des Geschehens weg und verschwanden in den Nebenstraßen.

Schließlich trennte sich im Verlauf der folgenden Stunden die Spreu vom Weizen. Die Bürger, die blieben, fanden plötzlich den Mut, ihre Stimme zu erheben. Die Anonymität innerhalb der Menschenmasse verlieh ihnen endlich Courage. Tausende rissen die Fäuste in die Höhe, während die Sicherheitskräfte als schwer gepanzerter Wall aufmarschierten und warteten.

„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!"
„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!"
„Freiheit für Frankreich! Nieder mit der Weltregierung!"

Der Chor des ohnmächtigen Protestes wurde mit der Zeit immer lauter. Irgendwo in der Menge fielen Franzosen und Einwanderer übereinander her, da letztere ihre eigenen Forderungen, die sich zwar auf den Islam bezogen, der Weltregierung aber ebenso feindlich gesinnt waren, zum Besten gaben.

Innerhalb von Minuten brach ein blutiges Handgemenge aus. Die Streitenden schlugen sich mit Flaschen und Steinen, Messer wurden gezückt und erste Schüsse fielen. Die Polizisten und GCF-Soldaten, welche die Massen einkreisten und von Panzerwagen flankiert wurden, drohten per Lautsprecher, sofort die regierungsfeindlichen Ausrufe einzustellen.

Aber die zornige Masse reagierte nicht mehr. Die Anweisungen der Beamten wurden ignoriert und es dauerte nicht mehr lange, da standen sich Polizisten, Soldaten, GSA-Beobachter und der vor sich hin kochende Strom aus Menschen wie zwei verfeindete Heere gegenüber.

Die GP-Truppführer brüllten den Befehl zur „Fixierung von aufrührerischen Personen“ in ihre Funkgeräte und einzelne Trupps von Beamten, die mit schweren Körperpanzern ausgerüstet waren, knüppelten sich ihren Weg durch die aufgebrachte Menge, um identifizierte Störenfriede festzunehmen.

Dennoch eskalierte die Situation immer mehr. Die angreifenden Beamten wurden mit Flaschen, Pflastersteinen oder bloßen Fäusten empfangen, wobei sie ihrerseits jeden niederprügelten, der sich ihnen in den Weg stellte.

Das Geschrei der Masse wurde jedoch noch immer nicht leiser. Im Gegenteil, umso mehr Bürger von den Knüppeln der Beamten niedergehauen wurden, umso mehr

stiegen an anderen Orten des Menschenmeeres mit in den Protestchor ein.

Um 18.00 Uhr am 01.03.2029 flogen in einer Nebengasse der „Straße der Humanität" die ersten Molotow-Cocktails auf Beamte und Panzerwagen; diese eröffneten das Feuer und durchsiebten die Angreifer mit Kugeln. Im Gegenzug bewaffneten sich die aufgebrachten Bürger notdürftig. Mit Knüppeln und Messern wurden die Beamten angegriffen und es gab die ersten Toten.

Daraufhin breitete sich die Gewalt wie eine Seuche aus und infizierte einen Großteil der auf der „Straße der Humanität" versammelten Besucher.

Die letzten Warnungen, die die Polizeibeamten durch die Lautsprecher brüllten, wurden von der tobenden Menge kaum noch wahrgenommen. Stattdessen erklang erneut die alte französische Nationalhymne, die diesmal mit besonderem Enthusiasmus gesungen wurde.

Der aufbrausende Gesang wirkte wie eine Woge der Emotionen. Er ergriff das menschliche Massengebilde in seiner Ganzheit, wobei die alte Pariser Prachtstraße unter der Wucht des verfemten Liedes erzitterte. So etwas hatte die frühere Hauptstadt des vernichteten Staates Frankreich seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt.

Zeitgleich kamen die Panzerwagen näher und GCF-Soldaten und Polizisten gingen in Stellung. Es dauerte nur noch Minuten, bis der GCF-Commander den Feuerbefehl in sein Funkgerät brüllte. Das Gemetzel nahm seinen Lauf.

Während Abertausende Franzosen die der Weltregierung verhasste und streng verbotene alte Hymne sangen, hämmerten Schüsse in die Menschenwand.

„Tac! Tac! Tac! Tac!", donnerte es und die ersten Singenden brachen getroffen zusammen.

Dann fegte ein wahrer Feuerhagel durch die Reihen der Besucher hinter den Absperrungen. Zugleich setzten sich auch die Panzerwagen in Bewegung und richteten ihre Maschinenkanonen aus. Das Blut begann mit metallischem Nachklang zu fließen; auf der Straße, die angeblich der Humanität gewidmet war.

Wie eine Sense hieben die Gewehrsalven in die Menschenmenge, die jetzt in Panik geriet. Das alte französische Nationallied verstummte und wurde mit dem entsetzten Geschrei der Flüchtenden vertauscht.

Dank der großen Anzahl von Zuschauern konnten die Sicherheitsleute kaum ihre Ziele verfehlen. Und sie machten ihre Arbeit gründlich.

Die meisten Polizisten und Soldaten waren keine Franzosen, und wenn sie von einer Menschenmasse in einem fremden Land attackiert wurden, mussten sie sich eben verteidigen.

Schon nach wenigen Minuten bedeckten hunderte Körper den Asphalt, wobei die Sicherheitskräfte immer unbarmherziger vorstießen und sich ihren Weg durch das Meer von Männern, Frauen und Kindern freischossen. Vor allem die schweren Vollmantelgeschosse der Panzerwagengeschütze waren verheerend.

Schließlich stoben die Menschenschwärme auseinander. Die vor Angst schreienden Pariser rannten in alle Richtungen. Absperrgitter wurden eingerissen, Autos umge-

worfen, Menschen totgetrampelt. Dahinter marschierten die Soldaten wie eine sich langsam bewegende Wand des Todes und schritten dabei über unzählige zerschmetterte Körper.

Dann erhielten die Sicherheitskräfte einen neuen Befehl. Die widerspenstige, aber wehrlose Masse, war von ihnen aufgerieben worden und glich dem gigantischen Perserheer in der Schlacht von Gaugamela, welches die Phalanx der Griechen erfolglos bestürmt hatte. Die gerüsteten Trupps hielten an, die Panzerwagen stoppten.

„Die Skydragons kommen! Halt!“, rief einer der übergeordneten Offiziere in sein Comm-Sprechgerät und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Tötungsarbeit hatte ihn angestrengt.

Befehle wurden durchgegeben und die gefürchteten Skydragons erhoben sich von einem im Pariser Westen gelegenen Militärstützpunkt aus in die Lüfte. Es dauerte nicht lange, da sahen die Piloten bereits auf die winzigen aufgescheuchten Menschenhaufen unter sich herab. Die Hubschrauber verringerten die Flughöhe und ließen ihre Gatling-Maschinenkanonen und Granatenwerfer aus den Bäuchen fahren.

„Fertig! Wir sind feuerbereit!“, kam es vom Commander der Skydragon-Staffel.

„Dann feuern sie endlich!“, schallte es aus seinem Comm-Sprecher.

Der Truppführer zögerte für einige Sekunden; für die Zeit eines Wimpernschlages dachte er darüber nach, was er hier tun sollte. Doch letztendlich erinnerte er sich daran, dass dies nun einmal ein „Job“ war, der erledigt werden musste.

Er stammte aus Usbekistan und hieß Alexander; seine Vorfahren stammten aus der Ukraine. Seit drei Jahren war er bei den GCF und dies war sein erster Einsatz, der so etwas von ihm abverlangte. Schweigend machte er die Granatenwerfer feuerbereit, seinen Verstand schaltete er aus.

„Scheiß drauf, ein anderer würde es sonst machen“, sagte er zu sich selbst.

Die Bezahlung bei den GCF-Truppen war immerhin überdurchschnittlich gut. Gut für ihn, seine Frau und seine drei Kinder, deren Mäuler er zu stopfen hatte. Und jeder Job hatte nun einmal seine Schattenseiten.

Sekunden später wurden die Granaten losgeschickt. Sie fanden zahlreiche Ziele. Dann eröffnete das Dutzend Skydragons das Feuer und richtete ein Massaker an.

Die schweren Kugeln durchschlugen Knochen und Fleisch, begleitet von einem ohrenbetäubenden, metallischen Geratter. Schädel wurden zerfetzt, Körper von Geschossen durchschlagen und Menschen wie Grashalme niedergemäht. Über eine Stunde lang. Wen die automatisierte Zielerfassung eines Hubschraubers anvisierte, für den gab es kein Entrinnen mehr.

Wo die Skydragons gewütet hatten, zeigte sich ein grausames Bild. Unzählige Menschen tränkten die „Straße der Humanität“ mit ihrem Blut; wer noch lebte, war schwer verletzt, mit zerschossenen Gliedmaßen oder zerrissenem Leib.

Alexander, der Familienvater, glaubte im Augenwinkel einen Mann zu erkennen, dessen Kopf halb abgerissen war und der trotzdem noch versuchte, vorwärts zu kriechen. Es war ein furchtbarer Anblick. In diesen Sekunden

wurde sein Verstand kurzzeitig von Zweifeln übermannt, doch er riss sich zusammen. Es musste getan werden, es war ein Befehl und ihm blieb keine andere Wahl, als zu gehorchen. Schließlich feuerte er weiter auf die „Ameisen“ unter sich.

Während Polizisten, Soldaten und Panzerwagen in andere Stadtteile abberufen wurden, um Aufständische zu eliminieren, neigte sich der Tag dem Ende zu.

Die Unruhen sollten allerdings noch zwei weitere Wochen andauern. Viele Unzufriedene griffen in ihren Wohnvierteln die örtlichen Polizeistationen an oder gingen auf lokale Politiker los. Der Bürgermeister von Paris, Richard de la Croix, wurde im Verlauf der Wirren von Unbekannten auf offener Straße erschossen.

Brennende Autos und Häuser, feuernde Panzerwagen und prügelnde Polizisten prägten tagelang das Straßenbild in vielen Teilen der wütenden Metropole.

Irgendwann war die Ordnung jedoch wiederhergestellt. Die Mächtigen, die häufig die Lüge als Waffe benutzten, hatten in diesem Fall ihren Bruder konsultiert: den Terror. Und er war erfolgreich gewesen. Der unbeschränkten Rücksichtslosigkeit der Sicherheitskräfte war auf Dauer auch der verzweifelste und tapferste Kämpfer nicht gewachsen.

Etwa 40.000 Menschen waren bei den Unruhen und Straßenkämpfen am 01.03.2029 und in den Wochen darauf gestorben. Zudem mehrere Hundert Polizisten und GCF-Soldaten. Paris war im Blut gebadet worden. Nun kehrte wieder Ruhe ein.

Bei ihm

Es war schon recht spät. Mr. Morris, einer der Sekretäre des Weltpräsidenten, musste sich beeilen; immerhin war dieser Termin äußerst wichtig. Sein Taxi hatte sich endlich einen Weg vom New Yorker Flughafen durch die überfüllte Innenstadt gebahnt. Jetzt aber drängte die Zeit wirklich.

Mr. Morris eilte durch die Haupteingangstür eines gigantischen Wolkenkratzers und hechtete zum Aufzug. Die Uhr tickte; doch schließlich erreichte er gerade noch rechtzeitig den 33. Stock.

„Kommen Sie rein, Mr. Morris!“, tönte es aus dem luxuriös ausgestatteten Büroraum in der obersten Etage des Riesengebäudes.

„Guten Tag, Herr Weltpräsident!“ Der Mann mit den grauen Schläfen und dem ebenso grauen Anzug lächelte unsicher.

Sein Gesprächspartner schaute aus dem Fenster hinab in die Straßen der Stadt und drehte sich nicht um.

„Ich habe hier die neuesten Nachrichten aus Paris …“, sagte Morris gehetzt.

„Und?“, erwiderte der Weltpräsident.

„Ja, die Lage ist ernst, wie mir die GSA-Leute berichtet haben“, schnaufte der ältere Herr, der noch außer Atem war.

„Ist sie das?“, kam zurück.

„Ja, Herr Weltpräsident. Vertrauliche Studien …“, erklärte Morris, bis er unterbrochen wurde.

„Wo sind Sie bei uns eigentlich organisiert?“, fragte ihn der Weltpräsident und starrte weiter auf das hektische Gewirr von Autos und Menschen zwischen den massigen Bankhäusern der New Yorker Innenstadt.

„Wie meinen Sie das?“, antwortete sein verwirrter Gesprächspartner, der nach wie vor in der Tür stand.

„Welche Loge, Mr. Morris?“, fuhr der Präsident fort.

„Äh, ich bin bei den ‚Söhnen des Berges”. Die Loge heißt ‚Söhne des Berges’. San Francisco, Herr Weltpräsident.“ Morris war verdutzt.

„Grad?“, gab der Mann am Fenster zurück.

„Äh, ich bin im 4. Grad. Weiter kam ich bisher nicht“, stotterte sein Sekretär.

„Naja, vielleicht reicht das ja auch für Sie aus, Mr. Morris.“

„Ich wollte über Paris …“, setzte der ergraute Diener an, doch erneut fiel ihm sein Herr ins Wort.

„Die ‚Söhne des Berges‘ – einer meiner Neffen ist dort“, flüsterte der Weltpräsident.

Sein Untergebener versuchte erneut, die Unterhaltung auf die Vorgänge in Paris zu lenken, aber der Weltpräsident stöhnte auf und wies ihn an, den Mund zu halten.

„Hören Sie, Mr. Morris, ich weiß, was vorgefallen ist und es interessiert mich keinen Furz“, sagte er uninteressiert. „Nicht einen verdammten Furz! Glauben Sie, dass jetzt die große Revolution gegen uns ausbricht?“

Der Weltpräsident wirkte amüsiert. „Leon-Jack Wechsler ist tot. Seinen Nachfolger habe ich heute Morgen bestimmt. Mehr möchte ich zu diesem unwichtigen Kinderkram nicht sagen.“

„Wir wissen noch nicht, wer für den Anschlag in Paris verantwortlich ist. Die GSA vermutet Islamisten oder Rechtsextremisten...“, versuchte Morris zu erläutern.

Der Weltpräsident schien ihn nicht zu hören. Ungerührt blickte er aus dem riesigen Fenster seines Luxusbüros: „Bringen Sie mir einen Orangensaft, Mr. Morris, und stellen Sie ihn auf den Schreibtisch!“

„Ja, Sir!“, stammelte sein Sekretär, um noch im gleichen Augenblick zu verschwinden. Nach einigen Minuten kam er wieder zurück und stellte das Glas auf den Schreibtisch.

„Danke!“, sagte der Vorsitzende der Weltgemeinschaft, drehte sich aber noch immer nicht um.

„Glauben Sie, dass wir da sind, wo wir jetzt sind, weil wir uns durch Kleinigkeiten wie den Zwergenaufstand in Paris jemals haben beeindrucken lassen?“, fügte er mit erdrückender Sachlichkeit hinzu.

„Nun, ich weiß nicht.“ Morris ging einen Schritt zurück.

„Wir sind die Herren der Welt aus zwei Gründen. Erstens: Weil wir Diener wie Sie haben, Mr. Morris. Zweitens: Weil der alte und große Plan, diesen Planeten zu unterwerfen, perfekt und vollkommen ausgereift ist und keine Schwachstellen oder Fehler kennt.“

Der Sekretär starrte den Weltpräsidenten mit verwunderter Miene an.

„Mr. Morris, Sie sind als Mitglied der Loge der ‚Söhne des Berges’ an Ihrem Platz und ich bin als Weltpräsident an meinem. Was in Paris geschehen ist, ist eigentlich gut“, fuhr er fort.

„Wie meinen Sie das?“ Der Sekretär war verwirrt.

„Nun, jetzt können wir den Massen sagen, wie gefährlich der Terrorismus geworden ist und dass nur eine noch

schärfere Überwachung sie beschützen kann. Die Medien werden es wie ein Mantra in ihre hohlen Köpfe hämmern, es ständig wiederholen und es predigen bis die Tierherde ein jedes Wort nachbetet", sagte der Präsident.

„Mr. Morris, niemand hat es jemals geschafft, uns aufzuhalten. Über die Jahrzehnte, ja Jahrhunderte, ist unsere Macht stetig gewachsen. Wir haben tiefe Wurzeln geschlagen, gleich einer Krankheit, die man nicht mehr ausrotten kann, weil sie sich schon bis in den letzten Winkel des Körpers ausgebreitet hat.

Wir haben Könige gestürzt und Völker vernichtet, wenn sie sich uns entgegen gestellt haben. Wir haben diesen Erdball perfekt infiltriert und es gibt für niemanden ein Entkommen.

Im Jahre 2018 haben wir uns die Maske vom Gesicht gerissen und uns der Welt gezeigt, doch sie hat still gehalten und sich fressen lassen. Wie das Kaninchen in seiner Angststarre vor der Schlange haben sich die Völker verhalten.

Die alten Schriften haben es prophezeit und so ist es eingetroffen. Der große Plan konnte Wirklichkeit werden und nun sollen Milch und Honig für die unseren fließen. Jetzt werden wir der Welt die Sklaverei bringen, die sie verdient. Jetzt wollen wir herrschen, so wie es uns vorausgesagt wurde."

„Aber vielleicht war das Vorgehen in Paris nicht richtig?", warf Morris in den Raum.

Der Weltpräsident, der ihn nach wie vor stehen ließ und ihm nur den Rücken zuwandte, räusperte sich und hielt dagegen: „Nicht richtig? Natürlich war es richtig. Die Massen sollen doch wissen, dass wir sie beherrschen. Sie

sollen uns ruhig hassen, vor allem aber auch fürchten. Die alte Welt ist zertrümmert und wird sich nie mehr aufrichten können. Und die neue Welt ist unsere Kreation.

Ja, wir wollen unsere Macht endlich offen zeigen, denn wir sind inzwischen stark genug. Einst mussten die Alten noch im Verborgenen wühlen und ihre Fäden spinnen, doch wir brauchen das nicht mehr, denn wir sind die unumschränkten Herren dieser Erde. In unseren Händen liegt alles Geld der Welt und das Mal der Unbesiegbarkeit ziert das Banner unserer Neuen Weltordnung."

„Ich glaube Ihnen, Herr Weltpräsident", murmelte Morris leise vor sich hin.

„Nein, ich weiß, dass Sie das tief im Inneren nicht tun, aber das spielt keine Rolle. Denn was Sie glauben, hat keine Bedeutung", unterbrach ihn sein Herr. „Die Menschen glauben ja auch viel, doch es ist vollkommen irrelevant. Sie glauben an eine bessere Welt, an die Rettung, an Gott! Nun, Mr. Morris, wenn es den Gott geben würde, an den diese Tiere glauben, dann ließe ich ihn persönlich liquidieren."

Der Sekretär schaute sich um und wagte es nicht, sich von der Stelle zu rühren. Die Worte des Mannes, für den er die Schreibarbeiten erledigte, überforderten ihn sichtbar.

„Es gibt nur wenige, die uns wirklich gefährlich werden könnten, doch das sind bloß theoretische Überlegungen. Aber das ist nichts für Sie, Mr. Morris. Das ist wirklich nichts für Sie", dozierte der Präsident weiter.

„Wie Sie meinen, Sir."

„Wir sind die Finsternis der Welt, wer uns nachfolgt, wird nie mehr wandeln im Licht", sagte der Präsident

kaum hörbar, während er die Hände hinter dem Rücken verschränkte.

Morris fragte nach, was er gesagt hatte, doch sein Herr ging nicht darauf ein und sprach stattdessen: „Wir bringen den Völkern der Welt das Joch der Sklaverei. Die Tempel der alten, uns so verhassten Welt, sind niedergerissen worden und wer uns kennt, weiß, dass wir die Herren des Hasses sind. Die dunklen Boten der Zerstörung, die das Licht verabscheuen und seinen Schein ersticken wollen und werden.

An den Wurzeln der Zivilisation haben wir lange genagt und sie schließlich zu Fall gebracht. Unter dem Mantel der Lüge und Verdrehung, unserer höchsten Kunst, haben wir uns lange versteckt. Und unsere Feinde, diese Narren, haben uns sogar oft noch zugejubelt in ihrer kindlichen Kleingläubigkeit. Jetzt ist die Zeit unseres Triumphes gekommen und wir lassen uns diesen großartigen Genuss von niemandem mehr nehmen."

„Ich weiß nicht …", stotterte Mr. Morris erneut und kratzte sich am Kopf.

„Sie müssen es nicht wissen, mein treuer Diener. Denn Wissen ist nur den Weisen vorbehalten. Der Schatten der Unwissenheit war immer das, was uns stark gemacht hat", sagte der Weltpräsident und drehte sich auf einmal um. Seine braunen Augen funkelten den verunsicherten Sekretär an. Dann nahm er das Glas mit dem Orangensaft, nippte daran und machte eine abweisende Handbewegung. Anschließend drehte er sich wieder um. Sein Sekretär nickte.

„Gehen Sie jetzt, Mr. Morris!"

„Auf Wiedersehen, Herr Weltpräsident!“, brachte dieser nur noch heraus, um daraufhin den Raum zu verlassen.

Mit einer gewissen Erleichterung, dass das verwirrende Gespräch beendet war, schlich der Diener den langen Flur hinunter und verschwand im Aufzug.

Das Oberhaupt der Weltregierung öffnete eine Schublade und entnahm ihr eine Fernbedienung. Er wandte sich einem überdimensionalen Plasmafernseher in der Ecke seines Büros zu und schaltete ihn ein.

Auf einem der Nachrichtenkanäle lief ein Bericht über die Ereignisse in Paris. Eine gutaussehende Reporterin präsentierte die neuesten Meldungen aus „Europa-Mitte“ mit betroffener Miene. Die Bilder zeigten den Ort des Anschlages und die zerfetzte Leiche des Gouverneurs.

Weinende Menschen, die außer sich vor Trauer über das Schicksal des Politikers waren, wurden interviewt. Darunter auch ein Mann, der energisch auf die Terroristen schimpfte und einen härteren Kampf gegen aufrührerische Elemente forderte. „Mehr Sicherheit für die Menschen durch verstärkte Überwachung“ – das war sein Lösungsvorschlag, um es den Terroristen in Zukunft schwerer zu machen.

„Diese Leute bedrohen das Leben aller anständigen Bürger!“, schwadronierte er weiter. Dann zeigte die Kamera wieder die von Trauer ergriffenen Besucher der Veranstaltung.

Die Unruhen wurden nur in einem Nebensatz erwähnt. Ein Häufchen „Fanatiker“ und „Chaoten“ hatten sie laut dem Fernsehbericht ausgelöst, doch die Polizei hatte dank ihres entschlossenen Eingreifens für Ruhe sorgen können. Dass Tausende von Menschen von den Sicherheitskräften

niedergemetzelt worden waren, erfuhren die Fernsehzuschauer nicht. Der Weltpräsident lächelte, trank einen weiteren Schluck Orangensaft und schaltete den Fernseher wieder aus.

In Ivas begann ein neuer Morgen. Frank und Alfred aßen bei Wilden zu Mittag und unterhielten sich über dies und das. Gelegentlich warf Julia Frank ein Lächeln zu, wobei sie glücklich zu sein schien, dass er gesund zurückgekehrt war. Ansonsten ging das Leben in dem beschaulichen Dörfchen seinen gewohnten Gang.

Frank dachte in diesen Tagen oft über die Hoffnung nach. Seine Rache hatte er bekommen, doch das Gefühl der Genugtuung war schon wieder verflogen. Tief im Inneren wusste er längst, das Paris lediglich der Anfang gewesen war. Endlich hatte sein Leben einen Sinn bekommen. Frank Kohlhaas, Bürger 1-564398B-278843, war erwacht.

Jetzt wusste er, was zu tun war und wer bekämpft werden musste. Und wenn er am Ende alles verlor, so wollte er doch niemals wieder auf Knien leben …

Glossar

DC-Stick
Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Global Control Force (GCF)
Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)
Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)
Die GSA ist der gefürchtete Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe
Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als neue globale Währungseinheit eingeführt.

Jeder Staat der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel nutzen.

Scanchip

Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr abgeschafft und jeder Bürger hat nur noch ein Scanchip-Konto.

Weiterhin ist ein Scanchip auch eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons

Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt.

Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatenwerfern ausgerüstet, die ihn befähigen, zahlreiche Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.

Anmerkung des Autors

Liebe Leser!

Es handelt sich bei „Beutewelt“ um einen Roman. Und wie wir alle wissen, ist der Inhalt eines Romans fiktiv. Hier begegnen dem Leser ausgedachte Handlungen, Charaktere und Szenarien. Die Betonung liegt in diesem Kontext auf dem Wort „ausgedacht“!

Die sogenannten „Verschwörungstheoretiker“ hatten sicherlich ihren Spaß bei dieser Lektüre, während sich die nüchternen Realisten am Ende des Buches wohl beruhigt zurückgelehnt haben, um dann zu sagen: „Ach, das ist ja bloß ein Roman gewesen! Gott sei Dank!“

Sicherlich haben letztere Recht. Die beschriebene Zukunftswelt ist reine Fiktion und somit braucht sich auch niemand aufzuregen oder gar zu sorgen. Das tun Sie ja auch nicht, nachdem Sie sich einen Science-Fiction-Film angesehen haben, nicht wahr?

Einen derartigen Überwachungsstaat und solche Zukunftsszenarien wird es sicherlich niemals geben. Wir alle würden dies rechtzeitig verhindern und nie geschehen lassen, da wir ja vernünftige und kritische Zeitgenossen sind.

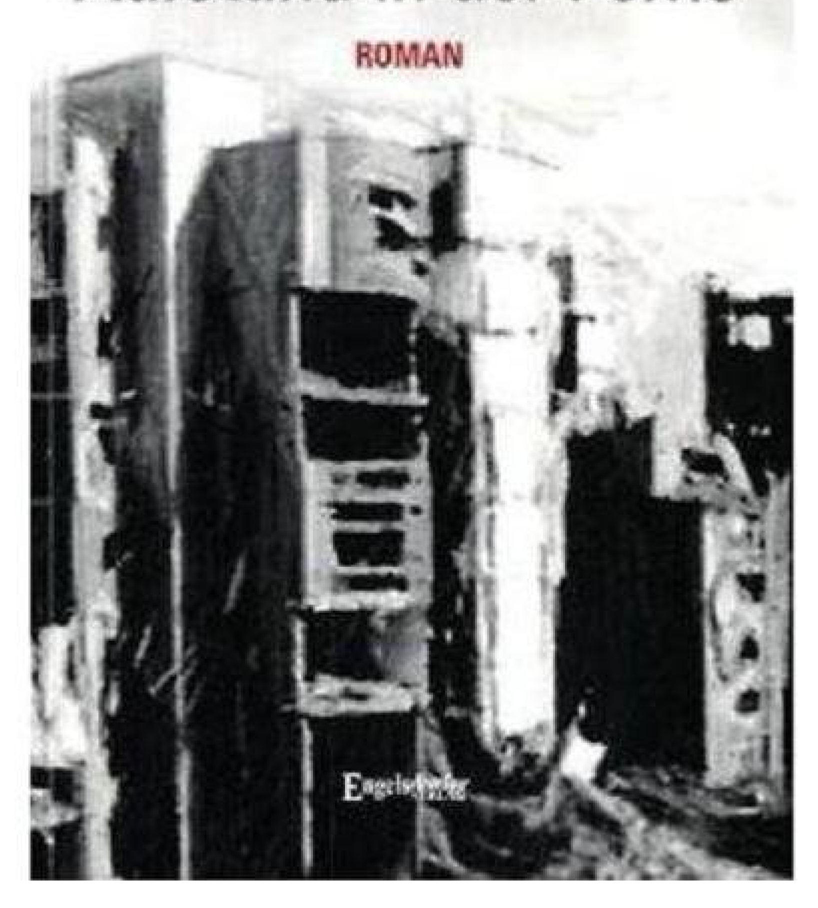
Erzählen Sie ruhig Ihren Freunden von diesem Buch und machen Sie dabei kräftig Werbung für mich als Autor. Aber passen Sie auf, was Sie sagen, denn Ihre Telefonverbindungen werden ab dem 01.01.2009 auch in diesem Land automatisch aufgezeichnet …

Ihr Alexander Merow

Alexander Merow

Beutewelt

Aufstand in der Ferne



Deutsche Erstveröffentlichung
1. Auflage: September 2010

Alexander Merow

Beutewelt

Aufstand in der Ferne

Roman

Teil II

Beutewelt

Inhalt

Sonnenaufgang

Der Sommer des Jahres 2030 hatte begonnen und die aufkommende Hitze hüllte die Hauptstadt des wiedergegründeten Staates Japan bis in den letzten Winkel der endlosen Häuserschluchten ein. Tokio glich einer riesigen Herdplatte und seine Bürger stöhnten unter den sengenden Strahlen der Sonne.
Sie war aufgegangen im fernen Osten, am äußersten Ende des asiatischen Kontinents, so wie es die Nationalflagge des alten und neuen Japans immer symbolisiert hatte.
Haruto Matsumoto, der oberste Souverän des Inselstaates, saß an diesem Tage im Garten seiner Villa am Stadtrand von Tokio. Alles um ihn herum blühte, Insekten summten leise und ein strahlend blauer Himmel tat sich über ihm auf. Es war wundervoll und sehr heiß heute, doch der Präsident nahm die Welt um sich herum kaum wahr. Zu tief steckten seine Gedanken in einem Sumpf aus Sorgen und Angst und daran konnte auch der schöne, blaue Himmel nichts ändern, welcher sich über seinem Land ausdehnte.
Das Oberhaupt Japans ließ sich auf einer Liege nieder und las einmal mehr die neuesten Meldungen der ausländischen Zeitungen, die ihn und sein Land in einem sehr schlechten Licht darstellten. Nach einer Weile legte er die Blätter weg und starrte verärgert gen Himmel.
Neben ihm saß sein alter Weggefährte, der japanische Außenminister Akira Mori, und studierte ebenfalls die aktuellen Meldungen der Weltpresse. Er murmelte leise vor sich hin und warf Matsumoto gelegentlich fragende Blicke zu. Dann legte auch er die Zeitungen zur Seite, richtete sich auf und verschränkte die Hände hinter dem Rücken.
Hinter den beiden nachdenklichen Männern zeichneten sich

die Umrisse des Fujiyamas, des großen Berges, am Horizont ab. Der „Fujisan“ oder „Herr Fuji“, wie die Japaner ihren verehrten Berg nannten, schien noch immer über die Hauptstadt zu wachen. Ob er sie aber beschützen konnte, das sollte erst die Zukunft zeigen.

„Wird es jetzt immer so weitergehen?“ fragte Matsumoto seinen Freund und Berater.
„Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie morgen mit dieser Kampagne einfach aufhören werden“, erwiderte dieser und nahm erneut eine Zeitung in die Hand.
„Dieser Hass ist mir unbegreiflich. Fehlt nur noch, dass sie mich als Kindermörder verleumden“, sagte der Präsident gekränkt.
„Sie stellen dich in den „Global Policy News“ als Mistkäfer dar, der eine Bombe auf die Welt werfen will“, gab Außenminister Mori zurück. „Das ist auch nicht viel netter!“
„Bei der Abstimmung habe ich 89% der Stimmen des japanischen Volkes bekommen. Ja, 89%! Und diese Schmierfinken von der ausländischen Presse stellen es so dar, als ob ich mich lügend und mordend an die Macht geputscht habe!“ schimpfte Matsumoto.
Akira Mori, der nicht viel anderes von den gesteuerten Medien erwartet hatte und viele Dinge gelassener sah als der japanische Präsident, welchem die ständige Hetze im Ausland gegen Japan und vor allem seine Person allmählich zusetzte, erklärte: „Du hast einen sehr mutigen Schritt gewagt, als du unser Land aus dem Weltverbund herausgelöst hast. Du hast ein unabhängiges Japan geschaffen und das hat sich seit 2018 niemand mehr getraut. Aber sei doch froh, alter Freund. Die Wirtschaft erblüht unter deinen Händen und dein Volk verehrt dich.
Seit Jahrzehnten waren die Japaner nicht mehr so zufrieden wie unter deiner Herrschaft. Lass dich nicht durch diese

Lügner von der Presse, die jene Weltregierung nun einmal in den Händen hält, fertig machen.
Es wird die Zeit kommen, da werden auch andere Nationen aufwachen und die Ketten zerbrechen. Du hast der übrigen Welt ein Beispiel an Mut und Aufrichtigkeit geliefert, wofür dir Millionen Menschen, nicht nur in Japan, dankbar sind.“
„Aber der Preis ist hoch“, knurrte Matsumoto.
„Das ist schon richtig. Aber selbst der weltweite Boykott unserer Waren hat bisher noch nicht die Früchte getragen, die sich die Weltregierung erhofft hat“, gab Mori mit kämpferischer Mine zurück. „Japan steht wie ein Felsen im Meer!“
„Werden sie uns bald mit Krieg überziehen, wenn wir nicht klein beigeben?“ fragte das Staatsoberhaupt seinen Berater mit sorgenvollem Blick.
„Das will ich nicht hoffen. Möge unserem Volk so etwas erspart bleiben“, erwiderte der Außenminister.
Die beiden Männer blickten sich mit ernsten Augen an und waren eine Weile stumm. Dann schauten sie zusammen auf den Fujisan, dessen schneebedeckte Spitze wie der Bart eines alten, weisen Mannes aussah.
Die „Herr Fuji“ wirkte auf sie in diesen Tagen manchmal fast beruhigend. Er war schon immer da gewesen und so wie der uralte Berg mussten auch sie jetzt hart und standhaft werden. Das war allerdings keine leichte Aufgabe, seitdem sie die Macht auf der Insel an sich gerissen hatten. Japan wurde diplomatisch vollkommen isoliert und feindliche Truppen sammelten sich an seinen Grenzen.
Die ehemals in aller Welt beliebten Waren des Inselvolks verschmähten die umliegenden Verwaltungssektoren jetzt und die Umstellung der japanischen Wirtschaft auf eine größere Autarkie gestaltete sich trotz immenser Anstrengungen schwierig und mühsam. Gelegentlich dachte Matsumoto daran, das Handtuch zu werfen, sich einfach ins

Privatleben zurückzuziehen und sich dem Hass des übermächtigen Weltsystems nicht mehr auszusetzen. Doch er würde kein Privatleben mehr haben, wenn er aufgab. Seine Feinde würden sich an ihm rächen und ihn mit dem Tode bestrafen für den Frevel, sein Land unabhängig gemacht zu haben. Seit er vor einer Woche sogar das Zinssystem, in seinen Augen die Wurzel allen Übels, abgeschafft hatte, war das wütende Geschrei in der ausländischen Presse zu einem orkanähnlichen Gezeter angewachsen.
Sein Freund, Akira Mori, baute ihn jedoch selbst in Phasen tiefster Resignation immer wieder auf und kittete seine bröckelnde Moral wieder und wieder zusammen. Er war ein Geschenk des Himmels, dieser eiserne Außenminister mit dem großen Herzen.
Die beiden Politiker schwiegen und wussten tief im Inneren, dass die Möglichkeit eines Waffenganges gegen ihre Heimat mehr als wahrscheinlich war, wenn die Medienhetze und die Boykotte nicht den gewünschten Erfolg brachten. Doch sie hofften weiter auf den Frieden. Matsumoto ging ins Haus und setzte sich in sein Büro, Mori folgte ihm. Es galt heute noch eine Regierungserklärung auszuarbeiten, die der Weltregierung eine friedliche Lösung des Konflikts vorschlagen sollte.
Die Gefahr, dass sie auf taube Ohren stoßen würde, wuchs allerdings mit jedem verstreichenden Tag mehr und mehr. Auch wenn er noch so freundlich und sonnig war wie dieser.
„Wenn sie die Erklärung wieder ignorieren, dann denke an die alten Römer“, erklärte Mori dem Präsidenten.
„Sie werden sie wohl verwerfen. Alles andere wäre ein glattes Wunder, Akira“, erwiderte Matsumoto und wirkte verzweifelt.
„Dann sage ich dir etwas. Ein Sprichwort der alten Römer, aus der Zeit als sie noch kein Weltreich besaßen und mit

ihren Nachbarstämmen in Italien ununterbrochen im Streit lagen: „Wer den Frieden will, der rüste zum Kriege!“ sprachen sie immer.“
„Ich will den Frieden, aber sicherlich keinen Krieg. Zumal wir diesen nicht gewinnen können“, stöhnte das Staatsoberhaupt und hielt sich den Kopf.
„Du musst einkalkulieren, dass es so weit kommt“, antwortete Mori und schlug seinem Freund sanft auf die Schulter. „Ich bete auch für Frieden, aber rechne im schlimmsten Fall mit einem Kampf um Japan!“
„Ich hätte nie in die verdammte Politik gehen sollen“, zischte Matsumoto verzweifelt und trat gegen seinen Schreibtisch.
„Du hast eine Lawine des Guten in unserem Land losgetreten und nun gilt es, das Aufgebaute zu schützen“, erklärte der Freund mit sachlichem Unterton.
Haruto Matsumoto wollte es nicht hören. Er verfluchte erneut den Tag, als er sich auf das blutige und schmutzige Spiel der Politik eingelassen hatte…

Zur gleichen Zeit streiften Frank Kohlhaas und Alfred Bäumer durch die Straßen von Wilna im fernen Litauen. Die beiden Widerstandskämpfer hatten sich zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Ivas, dem kleinen Dorf im Südosten des Landes, nach Wilna gewagt.
Hier genossen sie den sonnigen Tag, schlenderten durch die Strassen und saßen in Cafes herum. Auch die eine oder andere Sehenswürdigkeit der größten Stadt des ehemaligen Staates Litauen führten sie sich zu Gemüte.
Am wohlsten fühlten sie sich in der Altstadt, die trotz des wirtschaftlichen Verfalls und der allgemeinen Verwahrlosung noch einige wirklich schöne historische Gebäude zu bieten hatte. Alte Kirchen und langsam zerbröckelnde, aber immer noch schöne Häuserfassaden gab es hier zu bewundern, dennoch waren die

Auswirkungen der sozialen Krise auch hier nicht zu übersehen, denn Obdachlose und Arme tummelten sich in Massen im Stadtzentrum, um die Besucher von außerhalb um Globes anzubetteln.
Die Polizeipräsenz war in Wilna im Vergleich zum Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ noch relativ gering, obwohl die Strassen der Innenstadt mittlerweile auch durch zahlreiche Videokameras überwacht wurden. Frank und Alfred hatten jedoch für den Fall der Fälle vorgesorgt und sich Mützen und Sonnenbrillen aufgezogen, die sie nur selten abnahmen.
Trotz eines leichten Gefühls der Anspannung genossen sie den Tag und waren froh, dass sie einmal aus dem beschaulichen Nest Ivas herausgekommen waren und eine andere Umgebung sahen. Wenngleich auch in Osteuropa die allgemeine Überwachung zugenommen hatte, ließen sie es sich nicht nehmen, die alten Strassen Wilnas gemütlich zu erkunden und das eine oder andere Getränk zu genießen. Es war schön heute und das versuchten die beiden Rebellen endlich einmal auszukosten.
„Sieh mal den Aufkleber dort!“ sagte Frank zu seinem Freund, winkte ihn heran und zeigte auf einen halb abgerissenen und ausgebleichten Sticker, der an einer Straßenlaterne hing.
Alf Bäumer schloss zu ihm auf und warf einen Blick auf den lädierten Papierfetzen. Er hob seine Sonnenbrille an und versuchte, die kyrillischen Buchstaben auf dem Aufkleber genauer zu entziffern, denn er konnte mittlerweile einige Brocken Russisch.
„Hmmm…“ brummte der hünenhafte Mann.
„Was steht da? Wird Zeit, dass wir richtig Russisch lernen“, drängelte Frank, dem zuerst das seltsame Symbol auf dem Aufkleber aufgefallen war. Es zeigte einen schwarzen Drachenkopf, der auf einer weißen Fahne prunkte.

„Also, da steht etwas mit „Freiheitsbewegung der Rus“ und „Waräger“ glaube ich“, murmelte Alf und kratzte sich grübelnd am Kopf.
„Mein Russisch ist auch nicht perfekt, aber es liest sich gut. Ich glaube nicht, dass dieser Aufkleber im Verwaltungssektor „Europa-Ost“ legal ist.“
„Was heißt denn Waräger?“ rätselte Kohlhaas.
„Das sind mehr oder weniger die Vorfahren der Litauer und teilweise auch der Russen, Weißrussen und Ukrainer. Die „Rus“ oder „Waräger“ waren Wikinger, die das Kiewer Reich gegründet haben. Sie werden gemeinhin als die Gründer Russlands angesehen. Ist also etwas Historisches. Und sicherlich verboten,“ erklärte Alf und grinste hämisch.
„Naja, offenbar scheint es diese Leute hier in Wilna irgendwo zu geben, sonst würde der Aufkleber ja dort nicht kleben“, warf Frank ein.
„Wir wissen aber nicht, was das genau für eine Organisation ist. Ich werde mal im Internet nachsehen. Vielleicht steht da etwas über die „Freiheitsbewegung der Rus“. Deren Symbol gefällt mir jedenfalls.“
Bäumer versuchte sich noch einige Minuten an dem in Kyrillisch verfassten Text auf dem Sticker, dann gingen die zwei weiter und gönnten sich ein Bier in einer Eckkneipe.
Es war für die beiden Männer, trotz des gelegentlich wiederkommenden Gefühls, beobachtet zu werden, ein entspannender Tag, denn sie hatten es mehr als vermisst, wieder einmal einen kleinen Tapetenwechsel fernab von Ivas zu erleben.
Sie blieben noch drei erholsame Tage in Litauens ehemaliger Hauptstadt und kehrten dann in ihr Heimatdorf zurück. Es waren wieder einige Arbeiten angefallen und das Oberhaupt des Rebellenstützpunktes, Herr Thorsten Wilden, schien sie schon sehnsüchtig erwartet zu haben.

Am Abend des darauffolgenden Tages fand in der Schweiz, inmitten einer idyllischen Berglandschaft, das alljährliche Treffen der „Bilderblickbrüder“ statt. Diese Zusammenkunft war weltweit die wichtigste Konferenz der Spitzen aus Politik, Medien und Wirtschaft, welche den bedeutsamsten Größen der Erde die Weichen für weitere Schritte der Weltbeherrschung bekannt gab. Abgeschirmt von den Blicken der Öffentlichkeit und umringt von Hunderten von GP-Beamten und GSA-Agenten konspirierten die mächtigsten Männer der Welt hier im Luxushotel „Bilderblick“. Der innere Kreis, der „Rat der 300“, trat an diesem geschützten Ort zusammen und beriet über das Schicksal von über acht Milliarden Menschen.

Bei diesem Treffen wurde die Einführung des neuen Registrierungschips, welcher den Menschen in Zukunft implantiert werden und den Scanchip auf Dauer ersetzen sollte, diskutiert. Ein weiterer Tagesordnungspunkt war die Reaktion des politischen Netzwerkes auf die Loslösung Japans aus dem Weltverbund. Über diesem Gremium der Macht stand nur noch der „Rat der Weisen“, der auch als „Rat der 13“ bezeichnet wurde. Die absolut geheime Instanz des neuen Weltsystems.

Lord Beaconshill, der Medienmogul, welcher in England seinen Wohnsitz hatte, meldete sich bezüglich der Japanfrage nach einer langen Debatte zu Wort: „Meine Brüder, es wird Zeit bald ein Exempel zu statuieren, da der freche Schritt dieses Matsumotos die von uns aufgebaute Weltordnung in verhöhnender Weise in Frage gestellt hat. Wenn wir hier nicht hart durchgreifen, dann wird er wohl noch zum Vorbild anderer Völker werden. Ich fordere endlich eine Entscheidung der Ältesten bezüglich des Japan-Problems!“

Ein Raunen ging durch die Masse der in feine Anzüge gekleideten Herren. Es wurde sich geräuspert, einige

redeten dazwischen oder flüsterten sich gegenseitig etwas zu. Dann herrschte für einen kurzen Moment Stille.
„Im Prinzip haben Sie Recht, mein werter Bruder Lord Beaconshill. Die Angriffe der von uns kontrollierten Medien haben jedoch bisher in vielen Bereichen ins Leere geschlagen. Ich persönlich habe damit gerechnet, dass sich die japanische Bevölkerung leichter entzweien lässt und sich verschiedene Lager bilden, die das Land in Unruhe stürzen können. Matsumotos Beliebtheit erscheint mir allerdings noch nach wie vor sehr hoch und die Opposition auf der Insel wirkt lahm und überhaupt nicht angriffslustig," antwortete ihm Ian Basler, der Chef der „Basler Trust Company" aus Seattle.
Jeff Dornberger erbat das Wort und fuchtelte hektisch mit seiner speckigen Hand, die mit einigen Goldringen verziert war, umher.
„Ich denke, dass es zwei Möglichkeiten für uns gibt. Einmal den Feind durch die vielfältigen Methoden der Verleumdung zu Fall zu bringen, und andererseits, wenn das nicht funktionieren sollte, ihn erst einmal zu ignorieren. Zurzeit prallen selbst die am gerissensten konstruierten Lügen an Matsumoto ab. Seine Herrschaft ist stabil, wie die internen Studien unserer GSA-Agenten beweisen, und ich fürchte, dass wir Japan nur durch einen Militärschlag wieder zur Unterwerfung bringen können!"
„Das sehe ich auch so!" warf Dr. Cyrus Newton, der Leiter des Pharmakonzerns „GPHP" in die Runde und schlug mit seiner Faust auf den edlen Holztisch vor sich.
Plötzlich erhob sich Lucius Brown von seinem Platz, der einer der Abgesandten des „Rates der 13" hier bei diesem Treffen war, und warf den anderen um sich herum einen finsteren Blick zu. Er rückte sich seinen schwarzen Anzug zurecht, musterte die um ihn herum Sitzenden erneut mit ernster Miene und sprach: „Meine lieben Brüder, die

Anweisungen des obersten Rates sind klar und deutlich! Ich wünsche diesbezüglich hier keine Debatte, denn die Weisen haben es bereits endgültig entschieden.
Es wird ein Exempel an Japan statuiert, wie es in der Vergangenheit nur an wenigen Ländern statuiert worden ist. Der Versuch, unsere Herrschaft in Frage zu stellen, wird nicht ungesühnt bleiben, aber wir müssen bedacht vorgehen, um keine Fehler zu machen.
Wie ich bereits sagte, die Anweisungen des „Rates der Weisen" sind eindeutig: Krieg! Die nachhaltige Vernichtung Japans und die anschließende Zerstörung dieses Volkes und seiner Kultur!"
„Wie soll das genau vonstatten gehen, Mr. Brown?", fragte einer der Anwesenden gespannt.
„Der Rat will eine Invasion der Insel durch unsere GCF-Truppen – von mehreren Stellen. Ein Nuklearschlag ist hingegen erst einmal nicht geplant, da wir gerade jetzt unser Image in aller Welt verbessern müssen. Die Einführung des Implantationschips, dieser so unglaublich wichtige Schritt zur vollständigen Kontrolle der Massen, darf nicht durch inhuman erscheinende Atomschläge, gerade auf Japan, gefährdet werden.
Wir müssen wieder mehr wie Wohltäter erscheinen, wie Befreier und wie Menschenfreunde. Außerdem verfügt Matsumoto ebenso über Nuklearwaffen. Ein Atomkrieg ist auch aus dieser Sicht nicht ratsam. Nein, dem großen und höchsten Rat erscheint eine konventionelle Kriegsführung am Besten. Und ich spreche für den Rat!"
Einige der Veranstaltungsteilnehmer wirkten verwirrt. Andere erkundigten sich nach der Rolle der Medien bezüglich der Kriegsvorbereitungen gegen den unabhängigen Inselstaat.
„Soll die Diffamierungskampagne jetzt einfach abgebrochen werden?" fragte Sergej Rostow, der in Russland ansässige

Ölmagnat und warf seinen Mitbrüdern einen verwunderten Blick zu.
„Ja!“ gab Brown nur zurück. „Ab der nächsten Woche wird nicht mehr über Japan berichtet, zumindest so lange nicht, bis die Kriegsvorbereitungen abgeschlossen sind. Das Land und Matsumoto werden ignoriert.
Dann, so hat der „Rat der Weisen“ beschlossen, wird erst kurz vor Kriegsausbruch wieder berichtet. Japan werden wir einen verheerenden Anschlag im Osten Chinas zur Last legen, es anschließend als Angreifer auf den Unterverwaltungssektor „China“ brandmarken und damit den Grund für die Landinvasion der GCF-Truppen haben. Das wird auch die alten chinesisch-japanischen Animositäten wieder aufbrechen lassen und die Chinesen werden sich dann sicherlich in Massen für die GCF-Invasionsarmee rekrutieren lassen.
Die üblichen Vorwürfe von Menschenrechtsverletzungen und das Weltfrieden-Geschwafel tischen wir natürlich nebenher auf.“
Wieder wurde die Herrenrunde von einem lauten Raunen erschüttert und viele äußerten ihre begeisterte Zustimmung zu diesem Plan. Nur wenige zeigten eine ablehnende Haltung, doch ihre Position war zu gering, um der Entscheidung des „Rates der 13“ zu widersprechen.
„Wie soll es nach unserem Sieg weitergehen?“ riefen einige der Mächtigen in den Saal.
„Das japanische Volk wird teilweise umgesiedelt in andere Teile Asiens. Seine traditionelle Kultur muss zersetzt und auf Dauer beseitigt werden“, ergänzte Brown und starrte entschlossen auf seine Mitbrüder.
„Dann werden wir also unsere Medien erst einmal zurückpfeifen?“, vergewisserte sich Leonard Bourg aus Marseille noch einmal.
„Kein Beachtung Matsumotos mehr, bis wir bereit für den

Militärschlag sind! Dieser erfolgt genau in einem Jahr!“ donnerte Brown und ließ sich wieder auf seinem Stuhl nieder.
Anschließend ging es noch einige Stunden um die geplante Massenregistrierung der Bevölkerung durch die neuartigen Chipkarten. Zuerst sollte der nordamerikanische Kontinent von dieser Maßnahme ergriffen werden. Die hohen Herren planten noch weitere Schritte zur absoluten Unterwerfung der Menschheit, doch diese wurden von niemandem außer ihnen gehört. Alles, was auf dieser Versammlung besprochen wurde, verließ die Mauern des Luxushotels „Bilderblick“ nicht. Die acht Milliarden Menschen auf Erden lebten weiter ihr Leben vor sich hin, während man an ihrem grausamen Schicksal eifrig feilte.

Krieg und Frieden

Irgendwo musste ein Vogelnest unter dem Dach des baufälligen Hauses sein. Da war sich Frank Kohlhaas sicher. Er wurde nun schon den vierten Morgen durch aufgeregtes Flattern und lautes Zwitschern vor seinem Fenster geweckt. Knurrend rollte er sich zur anderen Seite seines Bettes und zog sich die Decke über den Kopf.
„Verdammte Viecher!“ stöhnte er und kroch schließlich aus den Federn.
Alfred Bäumer saß schon in der Küche und trank gemütlich einen Kaffee. Allerdings hatte auch er schon das ständige Vogelgezwitscher bemerkt, welches die Hausbewohner jetzt jeden Morgen aus dem Schlaf riss.
„Die machen einen Riesenlärm, was?“ brummte Alf. „Vermutlich haben sie Junge.“
„Ja, aber wo ist das Nest?“ erwiderte sein junger Mitbewohner, dem immer noch der Schlaf in den Augen stand.
Frank reckte sich und schlich zur Kaffeekanne, um sich mit dem in diesem Haus häufig genossenen Getränk wacher zu machen. Er gähnte laut und sank dann auf den Stuhl neben dem Küchentisch nieder.
„Wir holen gleich die lange Leiter aus dem Schuppen und suchen das Dach ab. Irgendwo werden die Piepmätze wohl sein“, schlug Bäumer vor und rieb sich genervt die Augen.
Ein weiteres Gähnen zerriss die Stille und Kohlhaas nickte zustimmend. Nach dem Frühstück machten sich die beiden Männer auf den Weg zum verfallenen Holzschuppen neben ihrem Haus und wühlten sich durch einen Berg von Gerümpel hindurch, um schließlich eine ramponierte Leiter herauszuziehen.

Es war nicht einfach, doch schließlich gelang es Frank und Alf mit einer bärenhaften Kraftanstrengung die bisher kaum benutzte Leiter zwischen Kisten und alten Holzbohlen herauszuziehen.
„Puh!“ japste Frank und ging mit der Leiter zum Haus. „Das Gepiepe kommt da oben aus der Ecke, unter dem Dach“.
„Lass mich die Vögel suchen“, sagte Alfred, schob seinen Freund zur Seite und kletterte die Leiter hoch. Als er oben angekommen war und auf die vermoderten Ziegel des Hausdaches blickte, wurde ihm klar, dass hier in diesem Sommer auch noch das eine oder andere repariert werden musste. Aber jetzt galt es erst einmal, die gefiederten Gäste ausfindig zu machen.
Schon schoss ein Vogel mit schönen schwarz-weißen Federn an seinem Kopf vorbei und nahm Kurs nach unten. Dabei zischte er mit beeindruckender Geschwindigkeit an Alfs Kopf vorbei, welcher sich verdutzt umdrehte.
„Das sind vermutlich Schwalben“, gab er Frank zu verstehen. „Ich habe das Nest gefunden. Hier ist es!“
Zwischen einigen Balken vernahm Bäumer ein aufgeregtes Gezwitscher und erkannte ein Nest mit fünf kleinen, gelben Schnäbeln, die aus ihm hervorlugten. Sie stellten die Leiter weiter nach links und Alfred kletterte erneut nach oben. Jetzt hatte er alles besser im Blick.
Als sich Alfreds Gesicht mit seinem dunklen Spitzbart und den trotzigen Augen an der Seite des Nestes langsam empor schob, antworteten die Schwalbenküken mit einem nervösen: „Piep! Piep! Piep!“
Der hochgewachsene Mann brummte und machte Anstalten, das Nest zu entfernen, immerhin störte der ständige Vogellärm in diesem Sommer wirklich. Die fünf jungen Piepmätze mit ihren großen Schnäbeln, ihren Kulleraugen und dem hübschen, rötlichen Flaum an ihren

Hälsen erregten allerdings nach wenigen Minuten sein Mitleid.
Wenn er das Nest vom Dach geholt hätte, wären die Kleinen wohl verendet und es irgendwo anders zu postieren war auch keine zufriedenstellende Idee.
„Hast du es?“ rief Kohlhaas von unten.
„Ach, lass die Viecher doch. So laut sind sie auch nicht“, knurrte der Rebell Alfred Bäumer vom Dach.
„Willst du das Nest nicht wegmachen?“ erhielt er als verdutzte Antwort.
„Nein! Wir lassen die Vögel in Ruhe. Allerdings müssen wir das Dach hier an einigen Stellen noch einmal abdichten, sonst kommt im Winter Feuchtigkeit rein“, sagte Alf und kam die Leiter wieder herunter.
Frank grinste. „Na, haben wir ein zu großes Herz für kleine Schnuffelvögel, Herr Bäumer?“
„Pah!“ erwiderte Alf mürrisch und trug die Leiter zurück in den Schuppen. „Mich stören die blöden Viecher halt nicht!“
„Aber gestern gingen sie dir doch auch noch auf die Nerven“, schob sein Freund ein.
„Ach, aber so schlimm ist es nicht. Lass uns wieder ins Haus gehen“, lenkte Bäumer ab und trottete davon. Frank lächelte und dachte kurz daran, das Nest selbst zu entfernen. Wenn es Alf allerdings jetzt nicht mehr so sehr störte, dann sollte es ihm auch egal sein.
„Was soll`s…“ dachte sich der junge Mann, schloss den Schuppen ab und folgte Bäumer ins Haus.

Der Rest der sonnigen Woche verging mit Haus- und Gartenarbeit. HOK, der Computerspezialist der Dorfgemeinschaft, war einmal zu Gast und erzählte den beiden Männern von seinen neuesten Programmieraktionen. Wie üblich verstanden sie kaum ein Wort seiner ausführlichen Erläuterungen und Fachbegriffe.

Der Informatiker hatte ihre Scanchips noch einmal überarbeitet und mit neuen Identitäten überschrieben. Immerhin hatten die beiden mit ihren früheren Scanchips vor ihrem Attentat in Paris ein Auto angemietet, welches später als gestohlen gemeldet worden war.
Nachforschungen von Seiten der Polizei konnte man sich nicht erlauben und so wurden die alten Scanchips von HOK einfach auf Eis gelegt. Frank Kohlhaas wurde jetzt zu einem Bauarbeiter aus Bern namens Eduard Rietli und Alfred Bäumer vertauschte seine alte Identität mit einem Peter van Hochvaal aus Belgien. „Sicher ist sicher“, meinte HOK.
Gerade in dieser Zeit war diese Losung ernster denn je.

Bezüglich der seltsamen Organisation „Freiheitsbewegung der Rus“, beziehungsweise des „Warägerbundes“, stellten die beiden Männer in der Folgezeit weitere Nachforschungen im Internet an.
Sie fanden mit HOKs Hilfe einige gesperrte Seiten, die offiziell nicht abrufbar waren, und versuchten sich erneut an der kyrillischen Schrift. Hier stießen sie jedoch an ihre Grenzen, so dass Herr Wilden, welcher die russische Sprache mittlerweile fast perfekt beherrschte, aushelfen musste.
„Na, sieh einer an. Diese Organisation scheint sogar ein geheimes Treffen mit Hunderten von Teilnehmern im Untergrund abgehalten zu haben, allerdings in Minsk. Das ist aber sehr gefährlich und wäre in „Europa-Mitte“ vollkommen undenkbar.
Sie haben einige ihrer Werbeaktionen aufgelistet: Flugblätter, Aufkleber, sogar eine kleine Demonstration, die sich nach zwanzig Minuten wieder auflöste. He, he…
Hier steht etwas von „Ahnen der Rus“ und der „sozialen Revolution“. Die haben Glück, dass die Sicherheitsbehörden hier im Verwaltungssektor „Europa-

Ost“ so lustlose und unterbezahlte Gesellen sind. Bei den übereifrigen Spitzeln im Westen sähe das anders aus“, erklärte Wilden, der mit nachdenklichem Blick die russischen Texte auf dem Bildschirm weiter durchforstete.
HOK, der füllige Cyberfreak, rief noch einige andere Seiten auf. Er fand sogar einen behördlichen Aufruf, der etwas mit der Fahndung nach einem Artur Tschistokjow, der wohl der Leiter der Organisation war, zu tun hatte.
„Aha, hier steht, dass dieser Mann offenbar Zellen seiner Gruppe im Baltikum, in Weißrussland und im russischen Teil gegründet hat. Man vermutet, dass er in Minsk unter falschem Namen lebt“, murmelte Thorsten Wilden, der ehemalige Unternehmer aus Westfalen.
„In unserer alten Heimat würde das keine zwei Wochen gut gehen“, sagte Frank und arbeitete sich mühsam von einem der fremdartigen Buchstaben zum nächsten.
„Wir sollten bei dir Russischunterricht nehmen“, meinte Bäumer zu Wilden.
Der ältere Herr freute sich, dass sein Wissen wieder einmal gefragt war und lächelte stolz zurück: „Das lässt sich einrichten. Ein halbwegs gutes Russisch ist hier auf Dauer absolut unverzichtbar. Kommt doch die Tage bei mir vorbei.“
Die beiden Männer nahmen das Angebot in den folgenden Wochen wahr und Frank staunte nicht schlecht über seine offenbar große Sprachbegabung. Alf hingegen tat sich etwas schwerer und Wilden, der sich meist wie ein alter Schullehrer aufführte, erwies sich bei ihm nicht gerade als geduldig. Großen Spaß bereiteten die Russischstunden ihres Vaters auch Julia Wilden, seiner hübschen Tochter, die oft stundenlang mit im Raum saß und ständig verlegen lächelte.
Der ältere Herr gab Frank und Alf sogar Hausaufgaben auf, welche er am nächsten Tag gründlich überprüfte. Bäumer

bekam dabei des Öfteren eine Schelte verpasst. Offenbar hatte er seit seiner eher unglücklichen Schulzeit keinen Spaß mehr an solchen Dingen gehabt.
Die Monate verstrichen und irgendwann hatte sich der Sommer verabschiedet. Jetzt färbten sich die Blätter der Bäume rund um Ivas rot und die Tage wurden langsam kürzer. Frank Kohlhaas konnte behaupten, dass ihn die anderen Dorfbewohner nach wie vor wegen der kühnen Operation in Paris bewunderten. Sie mochten ihn jetzt, da war er sich sicher, und vor allem Julia Wilden, die Tochter des Dorfchefs, die ihm am Anfang mit so viel Misstrauen begegnet war, schien seine Nähe zu suchen.
Nach den Russischstunden bei Herrn Wilden, in denen Frank mehr und mehr punkten konnte, begleitete sie Alf und ihn oft noch bis vor ihre Haustür und sprach mit ihnen über dies und das.
Ein besonderes Augenmerk hatte sie stets auf den jungen Kohlhaas gerichtet, der dies zwar bemerkte und Julia ebenfalls sehr anziehend fand, doch irgendwie bei ihr nicht „vorwärts kam“, wie er es formulierte.
Die junge Frau wirkte auch auf seltsame Weise unnahbar und bewahrte immer eine gewisse Distanz zu ihm. Sie war eine sehr gute Freundin, ohne Zweifel, aber Frank war damit auf Dauer überhaupt nicht zufrieden. Gefühle zu zeigen, von Hass abgesehen, hatte er seit seiner Inhaftierung in „Big Eye“ irgendwie verlernt. Er tat sich unglaublich schwer damit und dieser unbefriedigende Zustand hatte sich, wie er sich selbst eingestehen musste, in den letzten Monaten nur noch verstärkt.
Die Albträume und Visionen, die ihn gelegentlich im Schlaf heimsuchten, waren allerdings zurzeit nicht sonderlich häufig und Frank war heilfroh darüber.
Er hatte keine Panikattacken und Ängste mehr wie es noch vor einem Jahr der Fall gewesen war. Selten schreckte er

vor dem Einschlafen noch einmal auf oder dachte an „Herrn Irrsinn“, seinen imaginären Zellengenossen, den er damals im finstersten Winkel seines Hirns zur Miete hatte wohnen lassen.
Doch seine gewachsene Immunität gegenüber seinen Ängsten hatte ihren Preis eingefordert. „Ich fühle nicht mehr richtig“, sagte er manchmal zu sich selbst. „Ich kann nicht richtig weinen und auch nicht richtig lachen, ich kann nur leben…“
Aber vielleicht würden die echten Gefühle eines Tages wiederkehren. Sie waren nur eingesperrt hinter einer großen Betonmauer am Ende seines Schädels. Frank wusste nicht, ob dieser Zustand wirklich einen Gewinn darstellte.
Als der Winter über Litauen hereinbrach schienen sich die Emotionen irgendwo ein Loch unter der Absperrmauer gegraben zu haben. Sie kamen langsam wieder, sogar mit einer phänomenalen Wucht und Heftigkeit, die der junge Mann so lange nicht mehr erlebt hatte. Leider waren die positiven Gefühle bei diesem Ausbruch wieder einmal nicht federführend, denn umso dunkler die Tage wurden, desto dunkler wurde es auch in Franks Gemüt.
Depressionen plagten ihn und er hatte bald wieder Angst, nachts zu Bett zu gehen. Das gleißende Licht der Holozelle kehrte in seinen Träumen zurück, begleitet von der computeranimierten Frauenstimme aus dem Lautsprecher. Manchmal träumte er, dass man ihn in ein weiß erleuchtetes Loch ohne Boden hinabgestoßen hatte. Der Sturz dauerte ewig und er raste immer schneller nach unten, doch den ersehnten Boden erreichte er nie. Sein ermordeter Vater und seine tote Schwester schienen ihm Botschaften von der anderen Seite zu schicken. Sie sprachen mit ihm in den tiefen Stunden der Winternächte über Nico und baten ihn, nach ihm zu sehen.

Manchmal tauchte der kleine Junge auch selbst auf und erzählte ihm, dass sie ihm das Herz herausoperiert hatten. Dann hielt er den blutigen Muskel in seiner Hand und sagte: „Wenn du mir nicht glaubst, Onkel Frank. Hier, ich zeige dir alles!“

Diese Visionen waren eine Qual und Kohlhaas hatte irgendwie das Gefühl, dass es niemanden gab, dem er davon berichten konnte. Bäumer war für solche Themen, obwohl er ein guter Freund geworden war, wirklich nicht der richtige, einfühlsame Gesprächspartner. Seine Mutter wäre es gewesen, doch sie hatte diese Welt schon lange verlassen und an ihre sanfte Stimme konnte sich Frank kaum noch erinnern.

Wenn er des Nachts wach wurde und sich hilfesuchend in seinem unbeleuchteten Schlafzimmer umsah, verfluchte er die Verursacher seiner mentalen Horrorvisionen. Manchmal dachte er daran, in der Erziehungsanstalt anzurufen, in der sich sein Neffe Nico vermutlich noch befand, doch so etwas war mit einem hohen Risiko verbunden. Was sollte er den Betreuern sagen, wo er doch als Frank Kohlhaas offiziell als „flüchtiger Mörder“ galt?

Nur Angehörigen waren überhaupt Nachfragen erlaubt, die meistens ohnehin nicht glaubhaft beantwortet wurden. Nico hatte aber keine Angehörigen mehr, seine Mutter war tot und seinen Onkel durfte es sozusagen nicht mehr geben.

Thorsten Wilden, das oft väterlich wirkende Oberhaupt von Ivas, den Frank mittlerweile als Mentor und Gesprächspartner wirklich schätzen gelernt hatte, kam vermutlich auch nicht dafür in Frage, über psychische Probleme und Ängste zu reden. Dafür war er dann doch zu sachlich.

Mit seiner Tochter verstand sich der junge Mann ohne Zweifel in der letzten Zeit immer besser, aber über solche unangenehmen Themen wollte er mit ihr auf keinen Fall

sprechen. Sie hielt ihn für einen zwar verschrobenen, aber sicherlich eisenharten Burschen und so wollte es Frank auch haben. Die dunklen Flecke seiner Seele verbarg er sorgsam vor ihrer Aufmerksamkeit und schämte sich innerlich nicht selten dafür.
Bäumer hatte ihn heute auf seine Schreie in der Nacht angesprochen, doch Frank druckste nur herum und erzählte etwas von allgemeinen Schlafstörungen, die er nun einmal vor allem in den dunklen Wintermonaten hatte. Er betonte ihm gegenüber aber, dass es nichts Ernstes sei.

Den ganzen Winter über gab es einige Frost- und Sturmschäden im Dorf zu reparieren und das tägliche Schneeschippen hielt die beiden Männer auf Trab. Zudem vertrieb sich Frank die Stunden mit dem intensiven Studium der russischen Sprache, mit eifriger Unterstützung von Wilden. Sein Mitbewohner hatte es allerdings scheinbar aufgegeben oder erst einmal vertagt. Manchmal war er genervt, wenn Frank mit seinen neuen Sprachkenntnissen beim Abendbrot prahlte.
Nach einem langweiligen und recht einsamen Weihnachtsfest feierten einige der Dorfbewohner bei Familie Wilden den Jahreswechsel. Dafür hatte der ehemalige Unternehmer eine ganze Armada von Spirituosen aus Russland her bringen lassen. Das Fest war rundum schön. Frank Kohlhaas und Alfred Bäumer ließen sich so richtig voll laufen und gingen in den frühen Morgenstunden, bevor sie sich noch daneben benahmen. Julia Wilden hatte sich ein paar anzüglich Bemerkungen von Frank gefallen lassen müssen, als dieser anständig beschwipst gewesen war. Sie hatte recht zickig reagiert und den ganzen Abend nicht mehr mit ihm geredet.
„Meinst du die Kleine ist noch sauer?“ lallte Frank auf dem Nachhauseweg und legte seinen Arm auf Alfs Schulter.

„Keine Ahnung. Wer versteht schon diese Weiber?“ sagte Bäumer und schwankte voraus.
„Ich habe doch nur…Habe doch nur gesagt, dass sie ein süßes Blondchen ist, he, he!“ brachte der junge Mann heraus und wäre fast über einen Schneehaufen gestolpert.
„Da haste Recht! Hast Recht, Alter!“ erwiderte Alf.
„Wieso war die dann so komisch?“ wollte sein Freund wissen.
„Ach!“ blökte Bäumer angetrunken. „Die is` doch immer so eine Zicke. Spielt „schwer zu kriegen“, Misses Wilden. Ich kenn` mich mit den Weibern aus. Das is` normal. Total normales Verhalten für Frauen.“
Alfreds Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht waren allerdings schon eine Weile her und Kohlhaas traf wohl einen wunden Punkt bei seinem Partner, als er diese Tatsache flapsig bemerkte. Alfred wurde auf einmal sauer.
„Was? Was willst du denn damit sagen? Ich hatte viele Frauen vor dem Scheiß Knast, Mann!“ stieß Alf beleidigt hervor.
„Ja, ich meinte nur, dass deine letzte Freundin auch schon `ne Weile her is`, Alfi!“ stichelte Frank und glotzte besoffen umher.
„Idiot!“ schimpfte Bäumer und verpasste ihm einen kräftigen Schubs, der ihn in einen matschigen Schneehaufen beförderte. „Was kann ich dafür, dass in diesem Dreckskaff so wenige Weiber sind?“
Sein Freund richtete sich verwirrt auf und torkelte wie ein benommener Bulle umher.
„Meinst du ich soll die Julia mal richtig anbaggern?“ lallte er und klopfte sich die Schneespritzer von der Hose.
„Das is` mir egal, ey! Aber warum nicht? Geh mal ran an die Alte!“ posaunte Alfred.
Die beiden Rebellen wateten noch eine Weile durch den Schneematsch und erreichten schließlich ihr Haus. Nach

mehreren Versuchen, die Haustür zu öffnen, hatten sie es geschafft und fielen fast in den dunklen Flur hinein.
Ihre Schädel dröhnten und benommen schlichen sie in ihre Schlafräume. In dieser Nacht hatte der Alkohol seine Wacht über Franks Geist übernommen. Er träumte von nichts, schlief schnell ein und es war nur schwarz in seinem Kopf. Das fand er herrlich.

Julia war scheinbar von Franks Protzerei im Suff nicht sonderlich begeistert gewesen. Wenn er Wilden besuchte, um weitere Russischstunden zu nehmen, begrüßte sie ihn meistens nur mit einem flüchtigen „Hallo“ und ging dann in einen anderen Teil des Hauses. Kohlhaas sah sie kaum.
Irgendwann schrieb man den Februar des Jahres 2031 und das Wetter in Litauen war wieder einmal furchtbar. Schneeregen und eisiger Wind suchten Ivas heim und man traute sich kaum, das halbwegs warme Haus, welches im Grunde noch immer lediglich durch nur einen einzigen alten Holzofen geheizt wurde, zu verlassen.
Mit politischen Fragen setzte sich Frank in diesen Tagen erst einmal weniger auseinander. Zwar warf er ab und zu einen Blick in den alten Fernseher, der ihnen von Wilden zu Weihnachten geschenkt worden war, oder durchforstete das Internet nach den neuesten Meldungen aus aller Welt, doch dachte er jetzt sehr viel an Julia und philosophierte im Inneren über sein Leben.
Sein gefälschter Scanchip, den HOKs geniale Computerkenntnisse möglich gemacht hatten, verschaffte ihm ein Gehalt, ein elektronisches Konto für eine Arbeit, welche er nicht verrichtete und für eine Person, die es in der Realität nicht gab. Er hatte also genug Globes zum Leben. Weiterhin hatte er ein Dach über dem Kopf, eine meist warme Stube und einen Freund: Alfred Bäumer.
Thorsten Wilden war sicherlich auch so eine Art Freund,

aber vielleicht traf es das Wort „Ausbilder“ etwas besser. Dennoch fehlte ihm eine richtige Aufgabe. Der Anschlag auf Leon-Jack Wechsler war ein Teil seiner persönlichen Rache gewesen und in den ersten Wochen nach dem erfolgreichen Attentat fühlte er sich wie ein Held.
Mit stolz geschwellter Brust schritt er durch die Straßen des Dorfes und viele der Bewohner, die ihn vorher nicht immer gut leiden konnten oder ihm misstrauten, begegneten ihm jetzt mit Respekt und offener Bewunderung. Das war schön, doch langsam verflüchtigte sich dieser Zustand wieder und eine gewisse Eintönigkeit, Ziellosigkeit und Langeweile bestimmte sein Leben.
Zudem fühlte sich der junge Mann irgendwie einsam. Er dachte in den stillen Stunden, in denen er in seinem Zimmer vor sich hin grübelte, oft an Julia Wilden und ob sie sich im „normalen Leben“ jemals über den Weg gelaufen wären. Dann fragte er sich wieder nach dem Schicksal seines Neffens Nico. Was wohl aus ihm geworden war? Er musste jetzt vier Jahre alt sein – oder fünf. Wo befand er sich jetzt?
HOK warf Frank zuliebe einen Blick auf Nicos Scanchip-Dateien, aber es war alles beim Alten geblieben. Der kleine Junge war weiterhin als „Kind in staatlicher Obhut“ registriert, war also in irgendeiner Erziehungsanstalt, irgendwo in „Europa-Mitte“.
Da saß Frank nun: Psychisch nach wie vor instabil, unzufrieden, ohne klares Ziel und auch ohne eine weibliche Bezugsperson, die er, offen gesagt, wirklich gern gehabt hätte.
Er musste an Tina denken, die Studentin, seine letzte Freundin aus Berlin. Damals arbeitete er noch als Aushilfe im Produktionskomplex 42b.
Sie war nach einem halben Jahr ihrer Beziehung bei ihm eingezogen, in den schäbigen Wohnblock, in dem er hausen musste. Aber sie hatten sich bald nichts mehr zu

sagen und merkten schnell, dass sie nicht zueinander passten. Man nervte sich gegenseitig. Eines Tages war Tina weg. Danach war Frank erst einmal sehr lange allein.

Der folgende Monat änderte alles. Zumindest auf der Bühne der großen Weltpolitik. Hatte man in den letzten Monaten von den politischen Spannungen zwischen dem Weltverbund und dem rebellischen Staat Japan so gut wie überhaupt nichts mehr gehört, so begann in den gesteuerten Medien jetzt ein regelrechter Großangriff.
Die Nachrichtensender kannten nur noch ein einziges Thema: Japan. Japan hier und Japan dort.
Stundenlange Berichte über die japanischen Aufrüstungsbemühungen und die unterirdischen Bauten unter dem Ballungsgebiet um Tokio herum bestimmten das Abendprogramm. Präsident Matsumoto hatte riesige Bunkerhallen, woraus die Medien „unterirdische Rüstungsanlagen" machten, graben lassen, damit die Zivilbevölkerung im Falle von Bombenangriffen dorthin evakuiert werden konnte. Selbstverständlich konnte nur ein Bruchteil der Einwohner der „Megapolis", des dicht besiedelten Kerngebiets der japanischen Hauptinsel, im Notfall dort untergebracht werden, aber es stellte zumindest einen Versuch dar, bei einem kommenden Krieg nicht vollkommen unvorbereitet zu sein.
Die Fernsehsender geiferten vor sich hin und sahen in den subterranen Anlagen nur Rüstungsfabriken und Atomwaffenlager. In ihren Augen der Beweis, dass Japan einen Krieg gegen den Rest der Welt plante.
Die Filmstudios von Hollywood brachten pünktlich zum 01.03.2031 den Kriegspropagandafilm „Nacht über Yokohama" in die Kinos. Frank und Alfred luden ihn sich auf einer illegalen Internetseite herunter und staunten nicht schlecht über das bösartige Ausmaß der Hetze gegen das

Inselvolk. In dem Film überfielen die Japaner, allesamt kriegslüsterne Psychopathen und Militaristen, das friedliebende China und metzelten Frauen und Kinder nieder.
Ihr Präsident, Marusaki Kokushi, der mit blitzenden Augen und irrem Blick die Weltherrschaft verlangte, eröffnete den Krieg gegen alles und jeden außerhalb der japanischen Inseln. Er sammelte als Hobby Totenschädel und ließ sich das Fleisch seiner Feinde von seinen finsteren Dienern als Delikatesse servieren.
Über seine gekünstelten Wutausbrüche, die Brüllanfälle und seinen albernen Feldherrenmantel konnte man sich eigentlich eher amüsieren, aber dennoch schürte dieser groß angekündigte Kriegsfilm überall die Aversionen gegen das ostasiatische Volk.
Grausame Gewaltszenen und zähnefletschende japanische Mörderbanden fielen über die umliegenden Länder und das entsetzte Kinopublikum her. Die Japaner besaßen in dem Film zudem eine gespenstische Technologie, welche sie scheinbar speziell zur Massenvernichtung entwickelt hatten.
Der Held des Films war Sergeant Steve Williams, ein Elitesoldat der GCF, der am Ende den verrückten japanischen Diktator glücklicherweise doch noch eliminieren konnte und die halbe japanische Armee mit seiner Elitetruppe im Alleingang niedermetzelte.
Frank und Alf verzogen ihre Gesichter und schüttelten den Kopf, als der Abspann des Streifens begann. So eine primitive Hetzpropaganda hatten sie lange nicht mehr gesehen.
„Oh, Mann! Sergeant Williams rettet die Welt! Was für ein Schwachsinn", stöhnte Bäumer und schaltete das Gerät ab.
„Aber der haut mit einem Schlag mindestens zehn Japaner um", gab Frank mit einem verächtlichen Lächeln zurück.

„Vielleicht gibt es den ja wirklich. Die Geheimwaffe der GCF, ha, ha!“
„Jedenfalls hat der Film in Japan eine wahre Protestwelle ausgelöst. Selbst Matsumoto, und er ist ja als „verrückter Tyrann“ durchaus gemeint, hat eine Regierungserklärung abgegeben und verlangt ein weltweites Verbot dieses üblen Machwerks. Habe ich jedenfalls im Internet gelesen. Aber das wird nichts bringen“, erzählte Alf und winkte ab.
„Das ist jedenfalls der bösartigste Streifen, den ich seit langem gesehen habe“, kam es von Kohlhaas.
Anschließend lasen die beiden noch einige Artikel bezüglich der japanischen Reaktionen auf „Nacht über Yokohama“ und gingen dann irgendwann ins Bett.
Die nächste Russischstunde bei Wilden fiel mehr oder weniger aus. Stattdessen redete sich der ehemalige Unternehmer wegen des Propagandafilms, den er sich vor einigen Tagen auch angetan hatte, regelrecht in Rage. Frank hörte seinen Ausführungen interessiert zu und gab ihm Recht.
„Das ist der Gipfel! So eine primitive Diffamierung! Es wird immer schlimmer!“ schimpfte Herr Wilden und verdrehte die Augen. „Ich bin mir sicher, dass mehr hinter der Sache steckt, als Japan bloß vor aller Augen zum Schurkenstaat abzustempeln. Wenn solche Kinostreifen den Massen präsentiert werden, dann riecht es meistens nach Krieg.“
„Meinst du wirklich, dass sie es demnächst knallen lassen?“ sagte Frank.
„Ich fürchte schon. Seit Tagen sind die Fernsehkanäle vollgestopft mit Gräuelberichten über Matsumoto. Man will die Welt auf Krieg einschwören und der wird vermutlich bald aufziehen“, erwiderte Wilden.
Frank war sich diesbezüglich noch nicht so sicher und äußerte seine Zweifel.
„Das wollen wir doch nicht hoffen, dass die Japan bald doch

fertig machen und tatsächlich angreifen“, sprach er kleinlaut.
„Was wir hoffen, interessiert die Logenbrüder nicht. Warte es ab. Ich habe ihre Methoden viele Jahre studiert. Das riecht nach einem Militärschlag. Das meint auch Masaru!“ donnerte sein Gegenüber und ließ sich auf dem Küchenstuhl nieder. „Noch einen Kaffee?“
Kohlhaas verneinte die Frage und blickte Wilden verwundert an: „Wer ist Masaru?“
„Ach, habe ich dir noch nichts von ihm erzählt? Nun, wir haben seit einigen Wochen wieder Kontakt zueinander aufgenommen. Masaru Taishi ist ein alter Geschäftspartner von mir. Also, er war es mal, als ich noch unternehmerisch tätig war. Er war viele Jahre in Düsseldorf ansässig und leitete dort die Außenstelle eines japanischen Konzerns in Deutschland. Ist schon lange her. Mittlerweile lebt er mit seiner Familie wieder in Tokio.
Wir waren damals gute Bekannte und ich habe ihm Ende Januar eine E-Mail geschrieben, um zu fragen, wie es ihm und seiner Frau geht. Er ist so in meinem Alter. Ganz netter Kerl.“
„Aha“, gab Frank verblüfft zurück und lächelte.
„Ja, wirklich. Er hält mich seitdem über die Situation in Japan auf dem Laufenden. Glaube mir, den Japanern geht es besser denn je, seitdem Matsumoto die Regierungsgewalt übernommen hat. Er hat der breiten Masse in seinem Land nicht nur wieder eine vernünftige soziale Absicherung und Arbeitsplätze verschafft, sondern auch Handel und Gewerbe in großartigster Weise voran gebracht.
Masaru ist regelrecht begeistert von ihm, so wie die meisten Japaner. Der Präsident fördert Kultur und Bildung, unterstützt die Familien. Das verschweigen die Medien im Rest der Welt und machen ihn zum Buhmann.“

„Du hast auch überall deine Kontakte, was?“ sagte Frank und grinste vielsagend.
„Ja, warum auch nicht? Irgendwann besuche ich mal Masaru. Das habe ich mir fest vorgenommen“, gab Wilden fröhlich zurück.
„Und Masaru meint auch, dass sie Japan irgendwann angreifen werden?“ warf Kohlhaas in den Raum.
„Er ist sich sicher. Und das ist kein Spaß. Er sagt, dass sich alle um ihn herum große Sorgen machen und die Regierung die Bevölkerung bereits vorgewarnt hat“, antwortete der ältere Mann. „Es gibt mittlerweile mehrfach im Monat in Tokio Übungen mit Fliegeralarm und so weiter. Das werden die wohl nicht umsonst machen und die japanische Regierung weiß mehr als wir.“
Frank Kohlhaas stöhnte und verlangte jetzt doch noch einen Kaffee. Sollte der einzige Staat auf Erden, der sich als Lichtblick in dieser finsteren Epoche erwies, nun auch wieder von den Mächtigen zerschlagen werden? Der junge Mann nippte an seiner Tasse und schaute betreten drein. Wilden setzte wieder an: „Diese Bunkeranlagen, die uns die Medien hierzulande als Atomwaffenlager oder was weiß ich noch alles verkaufen wollen, werden laut Masaru zurzeit erweitert oder auch ganz neu gebaut. Das werden sie dort sicher nicht aus Langeweile tun.“
„Glaubst du denn, dass Japan überhaupt eine Chance hätte, wenn die GCF angreift?“ fragte Frank.
„Das ist schwer zu sagen. Großartige Chancen hat das Land vermutlich nicht, wobei ich das kaum von hier aus beurteilen kann. Die Japaner können harte Hunde sein, wenn sie sich verteidigen müssen. Das haben sie schon oft bewiesen.
Es kommt darauf an, wie viel Kraft und Geld die Weltregierung in den Krieg gegen den abtrünnigen Inselstaat stecken wird. Wenn sie Japan in Ruhe lassen und

andere Staaten sogar sehen, dass es wieder aufblüht, dann könnten ihm bald andere Regionen der Erde folgen.
Und die Unzufriedenheit ist an vielen Orten gewaltig – das brauche ich dir nicht zu sagen, Frank. Japan ist ein Stachel im Fleisch der Herrschenden und den werden sie irgendwann wieder loswerden wollen. Sie können es sich schlichtweg nicht leisten, dass sich ein Staat neu gründet, sich von den Krediten der Großbanken weitgehend unabhängig macht und damit auch noch erfolgreich ist."
Wildens Worte klangen einleuchtend und der junge Mann nickte zustimmend. Der Ex-Unternehmer hatte die Situation wieder einmal glasklar analysiert und schien mit seinen Schlussfolgerungen nicht auf dem Holzweg zu sein.
Es war ein beklemmendes Gefühl und Wildens Worte klangen wenig aufbauend. Da hatte einer wie Matsumoto den Mut gehabt, sich gegen die Verbrecherbande der Weltregierung zur Wehr zu setzen und jetzt erwartete ihn so etwas. Doch es sollte noch schlimmer kommen.

Es war gegen Monatsende, da erschütterte ein Ereignis die Weltöffentlichkeit wie seit Jahren nicht mehr. Thorsten Wilden hatte Frank und Alf schon in den frühen Morgenstunden aus dem Bett geklingelt und ihnen aufgeregt die neuesten Schlagzeilen der Weltpresse vorgetragen.
In der vorherigen Nacht war die Großstadt Hangzhou an der Ostküste Chinas Opfer eines verheerenden Anschlages mit biologischen Waffen geworden. An mehreren Orten der Stadt waren Raketen eingeschlagen und hatten Wolken von tödlichen Viren freigesetzt. Hunderte starben nach nur wenigen Minuten, in den folgenden Tagen verendeten über 50000 Einwohner Hangzhous an den Folgen der sich ausbreitenden Epidemie. Eine kilometerlange Quarantänezone wurde durch die Behörden des

Unterverwaltungsbezirks „China“ um die Stadt gezogen und Tausende von Reportern berichteten rund um die Uhr von der Katastrophe.
Jetzt galt es den Verursacher des Anschlags zu suchen und es dauerte nur Stunden, da hatten ihn die Medien auch schon gefunden: Japan!
Es begann ein wütendes Gezeter und schon wurden die ersten Meldungen über den Äther geschickt, dass die Raketen laut geheimen GSA-Berichten von einem japanischen Kriegsschiff aus abgefeuert worden waren. Angeblich im Auftrag Matsumotos, der Presseberichten zufolge plante, China und andere Teile Asiens anzugreifen.
Wer den Berichten kritisch gegenüberstand, wurde ruhig gestellt oder einfach vom wütenden Geschrei der Kriegstreiber des Weltverbundes überstimmt. Ausländischen Diplomaten wurde es sogar verboten, mit Matsumoto oder einem seiner Berater überhaupt noch zu sprechen.
Gleichzeitig gingen in China in so gut wie allen Großstädten Millionen Menschen auf die Strassen und forderten Vergeltung für den hinterlistigen Anschlag auf Hangzhou. Der alte chinesisch-japanische Hass wurde jetzt weiter geschürt, denn immer neue Falschmeldungen über die vermeintlichen japanischen Angriffspläne wurden in alle Welt hinausposaunt.
Die mächtigen Herren hinter den Kulissen hatten ihr Ziel erreicht und der Hass in China brodelte in höchstem Grade, während der Sub-Gouverneur des Unterwaltungssektors, Li-Zheng, schon offen zum Krieg gegen Japan aufrief. Das ohrenbetäubende Brüllen der Medienmaschinerie wurde sich von Tag zu Tag steigern und Zorn und Hetze über die Welt speien. Thorsten Wilden war zutiefst entsetzt.
Er rannte nervös durch Franks und Alfs Küche und fuchtelte mit den Armen. Die beiden Männer waren hingegen noch

nicht ganz ausgeschlafen und wirkten etwas verstört. Mit müden Augen musterten sie den Dorfchef.
„Das ist unfassbar! Dieser Anschlag! Unglaublich, wozu diese Schweine fähig sind!“ stieß der Dorfchef aus.
„Beiweise haben die doch gar nicht…“ stammelte Bäumer, um von Wilden unterbrochen zu werden.
„Beweise! Beweise! Wann brauchten die schon einmal Beweise, wenn doch Behauptungen schon immer ausreichten, um einen Krieg vom Zaun zu brechen!“ zischte Herr Wilden und sein Gesicht wurde immer roter.
„Ein Anschlag mit biologischen Waffen?“ hakte Frank nach.
„Ja, habe ich doch gesagt. Das waren Raketen mit Viren drin. Jedenfalls behaupten das diese Ratten in den Medien. Ich war ja nicht dabei. Vergelt`s Gott!“ sagte Wilden. „Damit ist der Militärschlag gegen Japan jetzt vor aller Augen gerechtfertigt und glaube mir: Der wird kommen!“
Frank und Alfred sahen sich betreten an, es fehlten ihnen die Worte. Wilden hatte sich bisher mit seinen Vermutungen selten getäuscht und auch diesmal sollte er richtig liegen…

Freiwillige für Japan

Während Ivas von schweren Regenschauern heimgesucht wurde und sich Frank und Alf sogar mit einem überfluteten Kelleraum herumschlagen mussten, spitzte sich die Situation im fernen Osten immer weiter zu.
Die beiden Männer schauten schon gar keine Nachrichten mehr, denn die übliche Hetze ging ihnen gehörig auf die Nerven. Gestern war Bäumer mit John Thorphys Auto nach Kedainiai gefahren und hatte einige Eimer Wandfarbe gekauft. Für heute hatten sie sich vorgenommen, den Hausflur der unteren Etage mit schöner orange-bräunlicher Farbe zu streichen. Kohlhaas hatte allerdings wieder eine sehr unruhige Nacht hinter sich gebracht und war zweimal aufgeschreckt. Vermutlich waren es wieder Alpträume oder böse Vorahnungen gewesen, die ihn in seinem dunklen Schlafraum heimgesucht hatten – erinnern konnte er sich aber am nächsten Morgen an nichts mehr.
Die Idee, heute zu streichen, behagte ihm jedenfalls gar nicht, denn er fühlte sich matt und erschöpft, doch sein Mitbewohner drängelte und hatte nicht zuletzt Recht, denn sie mussten langsam mit dem Renovieren ihres noch immer schäbigen Hauses vorankommen.
So begannen sie am Vormittag mit ihrem Werk und als die Farbe die vorher grauen und hässlichen Wände erhellte, fand auch Frank nach einer Weile Gefallen an seiner Arbeit. Zu einer heilenden Seele passte auch eine schönere Umgebung, das war Fakt.
Auch die übrigen, an Anzahl langsam zunehmenden Einwohner von Ivas, begannen in diesem Jahr mit immensen Aufräum- und Restaurierungsarbeiten. Steffen deVries hatte sogar eines der alten Ladengeschäfte, das

seit Jahren vor sich hin verrottete, übernommen und verkaufte dort jetzt diversen Krempel und Haushaltswaren. Das Dorf hatte damit seinen ersten offiziellen kleinen Laden wiederbekommen und manche Dinge, die der Flame dort hortete, konnte man durchaus gebrauchen.
Etwa 30 neue Einwohner waren in diesem Frühling ins Dorf gekommen und hatten ein paar der verfallenen Häuser bezogen. Wilden ließ jeden einzelnen von ihnen sorgfältig von HOK überprüfen und erklärte, dass jetzt erst einmal niemand mehr aufgenommen würde.
Unter den neuen Nachbarn befanden sich eine holländische Familie aus Amsterdam, eine Familie aus Frankreich und ein Engländer, der aus einer Haftanstalt entflohen war. Frank kannte sie noch kaum, nur mit Ives, dem Franzosen, hatte er sich bei einem Rundgang durchs Dorf einmal länger auf Englisch unterhalten. Er schien nett zu sein und hatte ihm erzählt, dass er wegen illegaler politischen Aktivitäten seine Heimat über Nacht hatte verlassen müssen. Die restlichen Neuen waren aus Deutschland und Österreich, wo die Verfolgung von unliebsamen Personen weiter zugenommen hatte.
Am Nachmittag machte sich Frank auf den Weg zum urigen Laden des Belgiers, um eine weitere Farbrolle zu kaufen. Alf und er hatten jetzt schon einiges geschafft und die grauen Wände im Bereich der Eingangstür ihres Hauses vorbildlich verschönert. Steffen deVries schaute gelangweilt aus dem ungeputzten Schaufenster seines Lädchens, vermutlich hielt sich der Ansturm kaufwilliger Kunden heute einmal mehr in Grenzen. Als er den jungen Mann vom Dorfplatz aus herkommen sah, lächelte er freundlich und winkte ihm zu.
„Hallo Steffen!“ begrüßte ihn Frank. „Na, was macht das Geschäft?“
„Ach, vergiss es. Aber ein paar Globes bringt es doch ein.

Ich kann die Räumlichkeit ja umsonst haben, hat Wilden gesagt. Gestern habe ich ein Überbrückungskabel an einen der Neuen verkauft. Das war vielleicht ein sturer Kopf. Richard heißt er, sagte kaum ein Wort“, erzählte der frisch gebackene Einzelhändler.
„Hast du eine Farbrolle?“ fragte ihn Frank und schaute sich die Kisten und Regale an, welche mit allerlei nützlichem Gerümpel vollgestopft waren.
„Äh, ich glaube nicht…“ Steffen deVries verschwand im Nebenraum und man hörte ihn kramen.
„Verdammt! Wir streichen gerade den Hausflur und ich habe nur noch so eine halbverklebte, alte Rolle. Die ist kaum noch zu gebrauchen“, erläuterte Kohlhaas.
„Tut mir leid. Eine Rolle habe ich nicht. Nur einen großen Pinsel. Ist noch ganz neu“, schallte es aus dem Nebenraum. Der dickliche Belgier kam zurück und schüttelte den Kopf.
„Was soll`s...“, stöhnte Frank, „Den Rest streiche ich dann doch mit meiner alten Rolle fertig. Halb so schlimm!“
Der Belgier bot seinem potentiellen Kunden einen Tee an und kramte seine Zigaretten hervor. Dann kratzte er sich an seinem rötlichen Dreitagebart und ließ seine breiten Backen darunter erzittern. Es sah irgendwie lustig aus und Frank musste sich das Lachen verkneifen.
„Und? Willst du auch nach Japan in den Krieg ziehen, Junge?“ warf der Belgier in den Raum.
„Wie meinst du das?“ erkundigte sich Frank verdutzt.
„Ja, hast du es denn noch nicht gehört? Sven und die anderen Jungspunde hier im Dorf wollen sich bei den ausländischen Freiwilligenverbänden melden und den Japanern helfen, wenn die GCF das Land angreift“, erklärte er erstaunt.
„Äh, hatte ich erst einmal nicht vor…“ brachte Kohlhaas nur heraus.
„Einen wie dich könnten die dort brauchen. Die haben auch

schon gefragt, ob Alf und du auch mitmachen“, sagte deVries.
„Davon weiß ich noch gar nichts“, erhielt er als Antwort. „Was für ausländische Freiwillige?“
„Wilden war vorgestern hier und hat mir erzählt, dass sich bereits über zehntausend Freiwillige aus aller Herren Länder bei der japanischen Armee gemeldet haben und teilweise auch schon in Japan sind. Europäische Rebellen, Männer aus dem Irak und den anderen arabischen Ländern, Asiaten und was weiß ich noch alles“, schilderte der Flame.
„So viele?“ rutschte es Frank heraus.
„Ja, und es werden wohl in den folgenden Monaten noch Tausende kommen. Da braut sich etwas zusammen, da hinten. Das japanische Oberkommando will diese ausländischen Helfer in eigenen Divisionen zusammenfassen. Ich selbst hatte auch überlegt, nach Japan zu gehen, aber ich bin wohl schon zu alt dafür und außerdem habe ich Familie“, sagte der Mann aus Flandern und steckte sich noch eine Zigarette an.
„Aha, Sven und die anderen…“ brummte Frank.
Sven war ein hochgewachsener, blonder Heißsporn und brannte scheinbar darauf, den japanischen Befreiungskampf gegen die Armeen der Weltregierung zu unterstützen. Er lebte mit seinen Eltern hier in Ivas. Ihm hatten sich vermutlich schon weitere junge Männer angeschlossen.
„Na, du kennst Sven ja. Er redet seit Tagen von nichts anderem mehr, als so schnell wie möglich, in den Krieg zu ziehen. Ich bin davon nicht ganz so begeistert, aber dem Jungen fehlt halt noch die Lebenserfahrung. Ich habe ihm schon gesagt, dass das sicherlich kein Abenteuerurlaub wird und er es sich vorher gut überlegen sollte, aber er scheint fest entschlossen zu sein, zu gehen. Du bist wahrscheinlich sein großes Vorbild, Frank. Deine Aktion in

Paris hat ihn…“ sprach Steffen deVries, dann fiel ihm Frank ins Wort.
„Ich? Sein Vorbild? Wenn er sich da mal nicht täuscht!“ fuhr Kohlhaas dazwischen und wirkte verdutzt.
„Ja, er verehrt dich!“ sagte der Flame.
„Ich dachte erst, dass er nichts von mir hält. Zumindest als ich hier hingekommen bin. Nach Paris musste ich ihm allerdings alles genau im Detail erzählen und er war einige Tage fast jeden Mittag bei uns“, kam es von Frank.
Steffen deVries blickte sein Gegenüber grinsend an und erklärte: „Der Junge ist dein Fan, Frank. Und auch Alf hält er für einen echten Helden. Bei mir schwärmt er ständig von euch. Für ihn seid ihr wahre Rebellen.
Er kennt fünf oder sechs weitere junge Männer, die ihn begleiten wollen. Auch Rolf, der Sohn von Kai Hugenthal, ist ganz Feuer und Flamme für Japan“.
Frank Kohlhaas wusste nicht so recht, was er von der Sache halten sollte. Es machte ihn innerlich zwar stolz, dass ihn die noch jüngeren Männer scheinbar für einen Helden hielten, doch konnte er sich ausmalen, worauf sie sich in Japan einließen.
Sicherlich war es weltpolitisch enorm wichtig, dass sich der Inselstaat gegen die Macht der GCF behaupten konnte, sollte es wirklich zu einem Angriff kommen. Doch stimmte es ihn bedenklich, wenn Sven und die anderen, die teilweise kaum zwanzig Jahre alt waren, sich freiwillig meldeten, um Bäumer und ihm zu imponieren. Menschen zu töten, war keine schöne Angelegenheit und erst recht keine Spaßveranstaltung für gelangweilte, junge Burschen aus Ivas. Und die Wahrscheinlichkeit, selbst nicht mehr lebend davon zu kommen, war sehr groß, wenn die GCF-Streitkräfte Japan wirklich attackierten.
Frank verabschiedete sich und ging mit dem neuen Pinsel, den ihm Steffen deVries zum Abschied freundlicherweise

geschenkte hatte, wieder zurück nach Hause und strich den Hausflur weiter. Er wirkte nachdenklich und erledigte die Streicharbeiten bis es Abend wurde, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Später erzählte er Bäumer von seinem Gespräch mit Steffen deVries. Danach wirkte auch dieser etwas verstört.

Herr Wilden lief in seinem Büro auf und ab und gestikulierte herum als sich Frank und Alfred nach Sven und der Sache mit den Freiwilligen erkundigten: „Der Junge nervt mich jetzt seit Tagen. Seit ich ihm erzählt habe, dass sich immer mehr Freiheitskämpfer aus aller Welt nach Japan begeben, um Matsumoto zu unterstützen.
In der letzten Woche sind 5000 Freischärler aus dem Iran auf die Insel gegangen. Hat mir Masaru erzählt. Das war in Japan groß in den Medien, nach dem Motto: „Seht ihr, die ganze Welt hilft uns bei unserem Freiheitskampf!“
„Wie kommen die da alle so einfach hin?“ wollte Alf wissen.
„Sie sickern praktisch in Kleinstgruppen durch die Maschen der Kontrollnetze der Weltregierung und sammeln sich in Japan unter Aufsicht des dortigen Oberkommandos“, erklärte der Dorfchef. „Wer erwischt wird, dass er als Widerstandskämpfer nach Japan geht, den liquidieren sie natürlich sofort. Aber die Freischärler aus dem Iran und viele andere Rebellengruppen haben gute Strukturen aufgebaut und verfügen scheinbar auch über eigene Schiffe und andere Transportmittel.“
„Wie will Sven denn dorthin kommen?“ fragte Frank mit grübelnder Miene.
„Ganz einfach. Per Flugzeug, als Passagier. Er will fünf Mann mitnehmen. Alle reisen einzeln, damit sie nicht als Gruppe auffallen.
Ab dem 01.07.2031 sind sämtliche Passagierflüge nach Japan untersagt, gleiches gilt für Reisen mit dem Schiff –

aber noch geht es. Auch von der Insel wird dann niemand mehr wegkommen. Der Staat wird von allen anderen Ländern vollkommen isoliert werden.
Die Japaner selbst werden auch so gut wie keinen Ausländer mehr in ihr Land lassen und kurzen Prozess mit jedem machen, den sie für einen Agenten halten Es gibt nur Ausnahmen für Geschäftsleute mit Sondergenehmigungen. Damit haben wir normalen Leute aber nichts zu tun“, ergänzte Wilden.
„Befürwortest du die Aktion überhaupt?“ fragte Alf dazwischen.
„Nun ja, ich kann es den Jungen nicht verbieten und ich halte es auch für weltpolitisch extrem wichtig, dass Japan mit allen Mitteln durch jeden Mann aus dem Ausland, der dem Weltsystem den Kampf angesagt hat, unterstützt wird. Eigentlich sollten sich noch viel mehr freiwillig melden!“, dozierte der ältere Herr.
„Also erwartest du das von uns auch? Wir sind ja schließlich die Helden von Ivas – zumindest in Svens Augen“, gab Bäumer in die Runde und blickte Wilden ernst an.
„Das ist eure Sache. Ich werde niemanden dazu zwingen. Wenn ich jünger wäre, dann würde ich mich dem japanischen Freiheitskampf anschließen, eben weil er auch für den Rest der Welt so unfassbar wichtig ist. Dieser Staat darf nicht fallen, er muss verteidigt werden!
Allerdings gehe ich bald auf die sechzig zu und wäre wohl keine große Hilfe an der Front. Zudem muss ich Ivas am Laufen halten. Ihr zwei seid gute Kämpfer, das habt ihr in Paris bewiesen. Die besten Leute, die unser Stützpunkt hier hat. Ihr könntet bei der Verteidigung Japans gute Dienste leisten, allerdings sage ich das mit gemischten Gefühlen. Verlieren will ich euch nämlich nicht“, erklärte Wilden und schaute aus seinem Fenster, als ob das Ganze ihm irgendwie unangenehm wäre.

Frank und Alfred warfen sich gegenseitig fragende Blicke zu. Dann erhob sich der hünenhafte Bäumer von der schwarzen Ledercouch in Wildens Büro und sagte: „Wir überlegen uns die ganze Sache noch einmal. Könntest du uns denn, wenn wir auch nach Japan gingen, dort irgendwo unterbringen?“
„Das wäre wohl das geringste Problem. Ich habe mit meinem Bekannten Masaru Taishi aus Tokio schon darüber gesprochen. Er würde euch oder auch den einen oder anderen von unseren Jungs bei sich im Haus aufnehmen“, antwortete Herr Wilden und vermied es, den beiden offen ins Gesicht zu blicken.
„Du hast also alles bereits organisiert! Wir Helden sollen wohl das große Gemetzel auf keinen Fall verpassen, was?“ sagte Kohlhaas hämisch. Wilden schwieg kurz und räusperte sich leise.
„Ich überlasse es euch. Organisieren ist hier nun einmal meine Aufgabe. Wenn ich nicht organisieren könnte, dann gäbe es auch kein Ivas. So einfach ist das!“ erwiderte der ehemalige Unternehmer und schien sich irgendwie ertappt zu fühlen.
„Wir melden uns!“ sagte Alfred und signalisierte seinem Freund, dass es jetzt Zeit war, zu gehen. Die beiden verabschiedeten sich wortkarg und verließen dann Wildens Haus. Julia, seine Tochter, kam ihnen im Flur entgegen und flüsterte eine leise Begrüßung. Alfred nickte, Frank schaute weg und antwortete ihr nicht.

Als die beiden Rebellen durch ihren frisch gestrichenen Hausflur gingen und sich anschließend am Küchentisch niederließen, schwiegen sie erst einmal. Sie fühlten sich heute überhaupt nicht als Helden und hatten den Eindruck, dass sie der Dorfchef auf eine subtile Weise unter Druck gesetzt hatte.

Einige Tage und Nächte grübelten sie vor sich hin oder besprachen das Für und Wider einer Reise nach Japan. Im Gegensatz zu Sven hatten sie ihre Abenteuerlust vor über einem Jahr in Paris mehr als befriedigen können und konnten sich ausmalen, was der GCF-Angriff für unsagbares Leid über die japanische Bevölkerung und die Soldaten bringen konnte.
Andererseits hatten sie sich für ein Leben als Widerstandskämpfer entschieden und dazu gehörten nun einmal bewaffnete Konflikte mit dem Feind. Das Land Japan war weit entfernt auf der anderen Seite des Erdballs, aber die Schlacht um den einzigen Staat, welcher der Weltregierung offen die Stirn geboten hatte, war für alle anderen Länder entscheidend.
Wenn es der GCF nicht gelingen sollte, die Inselgruppe zu erobern, dann konnte das sehr schlimme Folgen für die als übermächtig und unbesiegbar geltende Weltregierung haben. Insofern war dieser Konflikt von großer Bedeutung.
War es nicht bitter nötig, der rebellischen Nation, auf die sich die Augen der ganzen Menschheit richteten, zum Sieg zu verhelfen? Sollten sie hier weiter in Ivas vor sich hin leben und ab und zu ein Attentat verüben?
Nein, das konnte auf Dauer nicht der Weg sein. Ein Staat musste sich erheben und die Ketten der Sklaverei vor aller Augen zerreißen und dieser Staat durfte nicht nach einer kurzen Lebensdauer wieder zerschlagen werden. In diesem Falle war es nun einmal Japan, das so vielen Millionen insgeheim Hoffnung gab. Es zeigte allen, dass man sich doch erfolgreich gegen die Logenbrüder wehren konnte.
Ein Meilenstein für den weiteren Verlauf der Weltgeschichte war weniger das Attentat auf Leon-Jack Wechsler gewesen, sondern vielmehr der Freiheitskampf des Präsidenten Matsumoto. Wenn er und sein Volk standhielten, dann zeigte dies die Verwundbarkeit des Weltverbundes, dann

verdeutlichte es, dass die Herrschenden keine finsteren Götter mit dem Mal der Unbesiegbarkeit waren, sondern nur besonders skrupellose Machtmenschen.
Tage gingen ins Land und die Gehirne von Frank und Alfred arbeiteten emsig daran, eine sinnvolle Lösung zu finden. Schließlich schnappten sie sich den jungen Sven und sprachen mit ihm über die Vor- und Nachteile seines Vorhabens. Dann willigten sie ein.
Wenn sie jetzt nicht kämpfen würden, wann wollten sie es dann tun? Frank Kohlhaas und Alfred Bäumer beschlossen, sich dem Kampf um Japan anzuschließen.

Masaru Taishi

In den frühen Morgenstunden des 07.05.2031 waren GCF-Verbände auf den Okinawa-Inseln im äußersten Süden Japans gelandet. Über eine Million Soldaten kamen aus den riesigen Kriegsschiffen, die sich von Ostchina und den Philippinen aus in Bewegung gesetzt hatten. Zudem wurden Panzerverbände und eine ganze Flugzeugflotte hier stationiert.
Die Besetzung Okinawas, jener kleinen und strategisch äußerst wichtigen Inselgruppe, kam unerwartet und stellte bereits einen eindeutig militärischen Angriffsakt dar. Erst im Jahre 1972 hatte der damalige japanische Staat die Herrschaft über die dschungelbedeckten Inseln von den USA zurückbekommen, nachdem sie 1945 von den Amerikanern nach einer großen Schlacht mit über 120000 Toten auf beiden Seiten erobert worden war.
Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatten die Vereinigten Staaten hier eine gewaltige Militärbasis unterhalten, die Japan stets „im Auge" behalten konnte. Auch nach der Abtretung der Verwaltungshoheit 1972 an den ostasiatischen Staat, blieb diese Basis bestehen und wurde weiterhin von US-Truppen benutzt. Im Zuge der Zerschlagung des japanischen Staates im Jahre 2020 wandelten die Mächtigen der Weltpolitik die alte US-Militärbasis zu einem GCF-Stützpunkt um, welcher nach dem Machtantritt Matsumotos und der Neugründung Japans wiederum aufgelöst wurde.
Somit war Okinawa schon seit Jahrzehnten ein Zankapfel gewesen und jetzt nahm die riesige Streitmacht der Weltregierung die Inselgruppe ein, ohne auch nur einen Schuss abfeuern zu müssen. Der Präfekt, das

Verwaltungsoberhaupt Okinawas, Hirokazu Nakashima, reagierte vollkommen hilflos auf die Besetzung des ihm unterstellten Gebietes und wurde nach nur zwei Tagen von GSA-Leuten wegen „Verbrechen gegen den Weltfrieden und die Menschlichkeit“ verhaftet und hingerichtet.
Präsident Matsumoto sprach von einem dreisten Überfall, hielt jedoch die noch unzureichend vorbereitete japanische Armee zurück und musste den Verlust der Inselgruppe zähneknirschend hinnehmen.
Die Weltpresse feierte den „Sieg“ und berichtete tagelang von einem „ersten, großen Erfolg gegen das faschistische Matsumoto-Regime“.
Die alte US-Militärbasis wurde zum strategischen Hauptquartier der südlichen Invasionsarmee der GCF ausgebaut. General David Williams, der Oberbefehlshaber der GCF-Streitkräfte, die Japan vom Süden aus angreifen sollten, bezog hier seinen Sitz.
Zur gleichen Zeit liefen die Rekrutierungen der GCF in großen Teilen Chinas auf Hochtouren. Unzählige junge Chinesen meldeten sich freiwillig, um in den Rachekrieg gegen Japan zu ziehen.
„Vergeltung für das Hangzhou-Massaker!“ war die Losung der internationalen Rekrutierungskräfte, welche in den chinesischen Provinzen die Werbetrommel für die GCF rührten.
Im Norden Japans formierten sich gewaltige Heeresverbände auf der Insel Sakhalin, die nur ein kleiner Meeresweg von Japan trennte. Die größte Stadt auf dem kalten und öden Eiland, Yuzno-Sakhalin, wurde zu einem riesigen Heerlager ausgebaut. An der Ostküste der eurasischen Landplatte lagerten weitere GCF-Verbände, welche die Invasion im Norden Japans durchführen sollten. Diese Nordarmee stand unter dem Oberfehl von General Daniel Schwarzer.

So zog die Weltregierung Armeen aus Millionen von Soldaten vor Japans Grenzen zusammen und immer neue Infanteriezüge, Panzer, Geschütze und Flugzeuge wurden nach Osten geschafft. Flugzeugträger, U-Boote und Zerstörer umkreisten den rebellischen Inselstaat und die Nebel des Krieges zogen bedrohlich herauf.
Zunächst aber verhielt sich die gigantische Weltstreitmacht ruhig, denn noch waren weitere Vorbereitungen notwendig und nichts galt es, dem Zufall zu überlassen. Militärlager wurden aus dem Boden gestampft und Nahrungsmittelvorräte gehortet.
Die japanische Führung blieb verunsichert zurück und man konnte Haruto Matsumoto und seinem Volk die Furcht vor dem gewaltigen Konflikt mit einer zahlenmäßig vielfach überlegenen Armee anmerken. Das Staatsoberhaupt Japans verzichtete nach der widerrechtlichen Besetzung der Okinawa-Inselgruppe sogar auf eine offizielle Erklärung für die ausländische Presse und hielt nur eine Radioansprache an sein Volk.
Hier rief er die Japaner zur Wehrhaftigkeit und Wachsamkeit auf: „Meine Landsleute, man wird uns den Krieg wohl aufzwingen, ob wir Frieden wollen oder nicht! Bereitet eure Herzen darauf vor!“
Die gesteuerten Weltmedien nannten ihn derweil einen elenden Feigling und versuchten, die Stimmung noch weiter anzuheizen.
„Befreiung der Okinawa-Inseln durch GCF-Truppen: Warum schlägt Matsumoto nicht zurück? Fürchtet sich der Kriegstreiber plötzlich doch?“ titelte die „New Britain Times“ aus London.

In Ivas nahm man die neuesten Nachrichten mit dem üblichen Argwohn zur Kenntnis. Thorsten Wilden war wieder einmal über die dreiste Pressehetze erbost, die

meisten hatten allerdings nicht anderes erwartet und reagierten gelassener.
Frank Kohlhaas und Alfred Bäumer verbrachten jetzt die sonnigen Tage des Mai 2031 mit Gelände- und Schießübungen und versuchten, sich mental auf ihren Kriegseinsatz vorzubereiten. Sven und fünf weitere jüngere Männer pilgerten ihnen nach wie fanatische Gläubige und hingen an ihren Lippen.
Wenn Frank und Alfred einen Blick auf Sven und die fünf anderen jungen Männer warfen, waren sie sich nicht sicher, dass jeder von ihnen für einen Kriegseinsatz wirklich tauglich war. Sven hatte sich bei ihrer Befreiung aus den Klauen der Vollzugsbeamten wirklich bewährt, daran gab es keinen Zweifel, und er war trotz seiner gerade einmal 23 Jahre schon eine charismatische Gestalt: Hochgewachsen, mit strähnigem blonden Haar, hell leuchtenden Augen, drahtig, mutig und sehr vorlaut.
Seine Kumpane waren in ihrem Erscheinungsbild allerdings eher durchwachsen.
Da war Rolf Hugenthal, gerade 18 Jahre alt, stämmig und nicht sehr gelenkig. Er wirkte aber, als ob er das Herz am rechten Fleck hatte. Seine Eltern waren vor fünf Jahren nach Ivas gekommen und stammten aus Hamburg.
Weiterhin hatten sich Sven die Brüder Christian und Dennis Müller angeschlossen. Äußerlich ganz ansehnliche junge Männer, welche sich besonders bei den Schießübungen durch überdurchschnittliche Zielgenauigkeit hervortaten. Beide waren knapp über zwanzig.
Thomas Baastfeldt war holländischer Herkunft und lebte mit seinem Vater und seinen beiden kleineren Schwestern seit über acht Jahren hier im Dorf. Er war eher ein kleiner Berserker. Wirkte leicht reizbar und aggressiv. Seine grauen Augen blickten stets mit einer gewissen Wildheit um sich und er war einer Schlägerei nur selten abgeneigt. Sven

hatte Thomas Vater überredet, dass er mit nach Japan kommen durfte. Seine Mutter war nicht nach Ivas mitgekommen.
Zuletzt war da noch Michael Ziegler, der erst vor einem Monat seinen 18. Geburtstag gefeiert hatte. Ihm merkte man an, dass er nur aufgrund von Svens Überredungskünsten dabei war.
Mit dem Herzen stand er nicht dahinter und strahlte eine unübersehbare Ängstlichkeit aus. Ziegler war relativ mager und hatte eine auffällig spitze Nase, weshalb ihn die anderen scherzhaft „Vögelchen“ nannten. Der Junge lebte mit seiner Eltern hier in Ivas in einem recht baufälligen, alten Haus. Er war ihr einziges Kind. Seit Wochen gab es Streit zu Hause, denn vor allem seine Mutter versuchte ihm zu verbieten, mit nach Japan zu gehen.
Michael Ziegler zeigte sich weder außergewöhnlich motiviert, zum Soldaten ausgebildet zu werden, noch machte er, im Gegensatz zu den anderen, dabei einen glücklichen Eindruck. Sven schrie ihn oft an, wenn er sich ungeschickt verhielt oder nicht die von ihm erwartete Leistung erbrachte. Manchmal war es so extrem, dass Frank und Alfred eingreifen mussten.
Es war gegen Ende des Monats, da tauchte Michael Zieglers Mutter unerwartet bei einer Schießübung auf dem Feld hinter Wildens Haus auf. Der Dorfchef war ebenfalls dabei und beobachtete die jungen Schützen, welche auf Strohsäcke, die mit Zielscheiben bemalt waren, feuerten. Mutter Ziegler näherte sich dem Dorfchef mit verbissener Miene und richtete sich vor ihm auf. Es wirkte eher lächerlich, denn sie war kaum über 1,60 m groß - dennoch machte sie einen entschlossenen Eindruck.
„Herr Wilden!“ giftete sie. „Ich möchte es Ihnen jetzt noch einmal deutlich sagen: Mein Sohn soll bei dieser Japangeschichte nicht mitmachen. Seit Wochen setzt ihn

Sven unter Druck und drängt ihn regelrecht, sich hier für den Kriegsdienst ausbilden zu lassen. Ich schaue da nicht mehr zu!“
Die angehenden Kriegsfreiwilligen auf dem Feld sahen verdutzt zu der zierlichen Frau, deren schrille Stimme die Luft zeriss. Sie ballte ihre knochigen Fäuste und ihr kleiner, mit grauen Haaren bedeckter Kopf wippte hin und her.
Wilden blickte die wütende Frau völlig verwundert an: „Frau Zielger, glauben Sie nicht, dass ich Michael gezwungen habe, sich für den Kampf um Japan zu melden. Er möchte es selbst!“
„Das stimmt nicht! Dieser Sven redet pausenlos auf ihn ein und beschimpft ihn als Weichei, wenn er nicht mitkommt!“ erwiderte sie erregt.
Der Dorfchef schien mit diesen Angelegenheiten des Mutterinstinkts etwas überfordert und rief Sven zu sich. Hilfesuchend fragte er ihn: „Jetzt mal ehrlich. Will Michael Ziegler wirklich bei eurer Aktion mitmachen oder nicht?“
„Natürlich will er das! Michael, komm mal her!“ rief Sven und blickte den verschüchterten, jungen Mann drohend an.
„Ja, ich will schon nach Japan!“ stammelte Ziegler.
„Das ist doch Unsinn, Michael! Du hast mir gestern noch gesagt, wie groß deine Angst ist und dass dich Sven so nervt!“ keifte Mutter Ziegler und stampfte auf.
Thorsten Wilden knurrte: „Ich habe langsam den Eindruck, dass Ihr Sohn ohnehin für die Front nicht so geeignet ist. Das wird ein brutaler Krieg und wie ein Kämpfer wirkt Michael nicht.“
„Mein Mann war früher so viele Jahre politisch aktiv und das hat uns nur Ärger eingebracht. Deshalb mussten wir flüchten. Sie kennen Dieter doch. Er ist eine Kämpfernatur, aber mein Michael ist nicht so veranlagt. Er ist mein einziges Kind.“ Sie fing an zu weinen und warf Sven einen wütenden Blick zu.

„Halte dich von meinem Michael fern!" zischte sie ihn an.
Dem Leiter der Dorfgemeinschaft wurde es langsam zu bunt. Mutter Ziegler verwandelte sich immer mehr zu einer heulenden Furie. Sven versuchte, ihr zu erklären, dass ihm ihr Sohn versprochen hatte, bei der Sache mitzumachen, doch die Frau wurde immer hysterischer.
„Mach deine Kriegsspielchen mit wem du willst! Aber nicht mit Micha!" fauchte sie ihn an und wollte dem blonden Rebellen eine Ohrfeige verpassen. Dieser drehte sich nur verstört weg, fluchte vor sich hin und forderte Wilden auf, jetzt ein Machtwort zu sprechen.
Frank, Alfred und die übrigen Widerstandskämpfer beobachteten die Szene vom Feld aus und erschienen ratlos. Auf Mutter Zieglers aufgeregtes Gestikulieren und ihr schrilles Geschrei waren sie nicht vorbereitet. Ihr Sohn schaute verlegen zu Boden, errötete immer mehr und brachte keinen Ton heraus.
„Ziegler kommt nicht mit! Er bleibt hier! Komm, Junge! Geh mit deiner Mutter nach Hause!" brüllte der Dorfchef jetzt in die Runde und Michael Ziegler schlich gebeugt und beschämt vom Übungsplatz.
„Ja, geh zu Mama!" kommentierte Sven die Situation hämisch und trat vor Wut gegen einen Holzpfosten. Frank befahl ihm den Mund zu halten und gab dem Heißsporn ein Sturmgewehr in die Hand.
„Es reicht jetzt! Lass den Jungen gehen!" knurrte er und auch Bäumer starrte Sven mit verärgertem Blick an. Mutter Ziegler und ihr Sohn trotteten davon und Michael ließ sich mehrere Tage nicht mehr bei seinen Freunden sehen.
Jetzt waren nur noch sieben Kämpfer bereit, den Weg nach Japan anzutreten, aber vielleicht war es auch besser so. Frank und Alfred hatten mit Herrn Wilden und dieser mit Masaru Taishi abgesprochen, am 29.06.2031 von Wilna aus nach Japan zu fliegen. Sven und die vier anderen

Freiwilligen sollten schon vorher zu zweit oder auch einzeln auf die Inseln gebracht werden. Für sie hatte der Dorfchef mit Hilfe von Taishi auch bereits weitere Unterbringungsmöglichkeiten organisiert.
Kohlhaas und Bäumer verbrachten die nächsten Wochen mit der Grundausbildung der jüngeren Kämpfer. Bei einer Nahkampfübung schlug Alf dem ungestümen Sven einmal mehr oder weniger versehentlich ein blaues Auge, was den streitbaren jungen Mann in der Folgezeit ein wenig abkühlte.
Am 10.06.2031 wurden die Brüder Christian und Dennis Müller als erste von John Thorphy nach Wilna zum Flughafen gebracht und konnten sich auf den Weg nach Japan machen. Die jungen Männer waren bisher noch nirgendwo aufgefallen, aber dennoch veränderte HOK sorgfältig ihre Scanchips, um ihnen Scheinidentitäten zu verschaffen. Alles verlief glatt.
Die unscheinbaren jungen Männer landeten nach mehrstündigem Flug in Yokohama und wurden dort bei einem Bekannten von Taishi untergebracht. Allerdings verhörten sie die Japaner sehr lange und sie durften den Flughafen erst nach zwei Stunden verlassen. Ein Herr Ishito, der Bekannte von Masaru Taishi, bei welchem sie in Yokohama wohnen sollten bis sie einer Militäreinheit zugeteilt wurden, musste für sie bürgen.
Als Christian Müller Herrn Wilden am Telefon aufgeregt und erleichtert berichtete, dass alles gut gegangen war, fühlten sich auch Frank und Alfred besser.
Einige Tage später feierten sie Svens Abschied mit einem regelrechten Trinkgelage, wobei auch Frank und Alfred gut zulangten. Am nächsten Tage wurde auch er nach Wilna gefahren und erhob sich dann in die Lüfte, um in Japan den heiß ersehnten Kampf gegen die GCF zu erleben. Seine Eltern schienen am letzten Tag vor seinem Abflug nicht so

euphorisch zu sein und Frank musste Svens weinende Mutter mehrfach beruhigen.
Der unter dem Namen Uwe Möller reisende junge Rebell landete ebenfalls sicher in Kobe und wurde dort von seiner japanischen Kontaktperson abgeholt. Der Widerstandskämpfer schickte Wilden noch am gleichen Tag eine E-Mail und versicherte, dass alles in Ordnung war.
Rolf Hugenthal und der junge Holländer Thomas Baastfeldt machten sich zwei Tage später auf den Weg in den fernen Osten. Sie landeten in Tokio und hatten keinerlei Probleme am Flughafen. Rolf Hugenthal, der stämmige und für den Krieg durchaus nicht untalentierte Mann, schwitzte auf dem Flug nach Japan allerdings Blut und Wasser. Die Nervosität, die Angst erwischt zu werden, und der lange Flug setzten ihm arg zu, zweimal musste er sich übergeben.
HOK hatte jedoch wieder gute Arbeit geleistet und die gefälschten Scanchips waren mit komplett unauffälligen Identitäten beschrieben und perfekt gefälscht worden. Gepäck nahmen die fünf jungen Männer nur in sehr geringer Menge mit, schließlich würden sie bei der japanischen Armee alle notwendigen Ausrüstungen erhalten. Sie alle wirkten wie junge, harmlose Touristen, Arbeiter auf Montage oder ähnliches.
Die jungen Männer wurden nach zwei Wochen in diverse Militärlager überführt, wo sie Zügen und Divisionen, welche sich oft ausschließlich aus ausländischen Freiwilligen zusammensetzten, zugeteilt wurden. Sven kam zu einer Militärbasis nach Kumamoto im japanischen Süden. Die Gebrüder Müller wurden Ende Juni nach Sendai verlegt, Baastfeldt nach Kagoshima und Rolf Hugenthal nach Abashiri im Norden Japans.
Thorsten Wilden erreichten mehrere E-Mails, in denen die jungen Männer über ihre Eindrücke berichteten. Bei einigen klang die Kriegseuphorie nicht mehr so stark durch wie zu

ihrer Zeit in Ivas. Wer gedacht hatte, dass er in Japan einen kleinen Abenteuerurlaub verbringen konnte, der wurde schnell mit der nüchternen und harten Realität des Lagerlebens und der militärischen Vorausbildung konfrontiert. Die japanischen Offiziere drillten auch die ausländischen Freiwilligen mit ihrer gewohnten Härte.
Noch war der Krieg graue Theorie und die fünf Freiwilligen wussten nicht, was sie wirklich erwartete. Die GCF hatte zwar Okinawa besetzt, aber das war weit draußen im Meer und betraf ihr Leben kaum. Es war in diesem Konflikt bisher noch kein einziger Schuss gefallen, doch die Ruhe war trügerisch.

Frank Kohlhaas war erneut bei Wilden und sprach mit ihm Einzelheiten für die morgige Abreise durch. Bei dieser Gelegenheit suchte er auch kurz seine Tochter auf, um sich für sein rüpelhaftes Benehmen auf der letzten Silvesterfeier zu entschuldigen.
Der Anführer des Rebellenstützpunktes machte für Frank und Alf noch eine Liste mit Stichpunkten für den morgigen Tag, als Frank hinunter in das Speisezimmer ging. Wilden war sehr beschäftigt und kramte in den Schubladen seines Schreibtisches herum – eine Gelegenheit, die sich Frank nicht entgehen ließ. Scheinbar hatte der ehemalige Firmenchef gar nicht gemerkt, dass er sein Büro auf leisen Sohlen verlassen hatte.
Julia schien auf Frank schon gewartet zu haben und begrüßte ihn mit einem sanften Lächeln. Sie nahm die einsilbig vorgetragene Entschuldigung an und umarmte ihn sogar. Frank wurde ganz schummerig, seine Kopfhaut kribbelte und sein Herz klopfte plötzlich schneller.
Wieder einmal machte er sich auf den Weg zu einer gefährlichen Operation und musste sich von Julia verabschieden. Diese war seit dem Jahresanfang, als sich

ihr der betrunkene Frank nicht sonderlich charmant genähert hatte, immer noch ein wenig eingeschnappt gewesen und hatte mit dem jungen Rüpel kaum geredet. Jetzt schien ihr ein Stein vom Herzen zu fallen und sie wirkte froh darüber, dass sie jetzt nicht mehr vorgeben musste, sauer zu sein.
Aber Frank hatte es nun einmal auch verdient, dass sie ihm die kalte, aber sehr schöne Schulter zeigte, nachdem er auf der Party ihres Vaters so aus der Rolle gefallen war. Man konnte sich als hübsche und kluge Tochter des Dorfchefs ja auch nicht alles gefallen lassen.
„Ich mag diese Japaner nicht", sagte Julia und blickte zur Decke. Sie saß am Küchentisch und spielte gedankenverloren mit einem kleinen Eierbecher aus Plastik. Frank fehlten die richtigen Worte und er schnaufte lieber verlegen.
„Was wollt ihr dort am Ende der Welt? Das ist irgendwo im nirgendwo!" fügte sie hinzu.
„Der japanische…Also, es ist wichtig, dass Japan Stand hält, wenn die GCF angreift", druckste Kohlhaas wenig überzeugend herum.
„Ja, ich weiß. Das sagt mein Vater auch seit Wochen und ist ganz stolz auf euch. Im schlimmsten Fall sind dann sieben Männer hier aus unserem Heimatdorf tot. Na, toll!" stöhnte sie und wirkte verzweifelt.
Frank versuchte, das Gespräch noch einmal auf die Silvesterfeier umzulenken: „Äh, Julia! Du bist auch wirklich nicht mehr böse auf mich wegen der Party? Also ich war so besoffen, ich meine leicht angetrunken, und kann mich kaum noch an das erinnern, was ich gesagt oder getan haben soll…"
Julia grinste ein wenig altklug, stand auf und klopfte Frank sanft auf die Schulter. Dann strich sie ihm durch das Haar

und der junge Mann zuckte überrumpelt zusammen. So etwas hatte die unnahbare Julia noch nie gemacht.
„Ich weiß das aber noch, Frank. Aber das ist jetzt vergessen. Ich bin wirklich nicht mehr sauer. Versprochen!" erwiderte sie.
„Gut! Dann bin ich ja beruhigt!" räusperte sich der Rebell und versuchte, seine ausschweifenden Gedanken wieder in Richtung Sachlichkeit und Anstand zu ordnen.
„Du, ich wollte dir noch was sagen, bevor ich dich vielleicht nie mehr wiedersehe…", hauchte Julia betrübt.
„Was denn?" flüsterte Frank zurück und hatte gerade vor, sie zu umarmen, als Herr Wilden die Treppe herunterpolterte und ins Speisezimmer geeilt kam.
Der junge Mann drehte sich gedankenverloren um. Julia ging einen Schritt zurück, setzte sich wieder an den Tisch und ihr Vater legte aufgeregt los: „Also, Frank. Hier sind noch einmal die wichtigsten Punkte für morgen. Ich habe sie Julia auch schon vorgelesen, vielleicht hat sie mit dir bereits über den einen oder anderen Hinweis gesprochen…"
„Äh…" stammelte Kohlhaas und verdrehte die Augen. Julia verzog ihren Mund und trommelte mit ihren zarten Fingern auf dem Esstisch herum.
„Ich halte es für sinnvoll, wenn auch ihr so gut wie kein Gepäck mitnehmt. Ich habe mit Masaru…", der Dorfchef erklärte wieder alles ganz genau und Frank musste seinen Ausführungen zuhören.
Seine Tochter ging in den Nebenraum und hauchte nur noch ein „Viel Glück!" in Richtung des jungen Freiwilligen.
So ging es noch ein paar Stunden mit Wildens Schilderung der Weltlage und allen theoretischen Eventualitäten weiter.
Bäumer kam später auch noch dazu und bekam den gleichen Vortrag zu hören.
Der morgige Flug nach Japan war für 10.00 Uhr angesetzt und John Thorphy, der Ire, stand schon drei Stunden früher

vor ihrem Haus. Sein alter, weißer Kombi mit den zahlreicher werdenden Roststellen sollte Frank und Alfred nach Wilna zum Flughafen bringen. Gepäck hatten die beiden kaum. Lediglich eine weitere Garnitur Kleider, eine Jacke und einige geschmierte Brote. Den beiden Kriegsfreiwilligen war es heute morgen gar nicht wohl bei dem Gedanken in einer der alten, litauischen Passagiermaschinen einen viele Stunden andauernden Flug nach Tokio über sich ergehen zu lassen. Ihnen wurde fast schon im Vorfeld schlecht, doch sie rissen sich zusammen und stiegen schweigend in Throphys Wagen.
Wilden war noch kurz aufgetaucht und wünschte ihnen alles Gute. Der Ire unterbrach den dann folgenden Vortrag Wildens über die weltpolitische Wichtigkeit ihrer Mission und zeigte genervt auf die Uhr.
„Wir müssen jetzt mal langsam los, Thorsten!“ brummte er und stieg schon einmal in seinen Kombi.
Die Fahrt zur ehemaligen litauischen Hauptstadt war schweigsam. Frank und Alfred schauten aus dem Fenster des Wagens und ließen die sonnendurchflutete Landschaft an sich vorbeiziehen. Grüne Wiesen und alte Bauernhäuser lagen zu beiden Seiten der Straße, manchmal durchfuhren sie auch Ortschaften, welche furchtbar heruntergekommen und verarmt wirkten. Litauen hatte wahrlich auch schon bessere Zeiten erlebt.
Sie erreichten den Flughafen, dem der allgemeine Verfall des Landes ebenfalls deutlich anzusehen war, pünktlich, und tauchten im Gewühl der zahlreichen Fluggäste unter. John Thorphy verabschiedete sich und war bemüht die Großstadt so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Die Fahrten in größere Ballungsgebiete fand er immer unheimlich, denn immerhin wurde nach seiner Person ebenfalls international gefahndet.
Kohlhaas hatte sich in den letzten Wochen einen dichten,

dunklen Bart wachsen lassen und trug wieder einmal eine Sonnenbrille mit breiten Gläsern und eine graue Baseballmütze. Alfred hatte ebenfalls eine Mütze auf dem Kopf und zog sie sich noch tiefer ins Gesicht. Der Flughafen war voll mit Überwachungskameras und trotz gefälschter Scanchips fühlten sich die beiden Rebellen hier äußerst unwohl.
Beide atmeten schwerer, als sie sich der Kontrollzone näherten, doch HOKs gefälschte Daten erwiesen sich erneut als sicher. Ihr Gepäck bestand nur aus Freizeitkleidung und keiner der grimmig schauenden Kontrolleure musterte sie intensiver als die anderen Fluggäste.
Als sie diese Zone hinter sich gelassen hatten, schnauften sie kurz und gingen dann etwas entspannter zu ihrem Flieger nach Tokio. Das große Flugzeug war relativ leer. Nur einige Dutzend Passagiere waren an Bord gegangen und es handelte sich hierbei vermutlich überwiegend um Geschäftsleute.
Die Zahl der Touristen, die Japan in dieser Zeit noch zu besuchen gedachten, war gering. Nur eine Familie mit drei kleinen Kindern, die vor dem Abflug die Sicherheitsanweisungen der Stewardess lauthals kommentierten, konnten die beiden Rebellen erkennen. Ansonsten hatten sich viele Leute in feinen Anzügen und mit großen Aktenkoffern über die Sitzreihen verteilt.
Hätte Frank und Alfred jemand gefragt, was sie in Japan wollten, so hatten sie geantwortet, dass sie Franks Schwester besuchten, welche in Tokio lebte. Natürlich nicht „Franks“ Schwester, sondern Herrn Eduard Rietlis Schwester, Diana Landes, denn den Scanchip eines „Frank Kohlhaas“ gab es ja offiziell nicht mehr.
HOK und Wilden hatten sich im Vorfeld für die zwei Freiwilligen wasserdichte Antworten selbst auf die

unvorhergesehensten Fragen ausgedacht. Doch die litauischen Kontrollbeamten fragten nicht, denn die diplomatischen Spannungen zwischen dem weit entfernten Japan und dem ebenfalls weit entfernten Weltpräsidenten interessierten sie nicht sonderlich, und das war gut so.
Die Maschine startete mit dröhnenden Motoren gen Himmel und bald war sie in das tiefe Blau eingetaucht. Alfred schlief eine Runde und schnarchte leise vor sich hin, während Kohlhaas noch immer nervös um sich blickte und ab und zu der Stewardess mit einem harmlosen Lächeln zunickte.
Sieben Stunden dauerte der eintönige Flug und ab und zu schwankte die Maschine auf unangenehme Weise. Dann erzählte der Kapitän auf englisch von den japanischen Inseln, welche jetzt in Sichtweite kamen und einige Passagiere versuchten, etwas durch die Wolkendecke zu erspähen.
Große Felsformationen glaubte Frank erkennen zu können, dann ging das Flugzeug immer schneller in den Sinkflug und die Konturen der Landmasse wurden klarer.
Aus der großen Höhe sah die japanische Hauptstadt bizarr aus. Riesige Wolkenkratzer schoben sich wie Zeigefinger in den Himmel und das Meer der Betonkolosse erschien endlos zu sein.
„Ein echter Termitenhügel“, dachte sich der junge Mann. Alfred schnarchte zustimmend.
Und in der Tat, es befand sich eines der größten Ballungsgebiete des gesamten Planeten unter ihnen. Vielleicht sogar das Größte, denn etwa 45 Millionen Menschen tummelten sich zwischen Tokio, Yokohama, Kawasaki und den anderen Städten in der Nähe.
Futuristisch anmutende Hochhäuser mit zahllosen Stockwerken schienen das ankommende Flugzeug fast an seinem Bauch zu kitzeln. Manche von ihnen hatten die klassisch eckige Form, andere waren rundlich oder oval. Es

war ein ungewohnter Anblick. Von Ivas, einem halb verfallenen Dorf in der Einöde Osteuropas, beförderte sie die Maschine gerade in ein wild pumpendes Herz der Zivilisation.
So viele Häuser und Gebäude auf einem Fleck hatten die beiden noch nie gesehen und es wurde ihnen mulmig, wenn sie daran dachten, gleich diesen gigantischen Großstadtmoloch betreten zu müssen.
Alfred hatte die meiste Zeit vor sich hin gedöst, während Frank sich gelangweilt hatte. Nun neigte sich der lange Flug dem Ende zu und die litauische Maschine setzte mit einem lauten Rumpeln auf der Landebahn auf.

Die Haupthalle des Flughafens von Tokio war bis in die letzte Ecke von Menschenmassen überlaufen. Ein unaufhörliches Schreien, Rufen und Kichern umhüllte die beiden Rebellen, die hier mit ihren kleinen Rucksäcken auf dem Rücken auf den Mann warteten, welcher sie in diesem fremden Land aufnehmen sollte: Masaru Taishi.
Es war jetzt nach 18.00 Uhr europäischer Zeit, der Flug hatte sich leicht verspätet, aber immerhin waren sie nicht im Meer gelandet. Nun warteten sie schon eine Weile in der Nähe des Hallenausgangs und versuchten, sich die neue Umgebung einzuprägen.
Neben einem Kofferwagen erblickten sie plötzlich einen kleinen, älteren Mann mit einer großen Hornbrille. Er blickte angestrengt um sich und schien die aus der Halle herausströmenden Massen nach jemandem zu durchsuchen. Frank und Alfred näherten sich. Der Mann hob die Arme, rief etwas, was sie kaum verstehen konnten, und kam angerannt. Er postierte sich vor den beiden Rebellen, hob seine Brille leicht an und zeigte auf sie.
„Frank Kohruhas und Arufred Baumer?“ fragte er und verzog seinen Mund zu einem seltsamen Grinsen.

„Ja! Das sind wir!“ erwiderte Alf.
„Willkommen! Willkommen in Japan!“ stieß der ältere Herr euphorisch aus und verbeugte sich tief.
Die beiden Deutschen blickten sich kurz an, nickten und verbeugten sich noch tiefer. Dann sprang der Japaner sie fast vor Freude an und schüttelte ihnen die Hände.
„Willkommen! Willkommen!“ rief er. „Mein Name ist Masaru Taishi!“
„Frank Kohlhaas“, sagte dieser.
„Gestatten, Alfred Bäumer!“ gab jener zurück.
„Frank und Arufred! Willkommen!“ rief Herr Taishi erneut.
„Warum sagt er Arufred?“ wollte Bäumer wissen und knuffte Frank in die Seite.
„Die Japsen haben so ihre Probleme mit dem „L“, erklärte Kohlhaas leise und musste das Lachen unterdrücken.
Ihre Kontaktperson, Wildens ehemaliger Geschäftspartner, lief zügigen Schrittes vor und führte die beiden Männer in eine Tiefgarage, in der ein roter „Kensai“ stand.
Sie fuhren etwa eine halbe Stunde durch diverse Stadtteile von Tokio, dann waren sie in einem ruhigeren Außenbezirk angelangt. Hier lebte der Japaner, der ihnen im gebrochenen Deutsch die gesamte Fahrt über freundlich lächelnd Löcher in den Bauch gefragt hatte. Taishi wirkte sehr geschwätzig und konnte sicherlich Leuten hervorragend auf die Nerven gehen. Aber er schien sehr nett und gastfreundlich zu sein. Frank und Alfred antworteten nur das Nötigste und versuchten, sich erst einmal etwas zu entspannen.
Es war schön, sich einmal wieder unbeobachtet zu fühlen. Sie waren hier freie Männer und kein verwinkelter Arm des Gesetzes lauerte in einer finsteren Ecke, um sie in ein Gefängnis zu ziehen. Ein solches Gefühl hatten sie seit vielen Jahren nicht mehr gehabt. Herrlich war das!

Masaru Taishi hielt an und hüpfte aus seinem Wagen, höflich öffnete er seinen Gästen die Autotür und verneigte sich. Im Hauseingang standen seine Frau und seine zwei Kinder. Sie winkten und lächelten.
Etwas erschöpft trotteten die beiden Rebellen dem aufgeregt quasselnden Mann hinterher, um von seiner Frau und seinen Kindern mit frenetischem Jubel begrüßt zu werden. Alle verbeugten sich, bis sie fast nach vorne über kippten, stellten sich vor und schüttelten ihnen die Hände, als wären sie schon uralte Freunde.
„Wie geht euch in Litauen? Wie geht Thorsten Wilden?“ fragte Taishi und schob die Augenbrauen nach oben. Kleine, hellbraune Schlitzaugen lugten über den Rand der Hornbrille.
„Es geht ihm gut. Und uns auch. Erst einmal vielen Dank, dass Sie uns abgeholt haben und wir hier wohnen dürfen“, sagte Alf.
„Abgeholt…ja, ja“, posaunte Masaru Taishi und klopfte Alf auf die breite Schulter. „Vielen Dank, dass ihr hilft Japan zu…für uns kämpfen!“
Der kleine Mann gestikulierte und wirkte immer noch aufgeregt. Dann lief er weiter ins Haus und zeigte Frank und Alf seine Küche, wo sie Masarus Frau und Kinder mit breiten Mündern anlächelten.
„Japaner lächeln immer…“, flüsterte Kohlhaas seinem Freund zu und tippte ihn an.
„Ja, ich sehe es!“ gab Alf leise zurück.
„Ihr konnt jetzt essen. Meine Frau Ayaka hat gute Essen gemacht“, posaunte der Japaner und setzte sich an seinen tiefergelegten Esstisch.
Bäumer nickte und zog seine Schuhe aus, bevor er in die Küche ging. Frank war froh, dass er an diese japanische Höflichkeitsgeste gedacht hatte und tat das Gleiche, nicht dass Familie Taishi noch beleidigt war.

Sie aßen, tranken einen Schluck Sake und redeten eine Weile mit Herrn Taishi, während seine Frau und die Kinder noch immer daneben standen und freundlich lächelten. Der alte Geschäftsmann konnte erstaunlich gut Deutsch und sein Englisch erschien seinen beiden Gästen nahezu perfekt. Er war viel in der Welt herumgekommen und das merkte man.
Dann gingen alle zu Bett und aufgrund des erschöpfenden Tages hatte Frank in dieser Nacht keine Schlafstörungen, obwohl er sich in neuer Umgebung eigentlich immer erst einmal akklimatisieren musste. Er schlief tief und fühlte sich irgendwie frei.

Am nächsten Tag schilderte ihnen Masaru Taishi die Situation in Japan aus erster Hand. Sein Deutsch war verblüffend flüssig und wenn ihm für schwierige Begriffe das passende Wort fehlte, dann griff er auch auf die englische Sprache zurück.
Er erzählte, dass Mastumoto unzählige neue Arbeitsplätze geschaffen und eine Sozial- und Rentenabsicherung eingeführt hatte.
Sogar bezahlte Urlaubstage für die Arbeiter und Angestellten gab es in Japan wieder – das war einmalig in der ganzen Welt. Frank und Alfred staunten nicht schlecht, von diesen Dingen konnten sie in „Europa-Mitte“ nur träumen, denn hier regierte ein brutales „Friss-oder-Stirb-Prinzip“, ein seelenloser Kapitalismus.
Hier erhielten Kleinunternehmer staatliche Förderungen, der Globe war abgeschafft und der Yen wieder eingeführt worden. Dem japanischen Volk ging es besser denn je, es blühte regelrecht auf.
Der Präsident des Inselstaates hatte den Geldwert an die Arbeitskraft der Bevölkerung gebunden und dem Zinssystem eine Abfuhr erteilt. Alternative Energien

erhielten eine vom japanischen Staat groß angelegte Unterstützung, was der Ölindustrie überhaupt nicht passte. Mittlerweile liefen zahlreiche Autos mit Wasser oder elektrischer Energie. Die beiden Männer aus Deutschland konnten kaum glauben, was sie da hörten.
Taishi erzählte, dass Matsumoto zudem den Scanchip als Ersatz für Kreditkarte und Personalausweis abgeschafft hatte und seit einigen Monaten sogar wieder Bargeld herstellen ließ.
Kein Wunder, dass die mächtigen Herren der Weltpolitik vor Wut schäumten, angesichts solch revolutionärer Maßnahmen.
Japan war seit Matsumotos Regierungsantritt auch in seiner technologischen Entwicklung gut vorangekommen, da die neuen Machthaber viel Zeit und Geld in die Förderung neuer Erfindungen steckten. Hatte die Weltregierung gehofft, die Exportnation Japan durch den weltweiten Boykott ihrer Waren schnell aus der Puste zu bringen, so mussten sie spätestens im Jahre 2031 einsehen, dass diese Vorgehensweise nur mäßigen Erfolg brachte.
Was alle für vollkommen unmöglich gehalten hatten, nämlich dass sich der relativ rohstoffarme Inselstaat autark versorgen und sein Wirtschaftssystem mit Erfolg umstellen konnte, war in den meisten Punkten bereits eingetroffen.
Nicht zuletzt störte die Logenbrüder auch das verstärkte Aufkommen des japanischen Patriotismus und die Rückbesinnung des Inselvolkes auf seine traditionelle Kultur und die damit verbundenen Moral- und Wertsysteme. Ehre, Bildung, Fleiß und Familiensinn wurden wieder gesellschaftlich gewürdigt.
Haruto Matsumoto hatte auch in diesem Bereich die Entwicklung mit Entschlossenheit vorangetrieben und die Japaner dankten es ihm.
„Das klingt unglaublich!“ bemerkte Bäumer.

„Doch, es ist wahr. Matsumoto ist große Segen für Japan!“ antwortete Taishi euphorisch.
„Er ist beste Präsident, wie unser Land seit viele Jahren hatte!“
„Ich verstehe langsam, dass so ein Mann den hohen Herren Kopfschmerzen bereitet. Sie müssen ihn als Dämon darstellen, sonst orientieren sich morgen viele Länder an seiner Politik und klinken sich auch aus dem Versklavungssystem aus“, kam es von Frank.
„Jetzt sie wollen uns mit Krieg zerstören“, stieß Taishi wütend hervor. „Japan wollen sie strafen!“
„Glauben Sie, dass wir überhaupt eine Chance gegen die GCF haben, Herr Taishi?“ fragte Alf.
Der ältere Herr ballte die Fäuste und schaute grimmig an die Decke. „Japanische Leute werden sich…will defend themselves!“
Dann ging der Familienvater in die Küche und brachte eine dampfende Teekanne ins Esszimmer. Er stellte sie auf den Tisch und kniff die Augen nachdenklich zusammen.
„Mein Sohn, Kazuko, er studiert Mathematics an die Tokio Universität, wird auch kämpfen. Er muss zu Armee nach Kobe gehen“, erläuterte er.
Kazuko Taishi war 24 Jahre alt und die beiden Rebellen aus Litauen hatten ihn bisher kaum gesehen. Heute war er wohl zur Universität in die Stadt gefahren, denn er war nirgendwo im Haus anzutreffen. Einerseits schien sein Vater stolz zu sein, dass er zur Armee ging, andererseits merkte man ihm seine Sorgen deutlich an.
„Ich…I hope…Kazuko wird nicht sterben, wenn Krieg kommt“, sagte Masaru und blickte seine Gäste betrübt an.
„Machen Sie sich keine Gedanken, Herr Taishi. Es wird ihm nichts geschehen“, versuchte ihn Frank zu beruhigen.
Die Tage vergingen. Frank und Alfred wurden von Herrn Taishi mehrfach zum Essen eingeladen und sie fuhren in

die Innenstadt der japanischen Hauptstadt. An anderen Tagen besichtigten sie alte Tempel und sogar den Fujiyama.
Den Gästen aus Europa fiel auf, dass die meisten Japaner, trotz der drohenden Kriegsgefahr, sehr fröhlich und zufrieden wirkten. Tokio war eine zwar hoffnungslos überfüllte, aber dennoch schöne Stadt. Endlose Straßenzüge mit großen Leuchtreklameschildern, auf denen fremdartige Schriftzeichen prunkten, bestimmten die Hauptstrassen der Innenstadt.
Es war erstaunlich sauber und gepflegt hier. Die sonst an anderen Orten überall sichtbaren Zeichen des Verfalls und der Verwahrlosung waren in der japanischen Hauptstadt nicht zu erkennen. Im Gegenteil: An ihre Stelle war ein Gefühl des Aufbruchs getreten. Häuserblocks und ganze Viertel wurden saniert, gestrichen oder sogar ganz umgebaut. Frank und Alfred waren von einer reinlichen und modernen Großstadt umgeben und fühlten sich sichtlich wohl.
Sie lernten nun auch die anderen Mitglieder der Familie Taishi kennen, die bei einigen Ausflügen mitkamen. Masarus Frau und seine Kinder erschienen feinsinnig, gebildet und waren immer äußerst höflich und zuvorkommend.
Diese Tage genossen die Europäer, bis es Zeit war, zu gehen. Am 22.07.2031 war der Tag ihres vorläufigen Abschieds von ihrer Gastfamilie gekommen. Sie machten sich nun auf den Weg nach Mito im Osten Tokios. Dort wollten sie sich bei der japanischen Armee als Freiwillige melden und im örtlichen Militärlager unterkommen.
Nach einer Fahrt in einer vollkommen mit Menschen verstopften U-Bahn ging es mit einem Bus weiter in den Außenbezirk der Stadt, wo sie nach einer halben Stunde

Fahrt die riesige Armeebasis erwartete. Einige andere Ausländer reisten mit ihnen. Sie sprachen arabisch und waren wohl aus dem Irak. Zwei Europäer saßen in der zweiten Reihe vorne im Bus und nickten ihnen lächelnd zu. Im Laufe des Tages folgten mehr und mehr Busse mit jungen Männer aus Japan und anderen Ländern. Das Militärlager füllte sich, Frank und Alfred hatten sich bei Divisionskommandant Ishiro zu melden.
Er führte sie durch das Lager, dass von einem emsigen Betrieb gezeichnet war. Jeeps fuhren über die großen Aufmarschplätze, Soldaten brüllten und Stiefel klackerten über den Betonboden. Die beiden Männer erblickten große Hallen mit Schlafbaracken, welche Hunderte von Soldaten aufnehmen konnten. Das Oberkommando teilte sie dem ausländischen Freiwilligenverband „Nihon no Yari“ zu. Der Name der Einheit bedeutete „Speer von Japan“ wie Frank erfuhr.
Bis Ende des Monats Juli bestand das Lagerleben aus Instruktionen durch die japanischen Kommandeure und Aufmarsch- oder Schießübungen. Die Nächte in den großen Schlafhallen waren unruhig und nicht selten hielten Frank und Alfred ein Getuschel und Flüstern in verschiedenen Sprachen in den Nachtstunden wach.
Die Freiwilligen unterhielten sich meistens auf Englisch oder versuchten, mit seltsamen Gesten Botschaften zu vermitteln. Den einen oder anderen Kämpfer ihrer Einheit lernten sie flüchtig kennen, einige ignorierten sie. Der Verband „Nihon no Yari“ setzte sich aus etwa 1100 Soldaten zusammen, allesamt keine Japaner, bis auf die leitenden Offiziere.
Um die 300 Freiwillige stammten aus dem Iran, wo noch immer ein Guerillakrieg zwischen Freischärlern und GCF-Truppen tobte. Vielleicht hundert Soldaten schienen aus Spanien und Italien gekommen zu sein. Inder, Freiwillige

aus Südamerika, Iraker und auch Europäer waren vertreten. Palästinenser stellten eine weitere größere Gruppe dar, vermutlich mehrere Dutzend.
Frank und Alfred hielten sich an die Europäer oder Nordamerikaner, mit denen sie sich am besten verständigen konnten. Mit Luc aus Frankreich unterhielten sie sich gerne und James aus Minnesota machte ebenfalls einen netten Eindruck.
Es war ein seltsamer Haufen hier in Mito versammelt. So viele völlig verschiedene Freiwillige, die sich oft untereinander misstrauische Blicke zuwarfen, hatten sich hier dem japanischen Oberbefehl unterworfen, um das Land gegen die ihnen so verhassten Truppen der Weltregierung zu verteidigen. Ihre Motive waren vielfältig, doch der Hass auf die GCF hielt sie wie eine Klammer zusammen.
Am ersten Tag im Militärlager erklärte der japanische Einheitenführer, dass alle Befehle auf Englisch durchgegeben wurden, da diese Sprache von so gut wie allen Freiwilligen in groben Zügen verstanden werden konnte.
„Thank you for joining the Japanese Army! Your are now under the command of the forces of Japan!” waren die ersten Worte des grimmig schauenden Sergeants, der sie begrüßte, nachdem sie sich auf dem Aufmarschplatz formiert hatten.

„Why are you here?“ Frank tippte dem bulligen Soldaten auf die Schulter, der neben ihm auf dem Feldbett lag.
„I`m Steven from America“, gab der Mann zurück. „I`m here to kill fucking GCF-Bastards. Like you, man...”
“I´m Frank!” Der junge Mann aus Litauen reichte ihm die Hand und lächelte freundlich.
Steven richtete sich auf und setzte sich auf die Bettkante. Er

wühlte in seinem Rucksack herum und kramte Drehtabak und Blättchen hervor.
„Cigarette?“ fragte er.
„No, thanks!“ erwiderte Frank. Jetzt kam auch Alf zu den beiden und stellte sich vor.
„If I ever go back to America, they will kill me“, erklärte der Freiwillige. “I was ten years in prison for political activities...”
Kohlhaas nickte verständnisvoll. “They put me in prison too. For the same things!“
„My father was part of a paramilitary group in Michigan. In 2018 nearly all members of this anti-government group were executed by the GSA”, erklärte Steven. “They put me in prison, just because I was the son of my father. Ten Years!
My young wife was brought to a so called “mental health hospital” and is still there. I never saw my little daughter again!”
Frank und Alfred konnten es sich gut ausmalen, was dem Mann und seiner Familie widerfahren war. Sein Hass auf die Weltregierung war verständlich und er könnte nur froh sein, dass er am Ende seiner Haftzeit nicht auch liquidiert worden war.
Steven war knapp über 30 Jahre alt, wirkte aber älter, vom Schicksal gezeichnet. Tiefe, dunkle Augenringe hatten sich in seinem zerfurchten Gesicht gebildet. Sein Blick wirkte oft hasserfüllt, manchmal aber auch einfach nur traurig und niedergeschlagen.
Frank und Alfred erzählten ihm von ihrem Leben und er klopfte ihnen auf die Schulter. Die Geschichte von der Holozelle, welche ihm Kohlhaas mehrfach erzählte, schien ihn sehr zu berühren. Er ballte seine Fäuste und richtete sich vor den beiden Männer auf: „Don`t worry, brothers! One day these rats will pay for everything!“

Kriegsbeginn

Während Kohlhaas und Bäumer in Mito verharrten und die Zeit totschlugen, bereitete sich auch der Rest von Japan auf den drohenden Angriff der GCF-Armeen vor.
Die Inselgruppe von Okinawa war mittlerweile voll mit Hunderttausenden von GCF-Soldaten und zahlreichen Panzern und Flugzeugen. In den Morgenstunden des 10. August 2031 gab General Williams, der Oberkommandierende der südlichen Invasionsstreitkräfte, den Angriffsbefehl.
Schwer bewaffnete Kriegsschiffe luden die siegesgewissen GCF-Soldaten auf und Flugzeugträger der internationalen Streitkräfte transportierten eine ganze Armada von Bombern und Kampfjets zur Südküste der japanischen Inselgruppe. Als erstes Angriffsziel hatten sich die Luftstreitkräfte der GCF die Küstenstadt Kagoshima ausgesucht. Sie sollte wie durch einen Hammerschlag zermalmt werden. Ein blutiges Exempel, das die gigantische Landinvasion Japans mit einem Feuerinferno eröffnete.
Es war 6.00 Uhr morgens, da hoben Hunderte von GCF-Bombern von den Flugzeugträgern und Luftstützpunkten auf Okinawa ab und bewegten sich schnell auf die noch schlafende Küstenstadt zu.
Hinter ihnen stieg die Morgensonne glühend aus dem Wasser auf und hüllte das japanische Meer in ein furchterregendes, blutiges Rot ein. Dieses unheilvolle Zeichen sollte zu dem kommenden Tag passen, denn Kagoshimas Totenglocke war weit draußen auf dem Meer schon geschlagen worden.
Aufgeregt versuchte die verspätet reagierende Luftaufklärung der Japaner auf die sich nähernden

Bomberschwadrone zu reagieren und es wurde eine mehr als notdürftige Verteidigung zusammengestellt, doch sie war lächerlich gering und dem geballten Vernichtungswillen der Bomber, die wie ein bösartiger Wespenschwarm über die Stadt herfielen, in keiner Weise gewachsen.
Männer und Frauen erwachten gähnend und noch matt in ihren Betten, kleine Kinder wurden von ihren Müttern geweckt, sie frühstückten und gingen zum Schulbus. Die Strassen Kagoshimas füllten sich langsam mit Menschen.
Dann plötzlich um 7.15 Uhr heulten die Sirenen und rissen die Bevölkerung aus ihrem Zustand der morgendlichen Müdigkeit. Die ersten Silhouetten der mit Brand- und Chemiebomben bestückten Kampfbomber tauchten am Horizont auf, um sich wie stählerne Raubvögel nach unten zu stürzen. Das Blutbad begann. Jetzt waren es nur noch wenige Minuten bis zur Hinrichtung der Küstenstadt.
„Bumm! Bumm! Bumm!“ erschallte es von den Wohnvierteln in der unmittelbaren Nähe der Meeresküste und die ersten Bomben zerrissen Menschen und Häuser unter sich. Röhrende Motoren und das Zischen der durch die Luft schneidenden Kampfjets waren zu hören, jetzt konnte sich der Tod auf eine reiche Ernte freuen.
Die strategisch wichtige Hafenstadt, welche große Zentren der japanischen Nahrungsmittelindustrie beherbergte, wurde durch den vernichtenden Bombenangriff innerhalb kürzester Zeit in Schutt und Asche gelegt.
Wilde Panik brach in den Strassen aus und Massen von Menschen versuchten, dem Flammeninferno zu entkommen. Sie stürzten sich in die U-Bahn-Tunnel oder verbargen sich hinter Häuserwänden und in Kellern.
Zehntausende schafften es jedoch nicht mehr, dem brutalen Hammerschlag der GCF-Luftwaffe zu entkommen und starben in den brennenden Ruinen ihrer Heimatstadt. Wie das dumpfe Brüllen eines bösartigen Kriegsgottes schallte

es, wenn die Bombenteppiche der GCF-Kampfjets die Welt unter sich in Feuer und Qualm erstickten. Den ganzen Tag über rasten die Flammenwände des Todes durch die verwüsteten Straßen und radierten alles Leben in ihrem Weg aus.
Zwar hatten die japanischen Flak-Geschütze auch den einen oder anderen feindlichen Flieger vom Himmel holen können, doch war der Großangriff zu wuchtig und massiert, um ihn ernsthaft aufhalten zu können. Der Schlag gegen Kagoshima und die nahezu vollkommene Zerstörung der Stadt leitete den Kampf um die japanischen Inseln ein.
Es war ein grausamer und perfekt geplanter Hieb gegen das Inselvolk, denn die GCF-Piloten hatten den ausdrücklichen Befehl nicht nur die Fabriken und Nahrungsmittelanlagen, sondern vor allem die Wohnhäuser der Menschen zu zerstören, um einen möglichst großen Schock zu hinterlassen. Das gelang ihnen ganz im Sinne ihrer Oberbefehlshaber. Das Entsetzen über das blitzartige Abschlachten von so vielen Männern, Frauen und Kindern traf das japanische Volk bis ins Mark.
Als Kagoshima dem Erdboden gleich gemacht wurde und in einem apokalyptischen Feuer unterging, traf dies auch den aus Ivas stammenden Holländer Thomas Baastfeldt
Er war als Teil einer ausländischen Division nach Süden verlegt worden und half während der Bombardierung der Großstadt bei der Evakuierung der Zivilbevölkerung. Eine Fliegerbombe traf ihn in der Nähe des Stadtzentrums und er wurde wie ein Stück Papier zerrissen. Der junge Soldat war sofort tot und mit ihm alle Menschen, die er und eine Gruppe Freiwilliger aus dem Gefahrenbereich wegzuschaffen versuchten.
Baastfeldt wurde nur 21 Jahre alt. Er war das erste Opfer, welches das Dorf Ivas im japanischen Krieg auf dem Schlachtfeld brachte. Andere Städte der Insel Kyushu im

Süden Japans wurden vorerst noch nicht flächendeckend angegriffen. Die Weltregierung wartete offenbar nach diesem brutalen Akt erst einmal auf eine Reaktion Matsumotos und des übrigen japanischen Volkes.
Als die GCF-Bomber nach mehreren Tagen ihre gnadenlosen Attacken einstellten und sich zu den Flugzeugträgern im Pazifik zurückzogen, wirkte Kagoshima, als wäre es von einem riesigen Stiefel zertreten worden. Über 150000 der früheren Einwohner waren als verkohlte Leichen in den Trümmern der Hafenstadt zu finden. Bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Zivilisten lagen mit aufgerissenen Augen in den Strassen und starrten mit kaltem Blick gen Himmel.
Auch der Flughafen war vollkommen dem Erdboden gleich gemacht worden und die Japaner hatten viele ihrer Maschinen verloren.
Bis auf den Flak-Beschuss hatten sich die Verteidiger kaum gewehrt. Sie waren auf einen so ausgeweiteten Vernichtungsschlag der GCF weder militärisch noch psychologisch vorbereitet gewesen.
Die wenigen Soldaten der japanischen Armee waren überwiegend mit der Evakuierung der Bevölkerung beschäftigt gewesen und hatten nichts gegen das Flächenbombardement ausrichten können. Kagoshima war erbarmungslos ausgelöscht worden und die Weltregierung hatte eindrücklich bewiesen, dass sie es ernst meinte mit ihrem Kampf gegen die abtrünnigen Völker.
Eine Woche später schlugen auch in Tokio mehrere Dutzend Raketen ein und zerrissen einige Wohnblocks in der Innenstadt. Dann war kurzzeitig Ruhe. Die GCF-Truppen formierten sich an den Grenzen des rebellischen Inselreiches, begannen mit der Ausarbeitung neuer Strategien und bereiteten die Landinvasion der gigantischen Streitmacht vor.

Matsumoto nahm die Kunde von der vollkommenen Zerstörung Kagoshimas mit großer Bestürzung. Sie stieß ihn wieder in ein Loch tiefster Verzweiflung, aus welchem ihm sein Freund Akira Mori und seine anderen Berater kaum heraushelfen konnten.
Der japanische Präsident wollte tief im Inneren noch immer keinen militärischen Konflikt, hatte aber zugleich die Hoffnung auf Frieden schon längst aufgegeben. Jetzt musste er handeln. Das erwarteten seine Getreuen und vor allem das japanische Volk selbst, welches zwischen Entsetzen und Wut pendelte.
Matsumotos Tod, der seines gesamten Führungsstabes und aller, die seine Rebellion unterstützt hatten, war längst beschlossene Sache seiner Gegner. Der Plan zur Vernichtung Japans war von den einflussreichen Herren in den Hinterzimmern der Weltpolitik schon vor Monaten abgesegnet worden.
Mit dem Mut der Verzweiflung trat der Präsident des abtrünnigen Inselstaates zu Beginn der folgenden Woche vor sein Volk in Tokio. Hunderttausende hatten sich in der Innenstadt versammelt und empfingen ihn mit einem ohrenbetäubenden Jubel. Haruto Matsumoto erschien jetzt zornig und verbissen. Seine Augen glichen tiefen, finsteren Löchern und er fletschte die Zähne wie ein knurrender Wolf. Rechtschaffende Wut hatte den Präsidenten Japans ergriffen und er verkündete:

„Mein geliebtes Volk der aufgehenden Sonne!

Ich bin ein Mann des Friedens. Ein Mann, der aufbauen wollte, anstatt zu zerstören. Der heilen wollte, anstatt weitere Wunden in den Körper der Welt zu schlagen. Wie oft habe ich die Weltregierung darum gebeten, uns in Frieden leben zu lassen? Wie oft habe ich sie darum

gebeten, dass wir so leben dürfen, wie wir es für richtig halten und sie so leben dürfen, wie sie es für sinnvoll erachten?
Ihr alle seid meine Zeugen. Ich habe es versucht. Mehr als ein Dutzend Mal, doch man hat nicht mit mir reden wollen. Man hat uns alle ignoriert und verlacht, während ich, als stolzer Nachfahre aus altem Samuraigeschlecht, mich fast wie ein Hund erniedrigt habe, um Frieden zu erbetteln. Ich habe sie angefleht, Vernunft walten zu lassen. Sie haben nur geschwiegen und kalt gelächelt.
Ihnen geht es darum, uns notfalls mit Gewalt unter Kontrolle zu halten. Wir sollen ihnen all unsere Arbeitskraft geben. Wir sollen tun, was sie befehlen und unsere Söhne sollen sterben, wenn sie es wünschen.
Wir sollen weiterhin bei ihren Banken verschuldet bleiben und ihnen alle Möglichkeiten bieten, uns weiter aussaugen zu können. „Harte Maßnahmen" kündigen sie gegen unser Volk an. „Eine gehörige Lektion" wollen sie uns erteilen, damit wir uns unterwerfen und weiter versklaven lassen.
„Sie werden schon lernen – durch Schmerz und Pein, diese Japsen!" giften sie höhnisch. Jetzt ist es soweit: Jetzt wollen sie uns lernen lassen. Durch Qual, Bomben und Tod. Diese angeblichen Humanisten, Menschenfreunde und Befreier der Welt!
Die Vernichtung von Kagoshima hat mir eines klar gemacht: Der frömmste Mensch kann nicht in Frieden leben, wenn es sein böser Nachbar nicht will!
Jetzt haben sie sogar behauptet, dass wir Japaner die Schuldigen am Anschlag auf die chinesische Stadt Hangzhou sind, um endlich einen Kriegsgrund gegen uns zu haben. Ich soll das angeordnet haben, „Japan will den Sektor China angreifen", lügen sie vor den Augen der anderen Völker der Welt.

Aber meine Landleute, wir Japaner haben damit nichts zu tun. Das war die Weltregierung selbst, diese Kriegstreiber, diese Heuchler. Der Weltpräsident weinte verlogen vor den Kameras der Fernsehsender seine Krokodilstränen, hetzte gleichzeitig die Chinesen gegen uns auf und rekrutierte sie in Massen für die GCF-Armee. Es dauerte nicht lange, da hatte er seine Ziele erreicht und seine Saat des Hasses war aufgegangen.
Meine lieben Landleute, jetzt wissen wir, woran wir sind. Der unter euch, welcher glaubt, dass man uns verschonen wird, wenn wir uns nur ergeben, der kennt unsere Feinde schlecht, denn Rachsucht und Böses treiben ihre Geister an.
Wir sollen gefoltert und hingerichtet werden, als Warnung an alle anderen freiheitsliebenden Völker der Erde. Wir sollen weggefegt werden von unserer Insel, als blutiges Exempel für die übrigen Staaten, die mittlerweile im Inneren der Weltregierung nicht mehr vertrauen.
Volk von Japan, jetzt musst du stark sein wie der große Berg. Fest stehen wie der „Herr Fuji“, wenn Erdbeben und Fluten aufziehen.
Denkt in diesen Stunden an die Ahnen, die alten Ritter der Sekogu-Zeit. Sie waren uns immer Vorbild, denn sie fürchteten den Tod nicht und ließen sich ihre Ehre von niemandem nehmen!
Soldaten Japans, pflanzt die Bajonette auf und ladet die Gewehre! Umarmt Frau und Kind und marschiert in diesen heiligen Krieg für unser Vaterland! Steigt in die Panzer und Flugzeuge, bemannt die Geschütze und die Bunkerstellungen! Bringt dieser Höllenbrut den Tod!
Kein Meter Japans wird unverteidigt preisgegeben! Nicht die kleinste Insel werden wir ihnen lassen, bevor wir sie nicht mit ihrem Blut getränkt haben!

Sie wollen uns vernichten? Unser uraltes Volk und seine Kultur zerstören?
Dann sollen sie auch den Preis dafür zahlen! Und der Preis wird hoch sein! Er wird riesig sein! Sollen sie nur kommen! Macht euch bereit, meine Kinder! Japan schlägt jetzt zurück!“

Die Menge tobte nach den Worten Matsumotos wie von einem Tornado ergriffen. Tausende von jungen Männern, die sich die japanische Fahne als Stirnband um den Kopf gebunden hatten, brüllten exstatisch und reckten ihre Fäuste gen Himmel. Frauen kreischten und klatschten in die Hände. Ganz Tokio schien außer sich zu sein. Banner wurden geschwenkt und Lieder gesungen. Das Volk der aufgehenden Sonne griff zu den Waffen.

Das japanische Oberkommando hatte sich bei einigen Einheiten ausländischer Freiwilliger noch immer nicht entschieden, an welcher Stelle sie nun am geschicktesten eingesetzt werden sollten.
So war es auch im Falle der „Nihon no yari“ Truppe, die in Mito auf ihre Verlegung an die Front wartete.
Zur gleichen Zeit wurden die GCF-Einheiten auch im Norden der japanischen Inselgruppe zusammengezogen, um auf Hokkaido zu landen. Hatte man größere Luftwaffenverbände von Seiten der GCF-Führung auf Kyushu konzentriert, so verliefen die Bombardements auf Hokkaido erst einmal nur punktuell. Die Städte Wakkanai und Abashiri wurden zuerst angegriffen und einige Industrieanlagen zerstört. Einen Vernichtungsschlag wie gegen Kagoshima unternahmen die GCF-Bomberflotten nicht, da den Norden eine riesige Invasionsstreitmacht auf den Kriegsschiffen erwartete.

Tausende von neuen Rekruten aus China hatte die Weltregierung für den Sturm auf die Küstenregion, zusammen mit zahllosen Soldaten aus allen Ländern auf ihren Kriegsschiffen versammelt.
Zwei Tage vergingen noch, notwendige logistische Vorbereitungen mussten getroffen werden, dann brachte die Flotte die jungen Männer in endloser Zahl von der Insel Sakhalin und der sibirischen Hafenstadt Nakhodka in Richtung Japan.
Die riesigen Transportschiffe und Zerstörer der GCF-Armada bereiteten sich auf den Sturmangriff vor. Hunderte von gepanzerten Landungsbooten füllten sich mit einem gewaltigen Strom aus Soldaten und glitten in das dunkelblaue Meer hinab.
Sie bewegten sich schnell in Richtung des Strandes und tauchten, als sie in Reichweite der japanischen Geschütze waren, kurz unter die Wasseroberfläche ab, um schlechter getroffen werden zu können. Sie glichen einem Schwarm Haie, welche darauf warteten, aus dem Wasser auf seine Opfer zu springen.
Als die Landungsboote ins seichtere Wasser der Küste kamen, tauchten sie auf und sofort öffneten sich ihre metallischen Bäuche, um unzählige von GCF-Soldaten auszuspucken. Der Kampf entbrannte.
Sobald sich die ersten der Ladeluken quietschend auftaten und die Soldaten in das flache Wasser sprangen, brandete ihnen heftiges MG-Feuer aus den nahegelegenen japanischen Stellungen entgegen. Ein furchtbarer Hagel von Geschossen prasselte auf die gepanzerten Ungetüme und die unglücklichen Männer, die aus ihnen herauskamen, hinab.
Die ersten der Angreifer wurden von den Kugeln zum größten Teil durchsiebt und ihre Körper fielen ins Wasser. Blutige Wolken färbten die Wasseroberfläche und zahllose

der nachrückenden Soldaten hetzten voran, vorbei an ihren toten Kameraden, welche sich vor ihnen auftürmten. Zwischendurch schlugen schwere Geschütztreffer in die Masse der GCF-Soldaten ein und abgerissene Körperteile verteilten sich über den blutgetränkten Strand. Es war ein furchtbares Gemetzel und die Landungsarmee der GCF erlitt innerhalb von nur wenigen Minuten entsetzliche Verluste.
Doch das war von den Befehlshabern nüchtern einkalkuliert worden, denn die Strandsektion sollte mit Massen von Angreifern überrannt werden. Die neu rekrutierten GCF-Soldaten aus China, die hier zu Tausenden geopfert wurden, erwiesen sich als gut geeignet für diese blutige Aufgabe. Viele von ihnen glaubten wohl, dass sie im Recht waren. Immerhin hatte Japan in ihren Augen den Biowaffenanschlag auf ihr Heimatland zu verantworten.
Als sie in Massen von MG-Salven dahingemäht wurden, zweifelte allerdings der eine oder andere am Sinn seines Kriegseinsatzes hier in der Fremde.
Zwischen den Leichen, die das Strandstück bedeckten, warfen sich jetzt die ersten Invasoren selbst auf den Boden und feuerten auf die Japaner. Mehr und mehr ihrer Kameraden folgten ihnen, und bald waren sie so viele, dass selbst der wütende Feuerhagel der Verteidiger sie nicht alle aufhalten konnte.
Während die Landungsboote weitere Soldaten der GCF an den Strand brachten, eröffneten die Kriegsschiffe vom Meer aus plötzlich ein mörderisches Bombardement.
Innerhalb von Sekunden durchpflügten die Salven schwerer Bordgeschütze den Bereich hinter dem Strand und rissen einige Verteidigungsbunker in Stücke. Den einen oder anderen GCF-Soldaten, der schon zu weit vorgestürmt war, trafen sie ebenfalls. Doch auch Verluste durch sogenanntes „friendly fire“ waren in gewissem Maße Teil der

strategischen Berechnungen des GCF-Oberkommandos. Immerhin hatte man Reserven, Menschenmaterial im Überfluss.
Die japanischen Geschütze antworteten ihrerseits und versuchten, die Kriegsschiffe zu treffen, doch der Erfolg war mäßig. Nur zwei der schwimmenden Festungen konnten ernsthaft beschädigt werden.
Matsumotos Soldaten hatten sich tief in Schützengräben und befestigten Betonbunkern verschanzt. Ihre Gesichter waren zu finsteren, wütenden Fratzen erstarrt. Sie fletschten ihre Zähne wie wilde Tiere und die Anführer der Trupps gelobten ihre Stellungen entweder zu halten oder zu sterben. Doch trotz des unermüdlichen Gegenfeuers ergossen sich wahre Fluten von Soldaten aus immer neuen Landungsschiffen über die Küstenregion. Die Angreifer hasteten über die Leichenhaufen ihrer Mitkämpfer hinweg und kamen immer näher. Ihre Zahl erschien endlos, Masse um Masse, zu viele für die wenigen Tausend Japaner, welche den Strand vor der Stadt Wakkanai zu halten versuchten.
So ging es noch eine Weile und mit einem glühenden Fanatismus rissen die Maschinengewehre der Japaner weiter blutige Lücken in den riesigen Schwarm der angreifenden GCF-Soldaten, dann waren diese nahe genug heran gekommen und gingen mit Flammenwerfern und Handgranaten gegen die befestigten Stellungen vor.
Sie sprangen in die schlammigen Gräben der Verteidiger, kämpften sich durch die Stacheldrahtbarrikaden und schossen und stachen alles und jeden nieder.
Besonders die Chinesen wüteten mit furchtbarer Wildheit und ließen keinen, dessen sie habhaft werden konnten, am Leben. Zwei Stunden später waren die zahlenmäßig deutlich unterlegenen Japaner nach erbarmungslosen Kämpfen auf kurze Distanz besiegt worden und der Strand,

welchen unzählige Tote bedeckten, war unter der Kontrolle der GCF.
Nachdem die übrigen Soldaten das Festland erreicht hatten, erging an sie sofort der Befehl, die Stadt Wakkanai einzunehmen.
Panzer und mobile Geschütze folgten der Infanterie und wurden in großer Zahl ausgeladen. Ein kleiner Teil der nördlichen Küste der japanischen Inseln war erobert worden und nun setzte sich ein gewaltiger Heereswurm, flankiert von Panzern, in Richtung der nahegelegenen Stadt, die mit einem wichtigen Flughafen ausgestattet war, in Bewegung.
In den Trümmern von Wakkanai, das die GCF-Luftwaffe zuvor verwüstet hatte, erwartete ein großes Kontingent der japanischen Armee die Invasoren. Panzer, Artillerie und Massen an Infanteristen lauerten hier in den zerbombten Straßenzügen und schworen sich, ebenso tapfer zu kämpfen wie ihre Kameraden, die fast alle beim Kampf um den Strand gefallen waren. Scharfschützen hatten sich in den verwinkelten Gassen der Innenstadt verschanzt und warteten auf ihre Opfer.
Das Gemetzel in der Landungsbucht hatte der GCF schon schwerste Verluste eingebracht und weitere Verstärkungen mussten jetzt erst einmal von den Kriegsschiffen geholt werden. Wakkanai wartete auf das grausame Blutgericht in seinen Straßen.
Kyushu, die südlichste der vier japanischen Inseln, war inzwischen von den GCF-Soldaten dem Erdboden gleichgemacht worden. Zwar fanden immer noch Kämpfe in den Ruinen der Großstädte, vor allem in Kumamoto und Fukuoka statt, doch zogen sich die Verteidiger zu diesem Zeitpunkt schon in Richtung Honshu, der zentralen Insel, zurück. Der Präsident selbst hatte hier einen taktischen Rückzug angeordnet, um nicht noch mehr Divisionen, die notfalls das Zentrum des Staates verteidigen mussten,

einzubüßen. Einfach zu viele waren innerhalb weniger Tage auf Kyushu gefallen und zu hart hatte der Militärschlag den japanischen Süden getroffen.
Als nächstes Angriffsziel hatten die Armeen der Weltregierung die Nachbarinsel Shikoku und vor allem die Stadt Kochi mit ihren Rüstungsfabriken und Industrieanlagen anvisiert.
Wenn diese Attacke erfolgreich war und der Vormarsch im Norden ebenfalls siegreich vonstatten ging, dann galt es, den tödlichen Schlag gegen das Ballungsgebiet um die japanische Hauptstadt selbst zu führen und den Krieg zu entscheiden. Der Verteidigung der Nordinsel brachten Matsumotos Generäle deshalb zunächst eine besondere Aufmerksamkeit entgegen.
Hier waren Hunderttausende von Soldaten, die auf den Sturm auf Wakkanai und die Regionalhauptstadt Sapporo warteten, positioniert worden. Währenddessen pumpte das Herz Japans, welches Tokio, Yokohama und die anderen Großstädte umfasste, pausenlos Waffen und Kriegsgerät durch das Land, um einen Gegenangriff im Süden zu ermöglichen.
Doch es sah nicht gut aus. Endlos erschien zu diesem Zeitpunkt die Zahl der GCF-Soldaten, Flugzeuge und Kriegsmaschinen, die das Land überschwemmten. Etwas musste passieren, damit Japan nicht fiel. Wieder kroch den Bewohnern des rebellischen Landes das Gift der Resignation in die Knochen, da der dunkle Schatten an beiden Enden der Inselkette weiter und weiter anwuchs.
Im Süden, auf der Insel Shikoku, waren bis zum 23.08.2031 die küstenahen Städte Uwajima und Matsuyama bereits von den GCF-Truppen erobert worden, der Widerstand der japanischen Armee hielt sich hier in Grenzen. Auf Hokkaido begann derweil jedoch ein furchtbarer Grabenkrieg um jeden Meter Boden. Wakkanai war trotz der vielfachen

zahlenmäßigen Überlegenheit der GCF noch immer nicht vollständig genommen worden und nach wie vor metzelten sich die Soldaten in den Trümmern der zerschossenen Stadt in einem wahren Blutrausch gegenseitig nieder.
Fast bis Mitte des nächsten Monats ging es hin und her, erobern und zurückerobern, der Vormarsch der Angreifer war im Norden ins Stocken geraten. Die Verluste in den brutalen Straßen- und Häuserkämpfen der kleinen Stadt waren sogar so gewaltig, dass sie das Oberkommando der GCF in Verlegenheit brachten.
Mit Bajonetten, Klappspaten und Messern fielen die Soldaten in den zerbombten Häuserruinen übereinander her, wenn sie keine Munition mehr hatten. Einen derart barbarischen Krieg hatte die Welt seit langem nicht mehr gesehen. Über 100000 Mann hatte der Sturmangriff auf Wakkanai die GCF bereits gekostet, die Japaner hatten etwa die Hälfte an Verlusten, da sie oft aus gut geschützten Stellungen heraus operieren konnten. Trotzdem berichteten die internationalen Medien ausschließlich von großen Siegen und militärischen Triumphen und zeigten nur glückliche und erfolgreiche Soldaten.
Die blutige Realität sah allerdings anders aus. Die Häuser Wakkanais waren schon jetzt meist bis auf die Grundmauern zerstört worden und noch immer hallten das Feuer von Sturmgewehren, das Rattern der Panzerketten und die Schreie der Soldaten durch die apokalyptische Landschaft. Die Japaner, unter ihnen sogar Frauen, verteidigten jeden Meter ihrer Stadt mit wahnsinnigem Fanatismus und dachten nicht daran, aufzugeben.
Erst als die nachgerückte GCF-Artillerie die Trümmerstadt mit chemischen Geschossen eindeckte und bis in den letzten Winkel verseuchte, ließ ihre Kampfkraft langsam nach. Bei dem rücksichtslosen Trommelfeuer trafen die Geschütze auch einmal mehr die eigenen Leute, was aber

wohlwollend in Kauf genommen wurde – schließlich galt es die Japaner mit allen Mitteln in die Knie zu zwingen.
Von dem chemischen Bombenhagel hörte man erwartungsgemäß weder im Fernsehen noch in der Presse auch nur ein Wort.
General Takeuchi, ein zäher und verbissener Mann, der die Verteidigung Wakkanais leitete, befahl nach einigen weiteren blutigen Tagen den Rückzug der wenigen überlebenden Soldaten. Sie wurden nach Sapporo abberufen, um dort den riesigen Verteidigungsgürtel, den Matsumotos Oberkommando um die Metropole der Nordinsel gelegt hatte, zu verstärken. Manche von ihnen hatten auch Harakiri, den rituellen Selbstmord im Falle einer Niederlage, gemacht, bevor ihre Stellungen gefallen waren.
Die Metropole des Nordens hatte bereits die Flüchtlinge aus Wakkanai aufgenommen und öffnete sich jetzt für den kläglichen Rest der japanischen Divisionen, welche das Gemetzel überlebt hatten.
Erschöpfte und aufgrund der gigantischen Verluste langsam demoralisierte GCF-Truppen folgten ihnen und nahmen die Städte Abashiri und Kitami, die kaum mehr verteidigt werden konnten, ein. Dann stoppte ihr Vormarsch, denn ihre gelichteten Reihen mussten erst durch weitere Verstärkung, die aus Übersee herangeschafft wurde, aufgestockt werden. Die verbissene Verteidigung Wakkanais hatte den Japanern Zeit verschafft und der Führungsstab der GCF-Armee musste sich eingestehen, dass sie den Inselstaat nicht per Handstreich einnehmen konnten, obwohl die Operation im Süden weitgehend planmäßig verlief.
Sapporo konnte nicht umgangen werden, denn dafür war die Metropole zu wichtig und verstopfte durch ihre geographische Lage den Zugang zur zentralen Insel Honshu wie ein unverrückbarer Felsbrocken. Über eine

Million japanische Soldaten waren über kilometerlange Schützengräben und Bunkeranlagen rund um das strategische Ziel verteilt worden. Hinter ihnen lauerte ein großer Teil der japanischen Luftwaffe und mehrere Panzerdivisionen, während moderne Flakgeschütze die Angriffe der GCF-Bomber erwarteten.
War der Kampf um Wakkanai schon blutig und verlustreich gewesen, so würde ein Angriff auf Sapporo zu einem noch viel schlimmeren Grabenkrieg werden. Die Metropole mit ihren 2,5 Millionen Einwohnern musste vermutlich erst einmal belagert und ausgehungert werden. Das war aus Sicht der Angreifer keine befriedigende Ausgangslage, so dass man doch den Einsatz von Nuklearwaffen gegen das Ballungsgebiet um Tokio herum in Betracht zog, um die Japaner zu demoralisieren.
Präsident Matsumoto drohte jedoch in einer Radioansprache damit, notfalls jede Atombombe mit einem entsprechenden Gegenschlag, vor allem auf die Großstädte Nordamerikas, zu beantworten, „so lange noch ein Japaner, der den roten Knopf drücken konnte, am Leben war".
Der Plan wurde von der Weltregierung schnell wieder verworfen und die Landinvasion mit konventionellen Waffen fortgesetzt. Im schwächer verteidigten Süden des abtrünnigen Inselstaates ging es zu diesem Zeitpunkt aber besser voran. Kyushu und Shikoku waren schon weitgehend von der Armee der Weltregierung unter Kontrolle gebracht worden. Nur noch in Kumamoto mussten japanische Einheiten zurück geworfen werden. General David Williams wirkte diesbezüglich jedoch äußerst zuversichtlich und sagte in einem Fernsehinterview, dass Matsumotos Ende schon in Aussicht sei.
Wenn die beiden südlichsten Inseln dann vollständig unter Kontrolle gebracht worden waren, konnte man auch die Schlacht um Sapporo beginnen, um die Japaner hier

langsam auszubluten. Diese tödliche Zange, so plante man, sollte das abtrünnige Land letztendlich wie eine Nuss zerquetschen.
Probleme hatte die Weltregierung in den folgenden Wochen jedoch mit der Neurekrutierung von Soldaten in China. Zu viele chinesische GCF-Rekruten waren nicht mehr zurückgekehrt und langsam dämmerte es den Chinesen, dass ihre Söhne mehr und mehr drohten in Massen „verheizt“ zu werden.
Auch war der Hass gegen Japan aufgrund des Anschlages von Hangzhou wieder ein wenig abgeflaut und konnte trotz der intensiven Kriegspropaganda im Fernsehen nicht mehr richtig angestachelt werden.
Letztendlich waren die Heere der Mächtigen aber nach wie vor Legion, nur dass jetzt zunehmend mehr Soldaten aus weiter entfernteren Ländern herangeschafft werden mussten. Weltweit liefen Werbekampagnen für den Krieg gegen das angeblich „diktatorische und militaristische Matsumoto-Regime“. Von Nordamerika bis Afrika fanden neue Truppenaushebungen statt, vielfach unter Zwang, so dass bald weitere Millionen Soldaten zu den Schlachtfeldern auf den ostasiatischen Inseln gekarrt werden konnten.
Präsident Matsumoto glaubte, dass er, sollte sich der Krieg über Jahre ausdehnen, kaum Chancen auf einen Sieg hatte. Aber vielleicht hatte ihn die feindliche Propaganda, die sich wie immer zuversichtlich und siegessicher gab, auch getäuscht, denn die Verluste der GCF waren wesentlich höher als erwartet.
Gleiches galt für den Kampfeswillen seines Volkes, welcher ihn mehr als beeindruckte. Offenbar hatten es die 150 Millionen Japaner besser verstanden, was ihnen im Falle einer Niederlage blühte, als er es anfangs befürchtet hatte. Immer mehr junge Männer meldeten sich freiwillig zur Front

und strömten zu den Rekrutierungsstellen der japanischen Armee.
Was er eigentlich seinem Volk ersparen wollte, war jetzt ohnehin nicht mehr aufzuhalten und vielleicht war die Weltregierung aufgrund des unterwartet großen Widerstandes doch verunsicherter, als sie es erscheinen ließ.
Der Rückgang der sich freiwillig meldenden chinesischen Soldaten in den Reihen der GCF ließ jedenfalls auf einen ersten Teilerfolg schließen. Matsumoto verlor nicht die Hoffnung, wenngleich sie nicht allzu groß war.

Auf nach Sapporo

Die Hälfte des Monats September war bereits verstrichen und Frank, Alfred und etwa 1000 weitere Freiwillige warteten in der Militärbasis in Mito noch immer auf ihren ersten Fronteinsatz. Die beiden Männer aus Litauen waren mittlerweile von dem eintönigen Herumsitzen ziemlich genervt, zumal ihre Lust auf Krieg spürbar abgenommen hatte und sie nicht so recht wussten, ob es für sie wirklich ein Gewinn war, wenn sie in den nächsten Tagen in eine Kampfzone verlegt würden.
Die Nachrichten im japanischen Fernsehen zeigten wirklich grauenvolle Bilder und der Inselstaat sendete jetzt auch ununterbrochen Durchhalte- und Kriegspropaganda.
Die mit schmetternden Stimmen vorgetragenen Berichte des staatlichen Radios von den Fronten im Süden und Norden der Inselgruppe wurden mittlerweile sogar mit Lautsprechern übertragen und dröhnten den halben Tag durch das Lager.
Bei den ausländischen Freiwilligen, die bis auf „Nihon“ und „Matsumoto“ nichts von dem japanischen Gerede verstanden, kam das überhaupt nicht gut an. Es ging ihnen regelrecht an die Nerven.
Heute Morgen hatte es unter einigen Freiwilligen Streit gegeben. Ein Mann aus Indien und ein Pakistani waren mit Messern und abgerochenen Flaschen aufeinander losgegangen. Drei japanische Ausbilder warfen sich dazwischen und schlugen dem Inder mit einem Holzknüppel die Nase ein. Den Grund des Streites erfuhren Frank und Alf nicht.
Gestern hatten sie unerwarteten Besuch erhalten. Herr Taishi und seine Frau waren nach Mito herausgefahren und

hatten ihnen einen selbstgebackenen Kuchen mitgebracht. Der ältere japanische Geschäftsmann erzählte ihnen, dass sein Sohn jetzt in Kobe stationiert war. Dort waren die Kämpfe glücklicherweise noch nicht angekommen, dem jungen Mann ging es gut und seine Eltern schienen beruhigt zu sein. Die allgemeine Lage im Süden bereitete ihnen jedoch mit Recht Kopfzerbrechen.
Gegen Mittag wurde die Einheit „Nihon no Yari“ dann zum Aufmarschplatz gerufen und musste vollzählig antreten. Ein kleiner japanischer Offizier brüllte ihnen in kaum verständlichem Englisch die Entscheidung des Oberkommandos entgegen. Die Einheit sollte am morgigen Tage nach Sapporo verlegt werden und den westlichen Verteidigungsring um die Metropole verstärken. Das verhieß nichts Gutes.
Frank und Alfred riefen am Abend Herrn Wilden an und verkündeten ihm die Nachricht. Dieser gratulierte ihnen, denn er sah es als äußerst wichtig an, dass Sapporo nicht erobert wurde – und musste selbst ja auch nicht die Knochen hinhalten.
Die beiden Männer aus Litauen machten sich derweil Sorgen, denn die GCF hatte gewaltige Truppenverbände vor Sapporo zusammengezogen. Der Tag verging und Frank grübelte bis in die Nacht hinein, wo ihn seine Alpträume im Schlaf erwarteten:

Zwischen Frank und den seltsamen, dunklen Gestalten auf der anderen Seite befand sich ein breiter Fluss mit tiefem, schwarzem Wasser.
Vom Ufer aus konnte der junge Rebell nur einen Haufen schemenhafter Wesen erkennen, die ihn wütend anstarrten. Es waren die erbosten Seelen derer, die in Paris bei seinem Bombenattentat gestorben waren. Als sie ihn erblickten, fingen sie an zu rufen: „Da ist der Mörder, Frank Kohlhaas!“

Dieser erschrak und antwortete: „Wer seid ihr?“
„Wir sind deine Opfer. Wir waren in unserem früheren Leben Polizisten, Politiker, Journalisten…“
Frank schwieg für einen Augenblick und zuckte zusammen. „Was wollte ihr von mir?“
Die Seelen schrieen: „Wir wollen dich heimsuchen. Unsere Gesichter sollen dich im Schlaf quälen, immer wieder werden sie das tun, bis du dem Wahnsinn verfallen bist! Mörder! Mörder! Mörder!“
Jetzt ergriff den jungen Mann der Zorn: „Ihr nennt mich einen Mörder? Ihr habt meine Familie auf dem Gewissen! Ihr habt mich gefoltert und Millionen Menschen sind schon wegen euch gestorben!“
Die Seelen seiner Opfer zischten und heulten. Das wollten sie nicht hören und ein giftiges Raunen durchfuhr sie. „Du bist ein Mörder, Frank Kohlhaas! Nichts weiter, nur ein dreckiger Mörder!“
„Ihr habt mich dazu gemacht!“ brüllte Frank wütend ans andere Ufer. „Es ist eure Schuld, dass ich das getan habe!“
„Nein, der Mörder war schon vorher in dir, wir haben nur den Käfig in deinem Inneren aufgeschlossen, der ihn zurückgehalten hat!“
Kohlhaas tobte und spuckte vor sich auf den Boden: „Nein, Lügner seid ihr allesamt! Ich war ein guter Mensch, bis ihr mein Leben zerstört habt! Gut war ich, bevor ihr mich gepeinigt habt!“
Jene dunkle Wolke aus hasserfüllten Seelen stieß ein furchterregendes Fauchen aus und schien in sich zu brodeln.
„Du mordest gern, Frank Kohlhaas! Uns kannst du nicht täuschen!“ schrieen sie mit schrillen Stimmen und Frank hielt sich die Ohren zu.

„Ihr habt mit dem Blutvergießen angefangen. Ich fürchte euch nicht! Ich hoffe, ihr seid jetzt in der Hölle, wo ihr hingehört!“ stieß er aus.
„Wir sind hier, hinter dem Fluss im Totenreich. Dort warten wir auf dich, Frank Kohlhaas! Schon bald werden wir dich hier begrüßen…“ raunten sie mit hämischen Stimmen.
„Ihr seid an allem schuld!“ rief Frank ihnen erneut zu.
„Mörder! Mörder! Mörder!“ kam es zurück.
„Ihr habt mich zu dem gemacht. Ihr seid schuld!“
„Mörder!“
So ging es immer weiter. Der Schlafende wälzte sich gequält in seinem Bett und schlug mit den Händen um sich. Er wachte zuerst nicht auf und brabbelte unverständliches Zeug vor sich hin. Irgendwann jedoch schoss er wie eine Rakete nach oben und riss die Augen auf.

Einer der neben ihm liegenden Soldaten war durch Franks Gerede im Schlaf und seinen Aufschrei geweckt worden und leuchtete ihm mit einer Taschenlampe ins Gesicht.
Kohlhaas öffnete die Augen und stammelte: „Was willst du, Mann?“
„Hey, man…What is wrong with you?“ erwiderte der Soldat, verärgert darüber, dass ihm Frank seine Nachtruhe genommen hatte.
Sein Gesprächspartner winkte ab und gähnte leise: „Nothing!“
„We all want to sleep, man!“ zischte der kräftige Mann, dessen dunkle Augen bedrohlich glänzten. Vermutlich war er ein Araber.
„Okay…“ schnaufte Frank und rollte sich zur Seite. Es war bereits 3.00 Uhr morgens. Heute wurde es schon ernst.

Drei Stunden später blökten japanische Offiziere die Männer in der riesigen Schlafbaracke aus den Betten und

machten das Licht an. Frank knurrte verwirrt und rieb sich die Augen.
„Stand up, soldiers!“ hallte es in Franks Ohren wieder.
Mit einem leisen Knurren rieb sich der Mann aus Litauen die Augen und krabbelte aus seinem Schlafsack, heute ging es nach Sapporo. Wo zur Hölle war Alf?
Sein Freund stand bereits im Waschraum und putzte sich die Zähne, neben ihm um die fünfzig Männer aus aller Herren Länder, welche müde und halb bekleidet umher schlichen.
Draußen hörte man schon die Ausbilder brüllen: „Nihon no Yari Unit! In ten minutes!“
Nach dem Antreten ging es in die Waffenkammer und die Männer bekamen Stahlhelme, Gewehre, Handgranaten und weitere Ausrüstungsgegenstände ausgehändigt. Es folgte noch eine kurze Ansprache des Stützpunktleiters, in welcher er den hervorragenden Mut der ausländischen Freiwilligen lobte und ihnen Mut zusprach, dann stiegen sie in die Lastwagen, die Mito im Eiltempo verließen.
Die Fahrt nach Aomori im Norden der Zentralinsel Honshu zog sich über mehrere Stunden hin und viele der Soldaten nutzen die Zeit, um noch ein kleines Nickerchen zu machen. Die Stimmung im Lastwagen war müde, aber erwartungsvoll.
„Die schicken uns mitten in die schlimmste Hölle?“ knurrte Alfred und kaute nervös am Kragen seiner Uniformjacke, während die um ihn herum verteilten Soldaten grinsten.
„Wakkanai hat die GCF erwartungsgemäß eingenommen. War ein furchtbares Gemetzel habe ich gehört“, sagte Frank.
Alfred verstärkte seine Kautätigkeit und erregte damit noch mehr die Aufmerksamkeit seiner Mitkämpfer. „Die GCF hat mehr als eine Million Leute da oben zusammengezogen und es werden immer mehr. Allerdings sind die Japsen und

wir auch nicht wenig. Sapporo scheint gut befestigt zu sein. Hoffen wir es jedenfalls…“
„We will kill the GCF!“ schwatzte ein junger Mann mit italienischem Akzent dazwischen und hob den Zeigefinger.
„We will see!“ erwiderte Frank.
Der Lastwagen fuhr dröhnend weiter und hielt irgendwann an. Die Kolonne hatte die Küste erreicht und wurde anschließend per Schiff zur Insel Hokkaido befördert. Es dauerte eine Ewigkeit, bis alle Soldaten die Transportschiffe bestiegen und ihr Gepäck verstaut hatten. Frank und Alfred spielten in der Zeit mit drei Russen Karten.
An der Küste Hokkaidos angekommen ging es weiter an Hakodate vorbei nach Sapporo. Endlich waren sie da. Die Silhouette der nördlichen Metropole wirkte gigantisch und beeindruckend.
„Hier ist noch nicht viel los. Wirkt alles ruhig und friedlich“, gab Frank zu verstehen, als sie durch die Innenstadt Sapporos fuhren.
Bäumer hörte ihm kaum zu. Er winkte den hübschen japanischen Frauen und Mädchen, welche die Lastwagenkolonne mit schrillen Stimmen begrüßten und Japanflaggen schwangen.
„Erde an Alf! Ich rede mit dir!“ rief Frank und stupste seinen Freund an.
„Ja, ich habe es gehört. Alter, sind die Mädels süß“, gab er abweisend zurück.
„Du brauchst mal wieder `ne Frau. Daran habe ich keinen Zweifel. Die sollen hier in Japan nette Schulmädchen haben, he, he!“ flachste Kohlhaas.
„Ja, gute Idee! Kommt zum lieben Alf, der beschützt euch!“ grölte Bäumer auf die Strasse.
Die anderen Soldaten im Transporter winkten jetzt auch aus Leibeskräften und einem gelang es sogar, einen Strauß Blumen, den die Frauen ihnen zugeworfen hatten,

einzufangen. Frank hingegen hielt sich zurück, er dachte in diesem Moment an Julia Wilden.
„Ich rufe sie gleich heute Abend an…“ nahm er sich fest vor.
Die größte Stadt Hokkaidos war ein ungewohnter Anblick. Viele der riesigen Hochhäuser im Innenstadtbereich waren seltsam bunt: Rot, bräunlich, sogar gelbe Riesenhäuser gab es hier. Die Architektur war ebenfalls anders als in Franks verrotteter Heimatstadt Berlin, sie wirkte wesentlich moderner und teilweise sogar futuristisch. Und schöne begrünte Alleen und Parks gab es hier auch in großer Zahl.
Der junge Mann staunte. So eine saubere und gepflegte Stadt hatte er ewig nicht mehr erblickt. Doch es war zu befürchten, dass diese Straßen bald nur noch mit Leichen und Schutt bedeckt sein würden.
Im Hintergrund waren graue, von Wolken umhangene Berge zu entdecken. Sapporo hatte jedes Jahr ein traditionelles Schneefestival, denn im Winter wurde es hier äußerst kalt. Nicht umsonst hatten hier im Jahre 1972 die olympischen Winterspiele stattgefunden.
Trotzdem war Japan für die Freiwilligen aus Europa eine völlig unbekannte Welt. Die einheimische Mentalität war für Frank nach wie vor sehr ungewohnt. Die Völker der Erde waren nun einmal verschieden und jedes hatte das Recht, auf seine Art zu leben. Eine Wahrheit, welche die Mächtigen der Erde hassten wie der Teufel das Weihwasser. Doch eine Tatsache blieb sie trotzdem.
Die Transporterkolonne hielt am späten Nachmittag im nordwestlichen Teil Sapporos an, etwas außerhalb der Stadt, wo die beiden jungen Männer kilometerlange Befestigungen und Gräben erblicken konnten.
Panzer warteten hier auf den Feind und die Rohre von hoch technisierten Flugabwehrgeschützen, die aus den Befestigungsanlagen herauslugten, waren zu erkennen.

Hier wirkte es nicht mehr so friedlich wie im Zentrum der Großstadt.
Die ausländischen Freiwilligen, die heute nach Sapporo transportiert worden waren, wurden von Offizieren der japanischen Armee freundlich begrüßt und anschließend in großen Hallen oder Zelten untergebracht. Gegen Abend gab es einen erträglichen Eintopf, dann legten sich die meisten schlafen.
Alfred drängte zwar noch darauf, in die Innenstadt zurück zu fahren, um vielleicht die Bekanntschaft der einen oder anderen hübschen Dame zu machen, doch einige japanische Soldaten gaben ihm deutlich zu verstehen, dass dies nicht gerne vom Oberkommando gesehen wurde. Frank hingegen wollte nur seine Ruhe, war froh als er zu seinem Feldbett schleichen konnte und schlief schnell ein.

Es war 7.00 Uhr am nächsten Morgen, die "Nihon no Yari" Einheit war auf einem asphaltierten Platz in der Nähe der Schützengräben angetreten und lauschte den Worten von General Katsuya Takeuchi, der die Freiwilligen zuvor enthusiastisch begrüßt hatte.
„In the next days, maybe today or tonight, the GCF-forces will begin their attack on Sapporo!“ rief er und lief vor der Truppe auf und ab. Er wirkte alt und hatte fast weiße Haare, seine Augen schauten verbittert unter seinem Stahlhelm hervor und an seinem Gürtel erkannte Frank eine Pistole und ein Samuraischwert.
„Men, from all around the world! We thank you very, very much, that you risk your life in the fight for a free Japan! I`m sure that one day also your homelands will be free from the terror of the world government!" setzte er seine Rede fort. "We have lost Wakkani! I`m general Takeuchi and I swear by our fathers, that we will never loose Sapporo! We must not loose Sapporo!"

Die Männer raunten und erschienen von dem hartnäckig wirkenden Haudegen beeindruckt. Takeuchi erklärte, dass mindestens 300000 GCF-Soldaten dem Nordwesten Sapporos gegenüber standen. Er schwor die Männer ein, durchzuhalten und versicherte, dass sie mit zahlreichen und gut ausgebildeten japanischen Kameraden hier an der Front standen. Frank und Alfred atmeten tief durch und starrten hinauf zum Himmel, der sich mit grauen Wolken füllte. Worauf sie sich hier eingelassen hatten?
Doch der Tag verlief vollkommen ruhig und das Aufregendste waren die strategischen Anweisungen durch die japanischen Offiziere. Ansonsten spielte die halbe Einheit Karten oder versuchte sich am Baseball, einer in Japan seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges sehr verbreiteten Sportart. Die japanischen Soldaten erwiesen sich ihren ausländischen Mistreitern hierbei als deutlich überlegen.
Insgesamt war die Stimmung gut. Streitereien unter den Angehörigen der verschiedenen Nationen, die ansonsten nicht immer gut aufeinander zu sprechen waren, blieben weitgehend aus und irgendwann brach die Nacht herein. Es blieb ruhig, von den GCF-Truppen war noch nichts zu sehen.

In Sapporo nichts Neues…

Das Kalenderblatt zeigte mittlerweile den 03. Oktober 2031 und an der Sapporro-Front war nach wie vor alles ruhig. Es regnete in Strömen und der Herbst machte sich in seiner üblichen Art bemerkbar. Die Bäume begannen langsam gelbliche Blätter zu tragen und der wunderschöne Odori-Park im Zentrum der Stadt verfärbte sich wie ein großes Chamäleon.
Im Truppenlager im Nordwesten der Großstadt herrschte Langeweile, doch diesen Zustand zogen die meisten der hier stationierten Soldaten einem massiven GCF-Angriff auf jeden Fall vor.
Der junge Freiwillige Kohlhaas hatte heute lange mit Julia Wilden telefoniert, die sich sehr gefreut hatte, von ihm zu hören. Sie fragte nach Alf und den anderen und Frank konnte ihr versichern, dass hier in Sapporo noch alles friedlich und gelassen vor sich ging. Es war wundervoll, Julias Stimme zu hören und Frank kam fröhlich trällernd ins Lager zurück.
Später hatten Bäumer und er auch mit Herrn Taishi gesprochen, der ihnen erregt erzählte, dass in Tokio wieder Raketen eingeschlagen waren und sich die Situation im Süden Japans immer weiter verschlechterte.
Wieder brachen die Schleier der Nacht über die nordjapanische Metropole herein und die Soldaten gingen bis auf die Wachhabenden schlafen.
Die meisten hatten bei ihrer unsicheren Bettruhe immer ein halbes Auge offen und diesmal sollte es auch nötig sein.

Etwa 500 GCF-Bomber flogen kurz nach Mitternacht von mehreren Richtungen einen furchtbaren Angriff auf

Sapporro. Das unheimliche Zischen ihrer Triebwerke war am Horizont zu hören, dann brach der mörderische Großangriff über die japanische Bevölkerung und die hier stationierten Soldaten mit aller Wucht herein.
Frank und Alfred fielen vor Schreck von ihren Feldbetten und landeten unsanft auf dem schmutzigen Boden ihrer Unterkunftshalle. Draußen ließen dumpfe Einschläge den Boden erzittern und riesige Explosionen hüllten Sapporro in ein gespenstisches Rot.

„Alarm! Alles raus!“ brüllte Bäumer und zog einen noch leicht verschlafenen Iraker von seiner Pritsche.
Frank hüpfte in seine Kleidung, schnallte sich das Gewehr um und rannte wie vom Teufel gehetzt aus der Halle ins Freie, wo sich bereits Hunderte von Soldaten versammelt hatten. Sirenen dröhnten durch das Lager und Offiziere brüllten Kommandos und Befehle durch die verregnete Nacht.
Kohlhaas blickte auf die Innenstadt hinter sich. Riesige feurige Blüten wuchsen zwischen den Hochhäusern hervor, begleitet vom tiefen Grollen der Bombeneinschläge. Die japanischen Flakgeschütze feuerten jetzt aus allen Rohren und der Himmel über der Großstadt füllte sich mit gleißenden Blitzen und infernalischem Feuer.
Der Bombenangriff der GCF-Luftwaffe dauerte etwa eine halbe Stunde, dann folgte ein Großangriff durch die feindliche Infanterie und zahlreiche Panzer. Alle warfen sich in die Gräben und befestigten Stellungen. Frank und Alfred wurden einem Maschinengewehrposten zugeteilt und blieben zusammen, hinter ihnen brüllten Soldaten so laut auf Japanisch, dass ihnen die Ohren schmerzten.
„Artillery fire!“ schrie der Soldat neben ihnen und versuchte, in Deckung zu springen.

Ein Hagel von schweren Geschossen ging auf die Gräben und Stellungen hernieder. Sie kauerten sich auf den schlammigen Boden, pressten sich die Hände vors Gesicht, um sie herum brach die Hölle los.
Detonationen krachten jetzt in allen Ecken, Schreie zerrissen die Luft und Dreck spritzte umher. Die GCF-Geschütze stießen ein mörderisches Feuer aus und verwüsteten die gesamte Umgebung. Hinter ihnen erhielten mehrere Japaner einen Volltreffer und ihre Todesschreie hallte noch Minuten später in Franks Kopf nach. Er glaubte, das Zerbrechen ihrer Knochen gehört zu haben, als sie von der Explosion zerfetzt wurden. Alfred und er wurden nicht erwischt und waren noch tiefer in den Schlamm hinter der Grabenwand gekrochen.
Nach einer halben Stunde voller Entsetzen und Panik stoppte der Beschuss auf, Rauchschwaden zogen davon und man hörte von Ferne die Schreie von Sterbenden und Verwundeten. Jetzt rückten die feindlichen Panzer und die GCF-Soldaten vor, ihre Umrisse waren in der Schwärze der Nacht und durch den undurchsichtigen Nebel über dem Boden kaum auszumachen.
„Verflucht!“ stieß Kohlhaas aus und hockte sich hinter sein Maschinengewehr. Alfreds Gesicht war voller Schlammspritzer und es verriet seine Angst. Frank erging es nicht besser, seine Kleidung war vom Regen durchnässt und seine Finger betasteten den Abzug seines Gewehrs voll Nervosität.
„Kannst du etwas erkennen?“ flüsterte Alf.
„Noch nicht richtig. Dieser verdammte Nebel!“ zischte sein Mitstreiter zurück.
Dann wurden die ersten schwarzen Punkte am finsteren Horizont sichtbar, es waren Abertausende. Zwischen ihnen röhrten Panzer, die jetzt mit ihren Geschützen das Feuer eröffneten. Weitere Explosionen und Schüsse, dann war der

Feind noch näher gekommen. Frank schob den hinderlichen Stahlhelm, der jetzt noch schwerer erschien, nach oben, um die schemenhaften Gestalten im Nebel besser anvisieren zu können. Alfred schluckte und hielt den Atem an. Die ersten Feinde waren aus dem Gemisch aus Dunkelheit und Dunst herausgekommen und immer mehr der benachbarten Soldaten eröffneten das Feuer auf sie.
„Schieß schon!“ brüllte Bäumer und Frank gab seine ersten Feuerstöße in Richtung der anrückenden GCF-Trupps ab. Dann brach ein furchtbares Getöse los.
Kohlhass konnte mehrere Feinde erkennen, die versuchten, einen Stacheldrahtverhau zu zerstören; er feuerte wild in ihre Richtung und zwei sackten mit lautem Schreien zu Boden. Jetzt feuerte auch Alf.
Das Maschinengewehr hämmerte sein tödliches, metallisches Lied und schickte mehrere der dunklen, größer werdenden Punkte zu Boden. Die japanischen Panzer waren vorgefahren und hielten mit ihren MGs und Geschützen auf die Feinde zu. Ihre Geschosse hackten blutige Wunden in die breite Front der gegnerischen Armee, doch es waren zu viele Angreifer.
Aus dem Dunkel des gegenüberliegenden Horizontes schossen plötzlich Skydragons hervor und feuerten mit ihren schweren Maschinenkanonen in die Gräben der Verteidiger. Blutfontänen spritzten auf und Körper rutschen zerschmettert die schlammigen Grubenwände herab. Die Japaner antworteten mit Panzerfäusten und tragbaren Luftbodenraketen. Einige der Sykdragons explodierten, andere mähten ihre Feinde nieder, jagten über ihren Köpfen davon und richteten ein furchtbares Blutbad in den Stellungen an.
„Wie viele sind es?“ schrie Bäumer Frank ins Ohr.
„Was weiß ich, ich schätze mindestens 5000 Mann!“ antwortete ihm Frank und vergrub seinen Kopf hinter einer

Befestigung. „Da hinten kommen etwa zehn Panzer!“ Alfred gestikulierte und warf sich wieder in den Schlamm.
Die GCF-Soldaten feuerten jetzt mit aller Macht zurück und viele von ihnen waren nur noch kaum zweihundert Meter von den ersten Verteidigungsstellungen der Japaner entfernt.
Als sie weitere hundert Meter herangekommen waren und sich durch zahlreiche Stacheldrahtverhaue gekämpft hatten, stürmten sie los. Frank feuerte jetzt wie ein Wahnsinniger und schoss eine große Lücke in den Soldatenhaufen vor sich. Er biss seine Zähne zusammen, so stark, dass sie knirschten wie ein morsches, altes Segelschiff im Sturm.
Die Verteidiger hörten ihre Feinde jetzt vor Wut schreien, zu Tausenden rannten sie mit all ihrer Kraft zu den japanischen Stellungen. Frank sah einige Bajonette aufblitzen und legte sich seinen Klappspaten bereit, Alfred kauerte noch immer hinter ihm im Dreck und pflanzte sein Bajonett auf.
Aus dem Augenwinkel konnte Kohlhaas erkennen, dass die Japaner ein paar GCF-Panzer zerstörte hatten. Aus einem der Panzer kletterte ein schreiender Mann heraus, dann explodierte das Fahrzeug.
Die feindliche Infanterie war jetzt ganz nah. Hasserfüllte Gesichter starrten in ihre Richtung und ein Schwarm Soldaten sprang in die ersten Gräber der Verteidigungslinie, wild feuernd, brüllend und fluchend.
„Verdammt! Die überrennen uns!“ kam es von Bäumer, der einen GCF-Soldaten, der sich der Stellung auf kaum zehn Meter genähert hatte, ins Gesicht schoss.
„Mach dich bereit!“ Frank riss seinen Freund am Ärmel und zog ihn zu sich herüber, sein Herz raste und er dachte in dieser Sekunde an nichts. Sein Gesicht verzog sich zu einer bösartigen Fratze und es glich ganz dem des GCF-Soldaten, welcher neben ihm in den Graben sprang und

dem vor Schreck erstarrten Japaner kaum fünf Meter rechts von ihm das Bajonett in den Bauch rammte.
Frank schoss auf den großen, dunkelhäutigen Mann und traf ihn am Hals. Dieser röchelte und fiel vor ihm in den Schlamm. Es begann ein brutales Metzeln auf kurze Distanz und die Soldaten schossen, stachen und hackten sich gegenseitig nieder.
Kohlhaas brüllte und sein verdrecktes Gesicht ließ ihn wie einen Dämon aussehen, er schwang seinen Klappspaten und schmetterte ihn einem GCF-Soldaten ins Gesicht. Alfred schoss weiter auf die Angreifer vor sich, dann brüllte er: „Flammenwerfer!“
Ein GCF-Soldat mit einer dieser gefürchteten Waffen kam schnell näher und hielt seinen Flammenstrahl in den Graben vor sich, es folgte ein unheimliches Zischen, dann hörte man laute Schreie und brennende Freiwillige stürmten aus der Befestigung.
Kohlhaas kroch zwischen toten und sterbenden Kameraden durch den Morast und robbte über einen Japaner, dessen Kleidung mit Blut vollgesogen war, seine glasigen Augen starrten ihm mitten ins Gesicht.
Der Soldat mit dem Flammenwerfer wütete derweil weiter, bemerkte Frank jedoch nicht und als dieser neben ihm auftauchte, war es zu spät. Kohlhaas stürzte sich mit einem lauten Schrei aus dem Dunkel des Grabens auf ihn und zog ihm den Spaten durchs Gesicht. Mit einem lauten Knacken brach seine Nase und der wild gewordene junge Mann versetzte ihm einen Tritt. Mit einem weiteren Schlag ins Gesicht tötete er seinen Feind.
„Go away!“ hörte Frank hinter sich. Ein Japaner winkte ihn zu sich heran und forderte ihn auf, sich zum nächsten Graben zurückzuziehen.
Schüsse fegten Kohlhaas um die Ohren. Sie mussten verschwinden, sonst war es um sie geschehen, die meisten

anderen Kameraden zogen sich jetzt auch nach hinten zurück.
„Alf, in den nächsten Graben! Schnell!“ brüllte Frank und die beiden Freiwilligen hechteten über ihre toten Mitstreiter hinweg zur nächsten Stellung.
Mittlerweile hatten die GCF-Truppen einiges an Boden gewonnen und waren ihnen dicht auf den Fersen. Die Japaner eröffneten das Sperrfeuer aus den hinteren Gräben und zahlreiche Gegner purzelten zu Boden. Auch Frank und Alf hatten sich wieder auf den Bauch geworfen und versuchten, die Masse der GCF-Soldaten zu dezimieren.
Als plötzlich Dutzende von japanischen Panzern an ihnen vorbei rasten und die feindliche Infanterie attackierten, zog diese sich endlich zurück. Es war für diesen Tag vorbei. Sieh hatten den ersten Großangriff der GCF-Soldaten in diesem Teil Sapporos überlebt.
Die Verluste waren hoch. Hunderte waren allein in diesem Frontabschnitt gefallen, aber der Feind war nicht in die Stadt eingedrungen und hatte selbst noch viel mehr Tote zu beklagen.
Diese Form des Krieges hatte es lange nicht mehr gegeben. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts, als die USA noch die einzige Weltmacht gewesen war und mit ihrer überlegenen Kriegstechnologie gegen die arabischen Völker kämpfte, war das Spiel immer ungleich gewesen. Auf der einen Seite war die High-Tech-Armee der USA, während auf der anderen Seite oftmals nur Bauern mit zusammengeschusterten Waffen einen Guerillakrieg kämpften.
Hier in Japan war das anders. Sowohl die GCF als auch die japanische Armee hatten eine beachtliche und weitgehend ähnliche Militärtechnologie, nur dass die Ressourcen der GCF um ein vielfaches größer als die Japans waren.

„Gott, beinahe wäre ich drauf gegangen…“ stöhnte Frank und versuchte sich zu beruhigen.
Bäumer schwieg und starrte mit leeren Augen aus seinem völlig verdreckten Gesicht. Er hatte Kopfschmerzen und wollte sich nur noch in einer dunkle Ecke zurückziehen, um zu ruhen.
Der Schock dieses ersten Fronteinsatzes saß den beiden Freiwilligen tief in den Knochen und sie hatten einen kleinen Vorgeschmack von der Brutalität des japanischen Krieges bekommen.
Von den etwa 1000 Soldaten der „Nihon no Yari“ waren über 200 Mann tot oder schwer verwundet. Frank schlich durch den ersten Graben und sah ein Bild des Grauens. Überall lagen Tote, die langsam im Schlamm zu versinken schienen. Es regnete wieder heftiger, doch die kühlen Wassertropfen in seinem Gesicht genoss der junge Mann in diesem Moment.
Neben ihm rang ein Japaner nach Luft und hielt sich seinen blutverschmierten Bauch. „Help!“ hauchte der Mann mit letzter Kraft und blickte Frank flehend an.
„Ich hole einen Arzt!“ versprach Kohlhaas und rannte an Alf vorbei zu einem Sanitätszelt. Der Arzt winkte ab und zeigte ihm Dutzende von Verwundeten, welche auch seine Hilfe erbettelten. Kohlhaas suchte verzweifelt einen anderen Sanitäter, doch als er mit diesem nach einer halben Stunde zu dem verwundeten Japaner kam, war der bereits verblutet.
„Ist doch alles eine Scheiße…“ zischte Frank und strich sich durch die Haare.
Der Japaner blickte ihn noch immer an und wirkte auf eine unheimliche Art lebendig, seine toten Augen schienen Frank zu fragen, warum es so lange gedauert hatte, bis der Arzt da war.

Die nächsten Tage verliefen ruhiger. Keine GCF-Angriffe und keine Bombardierungen der Stadt. Die feindliche Führung hatte wohl erst einmal testen wollen, wie stark der Widerstand wirklich war.
Trotzdem war an erholsamen Schlaf kaum zu denken. Die meisten Männer nickten immer nur kurz ein und waren mehr oder weniger tagelang halbwach.
Frank und Alfred hatten sich vorgenommen, eine ganze Woche lang nur zu schlafen, wenn sie wieder in Ivas waren.
Zwischendurch hatten sie einen kurzen Ausgang genossen und waren in die Innenstadt von Sapporo gefahren. Viele der exotischen Häuser waren hier durch den ersten großen Bombenangriff zerstört worden und noch immer lagen Trümmerstücke über die Strassen verteilt. Die Stadt wirkte verständlicherweise menschenleerer als vorher, die Einwohner hatten sie aus gutem Grund verlassen und waren nach Honshu geflohen.
General Takeuchi verkündete der freiwilligen Einheit in diesen Tagen auch eine gute Nachricht: Die Verteidigung hatte an allen Ecken Sapporos Stand gehalten. Nirgendwo waren die GCF-Truppen entscheidend in die Metropole eingedrungen. Jetzt hatten sie die Stadt allerdings beinahe schon vollständig eingeschlossen und Verstärkungen aus Übersee erhalten. Scheinbar plante die Führung der nördlichen Invasionsstreitmacht der GCF doch die Belagerung und Aushungerung Sapporos.
So deckten die schweren Geschütze der GCF aus sicherer Entfernung die japanische Metropole ab dem 10.03.2031 fast täglich mit einem massiven Trommelfeuer ein, zudem wurde sie mit Raketen und sogar chemischen Waffen beschossen.
General Daniel Schwarzer hatte seinem Gegner Takeuchi vor dem Beginn des zermürbenden Beschusses das Angebot gemacht, dass er bei einer sofortigen Kapitulation

Sapporos freies Geleit bekäme, ansonsten würde von der Metropole „nicht mehr viel übrig bleiben“.
Man konnte General Schwarzer in diesem Falle sicherlich durchaus beim Wort nehmen, da die schwer befestigte Stadt Sapporo den Vormarsch der GCF-Nordarmee so massiv behinderte, dass mit einer grausamen Rache und einer vollständigen Vernichtung zu rechnen war. Außerdem hatte die Weltregierung den Anführern ihrer Armeen ohnehin deutliche Anweisung im Bezug auf den Umgang mit Japan gegeben.
Bis auf kleinere Scharmützel im Nordosten der Stadt tauchte jetzt erst einmal keine feindliche Infanterie mehr auf, stattdessen wollte man nun die Großstadt sturmreif bomben und weiter schwächen.

Kohlhaas hielt sich den Kopf. Zwar waren sie hier am äußersten Rand Sapporos gelandet, doch donnerte es den ganzen Tag und die ganze Nacht – seit mehr als einer Woche. Geschoss um Geschoss prasselte auf die Metropole nieder und zerlegte ein Haus nach dem anderen, Stück für Stück.
Einen Ausfall, um die feindlichen Geschütze zu zerstören, konnten sich die Japaner nicht leisten, denn draußen vor der Stadt lauerte ein gewaltiges GCF-Heer, das sie in kürzester Zeit aufgrund seiner vielfachen zahlenmäßigen Überlegenheit ausradieren würde, sobald sie ihre befestigten Stellungen verließen.
General Takeuchi war mürrisch und hatte allen Grund dazu. So waren schon die tapferen Verteidiger Wakkanais langsam aber sicher zermürbt worden, jetzt war wohl Sapporo an der Reihe.

„Dieser Fraß ist widerlich!“ Frank spuckte ein unbekanntes Teil eines japanischen Gerichtes aus und fluchte hinterher.

„Also mir schmeckt`s!“ erklärte sein Freund.
„Manchmal würde ich mich hier einfach nur gerne wieder verpissen, wenn ich ehrlich bin“, warf Kohlhaas in den Raum, Alf stutzte.
„Aber es ist wichtig, dass wir hier sind!“ sagte Bäumer.
Sein Mitstreiter schwieg eine Weile. „Wichtig! In den nächsten Tagen, Wochen oder Monaten gehen wir hier drauf. Aus diesem Scheiß Japsenloch kommt niemand mehr lebend raus“, fauchte Frank und schüttelte den Kopf.
Alf schmatzte vor sich hin. „Hör mal, wer hat denn immer gesagt, dass er Rebell werden möchte. So sieht die Rebellion nun einmal aus, kein Robin-Hood-Spielchen, sondern wir kleiner Haufen gegen eine Überzahl von Feinden!“
„Weiß ich auch…“ kam von Kohlhaas.
„Japan ist wichtig, Frank! Wichtig! Wichtig! Wichtig!“
„Ist es das?“
„Ja, das ist es! Wir haben das Thema doch schon oft bei Wilden durchgekaut!“
Frank setzte sich auf einen alten Kanister und ließ seine Finger knacken. „Ich bin müde, Alter. Dieses verdammte Trommelfeuer. Bumm! Bumm! Bumm! Ich verliere noch den Verstand. Glaubst du denn, dass wir wirklich eine Chance haben?“
„Mir geht es doch auch nicht anders. Aber die Zermürbungstaktik läuft halt so. Nicht durchdrehen“, sprach Alf.
„Und du glaubst, dass wir den Krieg gewinnen können?“ fragte Frank mit verzweifelter Miene.
„Ob wir eine Chance haben? Ob wir gewinnen? Welche Chance glaubtest du, hatten wir in Paris gehabt? Hast du gedacht, dass das Weltsystem zusammenbricht, nur weil wir Wechsler erledigt haben?“
Kohlhaas sagte nichts mehr und schaute traurig auf den

Boden. Dann stand er auf und ging. Am Ende des Lagers war ein Telefon, er dachte daran, Julia anzurufen. Vor dem Fernsprecher hatten sich allerdings mindestens zwanzig andere Soldaten versammelt, die alle mit ihren Liebsten zu Hause telefonieren wollten.
Der junge Mann brummte einen Fluch in sich hinein und ging wieder zurück zu Alf. Dieser klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Lieber stehe ich hier mit dir und den vielen anderen, die für ihre Freiheit kämpfen, als mich in „Europa-Mitte“ zu Tode versklaven zu lassen. Hier sterbe ich wenigstens als freier Mann und bin fröhlicher als in diesem Käfig!“
„Vielleicht hast du Recht, Freund!“ erwiderte Frank und setzte sich wieder hin. „Hast du etwas von der Südfront gehört?“
„Sieht leider nicht so toll aus. Hofu und Yamaguchi an der Küste Honshus sind wohl vor ein paar Tagen bombardiert und schwer zerstört worden. Die GCF arbeitet sich jetzt dort langsam vorwärts!“
„Verflucht!“ brummte Kohlhaas. „Was die anderen aus Ivas wohl machen? Ob sie noch am Leben sind?“
„Wir rufen Wilden heute Abend an!“ beschloss Alf und klopfte seinem Freund und Mitstreiter erneut ermutigend auf die Schulter.

Sie erfuhren, dass Thomas Baastfeldt in Kagoshima schon vor mehreren Wochen gefallen war. Wilden hatte es auch erst relativ spät erfahren. Sven und die anderen schienen noch zu leben. Nachdem der Dorfchef es mit dem Hinweis auf weltpolitische Prioritäten mehr schlecht als recht geschafft hatte, Frank aufzubauen, bat dieser darum seine Tochter zu sprechen.
Julia freute sich aus ganzem Herzen, als sie hörte, dass es ihm und Alf gut ging. Ihre Stimme klang wie ein

wundervoller Engelsgesang in Franks strapazierten Ohren und übertönte für einige Minuten sogar das dumpfe Dröhnen der Bombeneinschläge in Sapporos Stadtzentrum. Kohlhaas fühlte sich wieder beflügelt und beendete das Gespräch mit den Worten: „Ich denke jeden Tag an dich, Julia!“
Das war eine regelrechte Offenbarung der Gefühle für seine Verhältnisse und irgendwie war er für den Rest des Tages fröhlich. Unheimlich stolz war er auf sich selbst, dass er sich endlich getraut hatte, Wildens Tochter so etwas zu sagen. Und sie war sicherlich auch glücklich darüber.
Am folgenden Tag versuchten GCF-Verbände erneut in den Nordwesten Sapporos einzudringen, diesmal kamen sie um die Mittagszeit. Der Angriff war jedoch halbherzig und diente wohl erneut dem Austesten der japanischen Verteidigung. Nach einer Stunde zogen sich die Feinde wieder unter größeren Verlusten zurück und hatten sogar mehrere Panzer verloren.
Noch war die Nahrungsmittelversorgung der Verteidiger intakt, doch es sollte nur noch eine Frage der Zeit von einigen Wochen sein bis die Vorräte aufgebraucht sein würden. Die Moral der Japaner und ihrer Verbündeten erwies sich allerdings als nach wie vor sehr hoch. So ging der rücksichtslose Beschuss der Metropole weiter und forderte jeden Tag seine Verluste unter den Zivilisten. Mittlerweile waren Teile der Innenstadt nur noch ein Trümmerhaufen, doch die täglichen Propagandadurchsagen der japanischen Armeeführung kannten nur eines: „Durchhalten! Bis zum letzten Mann!“

Die erste Periode der Regenzeit auf den dschungelbedeckten Inseln von Okinawa kündigte sich an und draußen goss es in Strömen. General David Williams stand vor einer riesigen Japankarte in einem bis auf den

letzten Platz gefüllten Besprechungsraum in der Militärbasis „Lodge Brother“.
„Ich hoffe, dass mein Kollege, Mr. Schwarzer, demnächst zügiger vorankommt. Noch ist der Weltpräsident mit unseren militärischen Erfolgen zufrieden, doch er erwartet schnellere Siege und einen rascheren Vormarsch. Wir werden ihn nicht enttäuschen und uns vom Süden Honshus bis nach Tokio vorarbeiten!“ erklärte der große Mann mit den grauen Schläfen.
„Die Japaner haben Kobe, Kyoto und Osaka ebenfalls stark befestigt und dort große Verbände abgestellt. Was ist, wenn wir dort so lange stecken bleiben wie im Fall von Sapporo?“ wollte einer der Offiziere wissen.
Ein Murmeln ging durch die Anwesenden und General Williams schien aufgrund dieser Frage leicht verärgert zu sein.
„Unsinn! Die Situation ist mit Sapporo nicht zu vergleichen. Allerdings steigt die Moral und Zuversicht der Japsen mit jedem Tag, an dem Sapporo standhält. Matsumotos Kriegspropaganda ist besser und erfolgreicher als wir anfangs gedacht haben. Wir haben wohl auch hier seine Talente unterschätzt.
Retten wird das den Kerl allerdings nicht. Kobe werden wir als erste Metropole auf der japanischen Zentralinsel massiv bombardieren, die Industrieanlagen werden das vorrangige Ziel unserer Bomberstaffeln sein!“
Michael McBruce, ein altgedienter Offizier der GCF meldete sich zu Wort und Williams nickte. „Was ist mit den Gerüchten, dass der japanische Krieg vermutlich sein ursprünglich von der Weltregierung eingeplantes Budget massiv überschreiten wird?“
General Williams räusperte sich und einige seiner Offiziere sahen sich verlegen an. Solche Fragen sollten bei derartigen Besprechungen eigentlich nicht gestellt werden.

„Was soll ich dazu sagen? Bin ich der Weltfinanzminister? Wenn keine unvorhergesehenen Verzögerungen auftauchen oder gar militärische Rückschläge, dann gibt es zu einer solchen Befürchtung keinen Anlass.
Bisher können wir den ursprünglichen Zeitplan weitgehend einhalten und wenn Sapporo weiterhin nicht erobert werden kann, dann rollen wir Japan im schlimmsten Fall komplett von Süden auf. Unsere Budgetvorgaben dürfte das nach meinen Einschätzung kaum übermäßig sprengen!“
„Was ist mit den großen Verlusten an Soldaten?“ schob McBruce nach.
„Mr. McBruce“, General Williams hasste solche Fragen, „die menschlichen Ressourcen sind noch lange nicht aufgebraucht. Glauben Sie mir!“
Der kritische Offizier hob erneut die Hand zu einer Wortmeldung, doch General Williams übersah ihn absichtlich. Er fuhr unbeirrt mit seinen strategischen Erläuterungen fort.

Zur gleichen Zeit brannte im Präsidentenpalast in Tokio regelrecht die Luft. Haruto Matsumoto hatte gerade einen mittelschweren Tobsuchtsanfall hinter sich, nachdem man ihm die militärische Situation im Südteil von Honshu detailreich offengelegt hatte.
Seinem Außenminister, Akira Mori, war es jedoch wieder einmal gelungen, ihn halbwegs zu beruhigen. Er versuchte, ihm einige Fakten klar zu machen, die der sehr emotionale Mann wohl übersehen hatte.
„Ich möchte die Lage nicht schön reden, Haruto. Unsere Lage ist nicht rosig, das ist mir vollkommen bewusst. Dennoch sind die Inseln Kyushu und Shikoku nicht repräsentativ für ganz Japan.
Nicht nur in Sapporo sind große Verbände stationiert, die sich bisher erstaunlich tapfer geschlagen haben und den

Feind dort festhalten, auch in Kobe und Osaka haben wir eine relativ starke Verteidigung. Diese Städte sind nicht im Handstreich zu nehmen“, verdeutlichte er und reichte seinem Präsidenten ein Glas Wasser.
Matsumoto atmete durch und leerte das Wasserglas mit einem einzigen Schluck. Dann wanderte er nervös durch den Raum: „Und wenn es im Norden vorläufig noch nicht katastrophal aussieht, so müssen wir im Süden etwas tun. Eine Gegenoffensive muss her, sonst wird die GCF diesen Krieg gewinnen, auch wenn wir ihn noch Monate hinauszögern können“.
„Der Führungsstab arbeitet in deinem Auftrag Tag und Nacht an der Vorbereitung einer Rückeroberung der südlichen Regionen. Dafür müssen wir jedoch noch neue Truppen ausheben und das entsprechende Kriegsgerät haben. Die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren, aber es dauert noch eine Weile“, erwiderte Mori.
„Wie lange dauert es denn noch? Das höre ich seit Wochen!“ schrie der Präsident, einige seiner Berater zuckten verschreckt zusammen und nur noch Mori wagte überhaupt noch etwas zu sagen.
Matsumoto war zwar im Grunde ein emotionaler, aber sonst ausgeglichener und lebensfroher Mensch. Die monatelange Hetze gegen seine Person und der jetzt tobende Krieg ließen ihn mittlerweile jedoch erschöpft, depressiv und ausgemergelt erscheinen. Falten hatten sich in seinem ansonsten frischen Gesicht eingenistet und Schlafstörungen griffen seinen Gesundheitszustand langsam aber sicher ernsthaft an.
Der Außenminister holte ein zweites Glas Wasser und antwortete in seiner üblichen, sachlichen Art: „Ich würde sagen, dass noch etwa mindestens zwei Monate notwendig sind, bis die Voraussetzungen für eine Gegenoffensive im Süden geschaffen sind…“

„Zwei Monate, Akira?“
„Ja, vorher geht das nicht!“
„Zwei verdammte Monate!“
„Ich hätte da noch etwas. Ich habe es mit General Uesugi gestern besprochen.“
„Was denn noch, Akira?“
„Die Gegenoffensive wäre wesentlich wirksamer, wenn die GCF-Armee im Süden in Unordnung verfallen würde!“
„Etwas genauer bitte…“
„Es ist einen Versuch wert. Wir sollten das morgen beim Mittagessen unter vier Augen besprechen, Herr Präsident!“
„Zum Teufel mit diesen Spielchen. Gut, meinetwegen“, knurrte das Staatsoberhaupt und verdrehte die Augen.
Präsident Haruto Matsumoto leerte sein Glas erneut mit einem kräftigen Schluck und verließ wortlos den Raum. Er zog sich in sein Schlafzimmer zurück, verdunkelte es und wollte für den Rest des Tages niemanden mehr sehen.
„Ich hätte ein kleiner Angestellter wie mein Vater werden sollen. Dann wäre mir dieser ganze Mist erspart geblieben. Die Politik ist doch die dreckigste Hure überhaupt…“ sagte er leise zu sich selbst.

Wieder waren einige Tage vergangen und langsam breitete sich eine Welle aus Regen und Kälte über Sapporo aus. Gestern waren GCF-Verbände durch einen Verteidigungsring im Nordosten durchgebrochen und hatten die Japaner fast bis zum Gelände der Universität von Hokkaido zurück geworfen. General Takeuchi ließ das Gebiet jedoch in einem entschlossenen Nachtangriff wieder zurück erobern und die Kämpfe in den umliegenden Häuserschluchten dauerten bis zum Morgengrauen.
Gegen Ende des Monats Oktober unternahm die GCF einen weiteren Großangriff mit über 400000 Mann. Frank und Alfred hatten sich zusammen mit weiteren Kämpfern der

„Nihon no Yari“ Einheit in einem zerstörten Wohnhaus verschanzt und schlugen mehrere Wellen von Angreifern zurück.
Vier Japaner, die mit ihnen die Stellung verteidigten, wurden von den Feinden getötet. Alf bekam einen Streifschuss am Arm ab und musste behandelt werden, es war jedoch glücklicherweise nur eine harmlose Fleischwunde.
Die ständigen Angriffe nahmen jetzt mit größer werdender Wucht zu. In den Morgenstunden war Sapporos Süden von GCF-Bomberverbänden angegriffen worden und viele der Häuser brannten immer noch. Die beiden Kämpfer aus Ivas halfen dabei Zivilisten in die Bunker und U-Bahn-Schächte zu bringen und erblickten furchtbare Szenen des Grauens.
Frauen, die oft noch ihre Kinder im Arm hielten, lagen verkohlt und verstümmelt in den Trümmern ihrer Häuser. Es war ein weiterer Morgen des Terrors gewesen und ihm sollten noch viele folgen.
Es war der 26.10.2031 um die Mittagsstunde, die Sonne versuchte ein paar Strahlen durch die graue Wolkendecke über der Stadt zu schicken, doch nur wenige kamen bis zu den Menschen auf der Erde hindurch.
Irgendwo in einigen Kilometern Entfernung rumpelten wieder die feindlichen Geschütze los, um die japanische Metropole weiter stückweise in Schutt und Asche zu legen.
Dann tönten die Alarmsirenen im Lager, jetzt feuerte die feindliche Artillerie wieder auf die Nordweststadt. Alle gingen irgendwo in Deckung – dann kam wieder ein Großangriff.

Dutzende von schweren Panzern schoben sich über die Sichtlinie am Horizont und es fing leicht zu regnen an. Hinter den furchterregenden Fahrzeugen breitete sich ein Teppich aus GCF-Soldaten aus, sie nutzten die Panzer als Deckung. Ihre Zahl erschien gewaltig.

„You, come on!“ brüllte ein japanischer Offizier und winkte Frank und Alf zu sich heran. Sie stürmten in ein zerschossenes Haus und rannten über die schuttbedeckte Betontreppe in das obere Stockwerk. Hier befanden sich bereits einige Freiwillige aus Kanada und einige Japaner.
Draußen ging es los, Gewehrfeuer, Schreie und Explosionen. Ein unglaubliches Getöse. Die japanische Artillerie antwortete und ließ einen Geschosshagel auf die Panzer und Fußtruppen der GCF hernieder regnen. Einige der metallischen Ungetüme flogen in die Luft, die meisten jedoch rollten weiter unbeirrt vorwärts und antworteten mit laut dröhnenden Kanonen.
Nach einer halben Stunde griff die feindliche Infanterie mit lautem Gebrüll an und trieb die japanischen Einheiten aus ihren Gräben. General Takeuchi hatte die Frontlinie einige hundert Meter nach hinten verlegt, damit sich die Soldaten besser in den Häuserruinen verschanzen konnten.
„Die sind gleich hier!“ schrie Bäumer und feuerte aus einem Fenster. Derweil wurden die vorderen Linien von feindlichen Soldaten und Panzern überrannt, die zahlenmäßig unterlegenen Japaner flüchteten nach hinten oder niedergemacht.
Frank drehte sich um und kroch unter dem Fenstersims zu einem verstört wirkenden jungen Japaner, der vor Angst schwitzte und dessen Augen in Panik auf die heranrollenden GCF-Tanks starrten.
„Give me your bazooka!“ schrie Kohlhaas und riss dem Jungen die Panzerfaust aus der Hand.
Ein Tankgeschütz traf das schon halb zerstörte Dach des Hauses und riss es regelrecht ab. Frank kroch zum Fenster und visierte einen der feindlichen Panzer an, der nächste feindliche Treffer konnte das Wohnhaus vollständig zerstören und keiner von ihnen würde hier lebend rauskommen.

Brausend flog die Rakete los und bohrte sich durch die Seite des GCF-Panzers, er drehte sein Geschützrohr noch kurz in die Richtung der Ruine, aus welcher der Schuss gekommen war, dann explodierte er mit einem dumpfen Schlag.
„Treffer! Verrecke, du Hund!“ spie Frank aufgeregt aus und hastete wieder in Deckung.
„Wir müssen hier raus, das Haus wird gleich plattgemacht!“ schrie Bäumer und drehte sich zu seinen Kameraden um. „Come on! We must get out of here or we will die!“
Alle hechteten die Treppe hinunter und flüchteten hinter ein paar Betontrümmer in einer Nebengasse. Hinter ihnen flogen bereits einige Häuser in die Luft und man hörte lautes Geschrei.
Die Feinde wurden immer jetzt zahlreicher und nun kamen auch die Skydragons nach.
„Brrrrrttt!“ Dieses laute, metallische Geräusch ließ einem das Blut in den Adern gefrieren, denn dahinter verbargen sich die Gatling-Maschinenkanonen der Militärhubschrauber mit ihrer hochtechnisierten Zielerfassung.
Kugeln schlugen hinter ihnen in der rußgeschwärzten Häuserwand ein und Stücke von Beton und Putz flogen durch die Luft. Einer der Skydragon-Kampfhubschrauber flog über ihren Köpfen hinweg und schoss in die Soldatengruppe, der sich auch Frank und Alfred angeschlossen hatten. Zwei junge Japaner wurden erwischt, dann richtete der Skydragon seine verheerenden Waffen glücklicherweise auf ein anderes Ziel.
„Rein da! In there!“ brüllte Bäumer und zeigte auf ein weiteres Ruinenhaus. Sie sprangen ihm hinterher, während weitere Panzer in ihrem Rücken zu hören waren.
Frank trug noch immer die unhandliche Bazooka und brachte einen weiteren Panzer durch einen gezielten Schuss zur Explosion. Die anderen feuerten auf einen

Haufen feindlicher Soldaten und erledigten drei von ihnen. Dann zogen sie sich weiter zurück.
Im Hin und Her dieses Kampfes verloren die Männer innerhalb weniger Minuten den Überblick. Ein Funkspruch verriet ihnen, dass sich die Japaner in Richtung Innenstadt zurückgezogen hatten, die GCF-Soldaten die äußere Front im Nordwesten Sapporos nun endgültig überrannt hatten und schon fast in der Nähe des Maruyamaparks angelangt waren. Das Lager war vollkommen zerstört worden. Dieser Tag endete in einer Niederlage.

Die Verteidiger hatten sich wacker geschlagen, doch die zahlenmäßige Überlegenheit von Soldaten und Kriegsgerät der GCF hatte den Kampf zu Gunsten der Angreifer entschieden.
Trotzdem waren die Verluste der GCF-Armee erneut sehr hoch, allein 46 Panzer waren zerstört worden und tausende Soldaten gefallen. Die Stärke der „Nihon no Yari“ Einheit lag jetzt nur noch bei 477 Männern, über 500 waren schon gefallen oder lagen um ihr Leben bangend in halb zerbombten Lazaretten irgendwo in der Stadt.
Auch an anderen Stellen Sapporos hatte die GCF viel an Boden gewonnen und General Takeuchi grübelte vor sich hin. Er entschloss sich zu einem Gegenangriff noch in dieser Nacht, damit die GCF das gewonnene Gebiet nicht noch weiter absichern und als Brückenkopf für die Eroberung der Innenstadt nutzen konnte.

Bäumer rauchte eine seiner billigen Zigaretten, welche er einem Freiwilligen aus der Ukraine bei einem Pokerspiel abgeluchst hatte.
„Gegenangriff heute Nacht?“ stöhnte er.
„Ja, kam eben als Befehl an alle Einheiten durch und Offizier Uchi hat es auch noch einmal an uns alle

weitergegeben…“ sagte Frank und hielt sich seinen knurrenden Magen.
„Wenn wir wenigstens zwischendurch mal was Richtiges fressen könnten“, schnaubte Alf.
„In einer Stunde gibt es eine Notration, wenn ich das richtig verstanden habe“, antwortete Frank.
„Ich könnte die ganzen Inseln von Japan aufmampfen.“ Alfred machte einen gedanklichen Ausflug in ein Nobelrestaurant, wo er feierlich schwor, sich bis zum Umfallen voll zu stopfen.
„Die Essensrationen werden jedenfalls immer kleiner“, war auch Kohlhaas aufgefallen und sein rumorender Magen gab ihm Recht. Sein Freund nickte und lehnte sich erschöpft an eine Hauswand.
„In der Innenstadt sieht es furchtbar aus. Überall liegen die Leichen von Zivilisten herum, die vor sich hin verrotten. Die Japaner verbrennen sie in riesigen Haufen, um Seuchen zu verhindern…“ sagte er leise.
„Habe ich gesehen“, erwiderte Frank.
„Wir halten hier nicht mehr ewig durch. Der Hunger wird auch seinen Anteil unter den Einwohnern und Soldaten fordern, wenn sich nichts ändert. Die Chefs der Japsenarmee sagen es nicht offen, aber die Vorräte sind fast aufgebraucht. Da bin ich mir sicher“, flüsterte er leise und schloss die Augen, um ein Nickerchen zu machen.
„Wenn sie hier alles mit Chemiewaffen bombardieren wie im Falle von Wakkanai, wird Sapporo endgültig zu einem riesigen Massengrab“, fügte Frank hinzu. Alf schluckte und drehte seinen Kopf zur Seite.

Es wurde immer kälter und dunkler. Die Uhr zeigte 22.30 Uhr und das Funkgerät machte mit einem Knistern auf sich aufmerksam. General Takeuchi gab persönlich Befehle durch, die Reste der „Nihon no Yari“ Einheit sollten

zusammen mit ihren japanischen Kameraden durch die Wohnsiedlung östlich des Maruyamaparks ihren Gegenangriff um 4.00 Uhr morgens starten.
Die beiden Freiwilligen aus Ivas und zehn weitere Soldaten kauerten im verdreckten Wohnzimmer eines zerstörten Hauses. Es gab kurzzeitig einen Disput darüber, wer das Privileg hatte, auf dem großen, mit Staub bedeckten Sofa zu schlafen.
Ein Freiwilliger aus dem Iran, Nirwan, konnte sich schließlich durchsetzen und schlief sofort laut schnarchend ein. Einer der anderen Männer entfachte ein Lagerfeuer auf dem Boden des Raumes, dessen Wand halb eingebrochen war. Es sah seltsam aus, sie hausten hier wie die Ratten.
Auch Frank und Alfred dösten vor sich hin und hatten sich frierend in alte Decken eingehüllt. Um 3.30 Uhr weckte sie der Iraner auf und sie unterhielten sich kurz.
Der Soldat sah aus wie eine alte persische Kriegerdarstellung: Er hatte einen bräunlichen Bart, helle grüne Augen und war erstaunlich hoch gewachsen. Sein Hass auf die Weltregierung war ihm anzumerken, denn Nirwans Eltern und der Rest seiner Familie waren umgekommen, als die Weltregierung im Zuge ihrer weltweiten Machtergreifung den aufsässigen iranischen Staat, der sich nicht auflösen wollte, mit einem Nuklearschlag heimgesucht hatte.
Damals war Teheran von drei Atombomben verwüstet worden. Nirwan hatte diesen Schrecken niemals vergessen können.
„We must regroup with the other squads at Toroshi Street!“ erklärte er und Frank und Alfred folgten ihm durch die dunklen Straßen.
Müde, hungrig und frierend stießen sie auf etwa 200 Kameraden, die sich an dieser Stelle zwischen den Ruinenhäusern zusammengerottet hatten. Einige

schraubten Bajonette auf ihre Gewehre, andere luden die Waffen durch oder musterten Handgranaten. Vielen der jungen Männer strahlte die Furcht aus den Augen.
Es war dunkel, kalt und ein eisiger Regen fiel vom Himmel herab. Alle Lichter waren ausgeschaltet worden und kaum einer der Soldaten brachte ein Wort über die Lippen. Um 4.00 Uhr setzte sich die Truppe langsam in Bewegung, einige Befehle wurden durchgegeben und die Lage sondiert.
„Bin gespannt, was das gleich gibt“, flüsterte Bäumer und schaute nervös zu Frank hinüber.
Die Soldaten huschten durch die finsteren Gassen und bewegten sich lautlos durch den Maruyamapark, dessen kahle Bäume und Sträucher in der Dunkelheit wie abgestorbene Spinnen wirkten. Bald waren sie dem von den GCF-Truppen besetzten Gebiet nahe gekommen und weitere Soldaten stießen von allen Seiten zu ihnen.
Es herrschte noch einige Minuten absolute Stille, nur das Prasseln der Regentropfen auf den Dächern der Häuser war zu hören. Von weitem konnte Frank Sandsäcke und die dahinter hervorschauenden Helme der GCF-Soldaten ausmachen. General Takeuchi meldete sich bei seinen Soldaten, das Knacken eines Funkgerätes zerriss die gespenstische Ruhe. Es war 4.00 Uhr: Angriff!
„Banzai!“ brüllten die Japaner und stürmten wild feuernd aus der Dunkelheit auf die Stellungen der GCF zu. Diese reagierte verzögert und erschien kurzzeitig überrumpelt, dann jedoch schossen die Soldaten zurück.
Die ersten wurden von Maschinengewehrsalven durchsiebt. Frank und Alfred huschten weiter an Trümmern und Barrikaden vorbei, um möglichst lange in Deckung zu bleiben. Dann gaben auch sie die ersten Schüsse ab.
Nach einem hektischen Vorstürmen waren die ersten Gegner in unmittelbarer Nähe. Sie schrien und richteten ihre

Waffen auf die japanischen Soldaten und Freiwilligen. Bäumer schoss einem in die Brust, Frank sprang einen weiteren an und stach ihm mit dem Bajonett in die Seite. Die anderen töteten die Soldaten hinter den Sandsäcken.
„Ins Haus hier!“ zischte Alf und einige der Männer folgten ihm in einen finsteren Wohnblock. Hier stießen sie auf GCF-Soldaten, die noch schlaftrunken waren. Einige hatten sich kaum von ihren Feldbetten erhoben, als eine Handgranate in den Raum rollte und sofort detonierte. Schreie gellten, Ringen und Schießen – dann war das Wohnhaus eingenommen.
Der Häuserblock lag strategisch günstig und von ihm aus konnten Alf und die übrigen Soldaten das Feuer auf die GCF-Soldaten eröffnen, welche jetzt durch die Gassen angerannt kamen. Frank kam nun auch dazu und kroch in den Raum hinein.
Unter ihnen stürmten die Kameraden über den Asphalt und trafen an der nächsten Straßenecke auf einen Trupp von GCF-Soldaten. Sie rannten sich fast gegenseitig über den Haufen. Schüsse fielen und Frank sah einen japanischen Soldaten, der mit einem furchterregenden Schrei ein Samuraischwert zog und einem Feind mit einem mächtigen Hieb den Bauch aufschlitzte.
„Gut, Straße gesichert, runter!“ brüllte Frank und hob sein Sturmgewehr. „On the street! Follow us! Go! Go! Go!“
Die übrigen Männer rannten die Treppen des Wohnblocks hinab und stürmten den anderen Soldaten hinterher. Frank schnappte sich ein Maschinengewehr von einem sterbenden GCF-Soldaten und feuerte auf die schwarzen Schatten in einer dunklen Nebenstrasse. Dann ging es immer weiter voran.
Das Schießen, Hauen und Stechen in der Dunkelheit nahm unerbittlich zu und die Freiwilligen aus Ivas wussten bald kaum noch, wer zu wem gehörte.

Sie bogen um eine Ecke und kamen zu einem Haus, in dem noch Licht brannte. Die Feinde löschten es sofort und schrien etwas auf Englisch, dann feuerten sie wild aus den Fenstern und streckten einige der Heranstürmenden nieder.
„Gebt mir Feuerschutz! Schießt auf die Fenster! Ich erledige die mit Granaten!“ brüllte Kohlhaas und tastete sich im Schutz der Dunkelheit weiter an das Haus heran. Die anderen deckten die Fensterfront mit einem Geschosshagel ein und Stücke von Putz und Beton regneten auf den nassen Asphalt.
Jetzt war Frank ganz nah dran und schleuderte eine Handgranate durch eine Fensteröffnung. Ein donnernder Schlag ließ das Haus erbeben und Rauchschwaden quollen aus der oberen Etage. Mit lautem Gebrüll stürmten die Angreifer durch den Hauseingang. Die ersten der Männer erhielten Schüsse in Bauch und Gesicht und eine Wolke aus Blut spritzte Bäumer entgegen. Frank schleuderte eine weitere Handgranate in einem Nebenraum und warf sich auf den Boden.
Erneut ließ eine Detonation das Haus erzittern: Schreie und Schüsse hallten durch die obere Etage. Ein Japaner mit einem Flammenwerfer hastete durch den Haupteingang und hielt seinen feurigen Strahl in die dunklen Räume.
Ein GCF-Soldat mit verdrecktem Gesicht und weit aufgerissenen Augen stürmte ihnen plötzlich aus einem dunklen Gang entgegen und feuerte mit seiner Pistole wild um sich. Frank und Alfred sprangen reflexartig zur Seite, schossen sofort zurück und töteten ihn. Dann war irgendwann Stille.
Bäumer leuchtete den Toten an. „Das war ein GCF-Offizier, sieht man an der Uniform! Vielleicht war dieses Haus so eine Art Kommandostand…“

Frank beugte sich zu dem Toten herab und riss ihm die Erkennungsplakette vom Hals. „Major General Martin Chirac“ war auf der Blechmarke eingraviert.
„Vermutlich kein kleiner Fisch!“ bemerkte der junge Mann und grinste. Er ließ die Plakette stolz in seine Hosentasche gleiten und zeigte sie später einem Haufen japanischer Soldaten, die ihn für seine Tat bewunderten.
Alfred fuhr erbost dazwischen und betonte, dass dieser Major genauso gut sein „Abschuss“ gewesen sein konnte – immerhin war es dunkel.

Der Gegenangriff war erfolgreich durchgeführt worden und hatte die GCF-Truppen unerwartet getroffen, sie waren aus den meisten Teilen Sapporos wieder hinausgeworfen worden.
Am nächsten Tag gingen die Gefechte noch um einige Straßenzüge weiter, dann befahl General Daniel Schwarzer einen geordneten Rückzug in die Gebiete außerhalb der Metropole.
Die japanische Kriegspropaganda machte aus der Mücke einen Elefanten, denn sie hatte Siegesmeldungen bitter nötig. Sie sprach von einem „vernichtenden Sieg über die Mörderhorden der GCF“ und prophezeite lauthals, dass Sapporo als „Bollwerk der Freiheit“ niemals fallen werde. In den folgenden Tagen dröhnten die Propagandasendungen, die von einem Japaner mit schnarrender Stimme wieder und wieder vorgetragen wurden, aus jeder Ecke Sapporos.
Die Wirklichkeit war allerdings weit weniger spektakulär. Das Vordringen der GCF in die äußeren Stadtteile der Metropole war unter großen eigenen Verlusten erst einmal vereitelt worden, aber das war es auch schon.
Ansonsten drohte der Bevölkerung Sapporos langsam aber sicher eine Hungerkrise, welche auch die Soldaten zu spüren bekamen. Nach wie vor wurde die Metropole täglich

mit schweren Salven der GCF-Geschütze eingedeckt und die Lage wurde zunehmend trostloser.

Weg von hier

Die nördlichste Metropole Japans war schon immer berühmt für ihr spektakuläres Schneefestival gewesen, wo talentierte Künstler die Welt mit großartigen Kunstwerken aus Eis beglückten. Ihre geschickten Hände ließen die Besucher der Stadt stets staunen. Japanische Tempel und riesige Tiere formten sie aus jenem Material, das es in Sapporo in den Wintermonaten reichlich gab: Eis.
In diesem Jahr fiel das Schneefestival aus und man beschäftigte sich mit weitaus wichtigeren Dingen, etwa der Frage, wo man die vielen Toten unterbringen und wie man die noch Lebenden vor dem Verhungern bewahren konnte.
Bis Mitte November verhielten sich beide Seiten ruhig, zumindest was größere Offensiven und Gegenangriffe anging. Daniel Schwarzer, der Oberkommandierende der nördlichen Invasionsarmee, wollte seine Feinde in Sapporo erst einmal sich selbst überlassen. Es begann zu schneien, wurde bitterkalt und die Nahrungsmittelversorgung brach schließlich fast vollständig zusammen.
Seit einigen Tagen wurde die Innenstadt jetzt mit chemischen Bomben attackiert, was viel schlimmer war als jede Infanterieoffensive. Glücklicherweise gelang es einigen japanischen Kampfjetpiloten durch einen Selbstmordeinsatz einige der schweren GCF-Geschütze im Hinterland zu zerstören und ein paar Tage Zeit zu gewinnen, doch das änderte auf Dauer nichts an der Gesamtsituation
Die Verteidiger sollten jetzt ausgeräuchert werden wie Ratten in einem Erdloch. Wenn sie sich nicht bald ergaben, dann waren schlimmstenfalls alle Menschen in der Stadt des Todes.

Chemische Waffen, unter anderem auch Giftgas, waren in den weltweiten Medien und vom Weltpräsidenten immer auf das Schärfste verurteilt worden.
Als „Menschenfreunde“ hatten die Vertreter des Weltverbundes mit derart inhumanen Kriegswaffen nach außen hin nichts zu tun, doch wer sollte bei einem komplett gesteuerten Medienkartell jemals an die Öffentlichkeit bringen, was im japanischen Krieg wirklich geschah. Offiziell wussten die Mächtigen noch nicht einmal, was chemische Waffen überhaupt waren.

Frank Kohlhaas hockte in einer Ecke im Halbdunkel und hielt sich die Hände vors Gesicht. Sein Freund Alfred war unterwegs auf der Suche nach einem Telefonapparat oder einem Internetzugang, sonst war niemand in dem kalten, zertrümmerten Haus.
Der junge Freiwillige hatte sich für einige Stunden zurückgezogen und nachgedacht. Das Hungergefühl quälte ihn, sein Nacken und Kopf schmerzten und heute Morgen hatte er heimlich fast eine Stunde lang vor sich hin geweint. Er vermisste Julia Wilden sehr und hatte ihr Bild seit Tagen ständig vor Augen. Gestern Nacht war ihm seine Mutter im Traum erschienen und hatte ihn ermutigt, dass er sich keine Sorgen machen sollte.
„Du wirst noch lange leben, mein Junge!“ sagte sie mit ihrer liebevolle Stimme und nahm ihn in den Arm.
Zwischendurch war ein Soldat in das zerschossene Haus gekommen, um einen Kameraden zu suchen. Frank versuchte, sich ruhig zu verhalten, damit er nicht weinend gesehen wurde. Immerhin war er der „Held“, welcher einen GCF-Major niedergestreckt hatte und das sprach sich mittlerweile im halben Lager herum. In seiner Ecke wurde er jedoch nicht bemerkt und irgendwann ging der Japaner wieder nach draußen.

Die GCF-Geschütze hatten jetzt schon mehrfach Giftgasgranaten in die Innenstadt von Sapporo geschossen, die unzählige Menschenleben gefordert hatten. Der gelbliche Nebel verflüchtigte sich nur langsam und ganze Viertel waren nicht mehr betretbar.
Kälte und Hunger waren wie eine schreckliche Mongolenhorde über die nördliche Großstadt hergefallen, jetzt wütete auch noch der Beschuss mit chemischen Kampfstoffen. Bald war es zu Ende, da war sich Frank sicher. Oft zweifelte er in diesen Tagen daran, dass Alf und er jemals wieder lebend aus diesem Höllenloch herauskamen.
Das Schicksal hatte für sie jedoch noch eine andere Aufgabe vorgesehen. Frank sollte es im Laufe dieses trostlosen Tages erfahren.

Es war nach 18.00 Uhr. Frank und Alfred hatten gerade ihre nach Nichts schmeckenden Notrationen heruntergewürgt und sich einige Schluck Wasser gegönnt, da kam ihr japanischer Zugführer und rief Frank Kohlhaas zu sich.
„You!" er deutete auf den Freiwilligen. „Come with me! General Takeuchi wants to talk to you!"
Die beiden Freiwilligen aus Litauen schauten sich verwundert an und Frank folgte dem Offizier. Sie gingen durch einige trümmerübersäte Gassen und kamen schließlich zum provisorisch eingerichteten Hauptquartier des örtlichen Führungsstabes. Hier residierte General Katsuya Takeuchi in der unteren Etage eines lädierten Wohnblocks und schien schon auf seinen Gast zu warten.
Der in die Jahre gekommene Veteran holte eine Flasche Sake aus einer Holzkiste und bat Frank, sich zu setzen. Dann schenkte er ihm einen Schluck japanischen Reiswein ein.

Beide Männer musterten sich gegenseitig und lächelten. Der General begann das Gespräch: „One of the Japanese soldiers told me, that you have killed a high rank officer of the GCF-Army!”
Frank nickte und holte die Erkennungsplakette, die er seit Tagen wie eine Trophäe in seiner Hosentasche herumgetragen hatte, heraus und legte sie auf den Tisch.
„I have killed this Major General of the GCF!“ berichtete er.
Takeuchi runzelte die Stirn und betrachtete die Identifikationsmarke genauer, dann grinste er und zwinkerte seinem jungen Gegenüber zu.
„Major General Martin Chirac. He was an important man in the northern GCF-army. Good work, soldier!“
„Thanks…“ antwortete Kohlhaas und bekam noch einen Reiswein eingeschenkt.
„You are Frank Kohlhaas?“
„Yes, Sir!“
„Where are you from, soldier?“
“Litauen...Lithuania...But I`m German...”
“German? Ah! German soldiers are brave!“
„I`m from Berlin!“
„Berlin, nice city…“ bemerkte der Japaner.
„Not in our days!“ sagte Frank und schüttelte den Kopf.
Das dritte Glas Reiswein folgte und die beiden Männer schwatzten immer munterer drauf los. Takeuchi, der aus verständlichen Gründen meistens sehr angespannt und verbittert wirkte, machte bald einen gelösteren Eindruck.
„What is your contact person here in Japan?“ erkundigte sich der General.
“Mr. Masaru Taishi from Tokyo!“
„Okay, I will call him and ask him about you. Please come back tomorrow and we will talk again...”

Etwas verwundert verabschiedete sich Frank von seinem japanischen Vorgesetzten und erzählte Alfred von der seltsamen Unterhaltung. Irgendwann, nach einer längeren Runde Skat, gingen sie zu Bett. Diese Nacht blieb ruhig, von den Bombeneinschlägen, die aus der Ferne zu hören waren, abgesehen.
Am nächsten Tag ließ General Takeuchi den jungen Mann erneut zu sich rufen. Er schien aufgeregt zu sein und schüttelte ihm breit grinsend die Hand. Wieder kramte er den Sake hervor und schenkte seinem Soldaten ein. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und lachte laut.
„My God! You have killed Leon-Jack Wechsler?“ rief er lachend aus.
Frank zuckte zusammen und schluckte erst einmal. Dann versuchte er zu grinsen.
„Yes! My friend Alf and me!“
“You are Rambo, ha, ha!” tönte Takeuchi. “Do you know Rambo?”
“Äh...no!” stammelte Frank.
Der Japaner winkte ab, grinste noch breiter und zog die Augenbrauen nach oben.
„Doesn`t matter! This was only a joke! But who is Aruf?”
“Alfred Bäumer...I call him Alf. He is my best friend and he also fights in the “Nihon no Yari” Unit!”
“Oh!” General Takeuchi erschien begeistert. „He is also here?“
„Yes, Sir!“
„The men who killed Wechsler in Paris, ha, ha! Nice!”

Kurz darauf musste auch Bäumer antreten und der Oberbefehlshaber der japanischen Streitkräfte in Sapporo stellte ihm eine Reihe von Fragen. Es gab ebenfalls für ihn ein paar kräftige Schlücke Reiswein und der Japaner hätte ihn vor Freude und Verzückung fast umarmt.

„Ha, ha! Nice! Nice!“ tönte er durch sein Büro.
Frank und Alf wurden ein wenig nachdenklich. Woher wusste der Japaner von der Sache in Paris? Wer hatte ihm erzählt, dass sie den Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“ umgelegt hatten?
„Wilden! Es war Wilden!“ schoss es durch Franks Hirn. „Er hat Masaru Taishi davon erzählt und dieser hat es Takeuchi in dem Telefongespräch gesagt!“
Nach einigen Nachfragen bestätigte der General, dass er alles durch Taishi erfahren hatte. Die Sache war damals sogar im japanischen Fernsehen gewesen.
Wilden hatte wohl wieder einmal mit ihnen geprahlt, diesmal bei seinem alten Geschäftsfreund aus Japan. Die vorbildliche Geheimhaltung, von der er immer sprach, war das jedenfalls nicht. Und ihre japanische Kontaktperson hatte sie auch nicht auf die Paris-Geschichte angesprochen. Was Herr Wilden wohl gesagt hatte?
Vielleicht: „He, Masaru! Ich schicke dir ganz prominenten Besuch nach Japan!“
Aber wie auch immer, der General hier in Sapporo wusste es und war augenscheinlich ganz begeistert. Es fehlte nur noch, dass er sie um Autogramme anbettelte.
Takeuchi beruhigte sich jetzt langsam wieder, stellte sein ununterbrochenes Grinsen ein und wurde etwas sachlicher.
„The Japanese army wants you for a special mission. You will leave Sapporo and go back to Tokyo!” erklärte der Oberbefehlshaber.
“What mission?” fragte Bäumer.
“They will tell you everything in Tokyo. You will leave Sapporo tomorrow! Good luck!” sagte Takeuchi nur.
Damit war das Gespräch beendet, der japanische General wirkte wieder autoritär und entschlossen, schüttelte ihnen kurz die Hände und verschwand dann in einem anderen Raum.

Die beiden Freiwilligen gingen wieder zurück zum Lager. Nicht dass sie sonderlich unglücklich waren, Sapporo zu verlassen, aber was war das für eine Spezialmission, von der General Takeuchi gesprochen hatte?
Frank hielt plötzlich an, kratzte sich am Kopf und blickte zu Alf herüber.
„Sag mal, Alter…Wer ist denn eigentlich Rambo?"
Alf stutzte und zuckte mit den Schultern: „Rambo? Keine Ahnung!"

An diesem Abend lief Frank Kohlhaas ein letztes Mal durch die dunklen Strassen Sapporos. Der Soldat ging fast bis in die Innenstadt. Er wollte eine Zeitlang allein sein und hatte Alfred gesagt, dass er spätestens um 22.00 Uhr wieder zurück sei.
Es regnete und vereinzelt kamen sogar schon Schneeflocken vom finsteren Nachthimmel herab. Die Kälte schnitt durch den Stoff seiner Kleidung, aber Frank lief trotzdem weiter immer weiter gerade aus.
Sapporo, die Metropole mit ihren ursprünglich etwa 2,5 Millionen Einwohnern kam ihm heute wie leergefegt vor. Viele der ehemals schönen Häuser waren stark beschädigt und irgendwo weiter entfernt schlugen wieder Bomben ein.
Der junge Freiwillige war trotz des Lobes von General Takeuchi an diesem Abend niedergeschlagen und wehmütig.
„Was mache ich hier überhaupt?" fragte er sich ständig selbst. „Japan halten, Sapporo halten, den Straßenzug halten?"
In einem Hauseingang neben ihm erkannte er eine japanische Frau, die in Wolldecken eingewickelt war und ihr Kind im Arm hielt. Sie sang ein schön klingendes Lied in ihrer Sprache. Frank hielt kurz an und drehte sich zu ihr um. Die Frau lächelte, wirkte jedoch vollkommen abgemagert

und kränklich. Kohlhaas gab ihr ein kurzes Lächeln zurück und trottete weiter durch die Straßen.
Als er zu einer der größeren Einkaufstraßen kam, konnte er Männer erkennen, die Leichen aus den Trümmern der Häuser herauszogen und sie zu großen Haufen wie Feuerholz aufschichteten.
Der Anblick war schrecklich und Frank hielt sich die Hände vors Gesicht, um dieses Bild nicht weiter ertragen zu müssen. Er hatte in den letzten Tagen ausreichend tote Menschen gesehen, doch die vielen Leichenhaufen gingen selbst ihm an die Substanz.
„Ist es das alles wert?“ fragte er sich und ging zurück in Richtung des Maruyamaparks.
„Würde die Welt, wenn ich sie formen könnte, wirklich eine bessere sein?“ bohrte es in seinem Kopf.
Es war bedrückend wie die vorher so schöne und beeindruckende Stadt jetzt aussah. Überall lagen Trümmer und ein Ende des Wahnsinns war nicht abzusehen.
„Nur damit sich euch Japan wieder unterwirft? Nur damit eure Weltmacht nicht gefährdet wird, vergießt ihr so viel Blut und schafft solches Leid?“ grübelte er vor sich hin.
„Ich weiß gar nicht, ob ich euch noch aufhalten will. Ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr. Wenn ich ein Held bin, wie erbärmlich ist dann ein Held? Ich würde meinem Sohn sagen: Werde in deinem Leben alles, aber kein Held!“
Auch der Maruyamapark war menschenleer, nur dunkle Bäume ohne Blätter und vom Regen platt gedrücktes Gras fand man hier vor. Frank ließ sich auf einer Bank nieder und starrte auf den Boden.
„Dieses Grauen frisst mich auf. Ich will hier weg. Raus aus dieser Höllenstadt, raus aus diesem todgeweihten Land…“ flüsterte er vor sich hin.
Irgendwann ging er zurück und erreichte wieder seine Stellung, in der Alf auf ihn wartete. Er sagte nichts, kroch in

seinen Schlafsack und musterte geistesabwesend die schmutzige Betonwand neben seinem Kopf. Eine Stunde später fielen ihm endlich die Augen zu und er schlief ein, doch im Reich des Schlafes erwarteten ihn in dieser Nacht seltsame Traumgesichter…

Frank Kohlhaas hoffte, dass es kein Traum war, denn es war fantastisch. Er ritt auf einem wundervollen, weißen Schimmel, bekleidet mit einem edlen Gewand, auf eine herrlich leuchtende Burg aus purem Elfenbein zu.
Um ihn herum jubelten die Volksmassen. Männer, Frauen und Kinder huldigten ihm und riefen voller Freude seinen Namen. Die Mädchen an der Seite der Strasse waren schön wie Engel und warfen ihm bunte Blumen zu.
„Frank Kohlhaas! Du bist unser Befreier! Du bist unser König! Gott segne dich!“ erschallte es.
Der junge Mann sah stolz auf das Volk hinab und winkte mit seiner Hand, welche in einem feinen Samthandschuh steckte.
„Krönt ihn! Unseren Befreier, unseren Held! Frank Kohlhaas!“ riefen die Mädchen und warfen ihm noch mehr Blumen zu.
Sein Pferd trug ihn immer näher zu der wundersamen Burg und Würdenträger in Samt und Seide öffneten die Tore, um ihn in den Schlosshof zu lassen. Alle verneigten sich und einer der Diener sagte: „Willkommen bei Eurer Krönung, edler Herr! Einen größeren Helden wie euch hat die Menschheit nie gesehen!“
Frank verzog sein Mund zu einem Grinsen und nickte ihm zu. Der Mann hatte wohl recht: Ehre, wem Ehre gebührt.
Irgendwann stieg Frank von seinem Schimmel und stolzierte eine lange Treppe, welche in einen prunkvollen Thronsaal führte, hinauf.

„Herr, ihr seid unser Erlöser! Lasst euch zum König der freien Völker krönen!“ hörte er die Hofdamen und Diener überall rufen.
Man führte ihn in den großen Saal, wo auf ihn ein mit Gold und Diamanten verzierter Thron wartete. Einer der Diener eilte zu ihm, verneigte sich tief und sagte: „Edler Herr, willkommen an diesem Ort! Heute werden wir euch krönen, wie ihr es verdient habt! Ihr seid einer wahrer Held, ein Wohltäter und Befreier für alle rechtschaffenden Menschen!“
Der Diener begleitete Frank einige Stufen hinauf und ließ ihn sich auf den Thron setzen, die versammelten Zuschauer jubelten ihm weiter zu und der junge Mann schenkte ihnen einige großmütige Blicke.
Prachtvoll gekleidete Würdenträger kamen nun aus dem hinteren Teil der Halle, um Frank die Insignien seiner Königswürde zu überreichen. Der eine trug ein Zepter, eingewickelt in ein Tuch aus Seide, der andere hatte etwas Rundliches in der Hand – vermutlich den Reichsapfel, doch auch er war mit einem prunkvollen Stoffstück verdeckt.
Es folgten zwei weitere Diener. Der eine hatte ein Tablett mit Speisen in der Hand, auf welchem eine goldene Haube war, der andere winkte mit der Königskrone.
Die Diener stellten sich auf die Stufen vor seinen Thron und verneigten sich, einer von ihnen sprach: „Edler Herr Frank Kohlhaas, heute wollen wir eure Krönung zum „König der freien Völker der Erde“ feiern!“
Dann fügte der Mann neben ihm hinzu: „Ihr seid ein Befreier der Menschheit, ein heldenhafter Krieger, ein Bote der neuen, besseren Zeit!“
„König der freien Völker der Erde“ seid ihr jetzt! Freut ihr euch, Herr?“
Frank nickte und sprach: „Ja, ich bin glücklich und werde euch ein würdiger König sein! Und nun gebt mir die

Insignien, die mir zustehen und lasst mich von den besten Speisen kosten, die ihr mir bereitet habt!“
„Sehr wohl, Herr!“ antworteten die Diener und der erste von ihnen kam die Stufen herauf. Er zog ein Zepter aus dem Seidentuch und sagte: „Herr, hier habt ihr euer Zepter! Es ist gefertigt aus den Knochen eurer ungeborenen Kinder. Sie konnten niemals geboren werden, da ihr keine Zeit hattet eine Familie zu gründen und der Krieg euer ganzes Leben bestimmte!“
Dann folgte der Zweite: „Herr, hier habt ihr euren Reichsapfel! Es ist der Totenschädel von Julia Wilden, der Frau, die euch ihr ganzes Leben lang geliebt hat. Leider hattet ihr niemals Zeit, diese Liebe zu erwidern, denn nur der ewige Kampf bestimmte eure Gedanken!“
Jetzt kam auch der dritte Diener zu Frank und zeigte ihm seine Krone. „Sie ist gefertigt aus den Gebeinen derer, die euch in die Schlacht folgten und in eurem Namen gestorben sind!“
Und schließlich kam auch der letzte der Würdenträger und hob die goldene Haube von seinem Tablett. Frank erschrak, denn darauf lagen ein Herz und ein Gehirn.
Der Diener lächelte und erklärte: „Esst diese edlen Speisen, denn sie sind schon einmal Teil von euch gewesen. Ihr habt sie nur schon vor vielen Jahren hergegeben, damit ihr die Königswürde erhalten konntet!“
Der junge Mann sprang entsetzt von seinem Thron auf und rief: „Was soll das? Was sind das für schreckliche Dinge, die ihr mir hier zeigt? Ich sollte doch heute zum „König der freien Völker der Welt“ gekrönt werden!“
Ein kurzes Raunen ging durch die Masse der versammelten Zuschauer der Zeremonie und viele von ihnen schauten Frank entgeistert an.
Seine Diener antworteten: „Herr, habt ihr wirklich geglaubt, dass ihr nichts opfern müsst, um gekrönt zu werden?“

Kohlhaas schreckte auf und blickte sich entsetzt um. Es war niemand da, nur Alf und einige schlafende Soldaten.
Der junge Mann kroch aus seiner Stellung und lief eine Weile durch die kalte Nacht. Es regnete immer noch und er begann zu frieren.

Trauer und Zweifel

Am nächsten Tag wurden Frank und Alfred mit einem Transportflugzeug der japanischen Armee aus Sapporo herausgeflogen. Alles verlief ruhig und planmäßig. Das Flugzeug überflog einen der wenigen Orte im Süden der Großstadt, der noch halbwegs sicher vor der feindlichen Flugabwehr war.
Die beiden Männer warfen einen letzten Blick auf die zerstörte Metropole und waren froh, diese Hölle zu verlassen. General Takeuchi hatte sich, zusammen mit vielen anderen Kameraden, von ihnen verabschiedet und noch einmal seinen Dank für die hervorragenden Leistungen an der Sapporo-Front bekräftigt. An ihren Uniformen hingen jetzt Tapferkeitsorden der japanischen Armee.
Sie schwiegen und dankten Gott, dass sie die Insel Hokkaido lebend hinter sich lassen durften. Frank war so müde, dass er im Flugzeug vor sich hin döste und erst aufwachte, als sie wieder in Sichtweite von Tokio waren.
Die japanische Armeeführung hatte angeordnet, dass sie für den nächsten Monat erneut bei Familie Taishi unterkommen sollten, danach war die Spezialmission, unter der sich die Freiwilligen noch immer nichts genaues vorstellen konnten, geplant.
Der ehemalige Geschäftsmann holte sie in der Innenstadt von Tokio ab, schüttelte ihnen die Hände und fuhr sie zu sich nach Hause. Er war sehr wortkarg und wirkte bedrückt.
„Geht es ihnen nicht gut, Herr Taishi?“ erkundigte sich Frank.
„Nein!“ kam nur zurück und der Japaner fuhr schweigend weiter.

Er begleitete sie ins Haus, erklärte kurz, dass sie jetzt in der oberen Etage in zwei Räumen wohnen konnten und ging dann ins Wohnzimmer. Frank und Alfred stiegen verdutzt die Treppe hinauf und sahen ihn den Rest des Tages nicht mehr. Auch Taishis Frau hatte sie nur kurz begrüßt und war dann wieder verschwunden. Irgendetwas stimmte nicht.
Am nächsten Morgen sagte ihr Gastgeber beim Frühstück fast kein Wort und auch Frau und Tochter schwiegen. Sie wünschten den beiden Freiwilligen einen schönen Tag und fuhren dann mit dem Auto davon. Gegen Mittag kamen sie wieder.
Frank bat Alfred, in seinem Zimmer zu bleiben, denn die Taishis wünschten heute offenbar keine Gesellschaft. Sie verhielten sich sehr merkwürdig. Frank vermutete, dass Frau Taishi vor dem Frühstück geweint hatte. Sie wirkte, wie auch der Rest der Familie, apathisch und depressiv. Sie fragten nicht nach, hatten jedoch eine böse Vorahnung.
Das Zimmer des Sohnes Kazuko war direkt neben Franks Wohnraum und in den Abendstunden hörte er ein leises Wimmern im dunklen Gang, als er auf dem Weg zur Toilette war. Kohlhaas warf einen kurzen Blick in den Raum und konnte Frau Taishi erkennen. Tränenüberströmt starrte sie ein Foto ihres Jungen an. Jetzt war die Sache klar. Kazuko war gefallen.
Sie bemerkte seine Anwesenheit und blickte zu ihm auf. „Come in, Frank!“ schluchzte sie.
„He is dead. My son Kazuko is dead!“
Dem Soldaten fehlten die Worte, ihre Stimme klang wie ein Schwarm Wespen, die in seine Ohren stachen.
„I feel sorry for you!” stammelte Frank und versuchte sich etwas Passenderes auszudenken.
„Okay…“ hauchte die Mutter. „Please leave me alone, Frank!“

Er schlich wieder in sein Zimmer zurück und schloss die Tür leise hinter sich zu. Jetzt wusste er es. Alfred hatte bereits gestern diese böse Vorahnung geäußert.
Frank und Alfred versuchten der Familie Taishi in den nächsten Tagen den Taishis so gut es ging im Haushalt zu helfen. Sie spülten ab, saugten das Wohnzimmer oder taten sonst etwas. Das war vermutlich ihre Art, so etwas wie Beileid zu zeigen. Es half allerdings nicht viel. Das Haus war von einer riesigen Wolke der Trauer und Depression erfüllt, welche sie mit solchen Dingen kaum vertreiben konnten.
Herr Taishi hatte die Nachricht vom Tod seines Sohnes erst vor einer Woche bekommen. Es war unvorstellbar grausam gewesen und die japanische Familie hatte fast die Nerven verloren. Frau Taishi war zusammengebrochen und nahm seit diesem schrecklichen Tag eine wahre Unmenge an Beruhigungsmitteln und Pillen, um nicht durchzudrehen.
Manchmal hörte man die drei in der unteren Etage streiten, an anderen Tagen schrie Frau Taishi hysterisch herum. Einmal musste sogar ein Notarztwagen kommen, da ihr Kreislauf kollabiert war. Diesen Zustand empfanden die beiden Freiwilligen fast schlimmer als die Einsätze an der Sapporo-Front.
Herr Taishi bat sie zu bleiben als Alfred das Angebot machte, lieber in ein Hotel zu ziehen. Er versuchte sich einzureden, dass sein Sohn für ein besseres Japan gefallen war, doch diese Parolen, selbst wenn sie wahr waren, führten auch zu keinem Anklingen des Schmerzes.
„Er war eine von beste Studenten von Mathematics in Universität!“ berichtete er völlig aufgelöst und weinte vor sich hin.
„Ich weiß nicht, was ich sagen soll…“ antwortete Frank.
“Okay!” Herr Taishi wischte sich die Tränen vom Gesicht und versuchte, sich irgendwie zu fangen. „Heute gehen wir

alle nach Tama-Zoo von Tokio. Die ganze Familie Taishi und ihre Gäste Frank und Arufred!“
Alfred nickte und reichte dem Mann ein weiteres Taschentuch. Vielleicht tat ihnen allen eine derartige Ablenkung gut, die Trauer würde die Taishis schon noch oft genug überfallen.
Frank Kohlhaas kannte diesen Zustand nur zu gut. Die Holozelle und die anschließende Liquidierung seines Vaters und seiner Schwester hatten ihm dieses entsetzliche Gefühl oft genug beschert.
„Diese Schweine, sie haben diesem braven Volk einfach diesen Wahnsinn aufgezwungen. Für Geld und Macht…“ zischte er leise. Sein Freund stimmte ihm zu.
„Denk ihr, dass tote Menschen noch leben in einer andere Form?“ fragte sie Taishi mit einem tränenreichen Lächeln.
“Ich hoffe, dass wir alle noch in einer anderen Form weiterleben”, kam von Alfred zurück. „Ich bin mir eigentlich sicher!“
„Dann ist Kazuko auch noch da. Er geht mit uns auch in Zoo nach Tokio!” schluchzte Herr Taishi und nahm Alf in den Arm.

Der Zoobesuch bereitete ihnen kurzzeitig so eine Art „Spaß“, zumindest drängte er die Trauer für einige Stunden zurück und sorgte für oberflächliche Zerstreuung. Frau Taishi wirkte jedoch auch an diesem Tag eher wie eine Leiche, sie war kreideweiß und ihr Gesicht war aufgedunsen. In regelmäßigen Abständen musste ihr Masaru Taishi die Beruhigungspillen geben, damit sie nicht hysterisch wurde.
Nanami Taishi, die Tochter, war sehr schweigsam und hatte sich bisher Frank und Alfred kaum gezeigt. Außer einer kurzen Begrüßung als sie bei der Familie angekommen waren und dem einen oder anderen Satz hatte sie mit den

Gästen kaum ein Wort gewechselt. Jetzt war sie vollkommen still geworden und blickte nur mit traurigen Augen umher. Eigentlich war sie recht hübsch und wohl knapp über 20 Jahre alt, doch jetzt wirkte sie, als hätte sie alles Leid der Welt getroffen.
Nanami war viel bei ihrem Freund im benachbarten Stadtteil, so dass man sie sonst kaum zu Gesicht bekam. Wenn sie Herrn Taishi richtig verstanden hatten, studierte sie auch in Tokio. Heute war sie bei dem seltsamen Familienausflug allerdings mit dabei.
„Elephants!“ Herr Taishi zeigte auf eine Gruppe der grauen Riesen hinter einem hohen Absperrzaun. Eines der Tiere, vermutlich ein Bulle, brüllte in ohrenbetäubender Lautstärke und die anderen Elefanten machten ihm ehrfürchtig Platz. Wahrscheinlich war er hier im Gehege so eine Art „Weltpräsident“.
Sie gingen weiter und lediglich der ältere Japaner konnte sich so weit zusammenreißen, dass er die eine oder andere Konversation zu Stande brachte. Seine Frau und seine Tochter trotteten den Männern nur wortlos hinterher und manchmal hörte man sie leise weinen.
Der Tama-Zoo war gigantisch und eindrucksvoll, sämtliche Tierarten des Erdballs, zumindest die, welche noch nicht ausgerottet waren, hatte man hier versammelt. Fische, Reptilien, Säugetiere und massenhaft bunte Vögel. Die Wölfe mit ihrem glänzenden weißen Fell gefielen Frank besonders gut. So viele Tiere hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. In seiner Heimatstadt Berlin gab es in erster Linie Ratten, die nachts die Mülltonnen durchwühlten und in allen Ecken der Stadt lauerten oder Tauben, die sich in Massen auf den großen Plätzen versammelten.
Sie kamen zu einem Terrarium voll mit niedlichen Nagetieren, die sich zu einem großen Haufen aufgeschichtet hatten, um zu schlafen. Ihre großen, gelben

Zähne lugten überall aus dem kleinen Berg aus Krallen und Fell hervor. Die Tiere beachteten die Besucher nicht und schliefen tief und fest, als ob es nichts Böses auf der Welt gäbe. Das sah niedlich aus und selbst Nanami musste kurz lächeln.
Anschließend setzten sie sich in ein Cafe im Zentrum des Zoogeländes und gönnten sich eine Pause. Es war auch in Tokio kalt geworden und Herr Taishi hielt es für angemessen, ihnen allen einen heißen Kakao zu spendieren.
„Wird Sapporo von der GCF erobert werden?“ fragte er Frank und Alfred, nachdem sie ausgetrunken hatten.
„Das wird schwer…“ wollte Bäumer gerade erläutern, da traf ihn ein giftiger Blick von Frau Taishi.
Sie sagte etwas auf Japanisch zu ihrem Mann und war wieder einmal den Tränen nahe.
„Gut, nichts mehr von diese Krieg sagen. Okay?“ bemerkte er.
Herr Taishi versuchte, die Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken, schließlich gab es im Tama-Zoo noch einiges zu sehen. Schweigend erhoben sich alle von ihren Plätzen und gingen weiter in eine riesige Halle voller buntgefiederter und laut quäkender Vögel.
Anschließend waren die Insekten an der Reihe: Ameisen, haarige Spinnen, Tausendfüssler in beachtlicher Größe und so weiter.
Zuletzt gingen sie in einen gewaltigen Komplex mit großen Aquarien. Haie starrten sie hier durch dicke Glasscheiben an und Schwärme bunter Fische zogen an ihnen vorbei. Herr Taishi erzählte etwas bezüglich einiger Fischarten.
„Als Kind ich habe mit Vater oft Fische in Meer…“ sagte er suchte offenbar das passende Wort.
„Geangelt…Fische werden geangelt…“ bemerkte Frank.
„Ja, geangelt!“ rief der Japaner.

„Japaner viel angeln!“
Seine Frau nahm in zur Seite und ging mit ihm einige Schritte von der Gruppe weg. Sie weinte wieder und ihr Mann umarmte sie.
„Wir mussen jetzt nach Hause. Avaka geht es nicht gut!“ sprach er und winkte die anderen zu sich.

Eine neue Woche begann und ein Angehöriger der japanischen Armee meldete sich telefonisch bei den Taishis. Er erkundigte sich nach Frank und Alfred und erklärte, dass die beiden Männer Mitte Dezember nach Chiba zu einem Armeestützpunkt gebracht werden sollten.
Über den Inhalt der Spezialmission wussten die Freiwilligen allerdings noch immer nichts. Gegen Abend gab es eine gute Nachricht, welche selbst Herrn Taishi für einen kurzen Moment aus seinem Zustand der Trauer und Lethargie herausriss.
Auf den Philippinen waren schwere Unruhen ausgebrochen. In der wichtigsten Stadt der Inselgruppe, Manila, hatte eine große Volksmasse den Regierungssitz des Regionalgouverneurs belagert und angegriffen. Nur mit Mühe und Not konnten Polizei und Militär den Aufruhr niederschlagen. Es mussten sogar einige GCF-Einheiten aus dem Süden Japans abgezogen werden, um auf den Philippinnen für Ordnung zu sorgen.
Scheinbar war auch hier die Bevölkerung nicht mehr zufrieden mit den politischen Segnungen der Weltregierung. Die japanischen Medien sprachen von einer „offenen Rebellion gegen die Sklavenhalter“ und erklärten sich mit den Aufständischen solidarisch.
In den folgenden Wochen gab es in Manila sogar einen schweren Bombenanschlag auf einen GCF-Stützpunkt mit mehreren Toten.

Das japanische Fernsehen machte im Zuge seiner Kriegspropaganda aus solchen Aktionen immer einen großen Sieg, genau wie die gesteuerten Medien der Weltregierung auch täglich den Untergang Japans feierten und nur von Erfolgen berichteten.
Tatsache war jedenfalls, dass die GCF mittlerweile immense Schwierigkeiten hatte, in China und Korea noch neue Rekruten für ihre Eine-Welt-Armee zu bekommen. Sie musste die Sub-Gouverneure der Regionen immer mehr unter Druck setzen und teilweise auf Zwangsrekrutierungen zurückgreifen, was ihr bei der breiten Masse der Bevölkerung keine Sympathien einbrachte.
So kam es vor allem in Seoul und einigen Großstädten Chinas bald zu einer breiten Kriegsdienstverweigerung und sogar öffentlichem Protest.
„Das ist große Erfolg!" jubelte Herr Taishi als er die Bilder von den Philipinnen sah.
Seine Frau keifte ihn nur auf Japanisch an und verließ den Raum. Die beiden Gäste sagten nichts.
Der Japaner wandte sich ihnen zu und stellte den Fernseher ab: „Avaka sagt, es ist mein Schuld, dass Kazuko in Krieg gegangen ist! Sie wollte das nicht!"
„Meine Mutter hätte das auch nicht gewollt. Welche Mutter will so etwas schon?" bemerkte Frank.
Herr Taishi fing wieder an zu weinen und holte eine Flasche Sake aus der Küche. „Vielleicht ist meine Frau richtig…"
„Aber mein Sohn Kazuko wollte zu Armee!"
Jetzt kam die Frau zurück und fing einen handfesten Streit mit ihrem Ehemann an. Sie war außer sich vor Zorn und Tränen rannen ihr über die Wangen. Avaka Taishi hatte nichts von dem verstanden, was Masaru da auf Deutsch gesagt hatte, doch sie wusste, dass es wieder um diesen verdammten Krieg und ihren Sohn ging.

Frank und Alfred verschwanden nach oben und ließen die beiden allein, die Tochter hatte sich scheinbar schon vorher wieder aus dem Haus begeben.
Im unteren Stockwerk hörte man das Ehepaar schimpfen und weinen. Die beiden Freiwilligen blieben für den Rest des Tages in ihren Zimmern.

Während die Tage bei den Taishis in depressiver und hoffnungsloser Stimmung verstrichen und Frank sich nun selbst auch immer mehr Fragen bezüglich des Sinns seines Kampfeinsatzes um Japan stellte, unternahm die GCF einen weiteren Großangriff auf die mittlerweile ausgehungerten und müden Soldaten in Sapporo.
Von den „Nihon no Yari“ waren kaum noch 200 Mann kampffähig, die meisten anderen waren gefallen oder lagen schwer verletzt in den überfüllten Lazarettbaracken der zerstörten Metropole.
Frank und Alfred waren froh, der Hölle von Sapporo entkommen zu sein, ahnten aber, dass der Krieg bereits den nächsten blutigen Alptraum für sie bereitet hatte.
Es war der 14.12.2031, als Hunderttausende von GCF-Soldaten die Außenbezirke Sapporos überrannten und die Verteidiger massiv zurückdrängten. General Takeuchi und sein Führungsstab mussten sich, ebenso wie die übrigen Japaner und ausländischen Freiwilligen, bis in die Innenstadt zurückziehen. Hier verschanzten sie sich zwischen den Trümmern der Häuserblocks.
Die Nahrungsmittelversorgung war nun vollständig zusammengebrochen und der eisige Winter quälte die Soldaten, auf die der Tod wartete. Die Zivilbevölkerung hatte in den letzten Monaten teilweise versucht, durch die wenigen Lücken des Belagerungsrings nach Honshu zu fliehen und wurde in Massen von den GCF-Soldaten erschossen.

Die, welche in der Großstadt blieben, mussten meistens in kalten Häuserruinen übernachten oder flüchteten in die endlosen U-Bahn-Schächte, welche bald mit frierenden und hungernden Menschenmassen überfüllt waren.
Das Oberkommando der Invasoren hatte jetzt angeordnet, dass Sapporo massiv chemischen Bomben beschossen werden sollte, um auch den Rest der Verteidiger zur Aufgabe zu zwingen. Die Japaner waren hier im Norden fast am Ende und die Großstadt konnte nur noch maximal einen Monat standhalten.
General Takeuchi bereitete sich nun jeden Tag auf sein Harakiri vor. Er hatte lange genug gelebt, so wie er es ausdrückte, und versuchte, dem Tod ehrenvoll ins Auge zu sehen. Sein altes Samuraischwert, das er von seinem Vater einst bekommen hatte, lag griffbereit neben seinem Feldbett. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er es benutzen musste.

„Frank, schön von dir zu hören! Wie geht es euch?“ Herr Wilden war außer sich vor Freude, als er Franks Stimme am anderen Ende der Telefonleitung hörte.
„Den Umständen entsprechend, wir leben immerhin noch,“ erwiderte Kohlhaas nüchtern.
„Was ist in Sapporo los? Sieht nicht gut aus – so stellen es die Medien zumindest dar“, kam von Wilden.
„Ja, da liegen sie leider weitgehend richtig. Alf und ich sind in Tokio bei Masaru Taishi“, erklärte Frank.
„Ach?“ Herr Wilden stutzte.
„Ja, wir sind bei den Taishis. Die japanische Armee hat uns aus Sapporo rausgeflogen. Gott sei Dank! Das war die Hölle, jetzt ist es noch schlimmer. Alle hungern und frieren. Es geht dem Ende zu…“
„Wie geht es Masaru?“
„Beschissen geht es ihm! Sein Sohn ist gefallen!“

Der ältere Herr am anderen Ende der von HOK sorgfältig verschlüsselten Leitung schwieg für einige Sekunden, Frank hörte ihn einatmen.
„Das ist schrecklich. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“
„Scheiße ist das…Aber Taishis Sohn ist einer von vielen. Mal sehen, wann Alf und ich dran kommen…“
„Sag doch so etwas nicht. Mensch, ich bin überglücklich von euch zu hören“.
„Hast du etwas von den anderen aus Ivas erfahren?“
Der Dorfchef schwieg erneut kurz. Das verhieß nicht Gutes.
„Nach Baastfeldt hat es auch Dennis Müller erwischt. Sein Bruder hat einen Schuss in die Schulter bekommen und liegt in einem Krankenhaus in Matsue. Hat sich entzündet, aber er kommt wohl durch. Die anderen leben noch. Sven hat mir geschrieben, dass sich seine Einheit nach Honshu zurückgezogen hat und er jetzt in Hiroshima ist. Es gibt fast jeden Tag schwere Kämpfe, berichtet er!“
„Dennis Müller ist auch tot?“ erkundigte sich Frank noch einmal.
„Ja! Leider…“
„Hugenfeldt?“
„Hat mir auch geschrieben! Er wurde aus Abashiri evakuiert und ist jetzt in Morioka!“
„Sag mal, Thorsten…Woher wusste Taishi das von Paris, du weißt schon?“
Herr Wilden suchte nach einer Antwort. „Nun, ja! Es ist mir mal rausgerutscht. Tut mir leid“.
„Pah! Du hast wohl mit Alf und mir rumgeprahlt, wie?“
„Tut mir leid…“ kam nur von Wilden zurück.
„Ist ja jetzt ohnehin nicht mehr zu ändern, aber demnächst verlangen wir etwas mehr Diskretion!“
„Ja, wird nicht wieder vorkommen!“
Frank sagte für eine halbe Minute nichts und schaute sich in dem dunklen Wohnzimmer der Taishis um. Die Familie war

heute Abend nicht zu Hause, denn Herr Taishi hatte einen Kinoabend verordnet, in der Hoffnung, seiner Frau und seiner Tochter wieder etwas Ablenkung zu verschaffen.
„Thorsten, jetzt erkläre mir noch einmal, warum Alf und ich hier in Japan kämpfen sollen. Aber so, dass ich es auch verstehe!“
Der Ex-Unternehmer grübelte am anderen Ende und suchte eine passende Antwort.
„Warum fragst du mich das jetzt, Frank?“
„Weil ich seit Wochen nur von Tod und Leid umgeben bin. Wir töten oder werden getötet. Wir verteidigten Straßenzüge in Sapporo, einer Stadt, deren Namen mir vorher noch nicht einmal geläufig war. Sag mir das jetzt! Was sollen wir in diesem verfluchten Land, das dem Untergang geweiht ist?“
„Lebst du gerne in Ivas?“ fragte Wilden dazwischen.
„Was hat Ivas mit Japan am Hut?“ erwiderte Frank genervt.
„Nun, denke dir einfach, wenn du den Straßenzug „X“ in Sapporo, Tokio oder sonst wo in Japan verteidigst, dass du für Ivas, für Berlin und die ganze Welt kämpfst!“
„Das soll ich mir denken? Wenn ich von sterbenden Frauen und Kindern umgeben bin? Wenn ich Menschen erschieße und aufschlitze? Wenn ich in die glasigen Augen meiner Kameraden schaue, die gerade erschossen worden sind?“
„Frank, Japan ist nicht irgendein Land. Es ist das einzige Land auf Erden, dass sich frei gemacht hat vom Weltsystem. Es ist das erste Bollwerk der Freiheit. Wenn Japan fällt, dann zerplatzt unser aller Festung, welche uns Hoffnung gegeben hat!
Alle, die von den Häschern der Weltregierung verfolgt und gequält werden, richten in diesen Tagen ihre Augen voller Zuversicht auf Matsumoto und Japan. Sie denken sich: „Die Mächtigen sind zwar stark und haben alle Mittel in ihren Händen, aber an Japan werden sie scheitern. Japan wird

sie besiegen, denn sie sind keine Götter, sie können auch bluten, scheitern und sterben!“
Frank schnaufte und presste den Hörer an sein Ohr.
Wilden fuhr fort: „Japan ist wie ein Zuschauer in einem voll besetzten Kinosaal, wenn ein Propagandafilm der Hetze läuft, welcher in der letzten Reihe plötzlich aufspringt und schreit: „Leute, der Film zeigt nicht die Wahrheit, er zeigt euch Lügen! Glaubt nicht, was dieser Film euch zeigt!“
Alle anderen Zuschauer schweigen und lassen sich berieseln, aber dieser eine schreit den anderen die Wahrheit ins Gesicht, so dass auch sie vielleicht eines Tages nachdenken.
Glaubst du, dass wir in Ivas für immer sicher sein werden, Frank? Glaubst du das wirklich?“
Der junge Mann sagte nichts und Herr Wilden redete weiter.
„Wenn Japan zerschlagen wird, dann fällt der wichtigste Hort des Widerstandes. Dieses Land ist eine Weltmacht, es hat eine hohe Technologie und kann einiges erreichen. Es setzt ein Zeichen, es ist wie ein Licht, das Hoffnung gibt. Vergiss das nie!“
„Aber ich kann nicht mehr! Meine Nerven liegen vollkommen blank!“ sagte Frank.
„Ich wünschte, ich könnte dir helfen, einen kleinen Teil deiner Last zu tragen. Aber diese Last ist für dich bestimmt und ich weiß, dass du nicht unter ihr zerbrechen wirst.“
„Ich bin kein Held, Thorsten. Nur ein gewöhnlicher Mensch mit einem zerstörten Leben. Woher soll ich die Kraft nehmen, immer nur zu kämpfen? Soll mich auf ewig der Hass antreiben? Nun, der Hass ist da, aber er allein genügt nicht, Thorsten!
Das Weltsystem hat meinen Vater und meine Schwester auf dem Gewissen, es hat meine Existenz zerstört. Aber ich zweifle im Moment…“

Der Dorfchef versuchte, ihn zu beruhigen. „Wir alle haben unseren Hass in uns. Zu Recht, mein Junge! Aber der Hass soll dich nicht leiten, sondern der Glaube.
Und bedenke eines: Wenn Japan untergeht, dann zerbricht unsere größte Hoffnung. Dann werden die Feinde auch nach Ivas kommen und sie werden in allen Ecken der Erde jedes freie Leben erwürgen.
Das was sie für die Zukunft planen, ist noch schrecklicher als die Gegenwart. Sie werden auch den Sektor „Europa-Ost“ noch stärker überwachen, sie werden uns auch unser Refugium irgendwann nehmen und es vernichten.
Diese Schweine planen, die Menschen in Zukunft wie Tiere mit implantierten Chips zu brandmarken und sie haben vor, Milliarden Menschen durch Hunger und Seuchen zu ermorden, damit sie den überschaubaren Rest leichter überwachen und versklaven können – wenn wir uns nicht wehren.
Willst du das? Wenn sie ihr Werk der Zerstörung und Zersetzung weiter unbeirrt fortsetzen können, dann gibt es nicht nur für die Japaner, sondern für keinen Menschen auf Erden mehr ein Morgen!“
Kohlhaas stöhnte und sagte: „Ich will nach Hause. Vielleicht hast du Recht, Thorsten. Aber Sapporo war grauenhaft!“
„Die Schlacht wird heute in Japan geschlagen und morgen vielleicht an einem anderen Ort, aber sie muss geschlagen werden. Es führt kein Weg daran vorbei“, antwortete Wilden mit strengem Ton.
„Wie geht es Julia?“ fragte sein junger Schüler.
„Die zerrt hier schon die ganze Zeit am Hörer und will dich unbedingt sprechen“, sagte Wilden lachend.
„Ich gebe sie dir jetzt! Wir sind alle stolz auf dich, Frank! Bis dann…“

Frank Kohlhaas redete noch über eine Stunde mit Julia. Das war Balsam für seine geschundene Seele. Als er das Gespräch beendete, fühlte er sich besser. Julia hatte ihm erzählt, dass sie zu Hause schon Weihnachtsvorbereitungen getroffen hatten.
Gestern hatte Herr Wilden sogar einen Tannenbaum mitgebracht und alle freuten sich schon darauf, Weihnachtskekse zu backen. Frank weinte leise, als er das hörte. Wie gerne wäre er jetzt nach Ivas zurückgekehrt und hätte diesen schrecklichen Krieg einfach vergessen, doch er war in Japan und hier gab es kein Weihnachten. Der einzige, der hier Geschenke verteilte, war der Tod.

Spezialmission

Nach dem Frühstück verließen Frank und Alfred das Haus der Familie Taishi, einige Soldaten der japanischen Armee holten sie ab und brachten sie in einen Außenbezirk von Tokio. Hier, in einer unterirdischen Kommandostelle, sollten sie die nächsten Informationen bezüglich der speziellen Mission erhalten.
Ein Offizier mit stark vernarbtem Gesicht empfing die beiden Freiwilligen am Eingang der Basis, führte sie durch einen schwach beleuchteten Gang, öffnete eine Stahltür und sagte: „Go in there!“
Der Soldat schloss die Tür wieder von außen und die beiden Soldaten blickten sich in dem halbdunklen Raum um. Frank wurde etwas nervös, Räume mit massiven Stahltüren hatte er seit seiner Zeit in der Holozelle hassen gelernt.
Vor ihnen befand sich ein leerer Schreibtisch, dahinter war eine Karte, die eine Gruppe von kleinen Inseln zeigte. Sie hörten Schritte, die Tür wurde wieder geöffnet. Ein Japaner in der Uniform eines Generals betrat den Raum.
„I`m general Sasuke Tatemono from the army of Japan!“ sagte er und musterte die beiden Ausländer misstrauisch.
„Frank Kohlhaas!“
„Alfred Bäumer!“
Nachdem sie sich vorgestellt hatten, ließ sich der Japaner hinter seinem Schreibtisch nieder.
„You are here to take part of a very important special mission! Do you understand?” bemerkte er und blätterte in einigen Unterlagen.
„Was sagt er?“ wollte Bäumer wissen.

„Er sagt, dass wir an einer Spezialmission teilnehmen sollen. Sehr wichtig!“ übersetzte Frank leise.
„The Japanese army command looked for brave soldiers all over the country. We have chosen you, Frank Kohruhaas and Arufred Baumer!”
“Sie haben uns als tapfere Soldaten ausgewählt...” erklärte Frank seinem Freund. Dieser signalisierte jedoch, dass er alles verstanden hatte.
Kohlhaas hakte nach: „Why did you choose us?“
Der General blickte auf und lächelte. „You have made the bomb attempt on the gouverneur Wechsler and general Takeuchi told us, that one of you killed a high rank GCF-officier!“
“Man kennt uns also auch hier,“ sagte Frank.
„The special mission is very important in this war. You will go with 500 other men to the islands of Okinawa...”
“To Okinawa?” Alf wunderte sich.
„Yes, to Okinawa!“ erwiderte General Tatemono und zeigte auf die Landkarte hinter sich.
„Why shall we go to…“ Frank war etwas überfordert, der Japaner fiel ihm leicht ungehalten ins Wort.
„On Okinawa is the headquarter of the Southern GCF-army. Your mission is to attack this headquarter and to kill general David Williams.”
“What?” Bäumer war jetzt noch verwirrter.
„Yes! You and 500 very brave soldiers of the Japanese army will do this spezial mission!“
Tatemono wurde langsam etwas genauer in seinen Ausführungen. Er erklärte, dass die Front im Süden der Zentralinsel Honshu schwankte und drohte zusammenzubrechen. Hiroshima war fast gänzlich von den GCF-Truppen erobert worden und bald würde wohl auch Kobe bedroht sein. Matsumotos Führungsstab plante einen Gegenangriff in den nächsten Wochen, zurzeit liefen noch

die Aushebungen einer großen Streitmacht und die Rüstung war in vollem Gange.
Der Gegenangriff im Süden Japans musste „sitzen“, wie es der Japaner formulierte, denn ein Fehlschlag konnte zu einer militärischen Katastrophe führen. Kurz vor Beginn der Gegenoffensive sollte der Oberbefehlshaber der südlichen Invasionsstreitmacht der GCF durch die Spezialtruppe eliminiert werden. Die Japaner hofften, dadurch für eine kurze Zeit Verwirrung in die Befehlsstruktur ihrer Feinde zu bringen.
„The mission is very, very important!“ betonte Tatemono und warf den beiden Freiwilligen einen ernsten Blick zu.
Dann erklärte er, wie sehr die Zeit drängte und dass flächendeckende Bombenangriffe auf das Ballungsgebiet um Tokio und Yokohama herum auf Dauer zu einer Zerstörung kriegswichtiger Industriezentren führen würden. Noch wurde diese Region nur von Raketen beschossen und größere Luftangriffe hatte die GCF scheinbar erst dann geplant, wenn sie auf der Zentralinsel Honshu auch die Landinvasion in großem Stil startete. Sapporo war kurz vor dem Fall und im Süden waren Kyoto und Osaka, ebenfalls wichtige Zentren der japanischen Rüstungsindustrie, die nächsten Ziele der Angreifer.
Frank und Alfred rauchten die Köpfe. Eine derartige Mission klang mehr oder weniger nach einem Selbstmordkommando, aber „Kamikaze“ hatte bei den Japanern ja bekanntlich Tradition.
Der hochrangige Offizier beendete seine Ausführungen und schüttelte ihnen die Hände. „My men will bring you to the military camp Toyohashi! Good luck!”

Sie stiegen in einen Militärjeep ein und wurden zur Hafenstadt Toyohashi gefahren. Ihr japanischer Fahrer begann sofort mit der Konversation.

„Are you from Germany?“ fragte er.
„Yes!“ antwortete Alf.
„Don`t worry. Toyohashi is a more or less safe place. Not many GCF-bombers there”, erklärte er und drehte den Kopf nach hinten.
„I hope so!“ brummte Kohlhaas.
„My name is Gosho, ha, ha…“ tönte der Soldat.
Die beiden Freiwilligen aus Ivas stellten sich ebenfalls vor.
„Gosho, from Hitachi. Do you know where Hitachi is?“
“No!” erwiderte Alfred etwas genervt.
„North of Tokyo. North. I live there with my wife Yumi. She is very beautiful.”
“Kann der mal die Schnauze halten?” knurrte Bäumer und stupste seinen Partner in die Seite.
„What ist the name of your wife?“ Er drehte sich zu Frank um.
„Julia!“ stieß der junge Mann hervor und zwinkerte Bäumer zu. „Julia, she is blonde and veeery nice!“
“Ah! Blonde! Good!“ sagte Fahrer Gosho aus Hitachi.
„And your wife?“ Jetzt meinte er Alf.
„Äh…“ Bäumer überlegte, „Steffi, she is also nice and has huge tits!“
Der Japaner überlegte kurz: „Huge? What is huge?“
„Big! It means „big“!“ erläuterte Frank und grinste.
Gosho schaute durch den Rückspiegel und riss die Augen auf, dann lachte er laut los und geriet mit seinem Fahrzeug fast ins Schleudern.
„Steffi!“ flüsterte Frank und stieß seinem Freund den Ellenbogen in die Seite. „Spinner!“
Der lockere Smalltalk über diverse Nichtigkeiten ging die gesamte Fahrt weiter bis sie endlich vor dem Eingangstor einer Militärbasis standen. Die japanischen Soldaten winkten den Jeep durch und sie verabschiedeten sich von dem geschwätzigen Gosho.

Nun hatten sie sich bei Kommandant Saito, dem Leiter des Stützpunktes, zu melden. Er war sehr freundlich und sah aus wie ein alter Samurai. Seine Haut war hell und sein Gesicht äußerst schmal. Er wirkte irgendwie europäisch.
Vermutlich hatte er tatsächlich einen europäischen Einschlag, immerhin waren vor etwa 3500 Jahren einmal Stämme aus Europa bis weit nach Ostasien gewandert und hatten sich dort in größerer Zahl niedergelassen.
„Er hat Sakenvorfahren“, scherzte Frank.
„Was sind Saken?“ wollte Alf wissen.
„Es gab in grauer Vorzeit Indogermanenstämme, die von Europa bis weit nach Asien gewandert sind, die größten von ihnen waren die Saken und Tocharer. Stand in einem Buch von Wilden,“ flüsterte Frank.
„Was du alles weißt,“ gab Alf zurück und wirkte leicht überfordert.
Der Kommandant räusperte sich und grübelte wohl darüber nach, worauf sich das Getuschel der beiden bezog. Dann setzte er ein Lächeln auf und sagte: „Welcome here! I`m Isamu Kaito, the commander of this army base! From this place we will bring you to the special mission on Okinawa islands!”
“Okay!” gaben die zwei zurück.
Damit war das Gespräch auch schon beendet und die Freiwilligen wurden zu ihren Unterkünften gebracht. Etwa ein Dutzend andere Soldaten waren auch in diesem Schlafraum, sie nickten nur kurz und ignorierten die beiden Neuen ansonsten.

Am nächsten Morgen wurden sie durch ein lautes Gebrüll geweckt und mussten im Kasernenhof, zusammen mit 498 anderen Elitesoldaten, antreten.

Die meisten der Männer waren Japaner, einige wirkten nicht gerade vertrauenserweckend und musterten jeden, der an ihnen vorbeiging mit grimmigen Blicken. Dies waren Soldaten von einem anderen Schlag als jene, welche sie in Sapporo kennen gelernt hatten.
Ein Offizier rannte auf den Hof, postierte sich vor der Truppe und brüllte etwas auf Japanisch, dann folgte die englische Übersetzung für die kaum 20 ausländischen Soldaten: „You are now a soldier in the Hukushuu-unit! Follow me!“
Die Truppe marschierte ihm hinterher und sie gingen in eine größere Halle am Rande der Militärbasis. Die Männer setzten sich auf die zahlreichen Stühle und erblickten vor sich eine riesige Leinwand.
Sofort begann der Offizier mit den strategischen Anweisungen, zuerst immer in seiner Muttersprache, die über 90% der Einheit verstanden, dann kurz auf Englisch: „Hukushuu-unit! We give you now the orders for the special mission!“
Eine Landkarte erschien auf der Leinwand und der Mann begann mit seinen Ausführungen: “This is Okinawa!” rief er. “Our Okinawa!”
Die Japaner stießen so etwas wie einen Schlachtruf aus, der Offizier nickte und warf ihnen einen trotzigen Blick zu. Er quasselte anschließend irgendetwas auf Japanisch und vergaß, es zu übersetzen – aber vermutlich waren es keine allzu wichtigen Dinge, wie sich Frank dachte.
„Wie sollen wir denn eben mal nach Okinawa kommen?“ tuschelte Frank.
„Was weiß ich?“ zischte Alf zurück und versuchte, etwas zu verstehen.
„This is the headquarter of the Southern army of the GCF!“ Der hochrangige Soldat vor der Leinwand zeigte auf einen

großen, roten Punkt auf der Leinwand. Dann fuhr er mit den Einzelheiten fort.
„Was meint er?“ fragte Alf nach einer Weile.
„Er sagt, dass unsere Einheit in fünf Trupps zu je 100 Mann aufgeteilt wird, die an verschiedenen Orten der Hauptinsel von Okinawa an Land gebracht werden“, flüsterte Frank, ein Japaner vor ihnen drehte sich und signalisierte, dass ihm das Geflüster auf die Nerven ging. Die beiden schwiegen und hörten zu.
„There are a lot of small GCF-camps all over the main island, so be careful!“ hörten sie von vorne.
“Um die Hauptbasis herum sind mehrere kleinere Camps der GCF...” flüsterte Frank Alf ins Ohr.
Der junge Mann schaute sich in der Halle um. Diese Truppe kam ihm wirklich komisch vor. Sicherlich hatte die japanische Armee hier außergewöhnlich tapfere Soldaten versammelt, aber es waren auch genau so viele zutiefst verzweifelte Männer hier. Der eine oder andere der „Spezialisten“ wirkte nämlich eher, als stände er am Rande des Wahnsinns.
„We will bring you to Okinawa with submarines!“ erläuterte der Offizier jetzt.
“Mit U-Booten?” Frank war verblüfft.
Nach dem Vortrag, der noch etwa eine Stunde andauerte, wurde die Hukushuu-Einheit in fünf Untergruppen aufgeteilt. Frank und Alfred kamen zum Zug „Hukushuu II“, welcher neben dem Angriff auf die Hauptbasis auch die nahegelegene Funkanlage zerstören sollte.
Die beiden Männer blickten sich sorgenvoll in die Augen, als der Vortrag zu Ende war. Das hörte sich alles äußerst gefährlich an. Ihnen war gar nicht wohl zu Mute.

Eine schwach leuchtende Bürolampe spendete ein wenig Licht im Besprechungsraum des Weltpräsidenten,

ansonsten war es düster. Der Vorsitzende des Weltverbundes saß an seinem Schreibtisch und spielte mit einem vergoldeten Kugelschreiber. Manchmal blickte er kurz aus dem Fenster seiner prunkvoll ausgestatteten Villa im Süden von Washington, dann wartete er wieder und zählte die Minuten.
Der „Rat der Weisen“ hatte ihn für heute Abend zu einer Aussprache vorgeladen. Es ging um den japanischen Krieg. Der Politiker war selbst eines der 13 Mitglieder dieses obersten Gremiums der hierarchisch strukturierten Weltorganisation, doch heute sollte er sich vor den 11 anderen grauen Eminenzen, deren Namen die breite Öffentlichkeit vermutlich kaum jemals gehört hatte, verantworten. Im Grunde waren bei den Ratsitzungen auch immer nur 12 Personen anwesend, denn ein Stuhl blieb grundsätzlich frei für „Ihn“, das symbolische und spirituelle Oberhaupt der Bruderschaft.
Das war ihm unangenehm und mit jeder Stunde, die verstrich, wurde er ein wenig nervöser. Was würde der Vorsitzende des Rates heute alles von ihm hören wollen? Waren die anderen noch zufrieden mit seiner Arbeit?
Er ließ sich nichts anmerken, als seine Gäste die Tür des großen Besprechungszimmers öffneten und ihn unterwürfig begrüßten. Wie üblich hatte er sein nichtssagendes Lächeln aufgesetzt und ließ sich die neuesten Nachrichten aus Japan überbringen.
Die anderen nahmen auf den bereitgestellten Stühlen Platz und Ben Sandler, der ergraute Chef der GSA, eröffnete die Unterredung: „Herr Weltpräsident, ich beginne mit den offiziellen Verlustzahlen unserer Armeen…“
Der Präsident unterbrach ihn sofort. „Das interessiert mich nicht, das interessiert auch den „Rat der 13“ nicht. Fahren sie mit den wichtigen Dingen fort!“

Sandler blickte sich um, öffnete seinen Aktenkoffer und suchte weitere Unterlagen, dann fuhr er fort: „Hiroshima konnte heute morgen eingenommen werden. General David Williams hat mir zugesichert, dass auch Kobe in den nächsten zwei Wochen fallen wird. Anschließend werden unsere Truppen Kyoto und Osaka belagern. Osaka wird völlig zerstört werden, nicht nur die zahlreichen Anlagen für die japanische Rüstungsindustrie, sondern auch der Rest der Stadt. Williams plant hier eine umfassende Vernichtung ähnlich wie im Falle Kagoshimas."
„Gut!" sagte der Weltpräsident nur.
„Wenn ich kurz auch etwas sagen dürfte," Theodor Newmann, einer der mächtigsten Bankiers des Sektors Nordamerika, schaltete sich in das Gespräch ein.
„Wir haben das Budget für diesen Krieg bereits vor drei Wochen um fast 20 Milliarden Globes überschritten. Ich bitte, das zu bedenken."
Der Weltpräsident winkte mürrisch ab und wandte sich wieder dem GSA-Chef zu: „Mr. Sandler bitte…"
„Im Norden steht Sapporo kurz vor dem Fall. Es wird nicht mehr lange durchhalten. Wenn die wichtige Stadt eingenommen worden ist, dann wird der Vorstoß durch den Norden von Hoshu ein Kinderspiel, zumindest bis nach Sendai!"
„Wie ist die Stimmung unter den Soldaten?" wollte der Präsident wissen.
„Interne GSA-Studien sprechen leider von einer sinkenden Moral. Die Zwangsrekrutierungen in China und Korea und so weiter kommen nicht mehr allzu gut bei der Bevölkerung an. Die neuen Truppen, die in Afrika und Russland ausgehoben wurden, sind recht undiszipliniert und ihre Motivation lässt zu wünschen übrig."
„Trotz der täglichen Kriegspropaganda?" fragte der Weltpräsident erstaunt und kniff die Augen zusammen.

Der Medientycoon Zacutoni aus Italien versuchte, die Situation genauer zu erläutern: „Wissen Sie, wie sollen wir Afrikaner dazu bewegen, sich in Japan erschießen zu lassen? Warum sollen Männer aus der Ukraine im fernen Osten verbluten? Es ist nicht leicht. Mehr als 24 Stunden Kriegspropaganda senden, können wir ja auch nicht."
„Dann überarbeiten Sie die Propaganda! Machen Sie aus allem eine Siegesmeldung, predigen Sie, dass Japan die ganze Welt vernichten will. Inklusive Scheiß Afrika oder sonst irgendwelcher Regionen!" fauchte der Weltpräsident und schlug auf den Tisch.
„Viele glauben das aber einfach nicht mehr, egal wie oft…" erwiderte Zacutoni.
„Diese Tiere glauben alles, wenn man es ihnen nur oft genug in die Ohren brüllt!" schrie der Vorsitzende des Weltverbundes und wurde langsam rot. „Was soll ich denn den anderen im Rat sagen? Dass die Massen nicht mehr glauben, was wir ihnen erzählen?"
„Vielleicht wurden bei der Vorbereitung dieses Krieges auch Fehler gemacht?" schob plötzlich ein untergeordneter Logenbruder in die Runde ein.
Der Weltpräsident stand von seinem Platz auf und verzog sein Gesicht zu einer bösartigen Fratze. Sein furchterregender Blick schien dem Fragenden tief ins Fleisch zu schneiden und der Mann zuckte ängstlich zusammen.
„Wie meinen Sie das?" zischte er.
„Nun…" brachte der Bruder nur hinaus, dann wurde er unterbrochen.
„Fehler gemacht? Was meinen Sie mit „Fehler gemacht"? Wollen Sie damit tatsächlich andeuten, dass das oberste Gremium, der „Rat der Weisen", wirklich Fehler macht?" grollte der Präsident und brodelte vor Zorn.

„Eine höhere Macht hat uns zu den Herren der Welt gemacht und unser großer Plan ist schon vor langer Zeit von den gerissensten Männern der Erde ausgearbeitet worden, und Sie wagen es, von „Fehlern“ zu sprechen?“
Der untergeordnete Funktionär fing an zu schwitzen und bat seinen Herrn um Vergebung. Dieser warf ihm noch einen wütenden Blick zu und schickte ihn dann hinaus.
Die anderen Anwesenden schwiegen jetzt. Nach einer Weile wurde der GSA-Chef aufgefordert, mit seinem Bericht fortzufahren.
„Wenn keine unvorhergesehenen Zwischenfälle eintreten, wird Japan in wenigen Monaten zerschlagen sein. Allerdings gibt es Anzeichen für eine Gegenoffensive im Süden der Inselgruppe,“ sagte er.
„Gegenoffensive?“ schnaubte der Weltpräsident.
„Ja, es sieht so aus. Darauf deuten Informationen unserer Agenten in Japan hin. Genaueres wissen wir aber noch nicht…“
Ein ranghoher GCF-General, James Bright, fügte nun noch einige Informationen hinzu: „Das Hauptballungszentrum Japans, die Region um Tokio herum, wird ab der nächsten Woche massiv beschossen werden. Unsere Flotte wird das Areal mit Raketen eindecken, dann folgen die Bomberstaffeln, die wir aus Übersee herangeschafft haben. Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Weltpräsident, wir haben die Lage im Griff!“
„Das hoffe ich!“ knurrte der Mann hinter dem Schreibtisch. „Ich verlange, dass die Industrieanlagen der Japaner schneller zerstört werden.“
„Viele Produktionsstätten sind mittlerweile unterirdisch. Matsumoto hat sich besser auf diesen Krieg vorbereitet, als wir es anfangs gedacht hatten. Aber Japan wird fallen, daran habe ich keinen Zweifel!“

Der Weltpräsident verzog sein Gesicht und schloss die Augen, dann holte er tief Luft. „Von heute ab werden keine Gefangenen mehr gemacht. Liquidieren Sie jeden Japsen, den Sie kriegen können. Alle – auch Zivilisten! Notfalls rotten wir dieses Scheißvolk aus…“
„Wie Sie meinen, Herr Weltpräsident!“ erwiderte der General verunsichert.
„Ja, wie ich meine und wie der „Rat der Weisen“ meint. Wir machen hier keine Spielchen. Ich brauche Ihnen über die Konsequenzen nichts zu sagen, wenn Matsumoto diesen Waffengang für sich entscheiden kann.
Es wurde von Anfang an beschlossen ein Exempel an Japan zu statuieren und das müssen wir jetzt auch tun!“
„Warum verzichten Sie dann immer noch auf den Einsatz von Nuklearwaffen?“ fragte einer der anderen Gäste in die Runde.
„Bestimmt nicht aus Menschlichkeit!“ giftete ihn der Präsident an. „Es müssen in den nächsten Jahren entscheidende Schritte des großen Plans umgesetzt werden und da können wir uns nicht den Ruf der Bösewichte erlauben. Denken Sie an die implantierten Chips, die wir einführen wollen. Wir haben ein Imageproblem und da passen Atomwaffen gerade überhaupt nicht ins Bild“.
„Außerdem hat Matsumoto ja auch welche!“ fügte Scott Cohen, der Vorsitzende der „Global Trust Company“ aus Miami hinzu.
„Pah! Soll Matsumoto doch ein paar Städte mit seinen Atomraketen einäschern, daraus könnten wir eine hübsche Mitleidspropaganda machen. Weinende Kleinkinder und das volle Programm.
Ja, ich wünschte, dass er dumm genug wäre, so etwas zu tun. Das wäre hervorragend, denn dann könnten wir ihn endgültig vor aller Welt zum Teufel erklären. Aber so

dämlich ist er nicht und so lange wir Japan nicht mit Atomwaffen angreifen, wird er uns diesen Gefallen nicht tun."
Der Weltpräsident wandte sich von seinen Gästen ab und drehte ihnen den Rücken zu. Die Sitzung des „Rates der 13", welche heute für 20.00 Uhr angesetzt worden war, würde wohl sehr unangenehm werden, das wurde ihm jetzt bewusst.
Nach einer Weile löste sich die Runde auf und alle verließen den Besprechungsraum wieder, nur der Präsident blieb im Halbdunkel zurück und starrte grübelnd in die Leere.
„In spätestens drei Monaten will ich Matsumotos Kopf!" war das Letzte, was seine Besucher hörten, bevor sie sein Büro hinter sich ließen.

Frank und Alfred hatten einen Gesprächspartner gefunden. Carsten Madsen, einen der drei ausländischen Freiwilligen, welche der Untergruppe „Hukushuu II" zugeteilt worden waren. Sie hatten ihn im Nachbartrakt untergebracht und er besuchte sie heute Abend zu einer Runde Schach. Der Soldat hatte sein kleines Schachbrett mitgebracht und Alf jetzt schon das zweite Mal in Folge besiegt. Jetzt wartete er auf Frank als neuen Gegenspieler.
Madsen war ein hünenhafter, rotblonder Däne aus Varde. Schachspielen konnte der ehemalige Landwirt, der wohl schon auf die vierzig zuging, wirklich gut und auch Kohlhaas wurde von ihm nach einer nervenaufreibenden Partie an die Wand gespielt. Der Däne konnte relativ gut deutsch.
„Ich war vor vielen Jahren auch einmal in Berlin", erzählte er seinem Spielpartner.
„Ist ein Dreckloch, was?" sagte Frank.

„Dänemark ist auch eine Dreckloch, ganz Europa ist eines“, gab er zurück und seine klaren Augen funkelten nachdenklich.
„Bauer war ich in Dänemark, aber vor eine Jahr habe ich mein Hof verkauft. Es ging nicht mehr…“ erzählte der Mann.
„Was war passiert?“ wollte Alf wissen und blickte grübelnd auf das Schachbrett. Vermutlich dachte er über seine Fehler im letzten Spiel nach.
„Die Politiker haben die Agriculture…Wie heißt auf deutsch?“ antwortete Madsen.
„Landwirtschaft!“ erklärte Kohlhaas.
„Ja, sie haben die Landwirtschaft kaputt gemacht. Meine Familie hatte Schulden bei den Banken, ich musste irgendwann alles verkaufen. Als Bauer konnte ich nicht mehr überleben“, schilderte der Däne.
„Verstehe…“
„Und dann?“
„Ach, meine Frau hat mich verlassen und meine Tochter kam in ein Haus für Kinder ohne Eltern, weil ich zu arm war…“ erzählte er und Wut schien in ihm aufzukochen.
„Waisenhaus…Man sagt Waisenhaus…Mein Neffe ist auch in so einem Ding“, warf Frank ein und schaute betrübt.
„Als dieser Krieg in Japan begonnen, bin ich nach hier gegangen. Ich hatte nichts zu verlieren, versteht ihr?“
„Ja, das tun wir!“ Die beiden Männer aus Deutschland wussten, wovon er sprach.
„Diese Bürokraten haben mich fertig gemacht! Gesetze gegen die Bauern haben sie gemacht!“ zischte Madsen.
Während sie sich unterhielten, warfen ihnen einige der Japaner misstrauische Blicke zu. Frank reckte den Kopf und konnte einen Soldaten erkennen, der mit seinem Nahkampfmesser spielte und Anstalten machte, sich etwas in seinen Arm zu ritzen.

„Was macht der Typ da?“ Kohlhaas zeigte auf den Mann, der sich in einer Ecke verkrochen hatte.
„Vielleicht ist er „gaga“? Verrückt!“ sagte Madsen.
Der Japaner fing an, ein Lied zu summen und schnitt sich in den Unterarm, Blut floss in dünnen Fäden daran hinab.
„Ich gehe mal hin“, sagte Alf, stand auf und stellte sich neben den Soldaten.
„What are you doing with the knife?“ fragte er.
Der seltsame Mann blickte ihn plötzlich mit blutunterlaufenen Augen an und knurrte etwas auf Japanisch.
„Don`t hurt yourself, man!“ bat ihn Alf, doch der Japaner machte weiter. Er hatte sich irgendwelche Schriftzeichen in den Unterarm geritzt.
„Kore wa watashi no ai desu!“ Der Mann hielt Alf ein Foto von einer Frau unter die Nase.
„Watashi no ai!“ rief er und sprang auf. Jetzt grinste er irre und geistesabwesend.
Madsen kam jetzt auch dazu und Frank folgte ihm, die anderen Japaner sagten nichts.
„Es ist seine Frau oder seine Liebe. Irgend so was. Vielleicht ist sie in Krieg gestorben“, sagte der Däne und bat seine beiden Mitstreiter zu gehen. „Lasst ihn in Ruhe. Der ist verrückt!“
„Kore wa watashi no ai desu!“ zischte der Japaner und trat gegen die Wand. Dann stieß er sie zur Seite, ging aus dem Raum und heulte laut auf.
Einige Tropfen seines Blutes waren auf Alfs Uniformjacke gekommen. Er schüttelte den Kopf.
„Der Typ ist durchgeknallt. Hoffentlich greift er uns morgen nicht mit dem Messer an“.
Madsen versuchte, seine beiden Kameraden zu beruhigen. Frank wandte sich ihm zu: „Kannst du Japanisch, oder was?“

„Nur ein paar Satze…“ erwiderte der Däne.
„Weißt du was „Hukushuu“ bedeutet?“ erkundigte sich Kohlhaas.
Der Däne hatte ein kleines Wörterbuch dabei und blätterte sich eifrig durch die Seiten. „Es bedeutet „revenge“…Man sagt „Rache“ auf deutsch, oder?“
„Aha, dann sind wir hier in der „Rache-Einheit“. Wird ja immer besser“, bemerkte Frank und Alfred verdrehte die Augen.
Die drei Soldaten spielten noch eine weitere Runde Schach, dann ging Madsen ins Bett. Auch Alf war wie üblich nach kürzester Zeit eingeschlafen und schnarchte lautstark. Frank dagegen blieb lange Zeit wach, nachdem das Licht ausgeschaltet worden war. Er konnte noch keine Ruhe finden.

Der Dschungel ruft

Schießübungen und eine Auffrischung der Nahkampfausbildung bestimmten die nächsten vier Tage in der Militärbasis, dann wurden die 500 Soldaten zum Hafen gebracht. In dieser letzten Nacht vor dem Beginn der wichtigen Mission hatte Frank wieder sehr schlecht geschlafen und hatte allerlei Unschönes geträumt. Dem entsprechend kam er an diesem Morgen nur langsam aus den Federn, obwohl die japanischen Offiziere draußen auf dem Kasernenhof wieder einmal aus Leibeskräften brüllten.
Fünf kleinere U-Boote der japanischen Marine, die in den letzten Wochen und Monaten bei den Seeschlachten im Pazifik gegen die GCF schwere Verluste hatte hinnehmen müssen, erwarteten die Elitesoldaten um 6.30 Uhr morgens im Hafen von Toyohashi. Es regnete wie aus Eimern und eine kalte Brise zog vom Meer über die noch verschlafene Hafengegend.
Die U-Boote waren eigentlich für den regulären Militäreinsatz schon zu alt und hatten nur noch eine Transportfunktion. Tonnenweise Nahrungsmittel waren von ihnen in der letzten Zeit in Gebiete, die von der GCF-Flotte mit einer Küstenblockade belegt worden waren, gebracht worden. Sie hatten also ihren Zweck in diesem Krieg schon mehr als erfüllt.
Jetzt sollten sie 500 Soldaten zu einer hochgefährlichen Mission nach Okinawa bringen. Frank und Alfred schnürte es den Hals zu, als sie die U-Boote im Hafenbecken aus dem Wasser schauen sahen. Vor allem Kohlhaas hatte seit seiner Gefangenschaft in der Holozelle eine geradezu panische Klaustrophobie.

„Scheiße, ich gehe nicht in diese Büchse“, flüsterte Frank und starrte mit blankem Entsetzen auf das U-Boot vor sich, dessen Luke sich gerade öffnete.
„Reiß dich zusammen. Diese Mission wird viel schlimmer. Davor habe ich größere Angst vor als vor diesem Blechrohr“, antwortete ihm Alf.
Ein japanischer Soldat krabbelte aus dem Unterseeboot und winkte seinen Gästen am Ufer zu. Dem jungen Kohlhaas wurde langsam richtig übel. Die Aussicht, mit über 100 teilweise halbverrückten Kamikaze-Japanern in einem veralteten U-Boot zu hocken, mit unzähligen Kubikmetern Wasser über sich, ließ ihn vor Angst mehr erstarren als eine ganze Armee von heranstürmenden GCF-Soldaten. Sein Herz raste plötzlich und kalter Schweiß bildete sich auf seiner Stirn.
Dann strömten die ersten der Soldaten auch schon in den metallischen Bauch eines der Unterseeboote. Frank versuchte, seinen Verstand auszuschalten und trottete einfach dem Rest hinterher. Mit Erfolg, denn irgendwann waren sie alle in dem eisernen Ungetüm und die Luken wurden verschlossen. Jetzt gab es keine Möglichkeit mehr, es sich noch anders zu überlegen, außerdem hatten sie sich ja dem Befehl der japanischen Armee freiwillig unterstellt und die Offiziere waren nicht sehr diskussionsfreudig.
Da saßen sie jetzt, über 100 Soldaten, die sich kaum kannten und teilweise so gut wie nicht verständigen konnten. Eingequetscht wie Kakerlaken in einem zu engen Abflussrohr kauerten sie nebeneinander, die Luft war furchtbar stickig, die Beleuchtung dürftig und Frank fühlte sich wie in einem stählernen Sarg. Alf hingegen wirkte nach außen etwas ruhiger, obwohl auch er nicht alle Anzeichen von Anspannung und Nervosität abschalten konnte.

Allerdings ging es vielen der Japaner auch nicht besser. Einige waren kreideweiß, der eine oder andere übergab sich sogar. Es war seltsam, nicht wenige der hier versammelten Männer schienen einen Kampf auf Leben und Tod mit den Füßen auf der Erde einer U-Boot-Fahrt durch die dunklen Tiefen des Pazifiks vorzuziehen.
„Es geht los“. Frank hörte die Motoren dröhnen und das Unterseeboot setzte sich langsam in Bewegung.
„Von einem Schlamassel in den nächsten“, stöhnte Alf und versuchte schon wieder ein Nickerchen zu machen.
„Wie kannst du bei dieser U-Boot-Scheiße ans Pennen denken? Bist du nicht nervös?“ fauchte ihn sein Freund an. Am liebsten hätte er ihm eins auf die Nase gegeben.
„Doch! Aber ich kann doch trotzdem versuchen, noch `ne Runde zu dösen“, brummte Alf und verschränkte seine kräftigen Arme vor der Brust.
„Du döst auch noch auf der Fahrt zu deiner eigenen Hinrichtung, was?“ kam von Kohlhaas. „Wer wenig nachdenkt, sorgt sich selten…“
Kohlhaas fummelte sich nervös an der Uniformjacke herum und musterte seine japanischen Mitkämpfer mit sorgenvoller Miene. In Situationen wie dieser bewunderte er seinen Partner.

Die Unterseeboote waren zwar nicht mehr die Jüngsten, aber sie waren schon so weit technisch ausgereift, dass sie einige Vorrichtungen besaßen, welche es feindlichen Schiffen erschwerten, sie unter Wasser zu orten.
Stunden vergingen und Frank glaubte, dass er jeden Moment ausrasten würde. Verzweifelt biss der sich in den Arm und versuchte, sich auf nichts anderes als auf den Schmerz zu konzentrieren, um nicht daran zu denken, in einem verfluchten eisernen Unterseeschiff zu sein, welches auch in der nächsten Zeit nicht mehr auftauchte. Das

machte ihn fast wahnsinnig. Um ihn herum wirkten die anderen auch immer ungeduldiger und nervöser. Wo waren sie jetzt? Durch welche nasse Finsternis glitt ihr U-Boot gerade hindurch?
„Dieses Scheißding ist wie die Holozelle. Ich komme hier nie mehr raus. Ich will hier raus. Raus, raus, raus!“ wisperte er leise vor sich hin und starrte verstört durch den langen eisernen Schlauch auf eine genietete Stahltür.
Sein Freund Alf tippte ihn an, Frank atmete laut und seine Augen quollen aus seinem Schädel, röte Äderchen traten hervor.
„Was ist, Alter?“ fragte Bäumer leise. „Versuch dich zu beruhigen…“
„Ich gehe `ne Runde. Muss mich bewegen. Diese verdammte Blechbüchse, Blechzelle, Blechsarg…“
Der junge Mann war kreidebleich geworden und schob seinen Körper durch die Masse der stehenden oder sitzenden Kameraden hindurch, einige von ihnen knurrten ihm etwas auf Japanisch hinterher. Es war ihm egal. Zumindest musste er sich mal bewegen, mal herumlaufen. Es war so verdammt eng in diesem Ding. Wie lange dauerte diese höllische Tauchfahrt noch?
Kohlhaas ging jetzt in einen anderen Teil des U-Bootes und konnte den Dänen Madsen neben einer stählernen Aufstiegsleiter erkennen, neben ihm stand ein japanischer Offizier, welchem der kreidebleiche Frank, der wie ein Zombie vor sich hin wankte, wohl nicht ganz geheuer war.
„Madsen, alles klar?“ stammelte der klaustrophobische Kriegsfreiwillige.
„Ja, es geht schon“, antwortete der Däne und klopfte ihm auf die Schulter. „Du siehst nicht gut aus, Frank!“
„Ich hasse enge Räume“, brachte dieser nur heraus.

„Kann ich verstehe. Ich mag auch kein U-Boote. Bald bist du wieder draußen“, beruhigte er seinen Kameraden und lächelte ihm zu.
Plötzlich stoppte das U-Boot und die ohnehin notdürftige Beleuchtung wurde sofort abgeschaltet. Auch das eintönige Summen der Motoren verstummte schlagartig.
„Was ist denn jetzt los?“ fragte Frank seinen Kameraden und Panik kroch ihm in die Knochen.
„Weiß nicht…“ kam von dem Dänen.
Einige der Soldaten um ihn herum tuschelten in der Dunkelheit, der japanische Offizier zischte zu ihnen herüber und wandte sich dann Frank und Madsen zu.
„Damn! Be quiet!“ flüsterte er.
Es war ein furchtbarer Moment, Kohlhaas glaubte, das leise Rauschen des Meeres zu hören, doch das konnte nicht sein. Vermutlich waren sie von einem feindlichen Kriegsschiff geortet worden, denn jetzt bewegte sich das U-Boot nicht mehr richtig fort und glitt nur noch langsam durch die Tiefen des Pazifiks.
Über ihrem Unterseeboot vernahmen die Männer ein tiefes Rumoren, dann stoppte das in eine unheimliche Finsternis gehüllte Gefährt abrupt und sank leise in eine größere Tiefe ab. Es war auf einmal vollkommen still. Nur einige der Soldaten hörte man noch irgendwo vor Angst wimmern.
Alf kam jetzt durch den dunklen Durchgang und fasste Frank an die Schulter. „Ruhig!“ flüsterte er ihm ins Ohr.
Es dauerte etwa zwanzig Minuten und Frank glaubte, dass er vor Entsetzen den Verstand verlor. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten und stützte sich gegen die stählerne Wand hinter sich.
Dann zerriss ein dumpfer Schlag die furchterregende Stille und das Boot erbebte. Einige der japanischen Soldaten schrieen auf und fielen von ihren Sitzen. Frank machte sich fast in die Hose.

„Bumm!“ Ein weiterer Schlag erschütterte das Wasser in einiger Entfernung, das U-Boot schlich sich langsam durch die kalte Meerestiefe.
Irgendwo im Gebälk des Schiffes knarrte es und einer der verängstigten Japaner neben ihm zischte Frank wie ein böser Geist in der Dunkelheit an: „They got us!“
„Wasserbomben“, sagte Alf leise und wischte sich die Schweißperlen von der Stirn.
Noch eine Detonation erfolgte in größerer Entfernung, das U-Boot nahm wieder an Fahrt zu und schien nach oben zu steigen. Die Beleuchtung wurde aber noch immer nicht eingeschaltet. Dann beschleunigte es plötzlich und ein lautes Knirschen war zu hören. Es wurde wieder hell, einige der Soldaten atmeten laut auf.
Der junge Freiwillige kam sich vor als wäre er von einem tentakelschwingenden Tiefeseekraken gefressen und wieder ausgespuckt worden. Auch Alf und Madsen wirkten vollkommen verstört.
Sie krochen durch die enge Röhre zurück zu ihren Plätzen und sanken erschöpft zusammen. Um sie herum hatten sich einige der Japaner übergeben und es roch streng nach Erbrochenem. Der eine oder andere nickte ihnen erleichtert zu. Es war furchtbar, da unten im Meer.
Einer der GCF-Zerstörer hatte sie kurzzeitig in der Tiefe ausgemacht und Wasserbomben nach ihnen geworfen. Was aus den anderen drei U-Booten geworden war, wussten sie zu diesem Zeitpunkt nicht. Ihren Hintern hatte Neptun jedenfalls gnädigerweise gerettet.

Die beiden Männer aus Ivas konnten sich nicht entsinnen, wie viele Stunden sie jetzt schon im Pazifik umhertauchten. Es musste wohl schon später Nachmittag sein. Das Unterseeboot hatte sich in der größtmöglichen Meerestiefe in Richtung Okinawa vorgearbeitet und das hatte mehr Zeit

beansprucht, als ursprünglich geplant gewesen war. Weiterhin musste sich der kleine Verband der Transport-U-Boote vor feindlichen Kriegsschiffen in Acht nehmen.
Glücklichweise war der Hauptteil der GCF-Flotte im Osten und Süden der japanischen Inseln unterwegs und die unmittelbare Region um Okinawa war nur von wenigen Schiffen befahren.
Es folgten weitere endlose Stunden unter Wasser, langsam wurden die Soldaten noch unruhiger und begannen durchzudrehen. Einer der Männer wurde von einem ebenfalls schon halb verrückten japanischen Offizier zusammen geschlagen, weil er einige Kameraden angegriffen hatte.
Wer hier unten laut schrie oder in seiner klaustrophobischen Panik gegen die Stahlwände hämmerte, hatte mit harten Strafen aufgrund von Disziplinlosigkeit zu rechnen.
Frank Kohlhaas kniff sich ins Fleisch oder biss sich in den Arm, wenn in ihm die Angst zu explodieren drohte. Manchmal rüttelte auch Alf an seinem langsam apathisch werdenden Freund und wies ihn zurecht.
Ein Offizier zwängte sich durch den Gang, vorbei an nervösen und schwitzenden Soldaten, und verkündete: „We will leave the submarine in two hours!“
Alle Anwesenden stöhnten. Noch zwei Stunden in dieser verfluchten Sardinenbüchse. Anschließend sollten die Soldaten des Zuges „Hukushuu II“ erst in der Schwärze der Nacht in Schlauchboote steigen und an die nahegelegene, dschungelbedeckte Küste der Hauptinsel von Okinawa paddeln.
Die Minuten zogen sich wie ein alter Kaugummi dahin. Um 2.00 Uhr morgens tauchte das U-Boot endlich auf und eine Woge der Erleichterung brandete durch die engen Gänge des Schiffs.

Ausrüstungen wurden zusammengepackt, Waffen ausgehändigt und die Schlauchboote vorbereitet. Quietschend öffneten sich die Ausstiegsluken des Unterseebootes und darüber konnte man den Blick auf einen wunderschönen, sternenbehangenen Nachthimmel werfen.
Frank und Alf waren, genau wie der Rest der Männer, überglücklich, als sie die frische Meeresluft in ihre Lungen saugen konnten. Es war wie eine Wiedergeburt.
Die dunkle Küste war kaum zu erkennen und lag noch ein gutes Stück weit entfernt. Die Soldaten sprangen in die Schlauchboote und paddelten aus Leibeskräften los. Irgendwann hatten sie den Strand erreicht und wieder festen Boden unter den Füßen.
Egal, was sie in den nächsten Tagen erwartete, alle waren mehr als glücklich, jetzt endlich wieder an Land zu gehen. Die Männer, die zuerst das Festland erreichten, hüpften vor Freude über den Strand und vergruben ihre Finger tief im feuchten, nach Salz riechenden Sand. Frank und Alfred taten es ihnen gleich und legten sich kurz für einige Minuten auf den Rücken, um sich am wundervollen Himmelszelt und seinen Sternen zu laben.
Wie schön musste es erst immer Sommer sein, wenn keinerlei Wolken den Blick auf die endlosen Sternenhaufen über dem Pazifik verdeckten.
Schließlich kam der Zugführer und rief die Männer zu Ruhe und Ordnung. Getuschel, Aufsehen oder sogar laute Ausrufe waren hier ein Grund für massiven Ärger. Einen japanischen Soldaten, der vor Freude einen lauten Schrei ausgestoßen hatte, schnappte sich der erboste Offizier, schüttelte ihn und verpasste ihm einen harten Schlag in den Magen.
Der Mann winkte die Soldaten zu sich und ließ sie die Schlauchboote im Unterholz des nahegelegenen

Dschungels verstecken. Alles war ruhig, das U-Boot war mittlerweile wieder abgetaucht und verschwand im dunklen Wasser.
„The submarine that transported the unit „Hukushuu IV“ has been hit by water bombs, they had to return to Toyohashi!“ erklärte er einigen Männern. “We are just 400 men now on this island!”
Bäumer kratzte sich am Kopf und knurrte: “Also eines der U-Boote hat`s erwischt. Scheiße! Hundert Mann weniger!“
„Hoffentlich schaffen sie es überhaupt bis zum Hafen zurück“, fluchte Frank.
Die Soldaten folgten dem Offizier leise ins Unterholz des Dschungelstreifens, welcher diesen Abschnitt der Küste bedeckte. Es war ruhig, niemand schien sie bemerkt zu haben. Nur einige Vögel hörte man irgendwo krächzen.
Die Truppe befand sich jetzt im Norden der Hauptinsel von Okinawa und stieß von dort aus in den dichten Dschungel vor. Nach etwa einer Stunde Marsch lagerten sie im dichten Unterholz und aßen etwas.
Nun ging der Zugführer durch die Reihen und stellte sich noch einmal seinen Soldaten vor. „I`m Takeo Oda, your officier!“ flüsterte er Frank und Alf zu und lächelte kaum merklich.
Keiner der Soldaten gab einen Laut von sich, die meisten versuchten, zu schlafen und legten sich zwischen die nassen Blätter einiger übergroßer Pflanzen. Frank wollte nicht wissen, was hier an Viechern nachts über den Boden kroch. Trotzdem machte auch er ein kurzes Nickerchen.
Sie marschierten irgendwann weiter. Zugführer Oda ließ Späher vorangehen, die sich wie Panther durch das Gestrüpp schlichen und im Morgengrauen meldeten, dass die Kleinstadt Oku in Sichtweite gekommen war. Wieder rasteten sie im Dickicht, der Zugführer zog sich grübelnd in eine Ecke zurück.

Die drei anderen Trupps der Hukushuu-Einheit waren derweil auch an Land gegangen und im Dschungel verschwunden. „Hukushuu I“ und „Hukushuu III“ waren bei Bise und Unten im Nordwesten der Hauptinsel aus ihren U-Booten gekommen. Die Truppe „Hukushuu V“ betrat Okinawa bei Kayo an der Ostküste.
Das Oberkommando der GCF befand sich im Süden der Insel, demnach hatten Frank und Alfred den mit Abstand weitesten Weg zurück zu legen. Die anderen Trupps sollten erst einmal auf sie warten und sich so lange irgendwo im Dschungel verstecken.
Viele der alten US-Militärbasen waren bis zum Jahre 2015 schon aufgegeben worden und der Dschungel hatte sich seinen Raum zurückgeholt. Schlingpflanzen wucherten über die zerfallenen Betonunterkünfte und Baracken an einigen Orten der Insel. Anderswo hatte die GCF allerdings neue Basen aus dem Boden gestampft, die nach Matusmotos Machtantritt wieder geräumt werden mussten. Es war über Jahre ein ständiges Hin und Her gewesen.
Seit Beginn des Krieges hatte die GCF ihre Hauptbasis im Süden bezogen, früher hieß diese Anlage „Camp Foster“ und hatte der US-Army gehört. Die wichtigste Kommunikationszentrale der Feinde war hingegen nördlich des Hauptcamps an der Küste nahe der Kleinstadt Kadena. Dieses Ziel musste als erstes zerstört werden.
Über 60 Kilometer undurchdringliche Urwälder lagen noch vor den Männern des „Hukushuu II“ Zuges, allerdings waren sie hier relativ sicher, denn die Präsenz von GCF-Soldaten war in diesem Bereich sehr gering.
Früher hatte es dort ein großflächiges Trainingsgelände der US-Army gegeben, auf welchem die Soldaten die Kriegsführung im Dschungel erlernten, heute waren nur noch kleine GCF-Wachstationen übrig, welche umgangen werden mussten.

Die Späher kamen wieder und waren schon ziemlich verdreckt. Zugführer Oda schaute sich nervös im Unterholz um und versuchte die anderen Trupps über eine verschlüsselte Funkverbindung zu erreichen. Dann ging es weiter, an der Siedlung Oku vorbei, mitten in den dichtesten Dschungel.
Es war relativ kühl und regnete leicht, die schwüle Tropenhitze der Sommermonate vermissten die Soldaten auch keineswegs. Gegen Mittag legte die Truppe eine längere Pause ein und die meisten schafften es zu schlafen. Als es langsam wieder dunkel wurde, marschierten die Soldaten weiter, so ging es noch eine Weile.

Frank fluchte, dass der Zugführer den Männern untersagt hatte, ein kleines Lagerfeuer zu entfachen und schlich zu Alf zurück. Sie warteten wieder und einige Japaner setzten sich zu ihnen.
„I`m Saburo!“ Einer von ihnen stellte sich den beiden vor und reichte ihnen eine Zigarette. Alf nahm sie dankend an.
„This jungle is fucked up!“ sagte Frank zu ihm.
„Yes, in the second world war, there was a big battle on Okinawa“, erzählte der Mann.
“I know...” gab Bäumer zurück.
„How many GCF-soldiers are on this island?“ fragte Frank den Japaner.
Dieser runzelte die Stirn und zog nachdenklich an seiner Zigarette. „I think about 30000 men!“
„What?“ seinem Zuhörer sprangen fast die Augen aus den Höhlen. „30000 GCF-soldiers…“
„Commander Oda told me that!“ sagte der Japaner und wirkte besorgt.
„Wenn die Sache schief läuft, können wir ja in den Dschungel zurück flüchten und dann mit einem Fischerboot nach Litauen schippern“, knurrte Alf.

„Nach der Operation sollen sich die Überlebenden sofort auf nach Arume an der Ostküste machen. Dort holen sie uns ab!“ erläuterte Frank. „Haben sie doch bei der ersten Besprechung gesagt“.
„Muss ich überhört haben…“ brummte Bäumer.
Der Japaner hörte ihnen interessiert zu, obwohl er nichts verstand. Jetzt schaute er verblüfft und fragte: „You are German?“
„Yes!“
„What are you doing here in Japan?“
“Fighting for a free world!” Frank grinste und machte lässig ein Victory-Zeichen.
Saburo prustete ihn sich hinein. „In this force are the most brave or most insane soldiers of the Japanese army“, bemerkte er und schaute zu einigen seiner Kameraden.
„Do you know what I mean?“
“Yes! I see that!” scherzte Bäumer und deutete auf einen Soldaten hinter ihm, der mit einem irren Blick da saß und immer wieder mit dem Kopf vor und zurück wippte.
Der Offizier kam herangeschlichen und gab ein Handzeichen. Die Truppe musste weiter marschieren.

Nach kurzer Zeit hielten sie wieder an und warteten erneut auf die Dunkelheit. Anführer Takeo Oda hatte Kontakt zu den anderen Trupps aufgenommen und man hörte ihn aufgeregt flüstern.
„Hoffentlich ist keine der Einheiten entdeckt worden. Aber wenn sie sich auch als Sumpfratten durch das Dickicht wühlen wie wir es tun, ist das relativ unwahrscheinlich“, sagte Frank zu sich selbst.
Der Vormarsch ging nur sehr langsam und leise vor sich. Wie Raubtiere schlichen die Soldaten durch den Blätterwald und um sie herum hörten sie lediglich das Geschnatter und

Zischen der Dschungelfauna. Mücken schwirrten ihnen um die Köpfe, sonst war es düster und ruhig.
Ein Plätschern näherte sich jetzt ihren Ohren, es musste ein kleiner Fluss sein. Die Späher hatten davon berichtet.
„Verdammt, was nun?“ schimpfte Bäumer vor sich hin. Ein schwarzer Wasserlauf versperrte ihnen den Weg.
Die anderen Soldaten stießen Flüche im übelsten Gossenjapanisch aus.
„Da kann man nur durchschwimmen“, knurrte Frank und nahm seinen Rucksack vom Rücken.
Einige glitten in das verdreckte Wasser hinab, stehen konnte man darin nicht, und nur mit Mühe schafften sie es, das rettende Ufer zu erreichen. Einer der Japaner wurde von der Strömung regelrecht fortgerissen und seine Kameraden hatten Mühe ihn fest zu halten.
„Wer weiß, was für Viecher in dieser Brühe hausen?“ erklärte Frank und Bäumer verzog sein Gesicht.
Dann wateten auch sie durch das Nass und schwammen los. Prustend kämpften sie sich bis zum Ufer durch. Die Überquerung des Flusses hielt die Truppe lange auf, aber letztendlich kamen alle heil auf die andere Seite. Hundert triefende Gestalten ließen sich erst einmal im Unterholz nieder und versuchten, ihre Kleider halbwegs trocken zu bekommen.
Die Späher waren schon vorgelaufen und kamen wenig später zu der durchnässten Truppe. Sie wirkten nervös: „There is a small enemy outpost one Kilometer south!” verkündeten sie den ausländischen Freiwilligen.
Der Zugführer befahl der Truppe, hier am Fluss zu bleiben, während er eine digitale Landkarte studierte. Dann erklärte er, dass sie den kleinen Außenposten umgehen und den Fluss entlang schleichen sollten. Die beiden Männer aus Ivas fluchten. Madsen schloss zu ihnen auf.

Sie marschierten eine Weile, da bemerkte Bäumer ein seltsames Stechen an seinem Unterschenkel, er zog sein Hosenbein hoch und Madsen lieh ihm seine Taschenlampe.
„Igitt!“ stieß Alf aus.
Ein fetter, schwarzer Blutegel hatte es sich unter seinem Hosenbein gemütlich gemacht und zuckte, als ihn der Lichtstrahl berührte.
„Ich mache das Tier weg“, der Däne zog sein Messer und schnitt den Parasiten vom Bein seines Kameraden.
Alf schüttelte angeekelt sein Bein. „Sapporo, U-Boote, Dschungel! Was kommt als nächstes!“
Madsen lachte. „Blutegel suchen sich immer süßeste Menschen aus…“
„Sehr witzig!“ brummelte Bäumer und trottete weiter durch die Nacht.
Sie hatten den Außenposten weiträumig umgangen, nun verließen sie den Flusslauf und stürzten wieder in den tiefen Dschungel hinein. Um die 15 bis 20 Meilen hatten sie jetzt zurückgelegt.
Die Stunden verstrichen und der eintönige Marsch durch ein Meer von Blättern, Zweigen und Bäumen zehrte an ihren Nerven. Im Umkreis von mehreren Kilometern gab es nur die wilde Natur, unberührt und frei von jeder Zivilisation. Japanische Siedlungen lagen weiter entfernt an den Meeresküsten. Die Wahrscheinlichkeit, unter einem dichten Blätterdach von den Feinden entdeckt zu werden, war hier im Norden Okinawas gering, trotzdem konnten sie nicht vorsichtig genug sein.
Viele Japaner hatten ihre Gesichter mit schwarzem Schlamm eingerieben und wirkten wie Dämonen, die aus dem Dunkel des Waldes heraus zuschlugen. Ihre Kleidung war immer noch durchnässt und klebte auf ihrer Haut wie die Zunge eines schleimigen Ochsenfrosches.

Glücklicherweise war es um diese Jahreszeit angenehm kühl und nicht so feuchtheiß wie im übrigen Teil des Jahres.

Die Soldaten kamen nach einer mehrstündigen Wartezeit unter uralten, riesenhaften Dschungelbäumen zu einer Lichtung. Hier war der Urwald wohl einmal gerodet worden und einige zerfallene Baracken waren zu erkennen. Ein eingerissener, verrosteter Maschendrahtzaun umgab das Gelände.
Das Areal hatte früher zum Testgelände der US-Army gehört und diente ihnen als Orientierungspunkt im immer gleichen, grünen Dschungelgewirr des nördlichen Okinawas.

Die anderen Züge der Hukushuu-Einheit hatten sich derweil auch schon durch dichtes Urwaldgelände durchgeschlagen und warteten jetzt auf ihre Kameraden von „Hukushuu II", welche noch immer durch ein endlos erscheinendes Pflanzenmeer wateten.
„We are now near Higashi, the town is in the West!" erklärte Zugführer Oda den Soldaten. "At Higashi there is a bigger GCF-base. We must be careful!"
Sie warteten auf die hereinbrechende Dunkelheit. Von nun an, so erklärte der Anführer, würden sie nur noch in der Schwärze der Nacht marschieren.
Nach einiger Zeit hatten sie sich bis zu einer breiten, schlammigen Straße, welche die Ortschaften Ogimi und Higashi miteinander verband, durchgearbeitet. Die Späher verschwanden zwischen den Blättern der Dschungelpflanzen und der Rest des Trupps wartete.
Nach einer halben Stunde kamen die Kundschafter aufgeregt zurück und berichteten, dass die Straße von mehreren Wachtürmen, die im Abstand von einigen hundert

Metern posiert waren, flankiert wurde. Die Soldaten robbten leise vorwärts.
„Da sind zwei Mann auf dem Turm dort drüben“, flüsterte Alf und schob einige Blätter zur Seite.
„Wir müssen irgendwie unbemerkt über diese Straße kommen“, sagte Frank leise. Madsen kam jetzt auch herangekrochen.
Offizier Oda befahl drei Japanern, die Wachen auf dem nächstgelegenen Beobachtungsposten auszuschalten. Die Soldaten schlichen davon und pirschten sich langsam an den Feind heran.
„Hoffentlich bauen die keinen Mist, hier sind mehrere dieser verfluchten Wachtürme. Wenn sie hier rumballern, lockt das die halbe GCF im Umkreis von einem Kilometer an“, zischte Kohlhaas und wurde unruhig.
Aus dem Augenwinkel konnte er die drei japanischen Kameraden als dunkle Punkte zwischen dem Gestrüpp ausmachen, sie robbten weiter voran und hasteten etwa fünfzig Meter hinter dem feindlichen Beobachtungsposten über die Straße.
Es war still, nur das Schnattern einiger Dschungeltiere war zu hören, die Truppe verharrte nervös im regennassen Unterholz zwischen Sträuchern und Baumstämmen.
Der Wachturm war etwa fünfzehn Meter hoch und unter seiner Überdachung konnte man zwei GCF-Soldaten erkennen. Einer von ihnen rauchte und seine Zigarette glimmte als winziger rötlicher Punkt vor seinem dunklen Gesicht. Rauchschwaden wehten unter dem Dach heraus.
„Da führt eine Leiter nach oben. Hoffentlich machen die Japsen keinen Fehler“, wisperte Madsen.
Wie schleichende Katzen kamen die drei Japaner aus dem Waldstück hinter dem Turm hervor und begannen, mit grazilen, geschmeidigen Bewegungen die Leiter hinauf zu

klettern. Keinen Laut gaben sie von sich. Alle starrten anspannt auf die Szenerie.
„Gleich ist der Erste oben…“, sagte Bäumer und zeigte durch die Blätterwand vor seinem Gesicht.
„Scheiße…“, hauchte Frank nur und hielt sich den Kopf.
Die drei japanischen Kameraden hatten sich ihre Gesichter mit schwarzem Schlamm eingerieben und wirkten dadurch noch unheimlicher. Jetzt hatten sie den oberen Teil des Wachturms erreicht, Messer blitzten zwischen ihren Zähnen auf. Nun durften sie keinen Fehler machen.
Dann sprang der erste von der Leiter in den kleinen Wachraum unter dem Dach des Turmes und die anderen folgten ihm. Der erste GCF-Soldat wurde nach hinten gerissen und erhielt einen Stich in den Rücken, sein Kamerad drehte sich mit einem lauten Schrei um und zog seine Pistole aus dem Halfter. Ein Schuss, ein weiteres Gellen, dann fielen die Japaner auch über ihn her und stachen ihn nieder.
Man hörte Zugführer Oda leise vor sich hin fluchen. Die Aktion war lauter als geplant verlaufen, die Schüsse hätten nicht fallen dürfen. Die drei Japaner warfen die beiden GCF-Soldaten vom Turm, kletterten nach unten und zogen sie in das Waldstück hinein. Dann sah man die Drei für kurze Zeit nicht mehr.
„Alle runter!“ Frank fuchtelte mit den Armen und deutete den anderen um ihn herum an sich flach auf den Boden zu werfen. Ein Lichtkegel kam die Straße herauf, begleitet vom Brummen eines Motors. Ein Jeep näherte sich, Rufe waren zu hören. Das Fahrzeug hielt an und fünf GCF-Soldaten sprangen heraus, sie schauten zum Wachturm hinauf.
„Hey, guys! Do you shoot at birds? Are you all right?” rief einer der Soldaten.
Einige der Japaner machten jetzt Anstalten, aus dem Dschungel auf die Feinde loszugehen, Zugführer Oda

fuchtelte mit weit aufgerissenen Augen herum und wäre fast explodiert.
„Iie! Iie!“ fauchte er und richtete seine Pistole auf die Gruppe der undisziplinierten Männer.
„Who is there?“ kam von den Soldaten, die ihre Taschenlampen zückten und den Dschungelrand ableuchteten. Das Gezische und Geraschel im Gebüsch hatte sie stutzig gemacht.
„Maybe some animals. Where are the others?“ Jetzt suchten sie die zwei Soldaten aus dem Turm. Sie unterhielten sich noch eine Weile, nachdem sie erfolglos versucht hatten, eine Funkverbindung zu den beiden Wachsoldaten herzustellen.
Frank und Alfred konnten nur verstehen, dass sie wohl vermuteten, die Männer aus dem Turm wären irgendwo in den Wald gegangen. Etwas verwundert fuhren sie schließlich mit dem Jeep weiter und meldeten den Vorfall erst einmal.
Takeo Oda wischte sich die Schweißperlen von der Stirn, reckte seinen muskulösen Körper und befahl eine leise und schnelle Überquerung der schlammigen Straße. Einige der Männer tuschelten jetzt angespannt und schlichen dann los, die drei Japaner aus dem Waldstück gegenüber winkten ihnen aus dem dichten Unterholz zu.
„Puh! Das war knapp. Ich bete dafür, dass die Typen in dem Jeep die Lage falsch eingeschätzt haben“, schnaufte Alf und hechtete den anderen auf leisen Sohlen hinterher. Frank und Madsen nickten. Die Truppe verschwand wieder im Wald.

Auf dem Kriegspfad

Die anderen Untergruppen der Hukushuu-Einheit warteten jetzt schon über einen Tag im Dickicht der tiefen Wälder. Bis zum Morgengrauen hatte ein leuchtender, dicker Mond das Blätterdach über den Köpfen der Elitesoldaten beschienen, nun verschwand er langsam und machte dem Morgengrauen Platz.
Noch immer befand sich „Hukushuu II“ im dicht bewaldeten Teil der Haupinsel von Okinawa und war mit mühsamem Kriechen und Schleichen bis auf die Höhe der Kleinstadt Arume vorgedrungen. Jetzt rasteten die Kämpfer an einem versteckten Ort im Gestrüpp und Zugführer Oda versuchte, „Hukushuu V“, welche in einem Waldstück südlich von ihnen lagerten, zu erreichen.
Nach einer Weile war die Verbindung hergestellt und er erfuhr, dass sich auch die anderen beiden Untergruppen etwa in der Mitte der Insel befanden.
Das japanische Oberkommando hatte angeordnet, dass sich die Trupps mit jeweils 100 Mann autonom voneinander bis zur Hauptbasis der GCF im Süden durchschlagen sollten, bisher hatte dies funktioniert, wobei „Hukushuu II“ am weitesten marschiert war.
Dementsprechend waren Frank und Alfred auch erschöpft und dankbar, als sie endlich die Erlaubnis bekamen, eine längere Rast zu machen.
„Dieser verdammte Dschungel macht einen verrückt“, stöhnte Frank, rollte eine schmutzige Decke aus und verkroch sich unter einem Busch. Einige Ameisen wurden durch seinen unangekündigten Besuch aufgeschreckt und liefen verwirrt über den sandigen Boden. Bäumer kroch ihm hinterher. „Gut, dass wir Zugführer Oda haben, sonst

würden wir in diesem Urwald gnadenlos verloren gehen. Hier sieht alles gleich aus…“
Einer der Japaner glotzte nichtssagend zu ihnen herüber und winkte mit einer seltsamen Flasche. „Ich will nichts…No thanks!“ schnaufte Kohlhaas. Er wollte sich einfach nur eine Weile ausruhen.
Takeo Oda befahl seinen Männern, sich bis zum Abend nicht von der Stelle zu rühren. Viele waren so erschöpft von dem ewigen Marsch durch den Urwald, dass sie den halben Tag im Schutz von großen Bäumen und Sträuchern schliefen und sie sogar der ab und zu einsetzende Regen nicht aufweckte.
Andere spielten mit Kieselsteinen irgendwelche asiatischen Brettspiele, welche Frank und Alf nicht verstanden. Der Zugführer verkündete, dass sie in anderthalb Tagen die Kommunikationsstation der GCF und damit den vom Feind wesentlich stärker überwachten Südteil Okinawas erreichen würden. Die Anspannung stieg jetzt stündlich an.
Als die Schatten der Nacht die Insel wieder unter ihre sicheren Fittiche nahmen, schlugen sich die Soldaten weiter durch die bewaldete Dschungellandschaft. Einmal hätte Frank einmal beinahe auf ein Tier geschossen, das neben ihm aus dem Gebüsch hervorgestürmt kam. Feinde waren nicht in der Nähe, nur die anderen Hukushuu-Trupps folgten ihnen in einiger Entfernung leise nach.
Sie schlichen mehrere Stunden immer geradeaus durch das Dickicht, dann stoppte die Einheit und verkroch sich im Schutz der Bäume. Vogelschwärme kreischten über ihren Köpfen in den Baumwipfeln, die Männer waren genervt und müde. Dann brach wieder die Nacht herein.
„Hast du etwas von den anderen gehört? Hat Oda etwas erzählt?“ fragte Frank den Dänen Madsen.

„Er hat nichts gesagt. Die andere Soldaten sind aber bestimmt nur wenige Kilometer von uns entfernt“, gab der Soldat aus Varde zurück.
„Die Kommunikationseinrichtung ist noch zehn oder fünfzehn Kilometer von uns weg. Es wird langsam wieder hell. Wir sollten uns jetzt alle eine Runde hinlegen“, meinte Alf.
Nach einigen unruhigen Stunden strahlte die Morgensonne wieder durch den Blätterwald hindurch. Ein Weitermarsch war zu dieser frühen Stunde zu gefährlich, da die feindliche Präsenz hier im Süden der Insel langsam und stetig zunahm.
„Das muss heute Nacht in einem Aufwasch klappen. Erst zerstören wir die Kommunikationseinrichtung, dann müssen wir schnell weiter zu Hauptbasis vorstoßen. Darf gar nicht dran denken“, stöhnte Kohlhaas und gähnte.
Madsen wollte noch eine Runde Schach spielen, doch Frank und Alfred lehnten ab. Sie waren zu müde, um sich jetzt noch konzentrieren zu können und wollten sich ausruhen. Die grellen Sonnenstrahlen gingen ihnen auf die Nerven und sie versuchten sich in einer dunkleren Ecke im Unterholz schlafen zu legen.
„Buah!“ Bäumer schreckte auf und riss seinen Kopf zur Seite. Zwischen einigen Pflanzen krabbelte ein großer, glänzender Tausendfüssler hindurch und verweigerte Alf einen Schlafplatz unter den Blättern.
„Verdammte Viecher hier überall!“ zischte der Mann.
„Hier ist alles voll mit diesen ekligen Insekten“, jammerte Frank.
Neben ihnen tuschelten einige Japaner und schauten flüchtig zu ihnen herüber. Heute Nacht wurde es ernst. Der Feind war in Reichweite gelangt. Jetzt galt es, zuzuschlagen und die Operation bis in die frühen Morgenstunden zu erledigen.

Auch die anderen Männer machten ein Nickerchen oder unterhielten sich leise bis zur Mittagsstunde, dann kamen die Späher zurück, welche Oda schon vor einiger Zeit in Richtung Süden losgeschickt hatte.
Einer der Japaner hastete zu Oda und erklärte ihm, dass er etwa fünfzig GCF-Soldaten rund um die Kommunikationsanlage gezählt hatte. Zugführer Oda blickte sich nervös um, holte einen Schalldämpfer aus seinem Rucksack und starrte nachdenklich auf seine MP5. Anschließend kroch er zu seinen Männern und gab Instruktionen durch.
„Die Kommunikationsanlage ist nicht sonderlich gut bewacht, wenn ich das richtig verstanden habe. Das müssten wir packen. Allerdings ist da ein großer Zaun, den wir erst zerstören müssen“, erklärte Kohlhaas, nachdem er mit dem Zugführer gesprochen hatte.
„Ja, wir werden sehen“, winkte Alf ab und hielt sich die Augen zu. Er hatte leichte Kopfschmerzen, das Marschieren in der Nacht und das halbherzige Schlafen in den Morgenstunden hatten ihn langsam mürbe gemacht.
Die Truppe schlug inzwischen noch eine Weile die Zeit tot. Heute Nacht würden sie auf den Feind treffen und viele von ihnen würden sterben. Diese Tatsache wurde scheinbar erst jetzt dem einen oder anderen wirklich bewusst.
Frank betrachtete seine japanischen Kameraden. Die meisten wirkten angespannt und aggressiv. Sie versuchten, sich zu beruhigen. Manche nahmen ein paar Schlucke Sake zu sich, welche sie in kleinen Fläschchen in ihren Rücksäcken transportiert hatten.
Zugführer Oda durfte derartiges nicht sehen, denn Alkohol war streng verboten und wer beim Trinken erwischt wurde, den erwartete gewaltiger Ärger. Kohlhaas hatte einen der Japaner dabei beobachtet, wie er mit einem gewaltigen

Schluck ein Sakefläschchen leerte und es anschließend in die Büsche warf. Er schwieg.
„Was soll`s!“ dachte er und betrachtete den Himmel über sich, welcher vom Abendrot ergriffen wurde.
Es war eine merkwürdige Truppe, die bei dieser Spezialmission zusammengetrommelt worden war. Gegenüber von Frank und Alf sahen sie einige Japaner, die wie in Trance vor sich hin summten und sich Stofffetzen, welche mit Schriftzeichen bemalt waren, um die Köpfe banden.
Andere murmelten Gebete vor sich hin, die nächsten rieben sich ihre Gesichter mit Dreck und Schlamm ein und starrten mit hasserfüllten Augen in den Dschungel.
Ein Soldat kam zu ihnen und grinste sie furchteinflössend an. Er zischte etwas auf Japanisch und klopfte ihnen auf die Schultern. Der Anblick der 100 Männer, die hier im Unterholz lauerten und sich für den Kampf bereit machten, war fast skurril. Zorn und Verzweiflung bestimmten ihre Geister.
Das japanische Oberkommando hatte neben besonders tapferen Soldaten, welche positiv in den bisherigen Kämpfen aufgefallen waren, auch viele Männer ausgewählt, die ihre Familienangehörigen und Freunde bei den Bombenangriffen der GCF verloren hatten.
Allein 40 Mann aus Kagoshima waren dabei. Die Männer hatten nur noch eins im Sinne: Rache. Offenbar hatten sie bereits mit ihrem Leben abgeschlossen
Frank konnte nicht leugnen, dass er sich von diesen dem Wahnsinn nahen Kriegern nicht sonderlich unterschied. Aber wenigstens war es ihm auf gewisse Weise bewusst.
„Hier!“ Kohlhaas zeigte auf eine Pfütze vor sich und vergrub seine Hände tief im dunklen Schlamm.
Alfred beugte sich nun auch herunter und begann sein Gesicht mit Schlamm einzureiben.

Nach wenigen Minuten wirkten sie wie finstere Orks, mit schwarzen Gesichtern, aus denen nur die wachsamen Augen hervorfunkelten. Die Truppe wartete noch eine Weile, dann gab Oda das Zeichen zum Vorrücken.
Frank versuchte sich innerlich anzuheizen. Er dachte an Vater und Schwester, welche die Herren der Welt getötet hatten und erinnerte sich an seine Gefangenschaft in der Holozelle. Er trug den Hass in seinem Inneren sorgfältig zusammen und stapelte ihn zu einem riesigen Haufen auf. Als er durch die Blätterwände des Dschungels kroch, steigerte er sich in diese Wut immer weiter herein; er musste es tun, denn ohne Wut konnte er nicht kämpfen. Seinen Unterkiefer schob er, in bösen Gedanken versunken, nach vorne und seine Zähne blitzten wie die Hauer eines Raubtieres zwischen dem Gestrüpp hervor.
„Faster! Come on!“ Zugführer Oda trieb die Männer an. Die Späher hatten einen ersten, kleinen Außenstand ausgemacht, der kaum noch einen halben Kilometer entfernt war.
„Silencer!“ flüsterte der japanische Offizier und hielt seinen Schalldämpfer in die Luft. Frank, Alfred und die anderen Ausländer nickten und schraubten ebenfalls ihre Schalldämpfer auf die Waffen.
Nach kurzer Zeit sahen sie den Außenstand, etwa ein Dutzend GCF-Soldaten waren dort postiert. Hinter der Stellung war ein kleines Stück des Dschungels gerodet worden. Eine schmale Straße führte in den Wald.
Oda gab jetzt per Handzeichen Anweisungen und seine Männer schwärmten wie ein Wolfsrudel aus und umzingelten den Außenposten innerhalb weniger Minuten.
„Uiek! Uiek! Uiek!“
Was sich wie der Ruf eines Dschungelvogels anhörte, war das Signal zum Angriff. Die Elitesoldaten sprangen von

allen Seiten aus dem finsteren Dickicht und fielen innerhalb von Sekunden über ihre Feinde her.
Völlig überrumpelt stießen die GCF-Soldaten nur kurze Schreie aus, dann wurden sie schon von Kugeln durchlöchert. Sie hatten keine Chance gegen die 100 Mann, welche sie aus dem sicheren Hinterhalt überfielen. Der eine oder andere Japaner zückte sein Messer und stach auf die Gegner, die nicht sofort tot waren, ein.
Frank und Alfred kamen erst jetzt aus dem Unterholz gekrochen und erblickten einen ihrer Kameraden, der Anstalten machte, einen der GCF-Soldaten mit einer Machete zu enthaupten. Man hörte das aufgeregte Gekicher des Mannes, der einem Uruk-Hai im Blutrausch glich, dann gab ihm Zugführer Oda einen Tritt in den Rücken und schrie ihn auf Japanisch an. Der Soldat warf die Machete wieder weg.
„Der Typ dreht durch“, kommentierte Madsen die Szenerie.
Sie zogen die Körper der toten GCF-Soldaten ins Dickicht des Dschungels und stießen dann weiter durch die Nacht vor.
Es dauerte nicht mehr lange, dann war die Kommunikationszentrale der feindlichen Streitkräfte hier auf Okinawa in Sichtweite gelangt. Hohe, stählerne Masten ragten in den Nachthimmel und die dunklen Silhouetten der Wachmänner waren zu erkennen. Die Truppe pirschte sich an die Station heran und stoppte dann.
Offizier Takeo Oda kroch hinter einen Baum und flüsterte etwas in sein Funkgerät. Vermutlich lauerte „Hukushuu V“ nur einige hundert Meter weiter in einem anderen Teil des Dschungels. Der Angriff musste noch einmal genau koordiniert werden, denn er musste schnell, leise und effektiv von statten gehen.
Nach einer Weile war es soweit. Jeweils drei Männer aus den beiden Trupps robbten sich von verschiedenen Seiten

an das feindliche Lager heran, um Löcher in den hohen Drahtzaun zu schneiden. Sie erledigten ihre Aufgabe schnell und gaben keinen Laut von sich. Frank glaubte, ein leises Klicken in der Dunkelheit zu hören, dann waren zwei größere Löcher in dem Schutzzaun.
„Move!" zischte Oda und scheuchte seine Männer aus dem Dickicht. Wie langsam schleichende Schatten näherten sie sich der Kommunikationsstation.
Plötzlich ertönte ein Schrei. Vermutlich waren einige der Männer der „Hukushuu V" Einheit von den GCF-Soldaten entdeckt worden. Es folgten mehrere Schüsse.
„Verdammt!" flüsterte Bäumer und huschte mit den anderen durch das Loch im Zaun, jetzt waren die Umrisse von Gebäuden in der Dunkelheit zu erkennen und die Wachen entdeckten auch ihren Trupp.
„Hey, there!" brüllte ein GCF-Soldat und feuerte nervös um sich.
Offizier Oda schrie etwas auf Japanisch, dann schossen seine Soldaten zurück.
„Pttt! Pttt! Pttt!"
Die verbesserten Schalldämpfer, welche die Japaner entwickelt hatten, verschluckten den Lärm des Feuerhagels so gut es ging. Einige Feinde gingen zu Boden, die Angreifer stürmten weiter auf die Gebäude zu.
Die Scheinwerfer von zwei Wachtürmen huschten über sie hinweg, dann feuerte der Feind wieder. Die befreundete Einheit war jetzt zu den Gebäuden vorgestoßen und stürmte hinein. Man hörte Schreie und einige der Männer fielen zu Boden.
„Wir gehen zu der Halle!" Frank hechtete hinter einige Fässer und schoss einem Feind in den Rücken. Alf, Madsen und einige Japaner kamen hinterher.
„Pttt! Pttt! Pttt!", das Geknalle von ungedämpften Schüssen ertönte in der Dunkelheit.

Die Halle war jetzt ganz nah und Soldaten stürmten aus ihr hinaus. Frank und die anderen Angreifer hielten mit ihren Gewehren in den Pulk der Feinde hinein und machten sie nieder.
„Weiter!“ Bäumer hastete vorwärts und ein Japaner warf eine Handgranate in die Halle.
Ein Knall folgte, Schreie ertönten und aus dem Qualm kamen weitere Männer heraus, um von wütenden Feuerstößen niedergestreckt zu werden.
Eine Kugel zischte knapp an Frank vorbei und schlug im Kopf eines Kameraden ein. Der Japaner zuckte noch, dann bewegte er sich nicht mehr.
„Rein da!“ Frank deutete auf die Halle und feuerte auf den Eingang. Sie machten die letzten GCF-Soldaten nieder, dann stießen sie auf die Kameraden von „Hukushuu V“.
Die restlichen Feinde hatten sich im Hauptgebäude des Lagers verschanzt. Die Männer der Hukushuu-Einheit schwärmten im Schutze der Dunkelheit zwischen den Baracken aus und tasteten sich in Richtung des Gebäudes vor. Einige wurden von Kugeln erwischt und brachen schreiend zusammen.
Eine heftige Salve ließ die Scheiben zerbersten und die GCF-Soldaten im Hauptgebäude warfen sich zu Boden. Einige Japaner brachen die Tür auf und schleuderten Handgranaten in das Gebäude. Dann stürmten alle los.
Es folgte ein kurzer Kampf, dann war der zentrale Komplex eingenommen. Die Japaner suchten das Gebäude nach Gegnern ab und töteten jeden, der ihnen vor die Gewehrmündungen kam.
„Hoffentlich ist niemand entkommen, um die Hauptbasis im Süden zu warnen“, dachte sich Frank und sah aus einem Fenster nach draußen.
Zugführer Oda und der Offizier von „Hukushuu V“ berieten sich in einer Ecke, dann gingen sie in den Raum, in

welchem die Computeranlagen für die Kommunikationseinrichtung standen. Sie zerstörten sämtliche Geräte und kamen nach einigen Minuten wieder heraus.
„We have 30 dead men in both units!“ erläuterte Oda besorgt.
Einige der bereits für tot erklärten Soldaten der beiden Hukushuu-Einheiten waren allerdings nur schwer verletzt, doch mitten im Dschungel gab es für sie keine Rettung mehr. Die Operation musste schnell erfolgen und es war keine Zeit mehr vorhanden, um sich mit den Verletzten zu befassen.
So wurden die armen Soldaten verblutend im Lager zurück gelassen. Offizier Oda fluchte vor sich hin und gab dann den Befehl zum Weitermarsch.
Frank und Alfred schnauften erschöpft und das Wehklagen eines am Boden liegenden Kameraden klang ihnen noch lange in den Ohren.
Kohlhaas versuchte, an nichts zu denken, denn erst jetzt begann der wirklich blutige Teil ihrer Operation. Er versuchte, seinen Verstand genau so abzuschalten, wie es Oda mit der Kommunikationsanlage getan hatte: Doch es gelang ihm jedoch nicht.

Blutige Entscheidung

„Hukushuu II“ und „Hukushuu V“ ließen die Kommunikationsstation und Tote und Verwundete hinter sich. Die strategische Hauptbasis der südlichen Invasionsarmee der GCF war jetzt nur noch fünf Kilometer weit entfernt. Alles musste schnell gehen. Die beiden Züge schlichen im Eiltempo hintereinander her und versuchten nicht entdeckt zu werden. „Hukushuu I“ und „Hukushuu III“ waren ihnen gefolgt.
„Unweit der Kommunikationsstation ist ein großer GCF-Flughafen, die haben bestimmt etwas von der Knallerei mitbekommen“, sorgte sich Bäumer.
„Hier sind überall Außenposten und gegnerische Lager. Das wird ein Himmelfahrtskommando, verflucht!“ flüsterte Frank und schlich weiter.
Sie befanden sich in einem schmalen Dschungelstreifen, über ihnen hörten sie einen Hubschrauber dröhnen, aus der Ferne vernahmen sie Schreie.
Zugführer Oda war bleich geworden und erschien sehr nervös. Trotzdem tasteten sie sich unbeirrt weiter durch das Gestrüpp vorwärts.
Der Däne Madsen kam jetzt nach vorne und tippte Frank auf den Rücken. „Wir können noch eine letzte Runde Schach spielen. Vielleicht gewinnst du ja doch noch“, flachste er. Kohlhaas gab ihm nur ein gequältes Lächeln zurück.
Sie schafften den Weg zur Hauptbasis in etwa zwei Stunden, dann sahen sie das riesige Lager. Man hatte ihre Anwesenheit wohl schon bemerkt, da waren sich die meisten Männer sicher.

„Wie sollen wir da rein und vor allem wieder rauskommen?“ giftete Frank.
Sie lagen auf dem Bauch mitten im Morast und es regnete wieder leicht. Bäumer schob ein paar Blätter zur Seite und begutachtete das Militärlager der GCF.
„Wir sollen da wohl auch gar nicht mehr rauskommen. Hauptsache wir erledigen den Auftrag. So sieht es das japanische Oberkommando jedenfalls“, brummte der breitschultrige Soldat aus Ivas.
Frank musste sich eingestehen, dass Alf wohl Recht hatte. Die Militärbasis war von einem hohen Drahtzaun, welcher zusätzlich mit Stacheldraht und Eisenspitzen gesichert war, umgeben. Dieser war mit Starkstrom geladen und das Lager verfügte mit Sicherheit über einen mindestens 100 Meter weit reichenden Infrarot-Scanbereich mit Alarmsystem.
Demnach sah die Militärbasis eher verschlafen aus, nur wenige Soldaten waren außerhalb der großen, langgezogenen Baracken zu sehen, zudem brannte kaum Licht.
Zugführer Oda unterhielt sich aufgeregt mit einer anderen Untergruppe der Einheit und wirkte ebenfalls recht ratlos. Es war jetzt 3.38 Uhr morgens und noch schützte sie alle die Dunkelheit. Doch was sollten sie jetzt tun? Einfach aus dem Dschungel herauslaufen und schießen? Das war sicherlich nicht der klügste Plan. Sie warteten weiter im Unterholz, einige der Japaner wurden unruhig.
Hinter ihnen wurde Offizier Oda langsam immer lauter und versuchte, seinem Kameraden am anderen Ende der Funkverbindung etwas zu erklären.
„Das Hauptgebäude, in dem General David Williams schläft, ist im Zentrum des Lagers. Laut Oda jedenfalls“, erläuterte Frank und kratzte sich am Kopf.

„Die Planung der Operation ist doch beschissen. Was machen wir denn jetzt?“, flüsterte Alf verärgert.
Der japanische Zugführer kam herangerobbt und sprach sie an: „We need non Japanese soldiers to infiltrate the military base. One of you must get in there and get a GCF-Uniform. Then you must open one of the camps` gates!”
Kohlhaas und Bäumer trauten ihren Ohren nicht. Er wollte tatsächlich, dass einer von ihnen irgendwie ins Lager schlich und ein Tor öffnete.
Oda zeigte ihnen einen Lageplan der Basis und deutete auf eines der Tore. „Someone has to open this gate!“
„Damn! What`s with the infrared-scanzone?“, zischte Frank.
Der Offizier versuchte es zu erklären. Er sprach davon, dass ein kleiner Bach, der die Basis mit Frischwasser aus der Umgebung versorgte, am anderen Ende des Lagers sei und dort der Zaun nicht unter Starkstrom gesetzt war. Irgendeiner musste durch den Bach tauchen und die Absperrvorrichtung zerstören. Die Infrarot-Erkennung funktionierte nicht, so Oda, wenn man unter Wasser war.
Mittlerweile hatten sich auch Madsen und vier weitere Ausländer um den Offizier geschart. „We need a foreign soldier, who does not look Japanese!“
Alf stöhnte und ließ seinen Kopf nach unten sinken. Der Japaner blickte sie scharf an und zeigte dann auf Frank. „You must do this job!“, befahl er.
Frank zuckte zusammen und war von dieser Idee überhaupt nicht begeistert. „Why me?“ fragte er erschrocken.
„Because you are the hero of Paris. I know about you!” antwortete Oda entschlossen. “This is an order! Kill a GCF-Soldier and get his uniform. Then open this fucking gate!”
“Hero of Paris...”, Frank sah ihn verächtlich an und fluchte. Aber er konnte sich dem Befehl nicht widersetzen, zumal Oda äußerst gereizt und zu allem entschlossen wirkte.

„This is an order, soldier!“, knurrte der Japaner und reichte ihm eine Zange. „Follow me! Now!“
Takeo Oda robbte davon, kauerte sich kurz hinter einen Baum und schlich sich dann durch den dichten Dschungel. Frank folgte ihm.
Der Rest der Truppe bewegte sich langsam hinterher und versteckte sich dann noch tiefer im Gestrüpp. Die Zeit drängte, denn noch schliefen die feindlichen Soldaten mit Ausnahme der Wachen, was sich allerdings schnell ändern konnte.
Nach einer halben Stunde erreichten sie den kleinen Fluss, welcher unter dem Drahtzaun ins Lager führte. Unterwegs stießen sie auf eine andere Untergruppe, die schon angespannt auf den Angriffsbefehl wartete. Jetzt mussten sie improvisieren.
„Demnächst plant ihr eure Aktionen besser, ihr dämlichen Reisfresser!“, schimpfte Frank leise vor sich hin.
Oda drehte sich um: „What?“
„Nothing! It`s allright!“ gab Frank nur zurück und verzog sein Gesicht. Sein Herz hämmerte und die Nervosität nahm mit jedem Schritt zu.
Jetzt standen sie vor dem Bach, der zwischen einigen großen Dschungelpflanzen hindurch in Richtung des Camps plätscherte. Es war stockdunkel.
Frank nahm die Zange entgegen, steckte eine Taschenlampe ein und sprang ins Wasser. Seine Ausrüstung gab er Oda.
„Good luck!“ vernahm er noch von seinem Zugführer, dann verschwand dieser wieder zu den anderen Männern.
„Hero of Paris? Fuck you!“, dachte sich Frank und schwamm langsam los.
Das Lager war noch über hundert Meter von ihm entfernt, feindliche Soldaten schienen keine in der Nähe des hohen, von Gestrüpp halb überwucherten Absperrzauns zu sein.

Vermutlich war dieser Abschnitt des Lagers so eine Art „Außenbezirk“, dessen Bewachung nicht so wichtig war wie die der zentralen Bereiche.
Er atmete tief ein, tauchte ab und war furchtbar verzweifelt. Nur der schwache Schein seiner Taschenlampe unter der Wasseroberfläche konnte ihn verraten, doch Wachtürme oder ähnliches gab es an dieser Stelle glücklicherweise nicht.
Dreck und verrottete Holzstücke konnte der Tauchende auf dem Grund des kleinen Flüsschens erkennen. Frank musste aufpassen, dass er nicht versehentlich auftauchte, denn an manchen Stellen war das schmutzige Wasser kaum einen Meter tief.
Die Strömung half ihm, schneller in die Nähe des Zaunes zu kommen und als ihm die Luft ausging, streckte er seinen Mund nur ein winziges Stück weit aus dem kalten Wasser. Die Infrarot-Erkennung reagierte darauf nicht.
Er tauchte weiter und erreichte schließlich die Absperrvorrichtung, welche unter Wasser von Schlingpflanzen und Schlamm eingehüllt war.
Wieder tauchte er kurz auf, um einen tiefen Zug Luft zu holen. Seine Lippen hob er kaum über die Wasseroberfläche und hoffte, dass niemand den Schein seiner Taschenlampe unter Wasser bemerkte. Doch die Dschungelpflanzen schützten ihn durch ihr tiefes, grünes Blätterdach, welches sich bis zum Absperrzaun hin ausdehnte.
Es dauerte einige Minuten, dann hatte er ein Loch in den Zaun geschnitten und konnte sich an dieser Stelle hindurchzwängen. Prustend tauchte er auf, während sein Schädel dröhnte.
Frank kroch aus dem Wasser und robbte in den Schatten eines Lagerhauses. Jetzt hörte er Stimmen. Zwei GCF-Soldaten kamen näher.

Sie leuchteten in Richtung des Zauns. Ein großer, dunkelhäutiger Mann rief den anderen etwas zu, dann gingen sie wieder.
Jetzt war er am äußersten Rande des Lagers angekommen und rätselte, ob ihn nicht doch jemand gehört hatte. Vielleicht als er mit einem leisen Plätschern aus dem Wasser aufgetaucht war, weil er keine Luft mehr hatte? Er wusste es nicht.
„Wo soll ich jetzt eine GCF-Uniform herbekommen?“, fragte er sich, wobei ihm die Antwort bereits klar war. Er musste jemanden erledigen. Das hatte Oda gemeint.
Frank kroch unter eine große Holzpalette, auf der ein paar Kisten standen. Er fühlte, dass irgendein Insekt über sein Gesicht krabbelte und versuchte, es irgendwie abzuschütteln, sehen konnte er kaum etwas in der Dunkelheit.
Die zwei Soldaten kamen näher und unterhielten sich. Sie waren ebenfalls dunkelhäutig und sprachen nicht auf Englisch, obwohl das bei der GCF eigentlich verboten war. Der junge Freiwillige wartete. Er hatte bei dieser verrückten Aktion nicht einmal eine Schusswaffe mitnehmen können und lag jetzt recht ratlos unter einer Holzpalette. Leise fluchte er vor sich hin und wurde immer unruhiger.
Die Zwei kamen näher und einer der Soldaten lachte laut auf, bald standen sie nur noch zehn Meter von ihm entfernt und begannen zu rauchen. Frank gestand sich ein, dass die nächste Gelegenheit wohl nicht viel günstiger sein würde und kroch lautlos aus seinem Versteck.
Er sah sich wie ein Raubtier um, sonst konnte er keine feindlichen Soldaten irgendwo erblicken. Die beiden Männer, vermutlich Afrikaner, schwatzten jetzt immer lauter drauf los, während der junge Freiwillige aus Ivas sein Messer zückte und aus den Schatten heraus sprang. Der erste Soldat erhielt einen Stich in den Nacken und schrie

laut auf. Seinem Kameraden fiel die Zigarette vor Schreck aus dem Mund. Nun ging Frank auf ihn los.
Ein harter Schlag traf den zweiten GCF-Soldaten unter dem Kinn und dieser taumelte. Kohlhaas trat seinem vor Schmerz wimmernden Gegner gegen den Schädel und der Mann verstummte. Jetzt schlug der andere auf ihn ein und zog seine Pistole aus dem Gurt, doch ein Stich traf ihn in die Brust, noch bevor er Frank, der sich wie ein wütender Panther auf ihn zu bewegte, richtig anvisieren konnte. Er brach zusammen. Der junge Mann schnitt ihm die Kehle durch und der Soldat brachte nur noch einen gurgelnden Laut hervor.
Franks Gesicht versteinerte sich, denn jetzt hörte er weitere Männer aus der Ferne schreien. Er zog die beiden reglosen Feinde in eine dunkle Ecke, wobei er plötzlich ein leises, schmerzverzerrtes Keuchen vernahm.
Sein erstes Opfer bewegte sich noch und versuchte, mit seiner blutüberströmten Hand nach seinem Bein zu greifen. Kohlhaas stach noch einmal auf ihn ein, dann rührte sich der Mann nicht mehr.
Erneut kamen Soldaten vorbei und überquerten den Platz, an dem der Kampf stattgefunden hatte. Das blutgetränkte Gras unter ihren Stiefeln bemerkten sie in der Dunkelheit glücklicherweise nicht. Sie hätten sich wohl verhört oder einer der Wachsoldaten hätte sich mit dem Schrei einen Scherz erlaubt, hörte er sie auf Englisch sagen. Dann entfernten sich die Stimmen wieder und Frank atmete auf.
„Tut mit leid, Leute“, sagte er leise, als er einem der Soldaten die Uniform auszog und dessen Pistole mitnahm. „Was hattet ihr auch hier in Japan zu suchen? Den Schweinen von der Weltregierung ward ihr von Anfang an egal…“
Nach einigen Minuten verließ er sein Versteck in der Kleidung der internationalen Streitkräfte; nun galt es, das

Tor im nördlichen Bereich des Lagers zu finden. Einige Soldaten kamen ihm entgegen und begrüßten ihn in schlechtem Englisch, Frank nickte lediglich und versuchte zu lächeln.
Sein Herz pochte und er umklammerte den Scanchip des toten GCF-Soldaten in seiner Hosentasche, welcher es ihm ermöglichen sollte, das Tor zu öffnen. Die Militärbasis war nicht gerade klein, zwei Panzer und mehrere Jeeps standen einige Dutzend Meter von ihm entfernt in der Dunkelheit. Große Schlafhallen warfen ihre Schatten in den Hof und Frank fühlte sich für einige Minuten sicher. Von weitem sah er das Hauptgebäude der Basis, in welchem sich General David Williams aufhalten sollte.
„Gleich bricht hier die Hölle los“, sagte er leise zu sich selbst.
Schließlich erreichte er das nördliche Eingangstor, wo ihn etwa zehn Soldaten erwarteten. Er ging rasch auf sie zu und sagte freundlich: „We must open the gate! It`s an order of the leading officier!“
Die Soldaten stutzten und sahen ihn an: „From wich unit you are, soldier? What order?“
„I`m from the…“, er zögerte. “A jeep must get out of the base through this gate. Open it!”
Ohne weiter nachzudenken, schritt er auf das Tor zu und zog den Scanchip des toten Soldaten durch den Laserscanner. Das Tor öffnete sich. Zwei Soldaten kamen zu ihm: „What order? We don`t know anything about such an order!“
„An order from general Williams himself! He sent me!”, murmelte er und wurde immer unsicherer. Frank dachte kurz darüber nach, einfach in den nahegelegenen Wald zu verschwinden, doch die Soldaten näherten sich zügig und einer fasste ihn an der Schulter.

„What jeep? What order?“, fragte ihn der unfreundliche Mann. „Give me your personal number!“
Franks Angst steigerte sich immer mehr. Vermutlich wirkte er geistig verwirrt auf die anderen Wachen, welche sich nun langsam um ihn herum stellten. Einer der Soldaten machte Anstalten das Tor wieder zu verschließen.
„Give me your personal number, soldier Mgabe!“, herrschte ihn einer erneut an und zeigte auf das Namensschild an seiner Uniform.
Ein anderer Soldat musterte verwundert die Blutspuren am Kragen seiner Uniformjacke.
Kohlhaas handelte in sekundenschnelle. Blitzartig zog er seine Pistole und schoss einem der Männer vor sich in den Kopf, dann feuerte er wild um sich. Die GCF-Soldaten sprangen schreiend in Deckung. Frank los und hastete in das Waldstück vor sich. Einige Kugeln flogen ihm hinterher.
„Hey, it`s open!“, brüllte er aus voller Kehle und sah, wie dunkle Gestalten aus dem Wald hervorbrachen und sich mit großer Geschwindigkeit auf das noch offene Tor zu bewegten.
Die Japaner kamen angerannt und eröffneten sofort das Feuer auf die Gruppe der GCF-Soldaten.
„Pttt! Pttt! Pttt!“, zischte es aus ihren Sturmgewehren und Maschinenpistolen. Der Angriff begann, die Hukushuu-Einheit stürmte durch das offene Tor und machte die kleine Gruppe der feindlichen Wachsoldaten innerhalb von Sekunden nieder. Kohlhaas konnte Zugführer Odas schwarz gefärbtes Gesicht in dem Haufen erkennen.
Die 370 Männer verteilten sich und fielen wie Raubvögel über das noch schlafende Militärlager her. Allerdings hatten sie den Infrarot-Alarm ausgelöst und ein lautes Heulen zerriss die Stille der Nacht.
Der Befehl des japanischen Oberkommandos war klar: Die Elitesoldaten sollten sich schnurstracks auf das

Hauptgebäude und General Williams zu bewegen und jeden anderen Feind so gut es ging ignorieren oder ausschalten.
In den Schlafbaracken gingen nun langsam die Lichter an und Frank jagte seinen stürmenden Kameraden hinterher. Bäumer erkannte ihn und winkte ihm zu. Dann schloss er zu den anderen auf.
Innerhalb von Minuten brach ein wildes Chaos aus. Die Japaner schossen auf jeden, der ihnen über den Weg lief und streckten zahlreiche Gegner nieder. Die Scheinwerfer der umliegenden Wachtürme richteten sich auf die Masse der Angreifer und erste Feuerstöße waren zu hören.
Frank, Alfred und wenig später auch der Däne Carsten Madsen blieben als Gruppe zusammen und hasteten von einer Deckung zur nächsten. Einige GCF-Soldaten vor ihnen sprangen in einen Jeep und versuchten, den Motor anzuwerfen, Bäumers MG mähte sie nieder.
Der feindliche Beschuss nahm jetzt stetig zu und die GCF-Soldaten feuerten aus ihren Baracken zurück. Viele Japaner wurden niedergemacht, doch die restlichen stürmten von einem fanatischen Hass getrieben weiter auf das Hauptgebäude zu. Jetzt hechteten auch die ersten GCF-Soldaten hinter ihre Stellungen, die mit Sandsäcken geschützt waren, und begannen zurück zu schießen. Ein japanischer Offizier hinter ihnen brüllte etwas und eine kleine Gruppe seiner Soldaten fiel mit Macheten und Bajonetten über eine Schar GCF-Soldaten her.
„Da vorne ist das Hauptgebäude!“, brüllte Madsen und wich einer Granate aus.
Jetzt begann überall ein grausames Schießen und Stechen. Frank vernahm die unheimlichen Kriegsschreie einiger Japaner, die mehrere Feinde, welche noch halb verschlafen aus ihren Baracken getaumelt waren, mit Samuraischwertern niedermetzelten.

Die Operation musste schnell gehen, denn immer mehr Gegner erwachten, stürmten aus den Gebäuden und griffen zu den Waffen.
Das Hauptgebäude war inzwischen in Sichtweite gelangt und eine furchtbare Gewehrsalve kam aus dem obersten Stockwerk. Die Japaner hasteten weiter, obwohl viele von ihnen von Kugeln zerrissen wurden. Offizier Oda schleuderte eine Handgranate durch ein Fenster und ein lauter Knall folgte. Schutt und Splitter flogen den Angreifern um die Ohren.
Frank und Alfred schlossen zu den anderen auf und feuerten wild um sich. Dann liefen sie im Zickzack durch die Schatten zwischen den Behausungen, um dem Beschuss zu entgehen.
Die Gegenwehr der GCF nahm innerhalb von wenigen Minuten rapide zu. Einige der Kameraden warfen sich todesmutig vor den Haupteingang des Hauses und befestigten eine Sprengladung an der Eingangstür.
Schüsse aus allen Richtungen flogen ihnen entgegen und nur wenige schafften es, wieder zurück in Deckung zu springen.
Eine laute Detonation riss die Tür in Stücke und mit ihr einen Teil der vorderen Hauswand. Brüllend sprangen die Japaner in das Gebäude und die ersten wurden über den Haufen geschossen. Ihre Kameraden antworteten mit einem zornigen Gegenfeuer und töteten ihrerseits ein paar GCF-Soldaten und einen feindlichen Offizier. Frank, Alfred und Madsen folgten ihnen und warfen Handgranaten in die Nebenräume.
„Wo zum Teufel ist Williams?“, schrie Kohlhaas und reckte seine Waffe nach oben.
„Keine Ahnung!“, kam von Madsen zurück.
Die Japaner fielen derweil über die Verteidiger im oberen Stockwerk her und erlitten schwere Verluste. Draußen

feuerten mittlerweile so viele GCF-Soldaten zurück, dass die übrigen Angreifer niedergehalten wurden.
Frank kam ins obere Stockwerk. Hier lag Offizier Oda mit einem Bauchschuss im Gang und schrie vor Schmerzen. Der junge Mann aus Ivas hastete durch die Rauchschwaden und blickte aus einem zerstörten Fenster nach unten. Unter ihm flüchtete eine Gruppe von Offizieren aus dem Gebäude und bestieg einen Armeejeep.
„Ihr entkommt uns nicht!“, brüllte der Freiwillige und mähte sie mit einer Salve aus seinem Gewehr über den Haufen. Er schoss das ganze Magazin leer und stieß dabei einen triumphierenden Schrei aus.
Ein Japaner sprang in den Raum und stieß einen Fluch in seiner Sprache aus, dann schoss auch er auf die schon am Boden liegenden Feinde.
„Hast du ihn erwischt?“, schrie Alf von hinten.
„Ich weiß nicht, ob es Williams war. Aber ich glaube er war dabei…“, antwortete Frank und drängte ihn zur Seite. „Wir müssen hier raus. Gleich ist das ganze Lager wach, dann sind wir alle tot!“
Die GCF-Soldaten hatten derweil fast alle Angreifer, die um das Hauptgebäude herum in Deckung gegangen waren, getötet und waren deutlich in der Überzahl. Einige der Japaner waren bereits Richtung Dschungel geflohen und hofften, den dichten Urwald noch lebend zu erreichen.
„Wir können nicht mehr zum Haupteingang raus. Folgt mir!“
Frank sprang aus dem zerschossenen Fenster auf ein Vordach. Bäumer und Madsen schauten ihm verstört hinterher. Dann folgten sie ihm, zusammen mit den wenigen Japanern, welche noch in der oberen Etage waren.
Sie rannten mit letzter Kraft. Hinter sich vernahmen sie das Geratter von Gewehren und Scheinwerfer leuchteten ihnen hinterher. Alf bekam einen Streifschuss am Oberschenkel ab und drei weitere Japaner erhielten Treffer in den Rücken.

Sie erwiderten das Feuer auf ihre Verfolger und hasteten dann weiter. Das noch offene Tor tauchte vor ihren Augen auf, scheinbar hatte es niemand in der allgemeinen Verwirrung wieder verschlossen. Bäumer schlug einen Haken und stöhnte vor Schmerzen.
„Der Jeep!“, schrie er und zeigte auf ein Fahrzeug, das hinter einer Baracke in der Nähe des Ausgangs stand.
Sie sprangen hinein und glücklicherweise steckte der Zündschlüssel noch. Fünf Japaner folgten ihnen und warfen sich im hinteren Teil des Armeefahrzeugs in Deckung.
Frank startete den Wagen, dann jagten sie in Richtung Ausgang los. Mehrere Kugeln prasselten gegen das Heck und ein Japaner wurde in die Schulter getroffen. Die heranstürmenden GCF-Soldaten, welche mittlerweile sämtliche Japaner um das Hauptgebäude herum getötet hatten, bekamen sie nicht zu fassen.
Frank raste mit dem Jeep in mörderischer Geschwindigkeit über die schlammige Zufahrtsstrasse und nach etwa zwei Kilometern sprangen sie in das Dickicht des Dschungels. Inzwischen waren ihnen sogar Hubschrauber auf den Fersen und leuchteten das Blätterdach des Waldes ab. Das Donnern von Schüssen war noch eine Weile im Hintergrund zu hören.

Bäumer humpelte mit seinem blutenden Bein, sein Freund aus Ivas versuchte, ihn so gut es ging abzustützen. Die Japaner ermahnten sie, schneller in das finstere Gestrüpp nachzufolgen, damit die GCF sie nicht doch noch in die Finger bekam. Einer der Freiheitskämpfer jammerte leise vor sich hin und hielt sich seine Schulter.
Wer den halsbrecherischen Angriff auf die Militärbasis überlebt und lebend den Käfig hatte verlassen können, wussten Frank und Alf zu diesem Zeitpunkt nicht. Madsen war auch nicht mehr bei ihnen.

Die Sonne ging jetzt langsam am Horizont hinter ihnen auf und schickte einige ihrer Strahlen durch die Baumwipfel. Um sich herum hörten sie die Tiere des Dschungels langsam erwachen, es zwitscherte und fauchte überall. Diese Nacht hatte sie alle Nerven gekostet und sie waren froh, dass sie noch atmeten.
„Nichts wie nach Arume! Ich hoffe, die holen uns da auch wirklich ab“, japste Kohlhaas und rannte weiter durch das Unterholz. Er wünschte, dass wenigstens einer der fünf überlebenden Japaner wusste, wo sie jetzt überhaupt waren.

Hin und wieder zurück

In den nächsten Stunden versteckten sich die sieben Männer immer wieder, wenn die Stimmen von GCF-Suchtrupps in der Ferne zu hören waren. Auch der eine oder andere Hubschrauber flog in der Nähe herum und versuchte, sie im Dschungel zu entdecken.
Der Japaner blutete immer noch und war langsam leichenblass, er hieß Ito und war aus Osaka. In schlechtem Englisch oder auch mit Händen und Füßen verständigten sich die beiden Freiwilligen aus Ivas mit ihren japanischen Kameraden, welche ihnen erklärten, dass sie am besten in der Nähe der Ostküste Okinawas nach Norden marschieren sollten, um Arume zu erreichen.
Alfred hatte sich mittlerweile einen dicken Ast von einem Baum abgerissen und benutzte ihn als Krücke, sein Gesicht war schmerzverzerrt und er fluchte vor sich hin. Frank fütterte seinen Geist mit Durchhalteparolen und versuchte seinen Freund mit der Vorstellung, bald wieder in Ivas zu sein, aufzumuntern.
„What is with the officiers of the units?”, fragte Frank die Japaner.
“I think they are all dead”, erwiderten sie und schienen sich sicher zu sein.
„Wir sollten beten, dass die U-Boote morgen in Arume auf uns warten. Das ist unsere einzige Möglichkeit, von diesem Scheiß Dschungeleiland weg zu kommen“, fluchte Frank und Alf nickte.
Sie wateten durch einen kleinen Fluss und kamen langsam wieder in den dichten Dschungel des zentralen Teils von Okinawa. Hier fühlten sie sich sicherer. Der verwundete Japaner fiel derweil immer mehr zurück und hatte einiges

an Blut verloren. Vor Schmerz biss er auf ein Holzstück und jammerte vor sich hin. Die anderen hatten seine Schulter so gut es ging mit Stofffetzen verbunden. Irgendwann hatten sie die Küste erreicht und besaßen nun zumindest eine grobe Orientierung.
Langsam wurde es wieder dunkel, doch sie konnten sich keine Zeitverzögerung mehr leisten. Wenn sie zu dem vorher in der Einsatzbesprechung im Lager festgelegten Zeitpunkt nicht an besagter Stelle waren, saßen sie hier auf Okinawa fest und dann war guter Rat teuer.
So stapften sie fast die gesamte Nacht bis zur völligen Erschöpfung in Küstennähe durch den Dschungel. Irgendwann brach der verwundete Japaner zusammen und ließ sich an einem Baum nieder. Er erklärte seinen Landsleuten, dass sie ihn zurücklassen sollten und winkte ihnen mit gequältem Gesicht ein letztes Mal zu.
Auch Alf wurde immer langsamer und humpelte geschwächt über den schlammigen Boden des Dschungels. Mehrfach musste ihn Frank fast hinter sich herschleifen. Doch das tat der junge Mann gerne, ähnlich hatte sich Alf nämlich damals auch bei ihm verhalten, als ihn die Rebellen aus Ivas aus dem Gefangenentransporter befreit hatten. Kohlhaas war damals so verstört gewesen, dass er die Chance auf Freiheit gar nicht mehr richtig begriffen hatte.
„Eine Hand wäscht die andere!“, sagte er leise zu sich selbst und wuchtete den schweren, hünenhaften Bäumer hoch. Gelegentlich half ihm auch einer der Japaner.
Nach einem kurzen Nickerchen in den Morgenstunden schlugen sie sich schließlich bis in die Nähe der Kleinstadt Arume durch und gelangten in der Abenddämmerung des folgenden Tages endlich zum Treffpunkt. Sie waren gerade noch rechtzeitig und etwa zwei Dutzend Japaner begrüßten sie enthusiastisch. Madsen, der Däne, war allerdings nicht unter den Männern.

„Jetzt hat es den Wikinger doch erwischt", schnaubte Frank. „Und ich hatte noch eine Schachpartie offen."
„Und ich noch mehrere", ergänzte Alf und blickte über das Meer.
Einige kleinere Boote warteten auf sie in einem von Dschungelpflanzen überwucherten Versteck an der Küste. Es waren viel mehr als nötig, denn es hatten nur etwa 30 Mann die Operation überlebt.
„Das war alles umsonst. Vielleicht haben wir diesen General Williams gar nicht erwischt und für nichts und wider nichts unser Blut vergossen", jammerte Bäumer und hielt sich sein blutverschmiertes Bein.
„Scheiß drauf...", zischte Frank nur, er hatte die Nase vom japanischen Krieg gestrichen voll.
„Ich will nur noch nach Hause. Keinen Finger mache ich mehr für die Japsenarmee oder die Freiheit der Welt oder sonst was krumm", brummelte er resigniert.
Dann stiegen sie in die Boote und fuhren einige hundert Meter auf das Meer hinaus. Eine halbe Stunde warteten sie und bangten. Mittlerweile war es wieder dunkel geworden und das Meer unter ihnen wirkte wie ein finsterer, undurchdringlicher Abgrund.
„Wie lange sollen wir noch auf dem offenen Meer wie eine Zielscheibe herumschwimmen?", fauchte Bäumer.
„Das hier sind Fischerboote, sie werden wohl nicht auffallen. Bleibt jedenfalls zu hoffen, dass hier nicht gleich GCF-Hubschrauber auftauchen", antwortete Frank besorgt.
Plötzlich sahen sie Lichter neben sich in der Tiefe aufblitzen. Sie atmeten auf, es war das U-Boot. Es stieg langsam nach oben auf und erhob sich mit einem lauten Brausen aus dem Wasser. Die Japaner jubelten.
Kurz darauf tauchten noch zwei weitere Unterseeboote in einiger Entfernung auf. Die Soldaten stiegen in die eisernen Schiffe und selbst Frank fühlte sich diesmal erstaunlich

wohl. Für klaustrophobische Anfälle war er ohnehin viel zu erschöpft.
Er schlief nach kurzer Zeit ein, nachdem er ein Stoßgebet gen Himmel gesandt hatte. Ein japanischer Arzt kümmerte sich derweil um Alfs verletztes Bein und gab ihm endlich Schmerzmittel. Vielleicht war die ganze Mission ein Reinfall gewesen, aber sie lebten noch und das war die Hauptsache.

Die anderen beiden Unterseeboote verschwanden in den Tiefen des Pazifiks, ohne jemanden der Elitesoldaten an Bord nehmen zu müssen. Ein U-Boot reichte vollkommen aus, um den kläglichen Rest der kampfesmutigen Hukushuu-Einheit nach Japan zu befördern. Die stundenlange Fahrt verlief ruhig und ohne Zwischenfälle. Das U-Boot tauchte wieder in größere Tiefen hinab und umging die feindlichen Kriegsschiffe, welche in den letzten Tagen Tokio und die anderen Großstädte im Zentrum Japans mit massiven Raketenangriffen geplagt hatten.
Frank ließ einfach die Zeit verstreichen und immer wieder fielen ihm wieder die Augen vor lauter Müdigkeit zu. Dann erreichten sie endlich den Hafen von Toyohashi und wurden anschließend weiter nach Tokio gebracht.

Zwei Tage später ging ein Jubelschrei durch die Räume des japanischen Oberkommandos. Die internationalen Medien hatten gemeldet, dass General David Williams einem Terroranschlag zum Opfer gefallen war.
Matsumotos Propaganda berichtete Tag und Nacht von dem „heldenhaften Angriff auf die Basis des Völkermörders David Williams“ und posaunte es in ohrenbetäubender Lautstärke heraus, dass der Krieg an einem Wendepunkt angelangt sei. „Jetzt erst sieht die Welt den wahren Heldenmut Japans und nun wird sich das gesamte Volk

erheben, um die Mörderhorden der Weltregierung ins Meer zu treiben!“, hieß es.
Die gewaltige Kampagne hatte Erfolg, die meisten Japaner glaubten nun tatsächlich, dass ein Sieg möglich geworden war. Nach der Hukushuu-Einheit wurden später Schulen und sogar Universitäten benannt. Die Propaganda Matsumotos kannte nun keine Grenzen mehr und sie war, das konnte niemand bezweifeln, sehr erfolgreich.
Frank und Alfred waren wieder zu den Taishis gebracht worden, um sich auszuruhen. Es war so eine Art Fronturlaub, denn nach einem Monat sollten sie sich wieder bei der japanischen Armee melden, um als Soldaten bei der Gegenoffensive im Süden des Inselstaates mitzukämpfen.
Die japanische Familie war stolz auf sie, doch der Schleier der Trauer um ihren Sohn ließ sie nach wie vor depressiv erscheinen. Bäumers Bein ging es nach einigen Besuchen im Zentralkrankenhaus von Tokio bald auch wieder besser.

„Die können mich mal!“ Frank lag auf seinem Bett in der oberen Etage im Hause der Taishis und schlürfte ein kaltes Bier.
Alf grinste. „Morgen verschwinden wir von hier. Für immer. Mich sieht keine Süd- oder Nordfront so schnell wieder!“
„Wir haben unsere Mission erfüllt. Es war also doch nicht umsonst. Und ich bin mir sicher, dass ich Williams erwischt habe“, erklärte Kohlhaas mit stolz geschwellter Brust.
„Vielleicht war es aber auch der Japaner, von dem du mir erzählt hast. Er hat doch auch auf die Gruppe der flüchtenden Offiziere gefeuert, oder?“, neckte ihn Alf.
„Nein, ich bin mir sicher!“, stieß Frank aus. „Die lagen nach meiner Salve auf der Schnauze...“
„Dann mach dir eine weitere Kerbe auf deinen Gewehrkolben, großer Meister“, stichelte Bäumer weiter.

„Ist ja auch egal. Hauptsache weg von hier...“, erwiderte Kohlhaas und nahm sich noch eine Flasche Bier.
„Wilden hüpft bestimmt jetzt den ganzen Tag vor Freude durch sein Haus – wie ein Känguru!“, sagte Alf und grinste hämisch.
„Er hüpft von Litauen nach Sibirien und zurück“, sagte Frank. „Und ich hüpfe vor Freude, wenn ich endlich Julia wiedersehe“.
Sie packten ihre wenigen Sachen zusammen und vertrieben sich den Rest des Tages mit Fernsehen oder Kartenspielen. Morgen war es soweit. Es ging nach Hause. Die japanische Armee konnte sich jetzt andere Helden suchen.

Während sich die beiden Männer ihre wohlverdiente Ruhe gönnten, brach bei der südlichen GCF-Invasionsarmee nach der Eliminierung des Oberbefehlshabers erst einmal das Chaos aus, ganz so, wie es sich das japanische Oberkommando erhofft hatte.
Die multinationale Armee verfiel für mehrere Tage in Unordnung und sah sich oft widersprüchlichen Befehlen gegenüber, welche ihren bisher so erfolgreichen Vormarsch im Süden Japans lahm legten.
Zudem rief jetzt Präsident Matsumoto zur großen Gegenoffensive auf und Massen von neu ausgehobenen Regimentern marschierten an die südliche Front, um die verwirrten GCF-Truppen zurück zu drängen.
Neue Panzerdivisionen und Flugzeuge unterstützten den gewaltigen Großangriff des Inselvolkes, den die Kriegspropaganda zum „japanischen Erwachen“ hochstilisierte. Innerhalb von nur zwei Wochen war die GCF im Süden der Zentralinsel Honshu aufgerieben und aus den Großstädten hinausgeworfen worden. Jetzt trieben sie die hochmotivierten und wieder selbstbewussten Japaner ins Meer und massakrierten sie in großer Zahl.

Dann erfolgte der Gegenschlag auch auf den beiden südlichen Inseln Kyushu und Shikoku. Mit großen Erfolg, denn die GCF verlor täglich an Boden und musste sich aus vielen eroberten Städten und Ortschaften wieder zurückziehen.
Eine Welle der Euphorie ergriff das japanische Volk und immer mehr junge Männern strömten zur Armee. Sapporo war unterdessen gefallen und die meisten der Verteidiger waren getötet worden oder verhungert, gleiches galt auch für die Zivilbevölkerung. Dennoch blieb die tapfere Metropole, welche die Feinde so lange an ihren Mauern hatte zerschellen lassen, ein nationales Symbol des Widerstandes gegen die Weltregierung und wurde von Matsumotos Propaganda zu einem „Mahnmal des japanischen Heldenmutes“ verklärt.
Schließlich beflügelten die jüngsten Erfolge der japanischen Armee das breite Volk des Inselstaates so sehr, dass auch im Norden ein erfolgreicher Gegenschlag stattfinden konnte, welcher den Vormarsch der GCF zumindest aufhielt.
Auch die folgenden schweren Bombenangriffe auf Tokio und Yokohama, welche große Teile der Metropolen verwüsteten, verhalfen der GCF nicht mehr zum Sieg.
Ende März des Jahres 2032 musste sich die Weltregierung eingestehen, dass die Großoffensive gegen Matsumotos Inselstaat im Großen und Ganzen gescheitert war. Trotzdem sollten sich die Kämpfe in den zerbombten Städten Südjapans und der nördlichen Insel Hokkaido noch mehrere Monate lang hinziehen. Sie forderten immer weitere Opfer.

Frank und Alfred erglühten noch immer vor Stolz, sobald die Rede von ihrer Heldentat war. Dennoch sollten jetzt andere kämpfen. Sie waren das endlose Töten und Sterben gründlich leid geworden.

So verabschiedeten sie sich von den Taishis und luden sie für den Sommer dieses Jahres nach Ivas ein. Dann fuhren sie nach Tokio, verließen mit einem ausländischen Handelsschiff die japanischen Inseln und landeten schließlich auf den Philippinen. Von Manila aus flogen sie als harmlose Touristen nach Wilna zurück. John Throphy holte sie am Flughafen ab.
„Zum Teufel“, brachte Frank nur über die Lippen, als er den Iren von weitem erkannte und blickte dankbar nach oben. Sie hatten die beschwerliche Reise hinter sich und waren dem Schrecken im fernen Osten entkommen.

Neue Pläne

Wenn Herr Wilden etwas hervorragend konnte, vom Erklären der Weltpolitik abgesehen, dann war es, seinen Mitmenschen auf die Nerven zu gehen. Er löcherte Frank und Alfred und ließ sich wieder und wieder die Berichte von der Front erzählen, bis sich die beiden erst einmal ein paar Tage regelrecht vor ihm versteckten. Die anderen Dorfbewohner waren ebenfalls alle stolz auf sie und überschütteten sie mit Lob und Geschenken.
Es war mittlerweile April geworden und der japanische Krieg neigte sich langsam dem Ende zu. Zwar berichteten die internationalen Medien noch nach wie vor von unbedeutenden Siegen der GCF an der Front „X" auf der Insel „Y", aber alles in allem zogen sich die Armeen der Weltregierung jetzt schrittweise aus Japan zurück.
Über die Verluste an Soldaten und Zivilisten, die dieser Krieg bisher gefordert hatte, konnte man zunächst nur spekulieren. Es mussten Millionen gewesen sein und noch tobte er an einigen Stellen Japans weiter, wenn auch Matsumotos Armee den Feind nun Stück für Stück aus ihrem Heimatland vertrieb und sich der rebellische Staat wider allen Erwartungen gegen den konzentrierten Angriff der Weltstreitkräfte behauptete.
Wie schon die Mongolen unter Kublai Khan, welche vor Jahrhunderten ein gigantisches Weltreich beherrschten und dennoch Japan nicht unterwerfen konnten, hatten sich die endlosen Armeen der Weltregierung an dem widerspenstigen Inselvolk die Zähne ausgebissen.
Für die Logenbrüder war dieser Rückschlag eine regelrechte Katastrophe, schließlich steuerten sie eine Super-Weltmacht. Die einzige und unantastbare Autorität

auf Erden, wie sie glaubten. Und für eine Weltmacht, welche sich als unbesiegbar verstand, gab es nichts Schlimmeres als eine Niederlage, die den Nimbus ihrer Unüberwindbarkeit vor aller Augen erschütterte.
So erging es einst dem mächtigen Perserreich, als ihm die Griechen bei Marathon und den Thermophylen erfolgreich die Stirn boten und später auch den alten Römern, den Mongolen und vielen mehr.
Es war ohne Zweifel ein großer Erfolg, dessen Auswirkungen erst in den kommenden Jahren in seiner ganzen Größe für den Rest der Menschheit spürbar werden sollten. Das Schönreden und Verdrehen der Tatsachen in den internationalen Medien, änderte auf Dauer nichts an den für die Weltregierung unangenehmen Fakten: Der Angriff auf Matsumotos Japan war fehlgeschlagen.

Doch die erfolgreiche Verteidigung des einzigen Staates, welcher den Mächtigen offen die Stirn geboten hatte, war von endlosem Leid und einer nicht enden wollenden Prozession der Opfer begleitet worden.
Auch in Ivas gab es nicht nur Jubelschreie in jedem der bewohnten Häuser. Die Müllers hatten einen ihrer Söhne auf dem Schlachtfeld im fernen Osten verloren und das gleiche Schicksal hatte die holländische Familie Baastfeldt ereilt. Auch ihr Thomas kehrte nicht mehr zurück.
Von Sven hatten Frank und Alfred lange nichts mehr gehört. Seine Kriegseuphorie war am Anfang am größten gewesen. Erst im Mai 2032 kehrte er nach Ivas zurück und war nicht mehr derselbe. Der junge Mann hatte in vielen Schlachten an der japanischen Südfront gekämpft und auch die Gegenoffensive mitgemacht. Irgendwann wurde er von einer feindlichen Granate getroffen, welche ihm das halbe Gesicht wegriss und seinen Unterarm verstümmelte. Er lag mehrere Wochen in einem Lazarett in Kyoto. Letztendlich

flickten sie sein Gesicht so gut es ging zusammen, doch er verlor sein linkes Auge und ein Ohr. Weiterhin mussten drei seiner Finger an der linken Hand amputiert werden.
Der stolze, junge Freiwillige kehrte schließlich entstellt und verkrüppelt nach Litauen zurück. Frank und Alfred kümmerten sich in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr sehr um ihn und versuchten, den Soldaten moralisch wieder aufzubauen.
Rolf Hugenthal hatte einen Stich mit dem Bajonett in den Bauch abbekommen, überlebte aber Dank eifriger Ärzte und war nach einiger Zeit wieder auf den Beinen.
Der andere Sohn der Müllers war glücklicherweise unverletzt geblieben und wurde seiner klagenden Familie gnädigerweise vom Schlachtfeld zurückgegeben.

„Tut mir leid, dass ich mich in den letzten Tagen so selten bei euch habe sehen lassen, aber dein Vater geht mir momentan gehörig auf die Nerven“, erklärte Frank.
Julia lief an diesem recht sonnigen Apriltag neben ihm her und nickte zustimmend.
„Er lebt halt nur für die Politik“, sagte sie. „So ist er eben. Er meint es nicht böse“.
„Ich weiß. Ich mag ihn ja auch, aber manchmal sieht er das alles zu sehr von oben herab. Es war grauenhaft in Japan. Sicherlich notwendig und sinnvoll und wie auch immer. Aber ich wollte keinen Tag länger in diesem Hexenkessel bleiben“, erläuterte Kohlhaas und setzte sich ins Gras. Julia folgte ihm.
„Hab` dich vermisst und mir furchtbare Sorgen gemacht“, bemerkte sie leise.
„Ach, den Held von Paris...und jetzt auch von Sapporo und Okinawa...kriegt keiner klein“, blödelte Frank und zwinkerte ihr zu.
„Spinner!“ Julia lächelte.

„Ich habe auch jeden Tag an dich gedacht“, brachte Frank heraus und schaute verlegen in die Baumwipfel.
„Aber jetzt bleibst du erst einmal hier“, sagte sie.
„Wenn nicht gerade andere unterjochte Völker nach dem Helden Frank Kohlhaas rufen und mich dein Vater dorthin schickt, ha, ha!“ neckte Frank die junge Frau.
„Dann haue ich ihm seinen liebsten, dicken Wälzer über Weltpolitik um die Ohren“, antwortete Julia.
„Du warst in Japan immer mein schönster Stern am Himmel“, sagte Frank leise und versuchte sich dann wieder wie ein echter Kriegsheld zu verhalten.
Julia errötete und lächelte ihn an. Plötzlich legte sie ihren Arm um seine Schulter und gab ihm einen sanften Kuss auf die Wange.
Frank räusperte sich und schmunzelte in sich hinein. Schließlich fasste er sich ein Herz und küsste sie auch. Diese Art der Gegenoffensive war ihm zwar mit der Zeit fremd geworden, doch tat sie ihm jetzt unglaublich gut und er dankte Gott erneut, noch am Leben zu sein.
Sie blieben noch eine Weile im Wald und spazierten dann weiter. Er hatte sie so unglaublich vermisst und jetzt war er wieder bei ihr. Was konnte es schöneres geben?

Der Vorsitzende des „Rates der 13“ fixierte ihn nun mit durchdringenden Blicken und verzog seine Miene zu einer Maske der Bösartigkeit. Der Weltpräsident schnaufte und versuchte den stechenden Augen seines Logenbruders irgendwie auszuweichen. Es gelang ihm nicht.
Hatte er vor einiger Zeit bei seinen Untergebenen den Kopf Matsumotos gefordert, so schienen seine Mitstreiter im Rat der Weisen mittlerweile den seinen zu wollen.
„Es wird keinen Nuklearschlag gegen Japan geben. Die Truppen werden in den nächsten Monaten zurückgezogen

werden. Ein Sieg gegen Matsumoto ist unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr möglich.
Japan müssen wir uns in naher Zukunft noch einmal vornehmen, aber jetzt gilt es, Schadensbegrenzung vorzunehmen!“, erklärte der Vorsitzende.
Der Weltpräsident runzelte die Stirn. „Und wenn die Medien einfach die Sache zum Sieg erklären?“
„Bei aller Liebe, Bruder!“, stichelte ein anderes Mitglied des Rates. „Unsere Lügen sind gut, aber nicht so perfekt, dass sie das vollbringen können. Japan gibt es immer noch, Matsumoto gibt es immer noch. Das müssen wir vorerst akzeptieren...“
„Bringt es den großen Plan durcheinander?“, fragte ein weiteres Mitglied besorgt. „Was meint ihr?“
Der Vorsitzende bäumte sich auf: „Nein! Natürlich nicht! Diese Niederlage wirft uns nicht aus der Bahn. Es wird in allen besprochenen Schritten weiter so vorgegangen, wie wir es das letzte Mal beschlossen haben“.
„Wir sollten uns auf die implantierten Chips konzentrieren und diesem wichtigen Schritt unser erstes Interesse einräumen. Japan wird weiter isoliert und irgendwann vernichtet!“, sagte ein grauhaariger Mann am Ende des großen Tisches.
„Sehe ich auch so“, brummte ein anderer.
„Und wir sollen diese Niederlage einfach hinnehmen? Vielleicht sollten wir noch mehr Truppen ausheben...“, kam vom Weltpräsidenten, der langsam wütend wurde.
„Der überwiegende Teil von uns ist dafür, den Angriff auf Japan erst einmal zu beenden und danach in unseren Medien Stillschweigen einkehren zu lassen. Wir werden Japan und Matsumoto nicht mehr erwähnen und ihn erst einmal sich selbst überlassen. Es wäre töricht, diesen Staat dann überhaupt noch in das Gedächtnis der Massen zurück

zu rufen. Wenn wir ihn nicht zerstören können, dann soll es ihn offiziell auch gar nicht geben!
In ein paar Jahren werden wir einen neuen Schlag vorbereiten“, bemerkte der Vorsitzende und rückte sich die Krawatte zurecht. Seine alten Augen starrten hasserfüllt aus seinem faltigen Gesicht heraus und sein weißer Bart bebte vor Jähzorn.
„Unser Atem war immer länger als der unserer Feinde. Das hat uns die Weltherrschaft gebracht und auch im Falle von Japan werden wir auf Dauer siegen“, grollte er.
„Das ändert nichts daran, dass sich unser Bruder in den letzten Monaten vor der Weltöffentlichkeit besser hätte verkaufen können“, zischte ein glatzköpfiger Herr in feinem Zwirn und deutete auf den Weltpräsidenten.
Dieser warf ihm einen zornigen Blick zu und schluckte eine unfreundliche Antwort wie einen Schluck Gift hinunter. Dann verzog er seinen Mund und sagte: „Ich würde jetzt gerne zum nächsten Punkt der Tagesordnung übergehen“.
Der Vorsitzende des „Rates der Weisen“ nickte und blickte in die Runde. Dann spielte er mit dem goldenen Ring an seinem Finger und wartete auf eine Reaktion der anderen.
„Die Sache ist noch nicht geklärt“, zischte einer der Anwesenden und musterte den Weltpräsidenten.
„Für heute ist das Thema vom Tisch“, erwiderte der Vorsitzende und wandte sich dann dem nächsten Punkt der Tagesordnung zu.
Der Weltpräsident kochte innerlich und starrte auf die Unterlagen vor sich. Seine Hand umklammerte einige der Papiere, als wollte er sie im nächsten Moment in einem Wutanfall zerfetzen. Diese Sitzung war ihm zutiefst unangenehm und er verfluchte die Japaner in Gedanken mit all seiner Bosheit. Das geheime Treffen wurde fortgeführt, es gab noch viel zu besprechen. Die nächsten Schritte zur

vollständigen Versklavung der Menschheit mussten gut vorbereitet werden.

Glossar

DC-Stick

Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Global Control Force (GCF)

Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)

Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)

Die GSA ist der gefürchtete Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe

Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als neue globale Währungseinheit eingeführt. Jeder Staat der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel nutzen.

Scanchip

Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im

öffentlichen Zahlungsverkehr weitgehend abgeschafft und jeder Bürger hat nun lediglich ein Scanchip-Konto.
Weiterhin ist ein Scanchip unter anderem auch eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons
Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt.
Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatenwerfern ausgerüstet, die ihn befähigen, viele Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.


Alexander Merow
Beutewelt
Organisierte Wut
Engelsdorfer

Deutsche Erstveröffentlichung
1. Auflage: Dezember 2010

Alexander Merow

Beutewelt

Organisierte Wut

Roman

Teil III

Beutewelt

Inhalt

Artur Tschistokjow

Draußen regnete es und Dunkelheit hüllte die kaum beleuchtete Plattenbausiedlung im Südteil der weißrussischen Stadt Wizebsk ein. Artur Tschistokjow, ein hochgewachsener Mann von 31 Jahren, saß an seinem schäbigen Wohnzimmertisch und spielte gedankenverloren mit einem kleinen Schnapsgläschen, welches er immer wieder zwischen seinen Fingern umhertanzen ließ.
Er goss sich einen weiteren Schluck billigen Fusel ein und starrte mit seinen großen, blauen Augen die Wand an. Heute war er nervöser denn je, denn die GSA, der internationale Geheimdienst, war ihm auf den Fersen. Agenten der Weltregierung waren hier nach Weißrussland gekommen und suchten fieberhaft nach ihm. Das war kein angenehmer Zustand. Aber hier, in dieser grauen Wohnblocksiedlung voller Armut und Tristesse, würden sie ihn nicht finden. Er war nirgendwo gemeldet, hatte keinen Scanchip mehr und verließ seine eintönige Wohnung, welche von einer unauffälligen Person angemietet worden war, nur im äußersten Notfall. Seine Freunde und Mitstreiter versorgten ihn mit Nahrungsmitteln und bezahlten seine Rechnungen. Es ging nicht anders.
Der Mann verhielt sich stets ruhig und wünschte seinen Nachbarn allenfalls einen „Guten Tag“, wenn sie ihm auf dem dunklen, grauen Hausflur zufällig über den Weg liefen. Er hatte auf ein Telefon und einen Internetanschluss verzichtet. Das war zu gefährlich, in dieser Zeit der allgegenwärtigen Überwachung. Offiziell war er aus jeder Registrierungsdatei der örtlichen Behörden verschwunden und das sollte auch so bleiben. Tschistokjow ging zum Kühlschrank, diesem halbverrosteten Etwas im Nebenraum,

und schmierte sich eine Scheibe Brot, dann trottete er zurück in sein schlicht eingerichtetes Wohnzimmer und betrank sich weiter. Dieses Leben war auf Dauer eine Qual, aber es war immer noch besser, als erwischt und liquidiert zu werden.
Der Russe strich sich durch seine strähnigen, blonden Haare und verzog sein schmales Gesicht mit dem spitzen Kinn zu einer traurigen Maske. Dann schaute er erneut aus dem Fenster, doch da war niemand. Nur der Regen, die Dunkelheit und eine reparaturbedürftige, alte Straßenlampe, die einen Wackelkontakt hatte und abwechselnd an und aus ging.
Einige der Fenster im Wohnblock gegenüber waren noch beleuchtet. Wer da wohl sein trauriges Leben fristete? Vielleicht ein Mensch, der genau so unglücklich war wie er selbst. Nach einigen Stunden schlief er mit einem benebelten Schädel auf der Couch ein und wachte erst im Morgengrauen wieder auf.

Am Vormittag kam Peter Ulljewski, Arturs bester Freund und langjähriger Weggefährte, zu Besuch. Er brachte Brot und Wurst mit. Peter war 34 Jahre alt und Handwerker. Vor einigen Monaten war er zusammen mit Artur nach Wizebsk gezogen und wohnte in einer kleinen Wohnung am Stadtrand.
Der kräftige Mann mit dem kantigen Gesicht und den breiten Schultern erzählte Tschistokjow die neuesten Nachrichten aus der Stadt, was diesen noch nervöser machte.
„Sie haben gestern Nacht zwei von uns verhaftet, Andrej und Igor“, erzählte er. „Die beiden haben unsere Zeitung in die Briefkästen geworfen, da haben sie die verdammten Bullen erwischt.“

„Noch mehr Ausfälle!“, kam von Artur nur zurück und der junge Mann ließ sich auf sein schäbiges Sofa zurückfallen.
„Sieht aber gut aus, oder?“, sagte Peter und zog eine dünne Zeitung aus der Hosentasche. Er übergab sie seinem Freund.
Tschistokjow blätterte sich durch die Seiten, welche mit großen Lettern bedruckt waren, hindurch und nickte.
„Ja, so habe ich mir das vorgestellt. Mein Leitartikel über die Anhebung der Verwaltungssteuer ist auf der Titelseite. Gut so!“, meinte Artur und seine Miene erhellte sich für einen kurzen Augenblick.
„Davon haben wir 10000 Exemplare drucken lassen. Ich habe den jungen Leuten gesagt, dass sie beim Verteilen noch vorsichtiger sein sollen“, bemerkte Peter und nahm sich eine Sprudelflasche aus dem Kühlschrank.
„Wir verbreiten die Zeitung erst einmal nur hier in Wizebsk – und nur in den Plattenbausiedlungen. Da bekommen wir den meisten Zuspruch aus der Bevölkerung“, ordnete Tschistokjow mit ernstem Gesicht an. „Was machen die Aufkleber?“
„Etwa 20000 sind in Druck“, antwortete sein Gegenüber.
„Gut! Damit überschwemmen wir die Innenstadt in den nächsten Wochen!“, Artur rückte sich sein Hemd gerade und ging zum Fenster. „Was ist mit der Gruppe in Minsk?“
„Die wollten noch mal 20000 Stück“, sagte sein Mitstreiter.
„Wenn noch Geld da ist, dann druckt die Dinger so schnell es geht“, erklärte der Flüchtling und zog die Gardinen wieder zu.
„Vor drei Tagen warst du im Fernsehen. Sie haben dein Bild gezeigt und um Hinweise aus der Bevölkerung gebeten“, bemerkte Ulljewski.
„Ich weiß, hat mir Wladimir schon berichtet...“, erhielt er als Antwort. „War auch noch etwas in der Zeitung?“

„Nur ein kleiner Artikel über unsere Sprühaktion vom letzten Dienstag. Nichts wichtiges, aber wir werden langsam bekannt! Die scheinen sich jetzt immer mehr mit uns zu befassen.“
„Allerdings!“, brummte Tschistokjow nachdenklich.
„Für Samstag ist alles vorbereitet. Hast du deine Rede fertig?“, wollte Peter wissen.
„Ich arbeitete daran! Mach dir keine Sorgen. Mir fällt schon etwas ein. Das ist das geringste Problem“.
Arturs Gehilfe verabschiedete sich bald darauf und verließ lautlos die Wohnung.
„Ich hole dich so um 18.00 Uhr ab!“, sagte er noch, dann zog er die Eingangstür hinter sich zu.
Artur Tschistokjow schluckte, die Angst in ihm stieg wieder auf und er betete dafür, dass die kleine Veranstaltung seiner Organisation am Samstag ruhig verlief. Wenn die Behörden ihn in die Finger bekommen sollten, dann hatte er das Schlimmste zu befürchten.

Der aus Kiew stammende politische Dissident hatte die Führung über die *Freiheitsbewegung der Rus*, einer regierungsfeindlichen Organisation von Widerständlern, welche sich die Befreiung ihrer Heimat auf die Fahnen geschrieben hatte, vor knapp zwei Jahren übernommen. Damals war er nach Minsk gezogen. Mittlerweile war die ehemals winzige Splittergruppe durch ihre werbewirksamen Aktionen der letzten Monate vielen Menschen ein Begriff geworden.
Die Sympathie in der Bevölkerung erwies sich als recht groß, doch die staatlichen Behörden und nun auch auswärtige GSA-Agenten hatten sich an seine Spuren geheftet und würden nicht eher ruhen, bis sie ihn erwischt hatten.

Sein Name als Kopf der Organisation war zu oft genannt worden, zu häufig war er jetzt schon aufgefallen. Sogar das Fernsehen hatte in den letzten Wochen mehrfach in der üblichen, hetzerischen Weise über ihn berichtet. Einen „Terroristen“ und „gefährlichen Irren“ schimpften sie ihn und setzten eine hohe Belohnung auf seinen Kopf auf, obwohl er lediglich Werbematerial publizierte und nie jemandem etwas getan hatte.
Wenn er seine unauffällige Wohnung tagsüber verlassen musste, so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mehr oder weniger heraus zu schleichen. Den Nachbarn war er vermutlich noch nicht aufgefallen, sonst hätte ihn die Polizei längst besucht. In die Innenstadt von Wizebsk, die mittlerweile mit zahllosen Kameras und Augenscannern übersät war, traute er sich schon gar nicht mehr hinein.
Sein älterer Bruder und seine Eltern waren vor einem Jahr verhaftet worden. Mit dieser Aktion wollten sie ihn aus seinem Versteck locken, doch er gab sich nirgendwo zu erkennen. Vielleicht waren sie bereits liquidiert worden – er hatte nichts mehr von ihnen gehört und sich in seinem Elternhaus blicken zu lassen, bedeutete glatten Selbstmord.
Sein Hass war in letzter Zeit enorm gewachsen und er fühlte sich hilflos. Obwohl immer mehr Leute in Weißrussland kaum noch Globes zum Leben hatten, die Weltregierung verabscheuten und die Unzufriedenheit täglich anzuschwellen schien, bekannten sich nur wenige offen zu seiner politischen Gruppe. Den meisten stillen Befürwortern schnürte die Angst um ihre nackte Existenz buchstäblich die Kehle zu.
Wer bei der *Freiheitsbewegung der Rus* im Geheimen mitmachte und erwischt wurde, dem drohte die behördliche Sperrung des Scanchips und damit im schlimmsten Fall der Hungertod, die Inhaftierung oder sogar die Hinrichtung. Die Situation war furchtbar für alle Beteiligten und langsam

fraßen die Sorgen und Nöte den früher einmal so kreativen und lebensfrohen Mann von innen her auf.
„Ich haue notfalls nach Japan ab, wenn es gar nicht mehr geht“, sagte er manchmal zu sich selbst und war dann für einen kurzen Moment beruhigt. Doch jener Zustand hielt nie lange an, denn die pulsierende Furcht in seinem Kopf machte in diesen Tagen niemals Urlaub.

„Tor!“, brüllte Frank Kohlhaas enthusiastisch und drehte sich zu seinen Mitspielern um. Sein bester Freund und heutiger Gegenspieler, Alfred Bäumer, schaute ihm wütend hinterher. Gerade war er von Frank gehörig ausgetänzelt worden. Jetzt schoss der Torhüter den Ball quer über das Feld zurück und weiter ging es.
„Her mit dem Ding!“, hörte Frank seinen Mitspieler Sven vom anderen Ende des verwilderten Rasenplatzes rufen und beförderte das Leder mit einem wohl überlegten Kick in Richtung des jungen Mannes. Kopfball, Tor, Alfred lag erneut im Dreck und fluchte.
„Mensch, da ist ja meine Oma schneller!“, höhnte ein Bursche aus Franks Mannschaft. Bäumer knurrte ihm irgendetwas zu und hämmerte den Ball weit von sich weg. So lief es noch eine Stunde lang.
Heute war es sonnig und warm. Ein idealer Tag für ein kleines Fußballturnier im litauischen Dorf Ivas. Frank Kohlhaas` Truppe konnte die drei anderen Teams aus der winzigen Ortschaft jedenfalls besiegen und trabte am Ende mit einem zufriedenen Grinsen vom Rasen.
„Was war denn heute mit dir los, Alter?“, fragte Frank den frustrierten Bäumer mit leicht hämischem Unterton.
„Ach, keine Ahnung! Ich war heute einfach nicht in Form. Das nächste Mal fegen wir euch vom Platz!“, brummte der Hüne und gab dem Ball einen wütenden Tritt.

Julia Wilden schenkte Frank einen bewundernden Blick und der junge Mann genoss dies in vollen Zügen.
„Frank vor! Noch ein Tor!“, rief sie und lächelte.
„Meinen letzten Treffer widme ich dir, holde Maid!“, tönte Kohlhaas und gab Alf einen Stups in die Seite.
„Ja, ja!“, raunte dieser und ließ sich auf einem Hocker nieder.
Es sollte noch ein wundervoller Tag werden. Julia schenkte Frank ihre ganze Aufmerksamkeit und umschwärmte ihn regelrecht. Ihr Vater, das Oberhaupt der Dorfgemeinschaft von Ivas, klopfte ihm auf die Schulter und lobte ihn: „Wusste gar nicht, dass du so ein Dribbelkünstler bist, Junge!“
Kohlhaas tat dieser sportliche Sommertag gut. Keine Sekunde dachte er heute an die Schrecken des japanischen Krieges, welche seine Gedanken in den letzten Monaten so oft eingesponnen hatten. Die Politik, der Krieg und alles andere schienen in weite Ferne gerückt zu sein. Und das war gut so.
„Komm wir trinken noch einen bei Sven“, schlug Alf vor und machte den Eindruck, als ob er sich wieder beruhigt hatte.
„Gute Idee, Alter!“, bemerkte Frank und lächelte zufrieden.
Sie gingen wieder ins Dorf und kehrten bei Sven ein. Kaltes Bier erwartete sie dort. So viel Spaß und Entspannung hatten die Freunde seit langer Zeit nicht gehabt.

Es war Samstag und heute fand die Veranstaltung statt. Die alte Lagerhalle, irgendwo weit auf dem Land im Norden Weißrusslands, war mit fast 200 Menschen gefüllt, welche sehnsüchtig auf Artur Tschistokjows Rede warteten.
Bis auf ein paar zerfallene Bauernhäuser und unbestellte Äcker gab es um sie herum nichts. Der Vorsitzende der *Freiheitsbewegung der Rus* blickte immer wieder nervös aus dem schmutzigen Fenster neben sich. Es war jetzt nach 19.00 Uhr und wurde langsam dunkel.

„Hoffentlich sind unter den 200 Leuten keine Spitzel“, sagte er leise zu sich selbst und atmete schwer vor Sorge. Die panische Angst, dass sich plötzlich die Polizei näherte, ließ ihn kaum einen klaren Gedanken fassen. Einige seiner Leute hatten sich mit Gewehren im Eingangsbereich der Halle postiert und waren bereit, diese auch zu benutzen, sollten die Behörden sie hier verhaften wollen.
Vor ihm hatte der Anführer der Gruppe in Minsk, Michail, die Veranstaltung eröffnet und tosenden Beifall geerntet. Er schimpfte auf die weißrussischen Politiker, welche der Weltregierung als Statthalter und Verwalter des Landes dienten. Er nannte sie „Verräter am Volk“ und „Blutsauger“. So etwas hörten die Unzufriedenen, die heute gekommen waren, gern. Es klang wie Musik in ihren Ohren, in einer Zeit, wo alle Hoffnung abgestorben zu sein schien.
Ein Mitstreiter aus Gomel wandte sich Artur zu und forderte ihn auf, mit seiner Rede zu beginnen. Der junge Mann schritt einige hölzerne Stufen empor und stellte sich hinter das stümperhaft zusammengeschusterte Rednerpult, welches ihm seine Getreuen bereitet hatten und an dem die Fahne der Organisation hing. Tschistokjow schnaufte kurz, dann setzte er sich in Bewegung.
Die hier Anwesenden, ein paar Neue waren auch wieder dabei, johlten und applaudierten. Der eine oder andere klopfte ihm erwartungsvoll auf die Schulter. Ein junger Mann sagte ehrfürchtig: „Ich bin stolz, Sie heute persönlich kennenlernen zu dürfen, Herr Tschistokjow! Ich habe im Fernsehen den Bericht über Sie gesehen...“
Der Widerständler lächelte ihm verhalten zu und betrachtete den skurrilen, kleinen Haufen naiv wirkender Rebellen vor sich.
„Vor diesem Grüppchen braucht sich nicht einmal eine Maus zu fürchten“, murmelte er vor sich hin. Dann begann er mit seiner Rede.

„Meine lieben Mitstreiter! Ich begrüße euch herzlich zu dieser Veranstaltung der *Freiheitsbewegung der Rus*, unserer Organisation, die sich dem herrschenden System mit all ihren begrenzten Mitteln entgegenstellt.
Es sind einige neue Leute heute hier, einige mir noch unbekannte Gesichter und ich hoffe, dass wir in den nächsten Stunden unsere Ruhe haben werden und uns niemand stört oder gar verhaftet.
Wir sind etwa 200 Personen in dieser verfallenen, alten Halle. Das sind wahrlich nicht viele, aber das ist auch besser als nichts. Ihr alle riskiert Kopf und Kragen, wenn ihr zu uns kommt und mit uns den Kampf gegen das Ausbeutungssystem der Weltregierung aufnehmt. Das ist mir wohl bewusst und euren Mut muss ich achten.
Aber was bleibt uns allen in diesen Tagen noch anderes übrig? Weiter still halten? Sich von einem trostlosen Tag zum nächsten hangeln, von einem Billigjob zum anderen? Hauptsache man verhungert nicht und wird nicht obdachlos?
Nein, das kann nicht der Weg sein! Wir müssen uns wehren und wir werden uns wehren. Die Büttel der Weltregierung in unserem Heimatland haben erst letzte Woche einen neuen Raubzug gegen unser Volk gestartet. Anhebung der Verwaltungssteuer, Strompreiserhöhung, noch niedrigere Löhne für die, welche überhaupt noch Arbeit haben und so weiter!
Sie lassen uns keine Luft mehr zum atmen. Sie ziehen die Schlinge immer enger und enger und pressen das Letzte aus unserem Volk heraus.
Es gab vor langer Zeit einmal bessere Zeiten. Zeiten, in denen der Bauer von seinem Ertrag leben konnte, der Arbeiter von dem, was er an Lohn erhielt und wir so etwas wie eine eigene Kultur hatten und freie Männer und Frauen waren.

Jetzt sind wir Sklaven und gehen langsam, aber sicher, vor die Hunde. Wir Russen haben kaum noch Kinder, weil sich die Familien keine mehr leisten können. Unsere jungen Leute wandern in andere Länder aus, um überhaupt noch Arbeit zu finden. Wer seine Anstellung verliert und nicht schnell wieder eine neue findet, der verhungert oder endet als Bettler.
Zur gleichen Zeit aber siedelt diese Regierung Hunderttausende von Fremden aus Asien und dem Orient in unseren Städten an, um unser Land und unsere Kultur noch schneller ins Chaos zu stürzen. Wer einmal durch einige Teile von Minsk, Moghilev, Grodno, Gomel und so weiter gegangen ist, der glaubt nicht mehr, dass er sich noch auf russischem Gebiet befindet.
Sie wollen hier einen Flickenteppich verschiedener Völker schaffen, weil der sich nicht mehr einheitlich wehren wird. Wir Russen sollen am besten verschwinden und aussterben, wenn es nach Medschenko und Konsorten geht.
Das Fernsehen hämmert uns allen pausenlos seine Lügen und seine hirnlose Unterhaltung ein, jeden verdammten Tag. Man will uns eine Gehirnwäsche verpassen und uns von unserem Elend ablenken.
Aber einer kleinen Gruppe von Leuten geht es ja auch gut, nämlich der, welche mit der Weltregierung zusammenarbeitet und ihr hilft, unser Land weiter ausbluten zu lassen.
Sub-Gouverneur Medschenko in Minsk ist so eine Wanze und sein ganzer Stab von Helfern gehört auch zu dieser Bande!“
„Diesen Hundesohn sollte man totschlagen!“, schrie einer der Anwesenden.
„Medschenko, das Verräterschwein!“, giftete ein junger Mann und hob seine Fäuste.

Der Rest der Leute schrie und applaudierte. Diese Worte waren wie Balsam auf ihre frustrierten Seelen.
Artur Tschistokjow fuhr fort und langsam fiel die Angst von ihm ab, jetzt steigerte er sich regelrecht in seine Rede hinein und gestikulierte wild umher.
„Wir fordern, dass dieses Land wieder unabhängig vom Versklavungssystem des Weltverbundes wird! Wir fordern, dass dieses Land nur von den Leuten regiert werden darf, die auch dem Volk dienen und sich dazu auch vor dem Volk verpflichten lassen!
Dieses Land gehört den Russen und nicht den Besatzern, der Weltregierung oder sonstigen Fremden!“, rief er und seine Anhänger jubelten.
Er schlug mit der Faust auf sein schiefes Rednerpult und warf seinen Leuten einen entschlossenen Blick zu, sein schmales Kinn bebte vor Erregung.
„Doch machen wir uns nichts vor. Die, welche uns unterdrücken, werden auch weiter den Ausbeutern dienen und nicht morgen vernünftig oder einsichtig werden!
Sie werden die wenigen Globes, die sie noch aus uns allen herauspressen können, nicht für den Aufbau von Schulen, von Kindergärten oder für die Schaffung von Arbeitsplätzen verwenden. Nein! Sie werden höchstens noch mehr Kameras aufstellen lassen, noch mehr bezahlte Spitzel umherschicken und notfalls noch mehr GCF-Soldaten in unserer Land holen, damit wir diese Unterdrücker noch mit unseren Abgaben durchfüttern können!
Unser Land ist beim „Global Bank Trust“ so schwer verschuldet, dass es kaum noch lebensfähig ist und wir alle im Dreck hausen müssen, aber für die Überwachung der eigenen Bevölkerung und die Unterhaltung der GCF-Truppen hier in Weißrussland haben Medschenko und seine Diener scheinbar immer noch genügend Geld!“

„Richtig!“, brüllte ein alter Mann und klatschte in die Hände. Einige applaudierten ebenfalls und nickten Artur Tschistokjow wohlwollend zu. Er fuhr fort...
„Als ich mich damals entschlossen habe, Widerstand gegen die Zerstörung und Ausplünderung unserer Heimat zu leisten, war mir klar, dass es ab diesem Punkt kein Zurück mehr geben sollte. Damals habe ich mir geschworen, dieses Land frei zu machen, seine Unabhängigkeit zu erkämpfen und es seinen rechtmäßigen Besitzern wieder zu geben – und das sind ohne Zweifel wir!
Ich habe oft Angst, dass sie mich finden und ermorden, aber ich, und wir alle, dürfen keine Angst haben, denn wir sind die Kämpfer des Guten!“, schmetterte er in den Saal.
„Unsere Freiheitsbewegung wird nicht eher ruhen, bis dieses Land wieder frei ist, bis unsere Landsleute wieder leben können und nicht mehr Hunger und Elend fürchten müssen. Wenn wir dabei draufgehen, dann soll es so sein. Was haben wir schon zu verlieren?
Ich stehe hier lieber eine Stunde vor euch als freier Mann als hundert Jahre als überwachter, halbverhungerter Sklave leben zu müssen!
Und ab heute gibt es nur noch ein Gebot für uns alle: Kampf, Aufklärung, das Wort verbreiten, bis es zur Tat werden kann – überall!
Wir müssen raus zu den Leiharbeitern in den verbliebenen Produktionskomplexen unseres Landes!
Wir müssen raus zu den zahllosen Obdachlosen, die keine Hoffnung mehr haben!
Wir müssen raus zu den Familien, raus zu allen unseren Landsleuten und unsere Freiheitsbewegung bekannt machen, ihnen unsere Ziele vorführen!
Die Leute in Weißrussland verzweifeln immer mehr und wir müssen ihnen zeigen, dass es auch andere Möglichkeiten gibt, als sich versklaven zu lassen!

Unsere frohe Botschaft wollen wir von nun an noch entschlossener in die Köpfe der Massen tragen! Die Zeit ist reif, meine Freunde!“
Artur Tschistokjows Rede ging noch über zwei Stunden. Er sprach von der großen Weltpolitik, vom japanischen Befreiungskrieg, von der Wirtschaft in Weißrussland und brüllte seine Forderungen durch die mittlerweile halbdunkle Halle.
Der junge Mann stellte anschließend einige seiner eigenen Konzepte vor. Er sprach davon, wie man Weißrussland wieder frei und unabhängig machen, den Massen Arbeit geben und die eigene Kultur wieder aufrichten konnte.
Er selbst war mit seiner Rede nur in Teilbereichen zufrieden, seine Anhänger aber verabschiedeten ihn mit einem triumphierenden Jubel und himmelten ihn regelrecht an. Er konnte nicht leugnen, dass ihm dieser Moment sehr gut tat und er für einen Augenblick regelrecht euphorisch am Ende der Halle, belagert von seinen begeisterten Getreuen, ausharrte.
Anschließend besprach Artur Tschistokjow die nächsten Schritte mit seinen Gruppenleitern, wovon ihm einer stolz berichtete, dass er sogar einen hochrangigen Beamten des Staatsdienstes als Sympathisanten gewonnen hatte. Die Veranstaltung, welche fernab von neugierigen Blicken in einem unbedeutenden Dörfchen fernab von Wizebsk stattfand, verlief ruhig und alle Gäste kamen unbemerkt und heil wieder nach Hause.
Der Anführer der *Freiheitsbewegung der Rus* ordnete noch einige Aktionen an und warb für die kleine Zeitung der Organisation, dann zog er sich mit seinem Freund Peter in dessen Auto zurück und redete über seine Pläne zur Einrichtung weiterer, illegaler Internetseiten und eines Untergrund-Radiosenders, irgendwo in Weißrussland.

Erschöpft, aber beflügelt von dem Zuspruch seiner Mitstreiter, kehrte er in den frühen Morgenstunden nach Wizebsk zurück und verschwand für die nächsten Tage wieder in seinem tristen Wohnblock am Stadtrand.

Es war ein trüber Abend. Draußen goss es wieder einmal in Strömen und der Regen prasselte unerbittlich gegen die Fensterscheibe. Frank fühlte sich matt und erschöpft, aber dennoch weigerte sich sein Körper einzuschlafen.
„29...30...31“, zählte er im Geiste vor sich hin. Er addierte alle, die er bisher getötet hatte. Die Menschen, an welche er sich erinnern konnte – in Paris, in Sapporo und bei der Mission im Dschungel von Okinawa.
Sicherlich konnte er noch einige dazu rechnen, denn vor allem im japanischen Krieg hatte er bei Nachtangriffen oft auf Schatten in der Dunkelheit gefeuert und sicherlich noch das eine oder andere Lebenslicht zum Erlöschen gebracht. Er hatte Handgranaten in Räume und Gräben geworfen und nicht mehr nachgesehen, wie viele Menschen von ihnen zerfetzt worden waren.
Sie nannten ihn einen „Helden“, doch er fühlte sich heute nicht so. Eine furchtbar schwere Last von Schuld und Zweifeln lag auf seiner Seele. Er blickte aus dem Fenster und dachte an die großen Krieger der Geschichte, jene, welche im Gedächtnis der Nachwelt als Helden gefeiert und verehrt wurden. Alle, welchen man später Denkmäler und prunkvolle Schreine errichtet hatte.
„Wie viele Menschen mag König Leonidas bei den Thermophylen erschlagen haben?“, fragte er sich selbst und musterte nachdenklich die alte Weide vor seinem Fenster. „Hat er je an sie gedacht?“
Der junge Mann verfluchte die Welt, in welche er hineingeboren war. Diese Welt, in der ihm keine Wahl gelassen wurde, wie er sich selbst versicherte.

„Ich war ein glückliches Kind. Naiv und unwissend, aber glücklich. Nach ein paar Jahren erkannte ich jedoch, in welche Zeit mich das Schicksal gestoßen hatte“, flüsterte er vor sich hin.
„Es ist nicht deine Schuld, Frank! Du würdest jedes kleine Tier retten, jeder alten Frau über die Straße helfen. Das bist du Frank, ein Mensch mit allerbestem Kern. Und trotzdem hast du so viele getötet...“
Kohlhaas setzte sich auf sein Bett, atmete schwer und hielt sich den Kopf. Draußen begann es heftiger zu regnen.

Vor zwei Jahren war die Verwaltungssteuer von der Weltregierung im gesamten Verwaltungssektor „Europa-Ost“ eingeführt worden und hatte schon damals zu einer stillen Welle des Unmutes in der Bevölkerung geführt.
Heute, am 15.04.2033, hatten die Fernsehsender und Zeitungen verkündet, dass die verhasste Steuer erneut um über 50% angehoben worden war. Zwar versuchte man, den Leuten die „erhöhten Gebühren für eine verbesserte Scanchip-Verwaltung“ als notwendig und fortschrittlich zu verkaufen, doch änderte das nichts daran, dass die Bürger Weißrusslands, welche oft kaum mit ihren Hungerlöhnen über die Runden kamen, jetzt jeden Monat noch weniger Globes in ihren Taschen hatten.
Der stark beim „Global Bank Trust“, der internationalen Weltfinanzbehörde, verschuldete Unter-Verwaltungssektor „Weißrussland-Baltikum“ versuchte auf diese Weise, die leeren Haushaltskassen mit dreister Abzocke noch ein wenig aufzufüllen – das war den meisten Bürgern klar.
Offiziell behaupteten die Medien allerdings, die erhöhte Verwaltungssteuer sei unumgänglich, da mehr Beamte für einen besseren Service und eine schnellere Bearbeitung von Scanchip-Angelegenheiten notwendig seien. Viele Einwohner Weißrusslands wussten aber, dass die

Scanchips fast ausschließlich durch automatisierte Computerverfahren verwaltet wurden und von einer Einstellungswelle neuer Beamter und Verwalter bekam niemand etwas mit.
Ab dem 15.04.2033 wurden jedem Bürger trotz allem weitere 57,99 Globes im Monat von seinem elektronischen Scanchip-Konto abgebucht. Eine unerhörte Dreistigkeit, welche in unzähligen Haushalten die Wut auf die Machthaber aufkochen ließ.

Kontaktaufnahme

„Es brodelt seit heute Morgen an jeder Straßenecke“, bemerkte Artur und schaute seine acht Mitstreiter, die sich mit ihm in einem dunklen Kellerraum in Gorodok versammelt hatten, mit ernster Miene an.
„Ja, das stimmt. Wenn man die Leute in der Stadt so reden hört, könnte man denken, dass sie bald vor Wut auf die Straße gehen und protestieren werden“, erwiderte einer der Anwesenden.
„Die Leute reden heute so und morgen fügen sie sich doch wieder“, stöhnte Peter Ulljewski, Arturs treuer Mitstreiter.
„Trotzdem denke ich, dass wir jetzt noch mehr Zuspruch bei vielen Weißrussen bekommen werden. Jetzt muss die Struktur unserer Organisation verbessert und eine Öffentlichkeitsoffensive gestartet werden!“, sagte Tschistokjow und verschränkte die Arme vor der Brust.
„Du wolltest uns heute dein Zellensystem vorstellen“, antwortete der rothaarige Jegor aus Orcha.
„Ja, das werde ich jetzt auch tun. Ich habe mir in den letzten Wochen viele Gedanken gemacht, wie wir unsere Bewegung sicherer und vor allem effektiver aufbauen können.
Wir gründen überall im Land einzelne Untergruppen, welche weitgehend autonom voneinander agieren können und jeweils nur einen einzigen übergeordneten Vermittler beziehungsweise Ansprechpartner für Leute von außerhalb haben. Diesem sind sämtliche Mitglieder vor Ort zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Jede örtliche Gruppe bekommt demnach ihren zuständigen Leiter, das ist klar. Diese verantwortlichen Personen bestimme ausschließlich ich.

Weiterhin können wir uns auch auf geheimen Internetseiten in verschlüsselten Foren absprechen und organisieren. Wer schon Mitglied bei uns ist, der wird einer lokalen Sektion zugeordnet."
Peter holte einen Laptop aus seinem Koffer und schaltete ihn an. Artur erklärte weitere Details und seine Mitstreiter schienen von seinen Plänen angetan.
„Ich habe hier alle aufgelistet. Ansprechpartner, die Hierarchie und Organisation…", erzählte Artur.
„Wenn also eine Zelle in der „Stadt X" aufgedeckt und von den Behörden zerschlagen wird, dann können sie ihre Verbindungen zur Gesamtorganisation kaum oder gar nicht zurückverfolgen", fügte Peter hinzu und kratzte sich am Bauch.
Dimitrij, der kaum 20jährige Mann aus Slonim meldete sich zu Wort: „Wenn wir die Sache so groß aufziehen, müssen wir aber auch verstärkt nach Spitzeln in den eigenen Reihen suchen".
„Wer für die Bullen spioniert und von uns erwischt wird, den legen wir um!", zischte Tschistokjow. „Wir müssen härter werden. In den letzten Wochen und Monaten sind einige Informationen durchgesickert, was ich mir nur durch Verräter erklären kann.
Es ist jetzt notwendig, auch unsere eigenen Leute schärfer im Auge zu behalten. Informanten, die für ein paar Globes den Behörden Dinge erzählen, gefährden unser aller Leben und da dürfen wir keine Gnade zeigen."
Die anderen Männer nickten und Artur Tschistokjow strich sich durch seine blonden Haare. Dann grinste er und fuhr mit seinem Vortrag über die neue Organisationsstruktur fort.
„Alle Mitglieder der *Freiheitsbewegung der Rus* werden sich in Zukunft mit ihrem Leben dazu verpflichten, den Mund zu halten!"

„Und ich werde dafür sorgen, dass diese strikten Regeln unbedingt eingehalten werden, Artur!“, gelobte Peter und ballte kämpferisch seine breiten Fäuste.
„Was ist mit Waffen?“, fragte einer der Anwesenden dazwischen.
„Ist alles in Vorbereitung. Allerdings sehe ich noch keinen Grund, Gewalt anzuwenden. Wir brauchen sie nur, falls die Bullen unsere Leute angreifen. Ansonsten machen wir weiter öffentlichkeitswirksame Aktionen. Wir sind keine Guerillatruppe, sondern wollen eines Tages eine politische Massenbewegung werden!“, predigte Tschistokjow mit klarem Blick nach vorne.
„Gut, das wäre dann festgelegt. Wir fangen in den nächsten Tagen mit werbewirksamen Aktionen von Norden nach Süden und quer durch das ganze Land an. Die letzte Veranstaltung hat mich beflügelt, wir sind auf dem richtigen Weg“, beschwor Tschistokjow seine Zuhörer.
Diese murmelten ihre Zustimmung und der junge Anführer gab seine Anweisungen für neue Aktionen in den Städten weiter.
Sie redeten noch eine Weile und Arturs Getreue schienen ihm tatsächlich zu glauben, dass ihre wenige hundert Mann starke Gruppe eines Tages die große Revolution vom Zaun brechen konnte. Tschistokjow, welcher nach außen hin so entschlossen und stark wirkte, zweifelte jedoch im tiefsten Inneren am Erfolg seines politischen Kampfes im Untergrund. Doch was sollte er sonst tun? Eine Wahl hatte er schon lange nicht mehr.

„Ha! Genial!“, Thorsten Wilden schlug sich auf die Schenkel und stieß ein lautes Lachen aus. Fast wäre er vom Stuhl gefallen.
„Na, kann das einer lesen?“, fragte er in die Runde.

Frank versuchte, die kyrillischen Buchstaben auf dem Bildschirm zu entziffern: „Achtung, Bürger! Diese Zeitung…äh…die Zeitung…“
„Achtung, Bürger! Diese Zeitung belügt euch!“, rief Wilden aus und lachte erneut.
„Wahre Worte“, brummte Alfred Bäumer und nippte an seiner Bierflasche.
Wilden amüsierte sich prächtig. Die drei Männer saßen in seinem Wohnzimmer und schauten sich die Nachrichten im weißrussischen Fernsehen an. In der letzten Nacht hatten Unbekannte die weiße Fassade des Redaktionsgebäudes der großen Zeitung „Belorusskaya News Gazeta“ in Minsk mit einigen regierungs- und medienfeindlichen Parolen in riesigen, blutroten Lettern verziert. Mitarbeiter der Zeitung versuchten hastig, die unangenehmen Botschaften zu überstreichen, eine aufgeregte Reporterin berichtete mit piepsiger Stimme.
„Terroristen? Das hat die bescheuerte Reporterziege gesagt. Lächerlich! Weil sie eine Wand beschmiert haben, sind es jetzt schon Terroristen?“, empörte sich der Dorfchef.
„Da fiel wieder der Name Artur Tschistokjow. Übersetze das mal Thorsten“, warf Frank Kohlhaas ein.
Der ehemalige Unternehmer mit den grauen Schläfen spitzte die Ohren und versuchte, dem schnellen Geschnatter der Reporterin zu folgen. Nach einem kurzen Augenblick sagte er: „Die Polizei in Minsk vermutet, dass hinter dem „Anschlag“ auf das Pressegebäude Mitglieder der *Freiheitsbewegung der Rus* stecken. Sie ermitteln in alle Richtungen.“
„Ha, ha!“, prustete Alf, strich sich über seinen dunklen Bart und holte noch ein Bier aus dem Kasten.
Nachdem die Reporterin ihren Vortrag beendet hatte, wurde der Polizeipräsident der Stadt Minsk interviewt. Mit betretenem Gesicht gestand er, dass die Beamten bisher

noch keine „heiße Spur“ hatten. Anschließend zeigten die Nachrichten noch, wie Sicherheitsleute ein gewaltiges Transparent, welches Unbekannte an einer Autobahnbrücke befestigt hatten, entfernten und in die Kamera grinsten.
„Für ein unabhängiges Weißrussland! Medschenko = Helfer der Ausbeuter!“, war auf dem Transparent zu lesen. Das gefiel den drei Rebellen aus Litauen und sie begannen, aufgeregt zu diskutieren.
„Es hat sich in den letzten Monaten einiges verändert. Hier in Litauen und im Nachbarland Weißrussland sind viele Leute allmählich sehr, sehr unzufrieden. Es brodelt richtig. Als ich vor drei Wochen in Wilna war, ist mir das verstärkt aufgefallen, als ich mit einigen Bewohnern der Stadt gesprochen habe. Die Anhebung der Verwaltungssteuer ist ein weiterer Schlag ins Gesicht der breiten Masse!“, erklärte Thorsten Wilden und hob den Zeigefinger wie ein Universitätsdozent.
„Ja, das merken wir auch auf unseren Scanchip-Konten, obwohl sie glücklicherweise gefälscht sind und wir für unser Geld nicht arbeiten müssen. HOK sei Dank!“, sagte Frank.
„Die Situation scheint wirklich desolat zu sein. In Weißrussland ist die Armut noch schneller angewachsen als von mir erwartet. Mal sehen, wann hier die ersten Volksaufstände drohen“, kam von Bäumer, der langsam leicht beschwipst zu sein schien.
„Das kann man nicht so einfach sagen. Warten wir es ab“, gab Wilden zu bedenken. „Die Organisation von diesem Artur Tschistokjow gefällt mir jedenfalls. In den letzten Tagen haben die Medien ja fast täglich über solche Aktionen berichtet…“
„Wir sollten mal versuchen, mit denen Kontakt aufzunehmen. Vielleicht können wir uns vernetzen“, antwortete Frank.

„Hmmm…“, brummte Wilden und überlegte. „Das wäre sicherlich nicht verkehrt. Allerdings ist das sehr gefährlich. Wir kennen diese Leute nicht und ich will nicht, dass hier morgen polizeiliche Ermittler durch Ivas laufen.“
„War ja nur ein Gedanke“, erwiderte Kohlhaas.
„Wenn überhaupt sollten wir über das Internet einen Kontakt herstellen. Macht das aber nur zusammen mit HOK, denn er kennt die dafür nötigen Sicherheitsmaßnahmen“, erklärte der Dorfchef und nahm sich auch noch ein Bier aus dem Kasten.
„Also mich interessiert diese Gruppe auch. Man kann doch mal unverbindlich anfragen“, sagte Alf grinsend.
„Seid ja vorsichtig. Wir können durch so etwas in Teufels Küche kommen. Lasst das HOK erledigen!“, wies der ehemalige Unternehmer und das Oberhaupt der Dorfgemeinschaft von Ivas seine jüngeren Freunde mit scharfem Ton an.

Drei Tage später, der Monat April neigte sich seinem letzten Drittel zu, machten sich Frank und Alfred auf den Weg zu HOK, dem Computerspezialisten der Rebellensiedlung Ivas. Es war schon Mittag, als sie an die Tür des verfallenen Hauses klopften, in dem der begabte Informatiker residierte. Es dauerte eine Weile, bis sie Anzeichen von Leben aus dem Hausflur vernahmen.
„Wer ist denn da?“, schallte es durch die Eingangstür.
„Wir, Frank und Alf. Mach mal auf, Dicker!“, tönte Kohlhaas und bollerte weiter gegen das Holz.
„Hach! Macht nicht so einen Terz…“, hörten die beiden Besucher, dann öffnete sich die Tür mit einem leisen Knarren.
„Was ist los, HOK? Du hast ja meterdicke Augenringe…“, stichelte Alf. Der füllige Computerexperte gähnte und blinzelte die beiden Männer an.

„Ach, war gestern noch lange vor dem Rechner. Kann ich euch helfen?“, schnaufte HOK.
„Dürfen wir reinkommen?“, bat Frank mit einem gewissen Nachdruck.
„Ach, ja! Sicher!“
Der Informatiker ging ins Haus. Frank und Alf trotteten ihm hinterher. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Küche und einigen Tassen Kaffee begleiteten sie HOK in sein Arbeitszimmer, welches traditionell mit allem erdenklichen Krempel und zahlreichen Kisten vollgestellt war. Mittendrin stand ein Tisch mit einem großen Computer darauf.
Frank erklärte HOK ihr Anliegen und der etwas eigensinnige Cyber-Freak fuhr seinen Rechner widerwillig hoch.
„Gut, wegen mir, aber gleich esse ich erst einmal was“, gab HOK von sich, während das Brummen des Computers immer lauter wurde.
Einige Minuten später war der Mann wieder einmal in das Meer der Daten eingetaucht und schwamm wie ein glücklicher Fisch von einer illegalen Internetseite zur nächsten. Die Welt des Cyberspace war nun einmal sein Element und sobald er sie betreten hatte, fühlte er sich schnell wieder wohl.
„He, he, he…“, gab HOK nach einigen Minuten von sich. „Da haben wir die Herrschaften ja. Schöne Seite!“
Eine weiße Fahne mit einem schwarzen Drachenkopf darauf erschien auf dem Bildschirm und die Losung „Freiheit für Weißrussland!“ leuchtete in großen Lettern auf.
HOKs Finger hüpften nun mit atemberaubender Geschwindigkeit über die Tastatur. Frank und Alfred staunten.
„Kontakt…Register…Login“, murmelte er.
Man konnte über diese Internetseite mit der Truppe von Artur Tschistokjow Kontakt aufnehmen, HOK meldete sich

über eine verschlüsselte Verbindung an und erklärte: „Ich logge mich über Korea ins Netz ein, he, he!“
„Mach du mal“, kommentierte Frank die Szenerie und schob seine dunklen Augenbrauen nach oben. Bäumer grinste nur.
„Send Message…“, flüsterte der Informatiker vor sich hin und schicke eine Nachricht an die angegebene E-Mail-Adresse.

„Hallo,
wir sind eine politische Gruppe aus Litauen, die auch gegen die Weltregierung kämpft. Bitte antwortet uns, damit wir ein Treffen vereinbaren können.“

„Mal sehen, ob sich da einer meldet…“, brummte er.
„Sehr gut, HOK!“, sagte Alf. „Wir werden nur von dir aus mit dieser Organisation kommunizieren, alles andere ist zu unsicher.“
„Sicherheit im Internet und auch sonst wo in den endlosen Weiten des Datenverkehrs gibt es in Ivas nur beim Onkel HOK!“
Der füllige Mann lächelte stolz und machte den Rechner wieder aus.
„Wir machen uns wieder ab. Sag uns Bescheid, wenn du eine Antwort erhalten hast“, bat ihn Frank. Dann verließen Alf und er das Haus.
„Ja, sicher“, flötete HOK, schlurfte in die Küche, aß einige Brotscheiben und schmökerte für den Rest des Tages in einem dicken Buch voller Science-Fiction-Geschichten, welches er im Internet bestellt hatte.

Die Aussicht, demnächst einige Rebellen aus den benachbarten Regionen kennen zu lernen und mit ihnen vielleicht eines Tages sogar zusammenzuarbeiten, spornte

Frank an, seine Englisch- und Russischkenntnisse noch ein wenig mehr auf Vordermann zu bringen.
In solchen Belangen gab es in Ivas nur einen wirklich kompetenten Ansprechpartner, Thorsten Wilden, den Dorfchef. Frank Kohlhaas stand am nächsten Tage früh auf und machte sich sofort auf den Weg zu Wildens Haus. Zudem war dort auch dessen Tochter Julia, welche Frank in den kommenden Tagen zum Essen einladen wollte. Eigentlich war sie sogar ein noch wichtigerer Grund, sich wieder öfter beim Oberhaupt der Dorfgemeinschaft sehen zu lassen.
Wilden war stolz darauf, dass seine umfassenden Sprachkenntnisse bei dem jungen Mann gefragt waren und ging mit Frank akribisch einige Lektionen eines alten, russischen Lehrbuchs durch. Anschließend redeten sie noch eine Weile.
„Ich bin mir da noch nicht so sicher, vielleicht sind diese „Rus“ ja auch nur ein Haufen Spinner“, bemerkte Wilden.
„Nun, ich glaube das nicht. Wir werden ja sehen, ob da eine Reaktion auf unsere E-Mail kommt. Was soll schon passieren?“, erwiderte Frank.
„Gut, warten wir es ab“, sagte der Dorfchef und winkte Kohlhaas zu sich.
„Habe ich dir schon meine neue Bibliothek gezeigt, Frank?“
Dieser schüttelte den Kopf und folgte Wilden in einen Nebenraum, welcher wohl erst vor ein paar Wochen renoviert worden war. Große Bücherregale standen hier. Der ältere Mann durchwühlte einige Kartons, die randvoll mit Büchern gestopft waren und stellte noch einige Titel zu den anderen.
„Nicht übel!“, meinte Frank erstaunt und riss die Augen weit auf. So viele Bücher hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen, da die Menschen seiner Generation in der Regel fast überhaupt nicht mehr lasen.

„Wenn du dir etwas ausleihen willst, dann brauchst du einfach nur vorbei zu kommen und zu fragen“, erklärte der Dorfchef. „Die Bücher sind sogar nach Themen geordnet. Geschichte, Politik, Wirtschaft und so weiter...“
„Das ist genau das Richtige für die kalten Wintermonate hier in Ivas. Ich komme darauf zurück. Wenn es so früh dunkel wird, schlafe ich ohnehin schlechter“, sagte Frank.
„Ach? Wieso denn das?“, wollte Wilden wissen und schaute verdutzt.
„Schon gut!“, gab sein junger Schüler zurück. „Das sind vermutlich Nachwirkungen meiner Holozellen-Gefangenschaft. Alpträume, Schlafstörungen – habe ich manchmal.“
Das Oberhaupt von Ivas blickte fragend umher. Jetzt fehlte ihm eine passende Antwort. „Das wird schon wieder“, sagte er lediglich.
„Wo ist Julia eigentlich?“, fragte Kohlhaas.
„Vermutlich unten bei ihrer Mutter. Ich war heute nach dem Frühstück nur im Büro oder hier, in meinem neuen Bücherreich“, gab Wilden zu verstehen.
„Gut, bis die Tage mal“, sprach Frank, drehte sich um und ging in die untere Etage, um Julia zu suchen.
Der junge Mann räusperte sich und lächelte, als sich die blonde Frau nach ihm umdrehte.
„Hallo, Frank! Na, hat mein Vater dich für heute entlassen?“, stichelte sie mit leuchtenden Augen.
„Äh, sozusagen. Er hat eine schöne Bibliothek...“, hauchte Kohlhaas und suchte verzweifelt nach einem guten Gesprächsthema.
„Ja, jetzt bekommen Mama und ich ihn noch seltener zu Gesicht“, erwiderte Julia.
„Kann ich mir vorstellen. Ich muss gleich wieder nach Hause. Wollte dich nur fragen, ob du mich mal zum Essen besuchen würdest?“, kam es von Kohlhaas.

„Klar, warum nicht? Wann denn?“
Der junge Mann überlegte, während Julia ihn mit erwartungsvoller Miene ansah.
„Am Dienstag. Gegen Abend. Ich koche etwas...“
„Gut! Ich komme so gegen 19.00 Uhr!“, antwortete die Tochter des Dorfchefs und machte den Eindruck, als ob sie die Unsicherheit ihres Gegenübers amüsiere.
Kohlhaas verabschiedete sich hastig und eilte nach Hause. Er war froh, dass sich seine Angebetete so unkompliziert hatte einladen lassen.

Frank und Alfred waren am folgenden Tag wieder bei HOK. Die E-Mail war von einem „Sergej“ beantwortet worden. Vermutlich war das nicht sein richtiger Name. Wenig später gingen sie mit der ausgedruckten Nachricht zu Wilden. Der Dorfchef kramte ein Russisch-Wörterbuch aus dem Schrank und bereitete sich darauf vor, seinen Freunden bei der Übersetzung des kurzen Textes behilflich zu sein. Dann las er vor:

„Vielen Dank für Eure Nachricht!
Wir freuen uns, dass Ihr Euch für die *Freiheitsbewegung der Rus* interessiert. Bevor wir uns mit Euch treffen, bitten wir um ein Telefongespräch. Ihr könnt uns unter der Nummer 0131/4458930 erreichen.

Grüße

Sergej“

Es herrschte kurzes Schweigen und Wilden kratzte sich grübelnd an seiner ergrauten Schläfe. Die drei anderen sahen ihn fragend an.

„Gut, kannst du uns eine nicht nachvollziehbare und sichere Telefonverbindung herstellen, HOK?“, fragte der Dorfchef den Informatiker.
„Natürlich! Das ist mein Standardprogramm!“, erwiderte der Informatiker. „Folgt mir!“
Sie gingen mit dem korpulenten Computerfachmann nach Hause und ließen sich in seinem Arbeitszimmer nieder. Wilden schnappte sich das Telefon, denn sein Russisch war mit Abstand am besten. HOK stellte auf Lautsprecher um.
Für eine halbe Minute dröhnte ein monotones Tuten durch den unaufgeräumten Raum, dann hob jemand ab.
Wilden fing sofort an, in atemberaubender Geschwindigkeit zu reden und die beiden Gesprächspartner tauschten sich über ein paar grundlegende Sachen aus. Der Dorfchef erzählte seinem Gegenüber am anderen Ende nicht, von wo aus er anrief. Nach einer halben Stunde hatten sie ein Treffen vereinbart, am 02.05.2033, in Wizebsk.
Für eine genauere Ortsangabe bat der Fremde um einen weiteren Anruf in zwei Tagen. Dann endete das Gespräch. Wilden fasste das Gesagte kurz zusammen und blickte anschließend erwartungsvoll in die Runde.
„Und? Was haltet ihr davon?“, wollte er von den anderen wissen.
„Was soll schon passieren? Ich halte es für sinnvoll, dass wir uns Mitstreiter in den benachbarten Regionen suchen. Weißrussland ist von hier immerhin nur einen Katzensprung weit entfernt“, bemerkte Alf.
„Vielleicht hast du Recht. Ich bin aber immer noch ein wenig unschlüssig. Der Name Ivas darf in keinem Fall bei dem Treffen genannt werden, verstanden?“, wies er die anderen mit ernster Miene an.
„Das versteht sich von selbst!“, sagte Frank mürrisch.
„Wer geht denn hin?“, fragte HOK und sah seine Gäste an.
„Ich komme auf jeden Fall mit“, gab Wilden zu verstehen.

„Ja, und für uns ist die Sache auch interessant. Immerhin sind wir ja nicht zum Spaß hier“, sprach Bäumer und fixierte Frank mit seinen hellblauen Augen.
„Gut, ich begleite euch auch...“, fügte Kohlhaas hinzu.
„Dann kümmere ich mich in den nächsten Tagen um die Details“, erklärte Wilden. „Anschließend sage ich euch Bescheid.“
Die Männer verließen HOKs Haus und gingen wieder nach Hause. Frank und Alfred waren voller Erwartung und hofften, bei dem Treffen, wenn es denn überhaupt zu Stande kommen sollte, nicht enttäuscht zu werden.
„Hoffentlich sind das nicht ein paar pubertierende Pseudo-Revoluzzer!“, sagte Frank beim Abendbrot.
„Das denke ich nicht“, erwiderte Alfred. „Die Fernsehberichte über die *Freiheitsbewegung der Rus* waren doch ganz vielversprechend. Wir werden es ja sehen. Wenn es nur Spinner sind, dann verschwinden wir wieder und die Sache ist gegessen.“

Die nächsten Tage vergingen wie im Flug. Heute galt es für Frank, Julia erst einmal das versprochene Abendessen zu servieren und sich möglichst von seiner Schokoladenseite zu zeigen. Immerhin war er mittlerweile fest entschlossen, ihr Herz zu gewinnen, auch wenn er sich meist nicht besonders geschickt in „Frauenfragen“ anstellte und das Themenfeld der Gefühle für ihn noch immer ein unbekanntes Territorium war.
Der junge Mann gab sich jedenfalls größte Mühe. Er hatte Spaghetti gekocht und präsentierte diese seiner Angebeteten mit einem Lächeln.
„Ah, das sieht lecker aus“, sagte Julia und begann mit ihrem Mahl.

Frank nahm sich einen Berg Nudeln aus dem dampfenden Topf in der Mitte des Tisches und blickte schüchtern zu der jungen Frau herüber.
„Es schmeckt dir also?“, bemerkte er.
„Ja, wirklich. Echt lecker!“
Frank langte nun auch kräftig zu und fing gehörig an zu schmatzen. Nach einigen Minuten fiel es ihm auf und er räusperte sich. Julia schmunzelte.
„Wir können ja auch mal nach Raseiniai fahren. Ist nicht weit von hier. Da gibt es ein Kino“, schlug Frank vor.
„Gerne. Hauptsache, wir kommen mal aus Ivas raus. Was wolltest du denn sehen?“, fragte sie.
„Äh...ja...weiß nicht. Irgendeinen Film. Da läuft „Der Berserker III“ nächste Woche an“, kam von Kohlhaas.
„Was ist denn das für ein Film?“
„Ach, vergiss es. Das ist wohl eher nichts für dich. Wir sollten was anderes sehen“, lenkte Frank ab.
„Ist das so ein Horror-Streifen?“
„Nun, ein bisschen Horror ist wohl dabei...“
„Ich mag solche Filme nicht, Frank! Lass uns etwas anderes gucken“, bemerkte die Blondine.
„Okay!“
„Wo ist denn Alf heute Abend?“, wollte sie wissen.
Frank überlegte. „Der ist bei Steffen deVries. Ich glaube, die wollten Skat spielen.“
„Kann ich noch etwas Salz haben, Frank?“
Kohlhaas sprang auf und eilte zum Küchenschrank. Verzweifelt suchte er das kleine Salzdöschen.
„Äh, gleich! Irgendwo war das doch...“
Julia schlug ihre schönen Augen auf und kicherte. „Schon, gut! Mach dich nicht verrückt. Es geht auch ohne...“
„Alf hat die Salzdose verzammelt. Dieser Trottel!“, knurrte Frank leise und setzte sich wieder an den Tisch.

Sie plauderten noch eine Weile und Frank genoss den Abend mit Julia. Offenbar konnte sie sein Essen tatsächlich ertragen.
Wenige Tage später fuhren sie nach Raseiniai ins Kino und sahen sich einen „Schmalzfilm“ an, wie Frank es formulierte. Aber der Inhalt des Streifens interessierte den jungen Rebellen ohnehin weniger. Hauptsache, Julia saß neben ihm. Ab und zu warf er der jungen Frau einen hastigen Blick zu und bewunderte ihre Schönheit. Nach der Kinovorstellung gab sie ihm zum Abschied noch einen Kuss auf die Wange, so dass er zufrieden heimwärts schlenderte und in dieser Nacht sogar von ihr träumte.

Artur Tschistokjow starrte auf den Bildschirm seines Laptops, welcher den ansonsten dunklen Raum ein wenig erleuchtete.
„Gruppe aus Litauen? So, so...“, brummte er und kniff die Augen zusammen. „Was meinst du, Peter?“
„Davon habe ich noch nie etwas gehört. Was soll da für eine Gruppe sein?“, erwiderte sein Freund misstrauisch.
„Wir hatten in den letzten Wochen so viele Neue, aber eine ganze Gruppe hat sich bei uns noch nie gemeldet“, sagte Tschistokjow leise.
„Willst du dich wirklich mit denen treffen? Vielleicht ist das eine Falle!“
„Was soll schon passieren? Ja, vielleicht ist es eine - oder auch nicht. Das kann bei jedem, den wir neu in unsere Reihen aufnehmen, passieren.“
Peter atmete tief durch und wirkte wenig begeistert. Dann bemerkte der kräftige Mann mit dem rotblonden Haar: „Aber die meisten der Neuen kommen durch Mund-zu-Mund-Propaganda zu uns. Sie sind Bekannte und Freunde von Leuten, die wir wenigstens kennen!“

„Das weiß ich auch. Trotzdem denke ich, dass wir es riskieren sollten. Wir brauchen noch viele weitere Mitstreiter, sonst dümpeln wir ewig auf unserem jetzigen Niveau herum.“
„Gut, dann treffe dich mit ihnen. Ich komme aber mit. Ich und ein paar weitere bewaffnete Männer.“
„Nein, du wirst die Freiheitsbewegung an meiner Stelle leiten, falls es doch eine Falle ist und sie mich schnappen! Verstanden?“, zischte Tschistokjow.
„Sag doch so etwas nicht...“, murmelte Peter unwirsch.
„Einer von denen hat mich gestern angerufen und wir haben einen Treffpunkt vereinbart, ich sage ihm jetzt definitiv zu. Basta!“
Der Anführer der Untergrundgruppe schickte HOK eine kurze E-Mail. Darin informierte er den Empfänger, dass er auf jeden Fall bereit war, das Treffen stattfinden zu lassen.
Der Rebell aus Wizebsk drehte sich um und schaute seinem langjährigen Gefährten in die Augen.
„Weißt du, alter Junge. Wir haben einen Weg beschritten, der uns entweder eines Tages den Sieg oder den Tod bringt. Es kann jeden Tag für uns so weit sein, dass sie uns fangen. Ich will nicht mehr nur ein kleines Häufchen von Unzufriedenen anführen. Ich will daraus eine Volksbewegung machen.
Wir haben doch noch viel vor. Wir müssen die Arbeiter in den Betrieben erreichen, sogar die Beamten und Polizisten. Wenn wir das schaffen wollen, wird es mit dem ewigen Versteckspiel ohnehin immer schwieriger. Hoffen wir, dass die soziale Situation in diesem Land bald so desolat ist, dass Chaos ausbricht. Das ist unsere einzige Möglichkeit, zum Erfolg zu kommen.“

Konspiratives Treffen

Frank Kohlhaas, Alfred Bäumer, Thorsten Wilden und zwei weitere Männer aus Ivas standen auf einem abgelegenen Parkplatz und warteten. Die Uhr zeigte jetzt schon 22.00 Uhr und es wurde langsam dunkel.
Sie waren in einen Außenbezirk der Stadt Wizebsk im Nordwesten Weißrusslands gefahren und hatten sich neben einem leerstehenden Gebäude postiert. Die Männer spähten nun seit einer Weile zur Landstraße herüber, welche direkt auf sie zu führte.
„So, wir haben 22.02 Uhr – pünktlich sind die schon einmal nicht“, knurrte Wilden und musterte seine Digitaluhr.
„Hauptsache, sie kommen und sind sauber“, warf Alf in die Runde.
Martin Steinbacher, einer der beiden jungen Männer, die als Begleitschutz mitgekommen waren, schluckte nervös und atmete schwer.
„Ruhig bleiben!“, flüsterte ihm Frank zu und tastete nach seiner Pistole, die er tief in seinem Mantel hatte verschwinden lassen.
Nach einigen Minuten sahen sie die Scheinwerfer eines Autos am Horizont aufblitzen. Jemand näherte sich dem Treffpunkt.
„Aha...“, sagte Wilden nur und warf den beiden jüngeren Begleitern einen ernsten Blick zu.
Der PKW kam mit einem leisen Brummen näher. Er schien ebenfalls fünf Personen zu transportieren, deren Umrisse man durch die Scheiben im Halbdunkel ausmachen konnte.
Das Fahrzeug hielt an und ein hagerer, blonder Mann in einem langen, grauen Trenchcoat stieg als erster aus. Dann

folgten ihm vier weitere Männer, die grimmig dreinschauten und komplett schwarz gekleidet waren.
Der blonde Mann, Artur Tschistokjow, näherte sich Wilden, welchen er richtig als Anführer der fünf Fremden ausgemacht hatte und reichte ihm die Hand.
„Menja sawut Artur Tschistokjow!“, sagte er mit einem freundlichen Lächeln.
„Priwjet, Thorsten Wilden!“, antwortete der Dorfchef und warf einen freundlichen Blick zurück.
„Please talk in English, Mr. Tschistokjow!”, bat Wilden sein Gegenüber.
Die anderen Männer kamen jetzt auch näher und stellten sich vor. Frank und Alf waren beruhigt und schüttelten ihnen die Hände.
„Tj nemez?“, fragte Tschistokjow.
„Da! Ja nemez!“, sprach Wilden und grinste.
„Choroschow! Dann ich versuche sprechen in Deutsch!“, gab der Anführer der Freiheitsbewegung zurück und zog seine Augenbrauen nach oben.
„Gut! Das freut mich. Sie können also deutsch, Herr Tschistokjow...“, sagte Wilden gelöst.
„Ein bisschen ich kann sprechen. Es wird genug sein zu Konversation!“
Wilden schien sofort Gefallen an seinem Gesprächspartner gefunden zu haben und redete nun munter drauflos. Arturs Gefolgsleute schwiegen und standen nur wie Statuen hinter ihm.
„Warum haben sie deutsch gelernt?“, wollte das Oberhaupt von Ivas wissen.
„Ich bin große Freund von deutsche Kultur. Dann ich habe als Hobby deutsche Sprache gelernt“, gab Tschistokjow zurück und nickte.
„Tut mir leid, dass ich euch an so eine Ort treffen muss, aber es ist wegen „security“. Sie verstehen?“

„Sicherheit!“, sagte Frank.
„Ja, wegen Sicherheit!“, ergänzte der blonde Mann und lächelte Kohlhaas zu.
Das Gespräch dauerte fast zwei Stunden und bald war es so dunkel, dass nur noch die Scheinwerfer der beiden Autos den zehn Männern etwas Orientierung gaben.
Die Gäste aus Ivas und ihre neuen Bekannten aus Weißrussland verstanden sich prächtig und waren politisch vollkommen auf einer Linie. Wilden gab wie üblich sein umfassendes Wissen zum Besten und staunte nicht schlecht, dass ihm Artur Tschistokjow trotz Sprachschwierigkeiten auf gleichem Niveau antworten konnte.
Nachdem sie sich auf dem Parkplatz schließlich gründlich die Beine in den Bauch gestanden hatten, verabschiedeten sich voneinander.
„Wir bleiben in Kontakt. Ich freue mich schon auf gemeinsame Aktionen“, sagte Wilden euphorisch und klopfte Tschistokjow freundschaftlich auf die Schulter. Dann fuhren sie davon.

Auf der Fahrt zurück nach Ivas wirkte der Dorfchef überschwänglich und hatte seinen alten Tatendrang wiedergefunden.
„Sagt mal, was haltet ihr von ihm?“, fragte er seine Beifahrer.
„Er scheint in Ordnung zu sein und wirkt aufrecht“, meinte Frank.
„Und hat die Weltlage gut durchschaut“, kam von Alf.
Die beiden jüngeren Männer aus Ivas nickten nur und hielten sich ansonsten mit Antworten zurück.
„In Litauen gibt es also auch Leute von Tschistokjows Organisation. Wir werden mit ihnen sofort Kontakt

aufnehmen und zusammen etwas aufziehen“, tönte der Dorfchef.
„Aber wir sagen ihnen nicht, woher wir genau kommen. Auch diesen Tschistokjow geht das erst einmal nichts an. Du bist doch immer so für Verschwiegenheit, Thorsten“, sagte Frank und versuchte, Wilden wieder etwas abzukühlen.
„Ja, ja! Natürlich! Wir sagen ihnen nichts. Aber ist es nicht schön, dass wir jetzt solche Mitstreiter in unmittelbarer Nähe von Ivas haben?“
„Trotzdem müssen wir nicht sofort alles ausplaudern“, brummte Alf und Kohlhaas gab ihm Recht.
Sie fuhren weiter durch die Dunkelheit und in den frühen Morgenstunden erreichten sie ihr Heimatdorf. Frank und Alfred schlichen nach Hause und legten sich sofort in ihre Betten. Dieser Tag war erschöpfend gewesen und nun mussten sie erst einmal abwarten wie die Sache weiterging.
Herr Wilden zitierte HOK in den nächsten Tagen ständig zu sich und nutzte seine gut verschlüsselten Telefonverbindungen für lange Gespräche mit Artur Tschistokjow.
Der junge Rebell mit seinen entschlossenen, wachen Augen und dem verblüffenden Weltwissen hatte ihn mehr als fasziniert und während Frank und Alfred sich der Gartenarbeit und der üblichen Dauerrenovierung ihres alten Wohnhauses hingaben, lud der Dorfchef den neuen Bekannten aus Weißrussland, ohne jede Absprache mit den übrigen Dorfbewohnern, in der folgenden Woche nach Ivas ein.

„Was?“, fauchte Frank mit zornerfülltem Blick und Wilden zuckte so sehr zusammen, dass er fast nach hinten umfiel.
„Er kommt hierher? Nach Ivas?“, setzte Alf nach und schlug mit der Faust auf den Küchentisch.

Der Dorfchef winkte ab. „Ach, da passiert nichts. Mein Gefühl sagt mir, dass Artur Tschistokjow reinen Herzens ist. Was hätte er denn davon, wenn er uns hier verraten würde?“
„Was weiß ich denn?“, schrie Kohlhaas und hätte dem älteren Mann am liebsten eine Ohrfeige verpasst.
„Ivas ist tabu! Du hast doch diese funktionierende Gemeinschaft in jahrelanger Arbeit aufgebaut, Wilden. Und jetzt willst du alles auf`s Spiel setzen, um diesem Russen deine Bücher zu zeigen?“, schimpfte Bäumer.
„Ich übernehme die volle Verantwortung. Er wollte auch noch drei seiner Leute aus Wilna mitbringen. Unter anderem den Leiter der dortigen Gruppe...“, antwortete Wilden und wurde langsam selbst etwas unsicher.
„Die volle Verantwortung? Davon haben wir auch nichts, wenn uns die litauischen Bullen hier ins Visier nehmen“, zischte Frank und verließ den Raum.
„Da hast du uns allen eine schöne Scheiße eingebrockt. Diesen Tschistokjow sucht die halbe Polizei im Verwaltungssektor „Europa-Ost“ und sogar die GSA ist schon hinter ihm her“, sagte Alf und bäumte sich drohend vor dem Dorfchef auf.
„So, ich gehe jetzt nach Hause. Macht euch keinen Kopf, das wird schon gut gehen“, knurrte Wilden beleidigt zurück und ging zur Tür heraus.
„Denke mal über deine Verantwortung allen Einwohnern von Ivas gegenüber nach, Thorsten!“, schnaubte Frank ihm aus dem Nebenraum hinterher.
Für den Rest des Tages gaben sich Frank und Alfred einem wütenden Fluchen hin und verwünschten Wildens Leichtsinn und seine ewige Profilierungssucht. Das konnte ihnen allen den Kopf kosten.

Es ließ sich allerdings nicht verhindern. Artur Tschistokjow kam nach Ivas, mit drei weiteren Männern im Schlepptau. Auch Igor, ein dunkelhaariger, hochgewachsener Mann Mitte dreißig mit einem Vollbart, welcher ihnen als Anführer der Wilnaer Untergruppe vorgestellt wurde, war dabei.
Wilden führte seine Gäste durch den noch immer an vielen Stellen baufälligen Ort und sprach selbstgefällig von „seinem Dorf". Anschließend verwickelte er Tschistokjow in endlos erscheinende Gespräche, zeigte ihm mit stolz geschwellter Brust einige „seiner Leute" und sagte schon einmal im Namen aller übrigen Dorfbewohner bezüglich gemeinsamer Aktionen zu.
Frank und Alfred trotteten dem quasselnden, älteren Herr den halben Tag hinterher und brodelten im Inneren wie zwei glühende Kochtöpfe.
„Dieser eitle Affe!", dachte sich Kohlhaas und bohrte seinen Blick in Wildens Rücken. Jener stolzierte weiter voran und führte die weißrussischen Besucher zu seinem Haus.
„Mein Garten! Schön, nicht?", sagte er und setzte eine zufriedene Miene auf. Frau Wilden und Julia erschienen an der Eingangstür.
„Das ist Artur Tschistokjow und das sind Igor aus Wilna und...", er stockte.
„Anatoli und Leonid!", ergänzte der blonde Mann aus Wizebsk, schüttelte Frau Wilden und ihrer Tochter freundlich die Hände und verbeugte sich.
Julia warf Frank einen hilfesuchenden Blick zu und rollte genervt mit den Augen.
„Wenn es dem Esel zu gut geht, läuft er auf`s Glatteis!", flüsterte Frank ihr im Vorbeigehen zu, sie nickte.
Offensichtlich waren Wildens Ehegattin und seine Tochter auch nicht sonderlich begeistert von der großzügigen Einladung fremder Leute in ihr Haus.

Aber es war jetzt ohnehin nicht mehr zu ändern. Der frühere Unternehmer aus Westfalen nahm sie alle mit in die Küche, wo bereits eine dampfende Suppe und eine große Sahnetorte auf die Gäste warteten. Sie aßen schweigend. Lediglich Wilden und Artur Tschistokjow redeten munter drauflos und zeigten sich gegenseitig, wie viel politisches Hintergrundwissen sie besaßen.
Später gingen sie, bis auf Frau Wilden und Julia, in die neu eingerichtete Bibliothek, wo der Hausherr dem weißrussischen Rebellenführer seine liebsten Wälzer vorführte.
„Das ist unglaublich. Das sind Bücher, wo man kaum noch erhalten kann!“, staunte Tschistokjow und blätterte in einem alten Schinken herum. „Das habe ich auch, nur auf Russisch.“
Wilden und der Anführer der „Rus“ fachsimpelten noch eine Weile über ihre Literatursammlungen, dann schaltete sich Frank ein und fragte: „Wie stellt ihr euch denn eure Revolution genau vor, Artur?“
Der junge Mann stutzte kurz und suchte nach einer passenden Antwort.
„Wir müssen...äh...one day...einen Streik durch die Arbeiter machen und eine Revolution in Minsk“, gab er zurück.
„Habt ihr für so etwas denn überhaupt Waffen?“, wollte Frank wissen und schaute Tschistokjow ernst an.
„Noch nicht so viele...“, erwiderte der junge Dissident.
„Wenn wir mit euch zusammenarbeiten sollen, dann müssen wir auch einen Plan ausarbeiten, der halbwegs sinnvoll ist“, sagte Kohlhaas und verzog sein Gesicht.
„Ja, ihr könnt uns in Litauen helfen“, kam von Tschistokjow zurück.
„So weit sind wir doch noch gar nicht“, knurrte Wilden, der seinem Gast offenbar noch weitere Bücher vorstellen wollte.

„Doch, natürlich! Sie sind jetzt hier und kennen unser Dorf. Wir werden jetzt zusammenarbeiten und ich will wissen wie!“, zischte ihn Kohlhaas an.
Artur und seine Mitstreiter schauten verwirrt in die Runde, offenbar schlug ihnen die gereizte Atmosphäre auf das Gemüt. Tschistokjow schnaufte verlegen und blickte an die Decke des Raumes.
„Wie ist die Situation in Weißrussland, Artur? Ist es überhaupt realistisch, dass es dort jemals einen Volksaufstand geben wird? Geht es den Leuten so schlecht?“, bohrte Frank nach.
„Ja, geht immer schlechter. Immer weniger Geld haben die Leute“, erwiderte der hagere Mann im Trenchcoat. „In Russland sind noch mehr arme Leute...“
„Die Leute sind mittlerweile überall arm, aber sie machen trotzdem nicht überall mal eben eine Revolution“, sagte Alfred mit hämischer Miene.
„Ihr seid einige hundert Mann, richtig?“, bemerkte Frank. Artur blätterte derweil in seinem Wörterbuch herum.
„Ja, Hunderte Mann. Auch in Russland, in Ukraine und baltische Länder gibt es Mitglieder der Gruppe“, erklärte Tschistokjow und war sich wohl selbst darüber im Klaren, dass seine Ausführungen nicht gerade auf eine schlagkräftige Revolutionsbewegung schließen ließen.
„Du willst die Macht in Weißrussland bekommen? Mit ein paar hundert Männern?“, scherzte Kohlhaas und grinste. Artur Tschistokjow wirkte jetzt verärgert und warf ihm einen stechenden Blick aus seinen blauen Augen zu.
„Ja, maybe...eines Tages...Ich weiß auch nicht, was in Zukunft ist“, sagte er zerknirscht und schüttelte den Kopf.
„Habt ihr Anhänger bei der weißrussischen Polizei, bei der Armee, bei den Beamten?“
„Ja, aber nur wenig.“

Wilden fuhr dazwischen: „Das hier ist ein erstes Treffen. Politische Pläne machen wir bei einer anderen Zusammenkunft.“

„Du hast sie ohne Absprache mit irgendeinem anderen Dorfbewohner hier nach Ivas geholt. Das war eine Todsünde! Du selbst hast uns alle immer wieder darauf hingewiesen, so etwas niemals zu machen und unser Dorf immer geheim zu halten. Jetzt hast du selbst diese eiserne Regel gebrochen, Thorsten!“, schimpfte Bäumer.

„Wenn du schon die Russen hier hin holst, dann wollen wir auch wissen, was wir von dieser Freiheitstruppe zu halten haben. Ich will jetzt Fakten wissen. Und Perspektiven will ich haben!“, fügte Frank wütend hinzu.

Wilden wich ein wenig zurück, scheinbar fühlte er sich auf den Schlips getreten. Die Gäste schwiegen und schauten verlegen umher.

„Gut, dann wollen wir Pläne für politische Arbeit machen“, warf Tschistokjow in die Runde. „Wenn ihr uns helfen, dann bin ich sehr froh“.

„Schon gut! Wir gehen in mein Büro nach oben“, schnaubte der Dorfchef und winkte den Rest zu sich. Sie gingen ins obere Stockwerk und setzten sich in Wildens Arbeitsraum. Sofort begann Frank dem blonden Rebellenführer aus Wizebsk weitere Fragen zu stellen. Sie berieten bis in die Nacht hinein und erst in den frühen Morgenstunden machten sich die Gäste wieder auf den Nachhauseweg.

Frank Kohlhaas konnte für den Rest der Nacht kaum schlafen. Zu sehr bohrten die Fragen und Gedanken in seinem Geist. Wilden hatte sich sehr unvorsichtig verhalten und die gesamte Dorfgemeinschaft in Gefahr gebracht. Aber ein ausgesprochenes Geheimnis konnte man nicht mehr einfangen und wieder in einem finsteren Kämmerchen verschließen. Das war nun einmal so.

Wilden hatte sich bereit erklärt, die kleine Zeitung von Tschistokjows politischer Organisation finanziell zu unterstützen, damit sie ihre Auflage erhöhen konnte. Frank hatte den Russen dazu gedrängt, mit dem Aufbau einer bewaffneten Gruppe zu beginnen und Leute gezielt in Betriebe und Produktionsstätten einzuschleusen, um eines Tages groß angelegte Streiks durchführen zu können.
Für die nächsten Wochen waren Verteilaktionen von Flugblättern und Zeitungen in den Großstädten Weißrusslands und in Wilna geplant. Hier sollten vor allem die noch jungen Mitglieder der Organisation tätig werden. Frank und Alfred, die bereits im japanischen Krieg gekämpft und zuvor bei einem Attentat den Gouverneur von „Europa-Mitte“ in die Luft gejagt hatten, hielten sich jedoch aus solchen Sachen heraus.
Zu groß war das Risiko, bei solchen, in ihren Augen eher unwichtigen Aktionen, von der Polizei geschnappt zu werden.
Wilden versprach hingegen, einige junge Leute aus Ivas für derartige Dinge zu rekrutieren. Zudem unternahm er in den folgenden Tagen große Anstrengungen, um wieder alte Kontakte zu einigen gleichgesinnten Geschäftspartnern und Mitstreitern aus seiner früheren Zeit als Unternehmer herzustellen. Sie sollten ihn bei seinen Vorhaben vor allem mit Spenden unter die Arme greifen. Die Resultate seiner Bemühungen waren beeindruckend, mehrere tausend Globes bekam er nach nur kurzer Zeit zusammen. Frank, Alfred und Tschistokjow waren verblüfft.

Etwa ein Dutzend junger Männer aus Ivas konnte dank der überragenden Überredungskunst des Dorfchefs der *Freiheitsbewegung der Rus* zur Verfügung gestellt werden. Sven, der junge Kriegsfreiwillige, der mit schweren Verstümmlungen im letzten Jahr aus Japan zurückgekehrt

war, leitete die Gruppe und schien froh zu sein, wieder eine Aufgabe zu haben, welche ihn seine ständigen Depressionen vergessen ließ.
Die jungen Aktivisten waren in den folgenden Wochen hauptsächlich im Norden Weißrusslands unterwegs, wo sie bei Nacht und Nebel, zusammen mit den Gefolgsleuten Tschistokjows, gewaltige Mengen von Werbematerial unter das Volk brachten und zuerst einmal in den ländlichen Regionen für Aufsehen sorgten.
Die stark unterbesetzte Polizei in diesen Gebieten ließ sich nachts in den verschlafenen Dörfern und Kleinstädten kaum sehen und so gab es wenig unangenehme Zwischenfälle.
Diese erste Aktion dauerte bis Anfang Juli des Jahre 2033, danach stattete Tschistokjow, der mittlerweile Vertrauen zu Wilden und den anderen gewonnen hatte, dem Dorfchef erneut einen Besuch ab. Diesmal hatte er seinen besten Freund und längsten Weggefährten, den bulligen Peter Ulljewski, dabei.

„Wir planen ein Demonstration am 25. Juli mit etwa 1000 Mann", erklärte Artur Tschistokjow. „In Nowopolozk, vor eine Fabrik! Wir bereiten seit eine Woche das vor!"
Wilden räusperte sich. „Eine öffentliche Demonstration? Bist du verrückt?"
„Verrückt?", fragte Tschistokjow und kratzte sich am Kopf.
„Insane! Crazy!", gab ihm Alf zu verstehen und schaute vielsagend zu dem jungen Mann herüber.
„Ah, ja...Nein, ich bin nicht crazy. In Nowopolozk haben wir sehr viele Mitglieder und die Bürger dort sind sehr böse auf Regierung. Dort sind viele Fabrike, die machen Maschinen, und Chemiefabrike und andere Fabrike. Die meisten Fabrike sollen an Ende des Jahres geschlossen machen und viele Bürger werden die Arbeit nicht mehr haben. Die

Fabrike gehen nach Afrika, dort sind Arbeiter billiger zu bezahlen, versteht ihr?“
„Ich kenne diese Stadt nicht sehr gut. Allerdings habe ich gehört, dass sie eines der größten Industriezentren in ganz Weißrussland ist“, bemerkte Wilden und schaute zu den anderen jungen Männern aus Ivas herüber, welche sich in seinem Wohnzimmer versammelt hatten.
„In Nowopolozk alle Einwohner sind wütend und sind sehr arm. Wenn die Fabrike sind geschlossen, viele Leute haben keine Globes mehr in der Tasche zu leben“, erläuterte der Gast. Sein Freund Peter nickte und starrte weiter vor sich hin.
„Aber ihr könnt dort doch nicht einfach durch die Straßen marschieren. Was ist mit der Polizei?“, fragte Frank ungläubig.
„Polizei hat nur ein Station in der Stadt. Es sind nicht viele Polizisten in Nowopolozk!“
Sven schaltete sich ein und riet energisch von Arturs verrücktem Plan ab, doch dieser bekräftigte sein Vorhaben, blickte ihn entschlossen an und versuchte, die anderen zu beruhigen.
„Wenn wir machen die Demonstration, das Fernsehen und die Zeitung werden Report über uns machen. Bis nach Russland wird es in Fernsehen sein!“
Frank lachte verächtlich. „So etwas ist kompletter Irrsinn! Das gibt eine Katastrophe!“
Wildens Augen glänzten hingegen schon wieder erwartungsvoll. Scheinbar war er nach Arturs Ausführungen ein wenig im Banne des jungen Rebellen.
Tschistokjow fuhr mit weiteren Einzelheiten seines Planes fort. Die Kundgebung sollte nur eine Stunde dauern, dann sollte sich seine Anhängerschaft verflüchtigen und auf eigene Faust verschwinden. Peter Ulljewski erklärte, dass sie einen Haufen bewaffneter Männer dabei hatten, falls

doch mehr Polizisten als erwartet auftauchten. Es klang wie eine politische Raserei.
Nach etwa zwei Stunden verließen Frank und Alfred kopfschüttelnd den Raum und ließen Tschistokjow mit dem Dorfchef und den anderen allein. Sie hatten genug von den wahnwitzigen Ideen des Russen und versprachen sich gegenseitig auf keinen Fall bei der Aktion mitzumachen.
„Du glaubst doch nicht, dass die Bullen Artur und seine Leute einfach so durch die Stadt laufen lassen“, bemerkte Kohlhaas auf dem Rückweg.
„Ja, sicherlich ist in dieser Stadt im Norden Weißrusslands nicht die halbe Staatsgewalt versammelt, aber man sollte nicht glauben, dass sich unsere Feinde so einfach vorführen lassen. Das gibt auf jeden Fall Tote und Verletzte. Das ist Tschistokjow hoffentlich klar...“, sagte Alf und rieb sich grübelnd seinen dunklen Bart.
„Ja, das ist ihm klar. Aber er will um jeden Preis Aufsehen erregen und ins Fernsehen kommen. Sein eigenes Leben scheint ihm egal zu sein und das seiner Anhänger wohl auch. Gut, ich will nichts sagen. Ich habe vor einiger Zeit auch nicht viel anders gedacht“, antwortete Kohlhaas.
„Auf jeden Fall ist der Russe ein echter Fanatiker. Genau wie du, Frank!“, bemerkte Alf und trottete weiter in Richtung des Hauses.
„Wenn du das sagst, Alter! Aber ich halte mich auf jeden Fall daraus – und du solltest das auch tun!“
„Ich habe nicht vor, mich an dieser Sache zu beteiligen. Arturs Freiheitsbewegung ist noch viel zu schwach für eine solch provokante Machtdemonstration.“
Die beiden Männer gingen ins Haus und diskutierten beim Essen weiter. Kohlhaas ereiferte sich einmal mehr über Wildens Unvorsichtigkeit und Alf musste ihm Recht geben. Der Dorfchef sollte ihnen in den nächsten Tagen noch gehörig auf die Nerven gehen.

Herr Wilden rief zwei Tage später eine Vollversammlung aller Dorfbewohner in einer großen, alten Scheune zusammen, zu der einige aus Wut über ihn erst gar nicht erschienen. Hier verkündete er, dass die jungen Männer aus Ivas geschlossen zur Demonstration nach Nowopolozk fahren sollten. Er habe sich mit Artur Tschistokjow darauf geeinigt, erläuterte er barsch und verlangte, dass man seine Vorgaben widerspruchslos erfüllte. Daraufhin brach fast ein Tumult unter den Versammelten aus.
„Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind, Herr Wilden? Dass sie einfach Fremde hier nach Ivas eingeladen haben, war mehr als unvorsichtig!“, schrie eine ältere Frau in die Runde.
„Sie hat Recht! Ehe wir uns versehen, laufen hier unbekannte Gesichter durch unser Dorf. Haben sie den Verstand verloren?“, fügte ein bärtiger Mann hinzu.
Der Ire, John Thorphy, kochte ebenfalls vor Wut und wäre Wilden am liebsten an die Gurgel gesprungen. „Du hast gesagt, niemand darf über Ivas etwas wissen. Und nun machst du so ein verdammte Scheiße!“
Frank und Alfred nickten, um sie herum murmelten und raunten die anderen Dorfbewohner. Der Anführer und Gründer der Gemeinschaft von Ivas sah sich überwiegend dem Unmut seiner Getreuen gegenüber und wurde zunehmend unsicherer. Damit hatte er nicht gerechnet.
„Erst schicken Sie meinen Sohn in den Krieg nach Japan, jetzt holen Sie diese Russen hier hin!“, keifte ihn eine korpulente Frau von der Seite an.
„Ich habe Ihren Sohn nicht in den Krieg geschickt! Er hat sich freiwillig gemeldet, Frau Müller!“, herrschte sie Wilden erbost an.
„Doch! Haben Sie!“

„Ruhig, Leute! Ihr könnt mir vertrauen. Habe ich euch jemals absichtlich in Gefahr gebracht? Artur Tschistokjow ist ein hervorragender Mann. Außerdem wird es Zeit, dass wir auch vor Ort beginnen, Widerstand zu leisten. Wir können nicht hier ewig unser Einsiedlerdasein genießen!“, tönte Wilden verärgert.
Seine Tochter Julia stellte sich neben Frank und schüttelte den Kopf: „Mein Vater spinnt langsam wirklich...“
„Diese Aktion ist vollkommen verrückt. Was ist, wenn einige von uns von der Polizei verhaftet oder gar über den Haufen geschossen werden? Für eine Demonstration in irgendeiner heruntergekommenen, weißrussischen Stadt?“, wollte einer der Dorfbewohner wissen.
„Ich glaube nicht, dass es so schlimm wird. Unsere Freunde haben die Aktion wirklich gut geplant und nach einer Stunde wird alles vorbei sein. Die Polizeipräsenz in Nowopolozk ist minimal.“
„Ach, ja? Woher willst du das denn wissen, Thorsten?“, schimpfte Bäumer.
„Das wird ja kein bewaffneter Sturm auf das Regierungsgebäude, sondern lediglich eine Demonstration, die Aufsehen erregen soll. Jetzt beruhigt euch endlich!“, fauchte der Dorfchef und strich sich durch seine grauen Haare.
„Du hättest uns wenigstens fragen müssen, ob wir das überhaupt alle wollen. Eine Zusammenarbeit mit diesem Tschistokjow und so weiter...“, bemerkte der Belgier Steffen deVries.
„Moment mal! Ich habe dieses verrottete, ehemals verlassene Dörfchen aufgekauft und aufgebaut! Vergesst das nicht! Ohne mich gäbe es diesen Zufluchtsort nicht einmal!“, polterte Wilden.
„Mal sehen, wie lange das noch ein Zufluchtsort bleibt“, hörte Frank Wildens Tochter leise murmeln.

„Aber du hast uns nicht aufgekauft!“, knurrte Frank. „Ein Anführer ist dann nur dann gut und richtig in seiner Position, wenn er Verantwortung für die von ihm Geführten zeigt. Das hast du in letzter Zeit nicht getan!“
„Außerdem kannst du doch niemanden zwingen, mit nach Nowopolozk zu fahren!“, erklärte eine Frau und fuchtelte mit ihrem Zeigefinger.
„Sie hat Recht, Papa!“, sagte Julia. Ihr Vater sah sie beleidigt an und schob seine dünne Unterlippe nach oben. Für einige Sekunden blieb ihm regelrecht die Spucke weg.
„Langsam reicht es mir mit deinen Eskapaden, Thorsten!“, zischte Wildens Frau Agatha aus dem Hintergrund.
„Ich fahre auf jeden Fall zu der Demonstration. Wer mutig genug ist, eine Stunde durch die Straßen von Nowopolozk zu ziehen, der soll sich bei mir melden. Die anderen können ja weiter in ihrem Garten Unkraut auszupfen oder die Straße vor ihrem Haus fegen!“
Wilden wandte sich von seinen Zuhörern ab und schlich fluchend aus der Scheune. Die Versammlung war beendet.

Wer geglaubt hatte, dass Wilden die Kritik seiner Mitmenschen allzu sehr aus dem Konzept gebracht hatte, der kannte ihn schlecht.
Wieder und wieder redete der ältere Mann auf die Dorfjugend ein und machte auch vor Frank und Alfred nicht halt. Er beschwor die Wichtigkeit eines Widerstandes vor Ort und machte sich für die *Freiheitsbewegung der Rus* stark. Drei ganze Wochen lang belagerte er Frank und Alfred und schließlich gelang es ihm doch, sie zur Teilnahme an der Demonstration in Nowopolozk zu überreden.
Genervt und des ewigen Diskutierens müde, stimmten die beiden Rebellen zu und kamen am Ende mit. Ihnen folgten

weitere junge Männer aus Ivas. Wilden hatte seinen Willen mit rücksichtsloser Hartnäckigkeit durchgesetzt.

Demonstration in Nowopolozk

Artur Tschistokjow hatte bei seiner ersten öffentlichen Demonstration mit etwa 1000 Teilnehmern gerechnet und seine Leute hatten die Werbetrommel für die Veranstaltung kräftig im Untergrund gerührt. Schon in den frühen Mittagsstunden des 26.07.2033 kamen Hunderte von überwiegend jungen Leuten nach Nowopolozk, um bei dem Protestmarsch dabei zu sein. Bis zum Beginn der Veranstaltung um 15.00 Uhr sollten es schließlich über 4000 Anhänger und Sympathisanten sein.
Die örtlichen Behörden hatten drei Tage vor Beginn des Aufmarsches einen Hinweis erhalten und sämtliche Polizeibeamte in der Innenstadt von Nowopolozk zusammengezogen. Als sie sahen, wie viele Männer und Frauen aus den Zügen herausströmten und welch große Anzahl sich noch mit PKWs auf die Stadt zu bewegte, forderten sie nervös Verstärkung aus Wilna, Minsk und anderen Städten an. Es wurde ein ereignisreicher Tag.
Frank, Alf, Wilden und John, der Ire, erreichten Nowopolozk um 14.00 Uhr. Ihnen folgten noch drei weitere Autos aus Ivas, welche über andere Zufahrtsstraßen nach Nowopolozk kamen, damit sich keine allzu große und auffällige Autokolonne bildete. Die Fahrt nach Nowopolozk verlief ohne Zwischenfälle und als sie die Innenstadt erreichten, konnten sie schon einen großen Pulk von Menschen mit Fahnen und großen Transparenten in der Nähe eines großen Brunnens erkennen.
Die Polizisten, welche in einigen Nebengassen ihre Positionen bezogen hatten, wagten vorerst nicht einzugreifen, da sie damit eine frühzeitige Eskalation der Lage riskiert hätten.

John Thorphy stellte sein Auto unweit des Geschehens ab und die Männer bewegten sich schnellen Schrittes in Richtung der Demonstranten. Artur Tschistokjow erkannte sie, winkte freudig und eilte ihnen entgegen.
„Seid gegrüßt!“, rief er. „Ich freue mich, dass ihr seid da. Komme noch mehr von euch aus Ivas?“
„Es sind noch ein paar auf dem Weg“, erklärte Wilden kurz und schüttelte seinem Mitstreiter die Hand.
„Das sind aber mehr als 1000 Leute...“, sagte Frank und schaute beeindruckt zu der Menschenmasse herüber.
„Ich nicht habe gedacht, dass so viele Leute komme nach Nowopolozk. Es komme auch noch mehr von meine Gruppe“, erwiderte Tschistokjow stolz.
„Mir ist trotzdem überhaupt nicht wohl zu Mute. Mal sehen, wann hier weitere Bullen aufkreuzen“, brummte Alf vor sich hin.
„Um 16.00 Uhr löst sich die Menge auf. Bis dahin sind hoffentlich nur die paar hier, die ich in den Seitenstraßen gesehen habe. Die werden nichts machen“, beruhigte ihn der Dorfchef.
Frank verharrte einige Minuten an seinem Platz und schaute sich die Leute, welche sich hier versammelt hatten, genauer an. Er hatte noch niemals eine Demonstration mitgemacht und es war, obwohl es dem jungen Mann in den letzten Jahren wahrlich nicht an aufregenden Momenten gemangelt hatte, eine erhebende Situation. Kohlhaas freute sich, trotz seiner unterschwelligen Sorgen darüber, dass gleich ganze Legionen von schwer gepanzerten Polizisten über sie herfielen, darauf, seinen Unmut gegen die herrschenden Zustände einmal aus voller Kehle heraus zu schreien. Auch wenn er auf Russisch brüllen musste.
„Vermummt euch lieber!“, riet Wilden. „Die Bullen werden von uns allen Fotos machen und diese nachher auswerten, wenn sie uns schon nicht verjagen können.“

Frank, Alf und die anderen zogen sich schwarze Schals um und setzten dunkle Sonnenbrillen auf. Ihre Baseballmützen hatten sie sich schon zu Beginn der Fahrt weit ins Gesicht gezogen. Wilden hatte Recht, der Demonstrationszug würde mit Sicherheit gefilmt oder fotografiert werden.
Auch die meisten anderen hatten sich schon weitgehend unkenntlich gemacht, manche hatten sogar Sturmhauben aufgesetzt. Es blieb ihnen auch nichts anderes übrig. Wer als Teilnehmer einer solchen Veranstaltung zweifelsfrei erkannt wurde, auf den warteten unangenehme Erfahrungen in den folgenden Tagen.
Artur Tschistokjow vermummte sich hingegen nicht. Sein Gesicht war ohnehin bekannt und er hielt heute sowieso eine kurze Rede. Er wollte sogar gesehen werden. Diese Massenversammlung sollte ja dazu dienen, ihn und seine Freiheitsbewegung bekannter zu machen.
„Hast du schon Kamerateams oder Reporter irgendwo gesehen?“, fragte Kohlhaas den Dorfchef.
„Bisher habe ich niemanden entdeckt. Die Veranstaltung ist ja logischerweise auch nicht angekündigt, aber die werden mit Sicherheit berichten. Warte es ab!“
Tschistokjow ging wieder in den Pulk hinein und rief seinen Leuten Anweisungen zu. Frank konnte Peter zwischen einigen jungen Männern erkennen und grüßte ihn von weitem. Der kräftige Russe lächelte nur, zeigte auf die Pistole an seinem Gürtel und wirkte angriffslustig. Mehr und mehr Besucher kamen jetzt von allen Seiten und Tschistokjow begann damit, die lose herumstehenden Menschentrauben zusammen zu rufen und zu einem anständigen Demonstrationszug zu formieren.
„Ich hoffe nur, dass wir auch wieder so leicht aus der Stadt rauskommen“, bemerkte Frank und schaute sich nervös um. Seine grünen Augen tasteten die Umgebung sorgfältig ab,

doch auf ein Herannahen polizeilicher Verstärkungen deutete bisher nichts hin.
„Ich denke, dass Artur die Sache hier gut geplant hat. An den wichtigen Zufahrtsstraßen in die Stadt hinein hat er seine Späher postiert, die ihm berichten, falls weitere Bullen von außerhalb anrücken. Hat er mir jedenfalls so erklärt", antwortete Wilden und wirkte recht gelassen.
Scheinbar war er so begeistert von dem jungen Russen, dass er ihm auch die perfekte Planung einer illegalen Demonstration zutraute.

Es war soweit. Ein Kommando versetzte den nun mehrere hundert Meter langen Menschenzug in Bewegung. Die Teilnehmer aus Ivas hatten sich im hinteren Teil der Menge postiert. Neben ihnen liefen einige breitschultrige Kerle mit Schusswaffen her, welche den Demonstrationszug flankierten.
Artur Tschistokjow gedachte, seine Anhänger vom Stadtzentrum aus in ein dicht besiedeltes Plattenbauviertel in etwa zwei Kilometer Entfernung zu führen, wo er seine Rede halten wollte.
Sie trabten langsam los. Die verbotenen russischen Staatsfahnen und die Drachenkopffahne wurden geschwenkt, eine in ein Megafon geschmetterte Stimme gab die Losungen vor. Die von Artur Tschistokjow entworfene weiße Fahne mit dem schwarzen Drachenkopf sollte an die Gründer Russlands, die *Rus*, erinnern. Das Symbol spielte auf den Drachenkopf eines Wikinger-Langbootes an. Die Menge wiederholte die Slogans mit wütendem Gebrüll. Frank taten bald die Ohren weh.
„Was rufen die da?", wollte er von Wilden wissen, welcher die Ohren spitzte.
„Freiheit für Weißrussland! Nieder mit Medschenko!", erklärte jener.

„Aha?“, gab Frank zurück und sah sich um. Dann brüllten die anderen aus Ivas und er so gut es ging die russischen Sprüche der Demonstranten in einem seltsamen Kauderwelsch nach.
Sie marschierten jetzt durch eine heruntergekommene Einkaufszone mit überwiegend leerstehenden Geschäften. Viele Bürger waren aus ihren Wohnungen gekommen und applaudierten lautstark. Sie lachten und riefen etwas auf Russisch. Frank verstand nur „Artur Tschistokjow“.
Nach einer Viertelstunde bogen sie in eine andere Straße ab und bewegten sich auf ein riesiges Plattenbauviertel zu. Die Umrisse der schäbigen, grauen Wohnblöcke konnte Frank über den Köpfen der schreienden Demonstranten schon von weitem erkennen.
„Da lob ich mir unser Ivas“, sagte er zu Alf.
„Was?“, schrie Bäumer, der sein eigenes Wort kaum verstehen konnte.
„In Ivas ist es schöner als in diesen Hochhäusern!“, brüllte ihm Kohlhaas ins Ohr.
„Ja, da hast du Recht!“, erwiderte sein hünenhafter Freund.
Es verlief alles ruhig. Viele Einwohner öffneten ihre Fenster und riefen den Demonstranten etwas zu. Manche hängten sogar die weißrussische Fahne heraus oder schlossen sich der Menge an.
Irgendwann hielt der lange Menschenwurm an. Hässliche Wohnsilos umgaben sie, die Masse bildete einen riesigen Kreis und Artur Tschistokjow brüllte einige Anweisungen.
Frank, Alfred und Wilden bahnten sich den Weg durch die Menge und gingen nach vorne. Der Anführer der Freiheitsbewegung schnappte sich das Megafon und begann mit dröhnender Stimme seine Rede.
„Was hat er gesagt?“, fragte Frank den Dorfchef erneut.
„Er hat sich den Leuten als der zukünftige Befreier ihres Landes vorgestellt“, erläuterte der grauhaarige Mann.

„Scheinbar mangelt es ihm wirklich nicht an Selbstvertrauen“, murmelte Kohlhaas.
„Was, Frank?“
„Nichts, schon gut!“
„Er verspricht den Leuten Arbeit“, dachte sich Kohlhaas. „Das muss wie Musik in den Ohren der armen Kerle klingen.“
Tschistokjows Stimme brandete wie ein Orkan durch das Plattenbauviertel und er gestikulierte leidenschaftlich mit den Händen herum. Seine Anhänger johlten und applaudierten so laut sie konnten. Jetzt strömten auch Dutzende von Anwohnern aus ihren verkommenen Wohnblöcken und schlossen sich den Veranstaltungsteilnehmern an.
Die flammende Rede des jungen Politikers ging über eine halbe Stunde und er wurde mit tosendem Applaus verabschiedet.
Mittlerweile hatten sich etwa hundert Polizisten am Ende der Straße versammelt. Sie verhielten sich ruhig und Artur forderte sie auf, den Weg für den Rückmarsch des Demonstrationszuges frei zu machen. Einige der Russen drohten ihnen mit ihren Pistolen und Gewehren, doch dann wichen die Beamten zur Seite und ließen die Demonstranten passieren.

„Von wegen eine Stunde. Wir haben jetzt schon Viertel nach vier. Tschistokjow soll die Versammlung jetzt endlich auflösen!“, nörgelte Bäumer.
„Das wird er auch gleich tun“, erwiderte Wilden genervt.
Der Zug der Protestierenden marschierte wieder langsam in Richtung des Stadtzentrums zurück und erneut hallten die Sprechchöre von den schmutzigen Häuserwänden wider.
„Die Bullen vermehren sich langsam“, knurrte Frank und wirkte immer angespannter.

Als sich die Menge dem Platz mit dem Brunnen näherte, ging ein Raunen durch die Reihen der Demonstrierenden, der Menschenwurm stoppte kurzzeitig.
Eine Schar Polizisten hatte das Gebiet um den Platz umstellt und sich auch in einigen Nebenstraßen positioniert. Langsam wurde es unangenehm.
Artur Tschistokjow brüllte etwas von vorne und die Masse seiner Anhänger wurde immer unruhiger.
„Was ist denn?“, fauchte Frank, ergriff Wildens Arm und zog ihn zu sich.
„Er hat gesagt, dass die Veranstaltung nun beendet ist!“, übersetzte der Dorfchef. „Jetzt hat er die Polizei gebeten, die Leute durchzulassen, damit sie nach Hause gehen können.“
Ein Polizeibeamter donnerte als Antwort etwas in sein Megafon. Artur Tschistokjow antwortete ihm auf die gleiche Weise. Frank versuchte derweil einen Blick auf die vorderen Reihen zu erhaschen und hüpfte nervös auf und ab.
Die Menge zog weiter und näherte sich der Polizeiabsperrung. Noch einmal brüllte einer der Beamten eine Warnung an die Demonstrierenden in sein Megafon, während immer mehr seiner Kollegen aus den Nebenstraßen auftauchten.
„Die sollen uns gehen lassen. Sonst gibt es hier gleich Tote“, stieß Bäumer aus.
Frank wies die Männer aus Ivas an, sich auf eine eventuelle Konfrontation vorzubereiten. Wilden war mittlerweile kreidebleich geworden. Seinen Ausflug nach Nowopolozk hatte er sich wohl anders vorgestellt.
Einige jungen Russen pöbelten etwas in Richtung der Polizisten, dann ging alles ganz schnell. Waffen wurden gezückt und Artur Tschistokjow gab den Befehl, die Beamten anzugreifen, da diese keinerlei Anstalten machten, die Masse weiterziehen zu lassen.

Schüsse tackerten und die Menge setzte sich mit einem lauten Gebrüll in Bewegung, Frank und die anderen konnten in dem Chaos kaum etwas erkennen. Schreie und Geknall ertönten, dann stoben die zahlenmäßig deutlich unterlegenen Polizisten auseinander. Einige gaben noch ein paar Schüsse auf die Demonstranten ab, dann zogen sie sich zurück.
Über 4000 Menschen rannten jetzt vollkommen ungeordnet vorwärts und ein Teil von ihnen flüchtete in die Nebenstraßen, um möglichst schnell vom Ort des Geschehens weg zu kommen. Die Leute aus Ivas kämpften sich nach vorne und versuchten Tschistokjow in dem aufgescheuchten Haufen ausfindig zu machen. Irgendwo fielen wieder Schüsse.
„Lasst uns endlich zum Auto verschwinden!“, schrie Wilden aufgeregt und hastete an einer Gruppe junger Russen vorbei.
Frank und die anderen bogen in eine Seitengasse ab und hielten ihre Waffen griffbereit. Hier war niemand. Offenbar waren die Beamten geflohen und warteten erst einmal auf weitere Unterstützung.
Den russischen Rebellenführer hatten sie in dem Gewühl nirgendwo mehr ausfindig machen können, vermutlich hatte er eine andere Fluchtroute genommen.
Sie erreichten ihr Auto und sausten mit röhrendem Motor davon. Hinter sich sahen sie eine Gruppe von Demonstranten ebenfalls in ihre Fahrzeuge hechten.
„Verdammt! Da vorne!“
Bäumer zeigte auf einige Beamte, die sich auf die Straße gestellt hatten und wild mit ihren Händen fuchtelten.
„Stop! Stop!“, brüllten sie.
„Fahr zu!“, schrie Frank John Thorphy an und dieser raste mit quietschenden Reifen auf die Beamten zu. Wilden hielt

sich mit entsetztem Gesicht an seinem Gurt fest und rutschte nach vorn.
Kohlhaas kurbelte die Scheibe herunter und gab einige Schüsse in Richtung der Polizisten ab. Einer von ihnen brach mit einem Schrei zusammen. Dann feuerten die aufgebrachten Beamten zurück, während das schäbige Auto noch immer auf sie zu hielt.
„Runter!“, schrie der Ire und zwei Kugeln durchschlugen die Windschutzscheibe über ihren Köpfen. Glassplitter regneten auf sie herab.
Der Wagen hielt jedoch nicht an und brauste wild entschlossen auf die Polizisten zu, welche mit lautem Geschrei zur Seite sprangen. Einige Kugeln hämmerten gegen das Heck des Fahrzeugs, während es mit quietschenden Reifen über eine Kreuzung schoss.
„Scheiße, wie kommen wir jetzt aus dieser verfluchten Stadt heraus?“, brüllte Frank und wischte sich ein paar kleine Scherben von der Hose.
Wildens schweißnasse Finger hantierten mit einem DC-Stick herum, während John Thorphy weiter über die breite Hauptstraße brauste und mehrere rote Ampeln ignorierte.
„Jetzt rechts und dann auf den Zubringer, raus aus Nowopolozk!“, stöhnte der ehemalige Unternehmer, dessen Nerven blank lagen.
Sie erreichten die Straße, welche nach Norden aus der Stadt heraus führte und jagten mit größtmöglicher Geschwindigkeit davon. Straßensperren hatte die Polizei bisher nicht aufgestellt, dazu waren ihre wenigen Kräfte vor Ort nicht in der Lage gewesen. Immerhin hatten sie in der Innenstadt alle Hände voll zu tun.
„Gib her!“, knurrte Frank und ließ sich von Bäumer das Maschinengewehr geben. Dann lud er es durch, während ihnen der Wind durch die zerstörte Windschutzscheibe um die Ohren pfiff.

„Falls hier noch irgendwo Bullen die Straßen versperren, dann halte ich sofort mit der Knarre drauf!“, grollte Kohlhaas und seine Augen untersuchten die Umgebung mit finsterem Blick.
Doch es passierte an diesem Tag nichts mehr. Außerhalb von Nowopolozk war kaum mehr Polizei im Einsatz und die unterbezahlten Beamten hatten auch keine Anstalten gemacht, die Straßen zu blockieren. Dafür war ihre Zeit zu knapp gewesen.
Wie sie später erfuhren, waren allerdings fast 200 Demonstrationsteilnehmer, die sich nicht sofort aus dem Stadtzentrum entfernt hatten, verhaftet worden. Fünf Polizeibeamte und etwa zwei Dutzend Demonstranten waren bei blutigen Zusammenstößen und Schießereien später noch verletzt oder getötet worden.
Glücklichweise verzögerte sich das Eintreffen weiterer Verstärkung aus den umliegenden Städten um fast eine Stunde, so dass die meisten wieder heil nach Hause kamen.
Auch von den anderen Demonstrationsbesuchern aus Ivas wurde niemand von der Polizei eingefangen. Artur Tschistokjow und seine engsten Mitstreiter waren auch entkommen. Sie tauchten im allgemeinen Chaos bei einigen ihrer Anhänger in Nowopolozk unter und verließen die Stadt erst Tage später im Schutz der Dunkelheit.

„Ha! Das war genial!“, tönte Wilden und nahm noch einen Schluck Wodka zu sich.
„Na, ich weiß nicht. Arturs Machtdemonstration ist aber auf jeden Fall geglückt, das muss ich zugeben“, sagte Frank und genehmigte sich auch einen Schluck Alkohol.
„Einen solchen Auftritt hat sich seit Jahren niemand mehr getraut. Ich bin gespannt, was die Abendnachrichten gleich

zeigen...“, meinte der ältere Herr stolz und schien sich wieder wie ein junger Revoluzzer zu fühlen.
„John ist jedenfalls weniger begeistert von der Sache gewesen“, warf Bäumer in die Runde. „Sein Auto hat gut was abbekommen!“
„Ach, die Windschutzscheibe! Na, und?“, posaunte Wilden. „Die kann er doch auswechseln lassen!“
„Gut, dass er vorher seine Nummernschilder ausgetauscht hat. Die Karre ist bestimmt irgendwo gefilmt worden“, sagte Frank und schaltete den Fernseher an.
„Meinst du nicht, dass sie unseren Weg nach Ivas nachverfolgen können, Thorsten?“, sorgte sich Bäumer.
„Nein, da war doch niemand mehr. Wir sind keinem aufgefallen. Da bin ich mir sicher“, schnaufte Wilden erschöpft und trank weiter.
Die heutige Demonstration in Nowopolozk war erwartungsgemäß das Hauptthema in sämtlichen Abendnachrichten. Das Fernsehen zeigte Bilder von vermummten Demonstranten und der kurzen Schießerei mit der Polizei, während die Journalisten Zeter und Mordio geiferten.
Auch Sub-Gouverneur Medschenko äußerte sich mit betroffener Miene zu den Vorgängen und wies darauf hin, dass die Behörden jetzt noch entschiedener gegen Artur Tschistokjow und seine Anhänger vorgehen würden.
Die aufgeregt quasselnde Reporterin machte dem Polizeichef von Nowopolozk schwere Vorwürfe und verlangte von ihm eine Erklärung bezüglich der schlechten Vorbereitung seiner Beamten auf die illegale Demonstration. Der Mann stotterte lediglich in die Kamera und machte den Eindruck, als wären seine Tage als oberster Beamter der Industriestadt bereits gezählt.

Zuletzt wurde erneut ein Fahndungsaufruf an die Bevölkerung durchgegeben und Artur Tschistokjows Konterfei gezeigt.
Frank und die anderen konnten sich ein hämisches Grinsen nicht verkneifen. Der heutige Tag war, abgesehen davon, dass sie selbst große Risiken eingegangen waren, eine schwere Niederlage für die Mächtigen im Sub-Verwaltungsbezirk „Weißrussland-Baltikum".
Zwar wurde in den Medien stolz von einer „Serie von Verhaftungen" gesprochen, doch hofften die Rebellen, dass derartiges von Tschistokjow einkalkuliert worden war und die Inhaftierten der Polizei nichts Wichtiges verrieten.

Doch sie sollten sich täuschen. Die weißrussischen Beamten nahmen die Gefangenen mit größter Brutalität in die Mangel und prügelten einige Informationen über die *Freiheitsbewegung der Rus* aus ihnen heraus. Unterstützt wurden sie hierbei von auswärtigen GSA-Agenten, welche mit ihren gnadenlosen Verhörmethoden meistens erfolgreich waren. Den einen oder anderen Verhafteten sah man sogar niemals mehr wieder.
Bald wussten sie, dass sich Artur Tschistokjow in Wizebsk aufhielt und durchkämmten die Stadt nach ihm bis in den letzten Winkel. Glücklichweise hatte der Politiker nur seinen engsten Vertrauen verraten, wo er zu finden war und offiziell hatte er natürlich keinerlei Anschrift.
Trotz allem verlegte er seinen Wohnsitz Mitte August aus Sicherheitsgründen nach Pinsk, wo ein unauffälliger Sympathisant seiner Organisation eine Wohnung außerhalb des Stadtzentrums für ihn angemietet hatte.

Der junge Politiker kam in dieser Zeit mehrfach nach Ivas und ließ sich mit Hilfe von HOK weitere Internetseiten einrichten. Wilden und er konspirierten vor sich hin und

organisierten eine Werbeaktion nach der anderen, wobei die jungen Männer aus Ivas immer wieder zum Flugblätterverteilen nach Weißrussland geschickt wurden.
Die Untergrundzeitung der Freiheitsbewegung hatte ihre Auflage derweil fast verdreifacht. Gleiches galt für die Zahl der Anhänger der Organisation. Das intelligent konstruierte Zellensystem, wonach jede Ortgruppe nur begrenzte Informationen erhielt, hatte die Organisation bisher vor größeren Schäden bewahrt, obwohl die Behörden fast jeden Tag Verdächtige verhafteten.
Frank und Alfred hielten sich aus der allgemeinen politischen Agitation nach wie vor heraus und überließen dies Wilden und den jüngeren Leuten, welche nach der aufregenden Demonstration in Nowopolozk ganz versessen auf neue Aktivitäten waren.
Der Dorfchef blühte in dieser Zeit regelrecht auf und fühlte sich bald wie ein echter Feldherr. Sein organisatorisches Genie und sein umfassendes Weltwissen nutzten Tschistokjow in vielen Bereichen und als sich der Monat August dem Ende zuneigte, war die *Freiheitsbewegung der Rus* zu einer noch schlagkräftigeren Truppe ausgebaut worden.
So hatte sie mehrere Industriebetriebe mit ihren Anhängern infiltriert, um eines Tages leichter Streiks auslösen zu können. Die Gruppe der Leibwächter und Ordner für Veranstaltungen und Demonstrationen, war neu und besser strukturiert worden. Weiterhin waren Waffen für die Zukunft gehortet worden.
Die Werbemaschinerie lief zunehmend auf Hochtouren und Wilden steckte einiges an Geld, welches er auf dunklen Kanälen zusammentrug, in die Sache hinein. Sogar ein kleiner, eigener „Geheimdienst“ war von Tschistokjow und ihm aufgebaut worden, welcher als Spitzel verdächtige Mitglieder im Auge behielt.

Indes fungierte Wilden als eine Art „PR-Manager“ und stellte die Werbeinhalte so um, dass möglichst große Massen von Menschen angesprochen werden konnten. Artur Tschistokjow und er verfassten ein vielseitiges politisches Programm mit konkreten Vorschlägen für den Wiederaufbau des Landes und die Behebung der sozialen Krise, welches tausendfach unter das Volk gebracht wurde. Matsumotos Politik diente ihnen hierbei vielfach als Vorbild.
Zudem riet der Dorfchef seinem weißrussischen Mitstreiter, den Anhängern der Freiheitsbewegung eine einheitliche Kleidung zu verpassen, um ihnen ein wiedererkennbares Aussehen bei Demonstrationen und Versammlungen zu verleihen. Sie entschieden sich für graue Hemden und schwarze Hosen. Ebenso wurde das Symbol der Organisation, der schwarze Drachenkopf auf weißem Hintergrund, noch ein wenig plakativer gestaltet und die Fahne mit zwei breiten, roten Streifen am oberen und unteren Rand versehen.
Artur Tschistokjow verfasste bald darauf sogar einen offenen Brief, welcher an alle Polizeistationen im Land schriftlich oder per E-Mail verschickt wurde, in dem er sich für die Zusammenstöße in Nowopolozk entschuldigte und betonte, dass die *Freiheitsbewegung der Rus* in jedem „anständigen, russischen Polizisten“ einen Bruder sähe.
Auf den neuen Flugblättern prunkte jetzt grundsätzlich sein Gesicht, wobei er den Menschen als „Befreier Weißrusslands“ oder als „letzte Rettung für das Volk“ vorgestellt wurde.
Vor allem bei den jungen Männern hatte der zu allem entschlossene Politiker damit mehr und mehr Erfolg und seine Reihen füllten sich.

Die Erntezeit war in Ivas angebrochen und die jungen Männer und Frauen des Dorfes arbeiteten seit Tagen auf

den Feldern rund um die Siedlung, um dem Boden möglichst viele Früchte für den Winter zu entnehmen. Heute war der Acker der Westermanns, welche Kartoffeln anbauten, an der Reihe.
„Glaubst du wirklich, dass Artur Tschistokjow jemals Erfolg haben wird?“, fragte Frank schnaufend und wühlte eine dicke Knollenfrucht aus dem Boden.
„Also, ich bin schon begeistert von ihm. Er kann die Leute richtig mitreißen. Er ist der geborene Anführer!“, antwortete Sven und wischte sich den Schweiß aus seinem entstellten Gesicht.
„Die Demonstration war wirklich beeindruckend, aber davon stürzt das System noch lange nicht zusammen“, gab Kohlhaas zu bedenken.
„Ich war jetzt schon mehrfach mit den anderen Jungs unterwegs und wir haben Material verteilt und so weiter. Er ist mittlerweile richtig beliebt beim Volk, auch wenn die Medien ständig hetzen und ihn als „Verrückten“ oder „Terroristen“ beschimpfen“, gab der blonde Jüngling zurück, der sich als Mitstreiter in Tschistokjows Bewegung sichtlich wohl fühlte.
„Nicht über Politik quatschen – arbeiten!“, rief Julia Wilden mit einem hübschen Lächeln aus dem Hintergrund.
„Ja, Hasi! Wir schuften schon seit heute morgen“, erwiderte Frank und zwinkerte ihr zu.
Sven räusperte sich und warf Frank aus seinem verbliebenen Auge einen genervten Blick zu, dann fuhr er fort: „Als wir das letzte Mal mit Werbematerial unterwegs waren, stießen ein paar Leute aus St. Petersburg zu uns. Die haben da im westlichen Russland ebenfalls schon einen Ableger von Tschistokjows Organisation gegründet. Glaub mir, der Mann spinnt seine Fäden weiter als wir glauben. Er ist ein Genie!“

„Ich halte ihn auch für clever und er ist mutig, aber für einen Umsturz braucht es immer einen Paukenschlag. Falls du weißt, was ich meine?“
„Nein!“, stockte Sven.
„Es muss ein Ruck durch die Masse der Leute gehen. Ein Ereignis, das sie sehr aufregt und wachrüttelt. Eine Sache, die den Unmut zum Überlaufen bringt – eine neue Steuererhöhung oder was weiß ich!“
„Aber Millionen Menschen geht es doch schon sauschlecht. Sie haben kaum noch Globes in der Tasche. Ich war mit den anderen vor einem Monat in Minsk. Die Stadt verrottet. Tausende von Bettlern füllen die Straßen. Viele hungern nur noch vor sich hin...“, erklärte Sven verdutzt.
„Ja, und doch haben sie nicht den Mut sich zu wehren, weil sie sich denken, dass sie allein sowieso nichts tun können. Außerdem geht es einigen doch noch so gut, dass sie halbwegs leben können. Glaube mir, es muss erst zu diesem Paukenschlag kommen. Vermutlich ist die Zeit noch nicht reif“, sagte Kohlhaas.
Sven knurrte: „Vielleicht hast du Recht. Aber wir müssen bis dahin die Leute durch unsere Aktivitäten geistig vorbereiten. Wir müssen ihnen Hoffnung geben – und diese Hoffnung muss Artur Tschistokjow heißen!“
„Gut gesprochen, mein Freund. Er scheint also auch deine Hoffnung zu sein“, scherzte Frank und musterte eine angefaulte Kartoffel.
„Ja, das ist er!“
„Wie geht es dir denn sonst so? Hast du deine Depressionen jetzt besser im Griff?“, wollte Frank wissen und bohrte seine Worte in Svens wunden Punkt.
Der junge Mann zögerte und verzog seinen Mund. Er sah aus, als hätte ihm jemand einfach die Hälfte seiner Gesichtshaut abgezogen. Sein verbliebenes Auge drehte sich Frank zu und starrte ihn an.

„Naja, sieh mich doch an. Ich bin ein halber Krüppel, aber ich versuche mich damit abzufinden. Ich habe nicht in Japan gekämpft, dort mit zum Sieg beigetragen und mir den Arsch wegsprengen lassen, um jetzt nichts mehr zu tun. Was habe ich auch noch zu verlieren?“, gab Sven mit trauriger Miene zurück.
„Ach, Junge! Die einen haben ihre Wunden offen sichtbar, die anderen haben eine verkrüppelte Seele – so wie ich. Du wirst das schon packen. Komm doch die Tage mal bei uns vorbei, dann trinken wir einen.“
„Klar, können wir machen, Alter“, erwiderte Sven und lächelte.
Frank klopfte dem Burschen auf die Schulter und brachte einen Sack Kartoffeln in den Lagerraum hinter dem Haus der Westermanns.

Für Anfang September hatten die Rebellen um Artur Tschistokjow eine Großveranstaltung im Nordwesten Weißrusslands geplant. Als Ort hatten sie sich ein kaum noch bewohntes Dorf in der Nähe von Maladziekna ausgesucht und hofften darauf, dass die Polizei sie nicht allzu sehr störte.
Herr Wilden war aufgeregt und versuchte erneut möglichst viele Mitglieder der Dorfgemeinschaft zu überreden, mit zu der Versammlung zu kommen.
Die jungen Männer in Ivas waren zum größten Teil Feuer und Flamme für die Sache und sogar ihre Eltern versprachen dem Dorfchef, mit nach Weißrussland zu kommen.
Frank und Alfred waren ihrerseits nach wie vor unsicher, ob sie an der Versammlung teilnehmen sollten. Wildens ständiges Planen, Verabreden, Konspirieren und seine Einbindung der Dorfbewohner in seine mit Artur

Tschistokjow aufgestellten Revolutionspläne machten ihnen langsam Sorgen.
„Wenn die Russen hier in Ivas ständig ein und aus gehen, dann bin ich mal gespannt, wann hier die ersten GSA-Agenten rumschnüffeln“, sagte Frank. Bäumer nickte.
„Wilden hat nur noch Tschistokjow und seine Truppe im Kopf. Wenn die Sache in die Hose geht, wird wohl eines Tages auch rauskommen, wer wir sind. Der Name Ivas wird schon in irgendeinem Verhör fallen – das befürchte ich jedenfalls!“
„Sollte das jemals passieren, dann sollten wir uns wünschen, dass wir morgen Revolution haben, auch in Litauen. Sonst wird es hier sehr ungemütlich“, brummte Kohlhaas.
Die beiden Männer gingen ins Wohnzimmer ihres schäbigen Hauses und ließen sich auf der alten, zerfledderten Couch nieder. Alf ließ seinen Laptop hochfahren und begab sich ins Internet.
Er ging auf die Seite der *Freiheitsbewegung der Rus* und schaute sich die neusten Videos an. Einige russische Aktivisten hatten die Demonstration in Nowopolozk gefilmt und einen eigenen Videobericht verfasst. Über 200000 Zugriffe hatte das Video bereits erhalten.
„Die sind jedenfalls ganz schön aktiv...“, murmelte Bäumer mit einem Anflug von Respekt.
„Hier sprühen sie eine Wand voll!“, Frank deutete auf den unteren Rand des Bildschirms.
Ein anderes Video zeigte eine illegale Sprühaktion bei Nacht und Nebel in Minsk. „Arbeit und Freiheit durch Artur Tschistokjow!“, sprühten vermummte Jugendliche an die weiße Wand eines Verwaltungsgebäudes.
Andere Videomitschnitte zeigten Mitglieder der Gruppe mit schwarzen Kapuzen beim nächtlichen Verteilen von Flugblättern in einer Plattenbausiedlung.

Frank grinste. „Für manche der Kiddies ist das wohl auch so eine Art großes Abenteuer!“
„Aber ein verdammt gefährliches Abenteuer!“, gab Alf zu verstehen.
„Sie sind schon tollkühn, diese Russen. Das gefällt mir irgendwie“, antwortete Frank.
Es klopfte an der Haustür. Die beiden Männer schreckten zusammen und gingen in den Flur. Es war Wilden. Die beiden ahnten, was jetzt kommen würde.

Der Dorfchef berichtete mit größtem Enthusiasmus von den Vorbereitungen für die Veranstaltung im September. Sven und etwa 20 andere junge Männer aus Ivas waren heute Morgen nach Minsk gefahren, um mit ihren Freunden von der Freiheitsbewegung Aktionen durchzuführen. Sie wollten noch eine Woche dort bleiben, erklärte Wilden, vom Stolz auf die jungen Burschen ergriffen.
„Ja, ja! Wir kommen auch mit, Thorsten. Bevor du uns jetzt wieder einen Vortrag hältst“, fiel ihm Frank ins Wort und der ältere Herr lächelte.
„Ich wusste es. Flugblätter verteilen und Wände besprühen ist unter eurem Niveau, das weiß ich. Aber das gehört auch zum politischen Kampf“, sagte der ehemalige Unternehmer und versuchte den beiden ein wenig Honig um den Mund zu schmieren.
„Es kann ja auch nicht ständig Krieg geben – wie in Japan. Und ich bin auch verdammt froh darüber“, erwiderte ihm Kohlhaas nüchtern.
„Wenn es hier einmal welchen geben sollte, dann seid ihre meine besten Leute. Das wisst ihr ja wohl, oder?“
„Ja, Thorsten. Das sagst du uns drei Mal am Tag!“, brummte Bäumer und rollte mit den Augen.
„Ich meine ja auch nur...“

„Wir schauen uns diese Freiheitsbewegung noch eine Weile an. Wenn wir sie für erfolgversprechend halten, dann drücken wir uns vor nichts. Das weißt du auch“, fügte Frank hinzu.
„Ja, sicher!“, antwortete Wilden ungeduldig. „Also seid ihr bei Arturs Großkundgebung dabei?“
„Ja, ja!“, stöhnten die Zwei.
Der Anführer der Leute aus Ivas nickte und drehte sich auf der Stelle um. Dann ging er zur Haustür, öffnete sie und verschwand.
„Das wird schon werden!“, hörten sie Wilden noch von der Straße aus rufen.

Große Reden und neuer Ärger

Es war kalt an diesem Morgen und leichter Nieselregen fiel in dünnen Fäden vom Himmel herab. Frank und Alfred näherten sich dem Dorfzentrum, wo sie bereits von Dutzenden von Männern und Frauen erwartet wurden.
Wilden eilte ihnen entgegen. Er hatte einen langen Mantel an und winkte sie mit einem erwartungsvollen Lächeln zu sich. Julia folgte ihm.
„Wir sind fertig! Ihr fahrt mit mir!“, flötete er fröhlich und schüttelte den beiden noch etwas verschlafenen Männern die Hände.
Langsam löste sich die Menschentraube auf und alle gingen zu ihren Autos. Der Trupp junger Männer aus Ivas, der von Sven geführt wurde, war schon fort und hatte sich bereits mit Artur Tschistokjow und den anderen getroffen.
„Na, mal sehen, was das heute gibt“, bemerkte Frank und folgte dem Dorfchef zu seinem Kombi. Alf gähnte und erklärte, dass er gleich im Auto noch ein Nickerchen machen wollte.
„Wenigstens ist Julia dabei“, dachte sich Frank und musterte die blonde Frau, welche ebenfalls noch nicht ganz wach zu sein schien.
Michael Ziegler, der schüchterne junge Mann, welcher sich vor dem Kriegseinsatz in Japan gedrückt hatte, fuhr auch mit ihnen. Frank setzte sich zu Wildens Tochter auf die Rückbank und lächelte. Die Fahrt zur kleinen Ortschaft Schtewatj, wo heute eine große Versammlung stattfinden sollte, begann.
„Und? Freust du dich, Julia?“, fragte Kohlhaas die hübsche Blondine.

„Ich sehe mir das mal an", kam nur zurück. „Mein Vater meinte, dass ich das auf keinen Fall verpassen soll."
„Das meint er immer", antwortete Frank und klopfte Wilden von hinten auf die Schulter.
„Ihr werdet sehen, das wird großartig! Artur hat richtig viele Leute mobilisiert!", tönte der Dorfchef und fing wenig später an vor sich hin zu pfeifen.
Seine Tochter grinste nur. Frank musterte derweil gedankenverloren ihre schlanken, langen Beine und schaute schnell wieder aus dem Fenster, als ihm die junge Frau ein vielsagendes Lächeln zuwarf.
„Dir scheint es auch zu gefallen, nicht wahr Franky?", flachste sie und schlug ihre blauen Augen auf.
„Äh, ja, ja! Freue mich auch schon auf die...äh...Versammlung", stammelte dieser und fühlte sich irgendwie ertappt.
„Nicht, dass es schon wieder so großen Ärger gibt wie in Nowopolozk", stöhnte Bäumer und schloss die Augen, um noch ein wenig zu dösen.
„Nein, das ist unrealistisch. Das ist sehr weit draußen auf dem Land. Da werden die Bullen nicht in Massen aufkreuzen!", sagte der Dorfchef zuversichtlich.
„Ein bisschen mulmig ist mir aber schon", flüsterte Julia und Frank dachte kurz daran, sie in den Arm zu nehmen und ihr seine starke Schulter zu leihen. Dann hielt er sich jedoch zurück.
„Wir sind ja bei dir. Also mach dir keine Sorgen!", erklärte er nur.
Sie nickte wortlos und schaute aus dem Fenster. Frank versank wieder in Gedanken und betrachtete ihre vollen, rot geschminkten Lippen, welche leicht bebten, als das Auto über eine schlecht asphaltierte Straße rumpelte. Ihr Profil war herrlich, wie eine Statue aus dem alten Griechenland.

Mit fein geschliffenem, langen Gesicht, einem sanften Kinn und einer wohl geformten Nase.
„Hmmm...“, brummte Frank vor sich hin und glotzte sie mit offenem Mund an. Julia drehte sich ihm zu.
„Was?“, fragte sie.
„Was? Nichts! Ich dachte nur nach. Über die Kundgebung. Mal sehen, wie viele...äh...Leute kommen werden. Wichtig ist es....wichtig, dass alle kommen“, gab der junge Mann mit verlegener Miene zurück.
„Aha!“, meinte die Schönheit nur, verzog ihre Lippen zu einem schmalen, roten Strich und schaute weiter aus dem Fenster.
Wilden fing erneut an zu pfeifen und dozierte in dieser Zeit ausnahmsweise einmal nicht über Weltpolitik. Aber dazu hatte er heute ja noch ausreichend Gelegenheit.

Die Fahrt nach Schtewatj dauerte fast sieben Stunden. Oft fuhr die Autokolonne aus Ivas über halb zerfallene Straßen voller Unkraut, das aus den großen Ritzen und Schlaglöchern zwischen den Asphaltstücken quoll.
Sie fuhren an Minsk vorbei und stießen dann in eine verlassen wirkende, ländliche Region vor. Hier waren die Straßen manchmal nicht viel mehr als schlammige, breite Wege. Irgendwann erreichten sie das kleine Dorf.
Frank hatte die Fahrt trotzdem irgendwie genossen. So lange war er noch nie in Julias Nähe gewesen und hatte die Gelegenheit prompt genutzt, um mit ihr längere Gespräche zu führen. Oft redete er über Politik. Thorsten Wilden, Alfred und Michael Ziegler gaben ihren Senf gelegentlich dazu. Die junge Frau wirkte von den Revolutionsplänen der Männer jedoch eher gelangweilt und versuchte die Gespräche in eine andere Richtung zu lenken.
Manchmal drehte sich Alf kurz nach hinten um und grinste seinen Freund an, als ob er darauf wartete, dass dieser bei

Julia endlich richtig in die Offensive ging. Aber dafür war diese Autofahrt nun wirklich nicht die geeignete Gelegenheit, zumal ihr Vater auch noch der Fahrer des Wagens war.
Dieser war jedoch so sehr in Gedanken versunken, dass er von den vieldeutigen Blicken, welche sich Frank und seine Tochter zuwarfen, nichts mitbekam.

Die Straßen des Dorfes waren über und über mit Menschen verstopft. Hunderte, ja Tausende von Besuchern hatten sich hier versammelt. Die Felder rund um die Siedlung waren mit PKWs vollgestellt.
„Meine Güte, das sind ja Massen!“, rief Wilden und fuhr den Wagen langsam durch einen Pulk freundlich lächelnder Menschen.
„In einer Stunde geht es los“, bemerkte Alfred erwartungsvoll.
Die große Anzahl von Menschen, die fast wie eine kleine Armee wirkten, beeindruckte auch Frank und er starrte mit weit aufgerissenen Augen aus dem Autofenster.
Sie parkten den Wagen neben einem Feldweg und gingen zum Veranstaltungsort, einer riesigen Wiese, auf der eine Bühne aufgebaut war. Eine Rockband spielte hier und einige russische Jugendliche tanzten Pogo und johlten zwischendurch.
In einigem Abstand konnten sie Mitglieder von Arturs Freiheitsbewegung erkennen, welche graue Hemden und schwarze Hosen trugen. Offenbar hatte sich die neue Kleiderordnung schon bei einigen durchgesetzt. Ein paar von ihnen hatten Gewehre umgehängt und warfen misstrauische Blicke auf jeden, der neu zu der Menge stieß.
Wilden rief Tschistokjow auf seinem Handy an und der hagere, blonde Mann kam nach einigen Minuten zu ihnen.

Er begrüßte sie freudestrahlend und klopfte ihnen auf die Schultern.
„Das sind viele Mensche, was?“, stieß er stolz aus und rieb sich die Hände.
„Ja, sehr viele. Das ist Wahnsinn!“, rief Herr Wilden mit leuchtenden Augen.
„Wahnsinn?“, Artur Tschistokjow rätselte über die Bedeutung des Wortes.
„This is great!“, sagte Frank lächelnd.
“Ah, ja! Das ist die größte Meeting von unsere Freiheitsbewegung, die je war!“
„Wie viele sind heute gekommen?“, wollte der Dorfchef wissen.
„Ich denke 7000 Leute, vielleicht sind auch mehr...“, erklärte der Russe.
„Hammerhart!“, rief Bäumer enthusiastisch.
Artur schaute ihn fragend an. „Was heißt das wieder?“
„This is great!“, übersetzte Frank wieder etwas frei.
„Ha, ha...Heute ist ein große Tag für unsere Organisation“, gab der blonde Mann zurück.
Der Politiker entfernte sich und ging zu einer anderen Gruppe. Die Leute aus Ivas hatten sich mittlerweile schon unter die Besucher gemischt, welche ihnen gelegentlich misstrauische Blicke zuwarfen. Nicht jeder war hier gut auf Nichtrussen zu sprechen.
Frank, Alf, Wilden, Julia und Michael gingen jetzt auch mitten in das Gewühl hinein und musterten den Veranstaltungsort noch etwas genauer. Einige Mitglieder der Freiheitsbewegung verkauften T-Shirts, Fahnen und digitale Tonträger an kleinen Verkaufsständen.
Irgendwo sangen einige junge Leute ein russisches Lied und im Hintergrund hörte man noch immer die raue Stimme des Sängers der Rockband. Es war ein gewaltiger Trubel und noch kamen jede Minute neue Gäste hinzu.

Tschistokjow kam wieder zu ihnen und ein junger Mann folgte ihm.
„Das ist Viktor aus Grodno! Er ist eine meine beste Männer!“, sagte der Anführer der „Rus“ und deutete auf diesen.
Der junge, athletische Mann, der wohl Mitte zwanzig war, verneigte sich höflich und schüttelte ihnen die Hand. Julia zwinkerte er sogar zu und sagte: „It is nice to meet such a beautiful person today!“
Die junge Frau lächelte und errötete leicht. Frank kniff die Augen zusammen und blickte Viktor recht unfreundlich an.
„Thanks!“, hauchte Julia und wirkte ergriffen von Viktors charmanter Begrüßung.
„Ich muss mit eine paar andere Leute sprechen. Bis gleich, Freunde!“, erklärte Tschistokjow und verschwand wieder. Viktor blieb. Er unterhielt sich mit Julia auf Englisch. Sie kicherte leise und schien von ihm recht beeindruckt zu sein.
Der Rebell aus Grodno sah zweifellos gut aus, das musste Frank tief im Inneren zugeben. Seine dunkelblonden Haare hingen ihm lässig über seinen stahlblauen Augen und sein Körper war hochgewachsen und durchtrainiert. Er sah aus wie ein Leichtathlet aus irgendeiner Olympiamannschaft.
Dann nahm er Julia sogar zur Seite und erklärte ihr, dass er sie ein paar Freunden vorstellen wollte. Einen Augenblick später war sie mit ihm in der Masse verschwunden.
Frank versuchte sich nichts anmerken zu lassen, aber dieses Szenario gefiel ihm ganz und gar nicht.
„Was hat dieser Schönling mit Julia zu tun?“, fragte er sich und schnappte sich seinen Kumpel Alf.
„Komm, wir sehen uns hier auch noch `ne Runde um, Alter“, knurrte er dann und Bäumer trottete ihm verdutzt hinterher. Kohlhaas versuchte, Julia irgendwo in der Menge zu entdecken, doch er hatte sie aus den Augen verloren.

Die Rockband verließ die zusammengezimmerte Bühne und die Menschenmenge rückte dichter zusammen. Ein Mann in grauem Hemd überprüfte die Funktionsfähigkeit der Lautsprecher, dann erschien Artur Tschistokjow.
Ein ohrenbetäubender Beifall ertönte, Drachen- und Russlandfahnen wurden geschwungen. Der russische Politiker begann mit der Rede vor seinem bisher größten Publikum.
Er wirkte keineswegs nervös, im Gegenteil, er sah auf das Meer der Menschen vor sich hinab und schien seine jahrelange politische Arbeit bestätigt zu sehen. Frank, Alf und Wilden arbeiteten sich derweil bis zu der kleinen Bühne durch die Menge der anderen Besucher bis zu der kleinen Bühne vor.
„Du musst übersetzten", erklärte Kohlhaas dem Dorfchef.
„Ja, kein Problem!", erwiderte dieser.
Tschistokjow legte mit bebender Stimme los und ein begeistertes Raunen ging durch das Publikum. Er stellte sich kurz den zahlreichen, neuen Anhängern seiner Volksbewegung vor, bedankte sich für ihr Kommen und beschwor die Einheit und Kampfkraft der *Rus*.
Dann verkündete er wild gestikulierend, dass der politische Umsturz in naher Zukunft in ganz Weißrussland erfolgen und die volksfeindlichen Kräfte besiegt werden würden, wie Wilden übersetzte. Die Menge klatschte.
„Er ist heute gut in Form, was?", bemerkte Kohlhaas und Wilden starrte begeistert auf die Bühne.
„Er ist ein brillanter Redner! Ich liebe es, ihm zuzuhören!", schwärmte der ehemalige Unternehmer.
Tschistokjow klagte die Weltregierung mit harten Worten an und erläuterte seinen Zuhörern ihre Verbrechen an Land und Volk. Er versprach, dass in seinem Land ein jeder Russe Arbeit haben würde und er den alten Staat wiedergründen wollte.

„Das ist unser Land! Wir wollen hier keine fremden Mächte!“, konnte Frank verstehen. Wieder donnerte ein tosender Beifall über die Wiese.
Der Anführer der *Rus* redete sich nun immer weiter in Rage und elektrisierte die Masse bis in den letzen Winkel. Die Leute hingen an seinen Lippen und jubelten zwischendurch immer wieder.
Nach über einer Stunde wurde die Rede plötzlich von lauten Rotorengeräuschen unterbrochen. Drei Polizeihubschrauber kreisten über ihren Köpfen und die Menge erbebte wie eine nervöse Tierherde. Einige Ordner richteten ihre Gewehre gen Himmel und drohten den Hubschraubern, welche offenbar die Teilnehmer der Veranstaltung und die geparkten Autos filmten. Tschistokjow rief seine Leute energisch zur Ordnung und befahl ihnen, sich nicht provozieren zu lassen.
Frank zog den Kopf ein und schob sich seine schwarze Kappe noch tiefer ins Gesicht, dann setzte er eine Sonnenbrille auf. Hunderte von Menschen um ihn herum begannen sich nun auch zu vermummen.
„Na, toll. Ich hatte mich schon gewundert, dass hier gar keine Bullen zu sehen sind. So eine Riesenveranstaltung lässt sich doch unmöglich geheim halten“, zischte Frank.
„Ich glaube nicht, dass hier gleich noch großartig Polizei auftaucht. Das trauen sie sich hier draußen auf dem Land nicht. Sie filmen uns nur...“, brummte Bäumer und verhüllte sein Gesicht.
„Es reicht, wenn sie hier Informationen sammeln, Gesichter und Autokennzeichen filmen – da werden sich hier einige in den nächsten Tagen wundern.“
„Unsere Kennzeichen sind alle gefälscht. Da finden die nichts“, bemerkte Bäumer gelassen.
„Ja, ich weiß, aber ich glaube kaum, dass alle hier diese Vorsichtsmaßnahmen getroffen haben...“

„Behaltet die Nerven. So etwas gehört dazu“, mischte sich Wilden ein.

Nach einer Weile verschwanden die Polizeihubschrauber wieder und Artur Tschistokjow setzte seine Rede unbeirrt und mit dem ihm eigenen Enthusiasmus fort.
Er rief seine Anhänger auf, sich nicht einschüchtern zu lassen und auch gegenüber dem schlimmsten Staatsterror standhaft zu bleiben. Noch eine weitere Stunde schmetterte er seine Doktrin in die Köpfe der Zuhörer, dann beendete er die Veranstaltung.
Die Masse sang zuletzt ein altes, patriotisches Lied, welches Tschistokjow vor einigen Wochen zur offiziellen Hymne seiner Freiheitsbewegung gemacht hatte, schwang ihre Fahnen und machte sich dann auf den Weg nach Hause.
Den Politiker sahen sie an diesem Tag nicht mehr wieder, da er sich sofort mit Peter und einigen anderen engen Vertrauen auf den Heimweg machte.
Als sie zu ihrem Auto kamen, wartete bereits Julia mit Viktor auf sie. Der gutaussehende Russe verabschiedete sich von der jungen Frau, küsste ihr die Hand und verschwand dann. Frank warf ihm einen erbosten Blick hinterher und stieg ins Auto.

„Wo warst du denn die ganze Zeit?“, brummte Kohlhaas in Richtung der jungen Frau.
„Ich war mit Viktor und einigen seiner Freunde weiter hinten. Er ist total witzig. Leider kann er nur Englisch“, flötete sie und wirkte zufrieden.
„Ist ja echt ein Jammer!“, gab Frank zurück.
„Ja, du solltest ihn auch einmal kennenlernen. Er will uns demnächst in Ivas besuchen.“

„Was?“, sagte Frank und explodierte innerlich. Er traute seinen Ohren nicht.
„Ja, hat er gesagt. Er will euch alle mal kennenlernen.“
„Aha, schön für ihn“, brummte Frank eingeschnappt und starrte geradeaus durch die Windschutzscheibe.
Vor ihnen verstopfte eine endlose Autoschlange die schlammige Landstraße und sie kamen nur im Schneckentempo voran.
Wilden nutzte die längere Fahrpause und erklärte wieder allen, auch denen, die es nicht hören wollten, die politische Wichtigkeit der heutigen Veranstaltung. Er sprach von einer „erneuten Machtdemonstration Tschistokjows“, von „revolutionärem Potential“ und der „feigen Staatsgewalt“.
Bäumer sah das etwas anders und behielt seine Meinung während der Autofahrt nicht für sich. Er war misstrauisch genug, um ahnen zu können, dass der Polizei diese Veranstaltung vielleicht sogar recht gewesen war.
Immerhin hatte sich ihr Gegner offen gezeigt und die Hubschrauber hatten genügend Bilder gemacht, um in den nächsten Tagen eine regelrechte Verhaftungswelle über Hunderte von Veranstaltungsbesuchern hereinbrechen zu lassen.
Frank interessierte das in diesem Augenblick nicht. Er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt, da ihn Julia wie einen dummen Jungen hatte stehen lassen. Dieser Viktor war ihm jetzt schon so sympathisch wie eine abgefrorene Zehe. Er redete für den Rest der Fahrt kein einziges Wort mehr mit Julia und schmollte vor sich hin.

Die Besucher aus Ivas kamen heil in ihrem Dorf an. Sie waren vorsichtshalber so gut es ging über Landstraßen gefahren und hatten die bedeutenderen Routen gemieden. Das hatte zwar viel Zeit gekostet, sie aber vor Polizeikontrollen bewahrt.

Andere Veranstaltungsteilnehmer hatten weniger Glück. Mehrere Dutzend Autos wurden im weiteren Umkreis von Schtewatj von der Polizei angehalten und es gab die ersten Verhaftungen.
Die Beamten hatten keineswegs vorgehabt 7000 teils gewaltbereite und bewaffnete Anhänger der Freiheitsbewegung am Veranstaltungsort selbst anzugreifen, sondern hielten, nachdem sich die Masse aufgelöst und in verschiedene Richtungen in Marsch gesetzt hatte, eine Reihe von verdächtigen Fahrzeugen auf dieser oder jener Straße an und zogen auf diese Weise, im wahrsten Sinne des Wortes, viele Anhänger Tschistokjows aus dem Verkehr. Doch das war erst der Anfang...

Während Wilden und der Anführer der *Rus* noch glaubten, den oft lustlos wirkenden Behörden erneut ein Schnippchen geschlagen zu haben, schlugen diese nun mit aller Macht zu und führten in den folgenden Wochen eine massive Verhaftungswelle durch.
GSA-Agenten, die teilweise aus den Verwaltungssektoren „Europa-Mitte“ und „Amerika-Nord“ eingeflogen worden waren, trieben die weißrussische Polizei nun zu eifrigeren Taten an und berieten sie im Kampf gegen die politischen Dissidenten.
Über die zahlreichen Autokennzeichen, welche die Polizeihubschrauber gefilmt hatten, konnte bereits eine große Zahl von oft unerfahrenen, jungen Besuchern der illegalen Massenkundgebung ermittelt werden. Eine Welle von Hausdurchsuchungen und Verhaftungen erschütterte ganz Weißrussland. Wer in die Fänge der Behörden geriet, den erwarteten lange Verhöre und oft auch Folterungen.
Bis Ende September wurden allein 50 Gruppenführer und Zellenleiter der *Freiheitsbewegung der Rus* festgenommen. Wem eine tragende Rolle in der Organisation nachgewiesen

werden konnte, den erwartete eine sehr lange Haftstrafe oder gar die Liquidierung.
Artur Tschistokjow verfiel aufgrund dieses unerwarteten Gewitters in ein tiefes Loch aus Angst und Depression. Er verließ seine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung in Pinsk so gut wie überhaupt nicht mehr und hatte fast nur noch zu seinem besten Freund Peter Ulljewski Kontakt, welcher ihn gelegentlich in tiefster Nacht besuchte.
Die *Freiheitsbewegung der Rus* erhielt jetzt ein Gegenfeuer, mit welchem sie nicht einmal ansatzweise gerechnet hatte, und drohte sogar in sich zusammen zu brechen.

Schlimmer geht`s immer...

Die Medien im gesamten Verwaltungssektor „Europa-Ost“ berichteten mittlerweile fast täglich über immer neue Erfolge im „Kampf gegen den Terror“, also gegen Artur Tschistokjow und seine Anhänger.
In der ersten Oktoberwoche wurde es noch unangenehmer. Scheinbar hatten Spitzel wesentlich mehr über die Struktur der Freiheitsbewegung herausgefunden, als ihrem Leiter lieb war und auch die geheime Druckerei konnte von der Polizei ausfindig gemacht werden.
Sub-Gouverneur Medschenko nahm die „allgegenwärtige Terrorbedrohung“ zum Anlass, die größeren Städte Weißrusslands mit noch mehr Kameras und neuartigen Scanautomaten überwachen zu lassen. Innerhalb von nur einem Monat war die *Freiheitsbewegung der Rus* von den Sicherheitsbehörden zu einem desolaten Haufen, deren Anführer man erfolgreich isoliert hatte, zusammengeprügelt worden.
Die Bürger, welche Artur Tschistokjow Sympathien entgegenbrachten, noch über Arbeitsplätze verfügten oder sogar eine Familie hatten, zogen sich nun entsetzt ins Privatleben zurück. Wer schon einmal bei einer Versammlung der *Rus* gewesen war, der hoffte jetzt, dass davon keine Behörde etwas mitbekommen hatte, sonst bedeutete das Arbeitsplatzverlust, Scanchip-Sperrung oder Inhaftierung.
Auch Frank und die anderen aus Ivas waren niedergeschmettert und verängstigt. Wilden jammerte nur noch tagelang vor sich hin und bereute sein zu siegessicheres und unachtsames Verhalten. Jetzt konnten sie nur hoffen, dass ihre Kontakte zu Artur Tschistokjow

nicht doch irgendwie nachverfolgt werden konnten und in einem der zahlreichen Verhöre nicht versehentlich der Name „Ivas“ fiel.

„Verdammt!“, schrie Frank, rutschte vor Aufregung fast von dem alten Sessel in seinem provisorisch eingerichteten Wohnzimmer und starrte entsetzt auf den Bildschirm.
„Alf! Komm her! Schnell!“, schrie er und atmete schneller.
Bäumer schlich aus dem Bad, wo er sich zuvor genüsslich niedergelassen und in einem alten Nachrichtenmagazin geschmökert hatte.
„Was ist denn?“, fragte er genervt.
„Der Stadtgouverneur von Moghilev, Roman Khazarov, ist heute Morgen vor seinem Haus erschossen worden. Sie sagen, dass die Täter Mitglieder in Arturs Gruppe sind!“
Alf setzte sich auf die Couch und schnaufte, während die helle Stimme der Fernsehreporterin durch den Raum schallte. Sie berichtete, dass drei junge Männer von der Polizei verhaftet worden waren. Dann zeigte der Bericht Bilder von einer Hausdurchsuchung und Werbematerial mit dem Konterfei Artur Tschistokjows.
„Das hat uns gerade noch gefehlt“, stöhnte Bäumer und hielt sich den Kopf. „Die Medien werden die Sache ausschlachten und die Bullen haben jetzt eine Rechtfertigung noch härter gegen die Freiheitsbewegung vor zu gehen!“
„So ist es“, fügte Frank hinzu und fluchte laut.
Sie liefen zu Wilden, welcher von der Sache noch nichts gehört hatte.
Er hatte den bisherigen Teil des Tages hauptsächlich mit dem Sortieren alter Bücher verbracht und reagierte auf die Hiobsbotschaft mit spürbarer Nervosität.
„Im Fernsehen haben sie gesagt, dass die Behören jetzt jeden Anhänger von Tschistokjow, dessen sie habhaft

werden können, als Terrorist liquidieren werden!“, erzählte Kohlhaas aufgeregt.
„Das hätten sie über kurz oder lang ohnehin getan – und sie tun es ja teilweise auch schon. Allerdings haben sie jetzt eine moralische Rechtfertigung für derart brutale Maßnahmen gegen unsere Leute“, antwortete der Dorfchef mit betretener Miene.
„Wie viele wissen eigentlich von Ivas?“, erkundigte sich Alf und sah Wilden mit stechenden Augen an.
„Eigentlich nur Artur und seine engsten Vertrauten“, erwiderte der ältere Herr unsicher.
„Und dieser Viktor aus Grodno, Julia hat ihm von unserem Dorf berichtet. Und viele andere wissen das wohl auch, denn du hast es ihnen berichtet. Ich war ja dabei“, warf Frank dem Dorfchef vor.
„Ich konnte doch so etwas nicht ahnen!“, jammerte Wilden und entschuldigte sich.
„Scheiße!“, fauchte Frank nur und ging mit Alf wieder nach draußen. Die nächsten Tage waren von Angst und Nervosität geprägt und es war unwahrscheinlich, dass sich dieser Zustand bald ändern würde.

„Habt ihr den Verstand verloren?“, schrie Artur Tschistokjow und seine Stimme hallte aus dem dunklen Kellerraum bis auf die Straße hinauf.
Peter Ulljewski hielt einen zitternden, jungen Mann namens Martin Malkin, den Leiter der Gruppe von Moghilev, in seinen kräftigen Händen und schüttelte ihn, dann stieß er ihn gegen die graue Betonwand der Raumes.
„Wir dachten…“, stammelte der Verängstigte und hielt seine Hände vor das Gesicht.
„Habe ich das angeordnet?“, schrie Tschistokjow.

„Nein, aber….aber die Bullen haben zwei von unseren Leuten erschossen. Ohne Grund!“, erklärte Malkin mit zitternder Stimme.
„Was war denn bei euch in Moghilev jetzt genau los?“, knurrte Peter.
„Einige von unseren Jüngeren waren in der Stadt in einer Kneipe, da bekamen sie Ärger mit ein paar Aserbaidschanern. Die leben mittlerweile in Massen im Osten von Moghilev…“, sagte Malkin.
„Ich weiß! Weiter!“, unterbrach ihn der Anführer der *Rus*.
„Ja, und die Lage schaukelte sich hoch. Die Aserbaidschaner sammelten sich schließlich auf der Straße vor der Kneipe und zückten Messer und Schlagringe, es waren sechs Mann. Unsere Leute kamen aus der Kneipe und lieferten sich eine erste Prügelei. Einer von uns wurde mit einem Messer verletzt und diese Typen hauten ab. Nach einer halben Stunde kamen sie wieder, mit etwa 30 weiteren Männern. Unsere Leute hatten mittlerweile auch noch ein paar Jungs zusammengetrommelt.
Kurz darauf rückten zwei Bullenwagen an und die Beamten beschuldigten sofort unsere Leute, dass sie an dem Streit schuld waren und Krawalle anzetteln wollten. Diese verdammten Aserbaidschaner ließen sie in Ruhe!“
„Wussten die, dass ihr bei der Freiheitsbewegung seid?“, erkundigte sich Artur und strich sich wütend durch die Haare.
„Nein, natürlich nicht! Ein paar von unseren Männern ärgerten sich über das Verhalten der Polizei so sehr, dass sie die Beamten anbrüllten. So kam es zu einem kurzen Handgemenge und die Bullen schossen auf einmal drauf los. Mein bester Freund wurde im Gesicht getroffen und starb sofort, ein anderer bekam einen Bauchschuss und verblutete kurz darauf.“
„Ja, und dann?“, hakte Artur nach.

„Ich selbst war ja nicht dabei. Die anderen aus Moghilev haben es mir so erzählt. Der Rest der Gruppe flüchtete.“
„Was hat das mit diesem Khazarow zu tun?“, schnaubte Peter von der Seite und schubste Malkin erneut.
„Verdammt! Sie haben meinen besten Kumpel Alexander erschossen, mit dem bin ich aufgewachsen. In den folgenden Tagen waren alle von uns zornig bis in die Haarspitzen. Einige der jungen Leute forderten einen Rachefeldzug. Irgendwer musste dafür bezahlen…“
„Und dann hast du angeordnet, den Stadtgouverneur abzuknallen, oder wie?“, schrie Tschistokjow mit hoch rotem Gesicht.
„Nein, das haben drei von unseren Jungs auf eigene Faust gemacht!“
„Verdammter Mist!“, grollte Artur und trat gegen eine Holzkiste, die mit einem lauten Knacken zerbarst.
„Ich sollte diese Idioten persönlich abknallen. Seit wann werden solche Aktionen ohne meinen Befehl gemacht? Seit wann werden solche Aktionen überhaupt von Leuten meiner Organisation gemacht? Wir sind Freiheitskämpfer, politische Aktivisten und keine Terroristen!“, keifte der blonde Mann.
„Jetzt werden sie jeden von uns jagen wie einen räudigen Hund. Stellt euch darauf ein“, brummte Peter Ulljewski, winkte ab und drehte den anderen den Rücken zu.

Arturs bester Freund und langjähriger Mitstreiter hatte die Situation richtig eingeschätzt. In den folgenden Wochen berichteten die Medien fast täglich von neuen Verhaftungen und es wurde noch schlimmer.
Die drei jungen Attentäter aus Moghilev, welche schnell gefasst worden waren, wurden in einem spektakulären Schauprozess verurteilt und wenige Tage später hingerichtet.

Auch viele gewöhnliche Bürger, welche in Artur Tschistokjow wirklich so etwas wie einen Reformator oder gar Befreier gesehen hatten, waren nun verunsichert, denn die Medien stellten ihn unablässig als Chef einer „Mörderbande“ oder als „Weißrusslands gefährlichsten Terroristen“ dar. Letztendlich lösten sich einige Teile der *Freiheitsbewegung der Rus* unter diesem enormen Druck auf oder verfielen langsam.
Artur Tschistokjow war von Peter für die nächsten zwei Monate an einen geheimen Ort irgendwo im Norden des Landes gebracht worden und verließ sein Versteck so gut wie nie.
Derweil lebten die Einwohner von Ivas weiter vor sich hin und waren froh, dass bisher scheinbar niemand den wahren Charakter ihres Dorfes erkannt hatte. Auch Frank verfiel in dieser Zeit in eine gewisse Lethargie und Traurigkeit. Bald stand der Winter des Jahres 2033 vor der Tür und die ersten Schneeflocken fielen vom Himmel.
Gelegentlich erkundigte sich Kohlhaas bei Wilden, ob er etwas von Tschistokjow gehört hatte, doch dieser zuckte stets betrübt mit den Achseln. Die einzig positiven Meldungen waren inzwischen die Nachrichten aus Japan, welche der Dorfchef ab und zu erhielt, wenn er mit Herrn Taishi telefonierte. Hier, im fernen Osten, hatte Präsident Matsumoto sein Land nach besten Kräften aufgebaut und seine Herrschaft gefestigt. Das war der einsame Lichtblick in diesen dunklen Tagen.

Ein Mitglied der *Freiheitsbewegung der Rus* fand Anfang Dezember allerdings seinen Weg nach Ivas. Es war nicht Artur Tschistokjow, der sich nach wie vor versteckt hielt und hoffte, dass der Sturm wieder abflauen würde, sondern Viktor, der gut aussehende, athletische Leiter der Gruppe

von Grodno. Er besuchte die Familie Wilden, mit besonderer Betonung auf Julia, auf eigene Faust.
Dem Dorfchef war der junge Mann zwar sympathisch, aber er war trotzdem nicht sonderlich begeistert davon, dass jetzt noch Besucher von außerhalb in das Dorf kamen. Seine Tochter hingegen war es schon. Sie hatte Viktor extra eingeladen, so wie sie es ihm damals bei der Veranstaltung in Schtewatj versprochen hatte.
Frank Kohlhaas sah die beiden eines Tages laut schwatzend und lachend durch das Dorf schlendern und blieb mit offenem Munde stehen. Er hatte Julia aus Verärgerung über ihren „Ausflug“ mit dem Russen in den letzten Wochen weitgehend ignoriert und musste jetzt mit ansehen, wie sie mit diesem turtelnd durch Ivas schritt.
„Ich könnte den Schönling ja mal fragen, ob er was von Artur gehört hat“, dachte er sich zerknirscht. „Ach, scheiß drauf! Er ist sicherlich wegen etwas anderem hier, der hochnäsige Idiot…“
Julia sah Frank von weitem und winkte ihm zu. Jener gab ihr jedoch nur ein gekünsteltes Lächeln zurück und ging dann weiter in eine Nebenstrasse.
„Dämliche Kuh!“, zischte er leise.
Dieser Anblick führte keineswegs dazu, dass sich Franks gedrückte Laune in den nächsten Tagen und Wochen entscheidend verbesserte. Den Winter verbrachte er weitgehend in seinem schwach geheizten Haus und besuchte auch Familie Wilden nur noch selten. Oft sprach er dem Alkohol zu und ließ sich von John Throphy, der regelmäßig Einkäufe für die Dorfgemeinschaft erledigte, Massen von Spirituosen besorgen.
In den dunklen Winternächten krochen auch seine Alpträume wieder häufiger aus den dunklen Ecken seines Unterbewusstseins als in den anderen Zeiten des Jahres.

Oft waren die seltsamen Visionen, die Franks Schädel in der Schwärze der Nacht belagerten, bizarr und verschwommen. Gelegentlich tauchten seine Eltern, seine Schwester oder Nico auf. Manchmal aber auch andere verwirrende Dinge.
Ein Traumgesicht blieb ihm noch viele Tage im Gedächtnis. Als er durch eine ihm unbekannte Stadt ging, traf er auf eine lange Reihe von Menschen, welche aneinander gekettet waren. Männer in grauen Hemden trieben sie vorwärts und führten sie aus der Stadt heraus auf ein großes Feld.
Frank schritt neben der Menschenschlange her und wusste nicht, was er davon halten sollte. Nach einer Weile hatte er ihre Spitze erreicht, sie endete an einer lang gezogenen Steinmauer.
„Vorwärts! Die nächsten!“, brüllte einer der Männer im grauen Hemd und führte einige der Leute vor die Wand.
Er verband ihnen die Augen, während seine Gehilfen aus dem Hintergrund kamen. Sie hatten Gewehre in den Händen, welche sie nun durchluden, um anschließend eine lange Schützenreihe zu bilden.
„Feuer!“, ertönte es und eine Salve mähte die Leute vor der Mauer nieder. Die Toten wurden weggezogen und in eine riesige Grube gestoßen, wo bereits unzählige Leichen lagen.
So ging es weiter. Eine Salve nach der anderen zerriss die Stille, doch die Menschenschlange schien nicht kleiner zu werden.
Frank blickte mit Entsetzen und Abscheu auf dieses Szenario. Die um ihn herum stehenden Menschen beachteten ihn jedoch nicht. Plötzlich hörte er hinter sich eine vertraute Stimme, er drehte sich um und sah Artur Tschistokjow.
„Frank, schön, dass du auch gekommen bist!“, sagte der Anführer der *Rus*.

„Was tut ihr hier?“, fragte ihn Frank mit zitternder Stimme.
„Wir haben es geschafft!“, stieß Artur freudig aus.
„Aber was macht ihr denn?“, stammelte Kohlhaas verwirrt.
Tschistokjow klopfte ihm auf die Schulter und antwortete: „Was wir machen? Alles, was notwendig ist!“
„Ich verstehe nicht ganz...“, stockte der junge Mann aus Ivas.
„Frage nicht so viel! Hilft uns lieber!“
Der russische Rebellenführer drückte ihm ein Gewehr in die Hand.
Frank schwieg und blickte ihn verstört an. Ein unbehagliches Gefühl drückte ihm die Kehle zu und verwirrte seinen Geist.
„Wir haben gesiegt! Freue dich doch! Und jetzt hilf uns endlich!“, erklärte ihm Artur.
Ein weiterer Feuerbefehl wurde gebrüllt und das Tackern von Gewehren folgte. Artur Tschistokjow verschwand wieder und ließ Frank mit dem Gewehr zurück.
Der Träumende riss die Augen auf und stieß ein lautes Schnaufen aus. Verstört krallte er sich an seiner Bettdecke fest und sah sich um.
„Soll das Ganze so enden?“, schoss es Frank durch den Kopf.

Kalte Tage

Während Alfred zu einer feucht fröhlichen Silvesterparty bei den Wildens ging, blieb Frank allein zu Hause zurück. Ihm war nicht nach Feiern zu Mute. Jede Hoffnung, sowohl im politischen, wie auch im privaten Bereich erschien zerschlagen. Es war eine Katastrophe.
Und dieser finstere Winter war besonders hart. Nicht nur in Frank Seele, sondern auch in der Realität. Eine grausame Kältewelle fegte bis Ende Februar 2034 über Russland und die umliegenden Länder hinweg. Auch das Baltikum wurde unter einer dicken Schneeschicht begraben.
In dieser schrecklichen Zeit erfroren oder verhungerten vielerorts Abertausende von Obdachlosen und Bettlern, welche sich kein Dach über dem Kopf leisten konnten und auch keine Aussicht mehr auf einen Broterwerb hatten.
So erging es großen Teilen Europas, aber in Osteuropa war es am schlimmsten und so wuchs eine Welle des Unmuts in der Bevölkerung heran, wie sie vorher noch nie da gewesen war.
Zudem wurde seit Beginn des neuen Jahres eine weitere Steuererhöhung durchgesetzt, um die ständig leeren Kassen des Sub-Verwaltungsbezirks „Baltikum-Weißrussland“ wieder kurzzeitig aufzufüllen. Ein großer Teil der Gelder wurde allerdings für das Abtragen von Schulden an den „Global Bank Trust“, die internationale Bank des Weltverbundes, aufgewendet und war genau so schnell wieder ausgegeben, wie er eingenommen worden war.
So bildete sich langsam ein Nährboden für Unruhen, doch von Artur Tschistokjow war noch immer nichts zu sehen. Er blieb nach wie vor irgendwo im Untergrund und scheute die Öffentlichkeit aus verständlichen Gründen. Stattdessen

verfasste er ein Buch mit dem Titel „Der Weg der Rus“, in dem er seine wichtigsten politischen Ziele, aber auch Biographisches, zu Papier brachte. Der junge Mann schrieb in dieser Zeit wie ein Besessener und bald brachte es sein Werk auf über 1200 Seiten.
Artur Tschistokjow war entschlossen wieder zu kommen. Die Verfolgungswelle und die brutale Zerschlagung seiner Organisation hatten ihn nur kurzzeitig demoralisiert, dann folgte er wieder seinen Visionen von einem freien Russland und sein fanatischer Wille ließ ihn nicht mehr ruhen.
Seine Eltern und sein älterer Bruder waren inzwischen, nach einer langen Zeit in Haft, im Zuge der letzten großen Liquidierungswelle von den Schergen der Weltregierung ermordet worden. Das hatte er mittlerweile herausgefunden. Es war zu Beginn des Jahres passiert.
Scheinbar hatte man sie überhaupt nur so lange leben lassen, weil die Behörden hofften, dass er sich vielleicht doch eines Tages wegen ihnen aus seinem Versteck hinauswagen würde. Doch das hatte er nicht getan und somit sahen die Mächtigen keine Veranlassung mehr, sie nicht zu liquidieren.
Artur Tschistokjows Hass wuchs in diesen Wintermonaten ins Unermessliche und ihm wurde immer deutlicher bewusst, dass auch sein Leben nur noch mit dem Erfolg seiner Bemühungen Sinn machte. So fasste er den felsenfesten Entschluss, jetzt endgültig mit allen Konsequenzen zu kämpfen und zu siegen – oder zu fallen.

Frank, Alfred, Wilden und Sven warteten in HOKs Arbeitszimmer jetzt schon eine halbe Stunde sehnsüchtig auf das Klingeln des Handys. Heute Morgen hatte sich Artur Tschistokjow bei dem fülligen Informatiker auf einer gut verschlüsselten Leitung gemeldet und nach Herrn Wilden gefragt. HOK hatte erklärt, dass er den Dorfchef erst holen

müsse und der Rebellenführer versprach, dass er sich um 13.00 Uhr wieder melden würde.
„Wir haben jetzt Ende Februar. Wo hat der Kerl die ganze Zeit gesteckt?“, fragte Frank die anderen.
„Er hatte sich verdrückt. Das war auch das einzig Richtige. Wir sollten froh sein, dass die Behörden nicht auf Ivas aufmerksam geworden sind“, antwortete der Dorfchef und starrte mit gierigen, aufgerissenen Augen auf das Display des Handys vor ihm. Die Uhr zeigte jetzt 13.20 Uhr, das Display leuchtete hell auf und ein Klingeln zerriss die erwartungsvolle Stille.
„Ja?“ Wilden nahm den Anruf mit unterdrückter Rufnummer entgegen.
„Ich bin es, Thorsten!“
„Ha, ha! Du lebst! Wo warst du die ganzen Monate?“
„Ich war versteckt. Ich kommen nach Ivas. Morgen!“
„Super! Wir freuen uns alle auf dich. Wann kommst du?“
„15.00 Uhr ich bin bei dir.“
„Gut, bis morgen!“
Der ältere Herr legte auf und strahlte die anderen glücklich an. Frank klopfte ihm sanft auf die Schulter und stieß einen Freudenschrei aus.
„Ich danke Gott, dass er noch lebt!“, bemerkte Kohlhaas erleichtert und strahlte.
„Wenn sie ihn erwischt hätten, dann wäre das schon im Fernsehen gekommen. Meinst du nicht auch?“, sagte Alf.
„Das ist wohl wahr! Mensch, was bin ich froh!“, stieß Frank aus und ballte die Faust wie ein Olympiasieger.

Artur Tschistokjow verneigte sich höflich und zwinkerte Frau Wilden, welche ihm die Tür geöffnet hatte, zu. Dann kam er die Treppe herauf und ging ins Arbeitszimmer des Dorfoberhauptes, wo ihn ein Dutzend Männer freudig begrüßten.

„Ich bin noch da. Zurück aus den Exil!“, scherzte der Russe.
„Wo warst du denn?“, erkundigte sich Frank.
„In Nähe von Khoyniki, in Süden von Weißrussland. Dort glaubten die Polizei nicht, dass ich bin. Sie haben in Norden meistens gesucht…“
„Ha, ha! Hatte das wieder Peter organisiert?“, fragte Wilden und lehnte sich zufrieden in seinen Sessel zurück.
„Ja, er und andere Freunde!“
„Willst du denn jetzt weitermachen mit der *Freiheitsbewegung der Rus*?“, kam von Sven.
„Natürlich! Ich mache jetzt richtig weiter. Jetzt richtig! Versteht du?“, erwiderte der Politiker entschlossen. Artur öffnete seinen Aktenkoffer und nahm einen riesigen Stapel Papiere heraus. Er überreichte ihn Wilden.
„Was ist das?“
„Das ist Manuskript von mein Buch, welche ich habe geschrieben in die letzte Monate. Es heißt auf Deutsch „Der Weg der Rus“. Das kannst du lesen. Eine Tages ich werde es machen lassen.“
„Drucken lassen“, ergänzte Frank und zwinkerte Tschistokjow zu.
„Ja, ich lasse den Buch drucken!“
„Interessant!“, murmelte Herr Wilden. „Mal sehen, ob mein Russisch wirklich so gut ist.“
„Die Krise von Wirtschaft wird größer in Weißrussland. Es wird immer schlimmer“, sagte Tschistokjow.
„Ja, es gibt wohl noch mehr Potential für unsere Sache als vor einem halben Jahr“, fügte der Dorfchef hinzu.
„Richtig! Noch mehr arme Leute, noch mehr Probleme in ganze Land!“
„Aber deine Organisation ist doch zerstört, oder?“, fragte ein junger Mann aus dem Hintergrund.
„Sie ist nicht ganz kaputt, viele Struktur ist noch da, meine Freunde. Ich werde jetzt kämpfen bis zu Sieg. Nie mehr ich

werde mich verstecken!“, predigte Tschistokjow mit Verbitterung.
„Im Fernsehen haben sie neulich gesagt, dass du Selbstmord begangen hast. War auch auf den englischsprachigen Kanälen“, sagte Sven.
„Ach, davon habe ich gar nichts mitbekommen“, wunderte sich Alf.
„Nein, ich lebe noch. Sie lügen! Sie lügen immer in Fernsehen! Meine Eltern und mein Bruder haben sie erschossen, in Januar. Ich weiß es von eine Freund!“, grollte der blonde Mann und fletschte die Zähne.
Frank Kohlhaas zuckte innerlich zusammen, als Tschistokjow das erzählte. Er wusste zu gut, wie er sich fühlen musste. Das gleiche grausame Schicksal hatte ihn vor einigen Jahren ereilt.
„Sie verhaften Eltern und Schwester und Bruder, um mich heraus zu holen. Versteht ihr, wie ich meine?“, fuhr Tschistokjow fort.
„Ja!“, zischte Frank mit finsterem Blick und Hass glühte in ihm auf. „Bei mir haben sie das Gleiche getan! Diese Ratten!“
„Das ist unsere „Fate“…in Englisch“, bemerkte Artur mit einem zynischen Lächeln.
„Schicksal! Das ist unser Schicksal!“, erklärte Frank und nickte.
„Sie werden zahlen! Wenn wir den Macht haben, werde die Schweine zahlen! Ich werde ihr Blut verschütten!“, knurrte der Russe mit starren Augen.

Die Situation hatte sich wieder ein wenig beruhigt, zumindest im Bezug auf den immensen Verfolgungsdruck, den die Behörden und die GSA auf die Anhänger der *Freiheitsbewegung der Rus* im letzten halben Jahr aufgebaut hatten. Offenbar dachten sie, dass die

Organisation weitgehend vernichtet sei, nachdem sie mehrere Tausend Verdächtige im ganzen Land inhaftiert oder erschossen hatten. Den Kopf der Bewegung hatten sie jedoch nicht erwischt und dieser hatte sich zu einem noch radikaleren und entschlosseneren Fanatiker und Revoluzzer entwickelt. Artur Tschistokjow war nun zu allem bereit und hatte sich mit dem Gedanken, eines Tages vielleicht selbst zum Schafott geführt zu werden, offenbar abgefunden. Aber als Widerständler hatte er schon seit langem ein gutes Verhältnis zum Jenseits entwickelt.
Anfang März machten sich Artur und Peter auf den Weg nach Minsk. In einem Außenbezirk im Westen der Metropole hatten sie etwa hundert ihrer Anhänger zusammengetrommelt. Es war Tschistokjows erster Versuch seit Monaten, die orientierungslosen Männer wieder unter dem Banner des Drachenkopfes zu versammeln. Viele waren außer sich vor Freude in die kleine, leerstehende Turnhalle am Stadtrand gekommen, als sie hörten, dass der Rebellenführer wieder aktiv war und sie in Minsk besuchte.
Etwa ein Dutzend Männer hatte Gewehre dabei, einige schielten immer wieder durch ein schmutziges Fenster und sahen auf den verregneten Parkplatz vor dem Gebäude. Wenn hier heute die Polizei auftauchte, dann würde es notfalls Tote geben. Das hatte Tschistokjow seinen Leuten schon im Vorfeld gesagt.
Der Politiker unterhielt sich noch kurz mit dem Anführer seiner Gruppe in der größten Stadt des Sub-Verwaltungssektors „Weißrussland-Baltikum“, Michael Tcherezov, einem grimmig dreinschauenden Mann Mitte dreißig, und ging dann hinter das Rednerpult. Er musterte den Haufen vor sich, starrte sie mit durchdringendem Blick an und begann dann mit seiner Rede.

„Meine Mitstreiter! Meine Freunde!
Als wir vor einigen Jahren mit unserem Kampf begannen, da waren wir ein winziger Trupp von kaum 300 Mann im ganzen Land, verzweifelt an der Gegenwart und von Sorgen, Ängsten und Nöten geplagt.
Wir kamen aus allen Ecken und Lagern der Gesellschaft mit einem gemeinsamen Ziel vor Augen: Unser Russland nicht sterben zu lassen und es wieder frei und unabhängig zu machen!
Jetzt sind wir fast vernichtet. Man hat uns beinahe ausradiert aus der Geschichte und uns anonym gemacht. Das System hat auf uns mit allen Mitteln eingeschlagen, unsere Leute verhaftet und ermordet, uns mit Lügen und Hetze überschüttet. Sie haben eine Menge aufgefahren, um uns zu zerstören – offenbar haben unser Name und unser Zeichen schon ausgereicht, dass dieses System solch verzweifelte Mittel angewendet hat.
In unserer Ohnmacht richten wir uns jetzt wieder auf. Wir verteidigen, was vielleicht schon gefallen ist, und werden dann von der Verteidigung zu einem ungestümen Angriff übergehen!
Gebt uns die Freiheit zurück! Gebt uns unser Land zurück! Wir werden nicht ruhen, bis entweder das Weltsystem tot ist oder wir es sind!
Wir haben nichts zu bereuen! Wir geben nicht auf! Wir werden weiterkämpfen! Fanatischer und selbstloser als es sich unsere Feinde ausmalen können!
Schlagt ruhig auf uns ein, das wird uns nur hart machen. Und verzeihen werden wir eines Tages nicht! Wir werden euch keine Gnade gewähren, so wir ihr uns, unserem ganzen Volk und auch der übrigen Welt niemals Gnade gewährt habt! Es wird ein Kampf auf Leben und Tod werden und wir sind bereit, ihn auszufechten! Komme, was wolle!

Ich habe in den letzten Tagen mit vielen von uns gesprochen. Einige hatte man inhaftiert und gefoltert, damit sie Informationen über mich preisgeben.
Andere hingegen hatten nicht mehr das Vergnügen, überhaupt noch inhaftiert zu werden, sie wurden direkt erschossen. Wir werden sie erst im Jenseits wiedersehen und ihnen dann hoffentlich sagen können: Brüder, wir haben es auf Erden geschafft. Unsere Kinder wachsen jetzt als freie Männer und Frauen auf, in einem Land, das ihnen gehört!
Wer nicht bereit ist, den Kampf bis zur letzten Kugel zu führen, der soll jetzt gehen und nicht mehr wiederkommen! Wem sein eigenes Leben mehr wert ist, als das Leben unseres Volkes, der soll jetzt für immer verschwinden!
Alle anderen mögen mit mir kommen, mir folgen. Auch wenn ich euch durch die Hölle führen muss, so bin ich sicher, dass nach diesem schrecklichen Weg ein neuer Morgen auf uns wartet!
Wir beugen uns nicht! Wir geben nicht nach! Sie müssen uns alle totschlagen, damit wir den Mund halten! Und genau so werden wir sie alle totschlagen, wenn sich die Machtverhältnisse eines Tages ändern! Kompromisse gibt es nicht mehr – es gibt nur noch Untergang oder Sieg!“

Tosender Applaus ertönte. So wollten es Arturs Mitstreiter hören. Zumindest die meisten. Ein paar von ihnen waren allerdings auch verstört, denn Tschistokjow strahlte an diesem Tag eine geradezu unheimliche Entschlossenheit und Willensstärke aus. Seine Worte mochten auf den ersten Blick pathetisch und übertrieben wirken, doch er meinte sie todernst.
Den Rest des Monats verbrachte der Anführer der *Rus* mit einer unermüdlichen Reise durch alle wichtigeren Städte des Landes, wo er seine Getreuen zusammenrief und ihnen

die Schlagwörter der neuen Kampfphase einhämmerte. Seine Anhänger waren wesentlich weniger geworden, doch die, welche ihm treu geblieben waren, schwor er auf den neuen, harten Kurs mit fast wahnsinniger Verbohrtheit ein.
Jetzt wollte er ernst machen und seine Organisation zu einer Massenbewegung formen. Die wirtschaftliche Lage hatte sich dramatisch verschlechtert und nun galt es für ihn zu ernten. Doch diese Ernte sollte blutig werden…

In Ivas ging das Leben derweil einmal mehr seinen gewohnten Gang. Arturs Besuch hatte sie alle wieder moralisch aufgebaut und Wilden hielt engen Kontakt zu dem Russen.
Auch die Gruppe der jungen Männer aus Ivas, die der *Freiheitsbewegung der Rus* in den vorherigen Monaten so oft bei Aktionen unter die Arme gegriffen hatte, war schnell wieder zu begeistern gewesen.
Als der verregnete April über das Baltikum und Weißrussland kam, begannen sie wieder mit fieberhaftem Eifer, aktiv zu werden und waren oft tagelang, besonders im Westen und Norden Weißrusslands, zusammen mit ihren russischen Mitstreitern unterwegs. Vor allem Sven tat sich durch vielseitige Hilfe in allen Bereichen hervor.
Frank und Alfred beobachteten Arturs Wiederkehr auf die Bühne der Politik jedoch nach wie vor recht distanziert und besuchten lediglich die eine oder andere Veranstaltung.
Mitte April führte Artur Tschistokjow eine Protestkundgebung in Brest durch. Etwa 1000 Teilnehmer kamen und zogen für eine Stunde durch die Innenstadt. Es gab schwere Auseinandersetzungen mit der Polizei und zwei Dutzend Tote.
Eine Woche später tauchten die Männer der Freiheitsbewegung in Pinsk auf und zogen mit etwa 300 Leuten vor eine Fabrik, um die Arbeiter zum Streik zu

ermutigen. Es folgten weitere spontane Protestmärsche in Slutsk und Begoml.
Die Medien berichteten landesweit vom erneuten Erscheinen Tschistokjows und die Behörden begannen im Gegenzug mit groß angelegten Verhaftungen, Verhören und sogar Erschießungen. Dies führte dazu, dass Artur bei Zusammenstößen mit der Polizei seinen Mitgliedern nun befahl, ebenfalls Gewalt anzuwenden und zurück zu schießen.
Alles in allem beeindruckten der Mut und die Entschlossenheit Tschistokjows viele verzweifelte Bürger und seine Reihen füllten sich langsam wieder. Sein Schneid sich so offen mit einem brutalen und vollkommen übermächtigen System auseinander zu setzen, rang sogar vielen weißrussischen Polizisten eine gewisse Bewunderung ab.
Als es ihm schließlich sogar gelang, drei gleichzeitig stattfindende Demonstrationen in Slonim, Vidzy und Slavgorod mit jeweils über 700 Teilnehmern durchzuführen, schenkten ihm die Medien noch mehr Aufmerksamkeit.
Die öffentlich proklamierten Forderungen des ungebrochenen Revolutionärs trafen die Verwaltungsregierung Weißrusslands schwer. Zehntausende von Bürgern bekamen unangenehme Wahrheiten zu hören, über die kein Fernsehsender jemals berichtet hätte.
Medschenko und seine Vasallenregierung wurden bloßgestellt und ihre Verbrechen offen angeprangert. Die meisten Weißrussen, welche Arturs Reden hörten, kamen durchaus ins Nachdenken und waren anschließend auch durch die beste Fernsehpropaganda nicht mehr so einfach auf Spur zu bringen. Zudem kollabierte die Industrie im Frühjahr 2034 noch flächendeckender als in den Jahren zuvor. Zehntausende weißrussische Leiharbeiter wurden

entlassen, ganze Fabrikkomplexe geschlossen und in andere Länder ausgelagert. Im Gegenzug stiegen die Lebensmittelpreise und Gebühren weiter an. Eine finstere Wolke der unterschwelligen Wut pulsierte in den Köpfen vieler Weißrussen und die soziale Situation machte keinerlei Anstalten sich in den nächsten Jahren zu verbessern.
Weiterhin entbrannte bei vielen Einheimischen eine offene Abneigung gegen die von der Regierung angesiedelten Fremden aus den orientalischen und asiatischen Ländern und immer öfter kam es mit dieser wachsenden Gruppe zu Konflikten in den Großstädten.
Kriminelle Banden aus den ehemaligen Teilrepubliken der alten Sowjetunion überschwemmten mittlerweile das Land und machten durch Raub, Mord, Drogen- und Menschenhandel von sich reden. In manchen Vierteln der Großstädte Weißrusslands entstanden gefährliche Ghettos voller Kriminalität, Armut und Gewalt. So heizte sich die explosive Stimmung im Land weiter auf.

„Ich werde jetzt in jede größere Stadt in Land eine Demonstration machen!“, erklärte Tschistokjow und nahm einen Schluck Tee zu sich.
Heute hatten sie sich in Franks Haus getroffen. Wilden war auch dabei und hatte eine Karte von Weißrussland mitgebracht. Warme Sonnenstrahlen drangen durch das Küchenfenster und erhellten den alten, noch immer leicht renovierungsbedürftigen Raum, in einem angenehmen Licht.
„Und hier willst du anfangen?“, fragte Frank und deutete mit seinem Finger auf die Kleinstadt Verkhnedvinsk an der litauischen Grenze.
„Ja, ich fange in Norden an und gehe bis Süden, bis an die Grenze von Ukraine!“, erklärte der Anführer der Freiheitsbewegung selbstsicher.

„Aber dann können sich die Behörden doch denken, wo ihr als nächstes demonstriert“, warf Bäumer etwas verdutzt ein.
„Und was ist mit Minsk?“, wollte Frank wissen.
„Sie sollen es doch wissen. In die kleine Städte sind wenige Polizisten und wir werden immer mehr Leute sein. Dann gibt es Konfrontation! Na und?“, gab Artur grimmig zurück.
„Und Minsk?“, hakte Kohlhaas nach.
„In Minsk wir werden nicht demonstrieren. Das ist zu gefährlich! Auch nicht in die andere ganz große Städte, wie Wizebsk und so weiter…“
Artur erläuterte weitere Einzelheiten seines Vorhabens. Er wollte die Macht der Behörden tatsächlich zuerst in den ländlicheren Regionen auf die Probe stellen. Wilden fand die Idee gut und lobte die Entschlossenheit des jungen Politikers. Frank und Alfred waren allerdings noch immer nicht ganz von Arturs Plänen überzeugt.
Am 03.05.2034 begann Tschistokjow mit einem ersten Protestmarsch in Verkhnedvinsk, einer verschlafenen Kleinstadt mit kaum 15000 Einwohnern im äußersten Norden Weißrusslands. Über 2000 Anhänger konnte er dort versammeln, welche seiner fast zweistündigen Rede lauschten. Der Zuspruch in der Bevölkerung war enorm und der Politiker wurde von vielen tatsächlich wie ein Befreier gefeiert und bis auf eine kleine Anzahl von filmenden Polizisten ließ sich die Staatsgewalt nicht blicken. Es war ein erster Erfolg.
Eine Woche später nahmen sich die Anhänger der *Freiheitsbewegung der Rus* die Stadt Disna vor. Sven und die anderen jungen Leute hatten bereits einen Tag vor der Kundgebung Flugblätter rund um die Kleinstadt verteilt und sich bei den Bauernfamilien, welche hier um ihre wirtschaftliche Existenz kämpften, viele Sympathien verschafft. Dann folgte eine Kundgebung mit etwa 800 Leuten. Frank und Alfred waren diesmal auch mit dabei.

Auch hier verlief alles ruhig, denn die wenigen Polizisten ließen es offenbar auf keine Straßenschlacht ankommen.
Zwei Wochen später gab es Demonstrationen in Kobylnik und Dokshitsky im Nordwesten des Landes. Die Massenversammlungen wurden gleichzeitig durchgeführt und eine leitete Artur selbst. Die andere organisierte Michail Tcherezov aus Minsk.
Insgesamt nahmen an beiden Veranstaltungen über 3000 Menschen teil. In Kobylink kam es diesmal zu ersten Auseinandersetzungen mit zwei Hundertschaften der regionalen Polizei. Ein Beamter und drei Demonstrationsteilnehmer wurden erschossen und mehrere verletzt. Anschließend gab es einige Verhaftungen.
Anfang Juni führte Artur Tschistokjow noch eine letzte Demonstration durch Lepel, eine heruntergekommene Kleinstadt im Süden von Wizebsk. Frank und Alfred begleiteten den Demonstrationszug von etwa 1000 Männern und Frauen diesmal als bewaffnete Ordner. Es verlief alles ruhig und die *Rus* ernteten erneut viel Zuspruch bei den Einwohnern der Stadt.
Nach jener letzten Veranstaltung für diesen Monat zog sich der Anführer der Freiheitsbewegung zuerst einmal für ein paar Wochen zurück und arbeitete weiter am inneren Aufbau seiner Organisation.
Gelegentlich tauchte er in dieser Zeit auch unangekündigt in Ivas auf und besprach diverse Dinge mit Wilden. Der rastlose Rebellenführer hatte mittlerweile eine neue, geheime Druckerei für seine Zeitung eingerichtet und brachte das Blatt mit Wildens finanzieller Hilfe in einer beeindruckend hohen Auflage heraus.
Seine Bewegung hatte sich in den letzten Monaten gut erholt und war stark angewachsen. Alle neuen Mitglieder wurden jetzt endgültig dazu verpflichtet, bei öffentlichen Auftritten in grauem Hemd und schwarzer Hose zu

erscheinen, um die Einheit der *Rus* zu demonstrieren. Schließlich brachte Tschistokjow sogar sein in den letzten Wintermonaten verfasstes Buch, „Der Weg der Rus“, endlich in gedruckter Form heraus.
Er verkaufte es nicht nur an seine Getreuen, welche es ihm förmlich aus der Hand rissen, sondern verschickte es auch anonym, in gedruckter Form oder als elektronische Datei, an Tausende von hohen Beamten, Polizeichefs und Leiter von Verwaltungseinrichtungen, um ihnen seine Gedanken näher zu bringen.
Die Medien berichteten über die Aktion und warnten eindringlich vor den „Wahnideen“ Tschistokjows und seinem „hetzerischen Machwerk“.
Scheinbar hatte er damit sogar ein wenig Erfolg, denn als er Anfang August eine weitere Kundgebung in der kleinen Grenzstadt Surazh durchführte, war ein Teil der wenigen Polizisten, welche den Marsch der etwa 4000 Demonstranten beobachteten, ungewöhnlich freundlich und verhielt sich demonstrativ ruhig.
Auch Frank und Alfred waren von dem mutigen Auftreten ihrer russischen Gesinnungsgenossen beeindruckt und flankierten die Menschenmasse an diesem Tag erneut als bewaffnete Ordner.

Special Forces Frank

„Langsam nimmt die Sache richtig Gestalt an“, meinte Frank begeistert und drehte sich Alf zu. Bäumer nahm genüsslich einen weiteren Schluck eisgekühlter Limonade zu sich, stimmte wortlos zu und schaute über den Dorfplatz von Ivas.
„Wollte ihr noch eine Baguette?“, hörten sie hinter sich.
„Ja, gerne Steffen“, antwortete Frank.
Die beiden Männer hatten sich im neuen und zugleich einzigen Cafe des Dorfes niedergelassen. Es gehörte Steffen deVries, dem rüstigen Belgier, und war im letzten Monat eröffnet worden. Der leicht dickliche, fröhliche Zeitgenosse hatte einen der alten, leerstehenden Läden im Zentrum des Dorfes zu einem notdürftig eingerichteten Cafe umgewandelt. Daneben befand sich ein anderer Laden, in dem der Flame mit dem rötlichen Bart und den Pausbacken allerlei nützlichen Krimskrams verkaufte.
Steffen reichte Frank einen kleinen Teller mit einem dampfenden Salamibaguette und Kohlhaas riss die Augen erwartungsvoll auf. Dann schlang er das leckere Essen wie eine hungrige Python herunter.
„Bist `n richtiger Unternehmer geworden, was?“, gab er laut schmatzend von sich.
„Ja, das mit dem Cafe war ein gut Idee, oder?“, sagte deVries.
„Läuft der Laden denn?“, scherzte Alf.
„Hmmm, die Familie Dreher war heute schon hier. Mit ihre vier Kinder“, gab der Flame zurück und grinste.
„Besser als nichts!“, bemerkte Frank.
„Millionär werde ich nicht, aber ist auch egal“, fügte Steffen hinzu und verschwand wieder.

Franks Blick schweifte über den verwahrlosten Dorfplatz. Zwischen dem Kopfsteinpflaster spross das Unkraut aus allen Ritzen. Die alte Kirche, gegenüber dem Cafe, war in den letzten Jahren noch weiter verfallen und der Gedenkstein in der Mitte des Dorfplatzes war schon wieder mit allerlei Gestrüpp überwuchert.
„Wir sollten hier mal ein wenig aufräumen und das Dorf auf Vordermann bringen“, riet Frank seinem Freund.
„Ja, das müsste man Wilden einmal sagen“, erwiderte Alf.
„Schade, dass die Kirche so zerfällt. Sie ist doch eigentlich ein schönes Gebäude. Vielleicht sollten wir sie wieder ein bisschen herrichten“, schlug Kohlhaas vor.
„Kaum einer in Ivas benötigt eine alte Kirche!“
„Dann machen wir daraus einen schönen Versammlungsraum.“
„Das kannst du ja auf der nächsten Dorfversammlung vorschlagen.“
„Werde ich auch. Es tut mir irgendwie weh, wenn alte Gebäude so vor sich hin verrotten. Das hat die Kirche nicht verdient!“
Bäumer schaute verdutzt. „Du wirst wohl auf einmal sentimental, Alter!“
„Nein, aber ich habe Respekt vor alten Bauwerken“, antwortete Frank mürrisch und fühlte sich missverstanden.
„Sieh mal da!“, Alf deutete plötzlich zum anderen Ende des Dorfplatzes hin. Julia und eine andere Person näherten sich.
Wenige Augenblicke später konnte Frank erkennen, wer da die Hand der hübschen Tochter des Dorfchefs hielt und mit ihr über den Platz schlenderte. Es war Viktor, der gutaussehende Russe aus Grodno.
„Was macht der denn wieder hier?“, knurrte Kohlhaas.

„Das siehst du doch. Er scheint sich in Miss Wilden verguckt zu haben“, gab Alf zurück und beobachtete Franks finsteren Gesichtsausdruck.
„Die beiden sind also zusammen oder was?“
„Geh doch hin und frag sie…“
„Ich habe keine Lust, mit der eingebildeten Ziege und ihrem neuen Schwarm zu reden. Juckt mich auch nicht weiter!“
„Du hast Julia in den letzten Monaten ganz schön links liegen lassen. Vielleicht war das ein Fehler“, bemerkte Bäumer und hob seinen Zeigefinger.
„Wie meinst du das? Ich laufe der Trulla doch nicht hinterher!“, zischte sein Gegenüber und krallte sich an der Tischdecke fest.
„Hättest du vielleicht tun sollen. Frauen sind…“
Frank fuhr seinem Freund ins Wort: „Was sind Frauen? Bescheuert? Ja, da hast du Recht!“
Julia und Viktor gingen an ihnen vorbei und winkten freundlich. Dann verschwanden sie hinter der alten Kirche. Kohlhaas rief Steffen deVries zu sich und ließ sich den Preis für drei Baguettes und zwei Gläser Limonade von seinem gefälschten Scanchip abbuchen. Alf zahlte jetzt auch und ging seinem eingeschnappten Freund hinterher. Selbst die wohlig warme Augustsonne konnte Frank jetzt nicht mehr aufheitern.

In den nächsten Tagen beschlossen Kohlhaas und Bäumer sich noch stärker in Artur Tschistokjows Freiheitsbewegung zu engagieren. Sie versprachen Wilden, daher von nun an bei sämtlichen Aktionen und Protestmärschen dabei zu sein.
Weiterhin unterbreitete Frank dem Dorfchef den Vorschlag, die Kirche zu renovieren und aus ihr einen Versammlungsort für die Dorfgemeinschaft zu machen. Der ehemalige Unternehmer stimmte der Idee zu und einige

Dutzend Einwohner begannen damit, den Dorfplatz zu säubern und das reichlich vorhandene Gestrüpp zu entfernen, um sich anschließend dem verfallenen Gotteshaus zu widmen.
Sie schafften einen ganzen Berg von Schutt und Gerümpel aus dem Gebäude und dichteten das Dach ab. Bis Ende des Monats hatten sie eine Menge an Renovierungsarbeiten hinter sich gebracht und begannen schließlich damit, die Wände der Kirche zu verputzen und mit Holz zu verkleiden.
Die alten Bilder und Skulpturen reinigten sie liebevoll vom Staub und Frank wurde immer wieder von einem Hauch der Ehrfurcht ergriffen, wenn er sie ansah.

Im September besuchte sie Tschistokjow zusammen mit seinem Freund Peter. Wilden hatte dem Russen in einem langen Gespräch erzählt, dass auch Frank und Alfred jetzt voll und ganz der Freiheitsbewegung zu dienen gedachten. Artur verlangte sie anschließend sofort persönlich zu sprechen.
Überrascht öffnete Kohlhaas die Tür und ließ Tschistokjow und seinen bulligen Gefährten ins Haus. Der blonde Russe hatte heute ein Grinsen aufgesetzt, welches sich quer durch sein schmales Gesicht von einem Ohr zum anderen zog. Auch Peter Ulljewski konnte sich ein leichtes Schmunzeln nicht verkneifen. Alf erschien im Hausflur und begrüßte die beiden Gäste aus Weißrussland.
„Ihr zwei wollte auch bei uns jetzt richtig aktiv werde?“, fragte Tschistokjow und ließ sich im Wohnzimmer auf der alten Couch nieder.
„Ja, das wollen wir!“, antwortete Frank und schaute Artur, der noch immer sein dämliches Grinsen im Gesicht trug, verwundert an.
„Ihr zwei…“, sagte der Russe und zwinkerte ihnen zu.

„Was ist denn?“, kam von Alf.
„Special Forces Frank und Special Forces Alfred, ha, ha!“, tönte Tschistokjow und schlug sich auf die Schenkel.
„Wie?“
„Wir können euch gut gebrauchen!“, Artur zwinkerte ihnen erneut zu, während Peter ihn mit dem Ellbogen knuffte.
„Special Forces?“
„Ja, ich weiß alles. Ihr habt Wechsler getötet und habt in Okinawa den Aktion gemacht. Großartig!“, bemerkte Tschistokjow mit blanker Begeisterung.
Frank rollte die Augen und stöhnte: „Kann Wilden nicht einmal die Schnauze halten?“
„Ich wusste das vorher nicht, aber ihr seid wahren Helde!“, stieß der Politiker aus.
„Wir haben Wilden gesagt, er soll niemandem etwas sagen. Warum kann er nicht einmal schweigen?“, ärgerte sich Bäumer.
„Mir könnte ihr…trust!“
„Vertrauen!“, ergänzte Frank genervt.
„Ja, ja, ihr könnte mir vertrauen!“, betonte Artur.
„Ich weiß, aber trotzdem hatten wir Wilden gebeten, diese Sachen nicht überall herum zu erzählen“, schnaubte Frank.
„Nun, ich habe ihn nach euch gefragt und er hat mir gesagt. Ihr seid Helde für uns alle! Helde!“, posaunte Tschistokjow ehrfurchtsvoll hinaus, stand auf und klopfte Frank und Alf auf die Schultern.
Die beiden „Helden“ reagierten etwas verlegen und Frank grinste stolz in sich hinein.
„Ihr könnte meine Leute mit Waffen befehlen, okay?“, schlug Tschistokjow vor. „Das ist richtige Aufgabe für euch!“
„Wir überlegen es uns erst einmal. Aber Danke für das Angebot!“, bemerkte Alf.

Der blonde Politiker ließ nicht locker und redete bald ebenso ununterbrochen auf sie ein, wie Herr Wilden, wenn er in Höchstform war. Schließlich stimmten Frank und Alfred, innerlich doch recht geschmeichelt von diesem Angebot, zu. Dann ließen sie sich von Tschistokjow weitere Einzelheiten erläutern.
Sie staunten dabei nicht schlecht, als ihnen der Russe darlegte, dass er bereits eine landsweit organisierte Truppe aus Ordnern und Sicherheitsleuten aufgebaut hatte.
Für Ende des Monats war eine großangelegte Demonstration in Baranovichi geplant. Hier rechnete Tschistokjow mit etwa 6000 Anhängern. Zusammenstöße mit der Polizei waren allerdings zu erwarten, denn Baranovichi war keine Kleinstadt im Hinterland mehr, sondern lag südlich von Minsk im Zentrum Weißrusslands.
Auch in dieser Stadt standen viele der dort noch ansässigen Maschinenfabriken kurz vor ihrer Schließung und dem entsprechend war ein großes Potential unzufriedener Bürger vorhanden.
Die Massenveranstaltung sollte eine ähnliche Machtdemonstration werden wie die damalige Kundgebung in Nowopolozk. Tschistokjow machte sich nicht einmal mehr die Mühe, die Veranstaltung geheim zu halten und rief die Bürger der Stadt in Flugblättern dazu auf, sich am 28.09.2034 um 15.00 Uhr auf dem Marktplatz von Baranovichi einzufinden. Selbst Wilden hatte bei einer derartigen Provokation der Behörden kein gutes Gefühl.
Die Medien griffen die Sache jedenfalls auf und verkündeten die Nachricht vom geplanten Protestmarsch der Freiheitsbewegung bis in den letzten Winkel des Verwaltungssektors „Europa-Ost“. Artur rechnete mit einem gewaltigen Polizeiaufgebot und seine Anhänger sollten sich bewaffnen und auf blutige Straßenkämpfe, ja bürgerkriegsähnliche Zustände, vorbereiten. Er verkündete

sogar, dass die Zeit reif für den Sturm auf Minsk sei. Letztendlich kam aber alles anders als erwartet.
Schon um 13.00 Uhr hatten sich fast 5000 Demonstranten in der Innenstadt von Baranovichi versammelt, davon trugen einige Hundert Mann Pistolen und sogar Sturmgewehre. Ein Meer von Drachenkopffahnen hatte sich im Zentrum der Stadt gebildet und im Minutentakt stießen neue Besucher aus den Nebenstraßen hinzu.
Frank, Alfred, Wilden und die anderen aus Ivas hatten sich an diesem Tag bereits früher auf den Weg gemacht, um sich einen Überblick über die Lage zu verschaffen. In der Stadt hatten sie bisher kaum Polizisten zu Gesicht bekommen.
„Irgendetwas stimmt hier nicht“, sagte Wilden und blickte auf die zerbröckelnden, alten Gebäude um ihn herum.
„Hauptsache, es gibt nicht schon wieder Krawalle“, erwiderte Kohlhaas und verließ seine Freunde aus Ivas, um Artur zu suchen. Bäumer folgte ihm. Nach einigen Minuten hatten sie sich durch die Masse der vielfach vermummten Menschen gekämpft und kamen zum Anführer der „Rus“.
„Ah, Frank und Alfred! Ihr lauft ganz vorne mit“, bemerkte Tschistokjow. „Gut seht ihr aus!“
Artur musterte die beiden. Sie hatten ihre Sturmgewehre geschultert und waren ganz nach Kleiderordnung angezogen, graues Hemd und schwarze Hose, so wie es sich für die Anhänger der Freiheitsbewegung gehörte.
„Das ist Olaf, er ist Chef der Gruppe von Baranovichi“, erklärte der Rebellenführer und zeigte auf den Mann neben sich.
„Hello, I`m Frank!“
“Olaf!”, brummte der Russe nur und schaute weiter starr geradeaus.
„Warum ist so wenig Polizei hier?“, fragte Bäumer und zuckte verwundert mit den Schultern.

„Ich weiß nicht, vielleicht sie haben Angst“, gab Tschistokjow grinsend zurück und strich sich durch seine verschwitzten, blonden Haare. Dann rief er einigen jungen Männern Anweisungen zu und verschwand wieder in der Menge.
Um 15.00 Uhr setzte sich der Demonstrationszug mit lautem Gebrüll in Bewegung. Große Transparente mit der Aufschrift „Artur Tschistokjow – Jetzt!“ oder „Arbeit und Freiheit für alle Russen!“ wurden von den Männern in der ersten Reihe getragen.
Thorsten Wilden und der Rest aus Ivas blieben relativ weit hinten. Sven und einige andere junge Männer aus Ivas flankierten den Demonstrationszug mit gezückten Waffen.
Frank, der ganz vorne fast direkt neben Artur Tschistokjow herlief, versuchte einzuschätzen, wie viele Leute heute gekommen waren. Vielleicht 6000 Menschen, vielleicht aber auch 8000 oder mehr. Es war ein langer Menschenwurm, welcher hier durch die Straßen von Baranovichi kroch.
Neben Kohlhaas schrieen die anderen ihre Parolen aus voller Kehle heraus, Artur hingegen schwieg, denn er musste seine Stimme für die später folgende Rede schonen. Auch Frank und Bäumer, die sich immer wieder leicht verunsichert ansahen, verhielten sich ruhig und suchten die Umgebung nach Gefahren ab.
„Kein Bulle zu sehen. Das ist doch nicht normal. Halb Weißrussland weiß, dass wir hier sind“, grübelte Kohlhaas und reckte seinen Kopf nach oben.
Sie marschierten etwa drei Kilometer durch die Innenstadt, vorbei an jubelnden Bürgern und heruntergekommenen Häusern. Jedoch nicht jeder Einwohner der Stadt war ihnen heute gut gesonnen. Manche brüllten auch „Mörder! Mörder!“ aus den Fenstern und meinten damit Tschistokjow.
An einer Straßenecke warfen einige Dutzend tadschikische

Jugendliche Steine auf die Demonstranten und flüchteten, als die Masse näher kam.
Offenbar hatte die Medienhetze gegen die *Freiheitsbewegung der Rus* doch bei einem Teil der Bevölkerung gefruchtet.
Die letzten Demonstrationen, welche ausschließlich in ländlich geprägten Regionen und verschlafenen Kleinstädten durchgeführt worden waren, waren sehr ruhig verlaufen. Hier in Baranovichi war die Atmosphäre unangenehmer. In den Großstädten des Landes, vor allem in Minsk, musste man nicht nur Zusammenstöße mit der Polizei einkalkulieren, sondern sah sich auch einigen aufgehetzten Landsleuten oder feindseligen Fremden gegenüber.
Die beeindruckend wirkende Menge aus weitgehend gleich gekleideten Männern und Frauen, welche vielfach ihre Gesichter verdeckt hatten, schritt durch die schmutzigen Straßen bis zu einem größeren Platz, auf welchem Artur Tschistokjow seine Rede halten wollte.
Hässliche Wohnblöcke und heruntergekommene Kaufhäuser umringten sie. Mehrere tausend Passanten strömten jetzt aus den Nebenstraßen zu den Demonstranten und reihten sich ein. Sie waren recht gespannt darauf, einmal den berühmt, berüchtigten Dissidenten mit eigenen Ohren zu hören.

„Sag mal, irgendetwas stimmt doch nicht. Warum sind hier so gut wie keine Polizeiaufgebote?“ Frank schielte zu Bäumer herüber und die beiden stellten sich einige Meter von Tschistokjow weg.
„Du hast Recht. Das ist absolut seltsam. Ich hatte damit gerechnet, dass heute Tausende von Bullen mit dem vollen Programm anrücken und es richtig knallt“, antwortete Alf und wirkte unruhig.

„Ich fangen jetzt an!“, ließ Tschistokjow verlauten und die Menge bildete so gut es ging einen Kreis um ihn, so dass bald der gesamte Platz, einschließlich der Nebenstraßen, komplett mit Menschen überfüllt war.
„Verdammt, mir ist nicht wohl zu Mute, Alf“, flüsterte Frank und wurde von einer Woge der Nervosität ergriffen.
„Was soll schon passieren? Jetzt werden die Bullen hier nicht mehr so einfach ankommen. Sieh doch, wie viele wir sind!“, beruhigte ihn Bäumer.
Tschistokjow ließ seine bebende Stimme ertönen, ein Raunen ging durch die Masse und freudig schwangen seine Anhänger Fahnen und Banner. Der hagere Mann, der diesmal einen dunklen Mantel trug, schrie seine ganze politische Leidenschaft und aufgestaute Wut in das Mikrofon und begann mit den üblichen Anklagen gegen die Weltregierung und ihre politischen Vertreter.
Mit der Witterung eines Jägers suchte Frank derweil die Umgebung nach möglichen Hinweisen auf drohende Gefahren ab. Viel konnte er jedoch nicht sehen, da ihn eine riesige Menschenmasse umgab. So blieb ihm nur der Blick nach oben.
Zum einen war das ständige Spähen seine Aufgabe als bewaffneter Ordner und zudem sagte ihm sein Instinkt, dass heute noch etwas Unvorhergesehenes geschehen würde.
Der junge Rebell aus Ivas kniff die Augen zusammen und richtete seinen scharfen Blick auf die den Platz umgebenden Häuser, deren obere Etagen und Dächer er sehen konnte. Wieder und wieder drehte er sich um, obwohl er nicht so recht wusste, wonach er eigentlich suchte.
„Was verdrehst du denn den Hals so?“, fragte ihn Bäumer und schüttelte den Kopf.
„Ach, schaue mich nur um...“
„Glaubst du jetzt kommen gleich Skydragons?“
„Könnte doch sein?“

„Glaube ich kaum“, bemerkte Alf mit hämischer Miene.
Tschistokjow hatte sich mittlerweile warm geredet und hämmerte seine politischen Forderungen in die Köpfe der Zuhörer. Frank konnte relativ viel verstehen. Seine kontinuierlichen Russischstunden bei Wilden hatten sich ohne Zweifel ausgezahlt.
Er richtete seinen Blick wieder auf die den Platz umringenden Häuser, irgendeine böse Vorahnung rumorte in seinen Eingeweiden. Frank war sich sicher, dass etwas nicht stimmte.
„Die haben uns eine Falle gestellt. Das fühle ich...“, flüsterte er vor sich hin.
„Was?“, dröhnte ihm Alf ins Ohr.
„Nichts, vergiss es!“
Irgendwann war Tschistokjow mit seiner flammenden Rede zum Ende gekommen und ein Schreien und Klatschen erfüllte den Platz. Der Anführer der „Rus“ stimmte nun traditionell das Lied „Mein Russland“, welches seit Monaten immer am Ende seiner Reden gesungen wurde, an.
Lauter Gesang ertönte aus den Kehlen Tausender ergriffener Menschen. Die Masse schwamm auf einer Welle der Emotionen und selbst die meisten bewaffneten Ordner gaben sich gedankenverloren ganz dem Singen des schönen, alten Volksliedes hin.
Lediglich Frank schien sich zu sorgen und ließ seinen Blick weiter rastlos umherschweifen. Plötzlich entdeckte er im Augenwinkel etwas Seltsames. Ein kleiner, dunkler Punkt hatte sich auf einem Häuserdach bewegt und war hinter einen Schornstein gehuscht.
Kohlhaas zog seine Augen zu einem dünnen Schlitz zusammen und fixierte das Dach. Er konnte nicht viel erkennen, aber ein langer, schmaler Strich schaute hinter dem Schornstein hervor.
„Ein Gewehrlauf!“, schoss es ihm durch den Kopf.

Jetzt bewegte sich der dunkle Punkt. Es war ein Mensch, der da auf dem Dach lauerte. Das Adrenalin brauste durch Franks Körper und instinktiv wusste er, was zu tun war.
Mit einem gewaltigen Hechtsprung stürzte er sich auf Tschistokjow und stieß ihn zur Seite. Eine Kugel zischte nur wenige Zentimeter am Kopf des Russen vorbei. Der hochgewachsene, aber recht hagere Mann, wurde durch Franks wuchtigen Stoß fast einen Meter weit geschleudert und landete flach auf dem Bauch.
Zwei weitere Kugeln folgten und schlugen irgendwo im Asphalt neben ihm ein. Eine dritte traf Frank in der linken Wade und dieser schrie vor Schmerzen auf. Mit verzerrtem Gesicht kroch er hinter der Menschenwand in Deckung. Die Leute um ihn herum stutzten.
„Da ist ein Scharfschütze! Sniper! Sniper!“, schrie Frank.
Einige Ordner hatten den Mann auf dem Dach jetzt auch bemerkt und schossen mit ihren Sturmgewehren in Richtung des Hauses.
Doch der Scharfschütze verschwand blitzartig und bald war er weit genug weg, um ihn effektiv verfolgen zu können. Bäumer hastete zu Frank: „Was ist passiert?“
„Schon gut, ich wurde in die Wade getroffen. Geht schon“, stöhnte dieser.
Tschistokjow richtete sich langsam wieder auf. Er sah aus wie vom Blitz getroffen und war vor Entsetzen vollkommen sprachlos. Soeben war er dem Tod gerade noch von der Schippe gesprungen.
Wilden, Sven, Peter Ulljewski und die anderen Vertrauten des Politikers bahnten sich ihren Weg durch die Menge und schrieen wild durcheinander. Artur Tschistokjow hatte dank Franks Vorsicht soeben einen Mordanschlag überlebt.

Es war nicht so, dass der Rebellenführer ein solches Ereignis nicht einkalkuliert hatte, aber als es dann eintraf,

war er vollkommen fassungslos, wie er später offen zugab. Es war der schlimmste Schock seines bisherigen Lebens gewesen.
Im Verlauf des weiteren Tages kam es in Baranovichi noch zu schweren Ausschreitungen. Einige hundert junge Weißrussen glaubten, den Mordversuch an ihrem Anführer rächen zu müssen. Sie veranstalteten eine regelrechte Hetzjagd auf die wenigen Polizisten in der Stadt, töteten zwei von ihnen und warfen Molotow-Cocktails in ein Verwaltungsgebäude.
Die Veranstaltungsteilnehmer aus Ivas suchten nach dem Anschlag so schnell es ging das Weite und erreichten ihr Heimatdorf unbeschadet – abgesehen von Frank, dem die Kugel des Scharfschützengewehrs tief in der linken Wade steckte.
Der junge Mann konnte in kein Krankenhaus gebracht werden und musste notdürftig mit primitiven Mitteln behandelt werden. Alf schnitt ihm die Kugel mit einem Messer aus dem Fleisch und desinfizierte die Wunde mit Alkohol.

Hinken und hoffen

Frank Kohlhaas war für die nächsten Wochen erst einmal außer Gefecht gesetzt worden. Der Oktober hatte seine Mitte schon überschritten, bevor Frank sein Krankenbett wieder verlassen und sich hinkend fortbewegen konnte.
Während dieser Zeit besuchte ihn das halbe Dorf und gratulierte ihm zu seiner neuesten Heldentat. Natürlich kam auch Artur Tschistokjow, welcher langsam den Schock überwunden hatte, und dankte Frank aus vollem Herzen, dass er ihm das Leben gerettet hatte. Die beiden verband jetzt etwas Besonderes.
Julia Wilden war ebenfalls mehrfach bei Frank gewesen und schien sich große Sorgen um ihn zu machen. Sie brachte ihm Blumen, Bücher und einmal sogar einen selbstgebackenen Kuchen vorbei. Der Verletzte freute sich innerlich zwar sehr, blieb ihr gegenüber aber trotzdem recht distanziert und wortkarg. Frank war nach wie vor eingeschnappt und spann sich gelegentlich die wildesten Theorien bezüglich Julia und Viktor zusammen.
Außerdem war er in letzter Zeit so sehr mit dem politischen Kampf in Litauen und Weißrussland beschäftigt gewesen, dass er seinen Blick kaum noch auf die große Weltbühne gerichtet hatte.
Erst jetzt, wo er im Bett lag und ihm Alf den Fernseher ins Zimmer gestellt hatte, waren ihm die großen, furchteinflößenden Vorgänge in der Ferne bewusst geworden. Die etwa 700 Kanäle aus aller Welt, welche er hier empfangen konnte, gaben ihm ein relativ deutliches Bild davon, was sie in Zukunft auch in „Europa-Ost“ erwartete.

Seit über einem Jahr war die Weltregierung jetzt schon dabei, die Bevölkerung Nordamerikas mit den neuen Implantationschips zu registrieren. Der alte Scanchip wurde zunehmend abgeschafft und durch winzige, elektronische Implantate, welche alle seine Funktionen erfüllen konnten, ersetzt.
Diese neuen Marker waren der endgültige Schritt zur totalen Kontrolle der Massen. Die Medien rührten enthusiastisch die Werbetrommel für den „hochmodernen Implantationschip" und priesen ihn als „größte, technische Errungenschaft des 21. Jahrhunderts".
Auch in „Europa-Mitte" hatten die ersten Massenregistrierungen schon vor Monaten begonnen und hier entfachte die Medienmaschinerie des Weltsystems eine gigantische Werbekampagne, um Zustimmung und Wohlwollen bei der Bevölkerung zu gewinnen.
Doch auch die gerissene Propaganda hatte nicht immer die gewünschte Wirkung. Große Teile der Bevölkerung Nordamerikas und Westeuropas ließen sich keineswegs freiwillig registrieren und es kam Unruhen und Protesten in einigen Städten. Da die Weltregierung die Massen nicht durch allzu brutale Zwangsmaßnahmen gegen sich aufbringen wollte, musste die Bevölkerung nun „häppchenweise" mit implantierten Chips versehen werden.
Ein Prozess, der sich bis zu seinem letztendlichen Abschluss noch mehrere Jahre hinauszögern konnte. Mitte des Jahres 2034 waren jedoch bereits über 73 Millionen Menschen in Nordamerika mit eingepflanzten Scanchips versehen.
Die ersten Registrierungen mit den neuartigen Datenträgern waren für den Verwaltungssektor „Europa-Ost" erst für Anfang 2035 geplant, dann sollten sie hier ebenso in großem Stil erfolgen. Gelegentlich kamen deshalb auch schon die ersten Propagandameldungen über den Äther,

um die Bevölkerung psychologisch vorzubereiten. Es sollte sich nach und nach langsam steigern.

Artur Tschistokjow setzte seine Aktivitäten derweil unbeirrt fort und führte Anfang November in der Kleinstadt Pastavy eine Kundgebung bei strömendem Regen mit etwa 1500 Teilnehmern durch. Diesmal war die Polizei gut vorbereitet und rückte den Rebellen mit mehreren Hundertschaften und sogar drei Panzerwagen auf den Leib.
Die *Rus* mussten die Demonstration abbrechen, nachdem es zu schweren Konflikten mit den Beamten kam. Schüsse fielen, Steine flogen und es gab mehrere Tote und Schwerverletzte. Pastavy versank an diesem Tag im Chaos. Seine mit Maschinenpistolen und Sturmgewehren bewaffneten Leibwächter, darunter auch Alf und Sven, schafften Artur in einer halsbrecherischen Aktion aus der Stadt und mussten sich teilweise den Weg freischießen.
In diesem Monat wurden in ganz Weißrussland wieder Hunderte von Arturs Anhängern verhaftet. Der Politiker zog sich einmal mehr an einen geheimen Ort im Westen des Landes zurück und verbrachte die folgenden Tage mit fieberhaften, organisatorischen Vorbereitungen.

Mitte des Monats konnte Frank wieder halbwegs laufen und war fest entschlossen, so bald wie möglich erneut für die Freiheitsbewegung aktiv zu werden. Tschistokjow plante derweil schon die nächsten Protestmärsche.
„In einer Woche sind wir in Krychaw. Willst du da wirklich schon wieder mit?“, fragte Bäumer, der Frank einige Schmerztabletten reichte.
„Ja, denke schon...“, stöhnte Kohlhaas und richtete sich auf. Dann hinkte er in den Nebenraum und setzte sich an den Küchentisch.

„Trink mal etwas!“, sprach Alf und gab ihm eine Tasse heißen Kräutertee.
„Ist ja übel, was du mir da von der letzten Demo erzählt hast“, sagte Frank und hielt sich die Wade.
„War es auch. Kaum hatten wir uns versammelt, da tauchten Massen von Bullen aus den Seitenstraßen auf und fingen sofort an zu schießen. Die hatten sogar Panzerwagen dabei! Panzerwagen!“
„Das zeigt aber, dass sie uns jetzt richtig ernst nehmen. Zumal sie Tschistokjow nicht umlegen konnten“, erwiderte Kohlhaas.
„Das war die GSA! Die gewöhnliche Polizei macht so etwas normalerweise nicht!“
„Ich habe gestern einen Bericht auf „ANN“, diesem Sender aus Nordamerika, gesehen. Die implantieren dort drüben schon Millionen Menschen diese neuen Scanchips. Wilden sagt, da sind versteckte Nano-Giftkapseln drin. Wer einmal mit diesem Mist registriert ist, den kann man jederzeit ausschalten.“
„Mir wird keiner so ein Ding einpflanzen. Nur über meine Leiche!“, grollte Alf und ballte seine klobigen Fäuste.
„Und zahllose Leute lassen das bedenkenlos mit sich machen. Sie glauben die Lügen der Medien...“
„Wann ist denn unsere Region dran?“, wollte Bäumer besorgt wissen.
„Vermutlich gehen hier die ersten Registrierungen erst Anfang nächsten Jahres los“, erwiderte Kohlhaas.
„Wenn sie uns allen diese Scheißdinger verpassen, dann sind wir am Ende!“
„So schnell wird es aber nicht gehen. Die Leute sollen das ja erst einmal freiwillig mit sich machen lassen. Zwangsregistrierungen für die, welche sich diesem Mist verweigern, kommen wohl erst in näherer Zukunft.“

Alfreds Augen verrieten einen grenzenlosen Zorn. „Sie markieren uns wie Mastschweine! Ich hoffe, ich erlebe den Tag noch, wo sie dafür mit ihrem eigenen Blut bezahlen!"
„Sie werden irgendwann einen großen Teil der Bevölkerung mit diesen Chips umbringen, da bin ich mir sicher. Dann verkaufen sie es uns in den Medien als Seuche oder sonst was. Der ideale Weg, um das angebliche Überbevölkerungsproblem zu stoppen", dozierte Frank.
„Wer mich mit diesem Scheiß registrieren will, dem blase ich vorher den Schädel weg!", keifte Alf und krallte sich mit finsterem Blick an der Tischdecke fest.

John Thorphy besorgte in der folgenden Woche auf dunklen Kanälen in Moskau einige Kisten mit Munition und neuen MPs. Wilden hatte dafür wieder tief in die Tasche gegriffen und weitere Globes von seinen alten Bekannten zusammengetragen.
Frank, Alfred und etwa ein Dutzend Männer aus Ivas machten sich auf den Weg nach Mazyr im Süden Weißrusslands, um an einer Massenversammlung teilzunehmen. Tschistokjow hatte seinen Plan, das Land systematisch von Norden nach Süden aufzurollen, mittlerweile verworfen, nachdem der Protestmarsch in Pastavy als blutiges Fiasko geendet hatte.
Jetzt sprangen sie wieder von einem Teil Weißrusslands zum anderen, um den Behörden das rechtzeitige Zusammenziehen von massiven Polizeikräften an einem bestimmten Ort zu erschweren. Über 3000 Leute kamen schließlich nach Mazyr und bis auf kleinere Rangeleien mit den Polizisten verlief alles ruhig.
Die Anhänger der Freiheitsbewegung führten diesmal Transparente mit sich, auf denen stand: „Nur Artur Tschistokjow kann uns retten! Gebt ihm die Macht in Weißrussland!"

Der Politiker hatte sich mittlerweile halbwegs von dem Schrecken des Mordanschlags erholt, wusste aber, dass es ihn jederzeit wieder erwischen konnte. Von nun an warfen seine Ordner immer einen genauen Blick auf die Häuserdächer um sie herum.

Das Jahr 2034 neigte sich dem Ende zu und als sich die ersten Schneeflocken am Himmel über Ivas zeigten, kehrte erst einmal eine gewisse Ruhe ein.
Wilden hatte eine große Weihnachtsfeier organisiert, welche diesmal in der alten, renovierten Kirche im Zentrum des Dorfes veranstaltet wurde. Der größte Teil der Dorfbewohner kam und der Bau platzte aus allen Nähten. Artur Tschistokjow, dessen Familie nicht mehr existierte, besuchte sie und wirkte regelrecht sentimental, als er die Kirche betrat. Für einige Stunden hielten sie sich alle für ganz normale Menschen. Ein Gefühl, welches vielen mittlerweile fremd geworden war.
Auch Frank blieb diese schöne Weihnachtsfeier und Wildens ergreifende Rede, welche ausnahmsweise wenig mit Weltpolitik zu tun hatte, lange im Gedächtnis. Er war jetzt 33 Jahre alt und dachte in den langen Stunden der dunklen Winterabende viel über sein bisheriges Leben nach. Was hatte er erreicht – und was nicht?
„Ich bin so eine Art Held – und das war es auch schon“, sagte er manchmal zu sich selbst und wusste nicht, ob er sich wirklich darüber freuen sollte.
In Bezug auf seine persönlichen Ziele, wozu nun einmal auch eine Frau, die er liebte, und vielleicht irgendwann eine Familie zählten, hatte er bisher kaum etwas verwirklicht. Der Kampf gegen das Weltsystem, welcher niemals zu enden schien, fraß nicht nur seine Lebenszeit auf, sondern verschlang auch mit jedem verstreichenden Jahr ein weiteres Stück von ihm selbst. Das wurde dem jungen

Mann vor allem im Zuge der berauschenden Silvesterfeier im Hause Wilden bewusst, als Viktor auftauchte und erneut verliebt mit Julia herumturtelte.
Kurz nach 24.00 Uhr, nachdem mehrere Dutzend Leute vor dem Haus des Dorfchefs auf das neue Jahr angestoßen hatten, zog sich Kohlhaas frustriert nach Hause zurück. Alf blieb noch einige Stunden und kam irgendwann früh morgens vollkommen betrunken nach Hause.
Anfang Februar begann der politische Kampf wieder in voller Härte. Der Gouverneur des Sektors „Europa-Ost“ verkündete den Anfang der Massenregistrierung der Bevölkerung durch die neuen Implantations-Scanchips. Mittlerweile war der Sub-Verwaltungsbezirk „Weißrussland-Baltikum“ zu einem Ort des millionenfachen Elends geworden. Der harte Winter hatte viele Opfer unter den Obdachlosen in den Großstädten des Landes gefordert. Auch wurde die Industrie immer weiter abgebaut und in Billiglohnländer ausgelagert. Hunderttausende verloren ihre Arbeit.
Vielleicht konnte das Jahr 2035 für die Freiheitsbewegung noch erfolgreicher werden und sogar einen politischen Umsturz möglich machen. Frank dachte viel darüber nach. Eines war jedenfalls sicher: Einige seiner Mitstreiter würden den nächsten Jahreswechsel nicht mehr erleben…

„Und? Was denkt ihr über den Flugblatt?“, wollte Artur Tschistokjow wissen und überreichte dem Dorfchef ein Papier.
„Hmmm...“, brummte Wilden und kratzte sich an seiner grauen Schläfe, während er den russischen Text übersetzte. Jetzt murmelte er leise vor sich hin. Frank und Alfred spitzten die Ohren.

„Bürger Weißrusslands, lasst euch keinen Gift-Chip einpflanzen!“, stand als Überschrift auf dem Flugblatt. Wilden vertiefte sich nachdenklich in den Text und las ihn leise vor: „Die neuen Scanchips enthalten Nano-Giftkapseln! Wehrt euch endlich gegen den Verbrecher Medschenko und die Weltregierung....“
Nach einigen Minuten war er fertig. „Das ist sehr gut!“, stieß er begeistert aus.
Tschistokjow hatte 200000 dieser Flugblätter drucken lassen und sie bereits zum Teil an seine Untergruppen in den Großstädten zum Verbreiten weitergegeben.
Für den 15. Februar hatte er einen neuen Protestmarsch geplant. Diesmal in Rechytsa, einer kleineren Stadt im Südosten des Landes an der Grenze zur ehemaligen Ukraine.
„Dieses Land hat keine Geld mehr. Habt ihr gehort? Es war heute in dem Fernsehen“, erklärte der blonde Mann.
„Kein Geld mehr?“, kam von Frank zurück.
„Ja, der Sektor „Weißrussland-Baltikum“ ist pleite! Oder wie sagt man in Deutsch?“, erklärte Tschistokjow.
„Genau...bankrott, pleite…“, schob Alf nach.
„Das ist gut für uns. Dann bricht hier wohl in diesem Jahr das komplette Chaos aus“, bemerkte Wilden zuversichtlich.
„Ich glaube das, meine Freunde. Sie haben nicht einmal mehr Geld, dass sie die Beamte bezahle können. Keine Gehalt für Polizei, versteht ihr?“, erklärte Tschistokjow.
„Also kein Geld mehr für die Verwaltungsbeamten, die Polizisten und so weiter?“, staunte Frank.
„Ja, ja!“, ereiferte sich Artur. „Nur noch in diese Monat. Ab nächste Monat es gibt vielleicht schon keine Geld mehr.“
Bäumer grinste. „Na, dann werden es sich die Bullen vielleicht demnächst überlegen, ob sie noch ihr Leben riskieren, wenn wir demonstrieren!“

„Zumindest die gewöhnlichen, weißrussischen Bullen. Die GCF-Soldaten werden allerdings von der Weltregierung selbst bezahlt“, stellte Frank richtig.
„Aber wir müssen den Situation nutze. Viele sind jetzt schon sehr, sehr arm. Über 1,5 Millionen Weißrussen haben kein richtige Arbeit mehr, kein Geld mehr. Dann sind davon 800000 ohne ein Wohnung. Es ist wie Kochtopf. Das ganze Land, es kocht!“
„Es brodelt in Weißrussland, Artur“, sagte Kohlhaas.
Der Politiker sah ihn fragend an. „Brodelt...kocht...“
„Ja, ist ungefähr das Gleiche!“.
„Es brodelt überall! Ja, ja!“, rief Tschistokjow.

Sie hatten die Lage im Großen und Ganzen nicht falsch eingeschätzt. Artur Tschistokjows Bewegung hatte durch ihren unermüdlichen Aktivismus inzwischen einen beachtlichen Bekanntheitsgrad bei der Bevölkerung errungen. Der hagere Mann war fast zu einer prominenten Person geworden und dadurch auch mehr denn je gefährdet.
Die *Freiheitsbewegung der Rus* war Anfang 2035 auch keine Untergrundorganisation mehr, denn dafür war sie längst zu sehr angewachsen. Hunderttausende von Weißrussen hegten Sympathien mit ihr und darunter waren nun längst nicht mehr nur die Armen und Unzufriedenen.
Selbst mehr und mehr hohe Beamte und Polizisten wünschten sich insgeheim eine umfassende Veränderung in ihrem Land. Sie hatten endlich eingesehen, dass die Politik Medschenkos und der Weltregierung Weißrussland in den Untergang führte.
Anonyme Spender hatten in den letzten Wochen beträchtliche Summen auf die illegalen Konten der *Rus* fließen lassen. Artur investierte das Geld in den Aufbau einer verbesserten Organisation, in Werbematerial und

auch in Waffen, welche meistens in Russland oder in den arabischen Ländern aufgetrieben wurden.
Die Macht der Vasallenregierung in Minsk wankte und glücklicherweise schenkte die Weltregierung politisch eher unwichtigen Ländern wie Weißrussland oder Litauen bisher wenig Beachtung. Es lohnte sich in ihren Augen kaum, mehr Geld als nötig in die Überwachung eines lediglich 14 Millionen Menschen umfassenden Gebietes zu stecken.
Die Demonstration am 15. Februar war ein voller Erfolg. Die in der Kleinstadt gering vertretene Polizei verhielt sich ruhig, einige grüßten die Demonstranten sogar freundlich. Insgesamt kamen nicht weniger als 8000 Anhänger Tschistokjows, welche schon fast wie eine Bürgerkriegsarmee wirkten. Frank und Alfred waren begeistert.
Langsam waren die Behörden des Sub-Verwaltungssektors „Weißrussland-Baltikum" kaum noch in der Lage, flächendeckend gegen jeden Andersdenkenden vorzugehen und so wurde die Bewegung vor allem in den Kleinstädten und ländlichen Regionen so mächtig, dass sie die Straßen übernahm.
Ärzte, welche im Auftrag der Weltregierung vergiftete Implantationschips einpflanzten, wurden von den „Rus" zu Volksfeinden erklärt und mit dem Leben bedroht. Einige wurden gar auf offener Straße erschossen, wenn sie die deutlichen Warnungen der Leute Tschistokjows ignorierten. Die Massenregistrierung in Weißrussland kam somit ins Stocken, noch bevor sie richtig begonnen hatte.
Die jungen Männer aus Ivas waren bis Anfang März nun rund um die Uhr in zahlreichen kleineren Städten im Einsatz: Flugblätter verteilen, Plakate aufhängen, Werbeaufkleber kleben und vieles mehr. In den ländlichen Regionen kam es jetzt seltener zu Zusammenstößen mit der örtlichen Polizei. Sven erzählte sogar stolz, dass er

einer Gruppe Polizisten einige Flugschriften persönlich in die Hand gedrückt hatte – am helllichten Tag! Die Beamten hatten nur gelächelt und ließen ihn weitermachen.
Die hohen Herren in den Großstädten sahen so etwas natürlich überhaupt nicht gern und Polizisten, welche bei solchem Ungehorsam erwischt wurden, konnten ihre Uniform sofort abgeben. Trotzdem nahm auch ihre Zahl langsam zu.

„Sieh dir das an!“, Franks Augen quollen ihm aus den Höhlen. Vor sich blickte er auf ein Meer von Menschen und Fahnen. Sie alle waren den ganzen Monat im Norden des Landes unterwegs gewesen und hatten nächtelang Tausende von Flugblättern verteilt. Zudem hatten Arturs illegale Radiosender und Internetseiten die heutige Veranstaltung wochenlang intensiv beworben. Es hatte sich gelohnt.
Fast 20000 Leute waren heute am Rande der Großstadt Gomel zusammen gekommen und es wurden immer mehr.
„Das ist unglaublich!“, rief Sven enthusiastisch aus. „So eine riesige Masse von Menschen haben wir noch nie auf die Straße bekommen!“
„Es geht los...“, bemerkte Wilden und warf ihnen einen freudestrahlenden Blick zu.
Der Demonstrationszug setzte sich in Bewegung. Langsam, vom Dröhnen der Sprechchöre begleitet. Schritt für Schritt zogen sie in Richtung Innenstadt. Wer sich ihnen heute in den Weg stellte, den erwartete eine zu allem entschlossene Masse.
„Arturs erster Auftritt in einer echten Großstadt. Ich bin gespannt, was heute abgeht“, sagte Alf mit einem leisen Anflug von Unsicherheit.
„Mach dir keine Sorgen“, erwiderte Kohlhaas zuversichtlich.

Die riesige Kolonne bewegte sich ruhig in Richtung des Stadtzentrums. Gewaltige Transparente zeigten den zahllosen Zuschauern des Spektakels Sprüche wie „Die Zeit der Freiheit naht!“ oder „Sicherheit und Arbeit für unser Volk!“.
Diese Botschaften wollten mehr und mehr Verzweifelte hören und Artur scheute keine Gefahr, seine Lehren jetzt auch in die größeren Städte zu tragen.
Frank und Alfred eilten an den Rand des Demonstrationszuges und luden ihre Gewehre durch. Mittlerweile war Kohlhaas vielen der Russen ein Begriff geworden und sie behandelten ihn mit Respekt und Ehrfurcht. Immerhin hatte er ihrem Anführer das Leben gerettet.
„Follow me! Dawaj! Dawaj!“, rief er und signalisierte einigen der bewaffneten Ordner, dass sie mit nach vorne an die Spitze der Menschenmasse kommen sollten. Die jungen Männer eilten ihm nach.
Die Menge erreichte einen großen Platz, nachdem sie eine trostlose Einkaufspassage voller Billigkaufhäuser passiert hatte. Hier wurden sie von mehreren tausend Polizisten erwartet, alle stoppten.
„Ich begrüße euch, meine Landsleute von der Polizei! Bitte verhaltet euch friedlich und wir werden es auch tun! Ihr könnt euch meine Rede anhören und ich hoffe, dass ihr danach versteht, dass wir auch euch befreien wollen!“, brüllte Tschistokjow ihnen per Megafon entgegen.
„Das ist eine ganze Armada und sie sehen nicht so aus, als ob sie uns hier einfach machen lassen wollen“, kam von Bäumer.
Drei Panzerwagen rollten hinter einer Hauswand hervor, fünf weitere kamen aus einer Nebenstraße.

„Wir sind hier in einer Stunde wieder weg. Ich halte nur meine Rede und dann ziehen wir friedlich ab. Ich verspreche es!“, rief der Anführer der *Rus*.
Die Polizisten gingen hinter einigen hastig aufgebauten Schutzwänden und Barrikaden in Stellung, dann legten sie an. Ein kräftiger Polizeioffizier trat vor seine Leute, schnappte sich ein Megafon und antwortete Tschistokjow: „Alle haben diesen Platz sofort zu verlassen oder wir schießen!“
„Los, in Stellung gehen. Get your guns, dawaj!“, schrie Frank und winkte weitere Ordner heran, die ihre Gewehre von den Schultern nahmen und eine Schützenreihe bildeten.
„Habe doch gewusst, dass das nicht so harmlos verläuft wie in diesen Kuhkäffern“, zischte Alf und zielte auf den Polizeioffizier.
Die über 20000 Demonstrationsteilnehmer waren zum größten Teil keine kampfbereiten Mitglieder des militanten Arms von Arturs Organisation. Immer mehr einfache Bürger hatten sich in letzter Zeit Tschistokjows Organisation angeschlossen. Frauen und sogar Kinder waren auch mit dabei. Die Ordner in ihren grauen Hemden versuchten, sie so gut es ging ganz nach hinten zu bringen.
„Ich bitte euch, gebt uns nur eine Stunde. Dann ziehen wir ab!“, erwiderte Tschistokjow erneut.
„Die Versammlung wird sofort aufgelöst, sonst feuern wir!“, kam zurück.
„Wir werden nicht gehen! Ich werde sprechen und ihr müsst mich schon erschießen, damit ich meinen Mund halte! Von euch und von uns werden heute viele sterben, wenn ihr uns diese eine Stunde nicht gewährt. Ist es das wert?“, drohte Tschistokjow.
Eine lange und unheimliche Minute verstrich, die Masse raunte und wurde immer unruhiger. Sämtliche Ordner der

Freiheitsbewegung waren inzwischen vorne in Stellung gegangen. Frank und Alfred lagen nebeneinander auf dem Asphalt.
Der Polizeioffizier zog sich hinter seine Männer zurück und brüllte den Feuerbefehl. Einige der Beamten zögerten für einen kurzen Augenblick, dann donnerten sie los und die ersten Demonstrationsteilnehmer sanken keuchend und blutend zu Boden.
„Feuer!“, brüllte Tschistokjow in sein Megafon nachdem er in der Menge verschwunden war.
Ein ohrenbetäubendes Getacker begann. Mehrere Dutzend Polizisten wurden niedergeschossen, Hunderte der Demonstrierenden innerhalb nur weniger Minuten. Zu allem Übel kamen jetzt auch noch die gepanzerten Wagen, welche mit ihren Zwillings-Maschinenkanonen in die Menschenmasse feuerten.
Fontänen aus Blut und Fleischstücken spritzten zwischen den Demonstranten auf, Schreie hallten in Franks Ohren wider und ein dicker Mann, dessen Brust von einem Volltreffer zerfetzt worden war, fiel ihm auf seinen Rücken.
Frank schoss als kriegserprobter Schütze zwei Beamten ins Gesicht und schickte sie zu Boden, dann rollte er den Toten zur Seite und zog sich zurück.
„Komm, Alf! Das hier können wir nicht gewinnen! Weg hier!“, schrie er und zog Bäumer mit sich.
Die Masse der Demonstranten war in Panik geraten und flüchtete in die Nebenstraßen. Hunderte von Toten und Verwundeten bedeckten schon jetzt den Platz. Die Panzerwagen rollten näher heran und hielten mit ihren Geschützen voll in die Menge hinein. Es war ein Massaker.
„In die Gasse dort!“, brüllte Alf und Frank folgte ihm. Hunderte von Menschen versuchten hier durch eine Polizeiabsperrung zu brechen und die Heranstürmenden liefen direkt in eine furchtbare MG-Salve. Dann stürzten die

ersten *Rus* auf die Polizeibeamten und schlugen mit Fäusten und Eisenstangen um sich. Die bewaffneten Ordner folgten ihnen und feuerten zurück, ein furchtbares Chaos entbrannte.
Die von Todesangst ergriffenen Menschen prügelten in ihrer Furcht weiter auf die Polizisten ein, die ihnen den Weg versperrten, und sprangen hinter deren Schutzwälle.
„Ihr verdammten Ratten!“, brüllte Frank und schoss sein ganzes Magazin leer. Dann warf er das Gewehr weg und zog eine kleine Axt aus seinem Gürtel. Dem ersten Polizisten schlug mit so einer solchen Wucht auf den Schädel, dass dessen Helm mit einen lauten Knacken zerbarst. Einem nächsten hackte er das blutige Beil vor Wut rasend in die Schulter, so dass die Waffe fast in ihm stecken blieb.
Die zahlenmäßig unterlegenen Polizisten zogen sich aus der Nebengasse zurück und viele wurden von dem wütenden Mob erschossen oder erschlagen.
„Die haben versucht uns einzukesseln! Fuck!“, brüllte Bäumer und hob die Pistole eines verletzten Polizisten vom Boden auf. Er schoss ihm in die Brust und fluchte.
Weitere Menschen versuchten jetzt durch den frei gewordenen Straßenzug zu flüchten und rissen Frank und Alf einfach mit sich. Es war ein heilloses Durcheinander. Die beiden Männer und einige Dutzend Russen liefen durch eine mit Müll und Schutt übersäte Gasse und gingen auf jeden los, der sich ihnen in den Weg stellte.
„Wir müssen irgendwo ein Auto herbekommen“, schrie Frank und bog in eine weitere Straße ein. Einige Demonstranten folgten ihnen.
Sie kamen zu einer kleinen Kreuzung. Wie von Sinnen rannten sie auf einen Wagen zu, der an einer Ampel stand, und schossen die Seitenscheibe kaputt. Ein entsetzter Mann starrte sie an und stammelte etwas auf Russisch.

„Get out of your car or I kill you!“, brüllte Frank und zerrte ihn aus dem Auto. Er startete den Wagen mit quietschenden Reifen und brauste los.
„Scheiße, Scheiße, Scheiße“, jammerte Kohlhaas und raste wie ein Verrückter durch die Straßen.
„Da! Autobahn! Richtung Minsk!“, Alf deutete auf ein verrostetes Schild. Sie bogen nach links ab und sausten auf eine Zubringerstraße. Als sie Gomel hinter sich ließen, gaben sie ein kurzes Stoßgebet gen Himmel ab.
„Das hätte heute voll ins Auge gehen können. So ein elender Mist!“, schimpfte Bäumer.
„Diese Bullenschweine!“, zischte Kohlhaas und schlug mit der Faust gegen die Windschutzscheibe.
Die beiden fuhren über Minsk, tankten kurz und erreichten nach einigen Stunden Ivas. Sie hatten den furchtbaren Tag überlebt.

Ungebrochen

Die Staatsgewalt hatte in Gomel über 2500 Demonstranten niedergeschossen und Hunderte verhaftet. Etwa 400 Polizisten waren bei dem blutigen Aufeinandertreffen und den bis in die Nacht andauernden Scharmützeln ebenfalls verletzt oder getötet worden.
Die Medien berichteten tagelang rund um die Uhr von den bürgerkriegsähnlichen Ausschreitungen und erwähnten die zivilen Opfer mit keinem Wort. Sie unterstellten Artur Tschistokjow, dass er seine Leute zur Gewalt gegen die Polizei angestachelt hatte und verdrehten die Tatsachen im üblichen Sinne.
Der Anführer der Rebellen hatte seinerseits nicht damit gerechnet, dass die erste Demonstration in einer weißrussischen Großstadt gleich in einem derartigen Blutbad enden würde.
Zudem wurden die Scanchips von allen Personen, welche als Demonstrationsteilnehmer gefilmt und identifiziert worden waren, stillgelegt. Das bedeutete, dass diese Menschen ihren Arbeitsplatz verloren, auf Dauer obdachlos wurden und sich nach einer Weile nicht einmal mehr ein Brötchen kaufen konnten.
Die gewünschte Wirkung hatten diese gnadenlosen Terrormaßnahmen allerdings nicht, denn jetzt hatten genau diese Leute überhaupt nichts mehr zu verlieren und sahen in Tschistokjow mehr denn je ihren Retter. Ebenso machte sich in den Reihen der Polizei eine Welle des Unmuts breit, denn abgesehen davon, dass viele Beamte ihr Gehalt nur noch unregelmäßig oder überhaupt nicht mehr ausgezahlt bekamen, waren zunehmend weniger von ihnen dazu

bereit, ihr eigenes Leben in Auseinandersetzungen solchen Ausmaßes für die Mächtigen zu riskieren.
Der Anführer der *Rus* konnte an diesem Tag die Stadt, begleitet von seinen zu allem bereiten Leibwächtern, heil verlassen und tauchte wieder einmal irgendwo unter.
Wenig später setzte er seinen Kampf, von Hass und Fanatismus getrieben, wieder unermüdlich fort. In seinen Augen war das Gemetzel im Stadtzentrum von Gomel ein weiteres Indiz dafür, dass die Revolution in naher Zukunft ausbrechen würde.
Wilden und die meisten anderen aus Ivas entkamen ebenso unverletzt dem Chaos, da sie sich frühzeitig zur Flucht entschieden hatten. Allerdings waren zwei junge Männer aus dem Dorf bei den noch die ganze Nacht andauernden Unruhen getötet worden.

Artur Tschistokjow war heute nach Minsk gekommen und hatte einige Dutzend seiner Unterführer in einer schäbigen Gaststätte im Süden der Metropole um sich geschart. Die Demonstration in Gomel und ihre blutigen Auswirkungen hatten viele der anwesenden Männer in einen Zustand aus Entsetzen und Unsicherheit versetzt.
Der eine oder andere hatte Artur bereits gebeten, in Zukunft auf öffentliche Versammlungen zu verzichten, doch dieser brodelte innerlich und wollte so etwas nicht hören. Jetzt verlangte er von seinen Getreuen Durchhaltevermögen. Tschistokjow ging nach vorne und postierte sich hinter einem kleinen Rednerpult.

„Meine lieben Mistreiter!
Blutige Kämpfe haben wir hinter uns gebracht. Der eine oder andere von euch hat die Knochen gebrochen oder wurde angeschossen. Etwa 2500 Anhänger unserer Freiheitsbewegung haben die Straßen von Gomel mit ihrem

Blut getränkt. Die Polizei hat einfach dazwischen geschossen und Männer, Frauen und Kinder abgeschlachtet – nur weil sie die Freiheit verlangten!
Doch unsere Augen glühen noch immer vor Begeisterung, denn wir stehen heute enger, noch enger als vorher zusammen. Das Blut der Gefallenen ist der Leim, welcher uns zusammenklebt. Uns ist klar geworden, wie entschlossen unser Feind ist und jetzt müssen wir ihm zeigen, dass wir noch hundertmal, tausendmal entschlossener sind.
Wir müssen ihm beweisen, dass wir opfern werden, ohne zu klagen. Kein Gewehr und kein Panzerwagen werden uns aufhalten. Wenn wir für das Überleben Weißrusslands sterben müssen, dann ist das unsere Pflicht. Wir wollen nicht fragen, was gut für uns ist, denn unsere Leben sind unwichtig.
Wichtig ist nur, dass unser Volk überlebt und unser Land von der Sklaverei befreit wird! Wie die Väter wollen wir stark sein und den Tod nicht fürchten. Die Pflicht erfüllen, notfalls mit einem Lächeln den heiligen Märtyrertod für die Zukunft unserer Kinder erdulden. Wenn wir diesen Zustand der inneren Freiheit in uns selbst geschaffen haben, dann können und werden wir auch die äußere Freiheit gewinnen!“

Die versammelte Mannschaft schwieg und starrte gebannt auf Tschistokjows Erscheinung. Der aufgebrachte Redner fuchtelte mit dem Zeigefinger umher und streifte mit einem brennenden Blick aus seinen blauen Augen über die Gesichter seiner Getreuen.

„Wenn wir bald an einem anderen Ort demonstrieren, dann werden unsere Feinde sehen, dass sie uns nicht gebrochen haben. Dann erblicken sie unsere versteinerten Blicke und unseren stählernen Willen.

Wir werden ihnen ins Gesicht schreien: „Schießt nur, damit haltet ihr die Wende nicht auf! Ihr reißt zwar blutige Lücken in unsere Reihen, aber wir werden sie wieder auffüllen und wiederkommen und wiederkommen und bluten und bluten! Bis endlich eure Macht zerbrochen ist!“
Ich habe in Gomel einige meiner treuen Gefährten sterben sehen, ihre Hand gehalten bis ihre Augen kalt und tot waren. Ihr alle habt das auch!
Schwankt jetzt nicht, meine Brüder! Jetzt, genau jetzt, dürft ihr nicht zweifeln, nicht einbrechen und euch der Furcht hingeben!
Wenn wir jetzt aufgeben und unser Volk nicht retten, dann geht es unter. Dann war alles Kämpfen vergeblich und sinnlos. Wenn wir heute den Mut verlieren, dann können alle Freiheitskämpfer auf der Welt ebenfalls aufgeben, denn auch sie müssen ihr Leben riskieren und müssen leiden und müssen sterben für den neuen Morgen!
Wenn wir alle versagen und dem Feind die Welt überlassen, dann waren sämtliche Opfer der Vergangenheit umsonst. Dann geht Europa mit seinen großartigen Völkern und auch der Rest der Welt unwiderruflich unter. Dann erlischt das Licht auf diesem Planeten.
Wir dürfen deshalb nur den Kampf um die Freiheit wichtig nehmen, nicht unser kleines Leben! Wir haben vor unseren Kindern und Enkeln und vor der Weltgeschichte kein Recht, in diesem Kampf zu kapitulieren…“

Artur Tschistokjow brüllte es in die Ohren seiner Unterführer und pulsierte dabei vor Wut und Energie. Wie mit einem elektrischen Schlag wühlte er die Männer vor sich auf und entfachte wieder den Mut in ihren Herzen. Es blieben nur wenige Zweifler unter ihnen zurück, nachdem der Redner mit seinen Ausführungen fertig war. Die nächsten Demonstrationen und Massenkundgebungen hatte er

bereits geplant, trotz des Blutbades von Gomel und seine Anhänger fassten sich wieder ein Herz. Was hatten die halb verhungerten und verwahrlosten Männer schon noch zu verlieren?

Während sich in Weißrussland die Situation zuspitzte, tat sie das auch in einem anderen Teil der Welt. Frank und Alfred erfuhren es am 24.03.2035 aus dem Fernsehen: Auf den Philippinen hatte es eine Rebellion gegeben. Die Vasallenregierung unter Sub-Gouverneur Oquino war durch einen erfolgreichen Aufstand entmachtet worden.
Rebellenführer Michael Arroyo hatte die Macht übernommen, den alten philippinischen Staat wieder gegründet und sich mit Matsumotos Japan verbündet. Über Nacht war im fernen Ostasien ein weiterer Brandherd entstanden.
Schon vor vier Jahren, als sich Japan in seinem großen Befreiungskampf befand, war es zu einem Aufstand gekommen. Jetzt war es den philippinischen Rebellen, mit Unterstützung von Matsumoto, tatsächlich gelungen, den Sieg davon zu tragen und die Hauptstadt Manila einzunehmen. Ganz Ivas jubelte. Eine zweite Revolution war geglückt und ein weiterer Staat hatte sich aus dem Weltverbund herausgelöst.
Innerhalb von wenigen Stunden richteten sich die Augen der Weltöffentlichkeit auf die Philippinen und die Medien spieen Gift und Galle. Über Nacht hatten sie ein neues Feindbild.

„Das ist eine Sensation!“, schrie Wilden außer sich und sprang vor dem Fernseher auf und ab.
Frank, Alfred und Sven klatschten in die Hände. Letzterer versuchte es jedenfalls, denn an seiner linken Hand fehlten nach seinem Kriegseinsatz in Japan immerhin drei Finger.

Trotzdem leuchteten auch in Svens verbliebenem Auge Zuversicht und Hoffnung auf.
„Wenn die das schaffen, dann können wir es auch!“, rief Kohlhaas und hob siegesgewiss seine Fäuste.
„Jetzt auch die Philippinen. Das ist ein weiterer Tritt in den Hintern für die Weltregierung, ha, ha!“, posaunte Alf.
„Matsumoto hat seinen ersten offiziellen Verbündeten“. Der Dorfchef blickte triumphierend auf den Bildschirm. Ein betroffen dreinschauender Reporter kommentierte mit hämischem Unterton Bilder aus Manila, in denen Tausende von Menschen vor dem Präsidentenpalast demonstrierten.
„Mal sehen, wann die GCF dort eingreift“, bemerkte Bäumer und stricht sich über seinen dunklen Bart.
„Das werden sie wohl nicht einfach so machen. Immerhin stehen die Japaner hinter Michael Arroyo!“, kam von Wilden.
„Ob Artur das auch schon mitbekommen hat?“, fragte Sven in die Runde.
Frank sah ihn lächelnd an. „Ich denke schon, dass ist jetzt schon seit Stunden im Fernsehen...“
„Es geht in Asien los! Wird Zeit, dass auch wir in Europa endlich solche Meldungen produzieren!“, rief Wilden.
Nun wurde der Weltpräsident interviewt und wirkte dabei sichtlich verunsichert und besorgt. Die vier Männer in Ivas lachten hingegen und stießen gehässige Bemerkungen aus.
Im Verlauf des Tages meldete sich Artur Tschistokjow, vollkommen außer sich vor Begeisterung.
Diese erfreuliche Meldung aus einem weit entfernten Teil der Welt hatte seine Moral deutlich erhöht. Der weißrussische Politiker hörte sich nun optimistischer denn je an und erklärte Wilden, dass er für den Sommer und Herbst dieses Jahres eine Großoffensive voller Werbeaktionen und Protestmärsche geplant hatte. Für ihn war es nur noch eine

Frage der Zeit, bis Weißrussland im völligen Chaos versinken würde.
Tschistokjow hatte zudem Glück. Von seinen Aktivitäten nahmen die Mächtigen auf der weltpolitischen Bühne bisher kaum etwas wahr und überließen es den regionalen Behörden und Medschenko, den politischen Dissidenten zu stoppen.

Frank, Alfred und einige andere junge Männer aus Ivas machten sich in der kommenden Woche wieder auf den Weg nach Weißrussland und unterstützten die Russen bei ihren rastlosen Werbeaktionen für die Freiheitsbewegung. Mehrere Nächte lang waren sie in Minsk unterwegs.
Anfang April organisierten die *Rus* fünf gleichzeitig stattfindende Demonstrationen in Kleinstädten im Osten des Landes mit jeweils etwa 1000 Personen. Sie verliefen, bis auf kleinere Zusammenstöße mit der Polizei, weitgehend ruhig. Teilweise sahen die Beamten auch einfach wohlwollend weg und ließen die Demonstrierenden in Ruhe.
Heute hatten sich Frank, Alfred, Artur und etwa hundert Leiter der Ordnertrupps aus dem ganzen Land auf einer großen Wiese weit draußen auf dem Land versammelt. Es regnete in Strömen.
„Frank, ich will Alf und dich zu den Chefs von meine Männer mit Waffen machen. Habe ich schon gesagt, oder?“, erklärte Tschistokjow.
„Ja, das hast du!“, erwiderte Frank und fühlte sich geehrt.
„Die meisten können Englisch. Du kannst mit ihne reden“, sagte der Russe. „Das hier sind alle Anführer meiner Trupps. Ich habe ihnen gesagt, dass in Zukunft du ihnen die Befehle geben wirst.“
Kohlhaas schob die Augenbrauen nach oben. Dann grinste er in sich hinein. „Bin ich jetzt so eine Art General?“
„Ja, genau. Du bist General der Ordner!“

„Und Alf?“
Bäumer schaute etwas verärgert und fühlte sich nicht ausreichend beachtet. „Was ist mit mir?“
„Frank befehlt Ordner von nördliche Gruppen, Alf von Süden“, sagte Artur und versuchte es beiden Recht zu machen.
Alf winkte ab. „Du kannst diese ehrenvolle Aufgabe ruhig Frank überlassen. Soll er die Ordner anführen. Ich passe derweil auf Franks Arsch auf...“
Kohlhaas musste lachen und Bäumer zwinkerte ihm zu. Der Chef der Freiheitsbewegung überlegte.
„Gut, Alf, wie du willst!“
„General Frank Kohlhaas“, tönte der blonde Russe und klopfte dem jungen Mann aus seinen muskulösen Oberarm.
„Deine Ordner brauchen kugelsichere Westen, Artur!“, erläuterte Frank mit ernstem Blick.
„Kugelsichere Westen?“
Kohlhaas schlug sich auf die Brust. „Rüstungen gegen Patronen...Armor...und Helme!“
„Ah, ich verstehe“, Artur schien zu grübeln und kratzte sich am Kopf.
„In Gomel hatten sie so etwas nicht. Die Polizei hat auch Helme und kugelsichere Westen.“
„Du hast Recht“, Tschistokjow hob den Zeigefinger und blickte nachdenklich gen Himmel.
„Überlege dir, wo man diese Sachen herbekommt“, sagte Frank und Artur ließ die Männer antreten.
Er erklärte ihnen, dass sie sich von nun an selbst ausrüsten mussten. Jeder Ordner sollte sich bis zum nächsten öffentlichen Auftreten der Freiheitsbewegung einen Helm und einen Körperschutz besorgen.
Sie verbrachten den Rest des Tages mit Schießübungen und Frank versuchte den oft noch recht jungen Russen einiges über militärische Taktiken beizubringen. Er fühlte

sich gut in seiner neuen Rolle und die respektvollen Blicke der Männer verliehen ihm neues Selbstvertrauen.

Bei der nächsten größeren Demonstration Ende des Monats in Luninyets bot sich den zahlreichen Bewohnern der Kleinstadt, welche dem Spektakel beiwohnten, ein skurriler Anblick.
Die etwa 300 Ordner trugen teilweise selbstgemachte Rüstungen aus Stahlplatten und nicht wenige von ihnen hatten sich auf dem Schwarzmarkt alte Helme der GUS-Armee besorgt. Sogar eiserne Kopfbedeckungen der alten Sowjetarmee, der NVA und sogar der Wehrmacht waren dabei. Frank konnte sich das Grinsen nicht verkneifen, aber Hauptsache die Helme, welche teilweise schon viele Jahrzehnte alt waren und vor sich hin verrosteten, waren wirksam. Auf die spärlich vertretene Polizei wirkten sie ebenfalls verwirrend.
Artur hielt eine flammende Rede gegen die Auslagerung von weißrussischen Fabriken und Produktionsstätten in Billiglohnländer und erntete tosenden Beifall bei den Anwohnern, denen diese Problematik vor Ort auf den Nägeln brannte.
Ansonsten verlief alles ruhig und einige Polizisten grüßten die etwa 3000 Demonstranten sogar freundlich. Artur erschien sehr zufrieden. Einen Tag später kehrten Frank und Alfred wieder nach Ivas zurück.
Es war Anfang Mai. Kohlhaas und Bäumer hatten sich, wie sie es formulierten, „ein paar Tage freigenommen". Sie verbrachten ihre Zeit damit, im Wohnzimmer herumzulungern oder in der Küche zu sitzen, machten längere Waldspaziergänge und erfreuten sich an den ersten warmen Sonnenstrahlen des Jahres 2035.
„Hast du Julia in den letzten Tagen gesehen?", fragte Kohlhaas seinen Freund.

Sie gingen tiefer in den Wald hinein und setzten sich schließlich auf einen umgestürzten Baum. Alf zuckte mit den Schultern: „Sie scheint öfter weg zu sein. Nein, ich habe sie nicht gesehen. Vielleicht ist sie in Grodno bei diesem Viktor."
„Ja, wäre möglich...", brummte Frank.
„Ich weiß, das nervt dich ganz schön an, was?"
„Ja, wäre auch möglich!", gab Kohlhaas betrübt zurück.
„Eigentlich steht sie doch auf dich."
„Klar, und deswegen ist sie auch ständig bei diesem Russen", erwiderte Frank genervt.
„Du hast mir doch erzählt, dass da mal was zwischen euch gelaufen ist. Oder?"
„Ach..."
„Was, ach?"
„War aber im Grunde nichts Weltbewegendes…"
Alf blickte verwundert zu seinem Freund hinüber. Dann hakte er nach: „Du hast mir erzählt, dass du sie damals rumgekriegt hast..."
„Ja, so in der Richtung. Also, nicht direkt", stammelte Frank.
„Was denn jetzt?"
„Wenn ich sie richtig rumgekriegt hätte, wäre ich wohl mit ihr zusammen, oder?"
Alf grinste und verlangte Details. „Erzähl mal genauer..."
„Du kannst mich mal, Alter!", Frank verpasste Bäumer einen leichten Schubs mit dem Ellenbogen.
„Lass uns weitergehen", schlug er nachdrücklich vor und erhob sich von seiner Sitzgelegenheit.
Alf konnte sich denken, dass Frank ihm gegenüber vor einigen Monaten wohl ein wenig übertrieben hatte. Die Realität seiner erfolgreichen Vorstöße in Richtung des Herzens von Julia Wilden war vermutlich deutlich ernüchternder als seine euphorischen „Siegesmeldungen" gewesen.

„Wenigstens haben wir uns geküsst. Auch wenn es wohl nur eher freundschaftlich war“, dachte sich Frank und warf einen melancholischen Blick auf die sich langsam mit frischem Grün füllenden Baumwipfel.
Sie liefen noch eine Weile durch den wundervollen Mischwald, welcher das Dorf umgab und schwiegen. Vielleicht war die Revolution, welche sie sich alle erhofften, genau so eine Illusion, wie die Liebe zu Julia. Frank sollte es noch früh genug herausfinden.

Herr Wilden befasste sich derweil wieder einmal weniger mit seiner Tochter und mehr mit strategischen Vorbereitungen politischer Aktionen. Er war heute schon um 6.00 Uhr morgens aufgestanden und hatte sich an seinen Computer gesetzt. Dort entwarf der Dorfchef ein Flugblatt für die Freiheitsbewegung, welches gegen die geplante „Angleichung der Energiekosten“ im Sub-Sektor „Weißrussland-Baltikum“ gerichtet war.
Diese sogenannte „Angleichung“ bedeutete im Klartext eine massive Erhöhung der Preise für Erdgas und Erdöl, welche Medschnekos Regierung für den Monat Oktober ankündigte.
Der ältere Mann hatte diese Hiobsbotschaft gestern Abend in den Nachrichten erfahren. Die ursprünglichen Preise für Öl und Gas sollten sich ab Oktober um etwa 60% erhöhen, verkündete der Fernseher. Vielleicht konnte dieser unangenehme, weitere Einschnitt in das Leben von Millionen Weißrussen das Fass zum Überlaufen bringen.
Das Land verfügte zwar über eigene Erdölvorkommen und somit war der Bezug des Rohstoffs für die Bevölkerung in Weißrussland immer ein wenig günstiger als in anderen Regionen Europas gewesen, aber dafür hatten die Menschen hier in den letzten Jahren unter genügend anderen Dingen finanziell zu leiden gehabt. Der stetige

Abbau der produzierenden Industrie und diverse Steuer- und Gebührenerhöhungen hatten die Weißrussen in zunehmendem Maße verzweifeln lassen.
Jetzt sollten auch noch die Brennstoffkosten auf einen Schlag so drastisch erhöht werden, dass es Millionen Menschen bis ins Mark traf.
„Angleichung der Preise“, zischte Wilden leise vor sich hin und starrte wütend auf den Bildschirm seines Rechners. „Diese verfluchten Banditen!“
Er versuchte das Flugblatt möglichst schlagkräftig zu formulieren und bewunderte seine mittlerweile fast perfekten Russischkenntnisse. Als er sich gedanklich wieder in den Text vertieft hatte und aufgeregt vor sich hin tippte, vernahm er plötzlich ein Klopfen an der Tür.

Frank versuchte sich zu beeilen. Das Haus des Dorfchefs war jetzt nur noch einige hundert Meter entfernt. Thorsten Wilden hatte ihn heute Morgen aus dem Bett geklingelt und ihm aufgeregt erzählt, dass er eine wichtige Nachricht für ihn habe.
Der junge Mann hastete an einer Reihe noch leer stehender Gebäude vorbei und bog nach links ab. Nun war er fast am Ziel. Schlagartig unterbrach Kohlhaas seinen Lauf, riss die Augen weit auf und schluckte.
Ein Polizeiauto stand auf der Straße und er konnte den Dorfchef erkennen, welcher gerade drei Beamte zu sich hereinbat, um anschließend die Haustür hinter ihnen zu schließen. Frank huschte zur Seite und verkroch sich hinter einer Hauswand.
„Was zum Teufel machen die Bullen hier?“, schoss es ihm durch den Kopf. Sein Herz fing an wie wahnsinnig zu hämmern, dann sprintete er zurück nach Hause.

„Alf, Alf! Verdammt, wo bist du?“, schrie er durch den Hausflur. Bäumer kam die Treppe zur oberen Etage langsam herunter und rieb sich die Augen.
„Was ist denn?“
„Die Bullen! Da ist ein Bullenwagen bei Wilden!“, stieß Kohlhaas mit entsetzter Miene aus.
„Was?“, Alf wurde schlagartig wach und kippte fast nach hinten weg.
„Ein Bullenwagen?“
„Ja, komm mit und hol deine Knarre!“
Die beiden Männer jagten über die Straße und erreichten nach kurzer Zeit Wildens Haus. Sie versteckten sich in einem verwilderten Vorgarten hinter einem Holzschuppen und warteten. Das Polizeiauto war immer noch da.
„Das darf nicht wahr sein! Hier war noch nie die Polizei! Was hat das zu bedeuten?“, fauchte Frank leise und lugte an dem Schuppen vorbei.
„Keine Ahnung...“, brachte Alf lediglich heraus. Die beiden verhielten sich ruhig, während Martin Brenner und seine Frau, die Nachbarn der Wildens, aus ihrem Haus kamen und verstörte Blicke auf das Polizeiauto warfen, welches ihre Ausfahrt blockierte. Was hatte das zu bedeuten?

„The most of you are farmers?“, fragte der mit kantigen Gesichtszügen versehene Polizist.
Wilden hatte beide Hände in den Taschen und versuchte den Blicken der drei Polizisten so gut es ging auszuweichen.
„Yes, this is a village of farmers!”, antwortete der Dorfchef.
“But you are nemez…German?”, bohrte ein anderer Polizist nach.
„Yes...nemez...Te hotschesch goworitch pa russkje?“, bot ihm Wilden an und hoffte, dass ihm das Angebot sich weiter

auf Russisch zu unterhalten, irgendwie Sympathien bringen konnte.
„Njet!“, der Beamte winkte ab. „We talk in Englisch!“
Der Polizist erzählte, dass sie vor einigen Tagen unmittelbar in der Nähe von Ivas des Nachts drei Jugendliche gesehen hatten, welche an eine Mauer den Schriftzug „Nieder mit der Weltregierung!“ gesprüht hatten. Als sie die jungen Männer dingfest machen wollten, flüchteten sie in ein dunkles Waldstück und verschwanden.
„Did you see any suspicious persons here in this village?“, wollte der Beamte erneut wissen. Er hatte diese Frage schon mehrfach gestellt.
„No, I did not see three suspicious young men!“, erwiderte Wilden energisch und spielte empört. “You already asked me that…”
Einer der Polizisten löste sich von der Gruppe und warf einen Blick in die Küche. Dort lächelte ihm Frau Wilden entgegen und wirkte spürbar ängstlich.
„You are okay?“, fragte der Polizist und grinste hämisch.
„Yes!“, gab Agatha Wilden nur zurück.
Der Beamte lief noch ein wenig in der unteren Etage herum, während Wilden mit allen Mitteln versuchte, einen harmlosen Smalltalk auf die Beine zu stellen. Er erzählte von den Tücken der Landwirtschaft, von der vielen Arbeit beim Säen und Ernten und erklärte den Polizisten, wie schön die Landschaft von Litauen sei.
Die beiden Staatsdiener wurden jetzt auch ein weniger lockerer und ließen sich nach einer Weile sogar zu einem Tee einladen. Sie folgten dem Dorfchef in die Küche.
„Oh, you have many books!“, tönte es auf einmal aus dem Bibliotheksraum und Wilden wirkte für einige Sekunden so, als hätte ihm jemand gerade einen Dolch in den Rücken gerammt.

Er stand auf und lächelte dem Beamten, welcher sich blöd glotzend in seiner riesigen Bibliothek umsah und offenbar die deutschen Titel der Bücher nicht verstand, freundlich zu. Seine Frau Agatha versorgte die beiden anderen Polizisten derweil mit wohl riechendem Brombeertee.
„Ha, ha! Yes, my hobby is history. Just a hobby. I like to read everything about history”, sagte Wilden und strich sich nervös durch seine grauen Haare.
“Are those books legal?”, erkundigte sich der Polizist mit barschem Unterton.
„Yes, of course. The books are all for historical studies. For my little hobby. You know?”
“Nietzsche?”, Der Polizist starrte auf ein altes Buch und erschien geistig leicht überfordert.
„Ha! Not very interesting. Just an old book“, flötete der Dorfchef. Der Polizist legte das Buch wieder ins Regal zurück. Dann verließ er den Raum. Wilden atmete auf und wischte sich einige Schweißtropfen von der Stirn.
„I don`t read at all. Reading is boring”, knurrte der Beamte und ging zu den anderen in die Küche.
Nachdem die Polizisten ihren Tee genossen hatten, verließen sie das Haus und schüttelten Herrn Wilden freundlich die Hände.
„If I see suspicious persons here in this village, I will call you immediately!”, rief Wilden den Staatsdienern noch hinterher. Diese nickten wortlos und das Polizeiauto verschwand wieder.
Die Beamten waren zu Herrn Wilden gekommen, weil er bei den Behörden als registrierter Besitzer Dutzender von Häusern in Ivas bekannt war. Sämtliche Bewohner der Ortschaft waren durch die unangenehmen Besucher in helle Aufregung versetzt worden. Bisher hatte sich noch kein Polizeiauto in das abgelegene und noch immer halb leerstehende Dorf verirrt – das hatte sich jetzt geändert.

Glücklicherweise schien Wilden aber jeden Verdacht der Beamten zerstreut zu haben und hatte erfolgreich den braven, steuerzahlenden Bürger gemimt.
Es ließ sich anschließend schnell herausfinden, wer hinter der Sprühaktion im Nachbardorf Rajazov steckte. Es waren drei der noch ganz jungen Kerle, deren Familien sich erst vor knapp einem Jahr mit Wildens Genehmigung in Ivas niedergelassen hatten.
Frank, Alfred und Sven schlugen den Jugendlichen am folgenden Tag tüchtig die Nasen ein und der Dorfchef drohte ihren Eltern sogar, sie aus der Ortschaft zu verbannen. Nach einiger Weile beruhigte er sich allerdings wieder.

„Was?“, Frank riss die Haustür auf und blickte auf drei kaum 16 bis 18jährige Gestalten, deren Köpfe verbunden waren. Zwei von ihnen hatten blaue Augen und ein paar Kratzer im Gesicht.
„Was ist?“, schrie er sie an. Alf kam jetzt auch an die Tür.
„Wir wollten uns nur noch mal bei Ihnen entschuldigen, Herr Kohlhaas...und...äh...Herr Bäumer“, sagte eine der Drei leise.
„Ja, ist gut. Hauptsache ihr habt verstanden, dass ihr uns alle in Teufelsküche bringt, wenn ihr hier in unmittelbarer Nähe unseres Heimatdorfes so eine Scheiße macht!“, knurrte Frank und bäumte sich noch einmal drohend vor den verängstigten Jugendlichen auf.
Ein 17 Jahre alter Junge namens Ingo Moser nickte und stammelte: „Ja, es tut uns leid. Wir machen so etwas nie mehr!“
„Das raten wir euch auch!“, schimpfte Bäumer und seine Augen funkelten bösartig.

Frank taten die Jungs jetzt fast ein wenig leid. Sie standen wie getretene Hündchen an der Türschwelle und trauten sich kaum zu husten.
„Ja, tut uns auch leid. Wir wollten euch nicht so verhauen, aber verdient hattet ihr es. Diese blödsinnige Aktion hat das ganze Dorf gefährdet“, erklärte Frank und kühlte langsam wieder sich ab.
„Was glaubt ihr, was die Bullen mit uns allen machen, wenn sie rauskriegen, wer wir sind“, schob Alf hinterher.
„Wir wollten nur auch mal was machen. Sven sagt immer...“, stammelte ein kleiner Dickwanst mit roten Stoppelhaaren und Sommersprossen.
„Ich rede mal mit ihm. Ihr könnt sicherlich bei Svens Truppe mitmachen, aber ihr tut, was er euch sagt. Und hier, in der Nähe des Dorfes, macht ihr nichts, sonst fresse ich euch auf!“, zischte Kohlhaas und schob seine dunklen Augenbrauen nach unten.
„Ja...nein...natürlich nicht, Herr Kohlhaas!“, jammerte der Rothaarige.
„Sagt euren Eltern, dass uns leid tut, euch so zugerichtet zu haben. Aber diese Lektion ist besser als das, was uns alle erwartet, wenn hier eines Tages die Bullen oder die GSA auftauchen“, bemerkte Frank und schickte die Jugendlichen fort.
„Danke, Herr Kohlhaas und Herr Bäumer!“, hörten sie noch, dann trotteten die Drei davon.

Frank veranlasste, dass die drei Jugendlichen demnächst bei Svens Gruppe mitmachen durften. Als er Frau Moser beim Einkaufen in Steffen deVries Laden über den Weg lief, begrüßte sie ihn nur mit einem verhaltenen „Hallo“. Für Kohlhaas war die Sache allerdings jetzt geklärt.
In den folgenden Tagen wies der Dorfchef verstärkte Sicherheitsmaßnahmen an. HOK überprüfte noch einmal

sämtliche Scanchips der Dorfbewohner und verbrachte endlose Stunden vor seinem Rechner. Selbst die Registrierungen der Fahr- und Flugzeuge wurden von ihm noch einmal überarbeitet.
Mittlerweile war der Monat Mai schon zur Hälfte verstrichen und Julia kehrte nach Ivas zurück. Diesmal war Viktor nicht dabei. Frank nickte nur wortlos, wenn sie sich im Dorf oder bei Wilden zu Hause über den Weg liefen. Sie hatte sofort gemerkt, dass er nicht gut auf sie zu sprechen war und manchmal versuchte sie ihn in eine Konversation zu verwickeln, doch bis auf ein leises Knurren kam meistens nicht viel von Kohlhaas zurück.
Artur Tschistokjow hatte für Ende des Monats eine weitere Massenkundgebung in einer weißrussischen Großstadt geplant. Diesmal hatte er sich Lyepyel ausgesucht.
Die Situation im Land hatte sich inzwischen weiter verschlechtert. Der wirtschaftliche und soziale Verfall nahm bedenkliche Ausmaße an und immer öfter kam es zu spontanen Ausbrüchen von Wut und Empörung in der Bevölkerung.
In Pinsk hatten Arbeiter eines Industriebetriebs einen eigenmächtigen Streik ins Leben gerufen, um höhere Löhne zu erzwingen. In anderen Städten tat man es ihnen gleich. Immer musste die Polizei einschreiten und meistens gab es Verletzte oder gar Tote. Vasallengouverneur Medschenko geriet zunehmend unter Druck, während die „Rus“ einen massenhaften Zulauf zu verzeichnen hatten.
Nach einem Fußballspiel in Minsk ereigneten sich in diesen Tagen schwere Zusammenstöße zwischen Weißrussen und den im Norden der Großstadt angesiedelten Fremden aus Georgien und Kasachstan. Es gab viele Verletzte und auch drei Tote, als die örtliche Polizei dazwischenschlug. Die Fehden zwischen Russen und Einwanderern aus dem Süden und Osten setzten sich in den folgenden Tagen fort.

Einige Stadtteile von Minsk glichen regelrecht einem Pulverfass und die Lage im Land spitzte sich täglich weiter zu.

Krisenstimmung

Are you ready to die?“, brüllte Frank und winkte die Anführer der Ordnertrupps zu sich heran. Einige setzten ein zynisches Grinsen auf, während Kohlhaas in gebrochenem Russisch Anweisungen gab und befahl, den Demonstrationszug im Abstand von jeweils fünf Metern mit bewaffneten Männern zu flankieren.
Die meisten der Russen schienen ihn zu respektieren, immerhin war es ihnen im Gedächtnis geblieben, dass er Tschistokjow gerettet hatte. Sie schlugen die Hacken zusammen und verteilten sich an den Seiten der riesigen Menschenmasse, welche sich heute im Osten der Stadt Grodno in einem halb verlassenen Einkaufszentrum versammelt hatte.
Hunderte von Erwerbs- und Obdachlosen waren aus den naheliegenden Gassen zu ihnen gekommen. Artur hatte ihnen erlaubt, an der Versammlung teilzunehmen, wenn sie sich ordentlich verhielten. Der eine oder andere war allerdings so stark alkoholisiert gewesen, dass er wieder fortgeschickt werden musste. Auch dafür waren die Ordner zuständig.
Insgesamt erschienen erneut über 20000 Menschen, davon zahllose Bürger aus Grodno selbst. Das Blutbad von Gomel schien diejenigen, welche kaum noch etwas zu verlieren hatten, jedenfalls weniger abgeschreckt zu haben, als Tschistokjow befürchtet hatte. Frank war gespannt, was sie heute erwartete.
Julia war nicht mitgekommen. Aus gutem Grund. Wenn es auch nur halb so schlimm wie in Gomel werden würde, war es für eine junge Frau besser, zu Hause zu bleiben. Allerdings war ihr Schwarm Viktor heute hier irgendwo. Der

gutaussehende, charmante Russe hatte die Gruppe in Grodno über einen längeren Zeitraum angeführt, aber vor einigen Monaten war er in die zweite Reihe zurückgegangen und hatte die Führung einem anderen überlassen. Vielleicht war dieser Sinneswandel auf Julia zurückzuführen. Frank rätselte schon den ganzen Tag darüber und durchsuchte die Menschenmasse nach seinem ungeliebten Rivalen.
Gegen Mittag begann der Protestmarsch. Hunderte von Drachenkopf- und Russlandfahnen wehten über den Köpfen der Demonstranten. Einen halben Kilometer von ihrem Versammlungsort entfernt hatten sich Polizisten und diesmal sogar GCF-Soldaten postiert. Sie beobachteten die Szenerie jedoch zunächst nur.

An der Spitze des riesigen Menschenwurms lief Artur Tschistokjow vorweg und musterte die Beamten mit verbissener Miene. Frank und Alfred hatten zu ihm aufgeschlossen. Wilden war hingegen im Gewühl geblieben und hatte sich vermummt.
„Gut, dass uns die Bullen in Ivas nicht gesehen haben. Ich wollte zuerst zu Thorsten gehen und fragen, was Sache ist, aber es war wohl besser, uns zu verstecken und die Lage aus der Ferne zu beobachten“, bemerkte Frank.
„Die kennen unsere Gesichter sicherlich bereits. War klüger so“, brummte Alf.
Zwar hatten sich die beiden Männer aus Ivas auch heute wieder mit Sonnenbrillen und einem schwarzen Schal halbwegs unkenntlich gemacht, doch waren sie bei einigen der vorausgegangenen Aufmärsche manchmal nachlässiger gewesen. Irgendeine Kamera hatte ihre Gesichter mit Sicherheit schon aufgezeichnet.
Sie beide trugen alte Stahlhelme, die ihnen John Thorphy aus Restbeständen der sogenannten „UNO-

Friedenstruppen“, welche 2018 aufgelöst und durch die GCF ersetzt worden waren, besorgt hatte. Zudem trugen sie kugelsichere Westen.
„Sie dir den an!“, sagte Frank grinsend und deutete auf einen bulligen, russischen Ordner neben sich.
„Das sieht ja schräg aus…“, kommentierte Alf den skurrilen Anblick.
Der Russe hatte einen zerbeulten Feuerwehrhelm auf dem Kopf und sich eine Stahlplatte auf die Brust gebunden. Er sah aus wie einer der rebellischen Bauern aus dem Mittelalter, welche auch mit zusammengeschusterten Waffen und Rüstungen in den Kampf gezogen waren.
„Ob das `ne Kugel abhält, wage ich zu bezweifeln“, spottete Frank und Alf kicherte.
„Der Wille zählt!“, kam von Bäumer nur zurück.
„Gebt Tschistokjow die Macht! Nieder mit Medschenko!“, donnerte ein lauter Chor aus Tausenden von Kehlen durch die Straßen. Die Masse marschierte über einen großen Platz, der von schönen, alten Gebäuden umgeben war, dann ging weiter über eine breite Hauptstrasse.
An den Seiten applaudierten viele Bürger und wünschten ihnen Glück. Relativ selten vernahmen sie Beschimpfungen von Anwohnern oder Gruppen junger Nichtrussen. Auf die meisten Leute wirkte die gewaltige Menschenmasse ohne Zweifel beeindruckend und auch respekteinflößend.
Schließlich erreichten die laut brüllenden Demonstranten ihr Ziel: den Platz vor dem Rathaus des für Grodno zuständigen Hauptverwalters.
Tschistokjow begann mit seiner Rede und begrüßte seine Anhängerschaft und die Bewohner der Stadt. Die Polizei versammelte sich um sie herum, war aber zahlenmäßig um einiges unterlegen. Allerdings hatten sie wieder mehrere Panzerwagen dabei.

„Wenn ihr glaubt, dass wir heute schon viele sind, dann wartet ab, wie viele wir bald in Minsk sein werden, wenn sich das Volk von Weißrussland gegen seine Unterdrücker erhebt!“, schmetterte der blonde Mann in sein Mikrofon.
Tausende jubelten. Frank konnte erkennen, dass sogar der eine oder andere Polizist freundlich lächelte. Artur fuhr in seiner üblichen Weise fort, klagte Medschenko und die Weltregierung für den Verfall von Volk und Land mit kraftvoller Stimme an und ließ seine Forderungen über den Platz erschallen.
„Da! Sieh mal!“, Frank deutete auf das alte Rathaus, in dessen oberstem Stockwerk sich ein Mann am Fenster blicken ließ.
„Ich sehe dort, im obersten Stockwerk dieses schönen Rathauses, Herrn Jaron Kaminer, den Hauptverwalter dieser Stadt im Dienste der Weltregierung! Schauen Sie sich alles gut an, Herr Kaminer! Vielleicht jagen wir Sie morgen schon aus ihrem Amtssessel!“, schrie ihm Tschistokjow entgegen.
Der Mann verschwand wieder hinter der Gardine und die aufgebrachte Menge warf ihm eine Woge von Flüchen und Beschimpfungen entgegen. Einige Ordner zielten mit ihren Gewehren auf das Fenster und knurrten Drohungen, doch Frank rief sie zur Ordnung.
„An die Polizei habe ich folgende Bitte: Ich verspreche bei meiner Ehre, dass es heute keine Ausschreitungen geben wird, wenn sie mich hier nur reden lässt!“, gab Artur Tschistokjow mit fester Entschlossenheit zu verstehen.
Die Polizisten verhielten sich nach wie vor ruhig. Einige nickten sogar, bevor ihr Vorgesetzter sie anschrie und zurechtwies. Offenbar hatten die gewöhnlichen Beamten auch nicht mehr allzu viel Lust auf eine Schießerei.

Jetzt brüllte der Leiter des Polizeieinsatzes mit seinem Megafon dazwischen und unterbrach Tschistokjow. Die Menge brodelte.
„Gleich knallt es wieder!“, stöhnte Kohlhaas und nahm sein Gewehr von der Schulter.
Die GCF-Soldaten, welche allesamt keine Weißrussen waren, postierten sich neben den Polizisten und luden ihre Waffen durch. Frank rief die Ordner zusammen, welche sich jetzt ebenfalls auf ein Feuergefecht vorbereiteten.
„Lösen Sie sofort diese illegale Veranstaltung auf!“, donnerte der Polizeichef in sein Megafon.
„Lassen Sie mich noch zwanzig Minuten sprechen, dann beende ich diese Demonstration!“, erwiderte Tschistokjow.
„Ich habe den Befehl, auf sie alle zu schießen, wenn sie nicht abrücken, Herr Tschistokjow!“, kam es von dem Einsatzleiter zurück. „Ich möchte kein zweites Gomel. Auch meine Männer haben Familien!“
„Gut, ich rede noch zehn Minuten, dann ziehen wir alle in Richtung Oststadt ab und verschwinden. Ich möchte auch kein zweites Gomel und ich bedauere es sehr, wenn wir uns als Landsleute gegenseitig erschießen müssen – für Politiker, die ihre Polizisten verheizen und schlecht bezahlen!“, ließ der Rebellenführer verlautbaren.
„Warten Sie bitte, Herr Tschistokjow!“, rief der Einsatzleiter in sein Megafon und beriet sich mit einigen seiner Kollegen.
Artur ermahnte seine Anhänger ruhig und friedlich zu bleiben, während Frank, Alfred und Peter Ulljewski einige aggressiv wirkende junge Russen zurechtwiesen.
Es dauerte zehn angespannte Minuten bis der Polizeioffizier wieder zu seinem Sprechgerät griff und verkündete: „In Ordnung, Herr Tschistokjow. Ich gebe Ihnen zehn Minuten!“
„Vielen Dank!“, erhielt er von dem Anführer der Freiheitsbewegung als freudige Antwort.

Während Tschistokjow seine Rede beendete und pünktlich nach zehn Minuten den Befehl zu einem geordneten Rückzug in Richtung Oststadt erteilte, brach auf der gegenüberliegenden Seite das Chaos aus.
Der Polizeichef von Grodno geriet mit dem leitenden Offizier der internationalen GCF-Besatzungstruppen aneinander und die Demonstranten hörten sie sich gegenseitig laut in schlechtem Englisch beschimpfen. Dann zogen die weißrussischen Beamten ab und ließen die GCF-Soldaten verunsichert zurück. Es war ein ungeheuerlicher Eklat, dessen Tragweite erst in den kommenden Wochen deutlich werden sollte.
Der Rückmarsch verlief friedlich. Einige übereifrige, junge Leute aus den eigenen Reihen mussten von den Ordnern jedoch des Öfteren zu Ordnung und Disziplin angehalten werden.
„Das ist kein Abenteuerurlaub für Kindsköpfe, die gerne Krawall machen wollen. Wer sich nicht benehmen kann, der hat auf meiner Demonstration nichts zu suchen. Ich habe der Polizei versprochen, dass alles friedlich verläuft und ihr solltet dafür dankbar sein!“, schärfte Tschistokjow seinen Mitstreitern an diesem Tage wieder und wieder ein.

„Das war ein unfassbarer Erfolg, glaubt ihr nicht auch?“, rief Wilden freudestrahlend aus. Die Gruppe junger Männer, welche mit ihm an diesem sonnigen Tag über den Dorfplatz von Ivas schlenderte, stimmte ihm zu. Allerdings begriffen einige die ganze Tragweite der Sache noch nicht richtig. Doch wie immer dozierte das Oberhaupt der Dorfgemeinschaft munter drauf los und versuchte bei seinen Schilderungen der politischen Lage kein Detail auszulassen.
„An Stelle eines blutigen Straßenkampfes haben die weißrussischen Polizisten mit uns kooperiert“, sagte Frank.

„Das halte ich jetzt für übertrieben! Kooperiert? Naja, sie hatten halt auch keine Lust auf Mord und Totschlag – genau so wenig wie wir!“, schob Alf ein.
„Jedenfalls zeigten einige von ihnen eine gewisse Sympathie mit uns“, warf Sven in die Runde.
Kohlhaas blickte zu Wilden herüber. „Das System hat den Schwanz eingezogen. Es hat sich nicht auf einen Kampf eingelassen – und das in einer so großen und wichtigen Stadt wie Grodno. Das ist ohne Zweifel ein enormer Erfolg und zeigt, wie stark wir mittlerweile geworden sind!“
„Frank hat Recht! Ich habe es mit Artur auch schon besprochen. Wir werden uns jetzt in den ländlichen Regionen festsetzen, Strukturen ausbauen und bewaffnete Trupps in jedem Dorf und jeder Kleinstadt rekrutieren. Dort werden sie uns so leicht nicht mehr aufhalten, wenn es soweit ist“, tönte der Dorfchef.
„Wenn was soweit ist?“, fragte einer der Jüngeren.
„Na, der große Tag! Wenn die Regierung in Minsk den Geist aufgibt“, erklärte ihm Frank mit Nachdruck.
Die Gruppe setzte sich in das Cafe des Belgiers Steffen deVries, welchem bei so viel Kundschaft fast die Augen überquollen. Hastig eilte der korpulente Mann herbei und nahm die Bestellungen auf.
„Cafehausrevoluzzer sind wir heute!“, scherzte Wilden. Einige der anderen warfen ihm fragende Blicke zu. Der ältere Herr lachte laut auf und winkte dann ab.
„Schon gut, Leute! Kleiner Scherz!“, sprach er, rieb sich die Hände und labte sich an einem leckeren Milchshake. Der schmeckte bei Steffen deVries besonders gut.

Die Medien im Verwaltungssektor „Europa-Ost“ berichteten fast überhaupt nicht von der gewaltigen Demonstration in Grodno. In einigen Nachrichtensendungen wurde der Protestmarsch nur in einem Nebensatz erwähnt. Im

Fernsehen sprachen sie von „einigen hundert politischen Wirrköpfen“ und gingen nicht weiter auf die Sache ein.
Derweil rollten in den folgenden Tagen bei der Polizei in Grodno die Köpfe. Der Einsatzleiter und sein gesamter Stab wurden wegen Befehlsverweigerung aus dem Staatsdienst entfernt und ihre Scanchips auf unbestimmte Zeit gesperrt. Den einen oder anderen gewöhnlichen Polizisten traf es auch, was bei vielen Beamten zu lautem Protest führte. Die GSA, welche sich bisher kaum um Weißrussland gekümmert hatte und an anderen Orten der Welt dafür unermüdlich im Einsatz war, schickte eine kleine Sondertruppe nach Minsk, welche das Verhalten der Polizei analysieren und überwachen sollte.
Vermutlich rechneten die Mächtigen in absehbarer Zeit offenbar nicht mit ernsthaften Unruhen in dem kleinen osteuropäischen Land, dessen Einwohnerzahl kaum das Dutzend an Millionen voll machte. Weitere GCF-Besatzungstruppen wurden jedenfalls nicht nach Weißrussland verlegt, denn sie wurden an anderen Orten der Welt wesentlich dringender gebraucht.
Sorgen bereiteten der GSA eher Russland und die Ukraine, wo sich Armut und Unmut ebenfalls wie eine Seuche ausbreiteten und irgendwann explosiv werden konnten.
Während in Russland die kleinen, rebellischen Untergrundbewegungen keine nennenswerte Rolle spielten und hoffnungslos zersplittert waren, hatte Artur Tschistokjow sie in Weißrussland und Litauen mittlerweile zu einer schlagkräftigen Bewegung geformt. Scheinbar hielt man den rastlosen Rebellenführer jedoch für weniger gefährlich als er sich selbst. Aber vielleicht war gerade diese Tatsache sein großer Vorteil.

Es war ein fantastischer Abend. Das Jahr 2035 zeigte sich, zumindest was das Wetter betraf, von seiner schönsten

Seite. Frank und Alfred waren vor zwei Tagen wieder nach Ivas zurückgekehrt, nachdem sie sich mit Tschistokjow und weiteren Mitgliedern seiner Organisation in Slonim getroffen hatten.
Während der russische Politiker keinen Tag verstreichen ließ, ohne seine Freiheitsbewegung weiter auszubauen und die Grundlagen für einen von ihm geleiteten Aufstand der Volksmassen zu legen, gönnten sich die beiden Freunde einige Tage Ruhe in ihrem Heimatdorf.
Sie saßen vor dem Haus der Webers mit Sven und seinen Eltern in den warmen Strahlen der abendlichen Junisonne zusammen und tranken ein kaltes, litauisches Bier.
„Artur plant einen Generalstreik in ganz Weißrussland und Litauen für Mitte Oktober. Wenn ihm das gelingen sollte, dann haben wir gute Chancen", erzählte Frank.
Svens verbliebenes Auge blickte ihn genervt an und sein entstelltes Gesicht verriet, dass er heute Abend ausnahmsweise nichts von Politik wissen wollte.
„Ja, lass Tschistokjow mal machen. Noch ein kühles Blondes?", fragte er und griff in eine kleine Kühlbox. Mit einen leisen Klackern zog er ein weiteres Bier aus dem Behälter.
Alfs hellblaue Augen leuchteten. „Gerne, her damit!"
„Kühles Blondes? Kühle Blonde! Da fällt mir eher Julia Wilden ein...", murmelte Frank.
Frau Weber schenkte ihm ein verstohlenes Grinsen und zwinkerte ihm zu.
„Jetzt geht das wieder los", hörte man Bäumer stöhnen.
„Alf braucht auch mal `ne Frau, oder?", sagte Frank in die Runde und schlug seinem hünenhaften Freund auf die Schulter.
„Finde du erst einmal eine! Und wenn du dann noch eine Frau übrig hast, kannst du sie mir geben", antwortete Alf und prustete.

„Also, Herr Bäumer!“, kam von Frau Weber.
„Lasst mich mit dem Gelaber über Weiber in Ruhe“, brummte Sven. Ihm war schmerzlich bewusst, dass jede Frau bei seinem Anblick erschrak. Der japanische Krieg hatte die früher ohne Zweifel attraktiven Gesichtszüge des jungen Blondschopfes mit einer verbrannten Fratze vertauscht.
„Ach, Junge! Du findest auch noch die Richtige. Jeder Topf findet irgendwann...“, bemerkte Frau Weber und tätschelte ihren Sohn.
„Ich weiß, was du sagen willst. Bei mir muss der Deckel dann aber auch ganz schön verbeult sein“, erwiderte der junge Mann mit einem gequälten Lächeln.
Svens Vater hielt sich mit Kommentaren zurück und sein Sohn schien froh darüber zu sein. Frank versuchte die Unterhaltung auf ein anderes Thema umzulenken.
„Habt ihr die Jugendlichen noch einmal gesehen, die hier im Nachbardorf so einen Mist gebaut haben?“
„Die waren mit in Grodno“, sagte Sven. „Sind mittlerweile ganz brave Jungs. So etwas machen die nicht mehr. Da bin ich mir ganz sicher!“
„Gut, man soll den Nachwuchs ja auch nicht vergraulen“, sprach Bäumer und schnappte sich noch eine Bierflasche.
„Die haben immer noch ein wenig Schiss vor euch“, erklärte Sven.
„Verdammt, wir waren echt stinksauer an dem Tag, wo die Bullen hier aufgekreuzt sind“, gab Kohlhaas zu verstehen.
„Was soll`s. Die hatten eine auf`s Maul verdient! Das habe ich ihnen auch gesagt. Aber jetzt sind sie bei vielen Aktionen dabei und haben sich bewährt.“
Es wurde langsam dunkel. Sven holte einige Kerzen aus dem Haus und stellte sie auf den Plastiktisch in ihrer Mitte, seine Eltern waren mittlerweile schlafen gegangen. Plötzlich hörten sie schnelle Schritte. Die Umrisse einer schlanken

Gestalt, welche immer näher kam, waren von weitem zu erkennen. Es war Julia Wilden.

„Ach, da seid ihr. Habe euch schon überall gesucht. Was macht ihr denn hier?“, wollte Wildens Tochter wissen und setzte sich zu ihnen.
„Siehst du doch: Saufen!“, erklärte Frank barsch und leerte seine Pulle mit einem kräftigen Zug.
„Was ist denn los?“, fragte Sven.
„Nichts! Wollte euch nur mal „Hallo“ sagen!“
Frank verzog seinen Mund und musterte die hübsche Blondine. „Du warst in letzter Zeit ein eher seltener Gast…“
„Ich weiß, aber heute wollte ich mal vorbeischauen.“
Bäumer sah Frank verdutzt an und zuckte mit den Achseln.
Kohlhaas bohrte nach: „Dein Vater hat mir gesagt, dass du wieder einmal in Grodno warst. Bei Viktor, dem großen Rebellen...“
„Bin wieder hier!“, antwortete sie kurz.
„Bierchen?“, fragte Sven und winkte mit einer eisgekühlten Flasche.
„Nein, Danke! Ich setzte mich mal, okay?“
„Ist aber nett, dass du uns mit deiner Anwesenheit beehrst, Madame!“, stichelte Frank und grinste hämisch.
Julia schwieg und schaute auf den Plastiktisch hinunter. Kohlhaas wirkte gereizt. „Ja, was ist denn? Wie geht es denn Viktor? Alles im revolutionären Bereich?“
„Keine Ahnung...“, hauchte die junge Frau betrübt.
„Wie „keine Ahnung“? Ist dein Schwarm jetzt nicht mehr aktiv oder was? Strebt er inzwischen eine Karriere als Männermodel an?“, stänkerte Kohlhaas.
„Weiß nicht. Der ist in Grodno und ich bin hier“, sagte sie leise.
„So weit waren wir schon. Immerhin haben wir ja Augen im Kopf und können deinen Viktor, trotz seines großartigen

Aussehens, hier nirgendwo ausfindig machen“, knurrte Frank und grinste Alf verächtlich zu. Sven wirkte verwirrt.
„Schon gut, ich gehe dann mal wieder“, sagte Julia, stand auf und ging davon.
Frank gönnte sich an diesem Abend noch einige Biere und wirkte ziemlich gereizt. Irgendwann trottete er nach Hause und schlief sofort ein. Julia interessierte ihn nicht mehr. Zumindest versuchte er es vor sich selbst so darzustellen.

Artur Tschistokjow schickte einige seiner besten Leute nach Russland und in die Ukraine, um mit oppositionellen Gruppen Kontakt aufzunehmen und eine Zusammenarbeit zu organisieren.
Peter Ulljewski reiste nach Moskau und traf sich dort mit Vertretern der „Neuen Fahne“, einer wachsenden Untergrundgruppe patriotischer Russen, welche ihren alten Staat zurück haben wollten und in den letzten Monaten von sich Reden gemacht hatten.
Andere Vertreter der *Freiheitsbewegung der Rus* machten sich auf den Weg nach St. Petersburg, Kiew, Wolgograd, Nowgorod, Rjazan, Rostov, Tula und etwa zwei Dutzend weiterer Städte. Hier trafen sie sich mit Rebellen- und Dissidentengruppen verschiedenster Couleur.
In den meisten Fällen verliefen die Gespräche erfolgreich und eine erste Zusammenarbeit konnte organisiert werden. Tschistokjow war sich im Klaren darüber, dass der Umsturz in Weißrussland auf Dauer nur erfolgreich sein konnte, wenn früher oder später auch in Russland und der Ukraine eine revolutionäre Bewegung auf die Beine gestellt werden konnte. Der Nährboden aus Elend, Angst und ethnischen Spannungen war auch hier äußerst fruchtbar. Allerdings fehlte es den zahlreichen Kleinstgrüppchen an Organisation und Führung.

Eine politische oder gar militärische Schlagkraft hatte außerhalb von Weißrussland bisher keine der anderen Rebellengruppen erreicht. Oft waren es nur kleine, unbedeutende Häufchen von Unzufriedenen. Die Fernsehberichte über Artur Tschistokjow und seine Freiheitsbewegung hatten jedoch auch bei den politischen Dissidenten in Russland und der Ukraine tiefen Eindruck hinterlassen. Sie bewunderten den jungen Politiker und betrachteten es als große Ehre, wenn einer seiner Vertreter mit ihnen in Verbindung trat.
Herr Wilden hatte sich ebenfalls ein hohes Ziel gesetzt. Er nahm wieder Kontakt zu seinem alten Freund Masaru Taishi in Tokio auf und versuchte über ihn ein Gespräch mit einem Mitglied der japanischen Regierung herzustellen. Der Dorfchef erhoffte sich von Matsumotos Staat finanzielle Unterstützung.
Herrn Taishi gelang es schließlich, eine solche Unterredung herzustellen. Der in die Jahre gekommene japanische Geschäftsmann wurde nicht müde zu betonen, dass jener Herr Wilden aus Litauen derjenige war, welcher der japanischen Armee zwei „Helden von Okinawa“ geschickt hatte. Irgendwann ließen die japanischen Beamten Herrn Taishi bei keinem Geringeren als Außenminister Mori vorsprechen. Dieser stimmte letztendlich einem gemeinsamen Treffen mit Thorsten Wilden zu und dieser flog Mitte Juni nach Japan.

Frank war sich mittlerweile sicher, dass Julia und Viktor nicht mehr zusammen waren.
„Er hat mich nur ausgenutzt“, schimpfte die schöne Frau und versuchte sich bei Frank Trost zu verschaffen. Kohlhaas zeigte ihr allerdings die kalte Schulter und gab vor, keine Zeit für „Weiberkram“ zu haben – immerhin rief die Revolution.

Trotzdem beflügelte ihn die Tatsache, dass seine heimlich Angebetete „wieder zu haben“ war, enorm.
Die *Freiheitsbewegung der Rus* machte in den folgenden Wochen zwei weitere Kundgebungen in kleineren Ortschaften und erntete viel Sympathie bei den Anwohnern. Die relativ gering vertretene Polizei verhielt sich auch hier kooperativ und ging einer Konfrontation aus dem Weg. Artur Tschistokjow gelang es sogar, sich nach einer Demonstration mit dem Leiter der örtlichen Polizeiwache zu einem kurzen Gespräch zu treffen.

Thorsten Wilden war jetzt schon seit zwei Tagen fort. Frank zerbrach sich den Kopf darüber, was die Unterredung mit dem japanischen Außenminister bewirken würde. Seinem Freund Alf erging es nicht anders. So machten sich beide die großartigsten Vorstellungen und verfielen manchmal regelrecht in Tagträume.
Der ehemalige Unternehmer aus Westfalen sollte sie nicht enttäuschen. Er erwies sich im Gespräch mit Akira Mori, dem engsten Vertrauten von Präsident Matsumoto, als genialer Diplomat und Unterhändler. Es gelang ihm, den Außenminister Japans davon zu überzeugen, dass die *Freiheitsbewegung der Rus* im fernen Weißrussland tatsächlich realistische Chancen hatte, in naher Zukunft einen politischen Umsturz im Land herbeizuführen.
Japan hingegen brauchte dringend weitere Verbündete und Partner, welche sie in ihrem Kampf gegen die Weltregierung unterstützten. Nachdem die Philippinen die Unabhängigkeit erkämpft hatten, unter Japans Schutz standen und die GCF vorerst keinen weiteren Krieg in Ostasien riskierte, klang es für Mori mehr als verlockend, dass in einem europäischen Land tatsächlich eine erfolgreiche Rebellion stattfinden konnte. Der Außenminister des Inselstaates versprach Wilden umfangreiche Lieferungen modernster Kriegswaffen

und eine gehörige finanzielle Unterstützung. Nicht weniger als fünfzig Millionen Yen aus der japanischen Staatskasse stellte er den weißrussischen Rebellen zur Verfügung. Damit änderte sich die Situation auf einen Schlag.
Von seinem Erfolg beflügelt, kehrte Wilden aus dem fernen Osten zurück und verkündete seinen Mitstreitern in Ivas die frohe Botschaft. Wenige Tage später erfuhr auch Artur Tschistokjow die guten Neuigkeiten und fiel vor Freude fast in Ohnmacht. Jetzt hatten sich die Dinge zumindest finanziell schon zum Guten gewendet und nun musste der politische Erfolg erkämpft werden.

Es war angenehm warm in dieser herrlichen Sommernacht. Frank, Alfred, Sven und etwa dreißig Russen hatten sich auf den Weg nach Klaipeda gemacht und erwarteten jetzt schon seit Stunden ein Handelsschiff. Müde hockten sie hinter einer riesigen Wand aus Metallcontainern am Hafen im Dunkel.
„Wie spät?", wollte Sven wissen.
Frank hielt seine Uhr in das Licht einer schwach leuchtenden Straßenlampe. „Viertel nach zwei!"
„Hoffentlich kommen die jetzt bald mal", knurrte Alf und zündete sich eine Zigarette an.
„Zwischen zwei und drei haben die Japsen gesagt", erklärte Kohlhaas und gähnte.
Einer der Russen nervte ihn kurz darauf mit der gleichen Frage in kaum verständlichem Englisch. Frank reagierte ungehalten und verscheuchte ihn.
Nach einer halben Stunde näherte sich ein halb verrostetes Handelsschiff dem Hafenbecken. „Brasil" war auf dem Rumpf des reparaturbedürftigen Gefährts zu lesen.
„Das sind sie!", flüsterte Frank und winkte die anderen zu sich.

Das Schiff dockte am Hafen an und die Männer hasteten herüber. Niemand war weit und breit zu sehen, denn der Verladehafen von Klaipeda war mitten in der Nacht kein Ort, an den sich allzu viele Menschen verirrten. Frank und die anderen hofften, dass es auch heute Nacht nicht anders war.
„Konban wa!“, rief ein Mann aus einer Luke des Schiffs und öffnete eine große, stählerne Zugangstür.
„Hello!“, erwiderte Frank und ging mit dem Rest der Rebellen an Bord.
Die Asiaten schüttelten ihnen die Hände und führten sie unter Deck. Hier befand sich ein riesiger Raum voller Bananenkisten, es waren mindestens hundert Stück.
„Watashi wa captain desu!“, erklärte ein kleiner Japaner.
„Er ist der Kapitän von dem Kahn hier!“, übersetzte Frank mit einem Lächeln.
Der Japaner öffnete eine der Kisten. „Look! Very good guns from the army of Japan!”
“Where are the bazookas?”, fragte Frank.
Der Mann öffnete eine weitere Kiste und ließ die Männer einen Blick auf einige moderne Panzerabwehrwaffen werfen. Kohlhaas klopfte ihm auf die Schulter.
Sie nickten und verloren keine Zeit. Innerhalb kürzester Zeit hatten Frank und die anderen die Bananenkisten in einigen Lastwagen verstaut und machten sich auf den Weg nach Weißrussland. Die Japaner hatten ihr Versprechen eingehalten. Bald darauf sollten weitere Lieferungen moderner Kriegswaffen aus Fernost folgen.
Die Waffen wurden an verschiedene, geheime Orte in Weißrussland gebracht. Sturmgewehre in unterschiedlichsten Ausführungen, Handfeuerwaffen, Panzerfäuste und sogar tragbare Flugabwehrraketen mit lasergestützter, automatisierter Zielerfassung waren dabei. Letztere eigneten sich vor allem im Einsatz gegen Bomber

und Skydragons. Die Kämpfer der Freiheitsbewegung staunten nicht schlecht. Es war ein Segen, dass sich der japanische Außenminister ihren Wünschen nicht versagt hatte und offenbar an den Erfolg ihres Kampfes glaubte.

Medschenko unter Druck

„Wie heißt das Kaff jetzt?“, rief Frank von der Rückbank aus nach vorne.
„Legatzk! Habe ich gesagt schon viele Male...“, erwiderte John Throphy genervt.
„Wie weit ist es denn noch?“, kam von Wilden.
„Vielleicht drei Kilometers“, brummte der Ire und beschleunigte sein Auto.
„Warum hat mich Artur nicht zu dem Treffen eingeladen? Das frage ich ihn gleich“, brummte Bäumer und warf Frank einen fragenden Blick zu.
„Weiß ich auch nicht. Wird wohl seinen Grund haben“, bemerkte der Dorfchef und richtete den Kragen seines Trenchcoats.
Der Wagen donnerte über eine ramponierte Kopfsteinpflasterstraße und bog nach links ab. Sie erreichten ein heruntergekommenes Dorf.
Bis auf eine alte Frau, welche langsam über die schlammige Hauptstraße humpelte, sahen sie niemanden. Nach etwa dreihundert Metern hielt der Wagen an und ein Mann in grauem Hemd winkte ihnen aus einer Seitengasse zu. Sie hatten ihr Ziel erreicht.
Wilden stieg als erster aus und sah sich um. Zerfallene Häuser, teilweise leerstehend, befanden sich zu beiden Seiten. Die Männer folgten ihm.
„Come in!“, sagte der Mann, begrüßte sie kurz und führte sie in ein Haus, dessen Putz an allen Ecken und Enden abbröckelte. Sie gingen eine Treppe hoch und kamen in einen großen Raum. Um die zwanzig Männer befanden sich hier, Artur Tschistokjow eilte ihnen entgegen.

„Ich grüße euch, Freunde!“, sagte er mit einem Lächeln und schüttelte ihnen die Hände.
Sie setzten sich an einen langen Holztisch und Artur begann mit seinen Ausführungen auf Russisch. Frank konnte nur die Hälfte verstehen, denn der blonde Mann redete schnell und undeutlich. Schließlich wandte er sich ihnen zu.
„Wir reden heute über die neue Regierung von Weißrussland, nach den Revolution“, erklärte er mit ernster Miene.
„Neue Regierung?“, fragte Kohlhaas verwundert.
„Ja, wenn wir Revolution machen und es funktioniert, dann brauchen wir neue Regierung in diese Land!“
„Aha?“, Wilden staunte.
„Das ist der Grund dieses Treffens?“, fragte Bäumer.
„Ja, richtig!“, antwortete der russische Rebell. „Ich will Herr Wilden und Frank auch in diese Regierung haben.“
„So, so...“, sagte Alf leicht beleidigt und nahm sich ein Glas Mineralwasser.
Artur Tschistokjow erklärte seinen russischen Mitstreitern noch einmal ausführlich, was Herr Wilden für die Freiheitsbewegung mit seiner Japanreise erreicht hatte. Der Dorfchef erntete bewundernde Blicke, einige der Anwesenden klatschten sogar.
Frank kannten sie mittlerweile. Er hatte Arturs Leben gerettet und war zum Oberbefehlshaber der wichtigsten Ordnertrupps aufgestiegen.
Der Anführer der *Rus* stellte sich vor Wilden und sagte: „Ich will, dass du wirst der „minister of foreign affairs“ von Weißrussland in meine Regierung!“
„Außenminister – sagt man in deutsch“, erläuterte Frank.
„Ja, der Außenminister von Weißrussland“, betonte Tschistokjow.

Der Dorfchef lächelte und bedankte sich im besten Russisch für das ehrenvolle Angebot.
„Frank, du sollst ein hohe General der Armee der Freiheitsbewegung werden. Bist du einverstanden?"
Kohlhaas war zunächst verunsichert und stockte. Er sah sich kurz nachdenklich um und nickte dann.
„Ja, okay!", antwortete er und lächelte Artur zu.
„Gut, ich freue mich. Ihr seid gute Kämpfer", bemerkte der Russe und wirkte zufrieden.
„Wen willst du denn noch in deinem Kabinett haben, Artur?", erkundigte sich Herr Wilden und schaute zu den anderen herüber.
„Das ist Dr. Gugin. Früher er war auf die Universität in Minsk. Er war Dozent. Dr. Gugin wird Minister für Ökonomie!"
Ein älterer Herr mit eingefallenem Gesicht, aber wachen grauen Augen, erhob sich von seinem Platz und schüttelte ihnen die Hände.
„Peter Ulljewski wird Chef von geheime Polizei!", sagte Artur und deutete auf seinen ältesten Freund, während Frank dem kantigen Straßenkämpfer zugrinste.
„Eine gute Idee!", ließ der Dorfchef verlautbaren.
„Herr Juri Litschenko aus Wizebsk, er soll Minister für das Innere werden. Herr Gregori Lossov wird Minister für Defense...Verteidigung..."
Zwei Männer in mittlerem Alter standen auf und reichten ihnen die Hände. Jetzt stellte ihnen Artur noch etwa zehn weitere seiner Anhänger, welchen er führende Posten in seinem neuen, revolutionären Weißrussland versprochen hatte, vor.
„Na, herzlichen Glückwunsch!", vernahm Frank von der Seite.
Bäumer schien sich, wenn man seinen Gesichtsausdruck richtig interpretierte, in dieser illustren Runde von

Revolutionären wie das fünfte Rad am Wagen zu fühlen. Frank war das sichtlich unangenehm. Trotzdem war er stolz darauf, so ein Angebot bekommen zu haben.
„Wenn es hier jemals eine Revolution geben sollte, dann besorge ich dir auch eine wichtige Position“, beschwichtigte Kohlhaas seinen besten Freund.
„Ja, ja, mach du mal, großer Meister“, brummelte Bäumer und wandte sich ab.
„Wolltest du Artur nicht fragen...?“
Alf fuhr seinem Freund unwirsch ins Wort: „Nein! Vergiss es!“
Nach einer Stunde verabschiedeten sie sich wieder von den Russen und machten sich auf dem Heimweg nach Ivas. Frank dachte über die Zukunft nach, während Alf schmollend aus dem Fenster starrte und Wilden den ihm ausgelieferten Mitfahrern in allen Details seine ersten Maßnahmen als „theoretischer Außenminister“ des neuen Weißrussland erläuterte.
Man sah dem Dorfchef die grenzenlose Begeisterung aufgrund des Angebotes von Artur Tschistokjow deutlich an. Frank selbst fühlte sich ebenfalls geschmeichelt, allerdings war er bezüglich des politischen Erfolges der Freiheitsbewegung keineswegs so zuversichtlich wie der Dorfchef.

Der sonnendurchflutete Juli des Jahres 2035 verging mit pausenloser Agitation. Artur Tschistokjow führte drei kleinere Kundgebungen im Westen des Landes durch. Es kam in den Kleinstädten zu keinen nennenswerten Zusammenstößen mit der örtlichen Polizei und Frank wuchs mehr und mehr in die Rolle des Anführers der bewaffneten Ordnertrupps hinein.
Zehntausende von Flugblättern und Zeitungen der *Rus* überschwemmten das Land, nahezu die gesamte

Dorfjugend von Ivas und Tausende von russischen Aktivisten waren in Weißrussland und Litauen Tag und Nacht unterwegs. Wilden hatte die Männer vor Ort darauf eingeschworen, dass der Umsturz noch in diesem Jahr erfolgen musste.
Von Seiten der Bevölkerung ernteten die Rebellen jetzt zum größten Teil offene Sympathien. Die Anzahl derer, welche bei den Aktionen von der Polizei verhaftet wurden, nahm im Gegenzug spürbar ab. Häufig schauten die weißrussischen Beamten einfach weg und ließen die politischen Dissidenten ihr Werbematerial verteilen. Das war bereits ein großer Erfolg.
Zeitgleich spitzte sich die Lage im Land weiter zu. Im August wurden die Lebensmittelpreise gehörig erhöht und es kam zu Streiks und Unruhen in den Großstädten.
Die befürchtete Anhebung der Preise von Öl und Gas ließ aber noch auf sich warten. Sie war erst für den Monat Oktober geplant. Im Winter konnte diese bei Millionen Menschen verhasste Maßnahme tatsächlich zu einer revolutionären Stimmung führen.
Artur Tschistokjow und Wilden waren sich dessen jedenfalls absolut sicher und das rapide Anwachsen der Anhängerschaft der *Freiheitsbewegung der Rus* schien ihnen Recht zu geben.
Waren sie noch vor einiger Zeit eine kleine, überschaubare Truppe gewesen, so strömten jetzt Tausende von Menschen in ihre Reihen. Für Mitte August bereiteten die *Rus* schließlich erneut eine Massendemonstration in Gomel vor.

Es war ein wundervoller Herbsttag. Die grellen Strahlen der Sonne tauchten Gomel, jene weißrussische Großstadt, die vor einigen Monaten zur Zeugin blutigster Straßenkämpfe geworden war, in ein freundliches Licht.

Frank, Alf und Artur Tschistokjow trauten ihren Augen nicht. Sie standen inmitten eines gewaltigen Menschenmeeres. Der Rebellenführer versicherte ihnen, dass sich heute fast doppelt so viele Menschen im Stadtzentrum versammelt hatten, wie bei der letzten Demonstration.
„Das ist unglaublich. So viele Leute. Das sind bestimmt 30000 oder sogar 40000“, staunte Frank.
„Die Not treibt sie zu uns“, bemerkte Wilden trocken und musterte die Masse.
„Wenn sie uns heute nicht zusammenschießen, ist das ein schwerer Imageverlust für die Medschenko-Clique“, sagte Kohlhaas und starrte kampfeslustig auf einige Polizisten in der Ferne.
„Komm jetzt!“, brummte Alf und zog seinen Freund am Ärmel seines grauen Hemdes. Dann gingen sie zu den russischen Ordnern. Frank gab ihnen Anweisungen und die Männer verteilten sich. Anschließend wandte er sich an Bäumer: „Wir haben heute zwischen 2000 und 3000 bewaffnete Ordner hier. Diesmal laufen wir den Bullen nicht mehr so einfach vor die Flinte. Einige hundert Ordner haben sich fernab der Menge in kleineren Gruppen verteilt. Wenn es heute knallt, fallen sie den Bullen und GCF-Soldaten in die Flanke.“
„Gute Idee! Ich denke aber, dass es heute ruhiger verlaufen wird. Beide Seiten sind vorsichtiger geworden“, mutmaßte Alf.

Die Masse setzte sich in Bewegung und nahm Kurs auf das Rathaus der Großstadt. Sprechchöre donnerten trotzig durch die überfüllten Straßen und Hunderte von Drachen- und Russlandfahnen wurden geschwenkt.
Heute hatte sich in Gomel mehr als nur eine Masse von unzufriedenen Demonstrierenden zusammengeschlossen.

Sie waren inzwischen eine kleine Armee, welche den örtlichen Polizeistreitkräften durchaus trotzen konnte.
Zeitgleich mit dem Aufmarsch in Gomel, welcher sämtliche im Osten des Landes stationierte Polizisten beanspruchte, führten Artur Tschistokjows Anhänger noch vier kleinere Kundgebungen in mittelgroßen Ortschaften durch.
Die Demonstranten marschierten etwa fünf Kilometer quer durch die Innenstadt zu einem riesigen Platz. Hier befand sich das Rathaus.
Artur Tschistokjow hielt eine fast zweistündige Rede und schrie seine üblichen Anklagen gegen das herrschende System heraus, während er gleichzeitig den Weißrussen eine glänzende Zukunft unter seiner Führung versprach. Die Polizei verhielt sich ruhig.
„Die machen nichts. Trotz Panzerwagen“, wunderte sich Frank und zog seinen Stahlhelm über.
„Vielleicht verläuft heute wirklich alles friedlich. Die werden sich auch überlegen, ob sie noch einmal so ein Gemetzel haben wollen“, antwortete Alf.
Ein ranghoher Polizist kam jetzt heran und bahnte sich seinen Weg durch die Menge. Einige Demonstranten pöbelten ihn an und machten Anstalten ihn anzugreifen. Artur Tschistokjow wies sie jedoch energisch zurecht und näherte sich dem Beamten.
„Was passiert da?“, schnaubte Kohlhaas und eilte mit Alf nach vorne.
Sie schoben einige Männer zur Seite und konnten jetzt etwas erkennen. Den beiden Rebellen aus Ivas fielen bei dem Anblick fast die Augen aus den Schädeln. Der Polizist schüttelte Artur Tschistokjow die Hand, lächelte und ging wieder zurück zu seinen Leuten. Der Anführer der *Rus* brüllte etwas in sein Megafon.
„Was?“, rief Alf.

“Artur hat den Befehl zum Abmarsch gegeben. Die Demonstration ist vorbei!“, übersetzte Frank.
„Wie jetzt?“
„Wir gehen nach Hause! Feierabend für heute!“
„Hä?“, sagte Alf verdutzt.
„Keine Schießerei, nichts! Wir ziehen ab!“
Die gewaltige Menschenmasse bewegte sich mit erstaunlicher Disziplin friedlich aus dem Stadtzentrum von Gomel heraus. Einige Polizeitrupps folgten ihnen und wirkten fast wie Begleiter.
Irgendwann löste sich die Menge auf und machte sich auf den Heimweg. Bis auf einige übereifrige Jugendliche, welche die Heimfahrt für Schlägereien und Beschimpfungen nutzten, gab es keine Zusammenstöße. Artur Tschistokjow verabschiedete sich am Ende dieses Tages von seinen Getreuen mit einem zufriedenen Lächeln. Der zweite Protestmarsch durch Gomel war geglückt.

„Warum haben die GCF-Soldaten nichts gemacht?“, fragte sich Bäumer und schnappte sich noch ein Bier.
„Ganz einfach, weil sie zu wenige waren. Die weißrussische Polizei hat ihnen ihre Unterstützung versagt. Alleine hätten sie uns diesmal nicht aufhalten können“, triumphierte Wilden.
„Im Fernsehen haben sie fast nichts über Gomel berichtet“, bemerkte Frank und saß wie ein König auf dem alten Bürostuhl in Wildens Arbeitszimmer.
„Was sollen sie auch berichten? Etwa dass sie uns nicht mehr Herr werden können? Ha, ha!“, stieß der Dorfchef aus und schlug sich auf die Schenkel.
„Da hast du Recht!“
Der ehemalige Unternehmer richtete sich vor Frank und Alfred auf. „Das war unser bisher größter Sieg! Das System hat in Gomel kapituliert. Ist euch das überhaupt klar?“

„Nun, vermutlich liegst du richtig, Thorsten“, erwiderte Frank. „Vielleicht haben sie diesmal wirklich vor unserer Masse den Schwanz eingezogen...“
„Das Wichtigste ist, dass die weißrussische Polizei nichts getan und sich mit Artur geeinigt hat“, ergänzte Alf.
Der Dorfchef hatte die Lage diesmal vollkommen korrekt eingeschätzt. Die Massenkundgebung in Gomel war ein unerwarteter Erfolg. War der letzte Aufmarsch noch von einem Blutbad begleitet gewesen, so waren sie jetzt weitgehend friedlich und mit der fast doppelten Menge an Teilnehmern durch die Großstadt gezogen.
Dies alles ließ die Erwartungen steigen. Frank, Alf und der Dorfchef diskutierten und tranken in dieser Nacht noch bis in die Morgenstunden. Sie beschworen den Erfolg ihrer revolutionären Bemühungen und spendeten sich gegenseitig Hoffnung und Zuversicht.
Irgendwann torkelten Kohlhaas und Bäumer laut singend durch das Dorf nach Hause. Polternd fielen sie in ihren Hausflur ein und krochen lallend in ihre Betten.
„Wir...wir...schaffen das schon, Alter...“, stieß Kohlhaas noch aus, während Alf im Nebenzimmer einen orkanartigen Rülpser ausstieß. Dann fielen den beiden die Augen zu.

Franks Geist nahm seinen Besitzer in dieser Nacht einmal mehr mit auf eine Traumreise. In der Tiefe des Schlafs breitete sich ein fremdartiges Bild vor dem inneren Auge des jungen Mannes aus. Er sah ein riesiges Raumschiff, dessen metallischer Körper nur schwach von den Sternen in der weiten Ferne erhellt wurde, es glitt lautlos durch den endlosen Weltraum.
Plötzlich konnte Frank das Innere des Sternenschiffs erblicken. Hier befanden sich Hunderte von Menschen. Es waren Soldaten, eingehüllt in perfekt anliegende Rüstungen aus einem matt glänzenden Material.

Die Gesichter der jungen Männer verrieten Furcht. Einige hatten ihre Augen verschlossen und schienen nachzudenken oder zu beten, andere blickten nervös umher und machten den Eindruck, als ob sie etwas Schreckliches erwartete.
Ein hünenhafter Mann mit einem künstlichen Arm, vernarbtem Gesicht und einer Stoppelfrisur kam zu den Soldaten und sprach: „Beruhigt euch Männer, in einer Stunde erreichen wir den Orbit von Ryann III und werden zum Landeanflug ansetzen!"
Die Soldaten schwiegen und warfen ihm ängstliche Blicke zu. Der Mann, vermutlich ein Vorgesetzter, rief: „Ich sehe es euch an. Ihr habt Angst vor dem, was euch auf Ryann III erwartet. Die Rachnids sind furchtbare Gegner, aber sie sind nicht unbezwingbar. Wir müssen die Hauptstadt des Planeten unter allen Umständen halten. Daran führt kein Weg vorbei!"
„Stimmt es, dass die Rachnids Kreaturen haben, die größer als ein imperialer Geschützpanzer sind?", fragte ein Blondschopf mit zitternder Stimme.
„Ja, mein Junge. Aber auch diese Viecher kann man töten!" Der Mann klopfte ihm mit seiner metallischen Hand auf die Schulter.
Die jungen Soldaten nickten. Nach einer Weile erreichte das Raumschiff den Orbit des Planeten, dessen rötliche Atmosphäre bedrohlich leuchtete. Die Männer gingen in ihre Landungskapseln und wurden aus dem Sternenschiff herauskatapultiert. Wie Hagelkörner schnitten sie durch den feuerroten Himmel und schlugen schließlich auf der Planetenoberfläche auf.
Eine stählerne Luke öffnete sich mit einem dumpfen Rumpeln und die verängstigten Soldaten stürmten über eine Wüstenebene. Sie waren mitten auf dem Schlachtfeld

gelandet. Um sie herum bedeckten unzählige tote Soldaten, Alienkreaturen und Panzerwracks den staubigen Boden.
Am Horizont zeichneten sich die Umrisse einer riesigen Horde insektenähnlicher Wesen ab. Zwischen den kleineren Kreaturen stapften schwerfällige, riesige Monster mit sensenartigen Klauen umher und stießen furchteinflössende Laute aus.
„Es sind so viele. Wie sollen wir gegen einen ganzen Schwarm von Rachnids standhalten?“, stöhnte ein Soldat und umklammerte voller Sorge sein Lasergewehr.
„Wir werden aushalten. Zusammen mit unseren Kameraden auf Ryann III. Der Planet darf diesen Aliens nicht in die Hände fallen. Er ist der Knotenpunkt des ganzen Sektors“, antwortete der Vorgesetzte mit versteinerter Miene.
Die Soldaten schwiegen und wichen den Blicken ihres Truppführers aus. Entsetzen und Furcht zeichneten ihre oft noch jugendlichen Gesichter und es verschlimmerte sich mit jeder verstreichenden Sekunde. Die furchterregenden Gegner näherten sich. Es waren Tausende. Zischende Kreaturen mit spitzen, blitzenden Zähnen und messerscharfen Klauen.
„Man kann immer siegen, wenn man ein mutiges Herz hat! Denkt an die Altvorderen, Männer! Denkt an *Artur den Großen* und *Farancu den Tapferen*!“, rief der Hüne mit donnernder Stimme und seine Männer blickten zu ihm auf.
„*Artur der Große* musste aber nur gegen andere Menschen kämpfen, nicht gegen diese verfluchten Rachnids“, bemerkte der Blondschopf mit einem gequälten Lächeln.
Der Anführer ging zu ihm und schaute ihm tief in die Augen. „Mein Junge, *Artur der Große* kämpfte vor Jahrtausenden gegen eine noch viel größere Übermacht als wir. Seine Feinde waren noch zahlreicher als es die Rachnids auf Ryann III sind. Er rettete die Völker des Lichts vor ihrem

endgültigen Untergang, in einer Zeit, in der es fast keine Hoffnung mehr gab.
Nur sein eiserner Wille und sein mutiges Herz verliehen ihm die Kraft, in den vielen Stunden der finstersten Verzweiflung nicht aufzugeben. Gleiches gilt für *Farancu den Tapferen*, seinen General, welcher grundsätzlich gegen eine vielfache Überzahl ankämpfen musste.“
„Aber ich bin nicht *Artur der Große* oder *Farancu der Tapfere*“, antwortete der junge Soldat.
„Du kannst werden wie sie! Ihr alle könnt werden wie sie! Wenn *Artur der Große* nicht den Mut eines Löwen gehabt und seine Kämpfe bis zum Sieg ausgefochten hätte, dann würde es heute kein Imperium der Menschheit geben.
Denkt an ihn, den *Heiligen Kistokov*, den Retter der Menschen des Lichts, den Erlöser der Rechtschaffenden! Seine Nachfolger führten unsere Vorfahren zu den Sternen, aber ohne ihn, wäre das Licht auf Erden für immer erloschen und das *Goldene Reich* niemals gegründet worden. Heute herrschen wir über zahlreiche Planeten und werden uns niemals einer außerirdischen Spezies beugen.
Der heilige Artur hat Not, Angst und Verzweiflung besiegt! Und wir können es auch!“, rief der Mann seinen Soldaten entschlossen zu.
„Denkt an die Heldentaten der Ahnen, wenn diese Biester auf euch zustürmen. Habt keine Furcht! Folgt mir, Männer!“, brüllte der Truppführer und winkte mit seinem künstlichen Arm.
„Hätte *Artur der Große* nicht wenigstens Frieden bringen können?“, fragte der junge Soldat den Veteranen.
„Frieden? In der Finsternis dieser Gegenwart gibt es keinen Frieden! Frieden ist nur eine Illusion, Junge!“, rief ihm der Truppführer zu und aktivierte sein Lasergewehr. Die geifernde, fauchende Horde von außerirdischen Monstrositäten stürmte heran...

Frank schreckte auf und fuhr wie von der Tarantel gestochen aus seinem Bett hoch. Verwirrt blickte er sich um. Die seltsame Vision war fast aus seinem vernebelten Kopf verschwunden und lediglich sein schäbiges, dunkles Schlafzimmer war noch da.
„General Farancu...*Farancu der Tapfere*...“, murmelte er leise vor sich hin. „So ein Käse!“
Dann vergrub er seinen Kopf wieder unter der Decke und versuchte einzuschlafen, doch verwirrende Gedanken ließen seinen Geist in dieser Nacht nicht mehr zur Ruhe kommen. Irgendwann dämmerte es.

Vitali Medschenko, der Sub-Gouverneur des Unterverwaltungssektors „Weißrussland-Baltikum“, blickte aus dem Fenster seines prunkvoll eingerichteten Büros. Angespannt streifte sein Blick über die dicht befahrene Hauptstraße des Regierungsviertels von Minsk. Er wartete jetzt schon fast zwei Stunden auf seinen Gast.
In einer Ecke tickte eine alte, vergoldete Uhr laut vor sich hin und das penetrante Geräusch unterbrach wieder und wieder die Gedankenströme des Politikers. Irgendwann stellte er die Uhr in seinen Wandschrank, wo man ihr lästiges Ticken kaum noch vernehmen konnte.
Vor dem Regierungsgebäude hielt nun ein großes, schwarzes Auto und ein fein gekleideter Chauffeur öffnete dessen Tür, um einen Mann mittleren Alters mit glänzendem, dunklem Kraushaar aus der noblen Karosse aussteigen zu lassen. Der Besuch war angekommen.
Medschenko kratzte sich an seiner breiten Stirn und starrte mit seinen braunen Glubschaugen auf die Bürotür. Jetzt hörte man Schritte auf dem Gang, sie wurden lauter – der Besucher betrat den Raum.
„Herr Medschenko, entschuldigen Sie die Verspätung“, sagte der Gast formlos und setzte ein kaltes Lächeln auf.

„Ja, kein Problem, Herr Jewsonov!“, erwiderte der Sub-Gouverneur. „Setzen Sie sich!“
„Wie geht es ihrer Frau?“, fragte der Besucher.
„Gut, wir waren vor drei Wochen in Rom. Wunderschön dort. Mein Sohn und meine drei Töchter waren auch mit“, erzählte Medschenko und bot seinem Gegenüber einen Saft an.
„Nein, Danke!“, sagte und Jewsonov winkte ab.
„Waren Sie im März auf dem Logentreffen in Moskau?“, fragte der dickliche Sub-Gouverneur und grinste.
„Ja, natürlich...“, antwortete sein Gast nüchtern.
„Was kann ich für Sie tun?“
„Das können Sie sich doch wohl denken, oder? Wir verlangen eine Erklärung bezüglich einiger Ereignisse in Ihrem Verwaltungssektor“, gab Jewsonov zurück und setzte eine finstere Miene auf.
„Sie meinen die Demonstrationen dieses verrückten Störenfriedes Tschistokjow?“
„Ja, was sollte ich sonst meinen? Wir haben gehört, dass dieser Aufwiegler in Weißrussland ungestört riesige Protestmärsche durchführen kann.“
„Nun, das ist so nicht richtig, Herr Jewsonov...“
Der dunkelhaarige Mann faltete seine Hände und unterbrach den Sub-Gouverneur barsch. „Doch, das ist richtig! Unsere GSA-Agenten haben mir von Gomel berichtet. Über 30000 dieser sogenannten Freiheitskämpfer sind durch die Straßen marschiert und Ihre Sicherheitskräfte haben sie gewähren lassen.“
Medschenko schluckte. „Das Verhalten der örtlichen Polizei wird noch untersucht. Es war ein einmaliger Vorgang. So etwas wird nicht wieder vorkommen.“
„Ein einmaliger Vorgang?“, Jewsonov warf dem Politiker einen stechenden Blick zu.
„Ja, das ist kein Grund, in Panik zu verfallen!“

„Ach, nein? Ist es nicht schon häufiger zu solchen Vorfällen gekommen? Ich habe das jedenfalls den GSA-Berichten entnommen.“
„Die Polizei war bei der Demonstration dieser Wirrköpfe in Gomel unzureichend vorbereitet“, erklärte der Sub-Gouverneur und krallte sich an seiner Stuhllehne fest.
„Unzureichend vorbereitet? Stimmt es, dass der Einsatzleiter der Polizei von Gomel die GCF-Trupps nicht unterstützt hat, keinen Feuerbefehl gegeben hat und sogar diesem Hund Tschistokjow die Hand geschüttelt hat? Stimmt es, dass er scheinbar eigenmächtig Absprachen mit diesen Leuten getroffen hat, nach dem Motto: „Wenn ihr euch friedlich verhaltet, dann tun wir es auch?“
Geben Sie mir eine Antwort, die mich überzeugt, Herr Medschenko. Ich bin den weiten Weg aus Moskau nicht aus Spaß gekommen. Nicht, um mir dummes Geschwätz anzuhören!“
„Es ist nicht leicht, diese Freiheitsbewegung mit unseren Mitteln einfach von heute auf morgen auszurotten. Wir brauchen Unterstützung, außerdem sind die Kassen leer“, stammelte Medschenko.
Sein Gegenüber stand auf und richtete seinen Zeigefinger wie die Lanze eines Turnierritters auf den Sub-Gouverneur. Für einige Sekunden fixierte er den korpulenten Politiker mit seinen öligen, dunklen Augen, so dass diesem der Atem stockte.
„Die GCF-Streitkräfte haben weltweit wichtigere Aufgaben, als sich um Regionen wie Weißrussland zu kümmern. Ich überlasse es Ihnen, diese Tschistokjow-Bande jetzt endlich mit allen Mitteln zu vernichten. Räumen Sie in den Reihen ihrer Polizei auf und machen Sie Sympathisanten dingfest. Verhaften und liquidieren Sie jeden, der sich öffentlich zu dieser lächerlichen *Freiheitsbewegung der Rus* bekennt.

Sie haben ausreichende Mittel, wenn Sie diese nur intelligent einsetzten. Wir, die GSA-Führung des Sektors „Europa-Ost“, verlangen endlich Resultate!“
„Ich werde mich bemühen, Herr Jewsonov“, brachte der korpulente Politiker nur heraus und fiel schnaufend in seinen gepolsterten Bürostuhl zurück.
„Es hat Konsequenzen für Sie, wenn Sie versagen! Einige Logenbrüder sind sehr unzufrieden mit ihrer Politik. Denken Sie daran und seien Sie froh, dass der Weltpräsident oder der „Rat der Weisen“ sich bisher noch nicht für die Vorgänge in Weißrussland interessiert hat“, zischte Jewsonov und nahm sich jetzt doch ein Glas Saft.
„Verlassen Sie sich auf mich“, sagte Medschenko leise.
„Wissen Sie, wir haben in Russland und den anderen Regionen des Sektors genug zu tun. Ihr beschissenes Weißrussland oder die baltischen Kleckerländlein sind der Hauptverwaltung in Moskau relativ egal.
Stellen Sie diese Rebellen samt ihrem Anführer Tschistokjow endlich ruhig und sorgen Sie dafür, dass in Zukunft wieder größere Geldsummen aus diesem Land gewonnen werden können“, befahl der GSA-Mann mit süffisantem Unterton.
„Ich werde mich anstrengen“, stieß Medschenko unsicher aus.
„Tun Sie das, wenn Sie weiter Sub-Gouverneur bleiben wollen. Meine Güte, diesen Haufen Chaoten und ihren Gassenredner Tschistokjow werden Sie doch noch zersprengen können, oder?“
Herr Jewsonov grinste hämisch und ging zur Tür. Er nickte noch theatralisch, zog dann die Augenbrauen nach oben und verließ den Raum, ohne sich von Medschenko zu verabschieden.
Der füllige Politiker blieb allein in seinem Büro zurück und blickte ins Leere, dann schnappte er sich ein Telefon und

tippte eine Nummer ein, ließ es aber nur einmal läuten. Blitzartig drückte er den Anruf wieder weg und legte das Telefon auf den Tisch. Medschenko stand auf, lehnte sich an seinen Schreibtisch und trommelte mit seinen speckigen Fingern auf dem Holz herum.

Weißrussland und das Baltikum wurden auch im folgenden Monat von einer Welle der politischen Agitation durch Artur Tschistokjows Volksbewegung erschüttert und es fiel Medschenko und seinem Machtapparat zunehmend schwerer, in den Städten und Dörfern den immer dreister auftretenden Rebellen Einhalt zu gebieten.
Frank und die anderen befanden sich pausenlos im Einsatz und erst gegen Ende August kehrten sie wieder nach Ivas zurück. Müde und erschöpft gönnten sie sich eine Woche Pause. Nur selten hatte Frank in letzter Zeit die Ruhe gefunden, um über sein Leben außerhalb der politischen Arbeit nachzudenken.
Heute jedoch war so ein Tag und der junge Mann konnte nicht behaupten, dass ihm die Ruhephasen immer gut taten. Sicherlich dienten sie vor allem der körperlichen Erholung, Geist und Seele wurden allerdings nicht selten von unangenehmen Fragen bezüglich seiner Lebensziele und der eigenen Zufriedenheit belastet.
Kohlhaas war wieder mehrere Stunden beim Dorfchef gewesen und hatte sich in dessen Arbeitszimmer Strategien und Pläne für eine gigantische Werbeoffensive im Herbst und Winter angehört. Wilden war kaum noch zu bremsen und seine Familie nahm ihn in dieser Zeit eher als ständig brabbelnden Schatten und weniger als fürsorglichen Vater wahr.

„Auf Wiedersehen, Thorsten! Bis morgen!“, sagte Frank leise und schloss die Tür des Arbeitszimmers. Dann ging er langsam die Stufen in die untere Etage hinab.
Bevor er das Haus verließ, warf er einen kurzen Blick in die Küche, wo Agatha Wilden und Julia saßen. Kohlhaas murmelte ein halblautes „Tschüß!“ und machte dann Anstalten zu gehen.
„Warte doch mal, Frank!“, vernahm er plötzlich hinter sich.
Julia folgte ihm in den Hausflur. „Wie läuft es denn bei dir?“
„Gut, vielen Dank für die Nachfrage!“
„Warum bist du in den letzten Wochen so komisch zu mir?“
„Bin ich komisch?“
„Ja, du siehst meistens glatt durch mich hindurch. Bist du sauer?“
Frank runzelte die Stirn. „Nein, alles bestens!“
„Du bist wütend wegen Viktor, oder?“, bemerkte Julia und sah ihn betrübt an.
„Was interessiert mich der Typ!“, knurrte Kohlhaas.
„Ich meine ja nur. Du kannst ruhig wissen, dass ich nicht mehr mit ihm zusammen bin...“, erklärte sie.
„Das ist ja deine Sache. Ich beschäftige mich zurzeit mit wichtigeren Dingen als irgendwelchen Liebschaften“, erwiderte er barsch.
„Nur, damit du es weißt…“
„Das wusste ich doch ohnehin!“
Julia strich sich durch ihre blonden Haare und wirkte verlegen. „Es war ein Fehler. Viktor hat sich wie ein Arschloch verhalten.“
Frank stockte kurz und lächelte. „Hätte ich dir vorher sagen können. Er ist ein Lackaffe. War mir schon klar, als ich ihn das erste Mal gesehen habe!“
„Hast du Lust mit mir morgen in Steffens Cafe zu gehen? Nur ein bisschen quatschen...“, fragte Julia.

„Morgen? Das wird schwierig. Vermutlich kommt Artur vorbei und wir wollen mit HOK etwas durchsprechen“, kam als nüchterne Antwort zurück.
„Naja, hätte mich gefreut!“, sagte die Tochter des Dorfchefs und ging mit trauriger Miene zurück in die Küche.
Frank blickte ihr hinterher und verharrte einen Augenblick in Stillschweigen. Dann rief er: „Äh, also wenn Artur nicht kommen sollte, dann melde ich mich eben kurz.“
„Ist gut!“, hörte er aus dem Nebenraum.
Kohlhaas lächelte in sich hinein, denn sein innerstes Selbst freute sich mächtig. Dieses Angebot wollte er dann doch nicht so leicht von sich weisen, wie er nach außen hin erscheinen ließ. Zufrieden ging er nach Hause.

Der Anführer der *Rus* kam am nächsten Tag nicht nach Ivas. Er war irgendwo in Weißrussland unterwegs und hatte sich ohnehin auch nicht angekündigt.
Frank war schon früh aufgestanden und stand jetzt bereits eine Stunde lang vor dem Spiegel im sanierungsbedürftigen Badezimmer seines Hauses. Draußen hörte er Alf schimpfen.
„Du bist schön genug! Jetzt lass mich auch mal rein, ich muss auf den Pott!“
Bäumer stürmte das Badezimmer, drückte seinen herausgeputzten Mitbewohner zur Seite und hatte kurz darauf endlich seine ersehnte Ruhe.
„Ich bin weg!“, rief ihm Frank aus dem Hausflur zu und verschwand.
Kohlhaas ging die staubige Straße hinunter und labte sich an den warmen Sonnenstrahlen, welche sein Gesicht sanft streichelten. Für einige Minuten versank er tief in Gedanken und überlegte, was er Julia heute alles sagen wollte. Er bog um die Ecke und erblickte das von leuchtenden Blumen

umsäumte Haus der Familie Wilden. Julias Mutter öffnete die Tür und begrüßte ihn freundlich.
„Willst du zu Thorsten?“, fragte sie den jungen Mann. „Er ist mit John Thorphy unterwegs und kommt erst übermorgen wieder.“
Frank schüttelte den Kopf. „Nein, ich wollte zu Julia!“
Die hübsche Blondine erschien im Flur und lächelte ihm zu. „Wir gehen ins Dorf, Mama!“
Sie verschwanden. Frau Wilden warf den beiden einen nachdenklichen Blick hinterher.
„Schön, dass du doch noch gekommen bist“, bemerkte Julia und trottete neben dem schüchtern wirkenden Frank her.
„Naja, Artur hat abgesagt...“, brachte er nur kleinlaut heraus.
„So, so!“, bemerkte Julia grinsend.
Sie schwiegen eine Weile und kamen zum Dorfplatz. Einige Kinder spielten hier und kletterten auf dem mit Gestrüpp überwucherten Gedenkstein herum.
„Gehen wir zu Steffen!“, schlug die Tochter des Dorfchefs vor.
„Ja, gut!“, sagte Kohlhaas und suchte noch immer nach einem Gesprächsthema.
Julia war eine wahre Augenweide. Sie trug ihre blonde Haarpracht offen und diese fiel über die zarten Schultern. Fasziniert blickte Frank auf die vollen, roten Lippen der Schönheit, während diese mit forschem Schritt an ihm vorbeizog.
„Na, was ist? Komm schon!“, sagte sie und Frank trottete ihr hinterher.
„Man verfällt ihr einfach. Was soll`s...“, dachte er bei sich. Sie überquerten den Dorfplatz und setzten sich auf die kleine Terrasse vor dem Cafe ihres belgischen Bekannten. Frank ließ sich auf einem Plastikstuhl nieder und schwieg.

„Ah, welch seltene Gäste!“, rief der gutmütige Steffen deVries und eilte nach draußen. „Was kann ich euch anbieten?“
Julia lächelte. „Einen Milchshake bitte!“
„Für mich auch“, sagte Frank.
Der Flame nahm ihre Bestellung auf und verschwand. Frank betrachtete nachdenklich die alte Kirche, welche die Dorfbewohner zum Versammlungshaus umgebaut hatten. Er wusste noch immer nicht genau, worüber er sich mit der Tochter des Dorfchefs unterhalten sollte.
„Was macht der politische Kampf?“, fragte sie.
„Gut, läuft alles!“, kam zurück.
„Mein Vater redet von nichts anderem mehr. Revolution hier und Revolution da“, bemerkte sie genervt.
„War doch noch nie anders, oder?“
„Stimmt!“
„Und was macht Viktor?“
Sie zögerte und strich sich durch die Haare. „Weiß nicht, habe nichts mehr von ihm gehört“.
„Habt ihr euch gestritten?“
„Sozusagen. Er meinte es nicht ernst!“
„Ich mochte den Kerl noch nie...“
Julia schlug die Augen auf. „Das habe ich gemerkt!“
Steffen deVries kam mit zwei Milchshakes zurück. Frank leerte sein Glas im Eiltempo und sagte für einige Minuten nichts.
„Ich dachte schon, dass der dich eines Tages mit nach Grodno nimmt und ich dich nie wiedersehe“, bemerkte Frank dann.
„Da brauchst du dir jetzt keine Sorgen mehr zu machen!“, erwiderte die junge Frau schmunzelnd.
„Sorgen? Ich meine ja nur“, flüsterte Kohlhaas kleinlaut.
„Ich verstehe schon, was du sagen willst.“
„Was hat er denn gemacht?“, wollte Frank wissen.

„Er ist ein Arsch! Nicht ehrlich eben“, erläuterte die Blondine.
„Ist Viktor fremdgegangen?“
„Ich glaube schon. Er war halt nicht der Richtige!“
„Geht mich ja auch nichts an.“
„Ist schon okay“, gab Julia zurück und schmunzelte wieder.
„Es ist jedenfalls schön, dass du wieder im Lande bist!“
„Ich wollte auch niemals aus Ivas weg. Hätte dich und die anderen viel zu sehr vermisst.“
Frank begutachtete die Kirche wieder, dann betrachtete er den mit Milchschaum bedeckten Boden seines Glases. Sie unterhielten sich noch über die eine oder andere Oberflächlichkeit. Nach einer Stunde verließen sie das Cafe und schlenderten noch eine Weile durch das Dorf.
„Bis die Tage. War schön mit dir zu plaudern. Das können wir ja demnächst öfter machen“, sagte sie und ging die Straße hinab.
„Ja, wir sehen uns!“, antwortete der junge Mann und machte sich ebenfalls auf den Heimweg. Bald hatte er sein Haus erreicht, schloss die Tür auf und verschwand im Inneren. Frank dachte an diesem Tag noch lange über Julia und sich nach.

Kohlhaas verschwand in den nächsten Tagen wieder und blieb fast den gesamten September in Weißrussland. Er lief sich die Hacken ab und verteilte in unzähligen Dörfern Zeitungen und Flugblätter, zusammen mit einem Teil der Dorfjugend von Ivas.
Ende des Monats zogen die *Rus* durch Bresk im Süden des Landes. Etwa 15000 Anhänger hatte Tschistokjow mobilisieren können. Im Vorfeld der Veranstaltung war es zu gewalttätigen Zusammenstößen zwischen weißrussischen Jugendlichen und Einwanderern aus Kleinasien gekommen. Es gab zwei Tote und mehrere

Verletzte. Die Demonstration selbst verlief jedoch störungsfrei und die örtliche Polizei ließ Artur gewähren. GCF-Soldaten tauchten gar nicht erst auf. Offensichtlich hatten Medschenko und seine Berater eingesehen, dass Druck und Terror nicht die intelligentesten Mittel gegen Tschistokjows Anhängerschaft waren.
Im Oktober führte die weißrussische Vasallenregierung, wie angekündigt, die Erhöhung der Öl- und Gaspreise durch. Eine Woge der Wut schwappte über das Land und die *Freiheitsbewegung der Rus* gewann einen bisher nie gekannten Popularitätsgrad in der Bevölkerung. Zudem kam es zu spontan organisierten Streiks von Metallarbeitern in Minsk und Nowopolozsk. Sub-Gouverneur Medschenko machte zum ersten Mal Zugeständnisse und stimmte einer leichten Lohnerhöhung für die Metallarbeiter zu.
„Wartet bis es richtig kalt ist, dann wird der Kessel explodieren!“, prophezeite Artur in diesen Tagen immer wieder.
Frank und die anderen machten weiter. Mittlerweile glaubte der junge Mann, dass die Situation im Land vielleicht doch eines Tages einen Volksaufstand möglich machen würde.

Kältekollaps

Ende Oktober führte die *Freiheitsbewegung der Rus* ihre erste, größere Massenkundgebung in Litauen durch. Artur Tschistokjow hatte sich Wilna, das politische Zentrum des Landes, ausgesucht. Zeitgleich kam es auch zu kleineren Protestmärschen in fünf weiteren Kleinstädten.
Etwa 10000 Männer und Frauen zogen durch Wilna, wo sie auf eine wesentlich aggressivere Polizei trafen als in Weißrussland. Nach nur einer halben Stunde kam es zu schweren Zusammenstößen und Schießereien. Die etwa 500 bewaffneten Ordner, welche von Frank und Peter Ulljewski angeführt wurden, lieferten sich ein kurzes Feuergefecht mit den litauischen Beamten, wobei dreißig Ordner und mehrere Beamte erschossen wurden. Artur Tschistokjow brach die Kundgebung schließlich ab, noch bevor sie die Innenstadt erreicht hatten.
Frank und seine Freunde aus Ivas flüchteten im Eiltempo aus der Großstadt und machten sich auf den Weg nach Wizebsk. Diesmal berichteten die Medien im gesamten Sektor „Europa-Ost“ über die gescheiterte Demonstration der *Rus*.
Das Fernsehen sprach von „Chaoten“, „Terroristen“ und „Krawallmachern“. Die Hetze dauerte fast zwei Wochen lang. Artur und seine Getreuen ließen sich jedoch nicht entmutigen. Immerhin waren die kleineren Kundgebungen in den litauischen Ortschaften ruhig verlaufen. Bei der Aktion in Wilna wurde auch Igor, der vollbärtige Anführer der dortigen Untergruppe, von der Polizei verhaftet und wenig später wegen „Landfriedensbruch“ hingerichtet. Die Medien berichteten erneut ausführlich darüber.

„Das war eine Riesenscheiße!“, zischte Frank und stopfte den seltsam schmeckenden Kartoffelbrei, welchen Alf mit Mühe und Not zubereitet hatte, in sich hinein.
Sein hünenhafter Freund nickte und erwiderte: „Ich mache in Litauen erst einmal bei keiner Aktion mehr mit. Damit lenken wir nur die Aufmerksamkeit der Behörden auf unser Dorf!“
„Das war mal wieder Wildens geniale Idee“, brummte Kohlhaas.
„Wenn wir wirklich eines Tages in Weißrussland etwas erreichen, dann können wir auch Litauen befreien“, erklärte Bäumer und brachte noch einen Topf mit Kartoffelbrei.
„Wie alt sind die Dinger eigentlich?“, erkundigte sich Frank und zeigte auf den dampfenden Blechtopf.
„Was?“
„Die Kartoffeln! Wie alt?“
Bäumer überlegte. „Die sind aus unserem Vorrat im Keller!“
Frank verzog sein Gesicht. „So schmecken die auch...“
Sein Mitbewohner winkte ab und ging aus der Küche. „Luxus gibt es woanders!“
„Kommst du morgen mit nach Linda?“, rief ihm Frank hinterher.
„Ist da schon wieder eine Demo?“
„Nein, Zeitungen verteilen!“
„Ja, klar!“, antwortete Alf und kam wieder zurück in den Raum.
„Gut, ich spiele jetzt noch `ne Runde „Doom 8“, Alter!“, erklärte Frank und stellte den halbleeren Teller zur Seite. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück und startete seinen Computer.

Thorsten Wilden war erneut in Weißrussland und beriet den inneren Kreis der *Freiheitsbewegung der Rus* beim Schmieden seiner Revolutionspläne. Die bewaffneten

Ordnertrupps sollten in einer großen, landesweiten Aktion wichtige strategische Ziele besetzen, wenn der Tag des Umsturzes gekommen war. Dazu gehörten Polizeidienststellen, Rathäuser, Fernsehsender, Radiostationen und Pressehäuser. Weiterhin Fabriken und diverse Versorgungszentren für Strom und Wasser.
Artur selbst propagierte den Ansturm auf Minsk und gedachte neben bewaffneten Trupps Zehntausende von Menschen vor den Präsidentenpalast der Metropole zu führen, um Medschenko zur Abdankung zu zwingen.
Frank, Alf, Sven und Tausende Anhänger der *Rus* kümmerten sich derweil um die massenhafte Verteilung von Werbematerial und organisierten Aktionen in verschiedenen Teilen des Landes. Für Treffen mit Julia hatte Kohlhaas in diesen Tagen nur wenig Zeit.
Einige von Tschistokjows weißrussischen Unterführern bereiteten zudem einen Generalstreik der gesamten Arbeiterschaft vor und infiltrierten zahllose Produktionskomplexe und Fabriken.
Anfang November kam es zu weiteren Demonstrationen in verschiedenen Teilen des Landes, welche von den örtlichen Gruppenleitern organisiert wurden. Gewalttätige Zusammenstöße mit der Polizei gab es nur noch selten. Tschistokjow selbst hatte seine Getreuen ebenfalls dazu angehalten, nur im äußersten Notfall zurückzuschlagen. Das verschaffte ihm bei zahlreichen frustrierten Polizeibeamten und Verwaltungsmitarbeitern, welche langsam auch einsahen, dass sich etwas ändern musste, weitere Sympathien.

Schließlich brach der Winter des Jahres 2035 wie eine wütende Nemesis über Weißrussland, Litauen und die umliegenden Länder herein. Bereits Anfang Dezember fiel eine so heftige Kältewelle über das Land her, wie seit

zwanzig Jahren nicht mehr. In den Städten und Dörfern des Baltikums und Weißrusslands erfroren innerhalb weniger Tage Hunderte von Obdachlosen und Armen. Gerade jetzt, in den Zeiten massiver Preiserhöhungen für Brennstoffe, wurden die Menschen von grausamen Minustemperaturen heimgesucht, was in Millionen einen Zustand aus Angst und Wut auslöste.
Viele fürchteten die kalte Periode nicht zu überstehen. Zudem kollabierten die noch intakte einheimische Wirtschaft und das Verkehrswesen in Folge der ersten, massiv einsetzenden Schneefälle. Es war jener Zustand aus Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, welchen Artur Tschistokjow und seine Anhänger herbeigesehnt hatten.
Der Anführer der Rebellen sprach mit einem gewissen Zynismus bezüglich der einsetzenden Kältewelle von einem „Geschenk Gottes".
Hunderttausende, die sich bisher ruhig verhalten und ihren Unmut auf die Regierung nicht offen gezeigt hatten, wurden jetzt durch die eisigen Temperaturen und die soziale Not in die Arme der Rebellen getrieben. Der Winter peitschte sie förmlich aus ihrer Lethargie und zwang sie dazu, Farbe zu bekennen.
Artur Tschistokjow begab sich zuerst nach Moghilev und führte dort eine Massendemonstration mit über 50000 Menschen durch, welche zum größten Teil aus der Stadt selbst und den umliegenden Dörfern und Kleinstädten kamen. Die frierende und hungernde Masse belagerte das Rathaus und griff die Polizei mit Wurfgeschossen an. Nur mit Mühe und Not konnten die bewaffneten Ordner für Ruhe sorgen und einen blutigen Straßenkampf verhindern.
Einige weißrussische Polizisten schlossen sich gegen Ende des Aufmarsches sogar den Demonstrierenden an, denn auch sie litten zunehmend unter ausbleibenden

Gehaltszahlungen und den steigenden Preisen für Nahrungsmittel, Öl und Gas.
Bis Mitte Dezember verschlimmerte sich die Situation noch. Der Wintereinbruch nahm in seiner Heftigkeit zu und es zeichnete sich eine nie gekannte Lebensmittelknappheit im ganzen Land ab. Frank, Alfred und alle anderen Mitstreiter Tschistokjows nutzen die Gelegenheit, um die Botschaften ihres politischen Anführers noch energischer in die Köpfe der unzähligen Unzufriedenen zu hämmern.
Bewaffnete Trupps der *Freiheitsbewegung der Rus* übernahmen die Macht in vielen Dörfern und Kleinstädten im Norden Weißrusslands – mit Duldung der örtlichen Polizisten und Behörden, welche sich teilweise der Rebellion anschlossen.
Der Hauptverwalter der Stadt Wizebsk wurde kurz vor Weihnachten von einer aufgebrachten Masse vor seinem Haus gelyncht. Artur Tschistokjow kam eine Woche später in die Großstadt und sprach vor fast 30000 Menschen. Auch hier ließ ihn die Polizei gewähren. Medschenko hatte längst die Kontrolle über die Situation verloren.
In Moskau, St. Petersburg, Kiew und anderen Großstädten in Russland und der Ukraine kam es ebenfalls zu öffentlichem Aufruhr, welchen die dortigen Sicherheitskräfte nur mit Mühe niederschlagen konnten.
Das Weihnachts- und Neujahrsfest in Ivas fiel in diesem Jahr aus, da ein beträchtlicher Teil der Einwohner des Dorfes den *Rus* bei ihren Demonstrationen und Werbeaktionen half und pausenlos aktiv war.
Jetzt musste die weißrussische Hauptstadt Minsk eingenommen werden, was Tschistokjow seinen Mitstreitern seit Jahren predigte. Die Vorbereitungen dafür liefen auf Hochtouren.
„Das neue Jahr muss mit dem Sieg der Revolution enden!“, wiederholte der Rebellenführer unaufhörlich. So nahmen sie

all ihre Kraft, ihren Hass und ihre Hoffnung zusammen, um im Januar 2036 den alles entscheidenden Großangriff zu beginnen.

Frank gähnte und kroch aus den Federn. Seit zwei Tagen war er wieder in Ivas und glücklich darüber, sein Heimatdorf heil erreicht zu haben. Der Schnee hatte in der letzten Nacht die kleine Ortschaft wie ein riesiges, weißes Laken bedeckt. Sie waren vollkommen eingeschneit.
„Verdammt!“, flüsterte der junge Mann vor sich hin und trottete zum Fenster. Eisblumen bedeckten die Scheibe und versperrten die Sicht auf den kleinen Garten hinter dem Haus, welcher vollkommen von einer dicken Schneedecke erstickt worden war.
„Jetzt kommen wir aus diesem Kaff nicht mehr raus!“, hörte er eine Stimme hinter sich. Es war Alf. Der Hüne bibberte vor Kälte und warf im Eiltempo den alten Holzofen im Wohnzimmer an.
„So ein Mist. Eine derartige Schneemenge habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Hoffentlich kracht unser Dach nicht irgendwann zusammen“, brummte Frank und schlich in die Küche.
Die beiden Männer genehmigten sich einen auflösbaren Kaffee und wurden langsam wach. Bald spürten sie langsam die Wärme, welche aus dem Wohnzimmer herankroch und der über Nacht ausgekühlten Küche wieder eine erträgliche Temperatur verlieh.
„Nun muss die Revolution doch ohne uns stattfinden, wir haben schneefrei!“, scherzte Frank und schmierte sich ein Brot. Plötzlich schreckte er auf. Jemand bollerte an die Haustür.
„Ja, wir kommen schon. Immer mit der Ruhe!“, brüllte Bäumer genervt und eilte durch den Hausflur.

„Alf, gut dass ihr da seid! Lasst mich rein!“, hörte Frank eine zitternde Stimme im Hintergrund. Er wusste, wem sie gehörte. Es war Wilden.
Der Dorfchef stand abgehetzt und durchnässt im Türrahmen und man hätte ihn fast mit einem Schneemann verwechseln können.
„Sie haben Julia!“, stieß er aus und rannte in die Küche. „Habt ihr gehört? Sie wissen alles!“
Frank und Alf stutzten. „Wie bitte?“
„Sie haben meinen Engel, die GSA!“, stammelte der ältere Herr und rang nach Luft.
„Wovon redest du, Thorsten?“
„Julia ist vor drei Tagen nach Grodno gefahren. Sie wollte sich mit diesem Viktor treffen, genaueres weiß ich nicht. Heute morgen, ein Anruf, die GSA! Sie haben meine Julia!“, lamentierte das Oberhaupt von Ivas.
Frank spuckte einen gewaltigen Schwall Kaffee über die Tischplatte und fiel fast vom Stuhl. „Was? Wie?“
„Die GSA hat mich heute Morgen angerufen und mir gesagt, dass sie Julia entführt und in ihrer Gewalt haben. Sie wissen über mich und meinen Einfluss auf Artur Tschistokjow Bescheid. Sie wissen über Ivas Bescheid! Verflucht!“
Bäumers Augen quollen ihm fast aus dem Schädel, Frank wurde kreideweiß und schluckte. „Ich hoffe du verarschst uns, Thorsten...“
„Nein! Das ist kein blöder Witz! Es ist die Wahrheit! Ich schwöre es!“
Der Gesichtsausdruck des Dorfchefs ließ keinen Scherz vermuten. Seine Augen starrten mit blankem Entsetzen umher, als hätten sie den Leibhaftigen erblickt.
Sie boten ihrem Gast einen Stuhl an und Wilden sank erschöpft hernieder. Dann fing er an zu weinen und stotterte wirres Zeug. So hatten Frank und Alf den ehemaligen

Geschäftsmann noch nie gesehen. Ratlos warfen sie sich besorgte Blicke zu.
Nach einer Weile war Wilden in der Lage, die Situation einigermaßen verständlich zu schildern. Offenbar hatte sich Julia vor drei Tagen auf den Weg nach Grodno gemacht. Viktor hatte sie gebeten zu kommen, da er sich bei ihr entschuldigen wollte.
Trotz des gefährlichen Wetters hatte sich die hübsche Tochter des Dorfchefs darauf eingelassen und war sofort losgefahren. Seitdem hatten Herr und Frau Wilden nichts mehr von Julia gehört. Heute Morgen hatte das Oberhaupt von Ivas einen besorgniserregenden Anruf erhalten. Jemand meldete sich als Mitarbeiter des internationalen Geheimdienstes GSA und erklärte Wilden, dass sie Julia in ihrer Gewalt hatten. Er schilderte ihnen Details ihres Aussehens und ließ Julia wenige Minuten später sogar einige Sätze sagen.
„Das ist die Wahrheit!", jammerte der ältere Herr und raufte sich die Haare. „Ich hätte ihr verbieten sollen nach Grodno zu fahren, allein wegen der Wettervorhersage!"
„Warum Julia?", fragte Bäumer verwirrt.
„Diese Schweine wissen über mich Bescheid! Sie haben vermutlich schon seit einiger Zeit ein Auge auf mich und uns alle in Ivas geworfen. Dieser Typ von der GSA hat mir gesagt, dass sie wissen, wie groß mein Einfluss auf Artur Tschistokjow ist. Sie sind darüber informiert, dass er den Sturm auf Minsk plant..."
„Und was sollst du jetzt tun?", wollte Frank wissen.
„Ich soll Artur davon abhalten, es ihm ausreden!", heulte Wilden und schlug auf den Tisch.
„Aha?"
„Artur hört meistens auf meine strategischen Ratschläge, das wisst ihr. Ich soll ihn verunsichern und ihm erklären, dass der Versuch Minsk zu erobern, Wahnsinn ist.

Weiterhin soll ich die Finanzierung der Freiheitsbewegung sofort einstellen. Ich verwalte doch die wichtigsten Geheimkonten..."
„Ich fasse es nicht!", stammelte Frank, hielt sich den Kopf und war sichtlich überfordert.
„Wenn ich das nicht tue, dann töten sie Julia!", stieß Wilden aus.
„Diese Schweine!", fauchte Alf und zerschmetterte seine Tasse an der Wand.
Frank versuchte einen klaren Gedanken zu fassen und kratzte sich nervös am Hinterkopf. „Woher wissen die das alles?"
„Zum Teufel! Was weiß ich denn?", klagte der Dorfchef.
„Sie wollte sich mit diesem Viktor treffen?", murmelte Frank und sein Gesicht verzog sich vor Zorn.
„Ja, genau..."
„Wie oft war Viktor eigentlich hier in Ivas?", erkundigte sich Bäumer.
„Mehrfach! Er hat oft bei uns übernachtet. Für Politik hat er sich aber nicht sonderlich interessiert. Jedenfalls hat er mit mir nicht so oft darüber geredet."
„Aber er hat doch die Gruppe in Grodno geleitet!", sagte Kohlhaas und wunderte sich.
„Ja, aber er hat die Leitung schnell wieder abgegeben und sich dann ins Privatleben zurückgezogen. Zumindest in die zweite Reihe. Was weiß ich? Scheiße!"
„Ich dachte Julia und Viktor sind auseinander?", bohrte Frank nach und schien vor Erregung zu kochen.
„Ja, dachte ich auch. Ich habe doch keine Ahnung, was in Julias Kopf vorgeht. Die GSA muss sie beschattet haben!", jammerte Wilden weiter.
Bäumer sah Frank scharf an. „Verdächtigst du etwa Viktor? Das ist doch Blödsinn! Er hat Julia bestimmt nicht entführt!"

„Das habe ich doch auch nicht gesagt!“, gab Frank zurück und drehte sich weg.
„Was soll ich denn jetzt tun?“ Der Dorfchef brach erneut in Tränen aus.
„Wo wohnt Viktor? Hast du eine Adresse?“
„Ach, Frank! Ja, irgendwo zu Hause. Agatha hat bestimmt seine Anschrift. Immerhin war er ja mehrfach bei uns. Ich muss erst...“
Kohlhaas zog sich einen Mantel an und schleifte den aufgelösten Anführer der Dorfgemeinschaft aus dem Haus raus auf die Straße. „Komm! Wir müssen zu dir!“
Alf schnaufte und wusste nicht so recht, was er jetzt anstellen sollte. Frank und der Dorfchef verschwanden, stapften durch den hohen Neuschnee und suchten Wildens Frau auf.

Es dauerte über eine Stunde bis sich Agatha Wilden halbwegs beruhigt hatte, immer wieder brach sie in lautes Schluchzen und Wimmern aus. Glücklicherweise hatte sie jedoch die Adresse von Viktor aufbewahrt.
„Ich muss nach Grodno!“, sagte Frank nur, während die Wildens weiter vor sich hin jammerten.
„Nach Grodno? Wie willst du denn dorthin kommen? Es liegt ein ganzer Meter Schnee auf den Straßen, die aus Ivas herausführen. Seit letzter Nacht kommt hier niemand mehr raus!“, klagte Agatha.
„Mit dem Flugzeug schon, oder?“, antwortete Kohlhaas und winkte die beiden zu sich.
„Ja, vielleicht...“, sagte der Dorfchef verstört.
„Komm!“, rief Frank und riss die Haustür auf. Dann stürmte er über die schneebedeckte Straße. Wilden trottete ihm hinterher.

Steffen deVries, der gutmütige Flame mit dem rotblonden Stoppelbart, wirkte wenig begeistert, als ihn Frank und der Dorfchef mit lautem Geschrei vor seinem Haus vom reich gedeckten Frühstückstisch verjagten. Mürrisch öffnete er die Tür.
Kohlhaas erklärte den Sachverhalt mit aller notwendigen Schärfe und der Belgier folgte entsetzt seinen Ausführungen. Thorsten Wilden schwieg und wimmerte vor sich hin.
„Bei diesem Wetter fliegen? Das ist sehr gefährlich, Frank!“, erklärte Steffen.
„Ist mir schon klar, aber gerade schneit es nicht. Ich muss auch nur aus Ivas raus. Du musst mich nicht bis Grodno bringen!“, erklärte Frank und versuchte nun auch Steffen deVries zu beruhigen.
„Das ist riskant!“, hörte er nur.
„Du machst das jetzt!“ schrie der Dorfchef und der dickliche Flame zuckte verängstigt zusammen.
„Ich hole noch Alf, meine Knarre und mein Handy. Bis gleich!“
Frank raste so gut es ging durch den hohen Schnee und kam mit Bäumer im Schlepptau zurück. Letzterer wirkte nach wie vor völlig überfordert und stotterte nur vor sich hin.

Steffen deVries brachte die beiden schließlich im Tiefflug bis nach Varena. Als ihm Alf erzählte, dass die Dorfgemeinschaft offenbar kein Geheimnis mehr war, brach für den flämischen Familienvater eine Welt zusammen. Vor Sorge und Angst brachte Steffen den gesamten Flug über kein Wort mehr heraus.
Von Varena aus machten sie sich mit dem Zug auf den Weg nach Grodno. Erst gegen Abend kamen sie an und fanden Unterschlupf in einer kleinen Pension in der Innenstadt.

„Im Grunde hat die dumme Kuh das doch gar nicht verdient“, knurrte Bäumer und legte sich ins Bett.
„Ich tue das vor allem für Thorsten und für die Revolution“, betonte Frank und gähnte.
„Is` klar, Alter! Das glaubst du selbst nicht!“
„Willst du vor dem Pennen noch Streit anfangen?“, brummte Kohlhaas gereizt.
„Also ich tue das hier nur für die Revolution und nicht für diese blöde Tussi“, bemerkte Alf verärgert.
„Die Revolution sollte jetzt auch kommen, denn wenn nicht, dann ist Ivas bald Geschichte!“, sagte Frank zerknirscht.
„Ich weiß. Das ist ein einziger, verdammter Alptraum.“
Sie redeten noch bis spät in die Nacht hinein und mussten sich regelrecht zwingen zu schlafen. Zu tief saßen die Sorgen und Ängste in ihren Köpfen.
Heute hatten sie erfahren, dass ihr warmes und sicheres Nest, das kleine Dörfchen Ivas, nicht mehr länger geheim war und mit der GSA gab es auf Dauer kein Verhandeln. Es war eine Katastrophe.

„Das hier ist die Staraja Uliza!“, brummte Frank und deutete auf ein verrostetes Straßenschild.
„Viktor wohnt in Nummer 117. Endlich, Grodno ist ganz schön groß – und hässlich“, erklärte Alf und tippte auf seinem DC-Stick herum.
Sie erreichten ein graues Mehrfamilienhaus. Eine gewaltige Ladung Schnee hatte sich am Rande des Bürgersteiges aufgetürmt und blaue Müllsäcke standen in Massen an die Hauswand gelehnt davor.
Frank drückte eine Klingel und es dauerte einen kurzen Augenblick, dann summte ein Türöffner. Sie gingen die Treppe hoch bis in den 4. Stock. Dann rief jemand etwas auf Russisch aus einer Wohnung. Es war Viktor.

Frank eilte auf ihn zu. Der athletische Russe wirkte zuerst etwas verdutzt, dann setzte er ein Lächeln auf.
„Hey, Viktor! I`m Frank. Can you remember me?“
Alf folgte und begrüßte den jungen Mann ebenfalls.
„Yes, hello Frank! And hello Alf! What are you doing here in Grondo?”
“We have to ask you a few things. Can we come in?”, fragte Kohlhaas und musterte den Russen argwöhnisch.
Viktor zögerte einige Sekunden und blickte sich um. Dann nickte er. „Yes! Come in, my friends!“
Sie folgten ihm und setzten sich in das schön eingerichtete Wohnzimmer. Der junge Mann verschwand im Nebenraum.
„Do you want to drink something?“, hörten sie.
“No, thanks!”, kam wie aus einem Munde zurück.
Der Russe kam wieder und setzte sich in einen Sessel, dann zündete er sich eine Zigarette an.
„What can I do for you?“
“We are looking for Julia! Her father, Thorsten Wilden, told us, that she went to Grodno. To visit you!”, sagte Frank.
Viktor wirkte nachdenklich und schabte mit seinen Fingern an der Lehne seines Ledersessels herum. Dann erwiderte er betrübt: „Yes, Julia wanted to visit me, but she never came. Where is she?”
“She did not come to you, Viktor?”, bohrte Alf nach.
“No! I`m still waiting, my friends. I wanted to talk to her. We are no couple anymore, just good friends…”
“Just good friends”, brummte Frank und starrte an die Decke.
„I`m full of sorrows!“, betonte Viktor.
“Er macht sich Sorgen. Wir tun das auch!“, flüsterte Frank seinem Freund zu.
Der gutaussehende Bursche winkte ab und machte einen traurigen Eindruck. „I can not help you, my friends. Sorry!”
Frank und Alfred sahen sich an.

„Shit!“, stieß Kohlhaas aus.
Viktor redete mit ihnen noch ein wenig über allerlei Unwichtigkeiten und bat sie, Julia auszurichten, dass sie sich sofort bei ihm melden sollte, wenn sie wieder auftauchen würde. Plötzlich stand Viktor auf und ging zur Toilette. Seine beiden Gästen blieben frustriert auf dem Sofa zurück.
„Meinst du, dass er die Wahrheit sagt?“, fragte Frank seinen Freund.
„Warum sollte er uns Mist erzählen?“
„Ich traue dem Kerl nicht!“
„Du hasst ihn, weil ihn Julia scheinbar doch noch mag.“
„Naja, vielleicht hast du Recht. Jedenfalls bringt er uns nicht weiter.“
Gedankenverloren strich Alf mit seinem Zeigefinger zwischen den Sitzkissen des Sofas hin und her. Plötzlich ertastete er ein Stück Papier und zog es heraus. Frank hatte sich derweil zurückgelehnt und die Augen geschlossen.
„Das Unglück nimmt seinen Lauf. Es war alles umsonst“, dachte er sich und stieß einen Seufzer aus.
Alf versuchte den kyrillischen Text auf dem schmalen Stück Papier, welches er aus der Ritze zwischen den Sitzkissen herausgezogen hatte, zu entziffern. Es war eine Tankquittung vom 06.01.2036. „Tankstelle Wladimir Zolinski, Prienai“ stand darauf. Alf knüllte den kleinen Zettel ohne weiteres Nachdenken zusammen.
Eine Toilettenspülung ertönte und Bäumer steckte das Papierstück in seine Manteltasche. Viktor kam zurück ins Wohnzimmer.
„Thanks, Viktor! We go now!“, erklärte Frank und sie standen auf.
„Okay! I hope Julia is allright!“, erwiderte der Russe und begleitete sie zur Tür.

Nach einigen Minuten hatten sie die Eingangstür des Mehrfamilienhauses schon fast erreicht. Frank trat vor Wut gegen das Treppengeländer. Alf schien zu grübeln.
„So ein Dreck! Julia finden wir niemals!“, zischte Kohlhaas und blickte seinen Freund an.
Plötzlich riss Bäumer die Augen auf und kramte hastig in der Tasche seines Mantels herum.
„Was machst du denn?“, knurrte Frank.
„Warte mal!“
Dann zog Alf den zerknüllten Zettel heraus und warf erneut einen Blick darauf. „Wir haben heute den 10. Januar, oder?“
„Ja, warum?“, gab Frank zurück. „Was hast du denn da?“
„Das ist eine Tankquittung. Sie ist vom 06. Januar, also vor drei Tagen. Ich habe sie zwischen den Sitzkissen auf Viktors Sofa gefunden...“
„Und? Was interessiert mich dieser Mist?“
„Die Tankquittung ist von einer Tankstelle aus Prienai. Das ist die erste Tankstelle, die man erreicht, wenn man von Ivas aus auf die Autobahn fährt!“
„Ja, die Tankstelle kenne ich doch...“, antwortete Kohlhaas beiläufig.
„Aber was macht diese Tankquittung in einer Ritze von Viktors Sofa?“
Frank zuckte zusammen und taumelte gegen das Treppengeländer. Mit offenem Mund blieb er stehen und riss die Augen auf.

Sturm auf Minsk

Die beiden hatten sich wieder auf ihr Zimmer zurückgezogen und Alf versuchte Frank, welcher wie ein wütender Stier durch den Raum tobte, irgendwie zu beruhigen.
„Ich werde es aus dem Kerl herausprügeln!“, schnaubte der junge Mann.
„Jetzt komm mal wieder runter! Das bringt doch nichts!“, sagte Bäumer.
„Der Bastard ist ein Verräter! Er arbeitet mit der GSA zusammen. Ich werde ihn kaltmachen!“
„Ja, ist doch gut jetzt! Reiß dich gefälligst zusammen. Ich denke nach, also hör auf, hier den wilden Affen zu spielen!“
Kohlhaas knurrte vor sich hin und stieß leise die schlimmsten Verwünschungen aus.
Plötzlich kam Alf zu ihm und bemerkte: „Wir legen uns erst einmal auf die Lauer und beschatten Viktor. Vielleicht finden wir so etwas heraus.“
„Und was soll das bringen?“, schimpfte Frank.
„Ist jedenfalls besser, als sofort mit der Wumme auf ihn los zu gehen!“
Sie verließen die Pension und postierten sich in einem Hauseingang gegenüber von Viktors Wohnblock. Mehrfach musste Bäumer seinen heißblütigen Freund zurückhalten. Sie warteten bis spät in die Nacht hinein und froren erbärmlich. Viktor ließ sich jedoch nicht sehen.
Am nächsten Tag hatten sie mehr Glück. Der Russe kam gegen Mittag aus seinem Haus und die beiden Männer folgten ihm unauffällig durch einige Straßenzüge. Irgendwann hielt Viktor an und ging in einen Wohnblock

hinein. Frank und Alfred huschten ihm hinterher und ließen ihn nicht aus den Augen.
Eine ältere Frau auf Krücken ließ ihn in ihre Wohnung. Der junge Mann begrüßte sie herzlich und begab sich dann hinein.
Frank und Alf pirschten ihm nach und horchten an der Tür. „Das ist seine Mutter. Ich habe das Wort „Matj“ verstanden“, flüsterte Kohlhaas.
Sie versteckten sich in einer dunklen Ecke des Hausflurs. Nach etwa einer Stunde kam Viktor wieder aus der Wohnung heraus. Die alte Frau humpelte ihm noch laut schwatzend einige Meter hinterher und ging dann wieder in ihr Quartier zurück. Der Russe verschwand im Treppenhaus.

Frank tigerte nervös durch das Zimmer und Alf sah genervt zu ihm herüber. „Was ist jetzt?“
„Toll! Jetzt wissen wir, wo Viktors Mutter wohnt“, knurrte Kohlhaas. „Wir sollten uns den Kerl einfach packen und ihn nachdrücklich nach Julia ausfragen. Ich bringe diesen Bastard schon zum Reden.“
„Das halte ich für keine sehr intelligente Vorgehensweise“, bemerkte Alf und setzte sich auf sein Bett.
„Was dann?“, schnaubte Frank zurück.
„Ich habe eine bessere Idee. Frau Wilden hat dir doch auch Viktors Rufnummer mitgegeben, oder?“
„Ja, die habe ich. Warum?“
„Wir machen das anders! Es ist gemein, doch wir haben es hier mit der GSA zu tun und müssen demnach auch fies sein!“
Frank stutzte. „Was meinst du?“
„Ich erkläre es dir...“, sagte Alf nur.

Sie hockten nun schon eine Weile im Keller des Wohnblocks herum und warteten. Draußen war es mittlerweile dunkel geworden.
„Wie spät ist es?“, flüsterte Frank.
„Es ist 21.34 Uhr...“, nuschelte Bäumer zurück.
„Gut, dann lass uns hochgehen!“
Sie hasteten durch das Treppenhaus und sahen sich nervös um, dann schlichen sie über den Hausflur der 3. Etage. Frank horchte an der Wohnungstür von Viktors Mutter. Drinnen hörte man einen Fernseher laufen. Kohlhaas klingelte und in der Wohnung begann ein leises Rumoren.
„Kto sdjes?“, fragte die alte Frau.
Frank räusperte sich und versuchte möglichst freundlich zu klingen. Er erklärte in knappen Worten, dass er ein Freund von Viktor sei und nach ihm suchte.
Eine halbe Minute hörte man keinen Laut, dann wurde die Tür aufgeschlossen. Eine freundliche, alte Dame schaute heraus.
„Viktor nje domoi!“, erklärte sie.
Weiter kam sie nicht. Alf stieß sie mit voller Wucht in ihre Wohnung zurück und hielt ihr den Mund zu. Frank verschloss die Tür und hielt der entsetzten Frau seine Pistole unter die Nase.
Die alte Frau wimmerte vor sich hin, während sie Alf ins Wohnzimmer schleppte und anzischte, ruhig zu sein. Den Fernseher stellte er vorübergehend etwas lauter. Frank wählte Viktors Telefonnummer und wartete.

„Da! Sdjes Viktor!“
„Hello! It´s me! Frank Kohlhaas from Ivas!“
„Hey, Frank! What`s up?“
„Tell me where Julia is, Viktor! Where did the GSA men bring her?”, donnerte der Anrufer ins Telefon.
“What GSA men?”, fragte Viktor überrascht.

„Don`t tell me shit, Viktor! I know, that Julia visited you!”
“What? She never was here!”, antwortete der junge Mann am anderen Ende der Leitung verstört.
„Viktor, we know she visited you. Tell me now, where she is!”, bellte Frank in den Hörer.
“I don`t know what you want, idiot! Fuck you!”, keifte Viktor und legte auf.
Frank rief ihn sofort wieder an. Diesmal schien sein Gesprächspartner wirklich gereizt zu sein.
„What the fuck do you want from me, Frank?”
Kohlhaas kochte vor Wut. „Do you hear that?“
“Pomogai me, Viktor! Paschalusta!”, jammerte die alte Frau verzweifelt als ihr Alf das Telefon vor den Mund hielt.
„What?“, stammelte ihr Sohn.
„We got your mother, Viktor! Tell me where Julia is or we will kill her! This is no fucking joke!”, drohte Frank.
Viktor erschien überfordert und brabbelte leise etwas auf Russisch vor sich hin. Dann schwieg er.
„If you hurt her, I will kill you, Frank!“, brüllte er wütend.
Frank blieb ruhig und sagte: „Okay, we make a deal. We know that you are a traitor. But I give a shit on that. Just tell me, where the GSA brought Julia. Then we let your mother go!”
Alf riss seinem Freund den Hörer aus der Hand und gab ihn der alten Frau, welche wieder aufgeregt vor sich hin jammerte und ihren Sohn um Hilfe anflehte.
Dann nahm Frank das Telefon wieder an sich und betonte noch einmal, dass Alf und er es todernst meinten. Viktor heulte auf und erklärte, dass die GSA ihn gezwungen hatte.
„They forced you to do it?“, knurrte Frank. “I don`t believe a word. But I don`t care about that. You must live with it not me. So tell me where Julia is!”
Viktor erzählte ihm, dass sie Wildens Tochter in den Süden Grodnos in ein kleines Hotel gebracht hatten. Nach einigen

Minuten hatte Kohlhaas alle notwendigen Informationen, um sich auf den Weg zu machen.
„If you lie to me, call the police or tell someone anything, Alf will kill your mother!“, fauchte Frank in den Hörer, legte auf und verschwand aus der Wohnung.

Während Bäumer auf Viktors Mutter aufpasste und zunehmend versuchte, die alte Frau irgendwie zu beruhigen, machte sich Frank auf den Weg in den Süden der Großstadt.
Ein eilig herbeigerufenes Taxi brachte ihn auf schnellstem Wege in die Nähe des besagten Hotels. Er hastete durch einige dunkle Gassen und kam schließlich zu einem großen, dunklen Gebäude.
„Zimmer 32, Etage 5“, flüsterte er leise vor sich hin und tastete nach der Waffe unter seiner Jacke. Anschließend zog er sich seine Baseballmütze noch tiefer ins Gesicht und ging hinein.
Eine junge Frau an der Hotelrezeption lächelte ihm freundlich zu und fragte ihn etwas auf Russisch. Frank nickte nur und versuchte ebenfalls zu lächeln, dann hastete er das Treppenhaus herauf.
Es war mittlerweile 23.15 Uhr geworden. Ein alter Mann kam ihm entgegen und schleppte einige Koffer nach unten. Frank brummte ihm eine leise Begrüßung entgegen und spähte über den schwach beleuchteten Flur der 5. Etage.
Niemand war auf dem Gang. Irgendwo hinter den zahlreichen Zimmertüren hörte er einen Fernseher. Kohlhaas blieb für einige Minuten nachdenklich in einer dunklen Ecke stehen.
„Das muss jetzt schnell gehen“, dachte er sich und schraubte einen Schalldämpfer auf seine Pistole. Dann schlich er zur Tür des Zimmers 32 und verharrte kurz in Stillschweigen. Das Adrenalin schoss ihm in den Kopf und

sein Herz fing an, wie wild zu hämmern. Der junge Mann schloss die Augen, atmete tief durch und zielte auf das Türschloss.
„Pffft! Pffft!“
Kleine Holzsplitter flogen ihm entgegen und mit einem wuchtigen Tritt verschaffte er sich Einlass.
„Kto sdjes?“, hörte er aus einer Ecke und ein verwirrter Mann in einem dunklen Ledermantel sprang ihm entgegen. Frank schoss ihm direkt in den Kopf und stürmte vorwärts. Im Augenwinkel konnte er Julia erkennen, welche an einen Stuhl gefesselt worden war und ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.
„Frank!“, stieß sie hervor.
„Warte!“
„Frank! Hinter dir!“
Kohlhaas fuhr blitzartig herum und sah einen weiteren Mann aus dem kleinen Duschraum des Hotelzimmers kommen. Die Person zog eine Pistole aus der Jacke und visierte ihn mit entsetztem Blick an.
Kohlhaas sprang zur Seite und feuerte wild um sich. Eine Kugel traf seinen Gegner in die Schulter und dieser taumelte vor Schmerz schreiend nach hinten. Frank feuerte weiter auf ihn und der GSA-Mann rutschte an der blutverschmierten Wand hinunter.
„Da ist noch einer! Der holt gerade Zigaretten. Ich kann es nicht glauben, dass du...“, stammelte Julia aufgeregt.
„Ich mach dich jetzt los und dann nichts wie weg!“, keuchte der junge Mann und zerrte die Tochter des Dorfchefs aus dem Hotelzimmer heraus.
Sie eilten das Treppenhaus hinunter und rannten an einigen verdutzten Gästen vorbei aus dem Hotel. Dann verschwanden sie in den dunklen Gassen von Grodno und kontaktierten Bäumer sofort.

Alf entschuldigte sich bei Viktors Mutter für die Unannehmlichkeiten und machte sich dann auf den Weg in die Stadt. Die ganze Nacht über verharrten Frank und Julia in einem leerstehenden Gebäude und trafen sich erst in den frühen Morgenstunden mit ihrem Gefährten.
Sie stahlen einen PKW und fuhren bis in die Nähe von Kaunas in Litauen. Hier holte sie Steffen deVries mit dem Flugzeug ab und brachte sie sicher zurück in das eingeschneite Ivas.
Der Dorfchef und seine Frau konnten es kaum glauben. Sie waren vor Freunde und Rührung vollkommen außer sich, als sie ihr einziges Kind wieder in den Armen halten durften. So hatte Frank den ansonsten so sachlichen Wilden noch nie erlebt. Er weinte wie ein kleines Kind und konnte seine Dankbarkeit kaum in Worte fassen.
Wieder einmal war Kohlhaas für alle der große Held und das ganze Dorf huldigte ihm so sehr, dass es Frank manchmal fast peinlich war. Julia schien ihn jetzt regelrecht zu vergöttern und er konnte mit Recht behaupten, dass er mit dieser Befreiungsaktion endlich ihr Herz gewonnen hatte.
Es war ein seltsames Gefühl. Jetzt, wo er die hübsche Frau erobert hatte, wirkte er verhalten und unsicher. Die großen Lobgesänge auf ihn und die schmachtenden Blicke Julias erschienen Frank eher verwirrend als erbaulich. So ging er der Tochter des Dorfchefs in den folgenden Tagen regelrecht aus dem Weg.
„Vielleicht bin ich nur für den Kampf geeignet. Der Frieden und die Liebe sind mir immer noch fremd“, gestand er sich selbst ein.

Der Januar neigte sich dem Ende zu. Kälte und Hunger peinigten die Menschen in Weißrussland wie selten zuvor, während sich Chaos und Anarchie mit rasender

Geschwindigkeit in den Großstädten ausbreiteten. Täglich wurden Lebensmittelläden von hungernden Menschenmassen gestürmt und oft fielen die Plünderer für das letzte Stück Brot mit bestialischer Gewalt übereinander her. Artur Tschistokjow beschloss, dass die Zeit jetzt reif war, um alles auf eine Karte zu setzen.
Am 01.02.2036 gab er den Befehl zum Großangriff auf den Unterverwaltungssektor „Weißrussland-Baltikum", welcher mit dem politischen Umsturz in der Hauptstadt Minsk enden sollte. Am Morgen des folgenden Tages begannen sich die bewaffneten Einheiten der *Freiheitsbewegung der Rus* zu großen Verbänden zusammenzuschließen und übernahmen jetzt offiziell die Kontrolle in den meisten kleineren Städten des Landes.
Der größte Teil der Polizeistationen konnten ohne Blutvergießen besetzt und die Beamten entwaffnet werden. Vielfach liefen die weißrussischen Polizisten auch einfach zu den Aufständischen über.
Die Unterführer der Freiheitsbewegung trommelten ihre Getreuen vor Ort zusammen und organisierten Protestmärsche und Kundgebungen, welche die Übernahme der Regierungsgewalt durch Artur Tschistokjow propagierten. Verwaltungsgebäude, Pressestellen, Radio- und Fernsehstationen wurden anschließend zuerst in den kleineren Ortschaften und Städten eingenommen.
Wo sich Widerstand der Weltregierung formierte, schlugen ihn die Rebellen mit brutaler Entschlossenheit nieder und zeigten, dass sie zu allem bereit waren. In einigen Kleinstädten half ihnen sogar die örtliche Polizei dabei, die politischen Gegner zu entmachten.
Zeitgleich brachen in den Großstädten des Landes erste Unruhen und Streiks aus. Einen Tag später legten Hunderttausende von Werktätigen ihre Arbeit nieder und rotteten sich entweder spontan oder unter der direkten

Führung von Mitgliedern der Freiheitsbewegung zu aufrührerischen Gruppen zusammen.
Artur Tschistokjow legte sein Hauptaugenmerk jedoch auf Minsk selbst. Wenn es nicht gelang, die Hauptstadt zu nehmen und Medschenko zum Rücktritt zu zwingen, dann waren die Erfolge in den kleineren Städten auf Dauer fruchtlos.
Seine besten Männer führten große Trupps von Revolutionären zusammen und versammelten sie in der Nähe von Minsk. Unzählige Weißrussen schlossen sich den Verbänden trotz klirrender Kälte an und warteten auf das Signal zum Vorrücken.
Frank übernahm den Befehl über eine Truppe von etwa 3000 Männern, welche sich in Zdanovicy versammelt hatte. Alf stand an seiner Seite.
Nach einer unangenehmen Nacht voller Hunger und Kälte, rückten die einzelnen Trupps, denen sich nach und nach große Menschenmassen anschlossen, im Morgengrauen des 04.02.2036 in Richtung Minsk vor.
Medschenkos Regierungsapparat hatte derweil die Hauptstadt und vor allem das Regierungsviertel durch alle im Land verfügbaren GCF-Besatzungstruppen abriegeln lassen. Insgesamt wurden fast 15000 Soldaten, unterstützt von den noch nicht zu Tschistokjow übergelaufenen Polizeikräften, im Zentrum der Metropole postiert.
Die vorrückenden Rebellen näherten sich nun zu Tausenden über die stillgelegten Autobahnen und Zufahrtsstraßen. Sie kamen in großen Scharen zu Fuß, auf Lastwagen, mit PKWs oder in besetzten Zügen. Ein Teil von ihnen war mit modernen Schusswaffen ausgerüstet, andere lediglich mit Äxten, Eisenstangen und Knüppeln.
Auf Wildens Anraten hatte Artur Tschistokjow einigen seiner Männer befohlen, strategisch wichtige Orte, welche für die Wasser- und Stromversorgung der Hauptstadt zuständig

waren, einzunehmen. Hier kam es im Morgengrauen zu den ersten Gefechten mit GCF-Soldaten und Polizisten.
Dann ging die Sonne am Horizont auf, doch nur wenige ihrer Strahlen kamen durch die dichte, graue Wolkendecke. Es war unfassbar kalt und schneite leicht. Schon die ganze Nacht hatte der Frost die Männer gepeinigt. Ein Frühstück war ebenfalls für die meisten ausgefallen, denn die Notrationen waren weitgehend aufgebraucht. Kohlhaas ignorierte jedoch das Knurren seines leeren Magens so gut es ging.
Seine weißrussischen Ordner stimmten ein Lied an und einige hielten Russland- und Drachenkopffahnen in ihren erfrorenen Händen. Frank marschierte an der Spitze seiner Kolonne voran und Alf lächelte ihm zu.
„Die nächste Revolution machen wir aber im Sommer, Alter!“, scherzte der treue Gefährte. Frank nickte und verdrehte schmunzelnd die Augen.
Von weitem konnte er die Umrisse von Minsk im Halbdunkel des Morgens ausmachen. Es war noch ein gehöriges Stück. Der Verband rückte über eine breite Asphaltstraße vor. Einige Autos standen am Straßenrand und der eine oder andere Passant winkte ihnen zu. Manche stießen auch zu ihrer Schar und stimmen lauthals mit in das Lied ein.
Drei Lastwagen brausten an ihnen vorbei. Es waren einige Dutzend Anhänger Tschistokjows, welche laut johlten und Fahnen aus dem Fenster hielten. Auf einem der Fahrzeuge war ein großes, stationäres Maschinengewehr auf der Ladefläche zu erkennen. Eine Schar frierender Männer hockte um es herum.
Nach einer Stunde hatten sie die Außenbezirke von Minsk erreicht. Es schneite jetzt heftiger und einige der Russen begannen lautstark zu fluchen.

Als sie durch ein Plattenbauviertel zogen, stießen Hunderte von Bürgern zu ihnen und innerhalb kürzester Zeit war ihre Schar auf fast 5000 Menschen angewachsen.
„Wenn das heute in die Hose geht...“, sorgte sich Frank.
„Behalte die Nerven, mein Freund. Ein Zurück gibt es jetzt nicht mehr“, erklärte Alf mit stoischer Gelassenheit.
Frank hielt die Kolonne an und telefonierte mit Artur. Inzwischen kamen noch mehr Bürger zu ihnen und jubelten aus voller Kehle.
„Wo seid ihr jetzt?“, fragte Frank.
„Ich bin in Süden von Minsk. Wir warten noch auf andere“, antwortete Tschistokjow.
„Wie viele seid ihr?“
„Vielleicht 30000 Menschen...“
„So viele? Das ist gut!“
„Es ist noch Morgen, Frank. Es werden noch mehr kommen. Überall sind Anhänger von mir!“
Nach dem Telefongespräch mit Artur wirkte Frank zuversichtlich. Er brüllte einige Befehle und sie rückten weiter vor.
„Heute befreit Tschistokjow das Land!“, skandierte die Masse und noch mehr Einwohner kamen aus ihren Häusern.
„Treffpunkt ist vor der Sperrzone beim Präsidentenpalast in der Innenstadt. Da werden heute wohl doch viele kommen“, erklärte Kohlhaas.
Viele Bürger brachten den Rebellen jetzt Nahrungsmittel aus ihren Häusern. Frank befahl eine kurze Rast, dann ging es weiter. Bis zum Präsidentenpalast waren es noch viele Kilometer.
Zügig schlängelte sich die Masse durch ein Einkaufszentrum, durchquerte ein weiteres Plattenbauviertel und hielt auf einem großen Platz an. Hier schlossen sich ihnen weitere Menschen an.

Es dauerte noch über zwei Stunden, bis sie die Innenstadt erreicht hatten. Die Metropole um sie herum erwachte langsam und Tausende Einwohner von Minsk kamen auf die Straße, um sich mit den *Rus* zum Präsidentenpalast aufzumachen.
Als sie schließlich am Palast ankamen, erwartete sie dort bereits eine riesige Menge. So viele Menschen hatte Frank in seinem Leben noch nie gesehen. Es waren Zehntausende.
„Wir haben noch nicht einmal 11 Uhr!“, sagte Frank fasziniert.
„Irgendwo sind sicherlich auch Wilden und die anderen“, bemerkte Alf.
„Artur hat gesagt, dass die Kundgebung um 13.00 Uhr beginnt. Wir haben noch etwa zwei Stunden.“
Unzählige Männer und Frauen kamen noch und verstopften die Straßen der Minsker Innenstadt bis in den letzten Winkel. Die GCF-Soldaten hatten sich rund um den Präsidentenpalast und in einigen Außenbezirken postiert. Ihnen standen jetzt nicht nur die gewöhnlichen Weißrussen gegenüber, sondern auch übergelaufene Polizisten, welche in ihren Uniformen gekommen waren.
Als Artur Tschistokjow pünktlich um 13.00 Uhr mit seiner Rede begann, stand er vor nicht weniger als 400000 Menschen.
„Was er jetzt wohl fühlt?“, dachte sich Kohlhaas und hielt den Atem an.
Die GCF-Soldaten verhielten sich vorerst ruhig und versuchten die riesige Masse so gut es ging zu umkreisen. Tosender Beifall und minutenlange Sprechchöre ließen den Asphalt erbeben. Zahllose Fahnen wurden geschwungen. Es begann.

„Weißrussen, Landsleute!“

Ich bin heute hier nach Minsk gekommen, um den Volksverräter Medschenko und seine Diener zu entmachten. Und ihr werdet mir dabei helfen!“

Die Menschenmenge johlte und brüllte. Artur Tschistokjow setzte seine leidenschaftliche Rede fort und klagte die Regierenden mit messerscharfen Worten an. Er forderte Sub-Gouverneur Medschenko auf, die GCF-Truppen zurückzuziehen und seinen Posten zu räumen.
„Am Ende dieses Tages wird unser Land frei sein!“, donnerte er in sein Mikrofon. Die Demonstrierenden schrieen vor Begeisterung und noch mehr Menschen strömten aus allen Ecken, um Tschistokjow zu sehen.
Der zu allem entschlossene Revoluzzer stellte Sub-Gouverneur ein Ultimatum bis 15.00 Uhr. Bis dahin sollte dieser seinen Posten räumen und der neuen, revolutionären Regierung den Präsidentenpalast übergeben.
„Anderenfalls ist das geknechtete Volk von Weißrussland gezwungen, den Präsidentenpalast selbst einzunehmen und sich seine Freiheit zu holen! Zwingen sie uns nicht dazu. Ihre Zeit ist vorbei, Herr Medschenko!“, warnte der Rebellenführer.

„Panzerwagen!“, Alf deutete auf einige der furchteinflössenden Fahrzeuge, welche sich der Menschenmasse von weitem näherten.
„Um 14.30 Uhr rücken wir mit den mir unterstellten 3000 Bewaffneten ab und greifen die GCF-Soldaten in der Sperrzone von der Ostseite aus an, klar?“, gab Frank zu verstehen.
Kohlhaas ließ die in graue Hemden gekleideten Ordner zusammenrufen, sie sollten sich etwas abseits der Menschenmenge aufstellen.

„Wir haben einige Bazookas dabei, falls die mit Panzerwagen oder gar Skydragons kommen“, erläuterte Kohlhaas.
„Was ist mit Peter Ulljewski?“
„Er führt die andere Sturmtruppe, die von Westen aus die Speerzone angreift. Der Rest kommt von vorne. Wenn Medschenko nicht freiwillig abtritt, dann bleibt uns keine andere Wahl als anzugreifen.“
Nachdem Frank diese Worte ausgesprochen hatte, fühlte er wie die Angst in ihm hochkochte. Es wurde ihm schmerzlich bewusst, dass heute alles glatt gehen musste, sonst würden sie auf Dauer zum Scheitern verurteilt sein.
„Wir machen die Schweine nieder – oder die uns!“, brüllte Alf und ballte die Faust. Dann ging er zu den Ordnern, um sie weiter zu instruieren.

Während Artur die Masse in einen revolutionären Rausch versetzte und ihnen vom kommenden Himmelreich der Freiheit und Gerechtigkeit predigte, verstrichen die Minuten ohne Gnade.
Wie viele Menschen sich mittlerweile um die Sperrzone herum versammelt hatten, vermochte kaum noch jemand zu schätzen. Es waren im Verlauf der letzten Stunde noch mehr geworden und viele von ihnen hatten sich mit allem Möglichen bewaffnet. Ein unblutiger Ausgang des heutigen Massenszenarios erschien immer unwahrscheinlicher.
Als die Uhr 14.30 Uhr zeigte, rückten Frank, Alfred und 3000 bewaffnete Männer ab und bewegten sich in einem großen Bogen in Richtung des östlichen Bereichs der Sperrzone.
Von weitem hörte man Artur Tschistokjow die Menge mit bebender Stimme aufheizen, selbige antwortete ihm mit lautem Jubel und Geschrei.

Als sich Frank und seine Kämpfer durch eine Nebenstraße bewegten, stießen sie auf etwa 200 Polizisten, welche ihnen mit erhobenen Händen entgegenkamen und sich entwaffnen ließen. Etwa 50 Mann stellte Frank ab, um sie zu bewachen. Seine Uhr zeigte jetzt, dass das Ultimatum abgelaufen war…
„Herr Medschenko! Wir alle hoffen, dass Sie so vernünftig sind, jetzt aus dem Präsidentenpalast zu kommen und mir offiziell die Regierungsgewalt über Weißrussland zu übergeben. Ich gebe Ihnen noch zehn Minuten. Danken Sie jetzt ab und alles wird friedlich verlaufen. Ich verspreche auch, Sie zu verschonen, obwohl Sie es nicht verdienen!“, rief Tschistokjow trotzig.
Doch auch diese zehn Minuten verstrichen, ohne dass sich etwas tat. Sub-Gouverneur Medschenko hatte Minsk nämlich schon vor einem Tag verlassen und es der GCF und Polizei überlassen, den Präsidentenpalast zu verteidigen. Er selbst hatte sich nach Moskau abgesetzt.
„Die Zeit ist um! Jetzt holen wir uns selbst die Freiheit!“, hörte Frank den Anführer der *Rus* im Hintergrund rufen. Die Menschenmenge brüllte und Schüsse fielen. Nun wurde es blutig.

„Follow me!“, schrie Frank und winkte seine Männer zu sich. Sie hechteten vorwärts, während die ersten GCF-Soldaten hinter einer Barrikade sichtbar wurden und sofort zu feuern begannen.
Die Rebellen rannten mit einem lauten Schrei los und schossen zurück. Einige Handgranaten detonierten, Frank und Alf sprangen hinter ein Auto.
Die zahlenmäßig überlegenen Russen schwärmten aus und griffen die GCF-Soldaten hinter der Barrikade von zwei Seiten aus an. Frank kroch zu einem zerschossenen Auto

und hörte hinter sich Kugeln in das Blech des Fahrzeugs einschlagen.
Bäumer schleuderte eine Handgranate und riss ein Loch in die Barrikade, hinter der einige GCF-Soldaten schreiend aus einer Rauchwolke herausliefen.
Mit wildem Gebrüll fielen die Kämpfer in den grauen Hemden über ihre Feinde her und machten sie in einem grausamen Schießen und Stechen nieder. Einer der Rebellen hatte sogar einen Flammenwerfer auf dem Rücken und ließ einen feurigen Strahl auf die Soldaten hinter der Deckung ergehen.
„Sie hauen ab!“, schrie Frank und schoss einem GCF-Soldaten in den Rücken.
Einige Dutzend Rebellen waren bereits tot oder verwundet. Der Rest stürmte laut brüllend vorwärts. Plötzlich hämmerte eine schwere MG-Salve durch in die Schar der Angreifer.
„Verdammt! Vier von diesen Panzerwagen!“, brüllte Alf und warf sich auf den Boden.
Die rollenden Ungetüme kamen hinter dem Präsidentenpalast hervor und schossen wild um sich, während Frank wie eine Katze hinter eine metallene Absperrung sprang.
Die Rebellen jagten einen der gepanzerten Wagen mit einer Bazooka in die Luft. Die anderen Fahrzeuge rollten jedoch unbeirrt voran und mähten weitere Angreifer nieder.
„Who has anti-tank-mines?“, schrie Frank einer Gruppe von Russen zu.
Die jungen Männer zuckten ängstlich mit ihren Schultern. Kohlhaas zog sie hinter die Absperrung und durchwühlte ihre Rücksäcke.
„Da! This is an anti-tank-mine!“, zischte Frank und hielt einem seiner Leute eine Haftmine vor die Nase.
Ein weiterer Panzerwagen detonierte einige Meter neben ihnen nach einem weiteren Bazookatreffer. Trotzdem

machte ein Teil der bewaffneten Ordner mittlerweile Anstalten vor den gefürchteten Fahrzeugen zu flüchten.
Frank sprang einem der rollenden Biester hinterher und hörte sein MG-Feuer über seinen Kopf hinwegfegen. Er heftete die Mine an das Heck des Panzerwagens, welcher kurz darauf mit einem dumpfen Schlag auseinander flog.
Die Panzerfäuste erledigten nun auch noch das letzte feindliche Fahrzeug, dann hatten sie den Bereich im Osten der Sperrzone genommen.
Die Rebellen besetzten die von den GCF-Soldaten errichteten Barrikaden, postierten dort schwere Maschinengewehre und schlugen zwei Gegenangriffe der Besatzer zurück. Dann stürmten sie weiter vor.

Während sich Frank und sein Verband weiter durch den östlichen Bereich der Speerzone kämpften und Peter Ulljewskis Truppe auf der gegenüberliegenden Seite ebenfalls in verlustreiche Schießereien verwickelt war, hatte Artur Tschistokjow die Masse zum Sturm auf den Präsidentenpalast gebracht.
Zehntausende von brüllenden und knüppelschwingenden Weißrussen und zahlreiche wild feuernde Rebellen drängten die GCF-Soldaten in einem heillosen Chaos bis kurz vor das riesige Gebäude zurück. Es war ein Gemetzel. Innerhalb von wenigen Minuten waren Hunderte im Kugelhagel der Soldaten gefallen, doch die heranstürmende Menschenmasse befand sich in einer solchen Raserei, dass sie durch nichts mehr zu bändigen war.
Der größte Teil der weißrussischen Polizisten, welche bisher noch die Befehle des Sub-Gouverneuers befolgt hatten, ergriff angesichts dieses Blutbades die Flucht oder ergab sich.
Viele von ihnen wurden von den zornigen Bürgern gelyncht oder von Arturs aufgebrachten Männern niedergeschossen.

Schließlich zogen sich die verbliebenen GCF-Soldaten in den Palast zurück oder flüchteten ebenfalls.

Frank gab seinen Männern den Befehl, den Seiteneingang des riesigen Gebäudes zu stürmen und die Rebellen jagten unter lautem Gebrüll vorwärts. GCF-Soldaten feuerten verzweifelt aus den Fenstern des Prachtbaus und streckten zahlreiche Ordner nieder.
„Gib her!“, schrie Alf, riss einem Russen die Panzerfaust aus der Hand und gab einen brausenden Schuss auf die Fensterfront ab. Ein dumpfer Schlag ertönte und Gesteinsbrocken hagelten auf ihre Köpfe herunter.
Die *Rus* brachen in den Palast ein und mähten alles in ihrem Weg mit wütenden Feuerstößen aus ihren Sturmgewehren nieder.
Frank sprang über den von Kugeln durchlöcherten Körper eines Kameraden und schleuderte eine Handgranate in einen Nebenraum. Drei GCF-Soldaten kamen nach einer ohrenbetäubenden Detonation blutüberströmt herausgetaumelt und liefen Kohlhaas direkt vor die Mündung seiner Waffe.
Er machte sie nieder und suchte den langen Flur mit grimmigem Blick nach weiteren Gegnern ab. Aus dem Eingangsbereich des Präsidentenpalastes hörten sie jetzt Schüsse und Schreie, während sich die Männer in den grauen Hemden unter großen Verlusten durch die untere Etage vorkämpften.
Die wütende Menschenmasse strömte nun ebenfalls durch die prunkvolle Eingangshalle des Gebäudes und überwältigte eine Schar feindlicher Soldaten. Anschließend schlugen sie in einem Rausch unbändiger Wut alles kurz und klein.
Artur Tschistkjow sah sich um. Dutzende von Toten und Verwundeten lagen überall um ihn herum. Plötzlich erschien

ein GCF-Soldat am Ende der kunstvoll gestalteten Treppe, welche in die obere Etage führte, und schwang eine weiße Fahne.
„Okay! We give up!“, rief er.
Einige bewaffnete Ordner richteten ihre Waffen auf ihn, doch Artur hielt sie zurück.
„Everyone of you, who stops fighting now, will not be killed!“, donnerte Tschistokjow in sein Megafon.
Der GCF-Soldat und eine große Zahl seiner Kameraden kamen die Treppe hinunter und ließen sich gefangen nehmen. Der eine oder andere wurden von den wütenden Bürgern geschlagen oder bespuckt. Der Anführer der *Rus* hatte größte Mühe, die aufgebrachte Masse davon abzuhalten, die verhassten Besatzer zu lynchen.

Frank und die Überlebenden seines Verbandes eilten in die Eingangshalle und erreichten Tschistokjow. Der blonde Mann lächelte und umarmte Kohlhaas mit Tränen in den Augen.
„Wir haben geschafft es!“, stieß er aus.
„Ja, der Präsidentenpalast ist genommen!“, rief Frank und reckte die Fäuste in die Höhe. Die Masse um ihn herum jubelte im Siegestaumel.
Artur Tschistokjow ließ die überlebenden GCF-Soldaten zusammentreiben und von seinen Kämpfern bewachen. Dann schritt er die Treppe hinauf und ging durch einen mit Samtteppichen geschmückten, langen Gang zum Arbeitszimmer des Sub-Gouverneurs. Seine Anhänger johlten und stimmten ein altes Lied an.
Der Rebellenführer nahm einem seiner Getreuen die Drachenkopffahne aus der Hand, riss das Fenster auf und schwenkte sie unter dem brausenden Getöse der riesigen Masse vor dem Präsidentenpalast.

Tschistokjow genoss dieses bewegende Szenario und schloss die Augen. Immer wieder brüllten Zehntausende Kehlen seinen Namen und er winkte der Menge zu.
Frank und Alf stellten sich neben ihn und sahen auf das endlose Menschenmeer unter sich herab. Kurz darauf kam auch Wilden zu ihnen, welcher eine Platzwunde am Kopf hatte. Der in die Jahre gekommene Mann weinte vor Freude und für einen Moment schienen sich alle seine sonst so leicht zu erkennenden Sorgenfalten im Gesicht geglättet zu haben.

Hoffnungsschimmer

Artur Tschistokjow ließ sich als neues Staatsoberhaupt wie ein frisch gekrönter König vom Volk huldigen und verkündete die Neugründung des Staates „Weißrussland“.
Die von seinen Anhängern unter Kontrolle gebrachten Fernsehsender und Zeitungen trugen die Botschaft der Revolution bis in den letzten Winkel des gebeutelten Landes.
In Tschistokjows Kabinett war nun auch Herr Wilden als Außenminister vertreten. Frank Kohlhaas wurde feierlich der Titel eines Armeegenerals verliehen.
Es dauerte etwa zwei Wochen, bis die *Rus* auch die übrigen Großstädte des Landes vollständig in ihre Gewalt gebracht hatten. Tausende von Trägern des gefallenen Regimes wurden von Arturs Männern verhaftet. Viele von ihnen waren jedoch bereits über die Grenzen in die umliegenden Länder geflohen.
Nach seinem Triumph ordnete Artur Tschistokjow eine gewaltige Massenkundgebung in der Innenstadt von Minsk an und verkündete dort die Ziele der neuen Regierung. Weitere Großveranstaltungen folgten in allen wichtigen Städten des Landes.
Nun galt es, den Versprechungen Taten folgen zu lassen und die gewonnene Macht mit allen Mitteln zu sichern. Die Medien in Weißrussland waren nun in den Händen der Rebellen. Viele Journalisten und Redakteure der Vergangenheit, welche als Verräter angesehen wurden, fielen einer ersten Hinrichtungsaktion zum Opfer.
Ende Februar brach auch ein von Artur, Wilden und den mittlerweile gut bewaffneten Trupps der *Rus* vorbereiteter Volksaufstand in Litauen aus. Zehntausende von Menschen

belagerten den Regierungssitz des litauischen Hauptverwalters in Wilna und zwangen auch ihn zum Rücktritt. Die litauische Polizei lief zu den Rebellen über und die wenigen GCF-Truppen zogen sich aus dem baltischen Land zurück.
Artur Tschistokjow setzte Michail Gromov, den Anführer der Untergruppe in Wilna, als vorläufigen Regierungschef von Litauen ein.
Schließlich starteten die neuen Machthaber auch eine blutige Welle der Vergeltung in ganz Weißrussland und im südlichen Baltikum. Spezielle Einheiten unter Führung von Peter Ulljewski zeigten kein Erbarmen mit denen, die sie für Kollaborateure und Unterstützer der Weltregierung hielten.
Tschistokjow erwähnte die von ihm angeordneten Maßnahmen gegenüber Frank und Alf kaum, aber sie waren entschlossen und rücksichtslos.
„Wir müssen das Übel beseitigen, mit einem tiefen Schnitt!“, sagte er lediglich. Seinen Leuten ließ er bei dem Rachefeldzug weitgehend freie Hand, wenn sie nur seine Befehle befolgten.
„Wir müssen hart sein, den Luxus von Mitleid und Nachsicht können wir uns bei einem solch gefährlichen Gegner nicht erlauben!“, predigte der Rebellenführer.
Sub-Gouverneur Medschenko, seine engsten Berater und einige andere hochrangige Mitglieder des entmachteten Regimes waren allerdings nach Russland geflüchtet und entkamen den Revoluzzern.
Weiterhin ließ Artur Tschistokjow die von der gestürzten Vasallenregierung angesiedelten Fremden wieder aus Weißrussland und Litauen ausweisen.
In diesem Zusammenhang kam es noch zu einigen Tumulten in den Großstädten, welche jedoch von Tschistokjows Ordnern und der Polizei niedergeschlagen

wurden. Wer die beiden Länder nicht freiwillig verließ, wurde notfalls dazu gezwungen.

„Es ist geschafft!“, rief Wilden und erhob sein Glas. Die in der alten Kirche von Ivas versammelten Dorfbewohner jubelten und prosteten ihm zu.
Frank war wieder für einige Tage in sein Heimatdorf zurückgekehrt und genoss die kurze Erholungsphase. Julia schmiegte sich in seinen Arm und Alf brachte noch eine Flasche Wodka mit an den Tisch.
„Mein Vater wird demnächst in Minsk eine weitere Wohnung beziehen“, erklärte Julia.
„Als Außenminister wird ihm wohl auch nichts anderes übrig bleiben“, erwiderte Kohlhaas und drückte die junge Frau fest an sich.
„Ich bin jedenfalls froh, wenn mal wieder Ruhe ist...“ stöhnte die Tochter des Dorfchefs.
„Ruhe? Ich befürchte, der Ärger geht jetzt erst richtig los! Du glaubst doch nicht, dass die Weltregierung bei unserer kleinen Revolution auf Dauer einfach tatenlos zusieht, oder?“, bemerkte Alf.
„Abwarten! Ich will heute nichts mehr davon hören!“, kam von Frank.
Ohne lange zu überlegen, küsste er Julia. Die junge Frau zuckte zusammen. Dann lagen sie sich in den Armen und liebkosten einander.
„Jetzt geht das Geknutsche los“, brummte Alf und leerte sein Glas.
Frank und Julia beachteten den knurrigen Hünen nicht. Sie ließen die Seelen baumeln und verbannten die Politik aus ihren Köpfen. Es war ein wundervoller Abend.

Glossar

DC-Stick

Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Global Control Force (GCF)

Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)

Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)

Die GSA ist der gefürchtete Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe

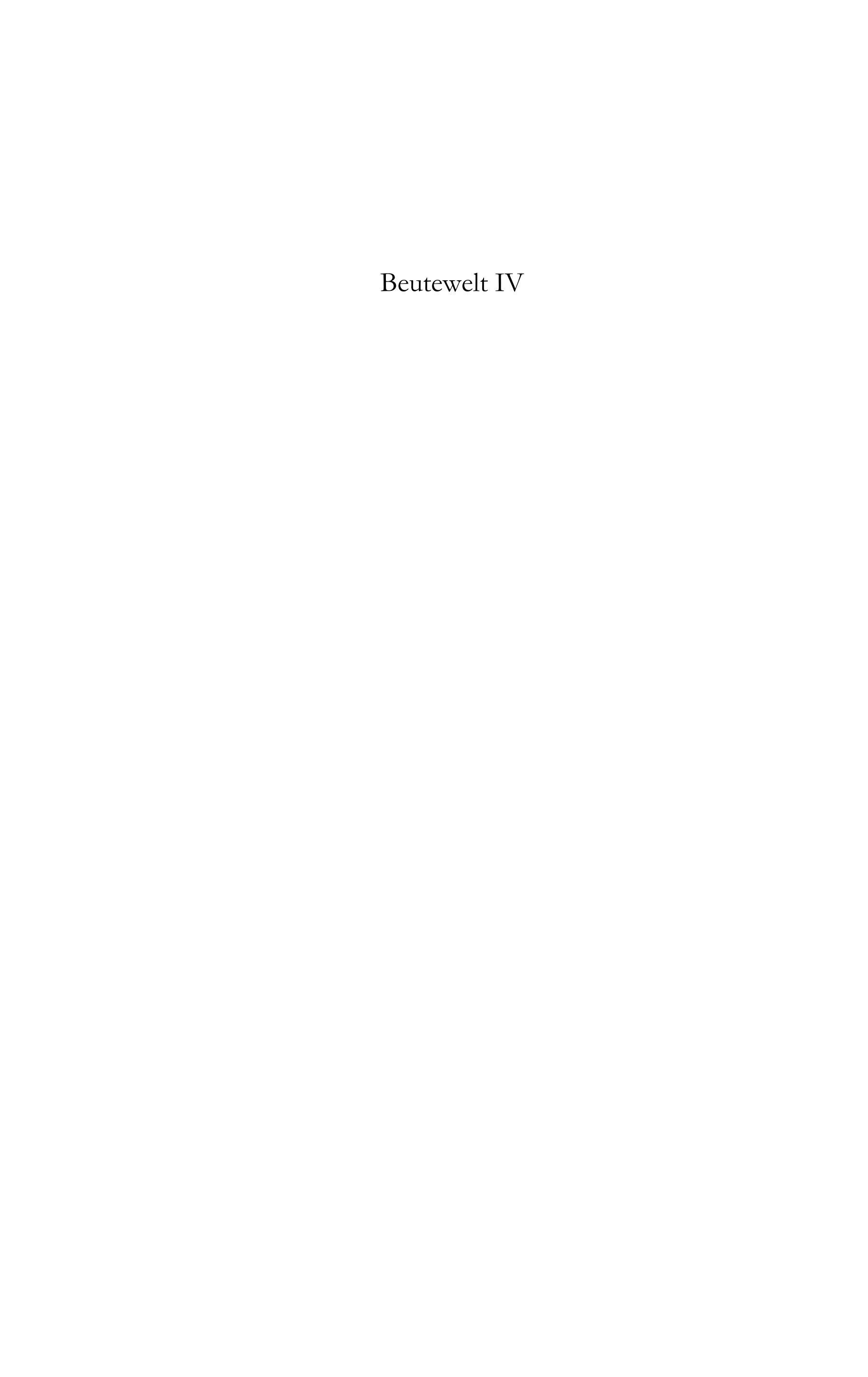
Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als neue globale Währungseinheit eingeführt. Jeder Staat der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel nutzen.

Scanchip

Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im

öffentlichen Zahlungsverkehr weitgehend abgeschafft und jeder Bürger hat nun lediglich ein Scanchip-Konto.
Weiterhin ist ein Scanchip unter anderem auch eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons
Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt.
Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatenwerfern ausgerüstet, die ihn befähigen, viele Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.



Beutewelt IV

Alexander Merow

BEUTEWELT IV

Die Gegenrevolution

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2011

Bibliografische Information durch die Deutsche National-
bibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://www.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-86268-565-3

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (D)

Inhalt

Aufbauarbeit

Frank blickte für einen kurzen Augenblick hinauf in den finsteren, von grauschwarzen Wolken bedeckten Himmel. Dann schaute er wieder nach vorn und sah einige dunkle Schatten hinter der immer dichter werdenden Wand aus strömendem Regen näherkommen. Das Herz des Rebellen hämmerte vor Aufregung und Angst mit all seiner verbliebenen Kraft und Kohlhaas merkte, wie ihm die Panik die Luft abdrückte. Das Adrenalin schoss durch seine Blutbahn und brannte in seinen Gliedern wie eine ätzende Säure. Die Schatten kamen näher. Neben Frank standen noch Dutzende weitere Männer, die genau wie er vor Todesangst erstarrt waren.
In diesen Sekunden dachte er an Julia und versuchte seine Gedanken auf ihr wundervolles Gesicht zu konzentrieren. Er würde sie niemals mehr wiedersehen, denn heute würde sein Leben beendet werden.
„Anlegen!“, schallte es durch den Regen und die schemenhaften Gestalten traten noch einen Schritt nach vorne.
Für die Zeit eines Wimpernschlages dachte Kohlhaas an nichts mehr. Dann zerriss das laute Tackern einer Gewehrsalve die grausame Stille und ein quälender, stechender Schmerz ergriff Franks Körper. Er brach zusammen und fiel kopfüber auf die regennasse Wiese …

Außenminister Wilden packte Frank an der Schulter, als dieser wie von einer Giftspinne gestochen aus seinem Stuhl aufsprang und ein lautes Rumpeln durch den Konferenzsaal dröhnte.
„Was? Was ist?“, stammelte der junge Mann verwirrt, während sich zahlreiche Augenpaare auf ihn richteten.

„Das frage ich dich, Frank!“, sagte Wilden etwas peinlich berührt und sah zu Artur Tschistokjow und den anderen Anwesenden herüber.
„Schon gut, ich…ich habe mich nur erschrocken …“, erklärte Kohlhaas kleinlaut auf Russisch, während man ihn noch immer fragend anstarrte.
Der weißrussische Rebellenführer räusperte sich, konnte aber ein leichtes Grinsen nicht unterdrücken. Dass Frank während der Konferenz vor sich hin gedöst hatte, war ihm schon vor einer Viertelstunde aufgefallen.
„Ist das nicht interessant, was wir sprechen?“, fragte Tschistokjow auf Deutsch und versuchte wieder streng und autoritär zu wirken.
„Schon gut!“, flüsterte Frank und schaute etwas beschämt an die Decke.
Thorsten Wilden schüttelte den Kopf und murmelte: „Also wirklich, Frank …“
Der Anführer der Ordnertruppe der Freiheitsbewegung gähnte lediglich leise, nahm eine kleine Flasche vom Tisch und goss sich einen Schluck Orangensaft ein. Frank saß an einem prunkvollen, langen Holztisch im Präsidentenpalast von Minsk und um ihn herum hatten sich einige Vertreter von Artur Tschistokjows neuer Regierung und das Staatsoberhaupt von Weißrussland selbst auf den mit dunkelroten Samtbezügen versehenen Stühlen niedergelassen.
Thorsten Wilden, der Chef der Dorfgemeinschaft von Ivas, lächelte Frank jetzt mit vielsagender Miene zu und überflog einige Papiere. Artur Tschistokjow, der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus, die im Februar 2036 in Weißrussland und Litauen an die Macht gelangt war, räusperte sich erneut und erklärte den beiden Deutschen: „Die politische Feinde in unser Land sind so gut wie überwunden. Meine Leute haben die wichtige Positionen

überall besetzt. Ich habe die Zeitung von der Freiheitsbewegung der Rus gestern zu offiziellen Staatorgan gemacht. Sie wird unser Ideen bis in die letzte Kopf befördern!"
„Die Japaner haben uns ein Bündnisangebot gemacht. Ebenso die Philippinen. Ich habe gestern mit dem japanischen Außenminister Mori telefoniert", warf Wilden in die Runde.
„Gut, die Verträge werde ich noch in diese Woche unterzeichnen", versicherte ihm Tschistokjow.
Wilden nickte und vertiefte sich wieder in seine Unterlagen. Derweil erläuterte der Präsident die gegenwärtige Lage näher und sprach wieder Russisch.
„Wir werden sämtliche Steuereinnahmen der nächsten Monate zur Beseitigung des sozialen Elends und zur Schaffung neuer Arbeitsplätze nutzen. Der Global Trust Fond wird keinen müden Globe mehr aus Weißrussland und Litauen sehen – aber das ist ja ohnehin klar. Zudem sind die Tage des Globe in unserem Land sowieso gezählt. Wir werden wieder den Rubel als unabhängige Währung einführen und natürlich auch eine eigene Staatsbank gründen", sagte der Präsident seinen russischen Kabinettsmitgliedern in ihrer Muttersprache.
„Ich entwerfe zurzeit einen Plan, der den Aufbau der Schwerindustrie und die Wiederaufrichtung des Mittelstandes zum Ziel hat. Ich übergebe Ihnen die Unterlagen übermorgen, Herr Tschistokjow!", erklärte Wirtschaftsminister Dr. Gugin.
„Denken Sie daran, was ich gesagt habe. Wir werden einen Teil der Bevölkerung wieder in den ländlichen Regionen als Landwirte ansiedeln, so dass sie sich selbst versorgen können. Über die Verstaatlichung einiger Banken reden wir in den nächsten Tagen", antwortete ihm der Revolutionsführer.

„Wie Sie meinen, Herr Präsident!“, meinte Dr. Gugin und nickte zustimmend.
Frank musterte seine schicke Uniform. Er war jetzt General. Allerdings gab es für ihn in einer Zeit des langsamen Aufbaus eines so zerrütteten Landes wie Weißrussland glücklicherweise nicht viel zu tun. Es war zurzeit friedlich und der 33jährige Mann hoffte, dass es auch so blieb.
„Was ist mit der Unterstützung der Jugend? Ich habe mir den Aufbau einer staatlichen Jugendorganisation überlegt“, bemerkte der Minister für Familien und Jugend, ein kräftiger, braunhaariger Mann namens Iwan Morosow.
„Kommen Sie morgen in mein Büro. Dann gehen wir alles zusammen durch. Diese Sache ist sehr wichtig und duldet keinen Aufschub!“
Tschistokjow hob den Zeigefinger und seine hellen Augen leuchteten.
„Was sagt internationale Presse zu unsere Revolution?“, fragte der Präsident auf Deutsch und wandte sich mit einem Lächeln an Frank und Außenminister Wilden.
„Sie kennen die meisten Berichte ja selbst, Herr Präsident. Die Reaktion der weltweiten Medien war bekanntlich relativ verhalten. Scheinbar schenkt man Weißrussland auch nicht mehr Aufmerksamkeit als den Philippinen. Dort ist die Lage stabil, wie mir Herr Mori versichert hat. Japan hat weitere 50.000 Soldaten zur Unterstützung der Regierung dort zur Verfügung gestellt“, erläuterte der Außenminister.
„Gut, also nicht Neues! Die übliche Hetze gegen mich, aber nicht so schlimm wie Kampagne gegen Matsumoto damals“, sprach Tschistokjow und lehnte sich beruhigt in seinem bequemen Sessel zurück.
Kohlhaas sah sich derweil gedankenverloren in dem Konferenzraum um und bewunderte die alten Fresken an

der Decke, welche mit dunklem Eichenholz verkleidet waren. Dann blickte er nachdenklich aus dem Fenster und grinste plötzlich in sich hinein.
Thorsten Wilden nannte seinen guten Freund Artur Tschistokjow in dieser offiziellen Runde „Herr Präsident“. Frank musste darüber gelegentlich schmunzeln. Ein älterer Russe, der Minister für Verkehrswesen, Maximilian Lebed, sah ihn bei jedem Grinsen an und zuckte fragend mit den Achseln.
Das weißrussische Staatsoberhaupt erklärte jetzt die nächsten Schritte bezüglich der Festigung seiner politischen Macht, der Beseitigung der Arbeitslosigkeit und der Stärkung der einheimischen Industrie.
Die Ausführungen zogen sich noch über Stunden hin. Zuletzt wies er darauf hin, dass der Minister für Gesundheit und Sport ein Ärzteteam zusammenstellen sollte, um allen Bürgern, die sich bereits mit den Implantationschips der Weltregierung hatten registrieren lassen, die gefährlichen Datenträger wieder zu entfernen. Die Zahl dieser Personen wurde in Weißrussland auf etwa 200000 geschätzt.

„Und? Wie war's?“, fragte Alfred Bäumer, Franks bester Freund, als der junge Mann die zahllosen Stufen, die zum Haupteingang des Präsidentenpalastes führten, langsam hinabstieg.
„Artur hat sich einiges vorgenommen. Er ist schon faszinierend. Wilden ist noch immer bei ihm“, antwortete Kohlhaas.
„Bleibt er für heute in Minsk?“
„Ja, er fährt später zu seiner Wohnung!“
Bäumer zeigte auf die Vorderseite des Präsidentenpalastes und schmunzelte: „Sieh mal!“

Frank reckte den Kopf. „Du meinst die Einschusslöcher dort neben dem Fenster, was?“
„Ja!“
„Ist schon eine verrückte Welt!“
Alf grinste. „Ich war es nicht!“
„Und ich auch nicht. Von mir stammen höchstens ein paar Einschusslöcher an der Ostseite des Palastes“, scherzte Kohlhaas.
Die beiden fuhren in ihr Heimatdorf Ivas zurück und genossen es, ohne die Gefühle von Angst und Verfolgung nach Litauen hineinfahren zu können.
Der Volksaufstand im Frühjahr diesen Jahres war erfolgreich gewesen und sie hatten es tatsächlich geschafft, die Vasallenregierungen in Weißrussland und Litauen zur Abdankung zu zwingen. Frank und Alfred hatten maßgeblich mitgeholfen, zwei winzige Territorien mit kaum 14 Millionen Einwohnern zu befreien und wieder selbstständig zu machen. Um sie herum herrschte die übermächtige Weltregierung über den Rest des Planeten – von Japan und den Philippinen abgesehen. Nun galt es erst einmal abzuwarten, was die nächsten Wochen und Monate bringen würden.
Frank hatte Tage der hemmungslosen Euphorie hinter sich. Ja, für sie alle waren die geglückte Revolution und die Aussicht auf ein Leben in einem Land, das ihnen gehörte, noch immer wie ein kaum zu begreifender Traum. Doch nüchtern betrachtet, hatten sie nur einen winzigen Fleck Erde für sich gewonnen. Was bedeuteten Weißrussland und Litauen schon? Alf war inzwischen, im Gegensatz zu Kohlhaas, der nach wie vor recht enthusiastisch war, wieder auf den Boden der Realität zurückgekehrt.
„Sie können uns jederzeit vernichten. Also gewöhne dich nicht an den Glauben, dass wir jetzt unsere Ruhe haben

werden“, gab er seinem Freund in letzter Zeit immer häufiger zu bedenken.

Die von roten, verzierten Säulen gestützte Halle des Logenhauses war zum Bersten voll. Heute hatte sich der Rat der 300 zu seiner Jahreshauptversammlung im zentralen Gebäude der Loge „Der leuchtende Stern“ in New York zusammengefunden.
Kein Geringerer als der Weltpräsident selbst war als Vertreter des obersten Gremiums, des Rates der Weisen, an diesem Tag erschienen, um seinen Untergebenen neue Anweisungen zu geben.
Milliardenschwere Konzernbosse, Inhaber von Medienanstalten und zahlreiche andere einflussreiche Persönlichkeiten schauten gespannt auf den dunkelhaarigen Mann in schwarzer Robe, der wortlos an ihnen vorbeischritt und sich hinter einem Rednerpult postierte.
Der Weltpräsident musterte seine Zuhörer mit kalten Augen, rückte sich die große, goldene Kette um seinen Hals zurecht und begann mit seiner Rede.

„Meine lieben Brüder!
Ich begrüße euch alle zur Hauptversammlung des Rates der 300. Ich habe heute wichtige Entscheidungen der Weisen mitzuteilen und es gibt eine Menge Dinge zu besprechen.
Die letzten Monate waren erneut von unglaublichen Erfolgen gekrönt, welche uns alle den heiligen Zielen wieder ein Stück näher gebracht haben. Allerdings gab es auch einige Probleme, die unbedingt gelöst werden müssen!
Bevor ich die jüngsten Erfolge in unser aller Gedächtnis zurückrufe, werde ich mit den Problemen beginnen. Nach

Japan haben sich auch die Philippinen und bald darauf Weißrussland, inklusive Litauen, vorübergehend unabhängig gemacht und ihre alten Staaten wiedergegründet.
Hatte der Rat der Weisen dem Aufstand in Weißrussland zuletzt wenig Aufmerksamkeit entgegen gebracht, so haben uns interne GSA-Studien dazu veranlasst, die Situation dort noch einmal genauer zu betrachten.
Weißrussland ist nur ein kleines Land von absolut geringer weltpolitischer Bedeutung. Das ist eine Tatsache, die hier wohl niemand bestreiten wird. Dennoch ist die Revolution dieses Artur Tschistokjow dort auf den zweiten Blick als durchaus bemerkenswert und in gewisser Weise auch besorgniserregend zu interpretieren.
Dieser Mann hat es innerhalb kürzester Zeit geschafft, eine schlagkräftige Massenbewegung ins Leben zu rufen und etwas zu schaffen, was uns in großem Stil eines Tages wirklich gefährlich werden könnte.
Tschistokjow kennt uns und unsere Pläne und hat es brillant verstanden, die Millionen Unzufriedenen in seinem Land unter seiner zentralen Führung zu vereinen, um damit wie mit einem Hammer die dort bestehende Ordnung zu zerschlagen.
Er hat seinen Anhängern mehr als nur eine gewöhnliche Rebellion gegeben. Er hat ihnen eine neue Weltanschauung gepredigt und ihnen Visionen geschenkt. Zudem hat er mit einer intelligenten Propaganda, welche die patriotischen und sozialen Instinkte der Bevölkerung angesprochen hat, die Massen auf seine Seite gezogen! Er hat dies in den Augen der GSA-Experten sogar noch besser verstanden als Matsumoto!
Er ist fanatisch, furchtlos und unbestechlich, was es uns erschweren wird, ihn mit einfachen Mitteln auszuschalten. Weiterhin geht er, wie mir einige Brüder berichteten, mit

einer Radikalität gegen uns vor, wie wir sie seit langem nicht mehr erlebt haben. Offenbar ist er zu allem entschlossen und das macht ihn gefährlich!
„Nur derjenige, der unsere Pläne kennt und zu den Massen zu sprechen weiß, kann für uns zu einer Gefahr heranwachsen!“, so steht es in den alten Schriften.
Der weißrussische Präsident ist so eine Person. Wenn er seinen Einfluss auf Russland und die Ukraine ausdehnen kann, dann drohen uns unangenehme Zeiten, meine Brüder!
Die soziale Lage ist auch in diesen Regionen vollkommen desolat und dementsprechend sind Millionen Russen und Ukrainer ebenfalls anfällig für die Lehren Tschistokjows.
Unsere besten GSA-Mitarbeiter rechnen in Osteuropa in den folgenden Monaten und Jahren mit schweren Unruhen. Wenn es der Freiheitsbewegung der Rus gelingt, auch außerhalb von Weißrussland und Litauen die verarmten Massen gegen uns zu vereinen, dann hat das weltpolitische Auswirkungen.
Verzweifelte und zornige Massen waren für uns allerdings niemals ein Problem, so lange sie führerlos blieben. Vereint unter dem Banner einer straff geleiteten Organisation und eines entschlossenen Anführers, können sie aber zu einer tödlichen Waffe werden!
Vor allem Russland muss unter allen Umständen unter unserer Kontrolle bleiben. Der Rat der Weisen wird in den kommenden Wochen darüber beraten, wann die GCF in Weißrussland und Litauen einmarschieren wird, um Tschistokjow und sein Regime auszulöschen. Das dürfte kein Problem sein. Weißrussland ist nicht Japan!
Trotzdem haben wir uns aber auch einen „Plan B“ zurechtgelegt. Die Gefahr, dass sich Millionen frustrierte Menschen irgendwo eines Tages gegen uns erheben, kann

nicht allein durch GCF-Truppen gebannt werden. Wir benötigen etwas anderes: Eine revolutionäre Bewegung, die von uns geschaffen wurde und die uns gehorcht!
Was wir in früheren Zeiten bereits erfolgreich vollbracht haben, das werden wir jetzt wieder tun. Wo die Massen arm und verzweifelt sind, und drohen sich gegen uns zu erheben, dort wird unsere eigene Revolutionsbewegung ihren Zorn auffangen und umleiten!
Wir werden den Unzufriedenen daher eine neue Idee predigen und ihre revolutionäre Energie in unserem Sinne entschärfen: Wir geben ihnen den Kollektivismus!"

Ein Rumoren ging durch die Zuhörerschaft und viele der Anwesenden schienen etwas verwirrt zu sein. Der Vorsitzende des Weltverbundes fuhr mit seinen Ausführungen jedoch unbeirrt fort. Er erläuterte die wichtigsten ideologischen Grundlagen des „Kollektivismus" und erntete tosenden Applaus.
Anschließend sprach er noch einige Stunden über alle erdenklichen Aspekte der Weltpolitik und verkündete die nächsten Etappenziele der globalen Bruderschaft und ihrer hohen Herren. Die teuflischen Ideen und Pläne der Mächtigen verhallten hinter den verschlossenen Türen des Logenhauses und niemand sonst bekam sie zu hören.

Der Fernseher dröhnte durch das schäbige Wohnzimmer von Franks Haus in Ivas. Der junge Mann war wieder für ein paar Tage in sein Heimatdorf zurückgekehrt und genoss den täglichen Müßiggang.
Heute sah er sich einen Bericht des neuen litauischen Fernsehens über den weißrussischen Präsidenten an, er hatte den Titel: „Artur Tschistokjow rettet unser Land!".

Über eine Stunde lang wurden dem Zuschauer alle Aufbaumaßnahmen der neuen Regierung vor Augen geführt. Der blonde Rebellenführer wurde bei der Wiedereröffnung eines Industriebetriebes in Minsk gezeigt und glückliche Werktätige lobten ihn für die neu geschaffenen Arbeitsplätze.
Kurz darauf sah man Tschistokjow, wie er in einer Schule mit weißrussischen Kindern herumscherzte. Anschließend wurden Bürger interviewt, die ihm dafür dankten, dass er die von der entmachteten Medschenko-Regierung angesiedelten Fremden aus Weißrussland und Litauen ausgewiesen hatte. Sie meinten, dass seitdem die Kriminalität in den Großstädten des Landes deutlich zurückgegangen sei.
Gegen Ende des Berichtes wurde das Staatsoberhaupt schließlich selbst zur aktuellen Lage interviewt und versprach seinem Volk alles dafür einzusetzen, ihm eine bessere Zukunft zu schaffen.
Frank lächelte und sagte zu sich selbst: „Tja, wäre schön, wenn alles schon so rosig wäre, wie es Artur darzustellen versucht. Aber irgendwann werden wir es schon schaffen!“

Artur Tschistokjow und Thorsten Wilden schlenderten nachdenklich durch einen der langen Gänge des Präsidentenpalastes von Minsk. Draußen hatte endlich das Tauwetter eingesetzt und die riesigen Schneehaufen vor dem Fenster lösten sich langsam unter den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne auf.
„Japan ist jetzt offiziell unser Verbündeter. Ich habe gestern lange mit Außenminister Mori telefoniert. Matsumoto hat uns eine weitere finanzielle Unterstützung in Höhe von mehreren Millionen Yen zugesagt“, erklärte Wilden.

Artur schien in Gedanken versunken zu sein und nickte ihm lediglich kurz zu, dann ging er weiter.
„Gut!“, sagte er nur.
„Du machst dir Sorgen, nicht wahr?“
„Ja, die Weltregierung wird alles, was wir haben gebaut, mit eine großen Schlag zerstören. Die GCF wird bald kommen. Da kann uns Japan nicht helfen!“, brummte der Rebellenführer auf Deutsch.
„Aber was sollen wir dagegen tun, Artur? Einen Krieg gegen die ‚Global Control Force' können wir niemals gewinnen!“
„Die Revolution muss in Russland, Ukraine und in restliche Baltikum weitergehen. Nur so wir haben ein Chance!“, erwiderte Tschistokjow.
„Gestern kam es in Prag zu einem Hungeraufstand. Einige Tausend Menschen haben eine illegale Demonstration durchgeführt“, sagte Außenminister Wilden.
„Ich habe in Fernsehen gesehen“, gab Artur Tschistokjow zurück.
Der neue Präsident Weißrusslands sah seinen deutschen Freund mit traurigen Augen an. Dann eilte er schnellen Schrittes in sein Büro und Wilden folgte ihm. Tschistokjow zeigte ihm einige Papiere.
„Hier! Ich werde nach Russland gehen und dort die Freiheitsbewegung der Rus noch größer machen. Einige von meine Leute sind schon da und bereiten Demonstrationen vor“, bemerkte der blonde Mann.
„Aber wir müssen uns doch zuerst hier in Weißrussland etablieren und das Land aufbauen. Wir haben noch so unendlich viel zu tun, Artur!“, entgegnete sein ergrauter Außenminister besorgt.
„Das wird sein deine Aufgabe. Ich muss die Revolution nach Russland und in Ukraine bringen. Wenn wir aufhören

damit, dann werden sie Weißrussland schnell durch ein Schlag mit Militär erobern."
Thorsten Wilden wirkte verunsichert, aber er sah ein, dass Tschistokjow Recht hatte. Weißrussland zu halten war auf Dauer unmöglich, wenn vor allem in Russland selbst keine revolutionäre Bewegung die Mächtigen attackieren, auf Trab halten und somit auch von Weißrussland ablenken konnte.
Potential in Form von armen und hoffnungslosen Massen war dort ausreichend vorhanden, aber eine Auseinandersetzung mit dem System in Russland würde zu einem unsagbar langen und harten Kampf führen.
„Wenn wir jetzt gehen nur in Defensive, dann werden wir bald zerstört sein", erklärte Tschistokjow mit Nachdruck. „Uns bleibt nur der Angriff!"
Wilden nickte. Die Freude über den geglückten Umsturz im kleinen Weißrussland war mittlerweile der berechtigten Sorge um den Erhalt des Erreichten gewichen. Sie alle hatten mit den Revolutionen in Weißrussland und Litauen weltpolitisch gesehen noch so gut wie nichts erreicht.

Artur schritt in den nächsten Tagen sofort zur Tat und machte sich auf den Weg nach Smolensk, um dort seine Mitstreiter zusammen zu rufen. Seine Anhänger begannen derweil mit dem Verteilen von Flugblättern und anderen Werbeaktionen im angrenzenden russischen Gebiet.
Anfang April kam es zu einer kurzen spontanen Kundgebung von mehreren hundert Rus in der kleinen Grenzstadt Klincy. Die spärlich vertretene Polizei reagierte verhalten und es gab lediglich einige Schlägereien. Die Medien in Russland berichteten in der üblichen Weise über die Aktion und verleumdeten Tschistokjows Anhänger als „politische Wirrköpfe" und „Chaoten".

Arturs Gefolgsleute infiltrierten anschließend systematisch die Dörfer und Kleinstädte entlang der Ostgrenze Weißrusslands und verteilten Zehntausende von Flugschriften und Zeitungen innerhalb kürzester Zeit. Sie ernteten großen Zuspruch in der Bevölkerung, während sich die russische Polizei in den kleineren Ortschaften fast überhaupt nicht blicken ließ oder die Eindringlinge sogar wohlwollend ignorierte. Der Anführer der Freiheitsbewegung selbst reiste nach einem kurzen Zwischenstopp in Minsk weiter nach Velikie Luki und brachte dort seine Gruppe auf Vordermann. Sein Führungsstab in Weißrussland setzte derweil die politischen Vorgaben des Präsidenten in die Tat um.

Millionen Rubel wurden zur Arbeitsbeschaffung aufgewendet und außerdem ein notdürftiges Sozialversicherungssystem eingeführt.

Es gelang Tschistokjows Ministern, mehrere Industriebetriebe vor dem Kollaps zu retten und zahlreiche Arbeitsplätze zu erhalten. Die beachtliche Werbemaschinerie, welche die Rus jetzt in Form von Zeitungen und Fernsehsendern in den Händen hielten, leistete ganze Arbeit und trug die Ideen der neuen Regierung in die Köpfe von Millionen Menschen.

Der größte Teil des Volkes empfand deutliche Sympathien für Tschistokjow und die ersten sozialen Maßnahmen, welche die bittere Not von Hunderttausenden linderten, festigten seine Stellung innerhalb der Bevölkerung in beträchtlicher Weise.

Trotz allem änderte das jedoch nichts an der Tatsache, dass Tschistokjows wirtschaftliche Notmaßnahmen die soziale Krise nur kurzzeitig etwas abschwächen konnten. Weißrussland wurde diplomatisch und wirtschaftlich vollkommen isoliert und lediglich Japan und die Philippi-

nen gaben dem kleinen Land überhaupt die Möglichkeit, Waren zu exportieren.

„Nach Russland?“, stöhnte Frank. „Das darf doch nicht wahr sein!“
„Es geht nicht anders! Artur hat schon nach Alf und dir gefragt. Der Kampf geht weiter!“, betonte Wilden ernst.
„Also wieder Demos, Flugblätter und Kämpfe?“, bemerkte Alfred Bäumer unwillig und schnaufte.
„Ja, was sonst! Oder hast du etwa geglaubt, dass wir uns jetzt gemütlich ausruhen können? Meinst du vielleicht, Weißrussland wird es noch lange geben, wenn wir nicht weitermachen?“, fragte der Dorfchef von Ivas, der von Tschistokjow zum Außenminister ernannt worden war.
„Können wir nicht wenigstens noch einen Monat verschnaufen?“, bat Kohlhaas.
„Nein! Das kommt gar nicht in Frage! Entweder wir fahren mit dem politischen Kampf auf russischem Boden zügig fort und gehen selbst in die Offensive – oder die GCF wird hier eben mal einmarschieren und uns vernichten!“, rief Wilden erregt. „Ausruhen können wir uns eines Tages noch genug in unseren Holzkisten!“
„Ja, aber …“, brachte Alf nur heraus und fing sich von Wilden einen wütenden Blick ein.
„Unser nächstes Ziel muss Moskau sein!“, zischte dieser.
Frank lächelte verächtlich. „Moskau? Das ist doch ein schlechter Witz!“
„Nein, ist es nicht! Artur und ich haben die Situation genau analysiert. Es gibt auf Dauer keinen anderen Weg. Von Weißrussland allein können wir uns wenig kaufen! Wir sind ein Nichts in dieser Welt!“
Kohlhaas verdrehte die Augen und sah aus dem Fenster. Wilden starrte ihn mit durchdringendem Blick an: „Mor-

gen sehe ich euch alle in Wizebsk! Ich fahre jetzt zurück nach Minsk! Sagt Sven und den anderen Bescheid, wir brauchen jeden Mann!"

Das Oberhaupt der Dorfgemeinschaft von Ivas ließ die beiden Rebellen in ihrer Küche stehen und verschwand. Alf fluchte leise in seinen Bart und Frank schwieg.

Am nächsten Tag machten sie sich mit den anderen auf den Weg nach Wizebsk. Zusammen mit etwa fünfzig Rus wurden Frank und Alfred nach ihrer Ankunft weiter nach Veliz geschickt und arbeiteten sich von dort aus bis in den Süden der russischen Großstadt Velikie Luki vor. Anschließend begaben sie sich in den Osten von Lettland. Die Männer verteilten zahllose Flugblätter in den trostlosen Kleinstädten und Dörfern.

Frank fluchte öfters über diese „Kuliarbeiten", doch er wusste, dass sie notwendig waren, denn ohne eine entsprechende geistige Vorbereitung, war auch hier kein politischer Umschwung möglich.

Artur Tschistokjow selbst führte Mitte April eine Demonstration in Jelgava durch. Etwa 5.000 seiner Anhänger kamen und Kohlhaas führte wieder einmal die Ordnertruppe an. Während des Aufmarsches kam es mehrfach zu Rangeleien mit der örtlichen Polizei, die sich irgendwann aufgrund ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit zurückziehen musste. Der Zuspruch aus der Bevölkerung war hingegen beträchtlich.

Die Lebenssituation der Einwohner Lettlands und Estlands hatte sich in den letzten Monaten zunehmend verschlechtert. Alles war teurer geworden, vom Brötchen bis zum Storm. Allerdings waren die Löhne nicht gestiegen, wenn man überhaupt noch irgendwo Arbeit fand.

Tschistokjows über das weißrussische und litauische Fernsehen ausgestrahlte Stimmungsmache konnte auch in

den Nachbarregionen empfangen werden und vielen Verzweifelten spendete sie Hoffnung. Zwar war es in diesen Gebieten illegal, das weißrussische Fernsehprogramm zu sehen, doch hielten sich Hunderttausende von Menschen nicht an die gesetzlichen Vorschriften und machten sich selbst ein Bild von der Politik des weißrussischen Präsidenten.
Ende des Monats führte der Anführer der Rus nicht weniger als 30000 Menschen in der südlettischen Großstadt Daugapils zusammen und zog mit ihnen bis zum Sitz der städtischen Hauptverwaltung. Es kam zu Straßenkämpfen mit der verunsicherten Polizei und etwa 300 Menschen wurden verletzt oder gar getötet. Am Ende des Tages hatten sich die Rus durchgesetzt und die örtlichen Beamten in die Flucht geschlagen. Frank und Alf hatten erneut in der ersten Reihe gestanden, waren allerdings unverletzt geblieben. Danach setzten sie ihre rastlosen Werbeaktionen unermüdlich fort. Tag und Nacht waren sie aktiv, bis sich ihre Kräfte vollkommen erschöpft hatten.
Als der Frühsommer des Jahres 2036 mit dem sonnigen Monat Mai anbrach, flog Außenminister Wilden nach Japan, um mit Präsident Matsumoto wichtige Fragen einer zukünftigen Bündnispolitik abzusprechen. Seine Familie, die in Ivas geblieben war, hatte der ehemalige Geschäftsmann aus Westfalen bereits seit Wochen nicht mehr gesehen.

Mit einem lauten Schnaufen ließ sich Frank auf dem zerbeulten Plastiksitz einer heruntergekommenen Bushaltestelle am Stadtrand von Roslavl nieder und schleuderte seinen Rucksack, der bis oben hin mit Flugblättern und Werbeschriften der Freiheitsbewegung angefüllt war, in die Ecke des Wartehäuschens aus grauem Beton. Alfred

Bäumer und einige Russen kamen zu ihm herüber und stellten sich mit fragenden Blicken vor ihn.
„Wir müssen noch in einigen Straßenzügen Material verteilen, General Kohlhaas“, sagte ein abgehetzt wirkender junger Mann und sah Frank etwas verunsichert an.
„Verdammt! Ich bin doch kein Postbote, mir reicht es langsam. Für heute habe ich die Schnauze voll!“, murrte Kohlhaas und sank erschöpft in sich zusammen.
„Nur noch ein paar Straßen, Alter, die andere Truppe ist doch auch noch …“, bemerkte Bäumer und fing sich von seinem Freund einen verärgerten Blick ein.
„Nein, ich will nicht mehr! Für heute ist Feierabend! Ruft den Rest der Männer zusammen und dann machen wir uns wieder in Richtung Weißrussland auf die Socken“, meinte Frank genervt.
Alf, dem man unschwer ansehen konnte, dass auch er langsam keine Lust mehr hatte, mahnte Frank zur Disziplin, doch dieser verharrte auf dem Plastiksitz wie ein störrischer Maulesel.
„General Kohlhaas mit den abgelaufenen Hacken hat keinen Bock mehr!“, stöhnte er.
„Artur Tschistokjow hat gesagt, dass jeder Mann für unsere Werbeoffensive notwendig ist. Auch die Männer der Ordnertrupps“, sagte Bäumer.
„Gute Nacht!“, erwiderte Kohlhaas mit einem müden Grinsen und schloss die Augen.
Nach einigen Minuten zogen Alf und die anderen Aktivisten der Rus leicht verstimmt ab und machten sich wieder daran, das Werbematerial zu verteilen. Frank beachtete sie nicht weiter und war nach einer Weile eingenickt.
Roslavl war eine trostlos wirkende Stadt in der unmittelbaren Nähe der weißrussischen Ostgrenze. Hier draußen in den Vororten traf man heute nur wenige Anwohner auf

den Straßen an. Alles erschien grau und bedrückend, genau wie der bewölkte Himmel, durch den an diesem Tag kaum ein Sonnenstrahl dringen konnte.
Etwa eine Stunde später kamen Bäumer und die anderen Männer zurück, sie hatten nun auch endgültig die Lust am Flugblätterverteilen verloren. Kohlhaas war inzwischen eingeschlafen, lag ausgestreckt über drei Plastiksitze und erinnerte von weitem an einen Obdachlosen, der sich im Wartehäuschen einer Bushaltestelle eingenistet hatte.
„Steh auf, du Penner!“, flüsterte Alf seinem Freund leise ins Ohr, während die Russen laut zu lachen begannen. Knurrend richtete sich Frank auf und rieb sich die Augen, schließlich grinste er breit.
„Ich könnte nur noch schlafen und schlafen und schlafen“, meinte Kohlhaas, als sie den Nachhauseweg antraten. Jetzt ging es erst einmal zurück nach Minsk.
„Es geht mir ja auch nicht anders, aber wir müssen uns zusammenreißen, Frank!“, sagte Bäumer.
„Sollen wir jetzt bis nach Sibirien überall diese dämlichen Flugblätter verteilen? Ich dachte, wir sind Ordner und keine Laufburschen …“
„Ohne eine geistige Vorarbeit ist nun einmal keine Revolution möglich. Das hat Artur doch schon mehrfach erklärt, Frank.“
„Ja, aber Frank hat einfach keinen Bock mehr, diesen Mist auch noch zu machen, Frank ist nämlich kein Roboter mit einer Superbatterie im Arsch“, maulte Kohlhaas.
„Aber Artur hat gesagt …“
„Artur ist nicht mein Papa!“
„Trotzdem muss so etwas auch sein“, erklärte Alf energisch.
Sein Freund winkte ab und antwortete: „Ich will doch nur einmal für ein paar Tage meine Ruhe haben. Artur hat

einen Sprung in der Schüssel, wenn er glaubt, dass wir jetzt einfach mal Russland befreien können. Das ist das größte Land der Erde!“
„Strategisch gesehen meinen Artur und auch Wilden, dass sich die Freiheitsbewegung zunächst im Westen …“, setzte Alf an, doch Kohlhaas übertönte seine Worte mit einem langgezogenen Murren.
„Halte jetzt endlich die Fresse, du Dortmunder Riesenbaby! General Kohlhaas will jetzt ein Nickerchen machen!“, brummte der junge Mann und lehnte seinen Kopf gegen die Scheibe der Beifahrertür des Autos, das sie langsam wieder zurück nach Minsk brachte.

„Aber der Einmarsch in Weißrussland und Litauen war doch für Ende des Monats geplant, oder?“, bemerkte ein grauhaariger Herr am Ende des großen Tisches.
„Ja, aber wir werden umdisponieren!“, erklärte der Vorsitzende des Rates der Weisen.
„Es droht ein Bürgerkrieg im Iran! Unser Sub-Gouverneur wird dort zunehmend von den Rebellen unter Druck gesetzt!“, fügte der Weltpräsident hinzu.
„Was heißt das denn jetzt?“, hörte er neben sich.
„Das heißt, dass wir vorerst GCF-Truppenverbände aus dem russischen Teil in den Iran verlegen müssen. Wenn die Lage dort eskaliert, dann ist das etwas anderes, als wenn ein paar Palästinenser im Gazastreifen Steine werfen!“, donnerte das Oberhaupt des Weltverbundes.
Der Vorsitzende des Rates nickte zustimmend. Dann fuhr der Weltpräsident fort: „Diesen Emporkömmling Tschistokjow und seine lächerliche Bande können wir auch noch in den nächsten Monaten erledigen. Zudem haben wir es doch schon in der letzten Sitzung durchgesprochen. Wir werden jetzt die Ideologie des Kollektivismus vor

allem in Russland, aber auch in anderen Ländern, verbreiten und durch einen unserer Leute vertreten lassen. Das wird Tschistokjow schnell den Wind aus den Segeln nehmen und zugleich die Gefahr von wirklichen Aufständen in Russland minimieren!"
„Und davon versprechen Sie sich so einen Erfolg?", wollte der Inhaber eines Medienkonzerns wissen.
Der Vorsitzende musterte ihn mit vielsagender Miene und erwiderte: „Ich denke auch, dass diese Methode gerade bei Leuten wie Tschistokjow wesentlich erfolgsversprechender ist als GCF-Truppen, die alles zusammenschießen.
Wir werden die Armen und die einzelnen Volksschichten gegeneinander aufhetzen, so dass sie sich mit all ihrem Hass bekämpfen. Das hat früher funktioniert und das wird es auch heute!"
„Was ist mit Matsumoto? Dieser Kerl hat heute Morgen dem Weltverbund gedroht, die Insel Sakhalin und andere Teile Sibiriens mit Truppen zu besetzen, wenn wir Weißrussland angreifen!", bemerkte einer der Herren.
„Er wird nichts machen. Ich glaube kaum, dass er in Sibirien einmarschieren und damit einen Krieg außerhalb seiner verfluchten Inseln riskieren wird! Um Weißrussland zu helfen? Einem so kleinen Land? Er versucht lediglich mit den Muskeln zu spielen, das ist alles!", brummte der Vorsitzende des Rates der 13.
Der Weltpräsident setzte ein selbstgerechtes Grinsen auf und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte herum. Dann sprach er: „Liebe Brüder, jetzt lassen wir mal Weißrussland und Litauen links liegen und widmen uns wichtigeren Dingen. Beispielsweise der Massenregistrierung durch unsere Implantationschips. Wie sehen Sie die Gesamtentwicklung der Operation, meine Herren?"

Der Vorsitzende des Rates blickte die um ihn Versammelten mit ernster Miene an und wartete auf Antworten. Ein Mann in feinem Zwirn hob seine Hand zu einer Wortmeldung …

Artur Tschistokjow war kurzzeitig nach Minsk zurückgekehrt und hatte einige wichtige Regierungsangelegenheiten geklärt. Er wunderte sich, dass bisher keine GCF-Truppen an den Grenzen seines Landes zusammengezogen worden waren. Zudem hielt sich die ausländische Medienhetze gegen ihn auch weiterhin in Grenzen.
Der Mai neigte sich mittlerweile seinem Ende zu. Seit vier Monaten war der Anführer der Rus bereits in Weißrussland und Litauen an der Macht und von einem geplanten Militärschlag gegen seine Herrschaft war bisher nichts zu sehen. Er rätselte vor sich hin. Selbst eine kleine GCF-Armee hätte sein winziges Land wie eine Wanze zerquetschen können, doch es war gespenstisch ruhig geblieben.
So schätzte er sich einfach glücklich über diese Tatsache, unternahm alles, um Weißrussland mit seinen beschränkten Mitteln wieder aufzubauen und versuchte, die Rebellion gegen das Weltversklavungssystem über die Grenzen seines kleinen Herrschaftsbereiches auszudehnen. Er machte unbeirrt weiter. So wie er es immer getan hatte.

Lettland wurde von der Freiheitsbewegung der Rus als nächstes Ziel für einen politischen Umsturz ausgesucht. Frank, Alf, Sven und mehrere tausend Mitstreiter überschwemmten das Land täglich mit Werbematerial und nahmen an einer Massendemonstration in Liepaja teil. Hier versammelten sich 20.000 Menschen unter dem Banner des Drachenkopfes und zogen durch die Hafenstadt. Die Veranstaltung verlief ohne größere Zusammenstöße mit

der Polizei. Artur Tschistokjow hatte für die kommenden Wochen einen Vorstoß nach Riga geplant, der die dort ansässige Vasallenregierung stürzen sollte. Die Vorbereitungen liefen auf Hochtouren und die mittlerweile militärisch organisierten Ordnertrupps waren mit weiteren Kriegswaffen aus Japan ausgerüstet worden.
Der Anführer der Rus beabsichtigte, mit mindestens 30000 bewaffneten Männern nach Riga zu kommen. Vorher sollten, wie bereits in der weißrussischen Revolution erprobt, wichtige strategische Ziele unter Kontrolle gebracht werden. Wilden war inzwischen wieder nach Minsk zurückgekehrt und überbrachte gute Neuigkeiten aus dem fernen Osten.
Der japanische Präsident Matsumoto hatte versichert, Weißrussland und Litauen im Falle eines GCF-Angriffs nicht im Stich zu lassen. Was er genau damit meinte, konnte der Außenminister allerdings nicht sagen. Aber es klang zumindest gut und so glomm in Tschistokjows Kabinett in Minsk ein wenig Zuversicht auf.

Schritt für Schritt

Frank drückte sich den Telefonhörer noch ein wenig fester an sein Ohr und lauschte erwartungsvoll dem leisen Tuten. Nach etwa einer Minute hob Agatha Wilden, Julias Mutter, endlich ab. Die Frau des Außenministers begrüßte Kohlhaas etwas verhalten und ging dann in die obere Etage, um ihre Tochter ans Telefon zu holen.
„Hallo?“, schallte es kurz darauf aus dem Hörer.
„Hallo, Julia! Ich bin's! Ich wollte mich nur mal melden“, sagte Frank aufgeregt und lehnte sich gegen die schmutzige Glasscheibe der Telefonzelle.
„Na, wie ist die Lage?“, fragte Julia trocken.
„Hör bloß auf, wir sind mal wieder rund um die Uhr unterwegs. Wir bereiten gerade eine große Sache vor, mehr darf ich aber nicht sagen. Falls einer mithört, weißt du?“, erklärte Kohlhaas.
„Noch eine große Sache?“
„Ja, ich bin an der Grenze zu Lettland. Alf ist auch dabei. Wir wollen morgen …“, sagte der junge Mann und unterbrach sich dann selbst.
„Aha!“, gab Julia nüchtern zurück.
„Und was machst du so?“, wollte Kohlhaas wissen.
Die Tochter des Dorfchefs schwieg für einen kurzen Moment, schließlich antwortete sie: „Schön, dass du auch mal danach fragst, Frank. Ich lese gerade einige Bücher über Pädagogik. Es ist übrigens äußerst bemerkenswert, was Artur Tschistokjow in „Der Weg der Rus“ über die Erziehung der Jugend schreibt, aber das nur am Rande. Gerade lese ich jedoch ein anderes Buch zu diesem sehr interessanten Thema“, erläuterte Julia.
„Pädagogik?“, wunderte sich Frank.

„Ja, genau!"
„Artur schreibt, dass alle Erziehung nur einem Ziel dienen soll: Die Jugend muss …", rezitierte Frank, doch die junge Frau fiel ihm ins Wort.
„Ich weiß, aber ich möchte mich zunächst einmal noch mit anderen Büchern befassen. Etwas allgemeineren Büchern, ich will nämlich Lehrerin werden."
„Was?"
„Ich möchte Lehrerin werden. Daher auch mein Interesse an diesen Themen. Vielleicht gehe ich in ein paar Monaten nach Wilna, um dort zu studieren. Das wäre doch nicht schlecht, oder?", sagte Julia und schien gespannt auf Franks Reaktion zu warten.
„Warum das denn? Nach Wilna?", erwiderte Kohlhaas verwirrt.
„Ja, die Universität in Wilna ist eine hervorragende Institution, das meint übrigens auch mein Vater. Ich glaube, dass ich das Zeug zu einer guten Lehrerin habe. Was sagst du dazu?"
Frank brummte leise vor sich hin. „Warum bleibst du denn nicht in Ivas?"
„Soll ich hier vielleicht ewig herumgammeln? Ich will auch etwas aus meinem Leben machen. Du bist weg, mein Vater ist weg und zudem das halbe Dorf. Nein, ich habe mich entschlossen, jetzt selbst aktiv zu werden. Ich könnte mir gut vorstellen nach Wilna zu gehen, um dort ein Studium zu beginnen. In den Semesterferien könnte ich dann Frau de Vries helfen. Die plant nämlich, hier im Dorf eine kleine Schule einzurichten. Ich habe es meinem Vater auch schon erzählt und der findet die Idee sehr gut…", bemerkte Julia.

„Eine Schule in Ivas? Ja, das ist eine gute Idee. Aber dafür musst du ja nicht auch noch studieren und nach Wilna gehen“, meinte Frank wenig begeistert.
„Doch, ich denke, das sollte ich tun. Eigentlich freue ich mich auch schon auf das Studium, das wird bestimmt sehr interessant. Danach kann ich an allen Staatsschulen unterrichten.“
„Das kannst du doch auch so. Du bist immerhin die Tochter des Außenministers“, gab Kohlhaas etwas ungehalten zurück.
„Trotzdem, ein Studium wird mir sicherlich nicht schaden. Du willst doch auch, dass Arturs revolutionäre Ideen und seine Weltsicht der jungen Generation vermittelt werden, oder?“, konterte Julia.
„Natürlich, das ist extrem wichtig. Die Kinder von heute sind die Kämpfer der Freiheitsbewegung von morgen. So sagt das Artur immer. Es ist übrigens sehr lobenswert, dass du „Der Weg der Rus“ gelesen hast. Es ist die Pflicht eines jeden, sich mit Arturs Lehre intensiv auseinander zu setzen, denn nur so wird die Grundlage für den Kampf…“, predigte Frank, wobei ihm seine Gesprächspartnerin erneut in die Parade fuhr.
„Jetzt ist gut, Herr General! Genug politische Schulung für heute. Wann kommst du denn endlich zurück nach Ivas?“
„Das kann ich noch nicht genau sagen. Wir haben in den nächsten Tagen noch viel zu tun. Keiner kann voraussehen, wie sich die Lage demnächst entwickeln wird“, erklärte Frank leicht ratlos.
„Pass auf dich auf, mein Lieber! Vergiss bei all der Politik nicht dein eigenes Leben. Auch wenn in Arturs großem Werk steht, dass die Opferbereitschaft des Einzelnen eine der höchsten Tugenden ist, würde ich mich trotzdem

freuen, wenn ich dich noch ein paar Jahre hätte“, meinte Julia mit leicht ironischem Unterton.
„Keine Sorge, mir passiert schon nichts …“, gab Frank wenig überzeugend zurück.
Julia zögerte für einige Sekunden mit ihrer Antwort, schließlich erwiderte sie: „Mit diesem Gerede kannst du mich kaum beeindrucken. Mir ist es viel lieber, wenn du auf dich achtest. Das kannst du übrigens auch meinem werten Vater ausrichten.“

Der nächste Monat hatte begonnen und im Iran war ein blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen. Die dortigen Rebellen hatten die Großstädte Mashad und Esfahan nach wochenlangen Straßenkämpfen eingenommen und die loyalen Truppen von Sub-Gouverneur Kerman vertrieben. Der Weltverbund ordnete die sofortige Unterstützung seines Vasallen durch starke GCF-Verbände an und schickte Zehntausende von Soldaten in den Nahen Osten.
Auch die im Süden Russlands stationierten Streitkräfte wurden fast vollständig in den Norden des Irans verlegt, um die Aufständischen dort zurück zu drängen.
In anderen Regionen des Nahen Ostens, etwa in Palästina, kam es ebenfalls einmal mehr zu schweren Unruhen, die mit brutaler Militärgewalt niedergeschlagen werden mussten.
So richteten die Weltregierung und die internationalen Medien in diesen Tagen ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Iran und die arabische Welt, eine Region, welche schon seit Jahrzehnten von Konflikten gezeichnet war.
Weißrussland und Litauen blieben vorerst von einer Invasion durch die internationalen Streitkräfte verschont, was Tschistokjow und seinen Mitstreitern ein wenig mehr Luft zum Atmen bescherte.

Nach drei Wochen unermüdlichem Einsatz in Lettland wurde Frank nach Minsk gerufen, um bei der Planung des Angriffs auf Riga dabei zu sein. Artur Tschistokjow hatte nicht weniger als 40.000 bewaffnete Männer in Silaulai im Norden Litauens versammelt und wies diese an, am 01.07.2036 in Lettland einzurücken. Im Morgengrauen setzten sich zahlreiche Lastwagen in Bewegung und brachten erste Trupps über die Grenze des Nachbarlandes, um Ziele im Osten Lettlands einzunehmen. Der Rest der Kampfverbände folgte ihnen eine Stunde später und machte sich auf den Weg zur lettischen Hauptstadt.
Als die Rebellen in die Außenbezirke Rigas eindrangen, schlossen sich ihnen unzählige, jubelnde Bürger an, so dass sich ihre Zahl schnell vervielfachte. Sogar ganze Abteilungen der örtlichen Polizei liefen zu den Aufständischen über und stärkten ihre Reihen.

Frank sah sich um und betrachtete die Menschenmassen, welche aus den Seitenstrassen schreiend und applaudierend zu ihrer Truppe stießen. Es waren Tausende und ihre Zahl nahm mit jeder weiteren Minute zu.
Sprechchöre hallten durch das Wohnviertel und ein Meer von Drachenkopffahnen wurde über ihren Köpfen geschwenkt.
„Hurry up! Dawaj!“, schrie Kohlhaas und forderte seine Männer auf, schneller vorzurücken.
Alf beeilte sich, mit seinem ungestümen Freund Schritt zu halten. Das Stadtzentrum von Riga war jetzt nur noch einige Kilometer entfernt.
„Glaubst du, dass das heute klappt?“, fragte er Bäumer und sah sich nervös um.

„Noch hat sich kein Widerstand geregt! Alle Polizisten, die bisher aufgetaucht sind, haben sich uns angeschlossen“, antwortete der Freund zuversichtlich.
Frank lächelte verhalten und starrte Bäumer an. Die wachsende Menschenmasse bewegte sich derweil unter lautem Singen und Schreien bis zum Regierungsgebäude, wo sie weitere Mitstreiter erwarteten, die immer wieder „Artur Tschistokjow!“ skandierten.
„Hier sind keine GCF-Truppen! Niemand!“, sagte Kohlhaas verwundert und blickte zum Regierungsgebäude hinüber.
„Vermutlich haben sie sich zurückgezogen. Das hatte ich eigentlich nicht erwartet“, erwiderte Alf verdutzt.
Die Menschenmenge wuchs inzwischen immer weiter an. Artur Tschistokjow tauchte auf, winkte und wurde mit frenetischem Jubel begrüßt. Als er schließlich mit seiner Rede begann, hatten sich Zehntausende von Letten um ihn herum versammelt.
„Ich verkünde hiermit, dass Lettland von heute an frei ist und aus dem Weltverbund austritt!“, rief er und ein Chor der Begeisterung donnerte ihm entgegen.
Die Freiheitskämpfer der Rus rückten nach Arturs zweistündiger Rede in das verlassene Regierungsgebäude ein und besetzten es. Andere Trupps nahmen derweil strategisch wichtige Ziele im ganzen Stadtgebiet ein.
Es fiel kein einziger Schuss an diesem Tag. Sie hatten das winzige Lettland im Handstreich genommen und keinerlei Widerstand war ihnen entgegengetreten.
Wenige Tage nach der erfolgreichen Übernahme erfuhren sie, dass Sub-Gouverneur Maximilian Feynbergow und sein Kabinett Riga schon in der Nacht zuvor verlassen hatten und die wenigen GCF-Besatzungssoldaten nach Russland abgezogen waren.

Artur Tschistokjow setzte Lukas Alanin, den Leiter der lettischen Sektion der Freiheitsbewegung, als neuen Präsidenten des Landes ein. Dann ordnete er Maßnahmen zur Behebung der sozialen Krise an und überließ es Peter Ulljewski und seinen Männern, die restlichen Machtstrukturen der Weltregierung, samt ihren Trägern, in Lettland auszuschalten.
Am 10.07.2036 verkündete Tschistokjow in Riga den vorläufigen Abschluss der Revolution vor einer riesigen Volksmenge und es folgte wenig später eine weitere Großveranstaltung in Minsk, bei der er den Sieg über die Weltregierung in Lettland zelebrieren ließ. Frank und Alf kehrten nach dem berauschenden Fest in der weißrussischen Hauptstadt erst einmal nach Ivas zurück und gönnten sich zwei Wochen Ruhe.

„Was wollte Wilden denn schon wieder?", stöhnte Frank und ließ sich die Abendsonne auf den Bauch scheinen.
Alf stellte sein Handy aus und legte es auf den Tisch. Er wirkte ebenfalls genervt.
„Wir sollen nächste Woche wieder nach Minsk kommen. Es gibt viel zu besprechen", gab Bäumer mit einem frustrierten Stöhnen zu verstehen.
„Auch die besten Kämpfer haben sich mal 'ne Pause verdient", bemerkte Sven vom anderen Ende des Tisches und nippte an seiner Bierflasche.
Frank hielt sich müde den Kopf und sagte nichts. Dann stand er auf. „Ich gehe jetzt nach Hause. Kommst du mit, Alf?"
Bäumer winkte ab. „Ich bleibe noch eine Runde bei Sven. Wir wollten noch Skat spielen."
„Alles klar! Bis morgen!", sagte Kohlhaas und schlich fort.

Der junge Mann schlenderte noch eine Weile durch das bereits halbdunkle Dorf und ging dann ins Haus. Entkräftet schleppte er sich zu seinem Bett und schlief sofort ein. Mit seliger Miene lag er da und wirkte zwar erschöpft, aber dennoch irgendwie glücklich. So hatte man Frank lange nicht mehr gesehen. Er fand in dieser Nacht einen ruhigen und erholsamen Schlaf, während ihn sein Geist wieder einmal mit auf eine seltsame Traumreise nahm…

Ein alter Mann und ein kleiner Junge schritten über eine sonnendurchflutete Ebene voller fremdartiger Pflanzen und Gräser. Über ihnen leuchtete ein lilafarbener Himmel, auf dem die Umrisse dreier Monde zu erkennen waren.
„Großvater, wie lange leben schon Menschen auf dieser Welt?“, fragte der kleine Junge den weißhaarigen Mann.
„Hier? Auf Sakar IV? Nun ja, vor etwa hundert Jahren haben sich die ersten menschlichen Kolonisten auf diesem Planeten niedergelassen …“, antwortete dieser.
„Von woher kommen wir Menschen überhaupt?“, wollte der Junge wissen und betrachtete den Alten mit einem forschenden Blick aus seinen wachen Augen.
„Woher?“, der Großvater lächelte. „Nun, Sylcor, wir Menschen stammen vom heiligen Planeten Terra. Er ist die Wiege unserer Art und weit, weit weg von hier in einem anderen Teil der Galaxis!“
„Wie weit denn, Großvater?“
„Sehr weit! Tausende von Lichtjahre liegen zwischen Sakar IV und Terra. Es ist unglaublich weit. Eine Reise dorthin würde sehr lange dauern …“
Der kleine Junge überlegte. „Wann haben die ersten Menschen denn Terra verlassen und sind zu den Sternen geflogen?“

„Was du heute wieder alles wissen willst, mein Kleiner“, erwiderte der alte Mann und schmunzelte. „Das ist schon eine Ewigkeit her. Niemand weiß das mehr so genau. Es war die Zeit, als ein großer Mann die lichtgeborenen Menschen vor ihrer Zerstörung gerettet und die Epoche ihrer Herrschaft eingeleitet hat.“
„Die lichtgeborenen Menschen?“, sagte der Junge staunend.
„Ja, unsere Vorfahren. Die Menschen der Aureanerkaste, welche die Kraft des Geistes und der Erfindung ihr Eigen nennen“, erklärte der Großvater.
Die beiden liefen weiter und betrachteten den Himmel über ihren Köpfen. Dann blieb der kleine Junge plötzlich stehen und zupfte am Gewand des Greises.
„Wer war denn dieser große Mann?“, fragte das Kind.
Der Großvater suchte für einen kurzen Augenblick nach einer Antwort, dann erklärte er: „Das kann keiner mehr mit Sicherheit sagen. Dieser Mann hat im Laufe der Jahrtausende viele Namen bekommen. Die einen nennen ihn Artur den Großen, die anderen den Heiligen Kistokov. Wieder andere halten ihn lediglich für eine Sagengestalt und behaupten, dass es ihn niemals gegeben hat. Manche meinen auch, dass ein anderer die Grundlagen zu dem gelegt hat, was heute ist.
Seit seinem Wirken, wenn er denn je existiert hat, sind mehrere Zeitalter vergangen. Es gibt kaum noch Aufzeichnungen oder Relikte aus dieser Epoche, so lange ist sie schon Vergangenheit.
Nach ihm reisten die lichtgeborenen Menschen zu den Sternen und breiteten sich in den Sonnensystemen rund um Terra aus. Irgendwann lernten sie durch den Hyperraum zu reisen und erschufen sich Ebenbilder und Diener aus künstlichem Stoff. Sie trafen auf andere Wesen außer-

irdischer Herkunft, die mit ihnen um Macht und Lebensraum zwischen den Sternen rangen und es bis heute tun."
„Du meinst die Außerirdischen? Die Viridpelliden, die Elban, die Necthan, die Rachnids und die vielen anderen?", fragte das Kind mit staunendem Blick.
„Ja, und wie sie alle heißen! Genau!", antwortete der Alte.
„Erzähle mir die ganze Geschichte der Menschen!", forderte der Junge und zupfte den Alten erneut an seinem Gewand.
„Ach, mein Kleiner! Das würde ewig dauern und zudem kenne ich die ganze Geschichte ja überhaupt nicht. Ich weiß doch auch nicht alles. Vieles ist nur noch Legende und Mythos. Oft sind die Zeitangaben fehlerhaft und die Geschichten widersprüchlich. Es gab viele Zeitalter und sie reichen Jahrtausende weit zurück.
Da war die Hochzeit der Technologie als sich die Aureaner in ihrem Genie selbst übertrafen und sich ihre künstlichen Diener gegen sie wandten. Es folgte die Zeit der Hyperraumstürme.
Danach kam die große Ausbreitung der Menschen bis an die Grenzen der Galaxis und die Gründung unseres Imperiums.
Der galaktische Bruderkrieg leitete das nächste Zeitalter ein und seine Nachwehen dauerten endlose Jahrhunderte und peinigen uns bis in die Gegenwart. Seitdem sind 2000 Jahre vergangen. Vielleicht sogar mehr oder auch weniger. Wer kann das schon mit Gewissheit sagen.
Vieles, was die Gelehrten glauben über die früheren Jahrtausende zu wissen, ist oft kaum mehr als Sage und Legende."
„Aber heute sind wir beide hier!", rief der Junge lachend und setzte sich auf einen Stein.

Der Großvater strich ihm durch seine weichen, blonden Haare und musste ebenfalls lachen.
„Ja, heute sind wir beide hier! Das ist eine Tatsache!“, sprach er und setzte sich neben seinen Enkel.

Als Frank am nächsten Morgen nach zehn Stunden Schlaf aufwachte, musste er über seinen Traum ein wenig schmunzeln. Er maß ihm keine weitere Bedeutung bei und machte sich mit einem lauten Gähnen auf den Weg in die Küche. Sein Freund Alfred schien noch in den Federn zu liegen.
Der junge Mann kochte sich einen Kaffee, ging ins Wohnzimmer, schaltete den Fernseher an und schmiegte sich genüsslich in den weichen Sitzbezug des alten Sessels. Anschließend schaltete sich Frank durch die zahllosen Fernsehkanäle. Die meisten Leute in Weißrussland und Litauen konnten seit der Revolution nur noch das offizielle Fernsehprogramm der neuen Regierung empfangen, für Frank und andere führende Kämpfer der Freiheitsbewegung galt diese Sperrung allerdings nicht. Plötzlich hielt er inne und wunderte sich. Auf dem Bildschirm sah er einen bärtigen Mann, der von einer hübschen Reporterin interviewt wurde. Frank stutzte und spitzte die Ohren, um die englischsprachige Sendung möglichst vollständig zu verstehen.
„Sie sind also ein revolutionärer Philosoph, Herr Mardochow“, sagte die lächelnde Reporterin.
„Ja, das bin ich!“, erwiderte der Mann.
„Dann erklären Sie uns doch bitte Ihre Ansichten!“
Der bärtige Mann nickte. „Gerne! Die sozialen Ungerechtigkeiten in aller Welt haben mich dazu veranlasst, mir Gedanken über eine bessere Gesellschaft der Zukunft zu

machen. Eine Gesellschaft ohne soziale Unterschiede, geleitet von Gleichheit und Gerechtigkeit!“
„Haben Sie denn konkrete Vorschläge, um die Missstände in aller Welt zu beseitigen, Herr Mardochow?“
„Ja, nicht nur Vorschläge. Ich habe ein Konzept: den Kollektivismus!“
„Können Sie uns diesen Kollektivismus einmal genauer erklären?“
„Natürlich! Die kollektivistische Gesellschaft ist eine Gesellschaft ohne soziale Unterschiede. Kollektivismus bedeutet die Entmachtung der kapitalistischen Ausbeutungsmechanismen und die Überführung sämtlichen Privateigentums in die Hände aller Menschen. So können Armut und Ungerechtigkeit erst gar nicht entstehen“, erläuterte der Philosoph.
„Wie wollen Sie denn so etwas umsetzen?“, wollte die Reporterin wissen.
„Notfalls durch revolutionäre Maßnahmen! Die Armen und Ausgebeuteten müssen sich zusammenschließen und ihre Unterdrücker stürzen. Der Besitz in der Welt muss umverteilt werden, zum Wohle aller. Ich verspreche eine Welt, wo alle reich sind und alle an diesem Reichtum teilhaben werden.
Weiterhin müssen auch die verschiedenen Kulturen, Ethnien, Wertvorstellungen und Religionen endgültig aufgelöst werden, denn sie hindern die Menschen daran, gleich zu werden und führen immer wieder zu Kriegen und Mechanismen der gegenseitigen Ausbeutung durch die verschiedenen Gruppen.
In einer Welt, wo es keinerlei Unterschiede mehr zwischen den Menschen und Völkern gibt, wird es auch keine Ausbeutung mehr geben können. Der Kollektivismus ist

daher die einzig sinnvolle Antwort auf die schrecklichen sozialen Krisen unserer Zeit!“
„Sind Sie ein Menschenfreund, Herr Mardochow?“, fragte die Frau.
„Selbstverständlich! Ich habe die kollektivistische Idee entwickelt, um eine Welt der Gerechtigkeit und Menschlichkeit entstehen zu lassen. Viele Jahre war ich in aller Herren Länder herumgereist und das überall anzutreffende Elend der Menschen hat mich tief berührt.
Jahrelang hatte ich nur eine Frage im Kopf: Wie kann ich den Abermillionen Armen in allen Erdteilen helfen? Da entwickelte ich die revolutionäre Idee des Kollektivismus!“, erklärte der Mann und streichelte seinen grauen Rauschebart.
Die hübsche Reporterin schaute in die Kamera und lächelte, dann sagte sie: „Liebe Zuschauer, das war Theodor Mardochow und seine Idee des Kollektivismus. Immer mehr Menschen in ganz Europa und im Rest der Welt glauben, dass dieser Mann tatsächlich einen Weg gefunden hat, Hunger, Armut und Elend erfolgreich zu bekämpfen. Die einen feiern ihn, die anderen halten ihn für einen Phantasten. Wir von „Channel Triangle“ danken Ihnen jedenfalls fürs Zuschauen und wünschen viel Spaß mit dem nun folgenden Spielfilm!“

Frank schaltete den Fernseher ab und grübelte vor sich hin. „Der Typ ist angeblich ein Revolutionär und sie geben ihm eine Plattform im Fernsehen? Sie fördern ihn sogar und erschießen ihn nicht gleich?“, sagte er leise zu sich selbst. „Da ist doch etwas faul!“
Kohlhaas eilte in den Nebenraum, startete den Computer und ging ins Internet. Hier gab es einiges über Theodor Mardochow und seine neue Ideologie zu lesen. Alf kam die

Treppe herunter und setzte sich in die Küche, Frank beachtete ihn kaum und vertiefte sich in einige Texte.
„Die internationale Deklaration des Kollektivismus“, murmelte er vor sich hin und studierte eine Schrift des Philosophen. Dann las er einige Zeitungsartikel, die recht wohlwollend über Mardochow und seine Ideen berichteten.
Offenbar hatten sich kurz nach der Veröffentlichung der Deklaration bereits zahlreiche kollektivistische Gruppen in den meisten Großstädten Europas gegründet. Vor allem in Russland und der Ukraine schossen kollektivistische Organisationen wie Pilze aus dem Boden.
Als Frank und Alfred zurück nach Minsk kamen, beherrschte das Aufkommen dieser neuen Bewegung sämtliche Gespräche im Präsidentenpalast. Artur Tschistokjow wirkte durcheinander und versuchte eine Strategie gegen den neuen Gegner zu entwickeln. Als Kenner der weltpolitischen Hintergründe hatte er schnell erkannt, wer hinter der angeblich sozialrevolutionären Idee des Kollektivismus steckte.
Dennoch war die neue Philosophie ein genialer Schachzug der Mächtigen, denn jetzt liefen mehr und mehr Menschen dieser Weltanschauung hinterher. Die Lehren von Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit fielen bei Millionen Verarmten und Verzweifelten auf fruchtbaren Boden und bereits Anfang Juli hatten sich auch in den Kleinstädten Osteuropas kollektivistische Gruppen und Vereinigungen gegründet. Die Medien berichteten über das Aufkommen dieser neuen Bewegung kaum in der gewohnt hetzerischen Weise, sondern stellten die Kollektivisten durchwegs als Reformatoren und Menschenfreunde dar.
So kam es bald zu einem ersten Massenaufmarsch unter Führung des in Moskau ansässigen Kollektivistenführers

Vitali Uljanin in St. Petersburg. Die Polizei ließ ihn widerstandslos gewähren und selbst als sie von wütenden Demonstranten angegriffen wurde, reagierten die Beamten verhalten und zögernd.
Uljanin sagte nicht nur den Besitzenden und Kapitalisten den Kampf an, sondern vor allem auch der Freiheitsbewegung der Rus und allen anderen nichtkollektivistischen Gruppen, die er als „Arbeiterverräter“ und „Reaktionäre“ beschimpfte.
Artur Tschistokjow war mit dieser neuen Konkurrenz erst einmal überfordert und zog sich in diesen Tagen oft in sein Büro zurück, um allein zu sein und nachzudenken.

„Es wird nicht lange dauern, dann gibt es in jedem kleinen Dorf kollektivistische Gruppen. Selbst einige unserer eigenen Leute scheinen auf diese Rattenfänger herein zu fallen!“, brummte der weißrussische Präsident und sah seinen Freund Peter Ulljewski mit zornigen Augen an.
„Das werden wir zu verhindern wissen!“, schnaubte der bullige Russe und schlug auf den Tisch. „Bei uns werden sich diese Hunde nicht breit machen!“
„Dieser Uljanin hat mal eben 100.000 Menschen auf die Straße gebracht und sie haben ihn einfach gewähren lassen. Die Fernsehberichte habe ich alle verfolgt. Bei unseren nächsten Demonstrationen können wir uns nicht nur auf Zusammenstöße mit der russischen Polizei einstellen, sondern auch auf aufgehetzte Massen von Kollektivisten, die uns angreifen werden!“
Peter fluchte vor sich hin und stieß wilde Drohungen aus. „Das ist schlimmer als die GCF! Damit habe ich nicht gerechnet!“
„Unsere Feinde sind eben doch gerissener als wir gedacht haben …“, knurrte Tschistokjow.

„Ich werde jeden kollektivistischen Hetzer, der es wagt, nach Weißrussland zu kommen, an die Wand stellen lassen!“, schrie Peter.
„Das wird auch notwendig sein!“, fügte Artur hinzu.
„Wie gehen wir denn jetzt weiter vor?“
„Sie werden uns auch damit nicht aufhalten! Alles läuft weiter wie geplant. Ich werde noch in dieser Woche ein Gesetz zur Förderung der Familien verabschieden. Wilden hat ein Exportabkommen mit Japan und den Philippinen unterzeichnet, damit können wir unsere Wirtschaft zumindest ein wenig stärken!“
„Sollen wir mit unseren Aktionen in Russland denn fortfahren?“, wollte Peter Ulljewski wissen und wirkte verunsichert.
„Natürlich!“, rief Tschistokjow und schien zu brodeln. „Am 1. August werden wir eine Demonstration in Smolensk durchführen!“
„In Smolensk?“ Peter riss entsetzt die Augen auf.
„Ja, genau! Die Gruppe dort ist seit Wochen mit den Vorbereitungen beschäftigt. Dort ist viel Potential vorhanden. Wir dürfen jetzt nicht ruhen!“, donnerte der Rebellenführer.
„Das wird Tote geben. Das weiß ich jetzt schon“, stöhnte Arturs treuer Weggefährte.
„Ja, davon können wir ausgehen …“, bemerkte Tschistokjow nüchtern.
Frank und die anderen machten sich bald erneut auf den Weg nach Russland und verbrachten die Tage mit dem rastlosen Verteilen von Flugblättern und Datendisks in den Dörfern rund um Smolensk. Nur selten trafen sie auf Anhänger der kollektivistischen Bewegung, die ihnen meist wütende Beschimpfungen entgegenschleuderten oder

Steine nach ihnen warfen. Nur einmal kam es zu einer Rangelei mit einigen Polizisten.
Ende Juli kehrten sie nach Wizebsk zurück und Frank erhielt Besuch von Julia aus Ivas. Er hatte die junge Frau in den letzten Wochen nur noch selten zu Gesicht bekommen, da er meistens unterwegs gewesen war. Jetzt freute er sich allerdings riesig. Die hübsche Tochter des Außenministers war noch immer seine große Liebe und Frank bereute es einmal mehr, dass er sich in den letzten Monaten kaum noch Zeit für sie genommen hatte.
Derweil baute Artur Tschistokjow seine politische Aufklärungsarbeit mit Hilfe von Fernsehen und Radio weiter aus und hielt überall in Weißrussland, Litauen und Lettland Reden vor seinen Anhängern, um sie innerlich zu festigen.
Der August näherte sich.

Vitali Uljanin, dessen wahren Namen nur seine engsten Mitarbeiter kannten, schritt durch sein Büro im Hauptquartier der Kollektivistischen Vereinigung für soziale Gerechtigkeit (KVSG). Schon den ganzen Tag hatte er seinen Funktionären Anweisungen diktiert und sie jetzt sogar zu sich rufen lassen.
Der kleine Mann mit dem dunklen Spitzbart und dem verschlagenen Blick, musterte seine Leute und sagte dann:
„Da sich diese Freiheitsbewegung der Rus nun auch in Lettland festgesetzt hat, müssen wir ihre Ausbreitung nach Russland mit allen Mitteln verhindern! Wie sieht es mit dem Aufbau eines militanten Arms unserer Organisation aus?“
„Die Vorbereitungen laufen auf Hochtouren. Wir brauchen nur noch einen zackigen Namen“, antwortete einer der Anwesenden.

„Ich habe mich für Kollektivistischer Kampfbund für Gerechtigkeit, kurz „KKG", entschieden", bemerkte Uljanin kühl.
„Das klingt hervorragend!", stieß ein Funktionär aus.
„Ich weiß!", gab der kollektivistische Führer zurück und grinste breit.
„Tschistokjow plant einen Protestmarsch in Smolensk, wie mir einer unserer Agenten berichtet hat. Am 1. August!", sagte ein dicklicher Mann im Hintergrund.
Uljanin trat vor ihn und hob den Zeigefinger. „Ich habe bereits selbst eine Demonstration vorbereiten lassen. Wir werden diese Rus jetzt nicht mehr einfach so agieren lassen. Wo sie auftauchen, werden auch unsere Leute sein!"
Die anderen Kollektivisten nickten und sahen Uljanin mit Bewunderung an. Der Kollektivistenführer ging hinter seinen Schreibtisch und holte einen DC-Stick aus der Schublade. Dann blickte er seine Mitarbeiter an.
„Morgen werde ich auf der Kundgebung in Kursk sprechen, anschließend nehmen wir uns Tschistokjows Leute vor!"
„Aber die Rus sind nicht ungefährlich und können sehr aggressiv werden", meinte ein besorgt wirkender Funktionär.
„Wir haben die Polizei in Smolensk notfalls auf unserer Seite. Zudem werden die Medien jede Ausschreitung Tschistokjows Leuten anhängen und die Werbetrommel für unsere Veranstaltung so massiv rühren, dass sich unserer Kundgebung mindestens das Doppelte oder Dreifache an Menschen anschließen wird!"
„Wie Sie meinen, Herr Uljanin!", antwortete ein nachdenklicher Funktionär.

„Smolensk wird für Tschistokjow zum Alptraum werden!“, zischte der Kollektivistenführer und ballte seine knochige Faust.

Konflikt in Smolensk

Frank und Alfred waren schon früh morgens von Orsa aus mit dem PKW nach Smolensk gefahren und hatten sich im Süden der Stadt mit einigen Hundert Mitstreitern zusammengetan. Mittlerweile war es bereits 11.00 Uhr und immer mehr Anhänger Tschistokjows kamen von überall her.

Die Männer schlossen sich einige Straßen weiter einem größeren Pulk von Mitstreitern an. Dann zogen sie fahnenschwenkend und singend in Richtung Innenstadt, wo noch mehr Rus auf sie warteten.

Zwischendurch strömten Hunderte von Bürgern aus ihren Häusern und reihten sich ebenfalls unter lautem Jubel in den Demonstrationszug ein. Nach zwei Stunden waren sie vollständig und Tschistokjow begrüßte seine etwa 30000 begeisterten Anhänger.

Bis zum Stadtzentrum von Smolensk war es nun nicht mehr weit. Dort hatte sich eine riesige Menschenmenge, die Polizei sprach von über 100000 Leuten, zur Massenkundgebung der Kollektivisten eingefunden.

Polizeihubschrauber kreisten über ihren Köpfen und filmten derweil das Geschehen. Schon bei der Anreise nach Smolensk hatte es Schlägereien zwischen Kollektivisten und Rus in den Zugabteilen und an den Bahnhöfen gegeben. Drei Leute Tschistokjows waren am Südbahnhof der Stadt von einer vermummten Horde ihrer politischen Gegner überfallen und niedergestochen worden.

Eine Atmosphäre der Gewalt und des Hasses hatte sich bereits in den Mittagsstunden über die Stadt gelegt und Frank erwartete für den heutigen Tag das Schlimmste.

„Was tun wir jetzt? Der große Platz in der Innenstadt, der Mesto Tschelabeki, ist voll von Kollektivisten! Die sind viel mehr als wir. Dieser Uljanin hält dort heute eine Rede!“, erklärte Kohlhaas und sein Herz hämmerte vor Aufregung.
Artur Tschistokjow sah ihn grimmig an und knurrte auf Deutsch: „Ja, ich weiß. Diese Schweine haben von unser Demonstration gewusst. Wir ziehen durch die Nowaja Uliza bis zu Mesto Smolenski – dort ich halte dann meine Rede!“
„Du willst direkt an Uljanin und der riesigen Masse unserer Gegner vorbeiziehen? Die Nowaja Uliza und den Mesto Tschelabeki trennen gerade einmal zwei Straßen. Die können uns vermutlich sogar sehen!“, sagte Frank und hielt Tschistokjow den elektronischen Stadtplan von Smolensk auf seinem DC-Stick unter die Nase.
Der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus nickte nur und erwiderte: „Wir dürfen kein Angst haben, Frank!“
Sie warteten noch eine halbe Stunde auf einige Nachzügler. Schließlich gab Frank den Ordnertrupps widerwillig und verstört den Befehl zum Vorrücken. Die Masse von 30000 Menschen folgte.
„Arbeiter kommt zu Artur Tschistokjow!“, brüllten die Demonstrierenden aus voller Kehle. Der gewaltige Menschenwurm schlängelte sich langsam durch die Straßen und bog bald darauf in die Nowaja Uliza ein.
Frank hörte das Donnern von Uljanins Stimme in einiger Entfernung, wenig später tauchten schon die ersten Kollektivisten und Polizisten auf. Sofort warfen sich beide Seiten wüste Beschimpfungen entgegen, während sich immer mehr Menschen dem Demonstrationszug der Rus näherten.

Frank nahm sein Gewehr von der Schulter und die anderen Ordner taten es ihm gleich. Auch Alf sah sich nervös um und lud seine Waffe durch. Die Anhänger Uljanins versammelten sich mittlerweile um sie herum und brüllten „Arbeiterverräter!“ und „Ausbeuterknechte!“
Dann ging es von einer Sekunde auf die andere los. Hunderte von Kollektivisten versperrten den Rus die Straße und ein Hagel von Wurfgeschossen ging auf Tschistokjows Anhänger hernieder. Frank zog hastig den Kopf ein und setzte seinen Helm auf. Irgendwo hörte er einen Schuss, dann brach ein wildes Chaos aus.
Einige Dutzend Männer des KKG eröffneten das Feuer aus einer Nebenstraße, während die russischen Polizisten herangestürmt kamen und ebenfalls anfingen zu schießen.
„Komm schon!“, schrie Frank und riss Alf mit sich. Mit einem lauten Geschrei stürzten sich die wütenden Kollektivisten jetzt auf die Rus und prügelten mit Eisenstangen und Knüppeln auf sie ein.
Frank zog einem der Angreifer seinen Gewehrkolben durch dessen hasserfüllte Fratze und bekam einen Pflasterstein in den Rücken. Neben ihm wurde ein russischer Ordner von einer Gewehrkugel getroffen und schrie laut auf.
Tschistokjows Anhänger zogen sich zurück, einige von ihnen sprangen hinter Mülltonnen und Autos, um dort Deckung zu suchen. Von hinten kamen auf einmal noch mehr Kollektivisten und fielen sofort wie zornige Bestien über die Rus her. Diese gerieten langsam in Panik und viele von ihnen versuchten verzweifelt aus der Umklammerung zu flüchten. Als plötzlich auch noch Panzerwagen heranrollten und ohne jede Vorwarnung das Feuer eröffneten, brach jede Ordnung zusammen und Tschistokjows Demonstranten stoben voller Entsetzen auseinander.

Frank sprang blitzartig hinter einem brennenden Auto hervor und wehrte einen Gegner ab. Nach seinem gezielten Schlag taumelte der Kollektivist nach hinten und Frank stach ihm mit seinem Dolch in den Hals. Blut spritzte ihm ins Gesicht und der Mann sank keuchend zu Boden.
„Komm! Weg hier!“, brüllte Bäumer und feuerte auf einen Pulk herannahender Polizisten. Sie rannten in Richtung Südstadt und versuchten, die anderen Ordner wieder zu formieren, doch es gelang ihnen nicht. Die meisten rannten nur noch um ihr nacktes Leben und versuchten durch die engen Seitengassen zu flüchten.
Wie gehetzte Hunde hechteten Frank und Alf durch eine Allee und bogen dann in eine Seitenstrasse ab, wo sie auf die nächsten Gegner trafen. Aus einer Ecke fiel ein Dutzend Kollektivisten augenblicklich mit wütendem Gebrüll über sie her. Es waren furchterregende Gestalten, die ihnen hier ans Leder wollten. Verdreckte, unrasierte Männer, aufgehetzt bis in die Haarspitzen. Einer von ihnen verfehlte Franks Gesicht nur knapp, als er mit einer Eisenstange auf ihn einzuprügeln versuchte. Schließlich traf er die Schulter des Rebellen und der junge Mann brüllte laut vor Schmerzen auf.
Im Gegenzug schmetterte ihn Kohlhaas zu Boden und trat ihm mit voller Wucht gegen den Schädel, während Alf zwei der Angreifer mit seinem Sturmgewehr niedermähte. Die restlichen Kollektivisten flüchteten daraufhin.
„Gib mir den DC-Stick!“, schrie Frank und riss seinem Freund den Datenträger aus der Hand. Mit zitternden Fingern tippte er sich durch das Menü und öffnete den Stadtplan von Smolensk.
„Komm!“ Er winkte Bäumer zu sich und sie rannten mit letzter Kraft weiter.

Nach einer halben Stunde hatten die beiden ihr Auto erreicht und sausten mit quietschenden Reifen davon. Am Straßenrand johlten einige Anhänger Uljanins und warfen ihnen finstere Verwünschungen hinterher. Frank kurbelte plötzlich das Seitenfenster herunter.
„Was tust du da?“, fuhr ihn Bäumer an.
„Ich verpasse diesen Ratten ein paar Kugeln!“, schnaubte Kohlhaas.
„Lass den Mist!“, fauchte Alf nervös.
Doch sein Freund hörte nicht auf ihn, das Adrenalin hatte ihn inzwischen wie ein wildes Tier aufgepeitscht. Als die Kollektivisten sein Sturmgewehr sahen, liefen sie schreiend davon, doch Frank schoss ihnen wütend hinterher und schickte fünf von ihnen zu Boden.
„So! Das haben sie jetzt davon!“, grollte er.
„Lass uns hier endlich verschwinden!“, forderte Alf und beschleunigte den Wagen. In wilder Hast rasten die beiden auf einen Autobahnzubringer in Richtung Orsa und erreichten nach einer halsbrecherischen Fahrt schließlich die weißrussische Grenze. Was aus ihren Mitstreitern geworden war, wussten sie nicht. Allerdings konnten sie sich ausmalen, dass ihre Demonstration diesmal in einem Debakel geendet hatte.
Tatsächlich war die Demonstration in Smolensk eine einzige Katastrophe und eine vernichtende Niederlage für die Freiheitskämpfer der Rus gewesen. Es hatte zahlreiche Tote und Schwerverletzte gegeben.
Bis in die Nacht hinein hatten die Kollektivisten die versprengten Haufen ihrer Gegner durch ganz Smolensk gejagt. Sie waren Tschistokjows Anhängern an den Bahnhöfen und in den dunklen Gassen der Stadt auf den Leib gerückt, um sie brutal zusammen zu schlagen oder gar zu ermorden.

Artur Tschistokjow war ebenfalls nur knapp einer aufgehetzten Meute seiner Feinde entronnen und hatte einen Streifschuss am Arm abbekommen. Die Medien berichteten tagelang über die Ausschreitungen in Smolensk und machten daraus einen „Überfall der Rus auf die friedliche Kundgebung der Kollektivisten".

„Da jeder Staat entstanden ist aus dem Bedürfnis, Gegensätze zwischen arm und reich im Zaum zu halten; da er aber gleichzeitig mitten im Konflikt dieser sozialen Schichten entstanden ist, so ist er in der Regel Staat der mächtigsten, ökonomischen Schicht, welche gleichzeitig auch die herrschende politische Gruppe ist.
Diese herrschende, ökonomische Schicht wird nun immer wieder neue Methoden zur Unterdrückung der armen Menschenmassen erdenken und aufbringen. Der Staat und seine Ordnung sind demnach eine Grundlage des kapitalistischen Ausbeutungssystems …"
Artur Tschistokjow knüllte ein Stück Papier zusammen und warf es in die Mitte des großen Konferenztisches. Die anderen Mitglieder seiner Regierung schüttelten die Köpfe.
„So, so! Das ist also Mardochows klug Philosophie? Dumme Gerede und Lügen!
Den Weltstaat, den seine Logenbrüder in die Realität geschaffen haben, den wir kennen alle. Brutale Oppression, Zerstörung und Sklaverei von ganze Menschheit. Da wird uns auch diese Schrift voll mit Lügen nicht täuschen können!", schimpfte der weißrussische Präsident auf Deutsch, während er Frank und seinen Außenminister zornig anstarrte.
General Frank Kohlhaas saß heute wieder in seiner Uniform im Präsidentenpalast von Minsk und verdrehte angesichts des vorgelesenen Textes die Augen.

„Uns täuscht das nicht, aber die Masse der Menschen schon. Das hat schon früher funktioniert. Die Masse ist gutgläubig und dumm!“, warf Wilden in die Runde.
Artur Tschistokjow hielt sich seinen verletzten Arm, fluchte leise und erklärte seinen Ministern einige Dinge auf Russisch.
Dann wandte er sich wieder dem Außenminister zu. „Ich habe in Fernsehen gesehen, dass die Kollektivisten jetzt sogar mit Wagen voll Brot durch das Land fahren und die arme Menschen zu essen geben“, bemerkte der Anführer der Rus.
„So etwas nennt man Armenspeisung. Die Kollektivisten holen sich damit eine Menge Sympathien bei den Leuten. Eine rollende Suppenküche!“, erklärte Kohlhaas.
„Suppeküsche? Was ist das?“, rätselte Artur.
„Schon gut! Ist nicht so wichtig! Tatsache ist jedenfalls, dass die Kollektivisten offenbar über nie endende Geldreserven verfügen, um solche Aktionen überhaupt finanzieren zu können. Wie auch immer. Es ändert nichts daran, dass sie damit kurzfristig Millionen Menschen auf ihre Seite ziehen und diese dann gegen uns aufhetzen können“, sagte Wilden enttäuscht.
„Aber es ist alles ein große Fake! Eine Betrug!“, schimpfte Tschistokjow. „Wir werden das russische Volk wirklich frei machen und soziale Probleme lösen!“
„Wir durchschauen das, aber die Masse der Menschen nicht!“, betonte Frank und hob den Zeigefinger.
Wirtschaftsminister Dr. Gugin und die übrigen Teilnehmer der Sitzung wurden langsam etwas missmutig und Artur entschuldigte sich bei ihnen dafür, sie bisher ignoriert zu haben. Er fasste alles Wichtige auf Russisch zusammen und die Anwesenden nickten Frank und Wilden anschließend lächelnd zu.

Auch der Außenminister fügte noch einige Dinge in perfektem Russisch hinzu und erklärte weitere Einzelheiten. Der für die Verteidigung des Landes zuständige Minister Lossov bediente sich nun seinerseits der englischen Sprache und antwortete: „The best would be, if the Kollektivists would make their revolution in Russia. Than all the people would see, that their economical concept is just nonsens."
"This is right!", meinte General Kohlhaas und schmunzelte.
Wilden winkte Frank zu sich heran und flüsterte: „Es ist schon erstaunlich, wie diese Kollektivisten praktisch aus dem Nichts auftauchen und innerhalb von kürzester Zeit einen solchen Einfluss bekommen konnten.
Es wird noch viel schlimmer werden. Durch die ständigen, wohlwollenden Fernsehberichte über ihre Aktionen und die riesigen Geldmengen im Hintergrund, die ihnen die Hintergrundmächte zur Verfügung stellen, werden sie noch viel, viel stärker werden.
Wer ist dieser Uljanin überhaupt? Woher kommt er? Er war auf einmal da! Die Medien machten ihn jedenfalls über Nacht bekannt. Das Gleiche gilt für diesen Mardochow."
Frank verzog sein Gesicht und starrte ins Leere. „Wir können nur weitermachen, Thorsten! Es gibt kein Zurück mehr!"

Während Uljanin und seine Anhänger in weiteren russischen Großstädten Massenversammlungen abhielten und gehörig an Boden gewinnen konnten, stagnierte der revolutionäre Eifer der Freiheitsbewegung der Rus zunehmend. Die Tatsache, dass sie von der Polizei und den politischen Gegnern regelrecht aus Smolensk herausgeprügelt worden

waren, lähmte die Zuversicht vieler Kämpfer in Tschistokjows Organisation.
Bis Ende des Monats befassten sich der weißrussische Präsident und sein Kabinett nur noch mit innenpolitischen Fragen. Tschistokjow leitete sein neues Ansiedlungs- und Landwirtschaftsprogramm ein, um kinderreichen Familien eine Zukunft in den ländlichen Regionen aufzubauen.
Dr. Gugin versuchte weiter händeringend, die Wirtschaftskrise zu beheben und die restlichen Industriebetriebe im Land durch massive staatliche Subventionen vor dem Zusammenbruch zu bewahren.
Nach einer Zeit des intensiven Brütens und der Frustration setzte Artur Tschistokjow jedoch wieder auf Angriff. Seine Anhänger außerhalb des von ihm beherrschten Gebietes in Russland und der Ukraine waren in den letzten Wochen tief verunsichert worden und nicht wenige hatten der Freiheitsbewegung den Rücken gekehrt. Der eine oder andere war sogar zu den wesentlich erfolgreicheren Kollektivisten übergelaufen.
Diese hatten sich nun schon fast überall im Westen Russlands zu schlagkräftigen Trupps organisiert und machten den kleinen Häufchen der Rus in deren Heimatstädten das Leben schwer. Sie sammelten die Namen ihrer politischen Gegner, suchten ihre Adressen heraus, überfielen ihre Treffpunkte und schüchterten sie erfolgreich mit Drohungen und Gewaltaktionen ein.
Artur reiste Mitte September nach Pskov und gründete dort eine neue Ortsgruppe. Frank und Alfred machten sich erneut, zusammen mit Hunderten von Mitstreitern, auf den Weg ins nördliche Russland und verteilten Zeitungen und Flugblätter. In Ostrov, an der lettischen Grenze, wurden sie von einem kleinen Trupp junger Kollektivisten überfallen. Die Angreifer wussten allerdings nicht, dass sie

hier auf erfahrene Kämpfer stießen und wurden selbst zusammengeprügelt.
Doch letztendlich waren derartige Aktionen lediglich ein Tropfen auf den heißen Stein. Es musste eine weitere, erfolgreiche Demonstration her, um die Demütigung von Smolensk wieder auszumerzen und die verlorene Ehre zurückzugewinnen.
Artur Tschistokjow suchte sich schließlich die Stadt Roslav direkt hinter der weißrussischen Grenze aus und zog mit 10.000 Anhängern durch die Straßen. Die örtliche Polizei war zahlenmäßig kaum in der Lage, die Rus zu stoppen und auch die Kollektivisten wurden kalt erwischt. Die wenigen Hundert, die sich zu einer spontanen Gegendemonstration versammelt hatten, wurden von Tschistokjows Ordnertrupps in die Flucht geschlagen. Wen Frank und seine Leute in die Finger bekamen, dem verpassten sie eine heftige Abreibung.
Die Niederlage von Smolensk war damit zwar nicht gerächt worden, aber zumindest hatten Tschistokjows Leute wieder ein wenig mehr Selbstvertrauen hinzugewonnen. Das weißrussische Fernsehen verklärte den kleinen Protestmarsch in Roslav allerdings zu einem „großen politischen Sieg“.
Bald zogen die Rus bei ihren Aktionen in den verfallenen Dörfern entlang der Grenze nun auch selbst mit Wagen voller geschmierter Brötchen los und verteilten diese an die Armen und Verzweifelten.
Peter Ulljewski und sein Geheimdienst hoben derweil eine kollektivistische Gruppe in Wilna aus und Tschistokjows Fernsehsender und Zeitungen schlachteten die Sache bis ins Detail aus.
Von GCF-Truppen, die Weißrussland ursprünglich angreifen sollten, war im September des Jahres 2036 noch immer

nichts zu sehen. Mehr und mehr von ihnen wurden aus Russland in den Iran verlegt, wo die Rebellen langsam wieder in die Berge zurückgedrängt werden konnten.
Weiterhin kriselte es auch in anderen Ländern. In Indien kam es in den größeren Städten zu Tumulten aufgrund von Nahrungsmittelknappheit, welche ebenfalls durch die GCF niedergeschlagen werden mussten. Wieder einmal lief die Rekrutierung neuer Soldaten für die internationalen Streitkräfte auf Hochtouren, denn jene waren als Überwacher zunehmend an vielen Orten der Erde notwendig. Für Kriege gegen abtrünnige Staaten wie Japan oder Weißrussland standen sie derzeit nicht zur Verfügung.
Doch mit den Kollektivisten und den örtlichen Sicherheitskräften hatten die Rus schon genügend Gegner, die ihnen zahlen- und kräftemäßig um ein Vielfaches überlegen waren.
Trotz allem infiltrierten Tschistokjows Anhänger jedoch weiter unbeirrt die nördliche Ukraine und den Westen Russlands. Die Auseinandersetzungen mit den Kollektivisten nahmen nun stetig zu, doch das schreckte die meisten Rus nicht ab.
Weißrusslands Wirtschaftminister Dr. Gugin war es inzwischen nach immensen Anstrengungen gelungen, die Ökonomie des Landes weitgehend zu stabilisieren. Fast sämtliche Steuereinnahmen flossen als Subventionen in die Industrie und Landwirtschaft zurück oder wurden für diverse Aufbaumaßnahmen verwendet. Anfang Oktober schaffte Artur Tschistokjow den Scanchip ab und führte wieder das Bargeld ein. Die wenigen Banken in Weißrussland, Litauen und Lettland wurden nun auch endgültig verstaatlicht, worauf die internationale Presse mit einem Feuer des Hasses und der Verleumdung reagierte.

Frank hatte inzwischen kaum noch Zeit gehabt, um nach Ivas zurückzukehren und sich mit Julia zu treffen. Auf sein Angebot, sich eine Wohnung in Minsk zu nehmen, ging die junge Frau vorerst nicht ein und so sahen sich die beiden immer seltener.

Draußen war es dunkel geworden und Frank saß in einer fast leerstehenden Wohnung im Zentrum von Gomel. Hier war er für ein paar Tage einquartiert worden, denn übermorgen sollte es wieder einmal ins westrussische Grenzgebiet gehen, um Werbung für die Freiheitsbewegung zu machen. Alf und fünf weitere Russen von der Ordnertruppe hausten ebenfalls hier und schliefen auf alten Matratzen oder unbequemen Feldbetten. Gerade war aber niemand außer Frank in dieser ungemütlichen Unterkunft. Bäumer und die anderen waren noch kurz in die Stadt gegangen, um ein paar Lebensmittel einzukaufen.
Gomel, diese Stadt hatte in den Zeiten, als die Freiheitsbewegung Weißrussland eroberte, ein furchtbares Blutbad gesehen. Frank und Alf lief noch immer ein Schauer über den Rücken, wenn sie hier durch die Straßen liefen. Damals hatte die weißrussische Polizei einfach Hunderte von Demonstranten zusammengeschossen und auch Frank und Alf hatten nur mit Glück aus dem blutigen Getümmel entkommen können. Doch derartige Szenarien würde es noch viele geben, wenn sie sich weiter nach Russland vorwagten. Da war sich der junge Mann sicher. Und eines Tages konnte ihn sein ewiges Glück auch einmal verlassen.
„Sisyphusarbeit …“, murmelte Frank leise und starrte die hässliche, vergilbte Tapete an der gegenüberliegenden Wand an.

„Wenn Julia eines Tages wirklich nach Wilna zum Studieren geht, dann bin ich sie auch irgendwann endgültig los“, schoss es ihm durch den Kopf.
Aber was verlangte er auch von ihr? Sollte sie für alle Zeiten in Ivas auf ihn warten und darauf hoffen, dass er eines Tages siegreich zurückkehrte? Nach Jahrzehnten des Kampfes? Vermutlich würde er eher in einer Holzkiste in sein Heimatdorf überführt werden, sinnierte Kohlhaas traurig. Das war viel wahrscheinlicher.
In Ivas hatte er sie jedenfalls „unter Kontrolle“, gestand er sich ein. Dort hatte er sie im Blick, wie einen wichtigen Truppenverband, wie eine Schwadron Ordner. Allerdings war Julia kein Regiment auf einer strategischen Karte, sondern eine sehr intelligente, schöne Frau, die ein Recht darauf hatte, etwas aus ihrem Leben zu machen.
„Das ewig wartende Heimchen am Herd ist nichts für dich …“, sagte Frank, während er Julias Bild vor seinem geistigen Auge betrachtete.
Was würde passieren, wenn sie in Wilna, Minsk oder einer anderen Stadt studierte? Würde ein zweiter „Viktor“ auftauchen? Ein netterer, klügerer und besserer Mann als er selbst? Ein Mann, der sich eher aus allem heraushielt, und kein Held, dafür aber ein normaler Mensch war?
Frank zerbrach sich den Kopf über diese Dinge und seine Stimmung wurde mit jedem neuen Gedankengang schlechter.
„Wenn sie eine gute Frau wäre, dann würde sie mich unterstützen. Ich opfere mich doch auch für sie und alle anderen!“, zischte er plötzlich durch den Raum und ballte die Faust.
Nur Sekunden später wurde ihm jedoch bewusst, dass er so etwas nicht verlangen konnte. Nein, die Tochter des Außenministers war mehr als nur ein Anhängsel ihres

Vaters oder eines von Depressionen geplagten Straßenkämpfers. Sie hatte nicht nur ein Engelsgesicht zu bieten, sondern auch einen wachen Geist, den sie aus gutem Grund schulen wollte. Auch sie konnte viel aus sich machen und Frank hatte kein Recht, sie daran zu hindern. Zudem konnte er es ohnehin nicht.

„Fuck!“, grollte er und trat gegen ein altes, schäbiges Sofa in der Mitte des Raumes.

Kurz darauf wurde die Wohnungstür aufgeschlossen und ein Haufen laut schwatzender Ordner kam herein. Alf ließ einige blöde Sprüche in gebrochenem Russisch los und die ihn begleitenden Ordner lachten durcheinander. Kohlhaas verzog hingegen sein Gesicht und hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten.

„Jetzt gibt's erst mal Mampfimampf!“, tönte Bäumer und schwang eine Plastiktüte voller Lebensmittel. Dann kam er dämlich grinsend auf Frank zu.

„Mampfimampf!“

„Ja, schön!“, murrte sein Freund.

„Hast du keinen Hunger, oder was? Hier sind leckere, belegte Brötchen drin, General Frankus …“, nervte Alf.

„Sehr witzig!“

„Was ist denn los, Alter?“

„Nichts, schon gut…“

„He, Alexei! Erzähle Frank mal den Witz mit den Jungfrauen und dem Auto. Der ist echt genial!“, rief Bäumer in Richtung eines Russen.

Sofort kam ein breitschultriger Ordner auf Kohlhaas zu und fing augenblicklich an zu schwatzen. Alf lachte schon im Voraus, obwohl er den Witz schon oft gehört hatte.

„Also, Frank!“, sagte der Rus. „Gehen vier Jungfrauen auf einen Berg, wo ein altes Auto steht. Plötzlich kommt ein Mann vorbei und der hat einen riesigen…“

Erneut stieß Bäumer ein blökendes Lachen aus und der kantige Russe verlor für einen Augenblick den Faden. Dann überlegte er kurz, während Frank ihn nur frustriert anstarrte und die Augen verdrehte …

Während sich die Rus weiter auszubreiten versuchten, waren ihre Gegner ebenfalls nicht untätig und konnten große Erfolge vorweisen. Vitali Uljanin führte in Moskau den „Kampftag der Arbeiter und Entrechteten" durch und versammelte nicht weniger als 300000 Menschen vor dem Kreml. Diesmal geriet die Situation jedoch außer Kontrolle.

Nach der Veranstaltung zogen Tausende von Frustrierten auf eigene Faust durch die Straßen der russischen Metropole und schlugen alles kurz und klein. Bei Zusammenstößen mit der Polizei, die von oben den Befehl erhalten hatte, sich den Demonstrierenden gegenüber nachsichtig und wohlwollend zu verhalten, wurden 23 Beamte getötet.

Uljanins Anhängerschaft stürmte an diesem Tag plündernd durch die Straßen und ließ ihre Wut an allem und jedem aus. Viele Einwanderer aus den Teilrepubliken der alten Sowjetunion, die mittlerweile große Teile Moskaus bevölkerten, schlossen sich der rasenden Horde an und verwüsteten die Innenstadt. Mehrere Tage lang wütete der Mob in Moskaus Straßen und lieferte sich am Ende Straßenschlachten mit den Polizisten, deren Sympathie für die Kollektivisten daraufhin spürbar abnahm.

Die Medien versuchten das Ganze zwar schön zu reden oder zu vertuschen, doch der „Kampftag der Arbeiter und Entrechteten", welcher ursprünglich eine Werbeveranstaltung für den Kollektivismus sein sollte, blieb vielen Moskauer Bürgern nur noch als Schrecken in Erinnerung.

Artur Tschistokjow nutzte die Gelegenheit unverzüglich und verkündete in einer Fernsehansprache, die auch in Russland empfangen werden konnte, dass die Kollektivisten in Moskau ihre „wahre Teufelsfratze" gezeigt hatten.

Die Rus selbst organisierten kurz darauf einige kleinere Versammlungen in den russischen Kleinstädten östlich der Grenze und verschafften sich bei vielen Bürgern Sympathien.
Anschließend zogen sie mit 12000 Demonstranten durch die Kleinstadt Pytalovo und konnten auch dort nicht gestoppt werden. Wenige Tage später redete Artur Tschistokjow in Nowgorod, Percoy, Izborks und Sebez vor mehreren Tausend Menschen.
Die grenznahen Ortschaften waren schnell zu erreichen und notfalls auch zügig wieder zu verlassen, wenn es Probleme gab. Doch die Veranstaltungen verliefen bis auf kleinere Zwischenfälle ruhig. Wo kollektivistische Störer auftauchten, bekamen sie die schlagkräftige Unnachgiebigkeit der Ordnertrupps zu spüren.
Es ging für Tschistokjows Organisation in den westrussischen Gebieten langsam wieder aufwärts und schrittweise gründeten sich in zahlreichen Ortschaften neue Gruppen und Verbände der Freiheitsbewegung.
Artur Tschistokjow machte Sergej Spehar, einen intelligenten und zugleich sehr charakterstarken und kämpferischen Mann Anfang dreißig, zum obersten Leiter aller russischen Ortsgruppen und Verbände.
Seinem jüngeren Brüder Timur übergab er die Leitung der Freiheitsbewegung der Rus in der Ukraine. Damit verfolgte er das Ziel, seine Anhänger unabhängiger und autonomer zu machen, damit sie eigenständig und schneller Kundgebungen und Protestmärsche organisieren konnten. Das

Konzept ging auf. Die beiden Brüder entfalteten einen fieberhaften Aktivismus und dehnten den Einfluss der Freiheitsbewegung weiter nach Süden und Osten aus.
Sie führten einige Demonstrationen im ukrainischen Grenzgebiet und südlich von Nowgorod durch. Als Veranstaltungsorte suchten sie sich hierbei ausschließlich kleinere Ortschaften und Städte aus. Trotzdem stießen sie auch hier des Öfteren mit der Staatsgewalt und kollektivistischen Gruppen zusammen.
Ende Oktober wurden vier junge Mitglieder der Rus in Krestcy von KKG-Leuten erschossen, eine Woche später erstachen Vermummte den Ortsverbandsleiter der Freiheitsbewegung von Jamm. Tschistokjows Anhänger rächten sich daraufhin und erschlugen drei Kollektivisten in Nowgorod. Der Kleinkrieg in den Städten und Ortschaften Westrusslands begann langsam zu eskalieren.

Frank und Alfred hatten sich nach wochenlangem Aktionismus wieder nach Ivas begeben und freuten sich über einige ruhige Tage. Sven Weber und der größte Teil der Dorfjugend waren allerdings noch immer in Russland unterwegs.
In der letzten Woche waren zwei junge Männer aus Ivas beim Flugblätterverteilen von der Polizei aufgegriffen und in Gewahrsam genommen worden, wie Julia erzählt hatte. Seitdem hatte man nichts mehr von ihnen gehört.
Heute hatte Kohlhaas schon den halben Tag im Bett gelegen und ferngesehen. Gegen Mittag stand er auf und schlenderte durch das Dorf. Wie sehr hatte er die Ruhe von Ivas in der letzten Zeit vermisst!
Er aß mit Julia ein leckeres Schnitzel in Steffen de Vries' Cafe und spazierte mit ihr anschließend noch eine Weile

durch den Wald. Gegen Abend stattete er HOK, dem genialen Informatiker, einen unangekündigten Besuch ab.
„Mal sehen, was mein Neffe Nico so macht?“, dachte er sich und beschloss, den korpulenten Computerexperten einen Blick auf Nicos Scanchip werfen zu lassen.
HOKs noch immer nicht renoviertes Haus erschien verlassen. Die Rollläden waren geschlossen und kein Lebenszeichen war von außen zu erkennen.
„Holger, mach mal auf!“, rief Frank und bollerte gegen die Haustür.
Ein Rollladen wurde nach oben gezogen und ein leises Rumpeln war zu vernehmen.
„Wer ist da?“, tönte es aus der oberen Etage.
„Ich! Frank!“
„Komme runter!“
Kohlhaas hörte HOK mit polternden Schritten die Treppe hinabsteigen und der Informatiker öffnete die Tür.
„Ja?“
„Störe ich?“
„Nein, passt schon. Was kann ich für dich tun?“
„Ach, ich wollte nur mal vorbeischauen. Vielleicht gibt es ja etwas Neues von Nico …“
„Nico?“
„Mein Neffe!“
„Ach, der Nico! Soll ich mal auf seinen Scanchip gucken?“
„Ja, wenn es dir nicht zu viel Umstände bereitet.“
„Ach, nein! Seit der Revolution in Litauen bin ich ohnehin nicht mehr sehr beschäftigt“, brummte HOK enttäuscht.
„Und was machst du jetzt den ganzen Tag?“, wollte Frank wissen.
„Alles Mögliche! Rumhängen, im Internet surfen und so weiter“, erklärte der Informatiker.

„Du kannst dich doch auch bei der Freiheitsbewegung engagieren. Das hält fit!“, meinte Frank sarkastisch.
„Und mir ‘ne Kugel einfangen? Nein, Straßenkämpfe sind nicht mein Spezialgebiet. Sorry!“, erwiderte HOK. „Und jetzt komm erst einmal rein!“
Sie gingen in die obere Etage. Der Cyber-Freak hatte sich einen weiteren Computerraum eingerichtet – mit Blick auf seinen verwahrlosten Garten.
„Das ist wahrer Luxus! Zwei Computer! In jeder Etage einen!“, schwärmte HOK. Frank zog die Augenbrauen nach oben und sah sich um.
Plötzlich streifte sein Blick eine verdreckte Glasvitrine, in der seltsame Miniaturen standen. Frank riss verblüfft die Augen auf.
„He, he! Das gibt’s doch nicht! Das sind ja alte Miniaturen von Battle Hammer! Wie geil ist das denn?“, rief er aus.
HOK lächelte. „Ach? Du kennst Battle Hammer noch?“
„Klar! Ich hatte auch eine Menge von den Figuren. Orks, Menschen, Elfen, Zwerge und so weiter!“, antwortete Kohlhaas entzückt.
„Die kennst du ja dann!“, meinte HOK und zeigte auf einige hervorragend bemalte Zinnfiguren.
„Äh, das sind Ritter des Goldordens, oder?“
„Bingo! Du kennst dich ja richtig aus. Ich habe fast 6000 Miniaturen. Eine riesige Menschenarmee, eine Orkhorde, ein paar hundert Zwerge …“
„Genial!“, rief Frank und freute sich wie ein Kleinkind.
„Komm mit!“ Der Informatiker zog seinen Gast mit sich und führte ihn in einen anderen Raum.
Frank quollen die Augen über. Hier standen noch mehr Vitrinen voller Figuren herum.
„Wahnsinn!“, brachte Kohlhaas nur heraus.

„Ich habe die Fantasy- und Science-Fiction-Version von Battle Hammer. Und auch die Zusatzboxen. Letzte Woche habe ich mir noch ein paar Untote im Internet bestellt. Da werden die Sachen mittlerweile hoch gehandelt!", bemerkte HOK stolz.
„Untote hatte ich früher auch ein paar …", sagte Frank.
„Da! Vampire! Normale Untote! Zombies, Gruftkrabbler!", brabbelte der korpulente Zeitgenosse vor sich hin und zeigte seinem erstaunten Gast eine riesige Armee von Miniaturen auf der Fensterbank.
„Ich musste meine geliebten Orks und den Rest meiner Sammlung zurücklassen, als sie mich nach Big Eye geschleppt haben", meinte Frank betrübt.
„Kennst du die alten Regeln von Battle Hammer noch?", fragte HOK.
„Naja, das ist schon verdammt lange her …"
„Ich habe alle Regelbücher da! Wir können mal ‘ne Runde zocken. Endlich habe ich mal einen gefunden, der Battle Hammer kennt. Und das hier in Ivas!"
„Ja, das ist eine brillante Idee!", rief Kohlhaas mit strahlenden Augen.
„Was wollen wir denn spielen? Battle Hammer Fantastic oder Space Battle Hammer?", drängte HOK glücklich.
„Ist mir eigentlich egal. Schauen wir mal. Ich komme morgen Mittag mal vorbei, dann machen wir ein Spielchen!", erwiderte Frank.
„Hach!" Der verdrehte Cyber-Freak streichelte mit seinen dicklichen Fingern zärtlich ein Monster aus Zinn, das schon gehörig Staub angesetzt hatte und betrachtete es liebevoll wie einen Goldschatz. „Mein Kleiner, ich dachte schon, dass du nie mehr zum Einsatz kommst!"
Wenig später hatten sich die beiden vor dem Computer niedergelassen und HOK tippte sich wieder einmal mit

unfassbarer Geschwindigkeit durch die geheimen Datenbanken der Registrierungsbehörde des Verwaltungssektors „Europa-Mitte“.
„Da haben wir ihn ja, deinen Neffen!“, murmelte er.
Frank starrte gespannt auf den Bildschirm. Es dauerte nur noch wenige Minuten, bis HOK einen Zugang zu den Sub-Dateien von Nicos Scanchip gefunden hatte.
„Ach, du Scheiße!“, stieß er plötzlich aus.
„Was ist denn?“, fragte Frank und versuchte die winzigen Buchstaben auf dem Bildschirm zu entziffern.
„Nico Günther, ‚GCF Junior Academy of Officiers, Berlin’. Du kannst ja selber lesen”, sagte der Informatiker verstört.
Frank schluckte und traute seinen Augen nicht. Das alles überforderte seinen Verstand jetzt ein wenig …

Nachdem Kohlhaas verwirrt nach Hause gelaufen war, ging er noch einmal ins Internet und besuchte die Homepage der Berliner „Junior GCF Academy of Officiers“.
Hier fand er tatsächlich ein Foto von seinem Neffen. Darauf lächelte der zehnjährige Junge in Uniform stolz und hielt ein Zeugnis in der Hand. „Jahrgangsbester 2036, Nico Günther“ stand unter dem Foto. Frank schüttelte den Kopf und schaltete enttäuscht den Computer aus.
„Das ist schon übel!“, bemerkte Alf, kam ins Wohnzimmer und klopfte seinem Freund auf die Schulter.
„Er ist sogar Jahrgangsbester, der Kleine“, sagte Kohlhaas mit einem tiefen Seufzen.
„Ich wollte es nicht glauben, als du es mir erzählt hast, Alter!“, kam von Bäumer, der ebenfalls verdutzt war.
Frank setzte ein zynisches Lächeln auf. „Da liquidieren sie seine Mutter, stecken ihn in ein Waisenhaus und machen

den Jungen dann zu einem GCF-Offizier. Diese Rattenbrut!“
„Waisenkinder sind bei der GCF gerne gesehen!“
„Ich weiß. Das ideale Menschenmaterial …“
„Nimm es nicht so tragisch!“, sagte Alf.
„Mein letzter noch lebender Verwandter wird GCF-Offizier. Das ist doch ein schlechter Witz!“, murmelte Frank.
„Es ist nicht zu ändern!“
„Eines Tages knallt er vielleicht seinen alten Onkel Frank über den Haufen und glaubt auch noch, dass er damit etwas Gutes getan hat!“
„Wer weiß, was sie ihm über seine Mutter erzählt haben?“
„Lügen! Was sonst!“, schnaubte Frank.
Alfred schwieg und betrachte seinen Mitbewohner, der betrübt aus dem Fenster blickte.
„Willkommen im Irrenhaus! Diese Welt ist doch ein großer Haufen Scheiße!“, murmelte Kohlhaas und ging in sein Zimmer. Alf sah ihn den Rest des Tages nicht mehr.

Obwohl er die letzte Nacht kaum Schlaf gefunden hatte und von Zweifeln und Depressionen geplagt worden war, sagte Frank das Battle Hammer Spiel gegen HOK nicht ab. Immerhin war es eine hervorragende Möglichkeit, ein wenig Ablenkung zu finden und für ein paar Stunden gelang es ihm auch, in eine andere Welt abzutauchen und die wenig erfreuliche Realität in seinem Kopf zurückzudrängen.
HOK hatte Hunderte von Miniaturen auf einem wundervoll eingerichteten Spieltisch aufgebaut. Frank befehligte eine liebevoll bemalte Orkarmee, sein Gegner eine Streitmacht aus Menschen.

„Ich zaubere mit meinem Orkschamanen die „Magische Kopfnuss“ auf deinen General!“, erklärte Frank und würfelte.
„Ha, ha! Klappt nicht!“, höhnte HOK.
Kohlhaas überlegte. „Gut, dann lass uns mal die Nahkampfphase machen! Ich fange mit meinem Orkhäuptling und seiner Leibwache an!“
„Mist!“, murrte der Informatiker und starrte entsetzt auf die Würfel, die über den Spieltisch kullerten.
„Deine Landsknechte sind platt!“, meinte Frank trocken.
„Gleich bin ich dran …“, brummte sein massiger Gegenspieler und sann auf Rache.
HOK schob seine Truppen vorwärts und setzte ein selbstsicheres Grinsen auf.
„Die Ritter greifen die Kobolde an!“
„Die Schwertkämpfer die Orks hier!“
Erregt würfelte der Informatiker und stieß sofort einen triumphierenden Schrei aus. So ging es noch einige Stunden lang. Letztendlich wurde Frank von seinem erfahrenen Gegner knapp besiegt, aber die Partie hatte trotzdem riesigen Spaß gemacht. Die beiden verabredeten sich für eine Revanche und Frank bat HOK, im Internet nach ein paar Miniaturen für ihn zu suchen.
„Ich fange wieder mit Battle Hammer an. Das ist doch das geilste Spiel der Welt. Wenn du ein paar der alten Figuren im Internet auftreiben kannst, dann bestelle sie für mich!“, sagte Frank und verabschiedete sich.
„Geht klar!“, rief ihm HOK hinterher und schmunzelte.

Schlag ins Leere

Am liebsten wäre Frank in Ivas geblieben, aber Wilden, der Außenminister Weißrusslands, welcher sein Heimatdorf nunmehr seit vielen Wochen nicht mehr besucht und seine Familie ebenfalls komplett vernachlässigt hatte, machte ihm die Hölle heiß und forderte seinen besten Kämpfer mehrfach nachdrücklich auf, wieder nach Minsk zu kommen.
Murrend machte sich Frank Anfang November auf den Weg. Sein Freund Alf folgte ihm wie immer nach. HOK hatte in der Zwischenzeit eine ganze Orkstreitmacht im Internet ersteigert, die nun bei ihm auf ihren neuen Besitzer wartete. Doch Kohlhaas war jetzt wieder in der bitteren Realität gelandet und wurde nach Cernihiv geschickt.
Die Rus hatten sich in Westrussland weiter ausgebreitet und neue Ortsgruppen und Unterorganisationen gegründet. Tschistokjow hatte seine Fäden erfolgreich gesponnen und seine Freiheitsbewegung mit der Woschod Solnza, einer patriotischen Gruppierung aus Russland, zusammengeschlossen.
Gleichzeitig hatten die Konflikte mit dem politischen Gegner stetig zugenommen. Dutzende Tote und Verletzte hatte es in den letzten Wochen auf beiden Seiten gegeben. Ein Protestmarsch durch Brjansk war von Sergej Spehar und seinen Leuten nach kurzer Zeit abgebrochen worden, nachdem eine große Masse wütender Kollektivisten die Demonstrierenden angriffen hatte. Die Polizei hatte an diesem Tag mehrere hundert Rus verhaftet und die Männer wurden nun unter dem Vorwurf des Landfriedensbruches dem Richter vorgeführt. Vitali Uljanin baute seine Bewegung hingegen in großem Stil aus und die Medien

gewährten ihm mehrfach Audienzen. In zahlreichen Großstädten führten die Kollektivisten Massenkundgebungen durch und die Zahl ihrer Anhänger vervielfachte sich innerhalb kürzester Zeit. Oft gingen die Teilnehmer nach den Demonstrationen auf die Polizei los und ließen ihren Frust an den Beamten, die von ihren obersten Dienstherren zum Nichtstun verurteilt worden waren, mit brutaler Gewalt aus.

Uljanin warb nun auch verstärkt um die Gunst der Fremden aus Vorder- und Zentralasien, welche in den Metropolen des Landes einen immer größer werdenden Bevölkerungsanteil stellten. Er versprach ihnen Privilegien und führte sie in großer Zahl seiner Massenbewegung zu.

Vor allem der militante Arm der Kollektivistischen Vereinigung für soziale Gerechtigkeit, der KKG, wurde mit ihnen massiv aufgestockt. In einigen Großstädten und vor allem in Moskau bestanden die KKG-Trupps bald zu einem beträchtlichen Teil aus Aserbaidschanern, Georgiern, Usbeken, Tadschiken, Kasachen, Kirgisen, Chinesen, Türken, Armeniern und anderen Nichtrussen.

Einen anderen Großteil der bewaffneten Kollektivistentrupps machten jedoch auch Russen aus, die vollkommen durch jedes soziale Netz gefallen waren, nichts mehr zu verlieren hatten und in ihrer Verzweiflung jedem hinterherliefen, der ihnen das Blaue vom Himmel versprach.

Die meisten der KKG-Männer verstanden die „Philosophie“ Mardochows und die politischen Weisungen Uljanins nicht einmal ansatzweise, aber die Versprechungen von Gleichheit, Gerechtigkeit und einer rosigen Zukunft klangen wie Musik in ihren Ohren.

Diese von den kollektivistischen Agitatoren geschickt instrumentalisierten Männer konnten extrem gefährlich werden und waren in der Lage, fast jeden Gegner in ihrer

ungezügelten Wut niederzumachen. Allerdings befanden sich in den Reihen der Freiheitsbewegung der Rus vielfach ähnlich strukturierte Anhänger und oft waren auch diese vollkommen verzweifelt und zu allem bereit. So fielen bei den immer wiederkehrenden Straßenkämpfen auf beiden Seiten frustrierte, fanatische und aufgeputschte Männer übereinander her und schlugen, schossen und stachen sich, von verschiedenen Lehren getrieben, gegenseitig nieder.

„Fast 20 Millionen Menschen haben sich mittlerweile in „Europa-Ost" schon mit einem implantierten Scanchip registrieren lassen. In England sind es schon fast 68 Prozent der Bevölkerung, in Nordamerika sind es bereits über 100 Millionen …"
„Aha? Weiter!", sagte der Weltpräsident barsch.
Sein Sekretär, Mr. Morris, sah kurz mit unterwürfiger Miene auf und fuhr dann mit seinem Bericht fort.
„In Deutschland sind es nur 16 Millionen … bisher!"
„In Frankreich sind es jetzt etwa 20 Millionen …"
„In Italien sind es …"
„Gut! Das reicht!", fiel der Vorsitzende des Weltverbundes seinem Sekretär mürrisch ins Wort.
„Ja, Herr Weltpräsident!", gab der grauhaarige Mann zurück.
„Es ging im Jahre 2034 zügig los. Jetzt stagniert die Massenregistrierung gewaltig!", donnerte der Politiker und stand von seinem Bürostuhl auf.
„Ich kann mir das nicht erklären, Herr Weltpräsident!", stammelte Morris.
„Das müssen Sie auch nicht, denn das ist nicht Ihre Aufgabe! Sie müssen sich gar nichts erklären können!"
„Ja, Herr Weltpräsident!"

„Der Implantationschip ist der Schlüssel zur vollkommenen Herrschaft. Und nur Macht und Herrschaft sind die Dinge auf der Welt, die wirklich Bedeutung für uns haben“, erklärte das Oberhaupt der Weltregierung und tigerte durch sein luxuriös eingerichtetes Büro.
„Die Medien fordern die Leute doch jeden Tag mehrfach auf, sich registrieren zu lassen. Warum stagniert es dann in den letzten Monaten?“, fragte der Sekretär.
„Die freiwillige Registrierung war Stufe 1. Bald wird die zweite Stufe folgen: Die Zwangsregistrierung! Zuerst in Nordamerika und dann in Westeuropa!“, bemerkte der Weltpräsident kalt.
Mr. Morris schwieg für einige Minuten und schien zu grübeln. Nervös spielte er mit seinem Kugelschreiber herum, dann holte er tief Luft.
„Manche Leute sagen, dass die Implantationschips Nano-Giftkapseln enthalten. Sie sagen, dass man damit Menschen per Knopfdruck töten kann. Es sieht dann von außen wie ein Herzinfarkt oder so aus …“
Der Weltpräsident schwieg und hatte seinem Mitarbeiter noch immer den Rücken zugewandt. Jetzt drehte er sich langsam um und sah Mr. Morris mit finsterer Miene an.
„Wie bitte?“, knurrte er.
Morris schluckte und versuchte, freundlich zu lächeln. „Ach, nichts! Ich habe da so etwas im Internet gelesen … ich meine gehört …“
„Was haben Sie gehört, Mr. Morris?“
„Diesen Unsinn mit den Nano-Giftkapseln in den Implantationschips. Blödsinn! Verschwörungstheorien!“, sagte der Sekretär mit bebender Stimme.
Der Weltpräsident lächelte. „Warum sollte man den Menschen Implantationschips einpflanzen und dann darin Nano-Giftkapseln platzieren?“

Morris fühlte sich erleichtert, immerhin schaute sein Vorgesetzter jetzt wieder freundlicher und wirkte gelöst.
„Da hat mir tatsächlich einer vor ein paar Tagen erzählt, dass die Weltregierung Personen mit Implantationschips, die sich politisch unkorrekt verhalten, in Zukunft per Knopfdruck töten kann. Die Nano-Giftkapsel wird dann per Fernsteuerung aktiviert, verstehen Sie?“
„Das ist ja abenteuerlich, was?“, schmunzelte der Weltpräsident.
„Ja! Es gibt wirklich Spinner!“, lachte Mr. Morris.
„Würde eine humanistische und demokratische Weltregierung so etwas tun?“, fragte ihn sein Chef.
„Nein! Das ist absurd! Aber es wird immer schlimmer mit diesen Verschwörungstheoretikern im Internet. Was die alles schreiben“, meinte Mr. Morris.
„Wie lange haben Sie denn schon Ihren Implantationschip, mein Guter?“, wollte der Weltpräsident wissen und setzte ein verschmitztes Gesicht auf.
„Ich? Ich habe mich sofort registrieren lassen. Das ist doch eine tolle Erfindung. Es ersetzt den Zahlungsverkehr, den Personalausweis und so weiter. Bequemer geht es nicht!“, erklärte der Sekretär lässig.
„Und sie leben noch! Also tragen Sie auch keine Nano-Giftkapsel in sich, Mr. Morris! Ha, ha!“
Der Weltpräsident hielt sich den Bauch vor Lachen und sein Sekretär nickte zustimmend.
„Ja, das stimmt!“, kam von dem grauhaarigen Mann zurück.
„Welchen Logengrad haben Sie eigentlich mittlerweile, Mr. Morris?“
„Wie bitte?“
„Sind Sie inzwischen schon einen Grad weiter?“

Der Sekretär wirkte verwirrt. „Nein, leider bin ich noch immer im 4. Grad, Herr Weltpräsident …“

„Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag, Mr. Morris!“, sprach der Vorsitzende des Weltverbundes und klopfte seinem Diener auf die Schulter.

Dem gealterten Sekretär fehlten für einige Sekunden die Worte, gerne hätte er mit seinem Herrn noch geplaudert. Auf eine derart gelöste und persönliche Weise hatten sie sich vorher noch nie unterhalten. So nahe war er an das Oberhaupt des Weltverbundes bisher noch nicht herangekommen.

„Ich gehe dann, Herr Weltpräsident!“, murmelte Mr. Morris und klappte seinen Laptop zusammen.

„Auf Wiedersehen!“, erwiderte sein Chef und starrte ihm mit ausdrucksloser Miene hinterher.

Mr. Morris verließ den Wolkenkratzer und eilte durch die Straßen von New York City, immerhin musste er noch ein Geschenk für seine älteste Tochter kaufen, die heute Geburtstag hatte.

Der Mann feierte im Kreise seiner Familie ein wundervolles Fest und nahm seine Tochter noch einmal liebevoll in den Arm, bevor er zu Bett ging. Der in die Jahre gekommene Sekretär dachte noch kurz an das aufregende und amüsante Gespräch mit dem mächtigsten Mann der Erde, seinem Chef. Dann schlief er mit einem zufriedenen Lächeln ein.

Seine Frau fand ihn am nächsten Morgen tot in seinem Bett. Offenbar hatte er im Schlaf einen Hirnschlag erlitten. Das war allerdings nichts Ungewöhnliches, denn Mr. Morris war immerhin schon 61 Jahre alt.

Artur Tschistokjow und Sergej Spehar bereiteten eine weitere Großkundgebung vor. Diesmal in Velikie Luki. Im

Vorfeld verkündete der weißrussische Präsident dagegen im Fernsehen, dass die Freiheitsbewegung der Rus erneut nach Smolensk kommen wollte. Die Behörden und Kollektivisten liefen dagegen Sturm und Uljanin kam erneut persönlich in die westrussische Großstadt, um vor über 60000 Anhängern zu sprechen.
Ein massives Polizeiaufgebot, diesmal waren auch Elitetrupps der „Global Police" (GP) dabei, riegelte die Innenstadt hermetisch ab. Letztendlich wurden sogar einige GCF-Soldaten nach Smolensk beordert. Offenbar wurde mit blutigsten Auseinandersetzungen gerechnet.
Doch nichts passierte. Kein einziger Rus tauchte auf – zumindest nicht in Smolensk. Stattdessen zogen über 17.000 von Tschistokjows Mitstreitern durch Velikie Luki und konnten weder von ihren überforderten politischen Gegnern noch von den wenigen Polizisten vor Ort aufgehalten werden.
Die Freiheitsbewegung der Rus triumphierte an diesem Tag und ließ ihre Gegner dumm dastehen. Wie die Zirkustiere wurden diese vorgeführt und als sich in Smolensk keine Rus blicken ließen, entluden einige KKG-Männer ihren Frust an den Beamten.
Es kam zu schweren Straßenschlachten und massiven Zerstörungen in der Innenstadt. Trotz Uljanins Ermahnungen machte sich der Mob nach der Kundgebung selbstständig und zog randalierend durch die Straßen.
Artur Tschistokjow lehnte sich hingegen im Präsidentenpalast von Minsk zurück und sah sich die Fernsehberichte an. Durch ihren erneuten Angriff auf die Polizei hatten sich die Kollektivisten nun auch in Smolensk eine Menge Sympathien bei den Sicherheitskräften verscherzt.
Schließlich nutzte der weißrussische Präsident die Vorfälle, um die Kollektivisten propagandistisch anzugreifen. Er

bezeichnete Uljanin als „Rattenfänger“ und seine Anhänger als „Hunnenhorde“. Die Mächtigen des Weltverbundes interessierten sich allerdings noch immer nicht übermäßig für Weißrussland und die zwei winzigen baltischen Staaten, welche von den Rebellen eingenommen worden waren. Es waren kaum 15 Millionen Menschen, über die Artur Tschistokjow und seine Getreuen herrschten. Von weit über 8 Milliarden Menschen auf Erden lediglich 15 Millionen.

Da hatten die hohen Herren wahrlich andere Probleme als den weißrussischen Dissidenten. Zudem machte dessen Freiheitsbewegung auch nicht gerade den Eindruck, als ob sie morgen Russland und die Ukraine überrennen könnte.

Im Iran hatten die GCF-Truppen inzwischen wieder sämtliche Rebellen aus den größeren Städten des Landes verjagt und ihre Streitkräfte weitgehend zerschlagen. Dort war die Revolution ohne Zweifel gescheitert. Massenverhaftungen und groß angelegte Liquidierungsaktionen folgten.

Die Aufständischen mussten wieder zu ihrer alten Taktik des Guerillakrieges zurückkehren und verschwanden im zerklüfteten iranischen Hochland.

Derweil schickte Japan Militärberater und technisches Gerät nach Weißrussland, um es dem kleinen Land zu ermöglichen, zumindest im Ansatz so etwas wie eine verteidigungsfähige Armee aufzubauen.

Artur Tschistokjow führte wieder die allgemeine Wehrpflicht ein, stellte nun reguläre Regimenter auf und bezeichnete seine neuen Staatsstreitkräfte als Volksarmee der Rus. Eine erste Militärparade fand Ende November in Minsk statt.

In den folgenden Monaten eröffnete Verteidigungsminister Lossov eine erste Industrieanlage, die moderne Schusswaf-

fen und japanische „Gunjin“ Panzer herstellen konnte. Matsumoto lieferte seinen Verbündeten bald darauf sogar Raketen mit Atomsprengköpfen, welche Tschistokjow im Ernstfall zumindest als Drohmittel einzusetzen gedachte.
Alles in allem waren diese Aufrüstungsversuche jedoch bescheiden und hätten bei einem Konflikt mit der GCF nur wenig genützt. Dem weißrussischen Volk zeigten sie allerdings einen Geist der Wehrhaftigkeit und wurden von den meisten Bürgern durchaus begrüßt. Vor allem Tschistokjows Anhänger fühlten sich jetzt stärker, denn ihr Heimatland wurde langsam aber sicher zu einem richtigen Staat. Und dazu gehörte nun einmal auch eine eigenständige Armee.
Damals im Jahre 2018 und in den Jahren danach, waren nicht nur die Nationalstaaten weltweit aufgelöst worden, sondern auch die eigenständigen Streitkräfte sämtlicher Länder. Diese wurden durch die internationale Eingreiftruppe der GCF vollständig ersetzt.
Das hatte Vor- und Nachteile für die Logenbrüder. Der größte Vorteil war natürlich die Tatsache, dass die Völker selbst entwaffnet waren. Einen erheblichen Nachteil stellte jedoch der Umstand dar, dass die GCF als weltweite Armee einer unglaublich schwerfälligen Administration unterworfen war und auf gewisse Situationen nicht sehr flexibel reagieren konnte.
Weiterhin war die GCF eine gewaltige Organisation, die gigantische Regionen und Milliarden von Menschen kontrollieren musste. Ähnlich wie die römischen Legionen wurden auch sie auf der Weltkarte von einem Krisenherd zum nächsten verschoben und waren ständig irgendwo im Einsatz, um die Macht des Weltimperiums mit eiserner Faust durchzusetzen.

Nur in Ausnahmesituationen konnte es vorkommen, dass die hohen Herren der Weltpolitik einem Sub-Gouverneur die Erlaubnis erteilten, im Falle einer Kriegsgefahr eigene Milizen aufzustellen. So war es im iranischen Bürgerkrieg gewesen, als Sub-Gouverneur Kerman zuerst seine von ihm ausgehobenen Bürgermilizen gegen die Rebellen schickte, bevor ausreichend GCF-Verbände eingetroffen waren.
Eine derartige Vorgehensweise schonte die „menschlichen Ressourcen" der internationalen Streitkräfte, denn wenn irgendwo eine Rebellion oder ein Bürgerkrieg ausbrach, wurden zuerst die entbehrlichen Milizionäre vor Ort geopfert.

„Ich hatte gedacht, dass die revolutionäre Stimmung aus Weißrussland weiter nach Süden oder Osten schwappen würde, aber ich habe mich wohl getäuscht", erklärte Wilden und schlenderte neben Frank Kohlhaas durch einen herbstlichen Park in Minsk.
„Da haben uns die Kollektivisten wohl einen Strich durch die Rechnung gemacht. Russland ist so unfassbar groß. Man weiß gar nicht, wo man anfangen soll!", antwortete Frank zerknirscht.
„Uns vorerst in den ländlichen Regionen auszubreiten ist die einzige Möglichkeit. Die Großstädte sind noch zu sehr in der Hand des Systems und der Kollektivisten. Uljanins Bewegung ist mittlerweile wirklich riesig. Er hat Millionen Menschen für sich gewonnen. Davon können wir nur träumen."
Die beiden ließen sich auf einer Bank nieder und betrachteten einen kleinen Teich voller quakender Enten. Frank lächelte und warf den Tieren einige Brotkrumen zu.

„Wir werden uns nie in Russland festsetzen können oder das Volk dort für unsere Sache gewinnen. Das ist Irrsinn!“, sagte er dann.
„Irrsinn? Es ist für uns die einzige Möglichkeit zu überleben! Als nächstes werden wir uns übrigens Estland vornehmen. Artur plant da so einiges. Dann haben wir wenigstens schon einmal im gesamten Baltikum das Sagen“, bemerkte der Außenminister.
„Das könnte vielleicht klappen …“, brummte sein junger Freund und warf weitere Brotkrumen ins Wasser. Laut schnatternd fielen die Enten darüber her.
„Weißt du, mein Junge! Wenn ich dir vor ein paar Jahren gesagt hätte, dass wir eines Tages freie Männer in unserem eigenen Staat sind, hättest du das auch für Irrsinn gehalten, oder?“
„Ja, da hast du Recht!“, erwiderte Frank.
„Was machen eigentlich deine Schlafstörungen?“, fragte Wilden.
Kohlhaas überlegte kurz. „Die haben sich mittlerweile wesentlich gebessert. Es ist nicht mehr so schlimm wie noch vor einiger Zeit.“
Der ältere Herr lächelte väterlich. „Das freut mich zu hören, mein Junge!“

Artur Tschistokjow schickte bald darauf Tausende seiner Anhänger nach Estland. Seine Gruppen vor Ort hatten schon monatelang vorgearbeitet und riesige Massen von Flugschriften und Datenträgern unter das Volk gebracht. Sogar einen eigenen kleinen Fernsehsender hatten sie in Valka an der Nordgrenze Lettlands eingerichtet, welcher inzwischen täglich ein vielfältiges Programm ausstrahlte.
Die Kollektivisten hatten lediglich in der Hauptstadt Tallinn und in Tarku zwei schlagkräftige Gruppen gebildet,

in den umliegenden Regionen waren sie bisher dagegen nur schwach vertreten. Ein beträchtlicher Teil der estischen Polizeibeamten schien mittlerweile Sympathien für Tschistokjow zu hegen und meistens ließen sie seine Anhänger in Ruhe. Nur in Tarku war das noch anders.
Für den 15. Dezember hatten die Rus einen großangelegten Vorstoß in das winzige Land vorbereitet. Er sollte jedoch eher einem militärischen Angriff als einem politischen Umsturz gleichen. Diesmal begleiteten Artur Tschistokjows bewaffnete Haufen sogar Panzerwagen und Einheiten der neu aufgebauten Volksarmee der Rus. Frank war bereits seit Tagen in Parnu im Westen Estlands mit einer großen Truppe von Mitstreitern unterwegs gewesen und hatte Flugblätter verteilt und Plakate aufgehängt.
Am Morgen des 15.12.2036 besetzten mehrere hundert Männer die Polizeiwache der Kleinstadt und das Rathaus. Es gab bei dieser Aktion kein Blutvergießen, denn die Beamten ließen sich ohne Gegenwehr entwaffnen oder schlossen sich gar den Freiheitskämpfern an.
Nach einigen Stunden machte sich Frank zusammen mit Alf auf den Weg nach Tarku, wo Tschistokjow selbst eine Massenkundgebung vorbereitet hatte.
Die kleine Garnison der GCF-Soldaten hatte sich bereits aus der Stadt zurückgezogen und die Polizisten liefen auch hier zu den etwa 20000 Rus, die wichtige strategische Ziele besetzt hatten, über. Im Laufe einiger Stunden schlossen sich etwa 50000 weitere Menschen Arturs Demonstration vor dem Verwaltungsgebäude an.
Tschistokjow rief vor der jubelnden Menge die Revolution aus und erklärte die Großstadt zum „befreiten Gebiet“. Die Männer lagerten über Nacht in den Straßen der Stadt und schlugen einige halbherzige Angriffe von Kollektivis-

ten zurück. Am nächsten Tag stießen sie weiter nach Tallinn vor.
Kurz vor dem Stadtrand machten sie jedoch Halt und zogen sich wieder zurück. Mehrere tausend GCF-Soldaten hatten sich inzwischen in Tallinn versammelt und einige weitere Verbände aus St. Petersburg und Helsinki waren Gerüchten nach noch auf dem Weg dorthin.
Tschistokjow fluchte. Die Operation hatte zu lange gedauert und ein Angriff auf die estische Hauptstadt hätte zu einem zu verlustreichen Kampf geführt.
Der Gegner ging jetzt allerdings selbst zum Gegenangriff über und trieb die Rus in den folgenden Tagen wieder aus Estland hinaus. Dann besetzten GCF-Truppen, die von Polen aus über die Grenze kamen, die weißrussische Stadt Grondo und, von der Ukraine kommend, die Städte Mazyr und Pinsk im Süden.
Artur Tschistokjow rief im weißrussischen Fernsehen zur Verteidigung des Heimatlandes auf und schickte mehrere Regimenter seiner Volksarmee los, um die Eindringlinge zurückzuschlagen.
General Frank Kohlhaas führte daraufhin eine zehntausend Mann starke Garnison nach Grodno. Als die weißrussischen Verbände näher kamen und sich die rebellischen Volksmassen unter Führung der politischen Funktionäre in den Straßen der besetzten Städte zusammenrotteten, zogen sich die GCF-Truppen wieder hinter die Grenze zurück.
Alles in allem war es nicht mehr als ein gegenseitiges Abtasten gewesen. Tschistokjow erklärte im Fernsehen, dass „die Volksbewegung der Rus gegen ihre Unterdrücker gesiegt hatte“, während sich die internationalen Medien über den gescheiterten Einmarsch seiner Leute in Estland lustig machten.

Nach kurzer Zeit war der Spuk vorbei und alles beim Alten geblieben. Artur Tschistokjow hatte die Drohung durch die Streitkräfte der Weltregierung allerdings verstanden.
Der Rest des Jahres 2036 verlief ruhig und schließlich begann der erste Schnee auf Osteuropa zu fallen. Frank und Alfred kehrten an Heiligabend nach Ivas zurück und feierten ein besinnliches Weihnachtsfest mit Familie Wilden.

„Ein frohes neues Jahr, Artur!“, sagte Frank und setzte sich an den Konferenztisch im Präsidentenpalast von Minsk.
„Danke!“, brummte Tschistokjow und vertiefte sich wieder in diverse Unterlagen.
Außenminister Wilden und einige andere Mitglieder des weißrussischen Kabinetts kamen nun auch in den prunkvoll ausgestatteten Raum und ließen sich auf ihren Stühlen nieder.
Für einige Minuten herrschte betretenes Schweigen, dann erhob sich Tschistokjow von seinem Platz und erklärte einige Dinge auf Russisch. Der Politiker wirkte äußerst gereizt.
„Wir haben ein Niederlage erlebt!“, sagte er zu seinen deutschen Mitstreitern und stierte wütend umher.
Wilden erläuterte den Russen seine Sicht der Dinge und eine angeregte Diskussion entbrannte. Alles in allem waren sich die Männer aber darüber einig, dass ihre revolutionäre Arbeit stagnierte.
„Japan wird uns in den folgenden Tagen einige Maschinen liefern, damit wir Artillerie- und Flakgeschütze herstellen können“, flüsterte der Außenminister Frank zu.
„Das ist ja mal ‘ne gute Nachricht!“, gab Kohlhaas zurück.

„Ja, ein gute Nachricht, aber wenn wir nicht weiter unser Revolution ausbreiten können, dann das nutzt uns auch nichts auf lange Zeit!“, mischte sich Tschistokjow ein.
Juri Litschenko, der Innenminister, erklärte Wilden, dass die Kollektivisten der Hauptfeind wären und nicht die GCF, da erstere das revolutionäre Potential in Russland bisher erfolgreich absorbiert hatten.
Es vergingen noch endlose Stunden voller hitziger Debatten, doch Artur und seine Getreuen kamen zu keinem befriedigenden Ergebnis. Nur eines schien zu diesem Zeitpunkt sicher zu sein: Wenn sie sich noch weiter in Weißrussland einigelten, dann würde ein richtiger Militärschlag der GCF ihre Herrschaft eines Tages blitzartig beenden.
Von Frust und Zweifeln geplagt, gingen die Männer wieder nach Hause und zerbrachen sich weiterhin die Köpfe. Sie wirkten wie wilde Tiere, welche die Jäger erfolgreich in ihren Bau zurückgedrängt hatten.

Straßenschlachten und Spielfiguren

Die schlechte Laune, die Frank seit Tagen quälte, hatte ihn auch nicht verlassen, nachdem er nach Ivas zurückgekehrt war. Noch immer rumorte die Enttäuschung über den Fehlschlag in Estland und die allgemein schlechte Situation der Freiheitsbewegung im Kopf des jungen Rebellen, was ihm auch leicht anzusehen war. Selbst Julia, die ihm heute die vor kurzem eingerichtete, neue Dorfschule von Ivas zeigen wollte, konnte Franks bedrücktes Gemüt nicht von dessen vielfältigen Sorgen befreien.
Die Tochter des Außenministers selbst war allerdings besserer Dinge, denn sie war seit einiger Zeit aktiv dabei, ihren pädagogischen Auftrag bei den wenigen Kindern der Dorfgemeinschaft entschlossen in die Tat umzusetzen. So schritt sie mit Frank über die mit einer dünnen Schneedecke bedeckte, gefrorene Hauptstraße von Ivas und führte ihn zu einem kleinen Haus, in dessen unterer Etage die winzige „Schule" eingerichtet worden war. Eigentlich war es nicht mehr als ein großer, liebevoll renovierter Raum, in dem etwa zwei Dutzend Stühle und einige Holztische aufgestellt worden waren.
„Hier unterrichte ich die Kinder von Ivas!", sagte Julia mit einem stolzen Lächeln und ging durch die Eingangstür des Hauses. Ein Schild mit der Aufschrift „Thorsten-Wilden-Schule" hing über dem Türsims und Frank musste grinsen, als er das sah.
„Gut, dass ihr sie nicht „Artur-Tschistokjow-Schule" genannt habt. Nach ihm sind inzwischen so viele Schulen, Straßen und Plätze in Weißrussland und in Litauen benannt worden, dass es schon fast nervt", meinte Kohlhaas schmunzelnd.

„Mir würde ‚Julia-Wilden-Schule' am besten gefallen", scherzte die junge Frau und knuffte Frank in die Seite.
„Ich schlage ‚Schule-zu-Ehren-des-gutaussehenden-Helden-Frank-Kohlhaas' vor. Wie klingt das?"
„Total bescheuert, Frank!"
Als Julia und ihr Begleiter den Klassenraum betraten, richteten sich die gespannten Blicke von etwa 30 Jungen und Mädchen auf die beiden. Einige Kinder kicherten leise oder flüsterten sich gegenseitig etwas ins Ohr.
„Das ist der Geliebte von Frau Wilden …", glaubte Frank irgendwo gehört zu haben.
Julia schritt nach vorne zur Tafel und setzte einen halbwegs strengen Gesichtsausdruck auf. Frank blieb im hinteren Teil des Raumes stehen und betrachtete die Szenerie.
„Bei so einer Lehrerin wäre ich sogar 20 Jahre lang freiwillig zur Schule gegangen", dachte er sich und lehnte sich gegen die Wand.
„Guten Morgen, Kinder!"
„Guten Morgen, Frau Wilden!"
„Heute haben wir einen Gast! Wer könnte das wohl sein?", fragte Julia in die Runde.
Ein kleines, rothaariges Mädchen meldete sich eifrig und schnipste mit den Fingern.
„Maria!"
„General Frank Kohlhaas! Der größte Held von unserem ganzen Dorf und Land!", erklärte das kleine Mädchen begeistert.
Der „größte Held" hinter ihrem Rücken reagierte mit einem verlegenen Lächeln und zwinkerte Julia zu. Wieder sahen ihn einige der Kinder mit grenzenloser Bewunderung an.

Neben der Tafel war ein großes Porträt von Artur Tschistokjow an die Wand gehängt worden, darunter befand sich eine kleine Tafel mit den wichtigsten Lebensdaten des Anführers der Freiheitsbewegung. Auf der anderen Seite, rechts von einem der großen Fenster, hing eine Drachenkopffahne in leuchtenden Farben.
„Heute wird uns General Kohlhaas aus den ersten Tagen des Freiheitskampfes erzählen. Damals haben Artur Tschistokjow, mein Vater und er, wie auch Tausende von anderen tapferen Männern, den Kampf gegen unseren Feind, die Weltregierung, aufgenommen. Es war eine schreckliche Zeit, in der das weißrussische Volk und auch eure Eltern furchtbar gequält und unterdrückt worden sind."
„Soll…soll ich jetzt nach vorne kommen?", stockte Frank verunsichert. Damit hatte er nicht gerechnet.
„Ja, gleich!", erwiderte Julia fast ein wenig herrisch.
„Wer steht hinter der Weltregierung und will unser Volk zerstören?", rief die junge Frau.
„Die Logenbrüder!", gaben die Kinder im Chor zurück.
„Wer sind die Logenbrüder?"
Fast alle Kinder meldeten sich und tuschelten durcheinander. Julia nahm schließlich einen dicklichen blonden Jungen dran.
„Markus!"
„Die … äh … die Logenbrüder sind eine weltweite Geheimorganisation, die sich über alle Länder der Erde verbreitet und seit 2018 die Weltherrschaft hat", erläuterte der Junge hastig.
Es dauerte noch einige Minuten, denn Julia ließ ihre Schüler dem staunenden Gast noch erklären, welche Gruppe bei den Logenbrüdern das Sagen hatte, wie die Organisation aufgebaut war und was die Ziele der Weltre-

gierung waren. Frank war verblüfft. Die hübsche Lehrerin hatte sich vor seinen Augen in einen weiblichen Tschistokjow verwandelt.
Schließlich winkte sie Frank, der mittlerweile völlig verlegen umherschaute, mit forderndem Blick zum Pult. Kohlhaas überlegte derweil aufgeregt, was er den Kindern alles erzählen sollte.
„General Kohlhaas wird euch jetzt von seinen Erlebnissen erzählen. Es wird mitgeschrieben!“, kündigte Julia an.
„Dann … dann … erzähl’ ich mal was, ja?“, flüsterte der junge Mann.
„Lasse uns alle an deinen Heldentaten teilhaben, mein Schnuckilein …“, hauchte ihm Julia leise ins Ohr und fand Franks Unsicherheit offenbar mehr als amüsant.
„Äh, ich bin der Frank, General Kohlhaas, meine ich … äh … und ich bin aus Berlin. Hallo, Kinder …“, sagte der für seine Unerschütterlichkeit bekannte Anführer der Ordnertrupps. Julia konnte ihr Lachen kaum noch unterdrücken.

Durch eine deutliche Senkung der Öl- und Gaspreise machte sich Präsident Tschistokjow bei seinem Volk in diesem Winter noch beliebter. Jetzt konnte er schon fast auf ein Jahr seiner Herrschaft zurückblicken und den Bürgern seines Landes ging es so gut, wie seit Ewigkeiten nicht mehr.
Das bedeutete allerdings nicht, dass die wirtschaftliche Krise schon vollkommen bewältigt war, aber nach langen Perioden des Hungerns und Frierens erwies sich das Volk selbst für die kleinsten Verbesserungen seiner Lebenssituation als äußerst dankbar.
Uljanins Kollektivisten beherrschten mittlerweile in ganz Russland die Straßen der größeren Städte. Sie hatten in den

letzten Monaten zahlreiche Massenkundgebungen abgehalten und ihre Bewegung weiter gestärkt.
Einige Industriebetriebe in den russischen Metropolen wurden nach kollektivistischen Protesten erst einmal doch nicht geschlossen oder in andere Länder ausgelagert.
Uljanins Kollektivistische Vereinigung für soziale Gerechtigkeit veranstaltete jetzt zudem Armenspeisungen in gigantischem Ausmaß und entschärfte auf diese Weise erfolgreich den sozialen Sprengstoff, der sich in den letzten Monaten gebildet hatte. Finanziert wurden diese kostspieligen Aktionen von den Großbanken der Weltregierung.
Dem einfachen Mann auf der Straße waren diese Zusammenhänge jedoch nicht bewusst. Er hielt zu dem, der ihn fütterte. Uljanins Reihen füllten sich weiter und seine Beliebtheit beim Volk wuchs.

Auf den Bürgersteigen drängten sich die Schaulustigen. Hässliche, zerfallene Hochhäuser umgaben die laut schreiende Masse der Rus und zahllose Russland- und Drachenkopffahnen wehten über den Köpfen der Demonstranten. Immer mehr Leute kamen hinzu. Bald waren die Hauptstraßen von Orel vollkommen mit Menschen verstopft und der Demonstrationszug näherte sich der Innenstadt. Artur Tschistokjow marschierte an der Spitze seiner Getreuen voran, etwa 10.000 waren heute zu dieser illegalen Versammlung gekommen.
An den Straßenseiten riefen ihm einige Bürger Zuspruch zu, andere schimpften, verwünschten ihn und brüllten: „Uljanin! Uljanin!"
Nach etwa drei Kilometern stürmten den Rus die ersten Schwärme der Kollektivisten entgegen und begrüßten sie mit einem Hagel aus Pflastersteinen. Ihnen folgte die Polizei, welche sie langsam umzingelte.

Bald wurden die Ordner unruhig und einige zogen die Köpfe ein, als Wurfgeschosse über ihnen durch die Luft sausten. Aus einer Nebenstraße ertönte plötzlich ein gellender Schrei, dann griffen die Kollektivisten an und die Polizei schoss dazwischen.
Frank und die anderen Rus hatten sich heute nicht weniger als 250 Kilometer von der weißrussischen Grenze entfernt. Artur Tschistokjow hatte darauf bestanden, die Protestmärsche unbeirrt fortzusetzen und nun auch hier in Orel Flagge zu zeigen.
Die Ordner in ihren grauen Hemden feuerten sofort zurück und die ersten Gegner fielen getroffen zu Boden. Dann brandeten die Kollektivisten wie eine wütende Woge in die vorderen Reihen des Demonstrationszuges und es kam zu einer wilden Prügelei.
Als die ersten Panzerwagen durch die Straßen rollten, löste sich die von Angst ergriffene Masse der Rus auf und wandte sich schließlich zu einer wilden Flucht. Weder Artur Tschistokjow noch Frank konnten die Männer von ihrem panischen Rückzug abhalten. Wie aufgescheuchte Gänse stoben sie auseinander und einige von ihnen liefen der prügelnden, schießenden Polizei und den aufgebrachten Mobs der Kollektivisten direkt in die Arme.
Es war eine furchtbare Schlappe. Nur mit Mühe gelang es Frank und seinen treuesten Ordnern aus der Stadt zu fliehen. Als sie aus dem wilden Chaos in eine kleine Gasse geflüchtet waren, zogen sie sich um und warfen ihre grauen Hemden weg, um nicht doch noch von ihren Feinden erkannt und gelyncht zu werden.
An diesem Tag wurden die Rus bis ins Mark gedemütigt. Arturs Getreue schafften ihren Anführer aus der Innenstadt heraus und versteckten ihn in der Wohnung eines

Mitstreiters. Beinahe hätte ihn die Polizei in die Finger bekommen.
Orel wurde letztendlich zu einer weiteren, schweren Niederlage für die Freiheitsbewegung. Die übermütigen Kollektivisten suchten die Stadt bis in die Nacht hinein nach ihren Gegnern ab und schlugen jeden zusammen, den sie für einen Rus hielten. Es gab an diesem Tag etwa 60 Tote und Schwerverletzte. Der Feind triumphierte.
Alf war nicht mit nach Orel gekommen. Er hatte von Anfang an ein ungutes Gefühl gehabt und Kohlhaas, der sich abgehetzt und verunsichert nach Grondo durchgeschlagen hatte, konnte ihm jetzt nur noch Recht geben. Tschistokjow selbst kehrte bei Nacht und Nebel nach Weißrussland zurück und verkroch sich dort. Die Medien überschütteten ihn mit Häme und Spott und erklärten, dass die Weltregierung mit ihm und seinem Haufen bald Schluss machen würde. „Tschistokjow und seine Leute sind am Ende angelangt!“, frohlockte der New York Star am nächsten Tag.
Frustriert und verzweifelt hatte sich der Anführer der Rus heute in einen unscheinbaren Raum im hintersten Winkel des Präsidentenpalastes von Minsk zurückgezogen und die Tür hinter sich verschlossen. Er wollte in diesen Stunden niemanden sehen und selbst Wilden hatte er wieder ausgeladen. Leise wimmernd sank der blonde Mann an der Wand herunter und hielt sich den Kopf. Wie zerschlagen, als Häufchen Elend, kauerte er in der Ecke des Raumes und erschien aller Hoffnung beraubt.
Der Versuch, in Orel ein Bein auf den Boden zu bekommen, war grandios gescheitert. Am meisten schmerzte ihn aber die Tatsache, dass so viele Bürger seinen Leuten und ihm nur noch Spott und Hohn entgegen gebracht hatten. Man hatte ihn beschimpft und verlacht. Seine Gegner und

die Polizei hatten die Rus innerhalb kürzester Zeit aufgerieben und durch die Stadt gejagt. Anschließend waren sie wie räudige Hunde durch die Gassen geprügelt worden.
Er hatte gerufen, doch war nicht mehr vom Volk erhört worden. Das folgte nämlich jetzt Uljanin und seinen Kollektivisten, die wieder einmal triumphierend durch die Straßen gezogen waren. Der Rebellenführer war furchtbar niedergeschlagen und machte den Eindruck, als hätte ihn seine schon fast sprichwörtliche Zuversicht nun endgültig verlassen. So hätten ihn seine langsam ebenfalls demoralisierten Männer niemals sehen dürfen. Zweifelnd und jammernd hockte er einsam auf dem Boden und gestand sich ein, dass Orel vielleicht der Anfang vom Ende gewesen war.
„Herr, wie soll ich die Diener des Teufels besiegen, wenn du meinen Glauben zerbrechen lässt?“, flüsterte er schluchzend vor sich hin.
Bittere Tränen füllten seine sonst so strahlenden Augen. Tschistokjow wusste keinen Ausweg mehr und versank in einem dunklen Meer des Selbstmitleids.

Vitali Uljanin war für einige Tage in den Nahen Osten geflogen und traf sich dort mit einem führenden Mitglied des Rates der 13 in einem Luxushotel. Heute Morgen waren sie durch einen wundervollen Garten mit prächtigen Ölbäumen spaziert und hatten sich über die Strategien der kollektivistischen Bewegung unterhalten.
Die hohen Herren, die Weisen, schienen große Pläne mit ihm und seiner neuen Massenorganisation zu haben. Der ursprünglich aus Brooklyn in New York stammende Kollektivistenführer war begeistert.

Jetzt hatte er sich mit einem milliardenschweren Konzernboss in einer sonnendurchfluteten Suite eingefunden und wartete gespannt auf dessen weitere Ausführungen.
„Bruder Uljanin, die Spitzen unserer weltweiten Organisation und ich sind fasziniert vom schnellen Anwachsen Ihrer KVSG", bemerkte das Ratsmitglied und lächelte.
„Das ist erst der Anfang. Ich werde den Kollektivismus zu einer stürmischen Welle ausbauen, welche die ganze Welt überspülen wird!", erwiderte der spitzbärtige Mann.
Sein Gegenüber runzelte die Stirn und antwortete: „Warten Sie erst einmal ab. Zunächst hat der Kollektivismus die Aufgabe, die unzufriedenen Massen in Russland aufzufangen und damit ihre Kraft zu entschärfen …"
Uljanin wirkte nachdenklich. „Warum gerade Russland, Herr?"
„Warum? Nun, das kann ich Ihnen noch einmal genau erläutern. Brauchen wir den Kollektivismus in Westeuropa?"
„Ich weiß es nicht, Herr!"
„Nein, in West- und Mitteleuropa hat unsere jahrzehntelange Zersetzungsarbeit schon so sehr gefruchtet, dass sich hier keines der alten Völker mehr gegen uns erheben kann. Selbst im Falle einer schweren sozialen Krise würden sich die Reste des deutschen, englischen oder französischen Volkes nicht mehr gegen uns auflehnen können", meinte der grauhaarige Herr.
„Vermutlich nicht …", sagte Uljanin.
„Definitiv nicht, Bruder! Vertrauen Sie auf die Weitsicht der Weisen. Die früher einmal mächtigen und wichtigen Völker des Westens sind fest in unserer Hand. Weiterhin sind ihre alten Kulturen, ihre Wertsysteme und auch ihre ethnischen Strukturen schon so sehr zerstört, dass sie zu

schwach sind, um sich noch erfolgreich wehren zu können.“
„Sicherlich haben Sie Recht, Herr!“, gab der Kollektivistenführer zurück.
„Gehen Sie davon aus“, flüsterte das Ratsmitglied und sah seinen Logenbruder mit einem sarkastischen Grinsen an.
Dann fuhr er fort: „Auf den ehemaligen Staatsgebieten der westeuropäischen Nationen sind Vielvölkerstaaten entstanden. Die Franzosen, die Deutschen, die Engländer und so weiter sind längst zu Minderheiten in ihren Großstädten geworden und sterben aus. Die vereinzelten Völkersplitter in diesen Gebieten, die wir aus aller Herren Länder dorthin gebracht haben, sind unfähig, sich zu einer gemeinsamen Front gegen uns zusammenzuschließen. In Russland ist das anders!“
Uljanin nickte. „Das russische Volk ist noch nicht ganz vernichtet. Seine Kultur ist nach wie vor stark und der Patriotismus vielfach noch bei den Einwohnern vorhanden!“
Der ältere Herr in dem schwarzen Anzug hob den Zeigefinger und riss die Augen auf: „Richtig! Das haben Sie genau erkannt und hier hat der Kollektivismus seine Arbeit zu leisten. Die brutale Gewalt der kollektivistischen Revolution soll das russische Volk, das letzte Volk Europas, welches uns noch gefährlich werden kann, mitsamt seiner kulturellen und ethnischen Substanz endgültig zu Boden schlagen.
Sie soll mit Flamme und Schwert die Reste des alten Russlands auslöschen, sie soll den letzten Besitz, den die Russen noch ihr Eigen nennen, in unsere Hände überführen.
Wenn das gelungen ist, dann können Sie das kollektivistische Modell auch auf andere Länder ausdehnen. Beispiels-

weise auf China oder vielleicht auch Indien. Die Weisen beraten noch über die weitere Vorgehensweise."
Vitali Uljanin erschien begeistert: „Das ist großartig, Herr! Was der Kapitalismus an Zerstörungsarbeit im Sinne des großen Plans nicht geschafft hat, das soll jetzt der Kollektivismus tun!"
Das Ratsmitglied schob den Unterkiefer nach vorne und entblößte seine Zähne. Seine Augen funkelten kalt und zynisch: „Ja, genau so ist es!"
„Wir sind unseren Feinden immer einen Schritt voraus, nicht wahr, Herr?"
„Natürlich! Mit unserer Gerissenheit hat es auf Dauer noch niemand aufnehmen können. Wir messen auch dieser Freiheitsbewegung der Rus keine sonderliche Bedeutung zu. Sie ist lächerlich, klein und unbedeutend."
Der Chef der KVSG ballte die Faust und knurrte: „Diesen Tschistokjow und seine Anhänger werde ich zerstampfen. Die Wut der Massen werde ich gegen ihn richten und dann Russlands Totenglocke läuten!"
Der Ratsbruder lehnte sich zufrieden in seinem Sessel zurück und sprach: „So möge es sein! Läuten Sie die Totenglocke! Läuteten Sie, läuten Sie und lassen Sie ihren dumpfen Klang über Osteuropa erschallen. Läuten Sie so lange, bis alles in Trümmern liegt, bis der letzte Funken Hoffnung von den Stiefeln Ihrer Revolutionäre zertreten ist. Sie sind ein wichtiger Diener des großen Plans, Bruder Uljanin! Vergessen Sie das niemals!"
Der spitzbärtige Mann sah seinen Vorgesetzten demütig an und strich sich durch sein schütteres, dunkles Haar.
„Nein, ich bin stolz, einen so großen Beitrag leisten zu dürfen! Ich werde den Rat der Weisen nicht enttäuschen!"

„Was war denn wieder los?“, wollte Julia wissen und starrte Frank an.
„Was meinst du?“
„Bei eurer letzten Demonstration in Orel!“
Frank verzog seinen Mund. „Frag lieber nicht …“
„Eines Tages erschießen sie dich noch“, sagte die junge Frau besorgt.
„Gut möglich …“, hörte sie als lapidare Antwort.
„Na, toll! Hast du da keine Angst vor, Frank?“
Kohlhaas sah sie an: „Doch! Natürlich habe ich das. Die Sache in Orel war furchtbar und ich bin froh, dass ich halbwegs heil davon gekommen bin.“
„Und trotzdem willst du bei den nächsten Kundgebungen wieder mitmachen?“
„Ja, es wird wohl so sein. Ich bin immerhin für einen großen Teil der Ordnertrupps zuständig.“
„Kann denn Tschistokjow keinen anderen für diese Aufgabe einteilen?“
Der Rebell ließ sich auf einen Stuhl nieder und schwieg.
„Rede doch einmal mit ihm!“, forderte Julia.
Frank winkte ab. „Nein, das ist meine Aufgabe. Vielleicht haben wir ja irgendwann doch Erfolg.“
„Vielleicht, vielleicht …“ Die Tochter des Außenministers erschien nicht sehr zuversichtlich.
„Ich sehe im Fernsehen immer nur Krawalle, Verletzte und Tote!“, bemerkte sie.
Kohlhaas wirkte langsam genervt. „Mal eben die Welt befreien geht halt nicht so einfach!“
Die hübsche Blondine schüttelte den Kopf. „Die Welt befreien? Darunter geht es wohl nicht, was?“
„Es ist nun einmal wichtig, dass wir die Revolution weiter bis nach Russland tragen. Artur Tschistokjow hat es genau

erklärt und ich stimme ihm bei seinen strategischen Planungen definitiv zu."
„Das ist doch ein Kampf gegen Windmühlen, Frank. Unsere Gegner sind viel zu stark. Vielleicht sollte Tschistokjow erst einmal weiter sein eigenes Land aufbauen, bevor er versucht, sich in Russland auszubreiten", antwortete Julia.
„Davon verstehst du nichts!", knurrte Frank und sah die junge Frau erbost an.
„Ach, nein? Vielleicht sollte er erst einmal den Menschen helfen, bevor er wieder irgendwo kämpft!", fügte sie verständnislos hinzu.
„Dein Vater sagt auch, dass wir weiter nach Russland hinein müssen", erwiderte der Rebell und hob den Zeigefinger.
Julia winkte ab und sprach: „Mein Vater, der ist doch schon lange mit dem Kopf in den Wolken. Ich würde mir jedenfalls wünschen, wenn endlich einmal Frieden wäre."
„Ich würde mir das auch wünschen, aber es geht halt nicht!", zischte Frank wütend.
Julia wurde jetzt ebenfalls gereizter und machte Kohlhaas weiter Vorwürfe.
„Ich glaube manchmal nicht, dass du dir auch Frieden wünschst, Frank! Du bist mit so einem Eifer dabei und …"
Der Rebell unterbrach sie barsch: „Doch! Ich will auch in Frieden leben, aber unsere Feinde werden uns nicht in Ruhe lassen! Sei doch realistisch!"
„Und wenn ihr es einmal ausnahmsweise mit Verhandlungen versuchen würdet?", schlug sie vor.
Frank lächelte sie nur abfällig an und machte den Eindruck, als ob er sie nicht ganz ernst nähme.

„Verhandeln?“, murrte er leise. „Das kannst du ja mal ausprobieren, Julia …“
Nun stellte sich die Tochter des Außenministers zornig vor ihren Freund und sah ihm tief in die Augen. Dieser versuchte ihrem stechenden Blick auszuweichen und machte ein grimmiges Gesicht.
„Was?“, stieß Frank aus.
„Ich würde es ausprobieren!“, sagte Julia energisch.
Kohlhaas antwortete mit einem Kopfschütteln und ging davon.
„Fehlen dir jetzt die Worte, großer General?“, höhnte sie verärgert.
„Halt die Klappe und kümmere dich um deine Grundschulkinder, Mädchen! Du hast überhaupt keine Ahnung, mit wem wir es hier zu tun haben“, konterte Frank.
„Ja, geh nur, großer Held! Auf zu neuen heroischen Taten! Ich verspreche dir auch, dass ich ab und zu nach deinem Grab sehen werde, General!“, schrie Julia.
Kohlhaas würdigte sie keines Blickes mehr und ließ sie einfach stehen. Die Tochter des Dorfchefs starrte ihm schweigend hinterher, bis er aus ihrem Blickfeld verschwunden war.

Frank kehrte Ende Januar wieder nach Minsk zurück und hörte sich Tschistokjows Pläne für die Zukunft an. Laut dem Rebellenführer, der sich wieder halbwegs gefasst hatte, gab es für sie alle keine andere Möglichkeit, als weiter zu machen und mit Mühe und viel Überzeugungskraft konnte der weißrussische Agitator seine Getreuen in Russland und der Ukraine dazu bewegen, den politischen Kampf fortzuführen.
Sergej Spehar, das Oberhaupt der Freiheitsbewegung der Rus in Russland war vor einer Woche von Kollektivisten

überfallen und fast totgeschlagen worden. Jetzt lag er auf der Intensivstation in einem Smolensker Krankenhaus. Die Behörden warteten darauf, dass er wieder gesund wurde, um ihm den Prozess wegen „illegaler, politischer Aktivitäten“ zu machen. Monatelang waren sie hinter ihm her gewesen. Nun hatten sie ihn endlich dingfest gemacht und auf den Dissidenten wartete mit großer Wahrscheinlichkeit das Todesurteil.

Tschistokjow bestimmte Andrej Luschenko, einen arbeitslosen und äußerst fanatischen Akademiker, zu seinem Nachfolger.

Doch die Ausbreitung in Russland ging nach wie vor nur äußerst schleppend voran und die Zahl der Anhänger der Freiheitsbewegung nahm Anfang 2037 sogar leicht ab.

Tschistokjows Mitstreiter traten nur noch in den Kleinstädten und Dörfern öffentlich auf und beschränkten ihre Aktivitäten lediglich auf den westrussischen Teil. In den Großstädten konnten sie noch immer kaum Boden gewinnen und liefen jederzeit Gefahr, von den Kollektivisten angegriffen zu werden.

Die Mächtigen sahen zu diesem Zeitpunkt keinen Anlass mehr, die Rus noch übermäßig hart zu bekämpfen. Kollektivistische Gruppen versuchten sich jetzt sogar in Weißrussland, Litauen und Lettland im Untergrund auszubreiten. Peter Ulljewski und seine Männer hoben fast jede Woche geheime Zirkel von ihnen aus und bekämpften sie unerbittlich.

Glücklicherweise eröffneten sich im Frühjahr 2037 neue Konfliktherde, welche die Aufmerksamkeit der Weltregierung auf sich zogen. In Bolivien gelang es rebellischen Gruppen beinahe, die Vasallenregierung zu stürzen, in Palästina nahmen die Auseinandersetzungen zwischen Israelis und einheimischen Arabern in größerem Maße zu

und im Iran waren die Freischärler noch immer nicht ganz besiegt.
So wurde der Militärschlag gegen Weißrussland durch den Weltverbund erneut vertagt, da man Tschistokjows Untergang allein durch die kommende kollektivistische Revolution als sicher ansah.
In China und Indien verbreitete sich die Lehre Mardochows nun auch mit rasender Geschwindigkeit und bereits im Februar hatte sich dort eine aufstrebende kollektivistische Bewegung gebildet.
Uljanin führte derweil weiter Massendemonstrationen durch und riesige Menschenmengen mit schwarz-roten Fahnen, den Farben der Kollektivisten, wälzten sich durch die Straßen der russischen Städte. Die Medien unterstützten die KVSG nach Leibeskräften und berichteten fast jeden Tag über ihre neuesten Forderungen und Aktionen.

„Wir werden alle unsere Kräfte auf Estland konzentrieren. Wenn wir nicht bald Erfolgsmeldungen vorweisen können, dann schläft unsere Revolution endgültig ein", erklärte der weißrussische Präsident.
„Aber was ist, wenn die Sache noch einmal schief geht? Du hast doch Erfolge, hier in Weißrussland. Das Volk ist sehr zufrieden mit deiner Aufbauarbeit", erwiderte Peter Ulljewski.
„Wir können uns hier auf Dauer keine sichere Burg schaffen. Dafür sind wir einfach zu schwach und unser Land zu klein, auch wenn uns Japan Waffen liefert und die Bürger glücklich sind!", knurrte der Anführer der Rus verbittert.
Artur Tschistokjow tigerte zerknirscht durch seine Wohnung und überlegte.
„Mitte März muss Estland fallen!", rief er und schlug mit seiner Faust auf den Wohnzimmertisch. „Ich möchte, dass

wir alles mobilisieren, was noch kriechen kann. Die Aktion muss innerhalb eines Tages erfolgreich sein!“
„Unsere Leute vor Ort werden morgen mit den Vorbereitungen anfangen. Ich sage den Männern in Tallinn Bescheid“, gab Peter zu verstehen.
„Die Esten müssten doch langsam begriffen haben, dass es unserem Volk mittlerweile wesentlich besser geht als ihnen!“, sagte Tschistokjow mit einem Anflug von Ungeduld und Wut.
Peter Ulljewski nickte und verabschiedete sich. Er gab noch am selben Tag einige wichtige Informationen an seine Mitstreiter in Estland weiter und ein neuer Ansturm wurde vorbereitet.

Frank, Alfred, Sven und viele andere machten sich daraufhin auf den Weg ins nördliche Baltikum und unterstützten die dortigen Rus bei ihren Werbeaktionen. Sie führten kleinere Kundgebungen in einigen Dörfern durch und verteilten wieder einmal unzählige Flugschriften.
Ende Februar zogen etwa 8000 Demonstranten durch den Süden von Tartus und überrumpelten die örtlichen Sicherheitskräfte. Nur wenige Kollektivisten tauchten an diesem Tag auf und zogen sich schnell wieder zurück, als die Rus Anstalten machten, sie anzugreifen.
Dann war es soweit: Die Freiheitsbewegung der Rus und der weißrussische Staat mobilisierte alles, was möglich war, und setzte zum Sturm auf den baltischen Zwergstaat im Norden an.
Mehrere Tausend bewaffnete Ordner drangen im Morgengrauen in den Süden Estlands vor und besetzten wichtige Knotenpunkte und Gebäude in Tartu. Die dortige Gruppe der Freiheitsbewegung der Rus führte daraufhin einen Protestmarsch durch die Innenstadt durch, wobei sich

ihnen auch zahlreiche estische Polizisten und viele Tausend Bürger anschlossen. Nennenswerter Widerstand formierte sich hier nicht.
In Tallinn, der größten Stadt Estlands, sah das schon anders aus. Polizeitrupps und eine kleine GCF-Streitmacht lieferten sich in den Vororten Schießereien mit Tschistokjows Ordnertrupps und versuchten diese am Betreten der Großstadt zu hindern. Bald jedoch mussten sie sich zurückziehen und flüchteten bis zum Hauptverwaltungsgebäude.
Der Anführer der Rus und seine Mitstreiter rückten daraufhin mit Verbissenheit weiter vor. Fahnenschwingend zog eine große Anzahl von Aufständischen gegen Mittag durch die Straßen von Tallinn und versammelte sich auf dem Rathausplatz. Innerhalb weniger Stunden war die Menge auf mehrere Zehntausend Menschen angeschwollen und Artur Tschistokjow beschwor die Ablösung der estischen Vasallenregierung unter tosendem Beifall.
Als ihr der Rebellenführer bis 16.00 Uhr ein Rücktrittsultimatum stellte und ein von ihm organisierter Streik von Fabrikarbeitern für weiteres Chaos in der Hauptstadt sorgte, gab der Sub-Gouverneur Estlands, Lew Danilski, seine Abdankung bekannt und ließ die Ordner das Rathaus ohne Gegenwehr besetzen.
Die estische Polizei leistete daraufhin keine Gegenwehr mehr und legte die Waffen nieder. Alle GCF-Soldaten, zahlenmäßig zu gering vertreten und nun auf sich allein gestellt, zogen sich nach Finnland zurück und gaben Tallinn auf. Die Soldaten der internationalen Besatzungstruppen waren diesmal sichtlich überrumpelt worden und auch aus den umliegenden Ländern marschierten keine weiteren Truppen der Weltregierung ins Baltikum oder gar nach Weißrussland ein.

Das Oberkommando der internationalen Streitkräfte war in diesen Tagen mit anderen Dingen beschäftigt und erfuhr von den Ereignissen in Estland erst einige Zeit später.
Die Freiheitsbewegung der Rus hatte über Nacht einen wichtigen Erfolg errungen und war diesmal auch vom estischen Volk wesentlich stärker unterstützt worden als beim ersten Versuch.
Frank und seine Ordner atmeten auf. Heute hatte es kaum Blutvergießen in den Straßen gegeben und sie konnten ihren Erfolg in Tallinn ohne Blessuren feiern.

Artur Tschistokjow schlachtete die Abdankung des estischen Sub-Governeurs in bisher nie gekannter Weise aus. Über 200.000 Menschen versammelten sich zwei Tage später in Minsk, um den Sieg der Freiheitsbewegung in Estland zu feiern. Sogar der japanische Außenminister Akira Mori überbrachte eine Grußbotschaft seines Volkes. Das weißrussische Fernsehen und die Staatszeitung berichteten tagelang vom erfolgreichen „Ansturm der Revolution". Auch in Tallinn führten die Rus eine berauschende Massenveranstaltung durch und erklärten die Befreiung des winzigen Landes zu einem überwältigenden Sieg.
Walter Vogel, ein ursprünglich aus St. Petersburg stammender Freiheitskämpfer mit deutschen Vorfahren, wurde von Tschistokjow zum neuen Statthalter Estlands gemacht. Weiterhin proklamierte der Revolutionsführer vor dem estischen Volk die Wiedergründung seines alten Staates. Allerdings wurde dieser dem von ihm neu geschaffenen Nationenbund der Rus hinzugefügt und zur Bündnistreue verpflichtet. Peter Ulljewskis Trupps stürzten sich anschließend sofort auf die wenigen kollektivistischen Gruppen im Land und machten sie unschädlich.

Hatten die internationalen Medien sich bisher eher selten mit Tschistokjow befasst, so änderte sich das mit dem politischen Umsturz in Estland nachhaltig. Die in letzter Zeit weitgehend ignorierte Freiheitsbewegung der Rus wurde nun von der weltweiten Medienwelt mit immer größerer Aufmerksamkeit bedacht.
Die internationale Presse beschimpfte Tschistokjow als „Kriegstreiber“ und „Psychopathen“ und forderte lauthals politische und militärische Gegenschläge. Sie goss einen Schwall des Hasses und der Diffamierung über dem weißrussischen Präsidenten aus und lenkte den Blick der Weltöffentlichkeit diesmal intensiv auf den neu entstandenen Nationenbund der Rus.
Bösartige Fernsehberichte beschuldigten den Anführer der Freiheitsbewegung des Massenmordes an Teilen der Bevölkerung und der aus der Versenkung geholte ehemalige Sub-Gouverneur von Weißrussland, Medschenko, behauptete sogar, dass Tschistokjow schon über 150.000 Menschen habe erschießen lassen und das weißrussische Volk brutal terrorisiere.
Selbst der Weltpräsident ließ es sich jetzt nicht nehmen, Artur Tschistokjow im Fernsehen zu drohen und versprach ihm, dass seine „antidemokratischen Machenschaften“ bald aufhören würden und sich die internationalen Streitkräfte sofort Weißrussland und dem Baltikum widmen würden, nachdem andere Krisenherde befriedet seien.
Die Freiheitsbewegung der Rus hatte mit dem Erfolg in Estland zwar lediglich ein Gebiet mit kaum 1,4 Millionen Einwohnern, nicht viel mehr als in der deutschen Großstadt Köln lebten, einnehmen können, doch hatte dies weitreichende psychologische Folgen.
Das weißrussische Volk und die Menschen im Baltikum standen nun fester denn je hinter Tschistokjow und die

Reihen seiner Organisation füllten sich wieder – auch außerhalb seines Herrschaftsgebietes.
Mit gesteigerter Moral gingen seine Anhänger erneut in Russland und der Ukraine auf die Straße. In Luck, im Norden der Ukraine, zogen etwa 12.000 Rus durch die Innenstadt und setzten sich gegenüber den dortigen Kollektivisten durch. Einige kleinere Kundgebungen, beispielsweise in Nowgorod, folgten.

Kohlhaas biss sich leicht auf die Zunge und schlitzte mit einem Küchenmesser das Klebeband an der Seite des Päckchens auf. Endlich hatte er die Zeit gefunden, HOK noch einmal zu besuchen und sich die Battle Hammer Figuren, die der Informatiker für ihn im Internet ersteigert hatte, abzuholen. Wie ein kleines Kind war er mit strahlenden Augen und einem gut verpackten Karton unter dem Arm durch die Straßen von Ivas nach Hause gelaufen.
Mit einem leisen Knirschen riss der junge Mann die Verpackung auf und wühlte einen Berg Styroporkügelchen hervor, dann ertastete er einige Miniaturen aus Zinn und Plastik.
„Geil!", stieß er aus, lachte laut und hielt einen kleinen Ork in den Händen. „Ein Eberreiter!"
Er postierte Dutzende von kleinen Miniaturen auf dem Küchentisch und murmelte gedankenverloren vor sich hin.
„Ein Orkhäuptling, ein Orkschamane, Kobolde mit Speeren, Orks mit Hackebeilen …"
In Minsk hatte sich Frank Sekundenkleber und einige Farben zum Bemalen besorgt. Angesichts der Battle Hammer Armee, die hier vor ihm auf dem Tisch lag, war er sicher, dass er in den nächsten Tagen einiges zu tun hatte.

Nach etwa zwei Stunden kam Alf nach Hause und fand seinen Freund, hoch konzentriert, mit dem Pinsel in der Hand, in der Küche vor. Bäumer wunderte sich.
„Was machst du denn da?“, fragte der Hüne.
„HOK hat mir eine ganze Battle Hammer Orkhorde im Internet ersteigert. Das sind eine ganze Menge Miniaturen, aber er wird mir noch mehr besorgen“, erklärte Frank glücklich und bemalte einen grimmig dreinschauenden Troll aus Zinn.
„Was? Was ist denn das für ein Zeug?“ Alf stutzte.
„Battle Hammer! Kennst du das nicht?“, erwiderte Kohlhaas.
„Nein! Ich spiele nicht mit kleinen Figuren. Bin doch nicht im Kindergarten“, spottete der Mitbewohner.
„Das ist kein Kinderspiel, sondern ein hoch komplexes Strategiespiel. Einfach nur geil. Das habe ich früher in Berlin oft gespielt“, verteidigte sich der Bastler.
„Jetzt räum mal den Krempel vom Tisch. Ich will was essen!“ Bäumer schob einen Haufen Kobolde zur Seite.
„Vorsichtig! Sonst brechen die Schilde ab, die habe ich eben erst angeklebt!“, murrte Frank.
„Guck, mal! Ein Lindwurm für meinen Orkhäuptling. Der kann auf ihm reiten oder auch zu Fuß gehen …“
Alf bekam ein geflügeltes Monster aus Zinn unter die Nase gehalten.
„Na, toll!“, gab dieser nur zurück und verdrehte die Augen.
Frank ließ sich nicht beirren. Bis in die Nacht hinein bemalte er seine neuen Battle Hammer Figuren und schlief erst in den frühen Morgenstunden ein.

Am nächsten Tag bereiteten HOK und Frank wieder eine große Schlacht mit ihren Miniaturen vor. Diesmal spielten sie die Science-Fiction-Version von Battle Hammer. Der

korpulente und leicht verschrobene Informatiker hatte einen neuen Spieltisch mit tollem Gelände gebastelt und darauf zwei liebevoll gestaltete Armeen postiert. Für die nächsten Stunden wollten die beiden Spieler ihre strategischen Fähigkeiten miteinander messen. Frank befehligte eine Horde außerirdischer Monster und HOK spielte erneut eine Streitmacht aus Menschen.
„Die Lasergewehre von diesem Trupp schießen auf deinen Riesenkäfer!“, erklärte HOK und richtete seinen dicken Zeigefinger auf eine größere Zinnminiatur. Dann würfelte der Cyber-Freak. „Ha! 6 Treffer! Vier Lebenspunkte weg! Das dicke Vieh ist platt!“
„Mist!“, zischte Frank und entfernte den Riesenkäfer vom Tisch.
Jetzt war er am Zug. Zahllose kleinere Modelle wurden in Richtung von HOKs Menschen bewegt und lieferten sich einige Nahkämpfe. Allerdings war das Würfelglück heute erneut nicht ganz auf Franks Seite.
„Die kleinen Krabbelkreaturen treffen ja gar nichts!“, schimpfte er.
„Ja, so ein Pech aber auch“, kam von HOK.
So ging es noch eine Weile weiter. Letztendlich gelang es dem Informatiker seinen Gegenspieler noch einmal zu besiegen und der füllige Mann stieß einen lauten Jubelschrei aus.
„Ich habe aber auch mal wieder nur Mist gewürfelt!“, erklärte der Verlierer des Spiels.
„Wohl wahr, Frank!“
„Was soll’s …“
„Du hättest mit dem Riesenkäfer und dem Schwarmkönig meine Panzer angreifen sollen“, dozierte HOK.
„Ist ja egal. Es hat auf jeden Fall wieder Spaß gemacht. Wie spät ist es denn?“

„Wir haben 18.13 Uhr!“
Frank riss die Augen auf. „Was? So spät schon?“
„Ja, du wolltest doch heute eine große Schlacht machen!“
„Ersteigere mir noch ein paar Orks im Internet, HOK. Alles, was du kriegen kannst. Das Geld gebe ich dir dann. Ich muss jetzt los!“, rief Frank hektisch.
„Hast du noch etwas vor?“
„Ja, ich wollte mich um 17.30 Uhr mit Julia treffen. Wir hatten eigentlich vor, in Steffens Cafe essen zu gehen.“
„Ei, ei, ei!“ HOK winkte mit seiner speckigen Hand, als ob er sich verbrannt hätte.
Kohlhaas hastete durch das Dorf und erreichte das Haus der Familie Wilden nach einigen Minuten. Mit einem vielsagenden Blick öffnete ihm Julia die Tür und räusperte sich.

„Tut mir wirklich leid, aber das hat sich alles so lange hingezogen. Mein Riesenkäfer ist schon in der zweiten Runde draufgegangen und dann hat HOK …“, stammelte Frank verwirrt.
Julia verzog ihren Mund und schüttelte den Kopf. „Riesenkäfer?“
„Ja, hätte er noch länger ausgehalten, dann wäre es anders gelaufen. Die kleinen Krabbelkreaturen haben allerdings auch nichts gebracht!“
„Habt ihr eine Insektenplage im Garten oder wie?“, fragte die junge Frau und war verwundert.
„Nein! Wir haben Battle Hammer gespielt. Normalerweise habe ich Orks, aber heute habe ich mal die „Hyperraum Termiten“ bei Space Battle Hammer ausprobiert“, versuchte Kohlhaas der hübschen Frau zu erläutern.
„Und deshalb bist du zu spät gekommen?“, kam von Julia.
„Ja, also …“

„Riesenkäfer? Termiten?“, murrte die Schönheit, winkte ab und fasste sich an den Kopf. „Und die sind dir wichtiger als ich?“
Frank stutzte. „Nein, natürlich nicht! Tut mir echt leid, ich habe nur einfach die Uhrzeit vergessen.“
Die blonde Frau musterte Kohlhaas eingeschnappt. „Männer!“, stöhnte sie.

Künstliche Krise

Während die kollektivistische Bewegung weiter an Stärke zunahm und unzählige Russen unter den schwarz-roten Fahnen vereint wurden, begannen sich die ersten Anzeichen einer massiven Wirtschaftskrise im ganzen Sektor „Europa-Ost" zu zeigen. Dieser soziale Einbruch war von den Mächtigen geplant, sollte Uljanins Revolution anheizen und verschärfte sich nun stetig.
Der Kollektivismus hatte sich mittlerweile auch in Polen, Tschechien, der Slowakei und weiter bis auf den Balkan ausgebreitet. Überall waren neue Vereinigungen und Organisationen, die sich Mardochows Ideologie verschrieben hatten, ins Leben gerufen worden.
Der polnische Kollektivistenführer Gregor Wainizki führte eine Großdemonstration mit 80000 Menschen in Warschau durch und wetterte nicht nur gegen die kapitalistischen Ausbeuter, sondern auch vor allem gegen die Freiheitsbewegung der Rus im benachbarten Weißrussland. Er beschwor die Gefahr eines „großrussischen Imperialismus" und bezeichnete Artur Tschistokjow als „Völkermörder" und „Kriegshetzer".
In den großen Supermarktketten, wie etwa „Globe Food", die seit einigen Jahren auch Osteuropa dominierten, wurden die Lebensmittelpreise jetzt immer weiter angehoben, während die Medien der Bevölkerung erklärten, dass Missernten und Transportprobleme diese Maßnahmen notwendig machten.
Weiterhin wurden dem Verwaltungssektor „Europa-Ost" Schritt für Schritt die Gelder durch den „Global Trust Fond" entzogen, was auf Dauer zu dessen völliger Zahlungsunfähigkeit führte. Die Medien berichteten von

geplanten Schließungen und Stilllegungen großer Industrieanlagen, was die Angst der Bevölkerung vor dem Verlust des Arbeitsplatzes ins Unermessliche steigerte. Innerhalb eines Monats erschütterte „Europa-Ost“ eine Welle aus Unsicherheit und Wut. Den Kollektivisten spielte das jedoch in die Hände und so hatten es die Hintergrundmächte auch vorhergesehen.
Uljanin entfaltete in dieser Zeit eine fieberhafte Aktivität und schwarz-rote Fahnenmeere wälzten sich durch ganz Russland. Allerdings profitierten auch die Rus von der allgemeinen Unzufriedenheit, wobei sie nicht ansatzweise so frei wie ihre Gegner agieren konnten.
Tschistokjows Anhänger setzten ihre ständigen Werbeaktionen trotzdem beharrlich fort und gingen, wo es möglich war, ebenfalls auf die Straße. Die üblichen Zusammenstöße mit ihren Rivalen, die einmal mehr eine Reihe von Menschenleben forderten, gehörten dazu.

Der Mai des Jahres 2037 brach an und mit ihm eine noch verschärftere Krise. Die Lebensmittelpreise verdoppelten sich auf einen Schlag und die Zahl der Erwerbs- und Obdachlosen kletterte mit rasender Geschwindigkeit nach oben.
In vielen Regionen Russlands versanken die Menschen in einem Zustand aus Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Millionen Menschen sahen Uljanin inzwischen als ihren Erlöser und dieser trieb die verwahrlosten Massen wie Schafherden in seine Organisation. KKG-Trupps übernahmen die Macht auf den Straßen der großen Metropolen und die Polizei musste sie auf Befehl von oben gewähren lassen.
Wo die Rus auftauchten, fielen die Kollektivisten mit rasender Wut über sie her und blieben in den meisten

Fällen aufgrund ihrer größeren Anzahl siegreich. Am 15. Mai redete Vitali Uljanin schließlich vor einer gewaltigen Menschenmenge in Moskau.

„Wir sind bald stark genug! Es dauert nicht mehr lange, dann wird ganz Russland von der Volksrebellion überrannt und der Kapitalismus vernichtet werden!“, predigte er und unzählige Moskauer jubelnden ihm überschwänglich zu.
„Unsere Lehre werden wir in jeden Winkel der Welt tragen! Dann gibt es nur noch Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit – das Himmelreich auf Erden! Nie mehr Armut! Nie mehr Hunger! Nur noch Frieden und Glück!“, rief Uljanin den Verzweifelten zu.
Die Menschen hoben die Fäuste und schwangen ihre Fahnen. Viele von ihnen schienen inzwischen bereit zu sein, dem Kollektivistenführer selbst bis in die Hölle zu folgen.
„Wir werden alle gleich machen! Ungerechtigkeit kann es nur geben, weil es noch Unterschiede gibt. Es gibt noch immer verschiedene Klassen, Kulturen, Völker und Religionen. In einer Welt des Kollektivismus wird es nur noch Gleichheit geben! Gleichheit und ewiges Glück!
Wir werden keine sozialen Unterschiede mehr dulden und kein Privateigentum mehr zulassen! Alles wird nur noch Euch gehören! Euch, dem Volk!
Die Völker der Erde werden wir zu einer Einheit zusammenschmelzen lassen, die verschiedenen Religionen werden wir beseitigen, die vielen Kulturen werden wir zu einer einzigen Weltkultur machen!
Ihr, die Armen und Unterdrückten, werdet nicht nur alle Macht erringen, nein, ihr werdet die Reste der alten Welt in Russland mit Stumpf und Stiel ausreißen. Und dann wird

alles gut sein! Dann errichten wir die neue Ordnung der ewigen Gleichheit und Gerechtigkeit!“
„Gleichheit und Gerechtigkeit!“, antwortete die Masse im Chor und der Asphalt erbebte unter dem Donnerhall tausender Kehlen. Er erbebte unter endloser Verzweiflung und brutaler Entschlossenheit.

„Sie dir das an! Wieder Uljanin, wieder riesige Menschenmassen!“, sagte Frank und deutete auf den Bildschirm.
Wilden schritt durch seine Wohnung in der Minsker Innenstadt und überlegte. „Die Revolution in Russland wird kommen …“
„Allerdings nicht unsere!“, fügte Kohlhaas hinzu.
„So ist es! Der Kollektivismus soll dem russischen Volk den Todesstoß versetzten und es aus der Geschichte tilgen. Dann fällt auch der Osten Europas und sein letztes Volk, dessen Substanz noch nicht ganz zerstört ist, endgültig. Es ist alles von oben geplant!“, fauchte der Außenminister.
Der ehemalige Unternehmer setzte sich in seinen Sessel und versank wieder in Gedanken. Frank schwieg und verfolgte mit Abscheu den Fernsehbericht über die Kollektivisten, dann schaltete er das Gerät wütend aus.
„Es gibt zwei Möglichkeiten …“, sagte Wilden.
„Ach, ja? Und welche?“
„Die erste Möglichkeit ist, dass Uljanin an die Macht gebracht wird und sich nichts verbessert. Das Volk wird weiter hungern und es wird noch mehr Chaos entstehen, sein Kollektivismus wird sich als jene Seifenblase entpuppen, die er in Wirklichkeit ist.
Die zweite Möglichkeit: Die Kollektivisten werden Erfolg haben und sich durch die finanzielle Unterstützung der Weltregierung etablieren und ihren schwarz-roten Ansturm in alle Nachbarländer ausdehnen. Dann werden auch wir

fallen, denn gegen die Macht der Weltregierung und der Kollektivisten haben wir keine Chance.“
Frank schob die Augenbrauen nach oben. „Was ist mit Japan?“
„Japan? Außenminister Mori hat mir deutlich gesagt, dass sich Matsumoto nicht in die internen Angelegenheiten Russlands einmischen wird. Das hätte einen weiteren Krieg mit der Weltregierung zur Folge“, antwortete der ältere Herr.
„Und wenn es in Russland einen Bürgerkrieg geben würde? Wir gegen die Kollektivisten und die GCF?“
„Das kann ich nicht sagen“, gab Wilden zu verstehen. „Vielleicht würden uns die Japaner dann helfen. Aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist unsere Kraft viel zu gering, um in einem Bürgerkrieg auch nur im Ansatz Erfolg zu haben.“
„Und wenn uns die GCF in Weißrussland angreift?“, fragte Kohlhaas aufgeregt.
„Ich weiß es nicht! Japan kann uns außerhalb seiner Inseln kaum helfen. Wir sind hier auf uns allein gestellt“, gab der Außenminister zurück.
Frank starrte nachdenklich durch den Raum. Ihm fiel keine befriedigende Lösung ein und auch Wilden blieb verunsichert zurück. Derweil nahmen die Dinge in Russland ihren Lauf.

Artur Tschistokjow beschäftigte sich in diesen Tagen weiter mit dem Wiederaufbau seines gebeutelten Landes. Er rief unter anderem eine staatliche Jugendorganisation ins Leben, die Kinder der Rus.
Die jungen Weißrussen waren begeistert und strömten in Scharen zur Freiheitsbewegung. Das staatliche Fernsehen

berichtete mit größtem Enthusiasmus darüber und zeigte den Präsidenten bei einer Massenveranstaltung in Minsk.
Einige Zeit später machte sich Tschistokjow auf den Weg nach Tallinn und unterstützte seinen Mitstreiter Walter Vogel bei der Sanierung der maroden Land- und Forstwirtschaft Estlands. Der Anführer der Rus hatte auch in diesen Tag keine Ruhepause. Er schlief lediglich vier bis fünf Stunden und machte sich dann wieder an die Bewältigung seiner vielfältigen Aufgaben als Staatsoberhaupt. Der Stress zehrte an seinem Körper und mehr noch an seinem Geist. Oft wirkte er gereizt und überfordert. Manchmal schien er gar einem Nervenzusammenbruch nahe zu sein.

In den Morgenstunden des 4. Juni 2037 besetzten KKG-Trupps die Großstadt Niznij Nowgorod und kurz darauf Rjazan. Die wichtigsten Verwaltungsgebäude wurden von den Kollektivsten okkupiert, Polizeistationen eingekesselt und die Beamten entwaffnet. Die wenigen GCF-Soldaten vor Ort ließen den Revolutionären freie Hand.
Uljanin kam nach Niznij Nowgorod und rief auf dem Marktplatz der Stadt die kollektivistische Revolution aus. Sein Angriff auf Russland hatte jetzt ein noch größeres Ausmaß angenommen.
Die Großstädte Kazan und Samara wurden als nächstes von den Aufständischen in ihre Gewalt gebracht. Hier und da versuchten sich die russischen Polizeibeamten gegen die aggressiven schwarz-roten Trupps zur Wehr zu setzen, doch gegen ihre zahlenmäßige Übermacht konnten sie nichts ausrichten. In Samara wurden über 40 Polizisten getötet, während die Besatzungstruppen die gesamte Region westlich des Uralgebirges längst geräumt und den Kollektivisten das Feld überlassen hatten.

Die führenden Funktionäre der KVSG riefen ihre Anhänger eine Woche später auch in Ekaterinburg und Ufa auf die Straße und Zehntausende von Menschen forderten stürmisch den Umsturz. Nach kurzer Zeit wehten die schwarz-roten Fahnen auch dort auf den Rathäusern der beiden Großstädte und Uljanin kam nach Ekaterinburg, um den jubelnden Massen den sicheren Sieg des Kollektivismus zu verkünden.
Seine Anhänger nahmen Perm und Celjabinsk bald darauf ebenfalls im Handstreich ein. Dann folgten die Kleinstädte Ostrusslands.
Am 12. Juni begab sich Uljanin nach Kasachstan und rief in Astana den „Sieg des Volkes" aus. Seine KKG-Verbände hatten das Land wie ein Heuschreckenschwarm überschwemmt, schlugen jeden Widerstand mit brutaler Gewalt nieder und führten ihren Feldzug bis nach Usbekistan. Die nichtrussische Bevölkerung dort strömte dem Kollektivistenführer mit besonderer Begeisterung zu und schloss sich seinen KKG-Trupps an, immerhin hatte ihr der spitzbärtige Mann zahlreiche Privilegien und bevorzugte Siedlungsgebiete in Russland versprochen.
Die Medien berichteten über den Umsturz im Osten des Verwaltungssektors „Europa-Ost" verblüffend sachlich und emotionslos. Obwohl Uljanin den Mächtigen des Landes immer wieder gedroht hatte, wurden seine revolutionären Maßnahmen und die vielfachen Gewalttaten seiner Anhänger in den Fernsehberichten kaum verurteilt. Wenn sich ein Reporter „besorgt" zeigte, so wirkte sein angeblicher Schrecken über die herannahenden Revoluzzer lediglich aufgesetzt und gespielt.
Bis Ende Juni waren die sibirischen Metropolen Omsk, Novosibirsk und Krasno-Jarsk in den Händen der Kollektivisten. Hier kam es im Vorfeld zu schweren Unruhen

zwischen Russen und Asiaten, die jedoch von KKG-Verbänden niedergeschlagen wurden.
Alle wichtigen Zentren Ostrusslands waren Anfang August schließlich unter die Kontrolle Uljanins gebracht worden. Dann nahm er sich den Rest des Landes vor. In Jaroslavl und Tver, nördlich von Moskau, stürmten die schwarz-roten Massen in diesen Tagen durch die Straßen und machten Jagd auf ihre politischen Gegner und jene Polizisten, die sich nicht rechtzeitig zur Flucht gewandt hatten. Kein GCF-Soldat ließ sich während der Unruhen blicken, denn sie waren alle abkommandiert worden.
Hunderte von Menschen wurden von den außer Kontrolle geratenen KKG-Männern in Jaroslavl und Tver getötet und die beiden Städte verwüstet. Uljanin störte das nicht.
„Das gehört eben zu einer Revolution dazu!“, verkündete er zynisch.

Frank und Alf befanden sich wieder in Minsk. Kohlhaas hatte sich nun endlich auch eine Zweitwohnung im Westen der Hauptstadt besorgt und diese notdürftig eingerichtet. Er nannte sie seine „Arbeitswohnung“, denn er fühlte sich nach wie vor in Ivas zu Hause.
Die beiden verharrten nunmehr bereits seit Tagen mit Entsetzen und Verwunderung vor der Fernsehkiste und verfolgten die Vorgänge in Russland.
„Uljanin überrennt das ganze Land und sie werden ihn in Ruhe die Macht übernehmen lassen!“, schnaufte Frank und nippte an seiner Bierflasche.
„Das ist alles ein verlogenes Spiel!“, brummte Alf.
„Es hat gestern sogar in Paris eine Kundgebung von Kollektivisten gegeben und die Bullen haben sie gewähren lassen. Kannst du dich noch erinnern, was sie dort nach

unserem Anschlag auf Wechsler mit den aufständischen Bürgern gemacht haben?“
„Ja, natürlich kann ich das!“, spie Bäumer zornig heraus.
„Was sollen wir denn jetzt tun? Warten bis ganz Russland und morgen auch der Rest Europas von den Kollektivisten überschwemmt wird?“, jammerte Kohlhaas.
Bäumer wusste keine Antwort. Allerdings wusste Artur Tschistokjow eine und ließ seinen General am nächsten Tag zu sich rufen.

Frank ging durch die Eingangstür des pompösen, alten Hotels „Sonnenblick“ im Herzen von Minsk. Ein Portier in blauer Uniform nickte ihm lächelnd zu und geleitete ihn in die obere Etage. Der junge Mann näherte sich einem großen Konferenzsaal und hörte Artur Tschistokjow schon von draußen auf Russisch wettern.
„Ah, General Kohlhaas!“, bemerkte der Revolutionsführer als Frank zur Tür hinein kam. Das war alles, was er zu dessen Verspätung zu sagen hatte.
Die anderen waren schon da. Das gesamte Kabinett des Staates Weißrussland und der drei baltischen Zwergstaaten, sowie die komplette Führungsspitze der Freiheitsbewegung der Rus.
Artur redete heute nur Russisch. Diesmal gab es keine Sonderbehandlung für seine beiden deutschen Mitstreiter. Franks Sprachkenntnisse waren allerdings mittlerweile so gut, dass er kaum noch Verständigungsprobleme hatte.
„Russland befindet sich im Chaos. Die kapitalistisch-kollektivistische Seilschaft arbeitet Hand in Hand, Uljanins Massenbewegung bewegt sich von Ost nach West und rollt langsam das ganze Land auf.

Bald wird die schwarz-rote Flut sogar in Moskau und St. Petersburg allen Widerstand hinweggespült haben. Aufhalten wird sie außer uns keiner!“, donnerte er.
Dr. Gugin meldete sich: „Herr Tschistokjow, sollten wir nicht noch warten, wie sich die Sache entwickelt?“
Ein bulliger, älterer Mann mit kantigem Gesicht fuhr dazwischen: „Wie soll sich die Lage denn entwickeln? Uljanin wird ganz Russland und dann die Ukraine mit seinen Leuten überrennen!“
Der weißrussische Präsident fuchtelte mit dem Zeigefinger. „Es ist jetzt an der Zeit, dass wir selbst eine Offensive starten. Russland ertrinkt im Chaos, die Polizei weiß nicht, was sie tun soll. Die GCF-Truppen haben die Großstädte weitgehend geräumt, um den Kollektivisten freie Hand zu lassen. Das ist auch für uns eine Chance!“
„Aber die GCF-Verbände werden sofort wiederkommen, wenn wir auftauchen!“, bemerkte ein Funktionär.
„Ja, das mag sein! Die Kollektivisten werden in den nächsten Wochen überall für heillose Anarchie sorgen und viele von ihnen werden auch die russische Polizei attackieren, obwohl diese den Befehl hat, sie in Ruhe zu lassen! Wir sollten zumindest versuchen, uns im Norden und Westen Russlands in einigen Städten festzusetzen!“, dozierte der Präsident.
Wilden gab ihm Recht und auch der eine oder andere Anwesende stimmte ihm zu. Frank hörte sich alles an und überlegte.
„Ich halte nichts davon. Wir werden unsere Leute gegen einen überlegenen Gegner verschleißen!“, warnte Gregori Lossov, der Verteidigungsminister.
Artur Tschistokjow wurde jetzt immer hektischer und versuchte seinen Standpunkt klarer darzustellen: „Wenn sich Uljanins Bewegung erst einmal überall gefestigt und

Zugriff auf den gesamten Machtapparat in Russland hat, dann wird es für uns wesentlich schwieriger werden, die Kollektivisten noch irgendwo zurückzudrängen.
Millionen Russen sehnen sich nach Erneuerung und nicht jeder, vor allem im Westen Russlands, ist von Uljanin begeistert. Wir müssen jetzt handelt, denn jetzt herrscht überall Chaos!“
Lossov meldete sich, doch Tschistokjow würgte ihn ab und sagte: „Ich befehle es! Wir werden alle unsere Kräfte auf die politische Eroberung der größeren Städte im Westen Russlands und im Norden des Baltikums konzentrieren. Vielleicht gelingt es uns sogar, St. Petersburg zu nehmen.“
Einige der Anwesenden trauten ihren Ohren nicht und schwatzten aufgeregt durcheinander.
„St. Petersburg? Das ist doch Wahnsinn!“, riefen sie ungläubig aus.
„Einen Versuch ist es wert! Ich befehle es! Ab morgen beginnt unser Gegenschlag!“, donnerte Tschistokjow und brach die Konferenz ab.
Einige seiner Gefolgsleute schüttelten verwirrt die Köpfe und gingen nach draußen, während der weißrussische Präsident Frank zu sich nach vorne winkte.
„Du wirst anführe die Warägergarde, Frank!“, sagte Tschistokjow auf Deutsch zu ihm.
Kohlhaas stutzte. „Wie? Was ist denn die Warägergarde?“

Die Warägergarde

Am folgenden Tag wusste Frank Kohlhaas, was die Warägergarde war, nämlich eine von Artur Tschistokjow und Peter Ulljewski neu geschaffene Eliteeinheit der Volksarmee der Rus, sie bestand aus 1000 Mann.
Die besten und fanatischsten Kämpfer aus Weißrussland und dem Baltikum waren in ihr zusammengefasst worden und nun sollte ausgerechnet Frank sie anführen.
Die Männer hatten sich in Reih und Glied auf dem Hof der größten Kaserne von Minsk versammelt und warteten schon auf ihn. Früh morgens hatte man Kohlhaas zu ihnen gebracht. Der General sprang aus einem Armeejeep und musterte lächelnd seine Untergebenen.
Viele von ihnen kannte er, denn sie waren ihm schon früher als Ordner unterstellt gewesen. Die hochgewachsenen Soldaten gaben ihm ein Lächeln zurück und standen stramm.
„Ja priwjestowaju was, Soldati!", brüllte Frank.
„Mej priwjestowajem wüj, General Gollchaas!", riefen die Kämpfer zurück.
Frank grinste. „Chorochow!"
Der General und seine Männer machten sich noch am gleichen Tag auf den Weg nach Pskov, einer russischen Stadt nahe der Grenze zu Lettland, wo sich bereits eine große Masse von Rus am Stadtrand versammelt hatte. Artur Tschistokjow selbst führte den wachsenden Demonstrationszug bis vor das Rathaus. Viele Bürger schlossen sich ihm an und nach einigen Stunden war die Menge auf etwa 30000 Menschen angeschwollen.
Franks Truppe kam auf Lastwagen von Süden her in die Stadt und jagte einige Haufen verdutzter KKG-Männer in

die Flucht. In der Nähe des Stadtzentrums wurden die Waräger kurz darauf von einigen Kollektivisten beschossen. Sie hielten an und gingen sofort auf ihre Gegner los. Nach wenigen Minuten flüchteten diese direkt in die Arme der Männer auf den nachfolgenden Transportern. Schüsse knallten, zwei Dutzend Kollektivisten wurden niedergestreckt, der Rest rannte davon.
Die örtlichen Ordnungshüter waren auf den blitzartigen Vorstoß vollkommen unvorbereitet gewesen und hatten offenbar auch keine Lust, jetzt auch noch gegen Tschistokjows Leute zu kämpfen. So wurde die Polizeistation der Stadt problemlos besetzt und die überrumpelten Beamten entwaffnet. Schließlich rückte Tschistokjow unter dem Jubel seiner Mitstreiter ins Rathaus ein und verkündete die Befreiung der Stadt.
Sämtliche Ortschaften zwischen Pskov und Velikie Luki waren zeitgleich von den Rus besetzt worden und Peter Ulljewskis Männer begannen sofort mit der Verhaftung der kollektivistischen Anführer in dieser Region.

In Velikie Luki war hingegen das Chaos ausgebrochen. Einige KKG-Trupps und der örtliche kollektivistische Verband bereiteten gerade selbst ihre Einnahme der Stadt vor, als sie, nur einen Tag nach dem Vorstoß nach Pskov, von den Rus überrascht wurden.
Die verunsicherten KKG-Männer errichteten hastig Barrikaden in der Innenstadt, doch Franks motorisierte Warägergarde umzingelte sie und zwang sie zur Aufgabe.
Mehrere tausend bewaffnete Ordner zogen anschließend durch die Straßen und Tschistokjow folgte ihnen. Die meisten Polizisten schlossen sich ihnen an und waren sogar dankbar dafür, dass sie mit den Kollektivisten aufgeräumt hatten. Letztendlich versammelten sich die Rus vor

dem zentralen Verwaltungsgebäude und besetzten es. Alfred Bäumer kam an der Spitze eines bewaffneten Haufens in grauen Hemden herangelaufen und begrüßte seinen besten Freund mit lautem Rufen: „Frank! Du hättest mir mal Bescheid sagen können, wann es losgeht!“
Kohlhaas sprang aus dem Lastwagen und fiel Alf in die Arme. „Mensch, Alter! Du bist auch hier?“
Bäumer grinste hämisch. „Klar, du glaubst doch nicht, dass mich Wilden in Ruhe gelassen hätte. Keine Revolution ohne Onkel Alf!“
„Wir haben es geschafft! Velikie Luki ist jetzt auch in unserer Hand!“ Kohlhaas reckte siegesgewiss die Fäuste gen Himmel.
„Demnächst bin ich auch bei eurer mobilen Truppe dabei. Das kannst du Artur sagen!“, bemerkte Alf und wirkte etwas eifersüchtig.
„Da wird er nichts gegen haben. Immerhin weiß er ja, was du drauf hast“, erwiderte der General.
„Ja, das hoffe ich auch. Ich kann es mit jedem Russen dort auf den Lastwagen locker aufnehmen“, tönte Bäumer und knuffte seinen Freund in die Seite.
„Na, dann, Herr Bäumer! Willkommen in der Warägergarde, den Besten der Besten!“, tönte Kohlhaas und sprang mit Alf auf die Ladefläche des Fahrzeugs.
Sie brausten mit dröhnenden Motoren davon, während die übrigen Rus singend durch die Stadt marschierten und anschließend Tschistokjows Rede lauschten.
Die Lastwagenkolonne fuhr an diesem Tag noch durch eine Reihe von Ortschaften und jagte kleinere kollektivistische Grüppchen durch die Straßen. Eine Drachenkopffahne hing von jedem der Lastwagen herab und zahlreiche Einwohner begrüßten die Waräger mit zustimmendem Jubel.

Während die öffentliche Ordnung in Russland weiter vor sich hin zerbröckelte, setzten sich die Rus auch in den umliegenden Ortschaften rund um Smolensk durch. In Pocinok wurden drei von ihnen Ende August von den Kollektivsten erschossen. Einige Hundert Rus zogen daraufhin wütend durch die Ortschaft und suchten sie nach den Tätern ab. Sie stürmten das Haus des örtlichen Kollektivistenchefs und erschlugen ihn. Anschließend erschossen sie noch acht junge Männer, die ihnen von den eingeschüchterten Bewohnern ebenfalls als Mitglieder der KVSG genannt worden waren.
Artur Tschistokjow wies seine Leute daraufhin energisch zurecht und geriet mit einigen seiner Funktionäre in Streit, da jene diesen brutalen Gegenschlag befürwortet hatten.
Nachdem sie das Umland unter ihre Kontrolle gebracht hatten, begaben sie sich am 5. September nach Smolensk. Hier hatten sie bereits früher eine schwere Schlappe erlitten, doch diesmal waren sie besser vorbereitet.

„Glaub mir, die Kollektivisten sind hier im Westen Russlands noch nicht so stark wie rund um Moskau oder vor dem Uralgebirge. Hier befindet sich die KVSG noch im Aufbau und Uljanin ist heute auch nicht da“, bemerkte Frank zuversichtlich und strich sich über seinen verdreckten Uniformmantel.
Alf wirkte nervös und sein Freund klopfte ihm auf die Schulter. „Mach dich nicht verrückt. Diesmal ist es anders“, sagte er ruhig.
Ihr Lastwagen brauste durch die Morgendämmerung und ihm folgte eine ganze Kolonne. Mehrere tausend Rus bewegten sich strahlenförmig auf Smolensk zu. Eine Atmosphäre bitterer Aufgewühltheit war heute über die Straßen der Großstadt gekommen. Irgendwo hatten sich

auch die Kollektivisten und die Polizei postiert. Sogar GCF-Trupps waren, wenn auch nicht in großer Zahl, eilig nach Smolensk gerufen worden. Diesmal wurde es ernst. Manche Menschen hasteten verängstigt durch die Gassen, als sie die Lastwagen mit den Drachenkopffahnen an sich vorbeidonnern sahen, andere grüßten freundlich und ein paar junge Mädchen warfen sogar Blumen aus den Fenstern.

An einigen Häusern im Stadtzentrum hingen Russland- und Drachenkopffahnen, an anderen jedoch die schwarz-rote Flagge des Kollektivismus. Die stickige Luft des heutigen Tages verhieß eine Entladung in Rauch und Tod.

Franks Handy klingelte, es war Artur Tschistokjow.

„Aha? Wir werden sehen!“, hörte ihn Alf nur nach einer halben Minute sagen, dann drückte Kohlhaas den Anruf weg.

„Einige Hundert GCF-Soldaten sind auch vor Ort – in der Innenstadt. Sie haben sogar ein paar Panzerwagen dabei“, erklärte Frank.

„Panzerwagen?“, stammelte Alf und schluckte.

„Ja, aber wir haben etwas dagegen!“, antwortete Kohlhaas und starrte über die Straße.

Tschistokjows Anhängerschaft schwoll auf fast 20.000 Menschen an. Viele Männer und Frauen mit Russlandfahnen in den Händen stießen von den Bürgersteigen zu ihnen.

Um 9.00 Uhr morgens hatten sich etwa 20.000 Rus im Südviertel und etwa 17.000 im Osten von Smolensk versammelt. Artur führte selbst eine der Gruppen an. Laut brüllend und singend zogen die Demonstranten durch die Gassen, während sich die Warägergarde jedoch von ihnen fernhielt und unabhängig operierte. Die Lastwagenkolonne

stoppte kurz und Franks Männer suchten die Straßen nach Gegnern ab. Dann fuhren sie weiter in Richtung Innenstadt, wo sie sofort auf Uljanins Anhänger stießen.
„Da sind die Schweine!“, grollte Kohlhaas. „Dawaj! Dawaj!“
Die Waräger sprangen von ihren Lastwagen und erblickten einige hundert Kollektivsten, die Beschimpfungen schrieen und wüste Drohungen ausstießen. Kohlhaas gab per Funk einige Befehle durch und drei der Lastwagen brausten durch eine Seitenstraße davon.
„Wir nehmen das Saupack in die Zange!“, bellte er Alf entgegen.
Nur Sekunden später prasselten Pflastersteine gegen die Front ihres Lastwagens und ein Schuss schnitt durch die Luft. Mit einem lauten Klirren zerbarst die Windschutzscheibe des LKWs und noch mehr Schüsse folgten.
„Runter!“
Bäumer hechtete hinter das Fahrzeug. Frank und einige Männer folgen ihm.
„Dreckiger Rus-Abschaum! Heute machen wir euch fertig!“, grölten ihnen die Kollektivisten entgegen. Jetzt flogen ganze Wolken von Pflastersteinen durch die Luft und ein Molotow-Cocktail erwischte einen der Lastwagen, dessen Vorderseite sofort in Flammen aufging.
„Warum schießen wir nicht zurück?“, schrie Alf.
„Warte, die anderen kommen gleich!“, gab ihm Frank zu verstehen und lud sein Gewehr durch.
Drei Lastwagen hielten nur Minuten später mit quietschenden Reifen im Rücken des kollektivistischen Mobs an und die Gegner verstummten für einen kurzen Moment.
„Nastuplänje!“, brüllte Frank aus voller Kehle und die Waräger sprangen von den Ladeflächen, um hinter den Fahrzeugen hervorzustürmen.

Ein Kugelhagel aus Schnellfeuerwaffen hämmerte in den Haufen der überraschten Feinde und mehrere von ihnen brachen zusammen.
Laut schreiend stoben die Kollektivsten auseinander und flüchteten in alle Richtungen. Frank und die anderen trieben einige direkt in die Arme der Rus in ihrem Rücken, die sie mit ihren Maschinenpistolen niedermachten. Einen Augenblick später waren die Feinde aufgerieben und suchten das Weite. Keuchende Verwundete und mehrere Tote blieben in Blutlachen liegend auf dem Asphalt zurück.
Franks und Alf hasteten mit versteinerten Gesichtern vorwärts. Ein Russe kam heran. „Was jetzt, General?"
Kohlhaas sah ihn mit kampfeslustigem Blick an, hob sein Gewehr in die Luft und befahl seinen Soldaten wieder in die Lastwagen zu steigen.
Sie fuhren weiter durch einige menschenleere Straßen und näherten sich dem Zentrum von Smolensk. Eine laut schreiende Menge mit Drachenkopffahnen wälzte sich durch die Gasse vor ihnen, diesmal waren es die eigenen Mitstreiter. Die demonstrierenden Rus jubelten, als sie die Waräger erblickten und machten den Lastwagen ehrfürchtig Platz. Hupend brausten diese weiter.
Nach einer Weile hatten sich etwa 40.000 Menschen im Zentrum von Smolensk vereint und die GCF-Soldaten rückten vor, sobald sie die Masse ankommen sahen. Ihnen folgten Tausende von Kollektivisten und einige Trupps bewaffnete KKG-Männer.

„Hier sind wir jetzt!" Alf arbeitete sich durch den Stadtplan auf seinem DC-Stick.

„Gut, wir greifen sofort an! Zuerst die GCF-Truppen!“, knurrte Kohlhaas und fummelte aufgeregt an den Knöpfen seiner Uniformjacke herum.
Lautes Gebrüll erschallte derweil aus der linken Nebenstraße, doch die Lastwagenkolonne sauste weiter und brach durch eine Polizeisperre. Die Beamten sprangen zur Seite und warfen sich auf den Boden.
„Wir kommen durch den Novo Park, über die Flanke!“
General Kohlhaas gab einige Funksprüche durch, dann rasten die Transportfahrzeuge durch eine verwahrloste Grünanlage. Die Menschenmenge war in Sichtweite gelangt.
„Runter von den Wagen!“, schrie Alf und winkte einige junge Russen zu sich. Die 1.000 Elitekrieger rannten los und postierten sich unweit der GCF-Soldaten, die aufgrund des plötzlichen Erscheinens der Waräger verunsichert zu sein schienen.
„Feuer!“, brüllte Frank und sie knallten los.
Wie mit einer gewaltigen Sense wurden Dutzende von GCF-Soldaten auf einen Schlag dahingemäht, noch bevor sie richtig in Deckung gegangen waren. Der Gegner versuchte sich nun zurückzuziehen, doch die Waräger setzten ihm grimmig nach und richteten ein Blutbad an.
Dann fielen sie über die Masse der Kollektivisten her, die bereits begonnen hatte, den Demonstrationszug der Rus vor sich anzugreifen.
Frank und Alf schossen ein Magazin nach dem anderen leer, schleuderten Handgranaten in die Menge und wüteten wie von Sinnen. Die anderen Waräger taten es ihnen gleich und innerhalb kürzester Zeit waren die Kollektivisten und GCF-Soldaten zurückgeschlagen worden.
Wild flohen sie durch die Gassen und ließen ihre schwarzroten Fahnen zu Boden fallen, während die Freiheitskämp-

fer der Rus mit brennendem Hass die Verfolgung aufnahmen. Mit Knüppeln, Eisenstangen, Äxten und Gewehren droschen und schossen sie die Schwärme der Flüchtenden zusammen.
Nach kaum zwei Stunden hatten sie die mit zahlreichen Toten und Verwundeten bedeckten Straßen der Innenstadt in ihre Gewalt gebracht. Wenig später besetzten die bewaffneten Ordnertrupps das Rathaus und andere wichtige Gebäude der Stadt, um anschließend jubelnd durch Smolensk zu ziehen. Artur Tschistokjow selbst hatte ein derartiges Blutvergießen bisher nur in Gomel erlebt. Heute hatten jedenfalls seine Rus gesiegt.

Der Einsatz der Waräger hatte wie ein gezielter Hammerschlag gesessen. Weder die Kollektivisten noch die GCF-Soldaten hatten dem Ansturm der 1000 bestens ausgebildeten und hoch motivierten Elitesoldaten Tschistokjows in Smolensk widerstehen können.
Der Gegner musste schwere Verluste beklagen. Etwa 80 GCF-Soldaten waren getötet worden und um die 500 Kollektivisten. Peter Ulljewskis Truppe begann noch am gleichen Tag mit Verhaftungen, besetzte das KVSG-Hauptquartier der Stadt und ließ einige gegnerische Funktionäre aufhängen.
Smolensk hatte die Vorstufe zum Bürgerkrieg erlebt und die brutale Vorgehensweise der Rus, die den kollektivistischen Methoden diesmal durchaus gleichgekommen war, entsetzte Tschistokjows Rivalen im westlichen Teil Russlands erheblich.
Doch Uljanins Bewegung hatte sich ansonsten unbeirrt nach Westen vorgearbeitet und ihre Anhänger entfalteten auch weiterhin eine ungezügelte Aggression. Im Norden Moskaus, etwa in Vologda und Kostroma, fielen seine

bewaffneten Trupps über die Polizisten her und schlugen in tagelangen Straßenkämpfen alles kurz und klein.
Die kollektivistische Rebellion breitete sich nun auch entlang der Wolga aus. Massendemonstrationen fegten Anfang September durch Uljanovsk und Syzran. Einige Tage später hatten die Aufständischen die Macht an sich gerissen. Vitali Uljanin kam wenig später auch nach Balakovo und redete vor über 100000 Menschen. Niemand stellte sich seinen Leuten hier in den Weg, als sie die Stadt besetzten und alle auf offener Straße erschlugen, die sie für „Feinde der Gerechtigkeit" hielten.
Die internationalen Medien berichteten mit verhaltenem Protest über die Ereignisse und begannen die Methoden der KVSG zu rechtfertigen und schön zu reden. Nur bezüglich der Rus fanden sie wieder die üblichen Worte. Sie sprachen von „Terroristen" und „Mördern".
Als nächstes wurde Zarizyn zur Bühne der kollektivistischen Revoluzzer. Ohne jeden Widerstand konnten sich die schwarz-roten Trupps über die Stadt ergießen und die Kontrolle an sich reißen.
Uljanins Revolution breitete sich schließlich bis zum Schwarzen Meer aus und kam dann nach Rostov, wo KKG-Verbände einrückten und den Straßenterror brachten. In der strategisch wichtigen Küstenstadt wüteten sie besonders schlimm und gingen voller Hass auf die zur Zurückhaltung verdammte Polizei und vermeintliche politische Gegner los. Innerhalb eines einzigen Tages gab es mehrere hundert Tote und Verletzte. Ende September war die kollektivistische Woge schon bis an die ukrainische Grenze und vor die Tore Moskaus geschwappt.
Die Rus hatten sich ihrerseits inzwischen auch in Brjansk festgesetzt und ihre Gegner aus der Stadt vertrieben. Frank und zahllose andere Kämpfer trugen die Drachenkopffah-

nen jetzt weiter nach Süden und nahmen mehrere kleinere Ortschaften ein.
Anfang Oktober rückten einige Regimenter der Volksarmee der Rus in Klincy und die umliegenden Dörfer ein. Tschistokjows Anhänger setzten ihren Vorstoß schließlich bis nach Orel und Kursk fort und der weißrussische Präsident nutzte das allgemeine Chaos und die lethargische Haltung der Sicherheitskräfte, um auch in diesen beiden Städten eine starke Position zu gewinnen.
Weiter nach Osten kamen die Rus jedoch nicht. Zu weit waren die übrigen Regionen von der sicheren Heimat entfernt und zu groß war hier bereits die Übermacht der kollektivistischen Gegner.

„In Nowgorod sind die Kollektivisten noch nicht sehr stark, ihre Hochburgen liegen in Ost- und Zentralrussland“, erläuterte Frank und schaute Artur Tschistokjow erwartungsvoll an.
„Vielleicht du hast Recht!“, gab der Rebellenführer zurück und kratzte sich am Kopf.
„Wir dürfen keine Zeit verlieren. Die ländliche Region rund um Nowgorod ist sehr groß und die Kollektivisten werden Probleme haben, sie einfach zu überrennen, wenn wir uns dort vorher ausbreiten“, betonte Kohlhaas.
Der Präsident dachte nach: „Das ist gute Strategie, Frank! Wir müssen starke Stellung in St. Petersburg gewinnen, davor liegt Nowgorod!“
„Ja, genau! Und rund um Nowgorod ist ein riesiger ländlicher Raum, der sich bis nach Rybinsk erstreckt. Ihn müssen wir zuerst einnehmen!“
„Uljanin wird Macht in Moskau erringen. So oder so!“, sagte Tschistokjow verärgert.

„Ja, das wird er! Aber wir müssen den Westen Russlands erobern. Das ist alles, was wir zurzeit tun können!"
„Und dann wir breiten uns in nördliche Ukraine aus. Erst Nowgorod, dann Ukraine", meinte das weißrussische Staatsoberhaupt.
„Die Kollektivsten werden das Gebiet rund um Donez besetzen und vermutlich auch noch weitere Regionen im Westen. Wir können es schaffen zumindest bis Kiew zu kommen, um ihnen die Stirn zu bieten", fügte Kohlhaas hinzu und deutete auf die Landkarte.
„Kiew!" Artur blickte ein wenig melancholisch zu seinem deutschen Mitstreiter herüber. „Da ich bin geboren. Mein Heimatstadt. In Kiew wir haben eine sehr aktive Gruppe von unsere Organisation, Frank!"
„Alle Gruppen in der Ukraine sollen sofort mit Aktionen anfangen. Demonstrieren, Flugblätter verteilen und so weiter. Wir müssen dort so viel Sympathien wie möglich gewinnen."
Tschistokjow lächelte gequält. „Es wird Bürgerkrieg geben in Russland. Ich bin sicher. Aber wie sollen wir ihn gewinnen?"
General Kohlhaas zuckte mit den Schultern. „Das weiß ich auch nicht, Artur! Die Übermacht unserer Feinde ist gewaltig, aber wir müssen es trotzdem versuchen."
„Gut, dann wir gehen zuerst nach Nowgorod. Ich verlasse mich auf dich und die Warägger", bemerkte der Anführer der Rus und setzte sich erschöpft auf einen Stuhl.

Frank war glücklich, dass Alf da war. Etwa hundert Männer der Warägergarde und er schliefen heute Nacht in einer leeren Turnhalle. Wenn alles ganz still war und man nur noch das leise Atmen und Schnarchen der Soldaten hörte, kam der General manchmal ins Grübeln. Diese Nacht

erschien ihm wieder einmal bedrückend. Der in den letzten Monaten, ja in den letzten Jahren, nur mit einem nie enden wollenden Kampf beschäftigte junge Mann, starrte an die brüchige Decke der Halle und ließ die Gedanken durch seinen Kopf wandern. Den Zustand des Sinnierens hatte Kohlhaas in letzter Zeit immer stärker zu unterdrücken versucht, doch in diesen Stunden gelang es ihm nicht. Seine geistigen Scheuklappen, die er sich selbst verpasst hatte, waren für einen Moment abgefallen, so dass er es diesmal nicht verhindern konnte, über sich und sein Leben nachzudenken.
Er hatte nicht zuletzt Julias Bild vor Augen und machte sich Vorwürfe, weil er sie in letzter Zeit so sträflich vernachlässigt hatte. Frank hätte sie haben können und er liebte die junge Frau aus ganzem Herzen, doch er war immer fort. Heute schlief er in Pskov, einer ihm vorher vollkommen unbekannten Stadt in Russland, und wartete darauf, mit seinen Männern in Nowgorod einzurücken. Nowgorod selbst war ihm bisher ebenfalls vollkommen fremd.
„Am Ende haben alle etwas von mir und ich habe von allen nichts“, dachte er sich und wälzte sich unruhig in seinem Schlafsack herum. Mit dieser Aussage hatte er nicht Unrecht und es schmerzte ihn, sich das eingestehen zu müssen. Am morgigen Tag wollte er Julia allerdings auf jeden Fall anrufen und freute sich schon darauf, wieder ihre Stimme zu hören.
Doch so war es bereits in Japan gewesen, als er an der Sapporo-Front gestanden hatte und so würde es immer weiter gehen, wie er fürchtete. Traurig und frustriert lag Frank da und seufzte in sich hinein. War das der Preis seines angeblichen Heldentums? War er denn überhaupt so heldenhaft, wie er manchmal glaubte? Vielleicht erwies sich

schon morgen alles als Illusion, als Seifenblase, die zerplatzte und von der nichts übrig bleiben würde…

Artur Tschistokjow, der in diesen Tagen mehr Feldherr als Staatsmann war, und seine Männer nahmen Nowgorod ein. Diesmal verlief alles unblutig. Die Kollektivisten leisteten keinen Widerstand und der größte Teil der Polizisten lief zu den Rus über. Die motorisierte Elitetruppe der Waräger und die entschlossenen Ordnertrupps mit ihren Pistolen und Sturmgewehren wirkten heute abschreckend genug auf ihre Feinde. Die gewöhnlichen Bürger jubelten und erhofften sich endlich Ordnung und Frieden. Schüchtern hingen einige Russlandfahnen aus ihren Häusern und erleichterte Frauen warfen den Rus Blumensträuße zu. Ungeduldig schob sich das Volk durch die Hauptstraßen, um den Rebellenführer aus Weißrussland zu erblicken.
Vor den Kollektivisten schienen viele der Einwohner Nowgorods hingegen Angst zu haben und sahen in Tschistokjow, der schließlich vor 70.000 Menschen eine flammende Rede hielt, einen Beschützer und Befreier.
Frank und Alf atmeten am Ende dieses Tages auf. Es hatte heute keine Kämpfe gegeben und von den kollektivistischen Gegnern war nichts mehr zu sehen.
In den eingenommenen Städten Westrusslands blieben sowohl Soldaten der Volksarmee der Rus als auch Ordnertrupps zurück, um die Stellung zu halten. Ihre Führung übernahm jeweils ein von Artur Tschistokjow ausgewählter Funktionär der Freiheitsbewegung.
Die Besetzung der grenznahen Städte im Westen war ein erster Erfolg, doch angesichts der Tatsache, dass die Kollektivisten den übrigen Teil Russlands mit jedem

weiteren Tag ein wenig mehr in ihre Gewalt brachten, war er kaum erwähnenswert.
Mitte Oktober kam Uljanin nach Moskau und brachte seine Leute auf Vordermann. Zahlreiche Kundgebungen und Aufmärsche, Meere von schwarz-roten Fahnen und aufgebrachte Massen erschütterten die Hauptstadt und ihre über 16 Millionen Einwohner. Gelegentlich versuchte die russische Polizei noch, entgegen ihrer Befehle von oben, die Kollektivisten in Schach zu halten und wehrte sich. So brachen in Moskau am 20. Oktober Barrikadenkämpfe aus und etwa 50000 Mitglieder der KVSG begannen auf die Polizei loszugehen. Es folgte eine wütende Auseinandersetzung, die sich bis tief in die Nacht hinzog und einige Menschenleben forderte. Nicht ein GCF-Soldat wurde zum Schutz Moskaus abgestellt und nicht ein Panzer oder Skydragon war zu sehen. Die Verbände der internationalen Streitkräfte hatten sich längst zurückgezogen und ließen die unglücklichen Polizisten, auf die jetzt die Wut der Kollektivisten herniederschlug, einfach im Stich. Letztendlich kapitulierten die Beamten vor Uljanins Anhängern und überließen seinen KKG-Trupps die Straßen der russischen Metropole.
Kuluga und Tula im Süden Moskaus wurden ebenfalls von der schwarz-roten Revolution überrannt, während sie sich auch in Moskau weiter wie ein Lauffeuer ausbreitete. Die Mitglieder der KVSG warteten jetzt nur noch auf Uljanin, der seine Machtübernahme den Massen persönlich verkünden wollte und noch bis zum 25. Oktober in Tula verweilte.
KKG-Verbände rückten derweil auch in Serpuhov und Kolomna ein und rissen die Kontrolle im gesamten Moskauer Süden an sich, schließlich folgte ihnen der Kollekti-

vistenführer und machte sich auf den Weg in die Hauptstadt.
Am 30. Oktober besetzten die Kollektivisten den Kreml und der Gouverneur des Verwaltungssektors „Europa-Ost“, Maxim Blumenew, dankte stillschweigend ab. Uljanin ließ ihn und seinen Führungsstab in den nächsten Tagen nach Nordamerika ausreisen.

„Artur Tschistokjow – Der Retter Weißrusslands gibt auch dir Arbeit und Sicherheit!“ stand unter dem Bild des Anführers der Freiheitsbewegung, das auf die kleine Datendisk in Franks Hand gedruckt worden war. Der General betrachtete gedankenverloren das Foto des entschlossen dreinschauenden Mannes. Wer ihn ansah, konnte erahnen, welche unheimliche Kraft und Stärke in ihm liegen musste. Den Inhalt der Datendisk, wovon die Waräger Tausende in ihren Lastwagen mit sich herumfuhren, war Frank wohl bekannt. Er hatte die Texte und Bildpräsentationen unzählige Male gelesen und angesehen. Die Erfolge des Tschistokjows-Regiments wurden dem Leser vor Augen geführt, während gleichzeitig vor dem „Totengräber Russlands“, also Uljanin, und seinen Kollektivsten gewarnt wurde. Das Gleiche stand, nur etwas komprimierter, auf den Flugblättern, welche die Rus in endloser Zahl in ganz Westrussland verteilten.
Artur Tschistokjow war der „Erlöser“ und „Retter“, Uljanin der „Teufel“ und der „Agent der Logenbrüder“. Die Freiheitsbewegung wollte Russland retten, die Kollektivsten wollten es vernichten. Schwarz und Weiß, Gut und Böse – so hatte Propaganda immer funktioniert und so würde sie auch immer funktionieren, dachte sich Frank. Er selbst hatte sich Tschistokjow inzwischen verschrieben, wie ein Jünger seinem Heiland. Frank hatte für ihn getötet

und warf nach wie vor sein Leben ohne Rücksicht auf das eigene Wohl für ihn in die politische Waagschale. Das Gleiche taten sein Freund Alf und die vielen Tausend anderen Rus.
„Ich kenne dich jetzt seit einigen Jahren, aber du bist mir trotzdem noch immer fremd, mein Freund", flüsterte Frank in sich hinein und starrte Tschistokjows Foto an.
Dann sah er sich kurz um. Lediglich einige laut schwatzende Soldaten standen am anderen Ende der Lagerhalle und rauchten. Kohlhaas saß auf einem breiten Pappkarton und war froh, wenn ihn heute niemand mit irgendwelchen neuen Befehlen oder Nichtigkeiten belästigte.
„Ich vertraue dir, wie ein Kind seiner Mutter", schoss es dem General durch den Kopf als er Tschistokjows feine und doch kantige Gesichtszüge näher betrachtete. „Enttäusche mich nicht, Artur!"
Als das Wort „Mutter" in seinem Geist aufblitzte, musste Frank kurz an sie denken. Er hatte sie schon fast vergessen, gestand er sich schuldbewusst ein. Genau wie seinen Vater und seine Schwester, die nun schon seit einigen Jahren tot waren. Konnten sie ihn jetzt sehen? Jetzt gerade, wo er hier still in dieser grauen Lagerhalle in der Kaserne von Minsk auf einem Karton hockte? Was würde sein Vater sagen? Wie würde seine Mutter über ihn denken? Was würden die Eltern von all dem hier halten? Wollten sie einen Sohn haben, der dafür verehrt wurde, dass er gut töten konnte?
Frank kam zu keinem Ergebnis und letztendlich, so erklärte er es sich selbst, musste er allein die Verantwortung vor sich selbst und vor Gott tragen. Diese Welt war zu einem Jammertal geworden, sie hatte sich in ein riesiges Schlachtfeld verwandelt und Frank schärfte sich immer wieder ein, dass er für ein besseres Morgen kämpfte.

„Killing today, for a better tomorrow …“, murmelte Kohlhaas und entsann sich der Textzeile aus einem alten Heavy Metal Lied aus seiner Kindheit. Verstört schüttelte er den Kopf wegen seiner absurden Gedanken.
„Diese Welt hat den Verstand verloren! Du bist das einzige Leuchtfeuer in dieser Nacht aus Wahnsinn und Hass“, sprach er laut zu sich selbst und hielt sich Tschistokjows Bild vor die Augen. Er bohrte seinen Blick förmlich in das Poträt hinein und studierte akribisch jeden Gesichtszug des Rebellenführers.
„Das Gute ist, dass sich das Bild nicht verändert. Niemals kann es sich verändern, es wird immer so sein. Eine unveränderbare Größe. So muss es erhalten bleiben, ewig und unveränderbar. Genau so soll das Bild bleiben. Ja, so ist es gut und richtig“, wisperte Kohlhaas.
„Enttäusche mich nicht, Artur! Wenigstens einmal soll etwas auf diesem verfluchten Planeten wahr und unverfälscht sein …“

Der Vorsitzende der Kollektivistischen Vereinigung für soziale Gerechtigkeit blickte auf die riesige Masse herab. Er stand mitten in ihr auf einer kleinen Bühne, eingebettet in den brüllenden, schwarz-roten Menschenbrei, der an seinen Lippen hing. Der listige Mann hatte seine Aufgabe nun schon zum großen Teil erfüllt, Moskau ertrank in der von ihm entfachten Flut. Jetzt musste nur noch der Westen Russlands genommen werden. Dann ging es weiter in die Ukraine und dann bis tief nach Innerasien. Irgendwann vielleicht sogar bis nach Polen, Tschechien und letztendlich Westeuropa.
Er hoffte, dass es ihm die Mächtigen erlauben würden, den Kollektivismus noch weiter in alle Erdteile zu tragen. Doch es kam darauf an, wie die Weisen entschieden. Es musste

zum großen Plan passen und musste ihm dienen. Uljanin selbst war auch lediglich ein Lakai, ein Agent, aber er hatte begonnen, seine Rolle zu lieben.
„Wir werden herrschen! Für immer! Die Völker der Erde sollen uns dienen und demütig vor uns kriechen. Wir werden sie verschlingen, mit Haut und Haar", sagte der Kollektivistenführer leise zu sich selbst und lächelte in sich hinein.
Vor ihm schrie, brüllte und kreischte der wabernde Menschenteig und wälzte sich durch die Hauptstraßen Moskaus. „Freiheit! Gleichheit! Gerechtigkeit!", tönte es aus Zehntausenden von Kehlen.
Der Herr der kollektivistischen Bewegung sah die Masse mit einem leichten Anflug von Verachtung an. Viele seiner Anhänger, die ihm heute zujubelten, waren verzweifelte, traurige Gestalten. Verhungerte Gesichter hatten sie, ausgemergelt, ausgepresst, unrasiert, ungewaschen, bleich und schmutzig trotteten sie seinen Befehlen hinterher.
Andere jedoch, allerdings nicht der größte Teil der kollektivistischen Masse, waren aber auch Angehörige der höheren Schichten. Viele Studenten aus besserem Hause waren unter ihnen, denn es war an der Moskauer Universität „chick" geworden, bei den Kollektivisten zu sein und sich für die Armen einzusetzen. Sie redeten und theoretisierten gerne, rezitierten wieder und wieder die Lehren Mardochows.
Oft wurden diese frechen, selbstgerechten Jungakademiker zu Unterführern der Kollektivisten, ließen sich herab und erzählten den Verzweifelten um sich herum, wie Mardochow und Uljanin ihre Not beseitigen würden. Meistens begriffen die Ungebildeten nicht viel von dem, was ihnen gepredigt wurde, aber das Versprechen einer besseren Zukunft verstanden sie alle.

„Die Revolution hat Moskau erobert!“, rief Vitali Uljanin mit bebender Stimme und hob die Arme in die Höhe.
Tosende Zustimmung erschallte aus dem Menschenteppich um ihn herum und das Meer der schwarz-roten Fahnen wogte hin und her.
„Jetzt ist es vollbracht! Ihr werdet frei sein! Ihr werdet gleich sein! Gleichheit! Gleichheit! Gleichheit!“ Uljanin streckte die Siegerfaust wie ein Triumphator gen Himmel.
Seine Anhänger antworteten ihm mit der gleichen Geste und brüllten „Gleichheit! Gleichheit!“ zurück.
„Aber bevor ich Euch erlösen kann, meine kollektivistischen Mitkämpfer, müssen wir auch den Rest Russlands von den kapitalistischen Ausbeutern und den reaktionären Mörderbanden Tschistokjows befreien!
Diese Wanzen haben einige Städte im Westen besetzt und wir werden sie daraus verjagen! Wir werden diese Verbrecherbrut ausmerzen, mit Stumpf und Stiel! Sie ist schuld daran, dass ich euch noch nicht helfen kann! Sie ist schuld daran, wenn ihr noch immer hungern müsst und ich mein Werk der großen Gleichheit noch nicht vollbringen kann! Die Rus sind die Feinde unseres Kampfes für ein gerechtes Russland!“
Die tobende Masse antwortete mit einem hasserfüllten Getöse, schwang die Fäuste und hob Knüppel und Gewehre in die Luft.
„Wir fangen heute an, alles, was uns an der ewigen Gleichheit hindert, zu vernichten! Folgt mir, meine kollektivistischen Brüder! Folgt mir, wohin ich Euch auch führe, denn ich führe Euch in eine bessere Welt!“
Die Menschen um ihn herum verfielen in eine fiebrige Ekstase und ihre Begeisterung überschlug sich. Uljanin lächelte zufrieden auf sie herab. Wie einfach ihre Geister doch waren.

Sven lächelte und schüttelte Frank die Hand, dann setzte er sich ins Wohnzimmer. Alf lagerte schon seit Tagen auf dem Sofa in Franks Zweitwohnung und nickte dem Gast zu.
„Sven! Na, das ist ja eine Überraschung!“, sagte Bäumer, richtete sich auf und stellte den dröhnenden Fernseher aus.
„Ich war in den Dörfern rund um Nowgorod unterwegs, mit Lautsprecherwagen. Bin ganz schön platt!“, erklärte Sven, während ihm Frank ein Mineralwasser brachte.
„Schön, dass du dich mal wieder sehen lässt. Wir waren in letzter Zeit auch nur noch unterwegs und gar nicht mehr in Ivas“, sagte Kohlhaas. „Was machen die anderen denn?“
„Die sind auch ständig nur für die Rus tätig. Flugblätter verteilen, Werbung machen, Lautsprecherfahrten, Demonstrationen und so weiter“, antwortete der junge Mann, den der Krieg in Japan so furchtbar verstümmelt hatte.
Sein verbliebenes Auge starrte Frank und Alfred fragend an: „Was habt ihr denn in Smolensk veranstaltet?“
Kohlhaas grinste. „Du hast ferngesehen, was?“
„Ja!“
„Ach, wir haben ein paar Kollektivisten und GCF-Soldaten aufgerieben. Meine Warägergarde und ich“, bemerkte Frank stolz.
„Das war wirklich ein großer Erfolg!“, meinte der Gast.
„Sven?“
„Ja!“
„Ich hätte dich auch gerne bei den Warägern dabei!“
Der Entstellte überlegte kurz und antwortete dann: „Nein, Frank! Ich habe schon ein Auge und drei Finger im Krieg verloren. Es reicht, wenn ich auf jeder zweiten Demo mit

dabei bin, das ist schon gefährlich genug. Ich leite die Jungs aus Ivas an. Wir sind mittlerweile ein eingespieltes Team.“
„Sind die Kleinen, die damals diesen Mist im Nachbardorf gemacht haben, auch noch dabei?“, wollte Alf wissen.
Sven lachte. „Ja, alle sind noch dabei. Die Kurzen sind jetzt auch schon ein wenig älter geworden und haben sich hervorragend bewährt!“
„Der Ziegler auch?“
„Ja, der Michael ist nicht mehr so ein Weichei. Er war bei der ersten Demonstration in Smolensk dabei und hat von den Kollektivisten schwer die Nase eingeschlagen bekommen. Man kann sich auf ihn mittlerweile wirklich verlassen!“
Frank seufzte. „Ich vermisse Ivas so sehr! Manchmal glaube ich, dass mein Hintern irgendwann in der Mongolei landet. Demo hier und Einsatz da – das macht mich manchmal richtig krank!“
Bäumer schien es nicht anders zu ergehen und er nickte. Sven tätschelte mit seiner Hand, an der er nur noch zwei Finger hatte, aufmunternd Franks Schulter und sagte: „Das ist auch bei mir so. Seit Monaten fahren wir die Dörfer und Städte in Russland und im Baltikum ab. Es ist schon hart!“
„Hast du Julia mal gesehen?“, erkundigte sich Kohlhaas.
„Ich war auch selten in Ivas. Habe sie nur einmal kurz in Steffen de Vries Lädchen gesehen“, antwortete der Gast.
„Aha, ich rufe sie heute Abend mal an …“, brummte Frank und wirkte missmutig.

Sven Weber blieb die Nacht über da und die drei Männer genehmigen sich eine gehörige Portion Alkohol. Am nächsten Tag verabschiedete sich der junge Mann und fuhr

mit einigen jungen Leuten aus Ivas nach Kromy, einer Ortschaft südlich von Orel, um die von Wilden entworfene Broschüre „Wer sind die Mächte hinter Vitali Uljanin?" unter das Volk zu bringen.
Zu diesem Thema hatte es in den letzten Tagen sogar einige Berichte im weißrussischen Fernsehen gegeben, welche die Bevölkerung über Uljanins wahre Identität und seine Auftraggeber aufklärten. Der Kollektivistenführer wurde hier als Agent der Weltregierung bloßgestellt und seine Ideologie mit stichhaltigen Argumenten zerrissen.
Mit Zehntausenden von Datendisks und Flugblättern, die überall im Westteil Russlands verteilt wurden, und auch im Internet, startete die Freiheitsbewegung der Rus eine groß angelegte Kampagne gegen den Vorsitzenden der KVSG.
Die Aktion fand bei vielen Russen großen Zuspruch und die Stimmung in den von den Rus besetzten Städten wandte sich zunehmend gegen die Kollektivisten.
Als Frank und Alfred ihren Freund am nächsten Morgen zur Tür brachten, konnten sie nicht ahnen, dass sie ihn niemals mehr wiedersehen würden. Sven Weber bezahlte für die Teilnahme an der Aufklärungsaktion mit seinem Leben.
Der rastlose Kämpfer, der bereits in jungen Jahren so viele Opfer gebracht hatte, wurde nahe Kromy in den Abendstunden von einer Gruppe Kollektivisten überfallen und erschossen.
Die Mörder trafen ihn dreimal in die Schläfe und zwei seiner russischen Begleiter wurden schwer verletzt. Einer von ihnen starb auf dem Weg ins Krankenhaus.
Sven Weber war sofort tot, wie Frank und Alfred später von dem russischen Freiheitskämpfer, der das Attentat überlebt hatte, erfuhren.

Thorsten Wilden überbrachte Kohlhaas die schreckliche Nachricht und dieser blieb für einige Minuten mit weit aufgerissenen Augen fassungslos stehen. Frank wollte es zuerst nicht glauben und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Kurz darauf erfuhr es auch Bäumer, der ebenfalls ungläubig ins Leere starrte und schwieg. Ihr bester Freund aus Ivas war ermordet worden. Man hatte sein Leben in einem Örtchen, dessen Namen sie vorher noch niemals gehört hatten, einfach ausgelöscht. Irgendwo in Russland.

„Was zum Teufel heißt „ubogij" denn?", fragte Alf mürrisch und arbeitete sich durch den kyrillischen Text auf dem Computerbildschirm.
„Wieso?", hörte er aus dem Nebenraum. Frank kam herein.
„Ich bin hier auf der Internetseite der kollektivistischen Vereinigung von Kursk. Hier steht etwas über den Mord an Sven!"
Kohlhaas warf einen Blick in sein digitales Wörterbuch auf dem DC-Stick und betrachtete dann ebenfalls den Bildschirm.
„Ubogij? Das bedeutet „verkrüppelt". Da steht: „Hässliches, verkrüppeltes Rus-Schwein in Kromy erschossen!". Diese verdammten Hunde!", zischte er.
Kurz darauf übersetzte Frank noch einen Teil des Textes und las ihn seinem Freund vor: „Einige der reaktionären Hetzer Tschistokjows hatten sich der Illusion hingegeben, dass sie in unserer Stadt unbehelligt ihre Lügenpropaganda verbreiten können, und kamen nach Kromy.
Nachdem sie den halben Tag diverse Hetzschriften an Passanten verteilt hatten, bekamen sie die wohl verdiente Quittung für diese Frechheit. Ein paar kollektivistische

Mitstreiter wollten sie zur Rede stellen, worauf es gegen Abend zu einer Rangelei mit den Rus kam. Es blieb unseren Leuten nichts anderes übrig, als sich mit den erforderlichen Mitteln gegen die Schlägerbande der Rus zu wehren.
Dabei wurden zwei Mitglieder der Freiheitsbewegung, darunter ein besonders hässliches Exemplar, das Artur Tschistokjow offenbar extra zu unserer Abschreckung nach Kromy geschickt hatte, tödlich verletzt. Dieser Vorfall ist dem reaktionären Pack hoffentlich eine Lehre, sich in Zukunft von unserer Stadt fern zu halten! Wir dulden keine Rus in Kromy! Nieder mit Artur Tschistokjow und seiner Lügenhetze!"
„Sie machen sich über die Ermordung Svens auch noch lustig!", knurrte Bäumer und schloss die Internetseite wieder.
„Denen wird das Lachen schon noch vergehen! Wir sollten mit den Warägern nach Kromy fahren und ein paar von diesen Bastarden aufschlitzen!", sagte Frank wütend.
„Vergiss es! Das wird Artur nicht zulassen. Die Waräger sind nicht für unsere persönliche Rache geschaffen worden …"
„Ja, ja!", brummte Frank zurück und ging aus dem Zimmer.

Der Leichnam von Sven Weber war nach Ivas gebracht worden. Frank und Alfred hatten sich auf den Weg in ihr Heimatdorf gemacht, um ihrem Freund die letzte Ehre zu erweisen.
Es war ein trüber Morgen. Die beiden Rebellen hatten sich von einigen Bekannten Anzüge und Krawatten ausgeliehen, denn heute erwartete sie Svens Beerdigung. Eine unruhige Nacht hatte sie gequält und Frank war wieder

einmal in hässlichen Gedanken und Trübsal versunken. Er hatte kaum ein Auge zugetan. Alf erging es nicht besser.
Zu traurig und verstört waren die beiden heute, um schon wieder Hass und Rachsucht empfinden zu können. Sie sahen Svens Gesicht wieder und wieder vor ihren geistigen Augen und meistens war es sein jugendliches, schönes Antlitz vor dem Kriegseinsatz in Japan.
Wilden klopfte an der Tür und holte sie ab. Julia und Agatha waren auch dabei und begrüßten sie verhalten. Alle machten sich schließlich mit schweren Schritten auf den Weg zum kleinen Friedhof außerhalb von Ivas. Dort erwartete sie fast das ganze Dorf und Hunderte von Mitstreitern aus Weißrussland, Russland und dem Baltikum, die Sven Weber im Laufe seiner unermüdlichen Aktivitäten kennen gelernt hatten. Artur Tschistokjow war auch dabei und schüttelte ihnen wortlos die Hände.
Irgendwo zwischen den Trauernden in ihren schwarzen Anzügen hörte man Svens Mutter und seinen Vater leise schluchzen. Dort lag er nun, in der mit Blumen geschmückten Holzkiste, der geliebte Sohn, kalt und tot, mit drei Einschusslöchern im Kopf.
Frank und Alfred hatten ihn gestern Abend noch einmal aufgebahrt in der alten Kirche von Ivas gesehen. Grau und blutleer ruhte der Freund in seinem Sarg und sein einziges Auge starrte glasig ins Nichts. Die erstarrten Hände waren auf die Brust des Toten gelegt worden, das getrocknete Blut an seiner Schläfe klebte noch immer in seinen blonden Haaren.
Die beiden harten Kerle hatten wie die Kinder geweint, als sie ihn so sahen und kaum mehr ein Wort über die Lippen gebracht. Sie strichen ihm ein letztes Mal über den Kopf und dankten ihm für die vielen frohen Stunden, die er ihnen geschenkt hatte. Eine gute Fahrt zur anderen Seite,

wo die Ahnen auf ihn warteten, wünschten sie ihm noch. Dann war der Sarg geschlossen geworden.
Thorsten Wilden hielt die Trauerrede vor der versammelten Dorfgemeinschaft, seltsam stockend und immer wieder von Tränen unterbrochen. So kannten ihn die meisten nicht.
Schweigend ging der endlose Zug der Trauernden durch die Straßen von Ivas und immer wieder unterbrach ein leises Weinen die grausame Stille. Frank und Alfred warfen eine Schaufel Erde auf den Sarg des guten Freundes, dann gingen sie heim. Mit gesenkten Häuptern, zu Tode betrübt.
„Ohne Sven wären wir beide in „Big Eye“ verreckt“, murmelte Frank und wandte seinen Blick Alf zu.
Der Hüne nickte lediglich und versuchte seine Tränen vor seinem Freund zu verbergen. Schweigend lief er voraus und Kohlhaas trottete ihm langsam hinterher.

Julia gab ihr Bestes, um Frank und Alfred zu beruhigen. Die beiden sprachen seit Tagen von nichts anderem mehr als von blutiger Vergeltung.
„Das bringt uns Sven auch nicht zurück!“, sagte sie immer wieder, doch die Geister der zwei Rebellen waren mittlerweile von der Gier nach Rache besessen.
Gelegenheiten zum Blutvergießen sollten die zwei allerdings noch reichlich bekommen und besonders weise waren ihre ständigen Anfälle von Trauer und Wut auch nicht, aber das war nun einmal ihre Art, mit dem Tod ihres besten Freundes fertig zu werden.
„Sein Opfer darf nicht umsonst gewesen sein!“, hämmerte sich Kohlhaas immer wieder ein, doch diese Phrase konnte seine Verzweiflung kaum lindern.

Mitte November kehrten die Rebellen nach Weißrussland zurück. Julia Wilden reiste mit und verbrachte zusammen mit ihnen einige Tage in Minsk.
Frank bat sie mehrfach, endlich auch in die Hauptstadt Weißrusslands zu ziehen und die junge Frau versprach ihm, es sich zu überlegen. Er wünschte sich ihre Nähe so sehr, doch Julias Sorgen um ihn waren berechtigt und Kohlhaas wusste tief in seinem Inneren auch, dass sie mit vielen ihrer bösen Vorahnungen richtig lag.
Indes wartete der politische Kampf in Russland und der Gegner rückte immer weiter vor. General Kohlhaas zog erneut seine Uniform an, biss die Zähne zusammen und machte weiter.
Etwa 8.000 Anhänger Tschistokjows zogen in den folgenden Tagen durch die Straßen von Kursk und demonstrierten ihre Macht. Es gab zwar wieder einige Auseinandersetzungen mit den dortigen Kollektivisten, aber insgesamt konnten die Rus nicht von ihren Kundgebungen abgehalten werden.
Wenig später kamen Frank und Alfred mit den Warägern in die Großstadt und verhafteten in einer Blitzaktion einige kollektivistische Agitatoren, die sie nach Weißrussland in ein Gefängnis brachten.
Anschließend kehrten sie zurück und beschützten ihre Mitstreiter bei den Werbeaktionen im Norden der Ukraine. In der Nähe von Cernihiv kam es zu einem kurzen Schusswechsel mit einer Gruppe KKG-Männer, ansonsten verlief alles ruhig.
Die Weltregierung hatte mittlerweile so gut wie alle GCF-Verbände aus Russland abgezogen und vor allem in den Nahen Osten, den Iran und andere Regionen verlegt. Die Kollektivisten hatten nun vollkommen freie Hand. Ihre KKG-Trupps ersetzten die entwaffnete russische Polizei in

den von der KVSG kontrollierten Regionen und Uljanins bewaffnete Anhänger setzten ihre neue Ordnung mit allen Mitteln durch.
Eine umfassende Liquidierungswelle, der Tausende von missliebigen Personen zum Opfer fielen, erschütterte zuerst den Osten Russlands und es kam zu Zwangsenteignungen in großem Stil.
„Aller Besitz wird in die Hände des Volkes überführt!“, tönte Vitali Uljanin. Das bedeutete allerdings in Wirklichkeit, die Überführung allen Vermögens in die Hände der neuen Machthaber.
Die Großbanken selbst wurden von den Kollektivisten in Ruhe gelassen und nur auf dem Papier verstaatlicht. Die alten Besitzer, die selbst Mitglieder der Logen waren, verblieben in ihren Positionen. Der Führer der kollektivistischen Bewegung offenbarte derweil immer mehr seine großen und zerstörerischen Pläne für Russland. Unter anderem galt es, die Reste der alten Kultur des Landes vollständig zu vernichten und so begannen seine Anhänger auch gegen historische Bauwerke und die wenigen noch verbliebenen Kirchen, Denkmäler und Relikte vorzugehen.
„Das russische Volk und seine Kultur müssen aufgelöst werden! Nur so ist die neue Ordnung der ewigen Gleichheit zu verwirklichen!“, hämmerte Uljanin seinen Funktionären wieder und wieder ein. Diese machten sich mit destruktivem Eifer ans Werk und hinterließen Trümmer und Chaos.

Uljanins ungezügelte Zerstörungswut führte allerdings dazu, dass sich mehr und mehr Russen langsam fragten, ob ihnen die kollektivistische Revolution wirklich den erhofften Segen bringen würde. Wer jedoch öffentlich Kritik

äußerte, wurde von den fanatischen KKG-Männern schnell mundtot gemacht.
Artur Tschistokjows Freiheitsbewegung breitete sich inzwischen im Westen des Landes weiter aus und festigte ihre Positionen. Die Aufklärungskampagne über den politischen Gegner und seine Hintermänner hatte gefruchtet.
Tausende von neuen Mitgliedern und Sympathisanten strömten in die Reihen der Rus und die Wucht des kollektivistischen Ansturms gegen den Westteil Russlands schien langsam ein wenig nachzulassen.
Eine Massenversammlung schwarz-roter Aktivisten in Brjansk konnte Anfang Dezember durch die Anhänger Tschistokjows verhindert werden. Ähnlich verlief es in Nowgorod.
Die Warägergarde war ebenfalls weiterhin pausenlos im Einsatz und vertrieb die Kollektivisten aus den Kleinstädten zwischen Orel und Kursk. In Kolpny rückte die 1000 Mann starke Truppe in einer Nacht und Nebel Aktion in die Ortschaft ein und verhaftete mehrere Funktionäre der KVSG, die an Ort und Stelle erschossen wurden. Das Zusammenspiel zwischen den bewaffneten Verbänden der Freiheitsbewegung und den Aktivistentrupps, welche die Dörfer und Städte mit Flugblättern und Datendisks überschwemmten oder Kundgebungen abhielten, funktionierte inzwischen hervorragend und beide Seiten ergänzten sich.

Die soziale Lage in Russland wurde währenddessen immer desolater. Nicht nur die Preise für Lebensmittel stiegen weiter an, sondern auch jene für Gebrauchsgegenstände oder Heizmaterial. Die kollektivistischen Eingriffe in die Wirtschaft und die kompletten Enteignungen von unzähligen Bürgern, verschärften die soziale Not bis zu einem

unerträglichen Maß. Es kam zu Hungersnöten und Unruhen, zuerst in Zentralrussland und im Osten, während die Infrastruktur des Landes nun vollkommen zu kollabieren drohte.
Dass es den Weißrussen und Balten hingegen wesentlich besser ging, hatte sich mittlerweile auch in Russland und der Ukraine herumgesprochen. So gab es in den von Tschistokjow und seinen Getreuen verwalteten Regionen weder Hungersnöte noch chaotische Zustände. Im Gegenteil: Die politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen des weißrussischen Staatsoberhauptes trugen langsam immer mehr Früchte.
Eine notdürftige soziale Absicherung war etabliert worden, viele Industriebetriebe hatten dank großzügiger staatlicher Subventionen vor der Schließung bewahrt werden können und selbst die Landwirtschaft hatte sich wieder ein wenig erholt. Weiterhin befanden sich die Weißrussen und Balten auch geistig und kulturell wieder in einer Heilungsphase. Die Kriminalität und Verwahrlosung in den Großstädten war rapide zurückgegangen und selbst die Geburtenrate stieg wieder dank der massiven staatlichen Förderung einheimischer Familien leicht an.
An dem schwerfälligen, aber stetigen Wiederaufstieg Weißrusslands, änderte auf Dauer auch der durch die Weltregierung veranlasste Warenboykott nichts. Er erschwerte zwar die Genesung der Wirtschaft, aber er verhinderte sie nicht. Zudem existierten Japan und die Philippinen auch noch als ausländische Absatzmärkte. Das war zwar nicht viel, aber besser als nichts war es allemal.

Vitali Uljanin hatte sich heute in sein Büro im Kreml zurückgezogen und beriet sich mit seinen obersten KVSG-

Funktionären über den Fortgang der kollektivistischen Revolution.
„Ich habe einen Stahlarbeiterstreik in Luhansk organisiert. Wenn wir Luhansk haben, dann nehmen wir in Folge auch Donez und die restlichen Städte ein. Damit hätten wir den Osten der Ukraine endgültig unter Kontrolle!“, erklärte Roman Chazarovitsch, der KVSG-Führer der Ukraine.
„Gut!“, knurrte Uljanin und musterte seine Mitarbeiter mit grimmiger Miene.
Ein dicklicher Mann setzte an: „Im Westen Russlands …“
Doch der Kollektivistenführer unterbrach ihn barsch. „Was ist mit dem Westen Russlands? Warum stagniert unser Vormarsch dort auf einmal?“
„In Brjansk haben diese verdammten Rus unsere Kundgebung verhindert!“, fauchte der Funktionär.
Uljanin lehnte sich nachdenklich in seinem Ledersessel zurück und sagte: „Dieser Tschistokjow ist scheinbar stärker als ich gedacht habe!“
„Sie haben einige unserer Unterführer verhaftet oder erschossen. Diese Schweine haben motorisierte Trupps, die aus dem Nichts auftauchen!“, schimpfte ein anderer KVSG-Leiter.
„Die haben wir auch. Wie auch immer …“ Uljanin winkte ab. „Unser Ziel muss es sein, St. Petersburg einzunehmen. Wenn wir auch noch die zweitgrößte Stadt Russlands haben, dann wird uns auch im Westen des Landes niemand mehr aufhalten können! Daher habe ich mich entschlossen, Theodor Soloto, einen unserer besten Redner und Agitatoren, zum Leiter der KVSG-Gruppe in St. Petersburg zu ernennen!“
Die übrigen Anwesenden redeten durcheinander. Einer von ihnen, ein mittelgroßer Mann mit Brille, schwarzem

Lockenkopf, langen Kotletten und undurchdringlichem Blick stand auf und lächelte.
„Vielen Dank, Herr Uljanin!“, sagte er.
Der Vorsitzende der KVSG nickte, erhob sich aus seinem Ledersessel und stellte sich vor seine Untergebenen.
„Ich verlange, dass dieser Tschistokjow und seine Brut entschlossener zurückgedrängt werden. Stellt im Westen Russlands mehr KKG-Trupps auf! Führt mehr Demonstrationen durch!
Lasst keinen Rus unbehelligt! Sucht ihre Anführer! Findet heraus, wo sie wohnen! Knallt sie ab! Verstärkt den Terror und den Straßenkampf!“, donnerte Uljanin verärgert.
Die Funktionäre murmelten ihre Zustimmung und verließen den Raum. Der wütende Blick ihres Anführers verfolgte sie.

Noch bevor der Winter des Jahres 2037 über Russland hereinbrach, hatten die Rus ihre Aktionen bis in die Vororte von St. Petersburg ausgedehnt. Die letzte größere Demonstration dieses Jahres fand Mitte Dezember in Kolpino statt. Es kam zu einigen Überfällen durch die Kollektivisten, die selbst eine Massenversammlung abhielten und auf beiden Seiten gab es wieder einmal Verwundete und insgesamt 14 Tote.
Frank und Alfred hatten diesmal nicht an der Demonstration teilgenommen und waren in Minsk geblieben. Wenige Tage später fuhren sie nach Ivas und freuten sich auf ein ruhiges Weihnachtsfest mit gutem Essen und viel Schlaf.

Frank wischte eine Ladung Schnee von der alten Holzbank in der Nähe des kleinen Waldstücks am Dorfrand, legte eine weiche Wolldecke darüber und setzte sich hin. Julia Wilden ließ sich neben ihm nieder.

Sie schwiegen eine Weile und betrachteten die verschneiten Baumwipfel über sich. Irgendwo in der Ferne ertönte das Geschrei eines Tieres, ansonsten hörten sie nur den Wind ab und zu leise durch den Wald streichen.
Die junge Frau schmiegte sich an Franks Schulter und wärmte sich. Er strich ihr sanft durch das weiche, blonde Haar und war in Gedanken versunken.
„Was ist? Du bist heute wieder so verschlossen, Frank“, bemerkte Julia und sah ihn an.
„Ach, schon gut. Mir geht es nur nicht so besonders“, antwortete der Rebell.
„Freust du dich denn nicht, wieder bei mir zu sein?“
„Doch! Sehr sogar! Und am liebsten würde ich auch hier in Ivas bleiben …“
Julia umarmte ihn. „Das wäre schön!“
„Aber es geht nicht. Bald muss ich wieder fort!“
„Ich weiß, du treibst dich immer weiter voran“, sagte die Tochter des Außenministers mit einem gewissen Unverständnis.
Frank starrte auf den schneebedeckten Boden und schnaufte: „Wenn es so weiter geht, dann komme ich bald nie mehr nach Ivas zurück.“
Julia war verwundert und stand von der Bank auf.
„Wie meinst du das?“, fragte sie verwirrt.
Der Anführer der Warägergarde blickte sie mit zynischer Miene an: „Weil ich dann tot bin! Irgendwann wird es mich wohl auch einmal erwischen, so viel Glück hat auf Dauer niemand …“
Von einer Sekunde auf die andere wurde Julia ungehalten. Eigentlich hatte sie vorgehabt, mit Frank ein wenig über ihr beginnendes Pädagogikstudium und ihre Arbeit in der Dorfschule zu plaudern. Dass er jetzt schon wieder mit der alten Leier anfing, machte sie rasend.

„Dann lass endlich einmal die anderen ganz vorne mitkämpfen!“, schimpfte sie.
Der Mann winkte ab und schwieg. Kurz darauf sagte er: „Die anderen kämpfen ja schon. Und sterben auch. Genau wie ich. Sven ist schon tot und bald …“
„Du kannst mich langsam mal, General!“
„Ich tue das doch auch für dich, Julia …“
„Ja, natürlich! Ich freue mich schon darauf, wenn du endlich für mich ins Gras beisst. Genau das habe ich mir immer gewünscht, Frank!“
„Aber …“
„Aber was? Du bist unfähig, ein normales Leben zu führen. Das ist eine Tatsache! ‚Wenn sich der Einzelne für die Gemeinschaft opfert, so ist das die größte Tat, die ein Mensch vollbringen kann!’ Ja, höre nur auf deinen Heiland Tschistokjow und stirb den Heldentod, du Dummkopf!“, wetterte die Tochter des Dorfchefs.
Ihr junger Freund sprang daraufhin zornig von der Bank und stieß einen Fluch aus.
„Rede nicht so mit mir, Julia! Ich bin keiner deiner kleinen Schüler, kapiert? Du hast mir Respekt zu zollen, verstanden!“, brüllte Kohlhaas und baute sich drohend vor der hübschen Frau auf.
Julias blaue Augen funkelten ihn an, dann musterte sie ihn herausfordernd. „Und? Willst du mich jetzt auch zusammenschlagen?“
Frank stockte. „Nein! Natürlich nicht …Ich …“
„Es ist besser, wenn ich jetzt gehe. Ich hatte mich heute eigentlich darauf gefreut, dich zu sehen, aber dieses Theater…“, sagte Julia enttäuscht. Die blonde Schönheit schüttelte den Kopf und ging schließlich wieder in Richtung Dorf zurück.

„Du bist ein Narr, Frank! Offenbar ist das einzige Glück in deinem Leben der Erfolg in deinen ewigen Kämpfen. Alles andere willst du nicht sehen!“, rief sie ihm noch wütend zu und verschwand.
Kohlhaas blieb noch eine Weile auf der Bank sitzen und betrachtete den wolkenverhangenen Himmel über sich. Er grübelte vor sich hin. Vielleicht hatte Julia Recht.

Frust und ein seltsamer Professor

In der nördlichen Ukraine hatten sich die Rus bis zum Beginn des neuen Jahres stark ausgebreitet und ihre Zahl war angewachsen.
Der Gegner hatte nach Streiks und zahlreichen Massendemonstrationen im Industriegebiet rund um Donez die Macht ergriffen und kontrollierte die Straßen der Städte. Wen die Kollektivisten als Anhänger von Tschistokjows Freiheitsbewegung in die Finger bekamen, den verhafteten oder erschossen sie.
Vitali Uljanin war mit dem Vorwärtskommen seiner Männer in der Ukraine weitgehend zufrieden. Jetzt galt es nur noch Kiew und ein paar weitere Großstädte zu besetzen, dann war auch die Region nördlich des Schwarzen Meeres in kollektivistischer Hand. Seine KVSG-Funktionäre und KKG-Verbände entfalteten daher eine rastlose Aktivität und ließen ihren Gegnern keine Ruhe.
Viele Ukrainer standen allerdings weder den Kollektivisten noch den Rus mit übergroßer Sympathie gegenüber. Sie fürchteten, dass ihr Land in Zukunft entweder von Uljanin oder Tschistokjow beherrscht würde. Bei letzterem wussten sie allerdings, dass es ihnen unter seinem Regiment zumindest wirtschaftlich besser gehen würde, außerdem war Tschistokjow zwar russischer Abstammung, aber immerhin in Kiew geboren. Der blonde Politiker wurde daher auch nicht müde, diese Tatsache in seinen Reden und Ansprachen immer wieder zu betonen.
„Ich fühle mit dem ukrainischen Volk und werde ihm die Freiheit wiedergeben!“, versprach er.
Nun galt es abzuwarten, wer sich auf Dauer durchsetzen konnte. Frank und Alfred machten sich in der zweiten

Januarwoche wieder auf den Weg nach Minsk. Eine dicke Schneedecke verstopfte die endlosen Landstraßen in den russischen Weiten. Deshalb stagnierte der politische Aktivismus erst einmal und bis sich der Schnee zurückzog, blieb es ruhig.
Anfang Februar 2038 ging der Kampf jedoch weiter und beide Seiten setzten ihre öffentlichen Kundgebungen und Demonstrationen unermüdlich fort.
Im westlichen Teil Russlands gingen die Kollektivisten nun noch aggressiver gegen die Rus vor und lieferten sich mit ihnen einen blutigen Kleinkrieg in den Städten.
Die russische Polizei hielt sich inzwischen aus den Konflikten weitgehend heraus und die Beamten zeigten wenig Motivation, sich mit den bewaffneten Trupps der beiden Revolutionsbewegungen auseinander zu setzen. Dafür fehlte ihnen auch die zahlenmäßige Stärke.
Insgesamt empfanden die frustrierten Polizisten, die teilweise seit Wochen keine Gehaltszahlungen mehr erhalten hatten, jedoch deutlich mehr Sympathien für Tschistokjow als für die Gefolgsleute Uljanins. Aus diesem Grund gingen die Rus nun auch gezielt auf die russischen Polizisten zu und versuchten sie für ihre Sache zu gewinnen. Sie versprachen ihnen die Beendigung des kollektivistischen Chaos und die Wiederherstellung von Recht und Ordnung.

Frank betrachtete sich im Spiegel. Er glaubte, dass seine Haare im letzten Jahr noch ein wenig grauer geworden waren und suchte sein Gesicht nach Falten ab. Einige verwachsene Schrammen und Kratzer liefen seine Backe hinunter und thronten auf seiner Stirn. Man sah sie allerdings meist erst auf den zweiten Blick. Kleine Schatten hatten sich unter seinen grünen Augen gebildet. Waren sie

schon länger da? Er rätselte vor sich hin und kam zu keinem Ergebnis.
„Vielleicht bilde ich mir das alles auch nur ein“, dachte er sich und starrte weiter in den Spiegel.
Kohlhaas war jetzt 36 Jahre alt. Verdammt alt oder zumindest nicht mehr jung, wie er meinte. General der Volksarmee der Rus war er geworden, zum Anführer der besten Einheit der kleinen, weißrussischen Armee hatte er es gebracht. Er war ein großer Krieger, vielleicht auch ein talentierter Schlächter. Viele Feinde waren durch seine Schüsse und Hiebe gefallen. Dafür verehrte man ihn.
Dumm war er ebenfalls nicht. Sein Verstand war scharf und strategisch. Die ihm ergebenen Waräger schätzen seine Kraft, seinen eisernen Willen und seinen großen Mut. Frank schätzte sich selbst jedoch häufig nicht.
„Ich hangele mich von Kampf zu Kampf. Das ist mein Schicksal. Irgendwann bin ich ein alter Mann, wenn sie mich nicht vorher töten, und werde nichts haben, außer einem Berg von Orden“, sinnierte er in den stillen Stunden.
Er sah vor seinem geistigen Auge kleine Jungen, die irgendwann vor seinem Haus stehen und sagen würden: „Da wohnt der alte Herr Kohlhaas! Er war früher ein großer Kämpfer. Er war wie Achilles, wie Siegfried, wie Leonidas! Ach, wären wir doch wie er!“
Doch seine eigenen Kinder würden es nicht sein. Nein, fremde Kinder. Eigene Kinder würde er niemals haben, wenn er weiter mit Scheuklappen vor den Augen von Kampf zu Kampf zog. Was würde sein, wenn doch alles umsonst war? Wenn ihre Rebellion scheitern und sie im Nichts der Geschichte verschwinden würden?
Er wurde zunehmend unzufriedener, trauriger und lustloser. Artur Tschistokjow sollte ihn bald wieder rufen. Heute

jedoch wollte er mit Alfred Bäumer in die Stadt gehen, die Kneipen durchstreifen und abends in einen Schuppen gehen, wo sie manchmal „New Iron Metal", Franks harte Lieblingsmusik, spielten. Heute wollte der General trinken, feiern und vergessen.

Bis um fünf Uhr morgens zogen die beiden durch die Straßen von Minsk. Bäumer hatte mit einer hübschen Russin geflirtet, Frank derweil wieder an Julia gedacht. Einige junge Russen waren ehrfürchtig an ihren Tisch gekommen und hatten gefragt, ob er „General Gollchaas" sei. Er hatte genickt und schmunzeln müssen.
Plötzlich war der Besitzer des Ladens höchstpersönlich zu ihnen gekommen und hatte ihnen lachend die Hände geschüttelt. Er ließ sie umsonst trinken und fühlte sich durch ihren Besuch geehrt.
„Ich bin auch bei den Rus, Herr Gollchaas!", hatte er bemerkt. „Wir sind stolz, dass Sie heute hier bei uns sind!"
Frank und Alfred hatten sich angesehen und gegrinst. So war es nun einmal. Offenbar bedeutete er vielen Menschen etwas. Zwar löste das seine inneren Probleme nicht, aber es war trotzdem ein Grund zur Freude.
Verkatert wachten die beiden Freiheitskämpfer am nächsten Tag auf und machten sich in den Abendstunden für die Fahrt zur Kaserne am Stadtrand fertig. Hier warteten bereits die Waräger auf sie.
Es ging nach Norden. Die motorisierte Truppe sollte in die ländliche Gegend östlich von Nowgorod vorstoßen. Mit wehenden Drachenkopffahnen fuhren die Lastwagen durch die Dörfer und Ortschaften, um Präsenz zu zeigen. Wie stark waren die Kollektivisten hier? Sie wussten es nicht und ihre tagelange Fahrt diente vor allem dazu, das Gebiet auszuspähen.

Es kam in den teilweise winzigen Siedlungen zu keinen nennenswerten Zwischenfällen. Insgesamt reagierte die Landbevölkerung aber positiv auf ihr Erscheinen und häufig verteilten die Waräger Datendisks und Flugblätter mit Titeln wie „Was will Artur Tschistokjow?“ oder „Uljanin führt Russland in den Untergang!“ an die Einwohner der vielen, kleinen Ortschaften.
Die Fahrt nach Osten brachte Frank in trostlose, verarmte Gebiete. Hier fanden sie manchmal zerfallene und schon halb aufgegebene Dörfchen vor. Abgemagerte und traurige Gestalten schauten ihnen aus den Fenstern der heruntergekommenen Häuser nach. Alte Mütterchen hinkten über regennasse, schlammige Dorfstraßen und würdigten sie oft nur eines flüchtigen Blickes, um dann lethargisch fortzugehen. Fuhr man noch weiter, so kam man in wildes Land. Wiesen, Wälder und sonst nur kleine Gehöfte. Russland erschien ihnen endlos.
Ständig wehte den Männern ein kalter Wind um die Ohren und in einige Dörfer kamen sie aufgrund des sich erst langsam zurückziehenden Winters kaum hinein, denn Schneematsch und tiefer Schlamm versperrten vielerorts die Weiterfahrt.
Nach Rybinsk selbst fuhr die Kolonne nicht. Hier hatten die Kollektivisten die Straßen fest in ihren Händen. Es wäre eine sinnlose Provokation des Gegners gewesen und sie hätten nur unnötig ihre Gesundheit riskiert. Wenig begeistert fuhren sie schließlich wieder nach Nowgorod zurück und machten sich dann auf den Weg nach St. Petersburg.

„Es geht los! Artur hat gesagt, wir sollen erst in den Außenbezirken Datendisks verteilen. Vor Schulen und an die

Anwohner“, erläuterte Frank und wippte auf einem Plastikstuhl herum.
„Was? Wir Waräger auch?“, wunderte sich Alfred.
„Ja, jeder Mann ist notwendig. Wir bleiben in Gruppen zusammen, falls die schwarz-roten Herrschaften auftauchen! Die Ortsgruppe der Freiheitsbewegung der Rus ist seit Wochen pausenlos dabei, Werbematerial zu verteilen. Sie haben uns gewarnt, denn in den meisten Stadtteilen von St. Petersburg haben die Kollektivisten das Sagen.“
Bäumer lachte hämisch. „Ich dachte, wir sind eine Elitetruppe und keine Zeitungsjungen …“
„Tja, das Verteilen von Werbematerial an die Bevölkerung ist nun einmal auch wichtig. St. Petersburg ist ohnehin nicht eben mal im Handstreich zu nehmen!“, gab Kohlhaas mürrisch zurück.
„Das hast du aber auch mal anders gesehen, Alter“, meinte Bäumer und sah seinen Freund lustlos an.
„Ich habe inzwischen eingesehen, dass die geistige Vorbereitung der Bevölkerung und die gezielte Vorarbeit durch den Einsatz von Werbematerial …“, dozierte Kohlhaas, während Alf hilfesuchend die Hände erhob.
„Ja, ist gut, Frank! Komm jetzt!“, murrte er.
Die ganze Lastwagenkolonne donnerte kurz darauf durch den Westen der russischen Großstadt. Die Männer verteilten sich auf verschiedene Straßenzüge und drückten jedem Passanten Flugblätter oder Datendisks in die Hand. Viele Bürger schienen aufgrund der uniformierten Waräger verängstigt zu sein und kaum einer wagte es, die „Geschenke“ der Rus nicht anzunehmen.
Von den Kollektivisten ließen sich heute draußen in den Vororten kaum welche blicken. Einige Männer riefen ihnen zwar Beschimpfungen hinterher und rannten dann weg, doch ansonsten blieb alles ruhig. Offenbar warteten

die Anhänger Uljanins auf eine bessere Gelegenheit für eine Auseinandersetzung.
Anderen Trupps der Freiheitsbewegung der Rus erging es dagegen schlechter. Im Gegensatz zu den respekteinflößenden, bewaffneten Warägern waren die übrigen Anhänger Tschistokjows, die heute in St. Petersburg zu Tausenden Werbematerialien verteilten, gewöhnliche Mitglieder. Einige bewaffnete Ordner waren zwar auch dabei, um ihnen einen gewissen Schutz zu gewährleisten, aber in der Masse streiften heute nur normale, junge Männer und manchmal sogar Frauen durch die Straßen der Vororte und verteilten ihre Flugblätter und Datendisks.
Im Norden der Metropole wurden vier Rus an einer U-Bahn-Station von etwa 40 Kollektivsten überfallen und übel zugerichtet. An anderen Orten der Stadt kam es ebenfalls zu Schlägereien mit Mitgliedern der örtlichen KVSG. Ein Aktivist der Rus wurde durch einen Messerstich lebensgefährlich verletzt, ein anderer durch einen Schlagring schwer verwundet.

Obwohl die Kollektivisten St. Petersburg schon weitgehend in der Hand hatten und vor allem die Innenstadt kontrollierten, waren sie in der zweitgrößten Metropole Russlands noch nicht so zahlreich und gut organisiert wie in Moskau oder in den Städten des Ostens. Trotzdem nahm ihre Zahl auch hier stetig zu.
Die Werbeoffensive in den Vororten St. Petersburgs stellte die bisher größere Aktion der Freiheitsbewegung der Rus dar. Fast 200000 Flugblätter und Datendisks konnten an die Bewohner der Großstadt verteilt werden oder wurden in die Briefkästen der Häuser geworfen. Vor allem die digitale Dokumentation „Wer sind die Mächte hinter Vitali Uljanin?“, die als Datendisk verteilt wurde, fand unter den

Bewohnern der Stadt großes Interesse. Bei den Kollektivisten war dieses vom weißrussischen Fernsehen produzierte Aufklärungsvideo, das auch im Internet abrufbar war, selbstverständlich zutiefst verhasst. So hatten die kollektivistischen Ortsgruppenführer ihren Untergebenen ausdrücklich befohlen, jede Datendisk zu zerstören, derer sie habhaft werden konnten. Insgesamt war die Kampagne allerdings ein großer Erfolg und stärkte das Selbstbewusstsein von Tschistokjows Gefolge. Für den 10. März plante der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus schließlich eine Demonstration durch den St. Petersburger Stadtteil Puschkin, eine Hochburg der Kollektivisten.

„Durch Puschkin?“, stöhnte Frank und hielt das Telefon verkrampft in der Hand.
„Ja! Wir müssen alle von unser Männer mobil machen. Die Polizei wird uns in Ruhe lassen. Sie sind mehr auf unsere Seite als auf die von den Kollektivisten!“, betonte Artur Tschistokjow am anderen Ende der Leitung.
„Gut, ich weiß Bescheid!“, gab Kohlhaas zurück und wirkte besorgt.
„Wir sehen uns, Frank!“, sagte Tschistokjow und legte auf.
Alf wollte bezüglich des Telefonats Details wissen und quälte seinen Freund mit immer neuen Fragen. Dieser verdrehte lediglich die Augen und meinte: „Ich brauche mal wieder Urlaub!“
„Sei doch froh, dass die gewöhnliche russische Polizei uns langsam mit einer solchen Sympathie gegenübersteht. Glaube mir, die hassen das kollektivistische Pack nach den ganzen Ausschreitungen in der letzten Zeit auch inzwischen!“, meinte Bäumer und grinste.
„Das gibt wieder nur Stress. Ich kann langsam nicht mehr. Dieser Kampf frisst mich auf“, jammerte Kohlhaas.

„Reiß dich zusammen, Frank!“, donnerte Alf und türmte sich vor ihm auf, während seine muskulösen Arme unter dem Hemd zuckten.
„Bald gibt es hier in Russland Bürgerkrieg. Ich darf gar nicht daran denken!“, gab Frank müde zurück.
„Nach der Demo gönnen wir uns erst einmal ein paar Tage in Ivas, okay?“
„Eine gute Idee! Ich muss mich endlich mal wieder mit Julia treffen und wollte auch mit HOK …“
Bäumer unterbrach ihn. „Svetlana hat mich gestern angerufen, Alter!“
„Svetlana?“
„Ja, die süße, brünette Russin aus dem Laden, wo wir einen Trinken waren.“
„Aha? Ja, die war echt süß!“
„Ich treffe mich morgen mit ihr zum Kaffee!“, tönte Alf stolz.
„Was?“ Frank wirkte verstört.
„Ja, wieso auch nicht? Die mag mich scheinbar!“
„Glückwunsch!“, sagte Kohlhaas mit einer Spur von Eifersucht in der Stimme.

Alfred Bäumer war einen Tag später mit Svetlana in der Stadt unterwegs. Sie wollten in einem Restaurant am Stadtrand gemütlich essen gehen, wie der Hüne erklärt hatte.
Inzwischen war es bereits 22.00 Uhr, Frank hockte gelangweilt auf der Couch in seinem Wohnzimmer und sah fern. Das weißrussische Fernsehprogramm war oftmals noch nicht ganz auf den neuesten Stand gebracht worden und bisweilen ganz schön langweilig. Eben hatte sich der Mann noch eine Reportage über die Neuansiedlung junger Familien in den ländlichen Regionen angesehen. Sein Freund Artur Tschistokjow war als Präsident wieder

einmal kurz interviewt worden und hatte betonte, dass er den kollabierten Bauernstand wieder aufzurichten gedachte.
Dann folgte ein Spielfilm. Ein alter Schinken aus den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts namens „Braveheart". Frank gefiel er allerdings, immerhin ging es hier auch um einen Rebellen.
Anschließend erledigte Kohlhaas in seiner traditionell unaufgeräumten Küche den Abwasch und sorgte notdürftig für ein wenig mehr Ordnung, immerhin wollte Alf heute noch bei ihm übernachten. Plötzlich klingelte sein Handy. Die Uhr zeigte inzwischen schon 1.12 Uhr morgens.
„Was gibt's denn?", meldete sich Kohlhaas.
Alf kicherte am anderen Ende der Leitung und man hörte die helle Stimme von Svetlana im Hintergrund.
„Ich komme heute nicht mehr. Ich gehe mit zu Svetlana nach Hause. Ist doch okay, oder?", sagte Bäumer.
„Ja, von mir aus. Ist doch deine Sache", antwortete Frank.
„Gut, wollte nur Bescheid sagen. Was machst du heute Abend denn noch so?"
„Nichts Besonderes! Ich gehe gleich ins Bett!", kam von Kohlhaas zurück.
„Alles klar. Komme dann irgendwann gegen Mittag vorbei!"
„Ja, viel Spaß!" Frank drückte das Gespräch weg.
Er warf das Handy in die äußerste Ecke des Sofas und ließ sich wieder darauf nieder. Irgendwie fühlte er sich hintergangen, abgehängt, wie das fünfte Rad am Wagen.
„Das ist doch Quatsch!", sagte er dann zu sich selbst. „Alf hat immerhin ein Recht darauf. Stell dich nicht an wie eine besorgte Mama!"

Er blickte aus dem Fenster hinaus und betrachtete die regennassen Straßen vor seinem Wohnhaus. Schließlich musste er wieder an Julia denken. Irgendwann ging er mit einer Flasche Bier ins Bett, starrte die Wand an und leerte sie mit ein paar kräftigen Zügen. Es dauerte noch eine Weile bis er endlich schlafen konnte.

Jetzt waren es nur noch zwei Tage bis zur ersten Großkundgebung der Rus in St. Petersburg. Die Spannung stieg und Artur Tschistokjow wurde zunehmend nervöser. Er gestand sich selbst ein, diesmal wirklich Angst zu haben. Der Protestmarsch durch die 8 Millionen Metropole des russischen Nordens roch förmlich nach Gewalt und blutigen Zuammenstößen.
Nachdenklich tippte der blonde Mann an seinem Laptop vor sich hin und versuchte einen Gesetzesentwurf fertig zu stellen. Plötzlich klingelte das Telefon.
„Ja?"
„Herr Präsident, unten im Foyer steht ein Mann, der Sie unbedingt sprechen möchte, ein Ausländer!", erklärte ein Wachposten.
„Schön für ihn! Es kann mich nicht einfach jeder sprechen! Ich arbeite!", brummte Tschistokjow.
„Der Mann ist aber recht hartnäckig. Er sagt, dass er Wissenschaftler sei und wichtige Informationen für Sie hat. Soll ich den Sicherheitsdienst rufen und ihn hinauswerfen lassen?"
Der Präsident überlegte kurz. „Durchsuchen Sie ihn nach Waffen und Wanzen!"
Einige Minuten später klingelte das Telefon erneut. „Herr Präsident, es ist alles klar. Der Mann ist sauber!"
„Was ist das denn nun für eine Person?"

„Er sagt, dass er Physiker sei und ihnen einige wichtige Erfindungen präsentieren möchte!“
„Aha?“
„Er fleht mich förmlich an, Sie sprechen zu dürfen, Herr Präsident!“
Artur Tschistokjow wusste nicht so richtig, was er davon halten sollte und schwieg für einen Augenblick.
„Schicken Sie ihn hoch! Mit zwei Sicherheitsleuten als Begleitung!“
Nach einigen Minuten traten zwei hochgewachsene, kantige Wachmänner in das Büro des weißrussischen Staatsoberhauptes ein. Ein älterer Herr mit Glatze, Brille und wirrem, weißen Haar folgte ihnen.
Der Anführer der Rus erhob sich von seinem Stuhl und trat dem Mann entgegen.
„What can I do for you? I’m Artur Tschistokjow!”
Der Gast verneigte sich und lächelte. „Prof. Karl Hammer!“
„Ah, sind Sie aus Deutschland, Herr Prof. Hammer?“
„Ja, aus Hamburg. Sie können Deutsch, Herr Präsident?“
Der Rebellenführer schmunzelte. „Ich habe einmal Deutsch gelernt und habe auch Freunde, die sind Deutsche! Außerdem ich spreche sehr gerne Ihre Sprache.“
Der Wissenschaftler erschien erleichtert. „Endlich hat man mich zu Ihnen gelassen!“
„Was kann ich tun für Sie?“, fragte Tschistokjow.
Der ältere Mann öffnete einen Koffer und holte einige DC-Sticks und einen Laptop heraus. Dann antwortete er: „Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Herr Präsident!“

Der Anführer der Rus starrte verwundert auf den Bildschirm des Laptops, während Risszeichnungen und Baupläne vor seinen Augen herumschwirrten. Er verstand

allerdings nicht viel von dem, was er da sah, doch Prof. Hammer begann sofort mit seinen Erläuterungen.
„Ich habe die Fakultät für Physik an der Hamburger Universität geleitet, bis vor einem halben Jahr. Seit etwa 30 Jahren befasse ich mich mit Laser- und Plasmatechnologie und behaupte, einer der führenden Köpfe in diesem Bereich im ganzen Verwaltungssektor „Europa-Mitte“ gewesen zu sein. Ich habe an mehreren Universitäten doziert: Berlin, Wien, Paris. Zuletzt in Hamburg, meiner Heimatstadt“, sagte der Wissenschaftler und sah seinen überrumpelten Gesprächspartner an.
„Technologie von Laser und Plasma?“
„Ja, genau! Im Rahmen meiner jahrzehntelangen Forschungen bin ich zu einigen neuen Erkenntnissen gekommen. Unter anderem lässt sich diese Technologie auch im militärischen Bereich anwenden …“
„Was ist das für ein Gewehr dort auf den Computer?“, wollte Tschistokjow wissen und deutete auf den Laptop.
„Das ist ein Plasmawerfer!“, antwortete der weißhaarige Mann.
„Plasmawerfer?“
„Ja, ein Plasmawerfer! Es ist meine Erfindung!“
„An so etwas Sie haben gearbeitet?“, fragte Artur verdutzt.
„So ist es! Und ich arbeitete noch immer daran. Allerdings nicht nur an Waffen. Die Nutzung von Laser- und Plasmatechnologie lässt sich glücklicherweise auch in vielen anderen Bereichen verwenden!
Aber Sie können sich sicherlich denken, dass gewisse Kreise vor allem an meinen militärischen Forschungen interessiert sind. Das, was Sie hier auf dem Bildschirm sehen, ist noch nie zuvor an die Öffentlichkeit gekommen. Diese Pläne und Entwürfe sind mein geistiges Eigentum und ich habe sie bis heute keinem gezeigt!“

„Warum Sie kommen damit zu mir?“, erkundigte sich das Staatsoberhaupt von Weißrussland.
Der Mann schwieg für einen Augenblick und sah sich nervös um. „Das ist eine lange Geschichte. Ich hätte natürlich auch zu Ihren Feinden gehen können. Glauben Sie mir, Herr Tschistokjow, Ihre Gegner sind sehr an diesen Dingen interessiert. Die GSA hat sich in letzter Zeit wieder und wieder nach meinen Forschungen erkundigt, nachdem ich eine wissenschaftliche Abhandlung über die Benutzung meiner Technologie im militärischen Bereich veröffentlicht habe.
Dass ich schon so weit bin und bereits konkrete Pläne für neuartige Waffen entworfen habe, wissen sie nicht. Wie auch immer, sie wollten mich nach Nordamerika holen, damit ich mein Wissen in ihre Dienste stelle. Ich habe es nicht getan!“
„Plasmawerfer! Das ist crazy! Verruckt!“, stieß Tschistokjow aus und lachte.
„Sie haben mich immer mehr unter Druck gesetzt. Sie boten mir riesige Geldsummen an und drohten mir, als ich mich weigerte …“, erzählte der Wissenschaftler.
„Und jetzt Sie wollen mir helfen mit diese Erfindungen?“, hakte der Rebellenführer ein und kratzte sich am Kopf.
Prof. Hammer lächelte und erwiderte: „Naja, vielleicht kann ich Sie damit irgendwie unterstützen, Herr Tschistokjow. Ich tue das aus tiefster Überzeugung, denn Leute wie Sie, und auch Präsident Matsumoto, sind die einzigen Lichtblicke in dieser schrecklichen Zeit!“
Der weißrussische Präsident stand immer noch überfordert neben seinem unerwarteten Gast, während der Deutsche weitere Baupläne präsentierte und ihm aus seinem Leben erzählte. Der alte Herr blieb noch für einige Stunden bei ihm und Tschistokjow verfolgte seine Ausführungen mit ungläubigem Staunen.

Feindesland Puschkin

Der 10. März des Jahres 2037 war ein kalter und verregneter Tag. Frank und Alf waren schon früh auf den Beinen und warteten in einem südlichen Vorort der Metropole St. Petersburg auf die anreisenden Rus.
Schon seit Tagen hatten Schlägereien und Schusswechsel zwischen den Mitgliedern der verfeindeten Organisationen die Großstadt erschüttert und bereits 16 Menschen waren bei den Zusammenstößen im Vorfeld der Massenversammlungen getötet worden.
Vitali Uljanin war heute persönlich nach St. Petersburg gekommen und hatte zu einer Großkundgebung in der Innenstadt aufgerufen. Dass die Freiheitskämpfer der Rus an diesem Tag ebenfalls demonstrieren wollten, war kein Geheimnis. Seit Wochen riefen beide Seiten in Flugblättern und auf Plakaten ihre Anhänger zur Teilnahme an den jeweiligen Veranstaltungen auf.
Eine Atmosphäre der Anspannung hatte sich wie ein schwarzer Nebel in den Straßen niedergelassen. Die örtliche Zeitung und das Fernsehen hatten die Bürger St. Petersburgs bereits vor schweren Unruhen gewarnt, während die von den Kollektivisten kontrollierten Medien in Zentral- und Ostrussland seit Tagen Hass und Gewalt predigten.
„Kein Rus wird St. Petersburg mehr heil verlassen!“, titelte „Die schwarz-rote Flagge“, die offizielle Zeitung der KVSG, am 10. März. Uljanin erwartete zu seiner Rede mindestens 200.000 Menschen. Frank und Alfred hatten vor dem großen Tag kaum geschlafen und erwarteten das Schlimmste.

Gegen 11.00 Uhr strömten die ersten Anhänger Tschistokjows von allen Seiten in die Metropole hinein und schon an den Bahnhöfen der Vororte kam es zu massiven Auseinandersetzungen und infolgedessen einigen Schwerverletzten. Die Demonstration durch Puschkin war für 13.00 Uhr angesetzt worden und als Treffpunkt hatte Tschistokjow ein Einkaufzentrum westlich des berüchtigten Stadtteils angegeben. Tausende seiner Anhänger kamen und es wurden immer mehr.

Letztendlich versammelten sich fast 50000 Menschen unter dem Banner des Drachenkopfes. Hunderte bewaffnete Ordner flankierten den Demonstrationszug mit durchgeladenen Gewehren.
Dann begann es. Fahnenschwingend und singend schritt die riesige Masse, einem gewaltigen Heer gleich, langsam vorwärts. Artur Tschistokjow stand an ihrer Spitze, umgeben von Peter Ulljewski und seinen treuesten Anhängern. Die Rus zogen zuerst durch ein verwahrlostes Plattenbauviertel und ihre Forderungen donnerten gen Himmel.
„Freiheit für Russland! Kommt zu Artur Tschistokjow!“, schrieen unzählige Kehlen immer wieder.
Die russische Polizei hatte es offenbar aufgegeben, sich zwischen die verfeindeten Gruppen zu werfen und ließ sich überhaupt nicht sehen. Vielleicht hatten sie auch von oben den Befehl erhalten, sich aus allem heraus zu halten und den Kollektivisten in St. Petersburg die Straßen zu überlassen.
Artur Tschistokjow blickte sich um. Einige Russlandfahnen hingen aus den Fenstern der ärmlichen Wohnungen in den Plattenbauten gegenüber. Daneben aber oft auch die schwarz-roten Flaggen Uljanins. Massen von Bürgern drängten sich von allen Seiten heran, ein Teil von ihnen

jubelte den Rus zu, ein anderer spuckte auf den Boden und stieß furchtbare Flüche aus. Bald näherten sich die Demonstranten Puschkin und drangen in feindliche Gassen ein. Ein großer Mob von Kollektivisten erschien in einer Nebenstrasse und hasserfüllte Rufe prallten ihnen entgegen wie ein kalter Hagelsturm. Die Gegner erhoben die Fäuste und das Gezischel böser Verwünschungen ertönte. Aber die Rus rückten hartnäckig weiter vor, während sich ihre Rivalen um sie herum zusammenrotteten.
Uljanin sprach derweil vor 150.000 Menschen in der Innenstadt. Es waren weniger als er erwartet hatte, aber dennoch schien das Meer der schwarz-roten Banner unendlich weit in die breiten Hauptstraßen St. Petersburgs hineinzureichen. Der Kollektivistenführer versprach einmal mehr „Freiheit“ und „Gerechtigkeit“ und auch hier jubelten ihm wieder zahllose Begeisterte zu.
Artur Tschistokjow und seine Anhänger näherten sich ihrem Ziel, einem großen Marktplatz mitten in Puschkin. Der blonde Mann ergriff das Mikrofon und begann mit seiner Rede.

„Bisher ist alles ruhig!“, erklärte Frank und postierte sich hinter einem PKW. Alf huschte gebückt zu ihm und eine Schar Warägergardisten tat es ihm gleich.
Kohlhaas spähte über die Hauptstrasse. Von weitem konnte er Tschistokjow reden hören. Graue Häuserfronten umringten Frank hier und schienen ihn mit zornigen Fensteraugen anzuglotzen.
„Sichert die Straße dort ab!“, rief er seinen Leuten zu und einige Soldaten in grauen Hemden hechteten davon.
„Da ist offenbar auch niemand!“, sagte Bäumer beruhigt und sie stiegen in einen Lastwagen ein.

Mit einem lauten Brummen setzte sich der Transporter in Bewegung und sie bogen in eine Nebenstrasse ab.
„Ein Teil von uns bleibt in der Nähe der Uliza Miri und wir schauen uns weiter um", wies Frank die Männer an.
Alfred packte derweil seine Zigaretten aus und steckte sich eine davon an. Erleichtert über den bisher friedlichen Tag atmete er durch. Nur einen Augenblick später ertönte ein lautes Klirren direkt neben dem vorausfahrenden Fahrzeug und eine Flammenwand schoss nach oben. Der vordere Teil des Lastwagens fing sofort Feuer.
„Scheiße! Das kam von links oben!", brüllte Frank und sprang aus dem Transporter. Die Lastwagen hinter ihnen hielten mit quietschenden Reifen an.
„Da! Das Fenster!" Bäumer schickte eine Salve aus seinem Sturmgewehr nach oben und irgendwer sprang schreiend in Deckung, während Mörtelstücke auf den Asphalt prasselten.
Jetzt kamen die Gegner angestürmt. Zahlreiche KKG-Männer ergossen sich aus allen Ecken auf die Straße und fingen sofort an zu schießen. Einige Waräger wurden von Kugeln durchsiebt und brachen zusammen.
„In das Haus rein!", brüllte Kohlhaas und rannte so schnell er konnte durch die Eingangstür eines Wohnblocks. Bäumer und einige seiner Männer folgten ihm.
Sie sprinteten die dunkle Treppe hinauf und sprangen in einen Hausflur. Franks Waräger traten einige Türen ein und stürmten in die dahinter liegenden Wohnungen.
Wimmernde, um ihr Leben bangende Gestalten, erwarteten sie dort. Kohlhaas zerrte ein kleines Mädchen mit sich und beförderte sie in den Hausflur.
„Geh in den Keller!", sagte er auf Russisch. Die Kleine, der ihre jammernden Eltern folgten, raste die Treppe herunter. Unten auf der Straße versammelten sich die

KKG-Leute. Einige tote Waräger lagen auch dort, der Lastwagen brannte inzwischen lichterloh.
„Hausflur sichern! Wir feuern von hier oben!"
Sofort machte sich ein Dutzend junge Russen daran, die Treppe zu besetzen. Frank und der Rest schossen nun ihrerseits aus den Fenstern zurück.
Während sich die Waräger in den grauen Straßenzügen des Plattenbauviertels heftige Schießereien mit den Männern des KKG lieferten, hatte Artur Tschistokjow seine Rede erfolgreich beendet. Der große Demonstrationszug machte sich auf den Rückweg, der jetzt jedoch von den Kollektivisten versperrt wurde. Die gesamte Rückmarschroute war mittlerweile mit schwarz-roten Mobs verstopft und hasserfüllte Augen starrten den Rus entgegen.
„Verschwindet von hier! Arbeiterverräter! Tschistokjow-Schweine!", spieen die wütenden Kollektivisten ihren Rivalen entgegen.
„Sklaven der Logenbrüder! Volksbetrüger! Wir kriegen euch!", brüllten diese zurück. Ihr Anführer konnte seine zornige Anhängerschaft nicht mehr bändigen. Innerhalb von wenigen Minuten bewarfen sich die verfeindeten Gruppen mit Steinen und Brandsätzen. Schließlich donnerten die ersten Schüsse durch die Gassen und beide Seiten fielen übereinander her. Ein wildes Prügeln und Schießen brach aus, als sich 50000 Demonstranten auf die sämtliche Straßen blockierenden Kollektivsten warfen. Tschistokjow hatte allerdings nichts anderes erwartet und hoffte nur, diesen Tag heil zu überstehen.

Einige Dutzend KKG-Männer versuchten den Wohnblock zu stürmen und sprangen in den Hauseingang. Doch sie liefen direkt vor die Mündungen der Waräger, die sie mit lautem Gebrüll niederschossen.

Die schmutzige Häuserfront war mittlerweile mit zahllosen Einschusslöchern übersät und die Kollektivisten deckten das Gebäude weiter mit einem wütenden Kugelhagel ein.
„Es werden immer mehr!“, knurrte Kohlhaas, robbte über den Teppich in einen Nebenraum und suchte sein Funkgerät. Er rief den Rest seiner Truppe, der sich über viele Straßenzüge ringsherum verteilt hatte, mit zitternder Stimme zusammen: „Beeilt euch! Die KKGs haben uns in einen Wohnblock in der Tischinaja Uliza gedrängt!“
Bäumer spähte über den Fenstersims und sah eine große Horde von Angreifern, die sich offenbar zum Sturmangriff auf das Haus entschlossen hatte. Unten im Treppenflur hörte man wieder Schreie. Scheinbar kam die nächste Schar Gegner hochgestürmt. Kohlhaas huschte zu den Russen, die den Treppenaufgang bewachten und sah nach unten. Eine ganze Masse von Männern hastete die Treppen hoch.
„Mal sehen wie euch das gefällt!“, schnaubte Frank und ließ eine Handgranate nach unten fallen.
Ein paar Sekunden später ertönte ein lauter Knall und die Kollektivsten stoben auseinander. Dann rannten sie jedoch unbeirrt weiter nach oben. Kurz darauf waren sie schon im ersten Stockwerk.
„Ihr seid so gut wie tot!“, brüllten sie.
Die Waräger schickten noch ein paar Handgranaten nach unten und trafen diesmal. Schwere Schläge ließen die Hauswand erbeben und Blut spritzte an den grauen Putz des Treppenflurs. Maschinengewehrsalven ratterten den Detonationen hinterher und getroffene Kollektivisten fielen die Stufen hinunter.
Frank und seine Leute setzten den Überlebenden nach und schossen sie in einem dunklen Hausflur zusammen. Dann

kroch Kohlhaas zurück in die Wohnung, um von Alfred und den anderen wieder hinausgestoßen zu werden.
„Die haben auch Handgranaten! Runter!“, brüllte der hünenhafte Bäumer und ein von Staubwolken und Schuttsplittern begleitetes Donnern war aus der Wohnung zu hören.
Inzwischen kamen die übrigen Waräger auf ihren Lastern herangebraust und eröffneten sofort das Feuer auf die überraschten KKG-Männer in den Straßen. Sie mähten ganze Schwärme ihrer Gegner mit einer mörderischen Salve nieder und sprangen dann von den LKWs, um auf die in Unordnung geratene feindliche Rotte loszugehen. Panisch lief der Rest der Kollektivisten daraufhin davon, während Frank und die anderen wieder auf die Straße rannten. Wenig später waren die Feinde verschwunden. Kohlhaas gab seinen Männern sofort den Befehl zur Weiterfahrt, denn der von Artur Tschistokjow geführte Demonstrationszug befand sich inzwischen in arger Bedrängnis.

Als die Lastwagen der Warägergarde mit lautem Gedröhne über das Pflaster donnerten und mitten in einen weiteren Pulk von Kollektivsten hineinrasten, sprangen diese entsetzt auseinander. Dahinter erblickten die Waräger nun die Masse ihrer Mitstreiter, die dadurch eine freie Straße zum Weitermarsch erhalten hatte.
General Kohlhaas und seine Leute stiegen eilig von den Ladeflächen ihrer Transporter und wandten sich augenblicklich jenen Kollektivisten zu, die sich noch mit den Rus in den Haaren lagen und diesen schwer zusetzten.
„Wenn wir in die Menge feuern, dann ballern wir unsere eigenen Leute nieder!“, warnte Bäumer und riss seinem übermütigen Freund das Gewehr aus der Hand.

Frank zögerte nicht lange und brüllte seinen Leuten zu: „Bajonette!“
Mit einem lauten Kriegsschrei griffen die Waräger an und stachen einen Haufen ihrer Feinde nieder, der Rest der Kontrahenten wandte sich nun auch zur Flucht. Aufgeregter Jubel brandete durch die Reihen der Rus, obwohl einige von ihnen schwer verletzt waren und sich die blutenden Köpfe hielten. Bald konnten Tschistokjows Anhänger endlich weiterziehen und Puschkin wieder verlassen. Für heute griffen ihre Gegner nicht mehr an. Zwar wurden noch einige Rus auf dem Nachhauseweg von Kollektivisten überfallen, doch konnte Tschistokjows Freiheitsbewegung an diesem Tag ohne Zweifel von einem Erfolg sprechen. Es war den Anhängern Uljanins nicht gelungen, ihren Protestmarsch durch den Süden von St. Petersburg zu verhindern
Die schwarz-roten Gegner waren vertrieben worden und die Kundgebung der Rus hatte wie geplant beendet werden können. Trotzdem hatten Tschistokjows Anhänger auch einige Tote zu beklagen. Etwa 60 Waräger waren von den KKG-Leuten erschossen worden, deren Verluste waren allerdings bedeutend höher.
„Wir haben uns Respekt verschafft!“, knurrte Kohlhaas nach dem blutigen Straßenkampf und sprach von einem großen Sieg. Das Gleiche tat auch das weißrussische Fernsehen und die Zeitungen des Landes. „Schwarz-rote Terrorbanden verjagt!“, titelte die Staatszeitung. Die kollektivistischen Zeitungsorgane hingegen schworen bittere Rache und gelobten Vergeltung.

Zwei Tage später machten sich Frank und Alfred auf den Weg nach Ivas. Svetlana aus Minsk kam diesmal auch mit, Bäumer schien sich richtig verliebt zu haben.

Den ganzen Tag hörte Kohlhaas schon das Lachen und Turteln der beiden im oberen Stockwerk und wirkte langsam sichtlich genervt.
Murrend zog der General die Zimmertür zu, nachdem er sich den Fernseher vor das Bett gestellt hatte. Gegen Mittag machte er sich auf den Weg zu HOK, um mit ihm noch eine Runde Battle Hammer zu spielen.
Es war ein schönes und entspannendes Spiel, obwohl Kohlhaas von seinem korpulenten Gegenspieler erneut gehörig in die Mangel genommen wurde und seine Orks von der Spielplatte gefegt wurden.
„Ich muss die Regeln noch einmal durchlesen", gab Frank kleinlaut zu, als sie fertig waren.
HOK grinste nur. Der Informatiker hatte ja auch wesentlich mehr Zeit als er, die Spielanleitung von Battle Hammer akribisch zu studieren. Letztendlich schnappte sich der geschlagene Rebell noch einen Haufen neuer Miniaturen, die ihm HOK im Internet ersteigert hatte, und machte sich dann auf den Weg nach Hause, wo ihn Alf und Svetlana als glücklich grinsendes Pärchen erwarteten.
Sie hatten einen Kuchen gebacken und präsentierten ihn stolz, als er zur Haustür hereinkam. Es war eine skurrile Szene: Die süße Svetlana und der riesige Alf in Schürzen vor dem alten Backofen. Frank musste schmunzeln.
Er bemalte noch einige seiner Figuren und versuchte das liebevolle Geschnatter in der Küche nicht weiter zu beachten. Doch irgendwie gelang es ihm nicht ganz, die beiden Verliebten gänzlich zu ignorieren.
„Morgen unternehme ich etwas mit Julia", nahm er sich noch fest in Gedanken vor und schlief dann irgendwann ein.

„Na, auch wieder im Lande?“, sagte Julia grinsend, als sie Frank, für seine Verhältnisse ordentlich gekämmt und geschniegelt, an der Haustür abholte.
„Ja, sicher!“, kam leise zurück.
Sie umarmte ihn und schlug vor, nach Kaunas, der nächsten größeren Stadt in der Nähe von Ivas zu fahren, um mit Frank ein Theaterstück anzusehen.
„Nach Kaunas?“ Der Rebell stutzte.
„Ja, da läuft doch heute „Romeo und Julia“. Das würde ich gerne mal sehen“, schwärmte die Schönheit.
„Was ist denn das für ein Theaterstück?“, fragte Kohlhaas skeptisch.
„Ach, das finde ich total toll! Es geht um eine verbotene Liebe zwischen zwei jungen Menschen“, erklärte Julia mit einem erwartungsvollen Lächeln.
„Verbotene Liebe?“ Frank war verwirrt.
„Ja, ist das nicht romantisch? Und als Theaterstück habe ich es noch nie gesehen. Nur einmal als Film!“
„Wir können ja auch bei Steffen de Vries rumhängen“, schlug der junge Mann vor und wirkte hilflos.
„Nix da!“, hörte er. „Sei doch einmal spontan und nicht immer so ein Klotzkopf!“
„Klotzkopf?“
„Immer zu Steffen de Vries zu gehen, ist doch total langweilig. Ich fahre mit dem Auto meiner Mutter. Aber du solltest dir noch ein paar schönere Sachen anziehen, Frank!“
Kohlhaas verzog seinen Mund. „Noch schönere?“
„Wenn man ins Theater geht, dann sollte man sich auch entsprechend kleiden, Herr General!“, erklärte Julia und wirkte so altklug wie ihr Vater.
„Hmpf!“, gab Frank zurück.
„Doch! Das machen wir heute Abend!“

„Ins Theater nach Kaunas? Und „Romeo und Julia“ ansehen?“
„Ja, genau! Das ist ein Befehl, Soldat!“, scherzte sie und strich Frank sanft durch die Haare.
„Hmm …“, erhielt sie als vielsagende Reaktion.
Um 17.45 Uhr holte die Tochter des Außenministers den verunsicherten Straßenkämpfer ab und sie fuhren ins Theater. Auf der Autofahrt plapperte die hübsche Blondine ununterbrochen drauf los und ließ ihren Begleiter kaum mehr zu Wort kommen.
„Was soll’s! Schlimmer als die Sapporo-Front kann es auch nicht werden!“, dachte sich Frank und folgte Julia in das Schauspielhaus von Kaunas.

Die Freiheitsbewegung der Rus verstärkte ihre Werbetätigkeit in St. Petersburg nun in noch größerem Stil. Täglich verteilten Tschistokjows Anhänger Flugblätter oder hingen Plakate auf. Auch die ständigen Auseinandersetzungen mit den Kollektivisten schreckten sie auf Dauer nicht ab.
Gelegentlich veranstaltete die Ortsgruppe der Rus sogar kleinere Kundgebungen in den Vororten der Metropole. Die Freiheitsbewegung wuchs dadurch in rasantem Tempo an, doch die Straßen der Innenstadt waren für Tschistokjows Gefolgsleute noch immer ein sehr gefährliches Pflaster.
Uljanin wirkte derweil leicht verunsichert, als er hörte, dass St. Petersburg nach wie vor noch nicht ganz unter der Kontrolle seiner Männer stand. Wütend rief er seine Leute zu einem noch brutaleren Straßenterror auf und setzte Kopfgelder auf führende Aktivisten der Rus aus. Sogar kriminelle Banden von nichtrussischen Einwanderern versuchte er jetzt als Schlägertrupps oder KKG-Mitglieder gegen gute Bezahlung zu rekrutieren.

Viele in St. Petersburg wohnende Mitstreiter von Tschistokjow wurden in den folgenden Wochen daraufhin massiv terrorisiert. Einigen wurden die Autos angezündet, andere wurden in dunklen Gassen überfallen oder einfach auf offener Straße erschossen.
Die Kämpfer der Freiheitsbewegung wurden im Gegenzug jedoch auch immer hasserfüllter und versuchten gegen die Übermacht der Kollektivisten mit ähnlichen Mitteln zurückzuschlagen.
Doch der Terror der schwarz-roten Trupps führte letztendlich nicht zum gewünschten Ziel. Viele Bürger der Stadt erkannten das wahre Gesicht von Uljanins Bewegung und wandten sich zunehmend den Lehren Tschistokjows zu. Sogar einige Kollektivisten, die sich anfangs noch mit einem gewissen Idealismus der KVSG angeschlossen hatten, kehrten der Organisation schließlich den Rücken und liefen zur Freiheitsbewegung über.
Anfang April führten die Rus drei gleichzeitig stattfindende Demonstrationen mit jeweils einigen Tausend Teilnehmern in den Vororten St. Petersburgs durch und ernteten großen Zuspruch bei der Bevölkerung. Die Angriffe und Störungsversuche der Kollektivisten hatten in den Randbezirken der Metropole derweil leicht abgenommen.
Frank, Alfred und eine Truppe von etwa 100 Warägern waren währenddessen im Umland unterwegs. Sie zeigten in den kleineren Ortschaften östlich von Smolensk Präsenz und schüchterten allein dadurch den politischen Gegner ein.
In Zentral- und Ostrussland begannen die Kollektivisten dagegen bereits mit der Umsetzung ihrer Pläne. Hausbesitzer, Unternehmer und selbst die wenigen noch lebensfähigen Bauern wurden enteignet. Wer sich nicht fügte und seinen Besitz nicht freiwillig an die neuen „Menschheitsbe-

glücker“ abtrat, den erwarteten brutale Zwangsmaßnahmen. Personen, die sich als Patrioten offen zur russischen Kultur und ihrem Volk bekannten oder öffentlich den christlich-orthodoxen Glauben praktizierten, wurden als „Feinde der Gleichheit“ inhaftiert oder liquidiert. Es waren Hunderttausende.
Ein regelrechter Flüchtlingsstrom setzte daraufhin in den Westteil Russlands, nach Weißrussland und ins Baltikum ein. Artur Tschistokjow nahm seine Landsleute gerne auf und viele schlossen sich seiner Organisation an, um Widerstand gegen die Kollektivisten zu leisten.
So rückten am 7. April frisch aufgestellte Verbände der Volksarmee der Rus in den Norden der Ukraine ein und besetzten Luck, Rivne und Zytomyr. Hier hatten sich Uljanins Anhänger noch kaum festgesetzt und somit hielt sich auch ihre Gegenwehr in Grenzen. Peter Ulljewski und seine Trupps folgten der Volksarmee und zerschlugen die Strukturen der KVSG mit gnadenloser Härte.

Vitali Uljanin selbst war inzwischen nach New York geflogen, um dem Rat der Weisen einen persönlichen Bericht über den Vormarsch der kollektivistischen Revolution in Russland abzugeben. Er war weitgehend guter Dinge, denn alles in allem konnte er viele Erfolge vorweisen.
Lediglich einige kleinere Rückschläge hatten seine Männer hinnehmen müssen, doch das änderte nichts an seiner Gewissheit, bald die verhassten Rus vernichtet und ganz Russland unter seine Kontrolle gebracht zu haben.
„Was ist mit den Meldungen über weitere Städte, die von den Leuten Tschistokjows eingenommen worden sind?“, fragte ihn der Weltpräsident, das prominenteste Mitglied

des höchsten Gremiums der weltweiten Logenorganisation.
Der Kollektivistenführer zögerte für einen kurzen Moment und überlegte sich eine passende Antwort, dann erwiderte er selbstbewusst: „Nun ja, hier und da haben diese Reaktionäre einige Ortschaften und Städte in ihre Gewalt gebracht. Aber keine wichtigen. Das sind vorübergehende Erscheinungen. Die kollektivistische Bewegung breitet sich planmäßig nach Westen und in die Ukraine aus. Auch in China sind bereits …“
Ein ergrautes Ratsmitglied mit buschigem Bart fuhr dazwischen: „Bruder Uljanin, wir haben gedacht, dass Sie Russland noch schneller in kollektivistischen Besitz bringen können und wir sind, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, etwas enttäuscht darüber, dass es dort noch immer so viel Widerstand gibt!“
„Dieser Tschistokjow ist ein lächerlicher Hund! Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass er auf Dauer dem geballten Ansturm meiner Massenbewegung gewachsen ist?“, antwortete Uljanin leicht verärgert.
Der Vorsitzende des Rates sah ihn mit kalten Augen an und trommelte unruhig mit seinen Fingern auf dem Tisch herum.
„Vielleicht unterschätzen Sie den Anführer der Freiheitsbewegung der Rus auch, Bruder Uljanin …“
„Nein! Sicherlich nicht, Eure Exzellenz! Aber ich verspreche, dass ich ihn und seine Bewegung bald ausradiert haben werde“, gab der Chef der russischen KVSG zurück.
„Und Sie sind sicher, dass Sie keine weitere Unterstützung durch die GCF benötigen?“, erkundigte sich der Weltpräsident.

Uljanin sah ihn trotzig an und wirkte fast beleidigt. Er rieb sich die Hände und versuchte dem arroganten Blick des Vorsitzenden des Weltverbundes standzuhalten.
„Nein! Dafür gibt es keinerlei Anlass, Herr Weltpräsident!“
Ein Großbankier aus London erbat das Wort und der Vorsitzende des hohen Rates nickte. „Wie sieht es denn in St. Petersburg aus?“
„St. Petersburg?“ Vitali Uljanin sah sich für einige Sekunden nervös um. „Wir haben die Metropole so gut wie im Griff!“
„So gut wie?“, hörte er den Banker hämisch nachhaken.
„Ja, die Rus werden dort keinen Fuß mehr auf den Boden bekommen. Wir sind stark in der Überzahl und werden sie bald endgültig verdrängt haben …“
„Vielen Dank, Bruder Uljanin!“, sagte der Vorsitzende des Rates der 13 und erklärte, dass die Unterredung jetzt beendet sei.
Der Kollektivistenführer verließ den Raum und hörte die Ratsmitglieder noch eine Weile hinter der dicken Tür aus Eichenholz schwatzen und lachen. Der spitzbärtige Mann erschien äußerst missgestimmt, denn offenbar glaubten die hohen Herren noch nicht so ganz an seine überragenden Fähigkeiten.
„Denen werde ich noch zeigen, was meine Revolution alles bewirken wird!“, flüsterte er wütend vor sich hin und ging langsam zum Ausgang des prunkvollen Logengebäudes.

Artur Tschistokjow hatte Prof. Hammer mittlerweile mit einem geheimen Forschungslabor im Baltikum ausgestattet. Der Wissenschaftler, dessen Familie nach seiner Flucht aus „Europa-Mitte“ von der GSA inhaftiert worden war, nannte sich selbst einen „glühenden Bewunderer Tschistokjows“.

Nachdem der alte Mann monatelang von der GSA unter Druck gesetzt worden war und der Geheimdienst sogar gedroht hatte, ihn zu ermorden, wenn er nicht mit ihnen zusammenarbeitete, hatte er sich entschlossen, nach Weißrussland zu fliehen.
Seine Erfindungen erwiesen sich als äußerst interessant für die zahlenmäßig kleine Streitmacht des weißrussischen Präsidenten. Zunächst war jedoch noch alles in der Vorbereitungsphase und ein kleines Team von wissenschaftlichen Mitarbeitern war Prof. Hammer als Unterstützung bereitgestellt worden. Der Forscher arbeitete nach wie vor an seinem Plasmawerfer und präsentierte Mitte April einen ersten Prototyp, der dank großzügiger Geldzuwendungen endlich fertiggestellt worden war.
Nur eine kleine Gruppe Vertrauter wurde mit den geheimen Forschungen Prof. Hammers bekannt gemacht. Frank gehörte als Anführer der Warägergarde dazu. Ebenso Herr Wilden und Verteidigungsminister Lossov. Am 18. April fuhren die Männer nach Druja in Lettland, um sich die neuartige Waffe vorführen zu lassen.
Eine Stahltür öffnete sich und gab den Weg in einen unterirdisch gelegenen Raum frei. Fahles Licht fiel durch den grauen Durchgang und die Besucher passierten eine weitere Tür, dann begrüßte sie Prof. Hammer.
Frank wusste nicht so recht, was er von dem technischen Hokuspokus vor sich halten sollte. Eine futuristisch aussehende Waffe, vielleicht dreimal so schwer wie ein gewöhnliches Sturmgewehr, war in eine metallene Halterung eingespannt worden. Die Mündung der Waffe zielte auf eine dicke Stahlplatte.
„Jetzt bin ich aber gespannt!“, bemerkte Wilden leise.
Frank sah ihn entgeistert an. „Will der Typ diese dicke Platte aus massivem Stahl etwa durchschießen?“

Artur Tschistokjow wirkte ebenfalls äußerst erwartungsvoll und lächelte.
„Ich muss noch etwas einstellen!“, murmelte der Wissenschaftler aufgeregt und hantierte an der seltsamen Waffe herum.
Verteidigungsminister Lossov fragte den Präsidenten, was der alte Herr dort machte, doch Artur Tschistokjow wusste es selbst nicht genau und zuckte nur mit den Achseln.
„Die sind zum Schutz der Augen!“, sagte Prof. Hammer und überreichte seinen Gästen einige Schutzbrillen.
„So etwas nenne ich einen Freak!“, tuschelte Frank.
Wilden knuffte ihn leicht und wollte nicht abgelenkt werden.
„Der Plasmawerfer! The plasmagun!“, rief der Professor mit einem zufriedenen Lächeln und postierte sich hinter der Waffe.
Für einige Sekunden herrschte eine gespannte Stille, dann ertönte ein lautes Zischen und ein bläulicher Blitz leuchtete auf. Trotz der Schutzbrille konnte Frank kaum etwas in dem gleißenden Lichtschein, der ihn plötzlich an die Holozelle erinnerte, erkennen. Ein leises Knistern huschte durch den Raum, dann standen die Zuschauer mit weit aufgerissenen Augen da.
„Es klappt! Es klappt!“ Der Wissenschaftler hüpfte wie ein hyperaktives Rumpelstilzchen auf und ab, während die übrigen Männer staunten.
Die seltsame Waffe hatte ein mehr als faustgroßes Loch durch die massive Stahlplatte gefressen. Es war unfassbar. So etwas hatte Frank noch nie gesehen.
„Großartig!“, sagte Artur Tschistokjow mit Bewunderung.
Prof. Hammer ließ den Plasmawerfer noch einige weitere Schüsse abgeben und am Ende ähnelte die Stahlplatte einem Schweizer Käse.

„Das Ding zerlegt sogar einen Panzer!“, meinte Wilden verblüfft.
„Aber mit einem einzigen Plasmawerfer werden wir auch nicht viel bewirken. Wir müssen die schon in größerer Zahl produzieren lassen“, antwortete Frank und drehte sich dem Außenminister zu.
„Vielleicht können das ja die Japaner machen? Es wäre eine Anfrage wert“, gab der ältere Herr zurück.
„Oder wir bauen einen Industriebetrieb um. Ich habe davon allerdings keine Ahnung!“, schlug General Kohlhaas vor.
„Wir werden das besprechen auf eine Sitzung!“, fuhr ihnen Tschistokjow dazwischen und zwinkerte den beiden Deutschen zu.

Der weißrussische Präsident war von Prof. Hammers Erfindung vollkommen hingerissen und schwor den kleinen Kreis der Wissenden darauf ein, strengste Geheimhaltung zu wahren. Ein ganzer Stab ausgewählter Physiker, Chemiker und Technikexperten aus ganz Weißrussland und dem Baltikum wurde dem genialen Wissenschaftler in den nächsten Tagen als Unterstützung zur Verfügung gestellt.
Und während der Erfinder in seinem unterirdischen Labor weiter an der Verbesserung der sensationellen, neuen Waffe arbeitete und Tschistokjow über eine industrielle Produktion nachdachte, ging der politische Kampf an der Oberfläche in gewohnter Härte weiter. Trotz der Hasstiraden Uljanins und weiterer Überfälle auf die Anhänger der Freiheitsbewegung, verloren die Kollektivisten in St. Petersburg immer mehr an Boden. Es gelang ihnen nicht, ihre Gegner aus den Vororten der Metropole zu verjagen.

Die KVSG sah es allerdings trotzdem nur als eine Frage der Zeit an, bis sie die Rus endlich zermürbt hatten. Moskau und der Osten Russlands waren schon fest in ihrer Hand. Doch die Anhänger Tschistokjows versuchten nun auch weiter östlich, zumindest wo es möglich war, einen propagandistischen Gegenangriff zu starten. So zogen sie im April mit mehreren Tausend Mann durch die Stadt Voronez und erneut kam es zu Auseinandersetzungen mit den schwarz-roten Gegnern.
Frank, Alfred und die Waräger stürmten derweil das neu eingerichtete Hauptquartier der Kollektivisten in Kursk und nahmen bei dieser Blitzaktion einige von Uljanins Funktionären gefangen. Anschließend zerschlugen sie die Strukturen der KVSG in Gubkin und Belgorod im Süden der wichtigen Großstadt. Bis zum Ende des Monats war das Gebiet schließlich von kollektivistischen Funktionären gesäubert worden.
Bald darauf machten sie sich auf den Weg nach Orel, wo KKG-Trupps versuchten, die Stadt zu besetzten. Als sie von den herannahenden Warägern hörten, zogen sie sich jedoch wieder ins Umland zurück und lagerten dort. Artur Tschistokjow verstärkte die Position seiner Männer sofort mit einer Abteilung der Volksarmee und die Kollektivisten zogen letztendlich nach Efremov ab.
In der Ukraine hatte Uljanin das Donezbecken mittlerweile vollständig in seine Gewalt gebracht. Schwarz-rote Fahnen wehten von den Dächern der Rathäuser und „Verwaltungsräte der KVSG“ diktierten seit kurzem das öffentliche Leben. Der Kollektivistenführer ließ weiterhin in Maryopol, Berdjansk und Zaporizza Arbeiterstreiks organisieren und führte Massendemonstrationen durch. Anfang Mai hatten auch hier die Kollektivisten die Kontrolle an sich gerissen.

Im Süden der Ukraine stießen die schwarz-roten Revoluzzer auf nur wenig Widerstand. Dort gab es kaum schlagkräftige Ortsgruppen der Rus und auch ansonsten wagte es niemand mehr, sich den Kollektivisten in den Weg zu stellen.
Derweil hofften die Menschen in Zentral- und Ostrussland noch immer darauf, endlich die von Uljanin versprochene „Gleichheit" und „Gerechtigkeit" zu erleben. Statt einer Verbesserung der sozialen Lage, führten die Zwangsenteignungen jedoch vor allem in den ländlichen Regionen zu Hungersnöten und einem gewaltigen Chaos.
An den leeren Mägen und der noch weiter wachsenden Verzweiflung vieler Russen änderten auf Dauer auch die wohlklingenden Phrasen des Kollektivistenführers nichts. Er predigte zwar noch immer, dass die „reaktionären Gegner der Revolution", womit er vor allem die Freiheitsbewegung der Rus meinte, erst vernichtet werden müssten, bevor er seine Versprechungen umsetzen konnte, doch änderte das nichts an einer langsam abebbenden Euphorie seiner Anhängerschaft und einem wachsenden Unmut in der Bevölkerung.
Artur Tschistokjow und sein Kabinett hatten die Situation richtig durchschaut und hofften nun darauf, dass die Schlagkraft der schwarz-roten Scharen mit der Zeit langsam nachlassen würde. Nach einer groß angelegten Werbeoffensive und mehreren Demonstrationen gelang es den Rus die Macht in den nordukrainischen Städten Nizyn, Pryluki und Sumy zu erringen. Sämtliche Rathäuser, Verwaltungszentren und Pressehäuser wurden in einer kühnen Aktion von den grauen Ordnertrupps Tschistokjows besetzt, was die Position der Freiheitsbewegung in dieser Region nachhaltig stärkte.

Am 12. Mai 2037 besuchte der weißrussische Präsident seine Anhänger in Kiew und sprach vor mehreren Tausend Menschen in einem alten Fußballstadion am Stadtrand. Er baute die Ortsgruppe in der größten Stadt der Ukraine weiter aus und bereitete sie auf die Ausweitung der kollektivistischen Revolution nach Kiew vor.
Frank und Alfred machten sich zeitgleich wieder auf den Weg nach St. Petersburg und unterstützten die dortigen Mitstreiter bei ihren pausenlosen Werbekampagnen.
Für den 18. Mai hatte Tschistokjow eine Demonstration durch den Norden der Metropole geplant. Nach wochenlangen Vorbereitungen gelang es ihm schließlich, nicht weniger als 30000 seiner Anhänger zu mobilisieren.
Die Kollektivisten hielten sich diesmal mit einem offenen Angriff auf den Demonstrationszug zurück und beließen es bei den üblichen Überfällen auf kleinere Gruppen ihrer Gegner an Bahnhöfen, U-Bahn-Stationen oder in dunklen Gassen.
Dieses zurückhaltende Vorgehen des Feindes wertete Artur Tschistokjow als ersten Erfolg und er hatte Recht. Seit der blutigen Auseinandersetzung im März dieses Jahres waren die St. Petersburger Kollektivisten wesentlich ruhiger geworden, zumindest was offene Attacken auf die demonstrierenden Rus betraf.

In den Hexenkessel

Heute hatte Artur Tschistokjow seine engsten Mitstreiter und Gruppenleiter in Minsk zusammengerufen. Er war fest entschlossen, St. Petersburg zu erobern und plante bereits die nächsten Protestmärsche.
„Hier ist das Hauptquartier der Kollektivisten in St. Petersburg, das Gehirn ihrer ganzen Struktur in dieser Stadt, in der Uliza Nekrasova: Das Haus der Gerechtigkeit."
Artur Tschistokjow deutete auf eine große Leinwand.
„Und das ist Theodor Soloto, der Leiter der St. Petersburger KVSG und der führende Kopf von Uljanins Bewegung im westlichen Russland!"
„Was für eine unsympathische Hackfresse", zischte Frank auf Deutsch und krallte sich am Holz des Konferenztischs fest.
„Was?", kam auf Russisch von der Seite.
„Nichts!", erwiderte Kohlhaas kopfschüttelnd und sah seinen Nebenmann an.
Artur redete jetzt immer schneller und Kohlhaas spitzte die Ohren.
„Dieser Soloto ist sehr gefährlich und verdammt skrupellos!", warf der Leiter der Freiheitsbewegung von St. Petersburg, Juri Lebed, ein rotblonder Mann Anfang 30, mit ernstem Blick in die Runde.
„Kannst du uns weitere Dinge über ihn sagen?", fragte Tschistokjow.
Lebed überlegte kurz und erwiderte: „Dieser Soloto ist so in meinem Alter. Ich habe gehört, dass er angeblich Philosophie und Sozialwissenschaften in Moskau studiert haben soll. Irgendwann hat er sein Studium abgebrochen und ist zur KVSG gegangen. Dort hat er schnell Karriere ge-

macht. Viele fürchten ihn aufgrund seiner Hinterlistigkeit und Skrupellosigkeit. Clever, gerissen ist er, wie ein Fuchs."
„Wir werden ihn trotzdem besiegen! Egal wie listig er ist!", donnerte der weißrussische Präsident und starrte das Foto auf der Leinwand, das Soloto mit einem zynischen Grinsen im Gesicht zeigte, wütend an.
„Im Juni werden wir in der Innenstadt demonstrieren und direkt am Haus der Gerechtigkeit vorbeiziehen!", ergänzte der blonde Rebellenführer.
Frank schnaufte und einige Männer schauten sich besorgt um. Der eine oder andere äußerte Einwände.
Doch Artur Tschistokjow winkte ab und erklärte: „Ich verstehe, dass ihr Angst habt. Und glaubt nicht, dass ich keine habe. Das wird nicht angenehm, aber es ist notwendig, wenn wir St. Petersburg für uns gewinnen wollen!"
Der Anführer der Rus hatte Recht, das sah letztendlich auch Kohlhaas ein. Sie mussten über kurz oder lang in das Herz der Metropole vorstoßen. Es bedeutete allerdings, dass ihnen wieder heiße Tage bevorstanden.

Alf war mit Svetlana nach Ivas gefahren und verbrachte einige ruhige Tage mit seiner neuen Freundin. Frank hingegen befand sich nach wie vor in Minsk und wurde von Tschistokjow ständig zu neuen Besprechungen geladen.
Auch Wilden besuchte ihn des Öfteren und hielt ihm Vorträge über den weiteren Verlauf des politischen Kampfes. Der General wirkte hingegen langsam erschöpft und überfordert. Manchmal ging er überhaupt nicht mehr ans Telefon und verkroch sich wie ein krankes Tier in seiner Wohnung.

Die letzten Wochen hatten erneut stark an seinen Kräften gezehrt und in den wenigen ruhigen Stunden dachte er an Julia, sinnierte über eine gemeinsame Zukunft und wäre am liebsten wieder nach Ivas verschwunden. Sogar sein Freund Alf war ihm mittlerweile in Frauenfragen zuvorgekommen und schwärmte ständig von Svetlana. Zwar war die junge Russin mit dem kastanienbraunen Haar und den leuchtenden grünen Augen ihm durchaus sympathisch, doch empfand er auch einen gewissen Neid, wenn er Bäumer und sie Arm in Arm herumspazieren sah.
Svetlana studierte an der Minsker Universität und wollte genau wie Julia Grundschullehrerin werden. Sie war immer höflich und nett, deshalb konnte sich Frank auch nur schwer erklären, wie eine so zarte und hübsche Frau ausgerechnet an einen hünenhaften Haudegen wie Alf geraten konnte.
Aber im Bezug auf Julia und ihn hätte man sich durchaus die gleiche Frage stellen können – allerdings war die hübsche Blondine aus Ivas aufgrund ihres Vaters zumindest „vorbelastet".
„Die Wege der Liebe sind unergründlich", sagte Kohlhaas manchmal leicht melancholisch zu sich selbst, wenn er Alf und Svetlana zusammen sah. Es war wirklich ein seltsames Pärchen. Der breitschultrige, bärtige Kämpfer, vor dessen Körperkraft selbst Frank Respekt hatte, und die angehende Grundschullehrerin, die erzählte, kleine Kinder und Hundewelpen lieb zu haben.
Aber offenbar hatte es zwischen den beiden richtig gefunkt und sie schienen sich prächtig zu verstehen. Wenn Alf und Svetlana den General in seiner Wohnung in Minsk besuchten, dann hörte man oft nur die aufgeregte, helle Stimme der jungen Russin und ab und zu das gemütliche Brummen ihres hünenhaften Freundes. Gelegentlich erinnerte Bäu-

mer Frank an einen Braunbären, der sich mit einem glücklichen Knurren auf dem Sofa in seinem Wohnzimmer niedergelassen hatte.
Frank wartete einige Minuten und umklammerte das Telefon in unterschwelliger Erwartung, während Agatha Wilden ihre Tochter im oberen Stockwerk des Hauses suchte. Alfs glückliches Geturtel mit seiner neuen Freundin hatte auch in ihm wieder die Sehnsucht nach Julia entfacht. Kohlhaas hatte sich daher fest vorgenommen, sie heute Abend anzurufen und es keinesfalls wieder zu vergessen oder sich erneut durch irgendetwas anderes davon abbringen zu lassen. Jetzt hörte er am anderen Ende der Leitung, wie jemand die Treppe herunterkam.
„Frank?"
„Ja, ich bin's! Hallo Julia! Wollte mich nur mal melden! Alles klar bei dir?", sagte er erfreut.
„Ja, alles so weit okay. Schön, dass du anrufst. Wann kommst du denn wieder nach Ivas?"
Kohlhaas überlegte. „Das dauert wohl noch. Ich muss demnächst wieder nach Russland …"
„Verstehe!", antwortete die junge Frau.
„Aber sobald ich kann, komme ich vorbei", versprach er felsenfest.
Sie redeten über einige Alltäglichkeiten und Frank versicherte ihr, dass er sie sehr vermisste. Er überlegte kurz, ob er sie nicht noch einmal auffordern sollte, auch nach Minsk zu ziehen und schließlich tat er es auch.
„Äh, Julia. Ich wollte dich noch was fragen …"
„So? Schieß los!"
„Willst du nicht doch zu mir nach Minsk kommen?"
Sie schwieg einige Sekunden. Dann antwortete sie: „Ich überlege es mir, okay?"

„Du kannst dir eine Zweitwohnung holen und musst ja auch nicht ganz aus Ivas wegziehen, immerhin ist deine Mutter …"
„Du sagst es!", unterbrach ihn die junge Frau. „Mein Vater ist auch kaum noch hier. Er ist ständig unterwegs, genau wie du!"
„Aber es wird doch nicht ewig so weitergehen", erklärte Frank wenig überzeugend.
„Nicht ewig? Gut, wenn ihr die ganze Welt befreit habt, dann hast du vielleicht mal Zeit für mich!", meinte Julia trocken.
Kohlhaas stockte und schnaufte in den Hörer. Dann überlegte er kurz und bemerkte: „Sehr witzig! Du kannst es doch mal versuchen. Ich vermisse dich so sehr. Mehr kann ich auch nicht sagen …"
„Lass mir noch ein wenig Bedenkzeit, Frank!"
Der Rebell wirkte betrübt, denn Julia hatte mit ihren Andeutungen ohne Zweifel einmal mehr ins Schwarze getroffen. Sie telefonierten noch eine Weile. Dann legte Frank auf und zog sich grübelnd in sein Zimmer zurück.

In den folgenden Tagen kam Alf wieder zurück nach Minsk und ließ Svetlana erst einmal zurück. Die Warägergarde machte sich mit ihrer Lastwagenkolonne auf den Weg nach Zizdra und patrouillierte in den Dörfern und Kleinstädten bis kurz vor Tula.
Nennenswerte Zwischenfälle gab es keine, aber nach Tula selbst fuhren sie nicht hinein. Hier hatten die kollektivistischen Trupps die Macht auf den Straßen.
Die Massendemonstration durch die Innenstadt von St. Petersburg war inzwischen für den 17. Juni vorgesehen und erneut entfaltete die Freiheitsbewegung eine fieberhaf-

te Werbeaktivität in den Straßen der Metropole, um genügend Leute zusammenzutrommeln.
Theodor Soloto betrachtete den Versuch am Haus der Gerechtigkeit vorbeizumarschieren als üble Provokation und schärfte seinen Unterführern einen harten Kurs ein. Die Kollektivisten gedachten ihrerseits mehr oder weniger auf der gleichen Strecke ihre eigene Demonstration durchzuführen und somit waren Zusammenstöße vorprogrammiert.
Vitali Uljanin wollte diesmal nicht selbst nach St. Petersburg kommen und überließ es Soloto, die Rus aufzuhalten. Er war in diesen Tagen in der Ukraine unterwegs und setzte dort den Aufbau seiner Revolutionsbewegung unbeirrt fort.
So gut wie alle GCF-Truppen hatten Russland mittlerweile verlassen und die Weltregierung war froh, sie endlich im krisengebeutelten Nahen Osten und in anderen Regionen der Welt einsetzen zu können. Die Mächtigen verließen sich vollkommen auf Uljanin und seine Kollektivisten. Zudem nahmen sie von den ständigen Scharmützeln im Westteil Russlands auch nur wenig wahr. Ob Artur Tschistokjows Anhänger die eine oder andere Stadt unter Kontrolle hatten, schien sie nicht sonderlich zu interessieren. Für sie war der endgültige Sieg des Kollektivismus in Russland auf lange Sicht absolut unabwendbar.
Die russischen Polizisten im Westteil des Landes hatten es hingegen schon lange aufgegeben, sich weiterhin zusammenschlagen oder erschießen zu lassen. Die Beamten, die ihr Gehalt nur noch unregelmäßig ausgezahlt bekamen, ließen beide Revolutionsbewegungen inzwischen unbehelligt gewähren und warteten lediglich ab, wer sich am Ende durchsetzen würde. In den von Uljanin beherrschten

Gebieten waren sie ohnehin schon durch KKG-Männer ersetzt worden.
Den Befehl von oben, auf der Seite der Kollektivisten die Freiheitsbewegung der Rus zu bekämpfen, missachte der größte Teil der russischen Beamten allerdings. Im Gegenteil, mittlerweile zeigten die meisten der noch verbliebenden Polizisten eher eine Sympathie für Tschistokjow als für die randalierenden Mobs Uljanins. Der Anführer der Rus war mit dieser Situation durchaus zufrieden, denn nun konnten beide Seiten ihren Machtkampf unter sich ausfechten.
Die Freiheitsbewegung der Rus bekam am 17. Juni nicht weniger als 70000 Menschen auf die Straße und Artur Tschistokjow stockte angesichts einer solchen Masse der Atem. Seine Anhänger strömten am Mesto Lenina zusammen, während sich die Kollektivisten zeitgleich zu ihrer eigenen Kundgebung zusammenfanden. Der schwarz-rote Demonstrationszug war ebenfalls mehrere Zehntausend Menschen stark.
Schon um 12.00 Uhr mittags glich die Innenstadt einem brodelndem Hexenkessel. Wie verfeindete Stämme warfen sich die Rus und ihre Gegner Beschimpfungen zu, dann flogen Steine, Flaschen und Brandsätze. Es kam zu den ersten schweren Zusammenstößen des Tages mit mehreren Toten und Verletzten.
Tschistokjow ließ sich jedoch nicht beirren und führte seinen laut brüllenden Demonstrationszug über die Liteynii Brücke, wo ihm einige Tausend Kollektivsten folgten. Andere Gegner blockierten den Weg am gegenüberliegenden Ufer und konnten erst nach weiteren Auseinandersetzungen zurückgedrängt werden.

Die Warägergarde und der St. Petersburger KKG lieferten sich währenddessen eine wilde Schießerei in den Straßen unweit der Marschroute.
Überall ertönte hasserfülltes Gezeter. Molotowcocktails, Steine und Gewehrkugeln flogen durch die Gassen. Um 13.30 Uhr zog die von Artur Tschistokjow angeführte Menge weiter durch die Zakhareyvskaja Uliza und kam nach etwa einem Kilometer in ein Gewirr von kleineren Nebenstrassen, wo sie erneut von den Kollektivisten angegriffen wurde.
Beide Seiten gingen sofort mit Knüppeln, Eisenstangen und Schlagringen aufeinander los. Von einigen Häuserdächern aus schossen KKG-Männer herunter und die bewaffneten Ordner der Rus erwiderten das Feuer. Dutzende von Demonstranten wurden von Kugeln getroffen und blieben auf der Straße liegen, doch die Rus schritten unbeirrt und hartnäckig weiter voran.

„Artur Tschistokjow! Der Befreier Russlands!", tönte es aus dem Meer der Drachenkopffahnen.
„Reaktionäre Schweine!" und „Kapitalistenknechte!" schrieen die aufgebrachten Anhänger Uljanins.
Die Rus wälzten sich weiter durch die vor Wut brodelnden Straßenzüge, unerschütterlich und starrköpfig rückten sie Meter für Meter vor. Selbst Schüsse und Brandsätze, die wieder und wieder in ihren Reihen einschlugen, hielten sie nicht auf.
Sie kamen dem Haus der Gerechtigkeit in der Uliza Nekrasoya langsam immer näher und zunehmend mehr Gegner versammelten sich dort. Schließlich tauchte Theodor Soloto persönlich auf und rief seine KKG-Männer zum Angriff zusammen. Kurz darauf fielen die Kollektivisten

von mehreren Seiten über den Demonstrationszug der Rus her und eröffneten das Feuer.
Gewehrsalven schlugen in der Masse der sich nähernden Demonstranten ein und Kugeln jagten durch Knochen und Fleisch. Tschistokjows bewaffnete Ordner warfen sich augenblicklich auf den Asphalt und schossen zurück. Plötzlich gellte ein lauter Schrei durch die chaotische Unruhe und Tausende von Kollektivisten stürmten knüppelschwingend heran. Das war regelrechter Bürgerkrieg.
Wahllos prügelten beide Seiten aufeinander ein. Gliedmaßen wurden gebrochen und Schädel eingeschlagen. Tausende von Männern schossen und stachen sich gegenseitig nieder und verwandelten den ganzen Stadtteil in ein einziges, riesiges Schlachtfeld.
Frank, Alf und die Waräger kamen jetzt auch mit ihren Lastwagen herangebraust und feuerten auf alles in ihrem Weg. Nach einem harten Kampf trennten sich beide Seiten wieder und die Rus versuchten noch bis zum Haus der Gerechtigkeit vorzustoßen. Einige von ihnen bluteten und hinkten, andere lagen tot oder verletzt auf dem Straßenpflaster. Tschistokjows Anhänger erblickten nun das kollektivistische Hauptquartier, das nur noch Hundert Meter von ihnen entfernt war. Vor ihnen hatte sich inzwischen eine noch größere Masse von Kollektivisten versammelt. Der Anführer der Rus überlegte kurz, ob er seinen Ordnern den Angriff befehlen sollte, entschied sich dann jedoch um.
Den vielen St. Petersburger Bürgern, die sich ihm heute angeschlossen hatten und auch den zahlreichen Frauen, war eine weitere Straßenschlacht nicht mehr zumutbar.
„Wir ziehen uns zurück!“, befahl der blonde Rebellenführer enttäuscht und die Demonstranten änderten ihre Marschroute.

Daraufhin zog die Menge weiter zum Mesto Vosstaniya und dann eine breite Hauptstraße entlang zum Mesto Ostrovskogo, einem großen Platz in der Nähe des Neva Ufers.
Hier hielt Artur Tschistokjow eine aufwühlende Rede und wurde vom Jubel seiner Getreuen verabschiedet. Die Demonstration war vorbei und die Warägergarde versuchte die Teilnehmer auf ihrem Rückweg so gut es ging zu beschützen.
Bis in die tiefe Nacht hinein wurde St. Petersburg noch von zügelloser Gewalt gepeinigt und es gab weitere Tote und Verletzte. Züge und Straßenbahnen wurden beschossen und überfallen, Einkaufshäuser geplündert und mehrere Gebäude angezündet. Einige jugendliche Anhänger Tschistokjows setzten ein Gebäude in der Nähe des Mariinnsky-Theaters, das sie als Treffpunkt ihrer Gegner kannten, in Brand.
Kollektivstische Mobs, die sich teilweise mit aggressiven Banden von Nichtrussen zusammengerottet hatten, zogen ihrerseits bis zum Morgengrauen durch St. Petersburg und schlugen jeden zusammen, der ihren Weg kreuzte.
Am nächsten Morgen bot sich ein schauerliches Bild der Verwüstung. Schaufensterscheiben waren eingeschlagen worden, ausgebrannte Autos übersäten ganze Straßenzüge und Tote lagen auf dem Asphalt. Der Kampf um die zweitgrößte Metropole Russlands war in eine neue Phase eingetreten.

„Natürlich war das ein Erfolg!“, erwiderte Frank genervt und verpasste seinem Freund einen leichten Hieb in die Seite.

„Aber wir haben es nicht bis zum Haus der Gerechtigkeit geschafft. Die Kollektivisten verkaufen es als ihren Sieg“, gab Bäumer zurück.
„Scheiß auf diese Bastarde! Demnächst reißen wir denen richtig den Arsch auf!“, donnerte Kohlhaas zurück und ballte grimmig die Faust.
„Sie waren ja auch viel mehr als wir. Artur hat richtig gehandelt, als er nicht mehr weiter marschiert ist. Das hätte nur noch mehr Krawalle gegeben“, erklärte Alf.
Kohlhaas fauchte einige Verwünschungen vor sich hin und betonte, dass er sich schon darauf freue, die schwarz-roten Gegner eines Tages für immer aus St. Petersburg hinauszuprügeln.
„Wir kriegen diese Kollektivistenschweine schon platt! Immer mehr Russen sind auf unserer Seite. Auch in St. Petersburg. Wenn wir die Werbeaktionen verstärken und entschlossen zurückschlagen, dann können wir es schaffen“, knurrte Frank.
„Aber es sind so viele und sie sind rücksichtslos und brutal“, sorgte sich Bäumer.
„Dann antworten wir ihnen eben in der gleichen Sprache! Etwas anderes verstehen diese verblendeten Spinner ohnehin nicht!“
„Mal sehen, was die Zukunft bringt“, brummte Alfred und ging in den Nebenraum.
Frank schaute noch eine Runde Fernsehen und sah sich die Nachrichten auf einem nordamerikanischen Kanal an. Irgendeine Seuche war in Südindien ausgebrochen und hatte schon über Tausend Menschenleben gefordert, hieß es da. Irgendwann schaltete er das Gerät ab und legte sich schließlich ins Bett.

Sowohl die Kollektivisten als auch die Freiheitsbewegung der Rus legten die Vorfälle in St. Petersburg als Erfolge aus. Theodor Soloto erklärte im Internet, dass sie die „Reaktionäre“ aufgehalten hatten, während Tschistokjow betonte, dass sie „trotz der kollektivistischen Mörderbanden“ durch die Innenstadt gezogen waren.
Der Kampf um die Macht und die Herzen der 8 Millionen Einwohner der zweitgrößten Metropole Russlands ging jetzt mit ungebremster Wucht weiter. Werbematerial beider Seiten überschwemmte die Stadt, während Überfälle, Brandstiftungen, Verletzte und Tote inzwischen an der Tagesordnung waren.
Die Rus ließen in ihren Bemühungen nicht locker und vergrößerten stetig ihre Anhängerschaft. Bald kam es auch zu den ersten Übertritten von russischen Polizisten in ihre Reihen. Schließlich folgten sogar Verwaltungsbeamte und daraufhin ganze Massen von Verzweifelten, Entwurzelten und Unzufriedenen.
Die KVSG verlor langsam an Boden und musste ihren eisernen Griff um die Bezirke der Innenstadt zwangsläufig ein wenig lockern. Uljanin und Soloto betrachteten die Entwicklung mittlerweile mit Verärgerung und Sorge.
Mitte August führten Tschistokjows Anhänger eine Reihe weiterer Kundgebungen in der Innenstadt durch. Sie waren spontan organisiert und lösten sich nach kurzer Zeit wieder auf, was dazu führte, dass die Gegenangriffe der KVSG weitgehend ins Leere liefen. Die Kollektivisten reagierten daraufhin mit dem üblichen Terror und verübten am 16. August einen Mordanschlag auf Juri Lebed. Dem Leiter der St. Petersburger Ortsgruppe wurde nach einem Kinobesuch von einigen seiner politischen Gegner an einer U-Bahn-Station aufgelauert und er wurde nieder-

gestochen. Allerdings überlebte der zähe Mann die Attacke, auch wenn er lange im Krankenhaus bleiben musste.
Seine Mitstreiter tobten und schlugen nun mit brutaler Gewalt zurück. Sie überfielen eine Gruppe Kollektivisten nach einem KVSG-Treffen und schlugen sie zusammen.
Die Anhänger Solotos rächten sich wiederum mit der Ermordung eines Unterführers der Rus in der folgenden Woche. Tschistokjows Männer passten im Gegenzug einen KVSG-Funktionär vor seiner Wohnung ab und töteten ihn mit einem Kopfschuss.
So tobte den gesamten August über ein blutiger Kleinkrieg in den Straßen St. Petersburgs. Trotzdem schlugen sich immer mehr Bürger der Großstadt auf die Seite der Freiheitsbewegung. Am 29. August sprach Artur Tschistokjow vor einigen Tausend St. Petersburgern in einer alten Festhalle am Stadtrand, einen Tag später führte er eine ähnliche Veranstaltung am anderen Ende der Metropole durch. Die Stimmung veränderte sich langsam Schritt für Schritt zu seinen Gunsten.

Der Konferenzsaal im Minsker Hotel „Himmelblick" war bis auf den letzten Platz gefüllt. Etwa 500 Personen hatten sich heute hier versammelt, zahlreiche Gruppenleiter der Freiheitsbewegung waren gekommen, weiterhin die Offiziere und Kommandeure der weißrussischen und baltischen Streitkräfte. Frank und Alfred saßen ganz vorne. Hinter ihrem Rücken tuschelten einige Russen in grauen Hemden und warteten auf die Ankunft des Präsidenten. Die große Halle war über und über mit Drachenkopffahnen behängt. Riesige Flaggen hingen an den Seiten des Raumes von der Decke herab und einige Dutzend uniformierte Männer der Ordnertruppe standen ebenfalls mit Fahnen in den Händen am Eingang Spalier.

Hinter der großen Bühne, am anderen Ende des Saales, waren eine überdimensionale Drachenkopf- und eine Russlandfahne angebracht worden. Darunter befand sich ein großes Transparent mit der Aufschrift: „Sieg durch Beharrlichkeit! Russland wird leben!“
Als Artur Tschistokjow endlich die Halle betrat, wurde er von lautem Jubel begrüßt. Freundlich lächelnd schritt er langsam zum Podium, stellte sich hinter das ebenfalls mit dem Symbol der Freiheitsbewegung verzierte Rednerpult und begann mit seinen Ausführungen:

„Meine lieben Mitstreiter!
Der nächste Monat soll in St. Petersburg die Entscheidung bringen. Ich habe beschlossen, die riesige Stadt endgültig zu besetzen und unsere Chance, die Oberhand zu gewinnen, ist realistisch!
Unsere Feinde sind zurzeit durcheinander und müssen sich erst einmal wieder sammeln. Das gilt es auszunutzen! Wir müssen schnell handeln, bevor sie ihre Position wieder ausbauen können.
Wir werden bis Ende September die größte Werbeaktion in der Geschichte unserer Organisation durchführen und dann schlagen wir zu. Ich habe mich entschlossen, einen Großteil unserer Kräfte auf St. Petersburg zu konzentrieren.
Einheiten der Volksarmee der Rus, meine bewaffneten Ordnertrupps, die Warägergarde und Abertausende von weiteren Rus müssen mobilisiert werden.
Wir werden die strategisch wichtigen Ziele in der Stadt einnehmen, einen Streik der uns wohlgesonnenen Arbeiter organisieren und dann die Kollektivisten entschlossen angreifen und aus St. Petersburg hinauswerfen. Das Haus der Gerechtigkeit wird eingenommen und auch sämtliche

andere Zentren des Feindes. Dieser Schlag muss sitzen und er wird sitzen!“

„Na, dann geht es ja los“, flüsterte Bäumer seinem Freund zu.
„Wir müssen es versuchen“, gab Frank zurück.
Der hagere Politiker am Rednerpult drohte mit seiner knochigen Faust und rief: „Auch auf die Gefahr hin, dass es in Russland zu einem Bürgerkrieg kommen wird, wenn wir die zweitgrößte Stadt des Landes besetzen, will ich es wagen! Wir wollen es wagen!“
„Bürgerkrieg wird es bald ohnehin geben!“, schrie ein älterer Herr durch den Saal.
Ein Haufen russischer Ordner brabbelte laut dazwischen und Artur Tschistokjow bat um Ruhe.
„Ich weiß, dass sich die meisten von uns mit Recht sorgen. Das tue ich auch, meine treuen Kämpfer! Aber wir müssen die Flucht nach vorn wagen. Uljanin und seine schwarz-roten Giftmischer werden niemals ruhen und wir dürfen es auch nicht. Das Schicksal lässt uns keine andere Wahl!
Ab morgen soll die große Werbeoffensive in St. Petersburg beginnen und der militärische Angriff wird ihr folgen. Wenn es uns gelingen sollte, diese Metropole einzunehmen, dann ändern sich die Machtverhältnisse in Westrussland endgültig zu unseren Gunsten. Dann haben wir eine starke Festung, ein Bollwerk! Vergesst das nicht!
Der Zeitpunkt ist günstig, die GCF hat Russland fast vollständig geräumt, um ihren kollektivistischen Pseudorevolutionären, ihren Mördergehilfen, nicht mehr im Weg zu stehen. Wir wissen auch, wer hinter dieser Teufelei steckt. Lasst uns unserem Volk die Freiheit und dieser Höllenbrut das Schwert bringen!“

Der Rebellenführer redete sich noch eine Stunde lang heiser, dann löste er die Versammlung auf. Die Vorgehensweise war jetzt von ihm unmissverständlich festgelegt worden.
Alf besuchte seine Freundin an diesem Abend noch einmal und fuhr am nächsten Morgen mit Frank und den Warägern nach Norden. Sie begannen mit ihrer Arbeit.

Schon in der ersten Septemberwoche drangen die Mitglieder der Freiheitsbewegung der Rus wieder in die grauen Häuserschluchten der St. Petersburger Vorstädte ein. Sie verteilten zahllose Flugblätter, Zeitungen und Datendisks. Unermüdlich plakatierten die Männer ganze Straßenzüge zu, fuhren mit Lautsprecherwagen durch die Gassen und predigten die Lehre Tschistokjows jedem, dem sie begegneten.
Des Öfteren wurden die Waräger gerufen, um die Werbetrupps vor kollektivistischen Überfallkommandos zu schützen. Dann brausten ihre Lastwagen durch die Straßen und ihre wachsamen Augen suchten die dunklen Ecken nach dem politischen Gegner ab.
In einem Vorort im Norden der Stadt wurden sie aus dem Hinterhalt von einigen KKG-Männern beschossen und Frank gab den Befehl, die Kollektivisten zu verfolgen. Die vermummten Gestalten verschwanden in einem verfallenen Häuserblock und die Waräger hasteten ihnen hinterher. Wohnung für Wohnung suchten die Soldaten ab, immer die Waffe im Anschlag.
Sie krochen durch dunkle Flure, die mit Schutt und Müll übersät waren und verschafften sich Eintritt in die kargen Wohnungen, in denen schmutzige und verarmte Russen hausten. Viele von ihnen waren Anhänger Uljanins und starrten sie aus ihren verrotteten Stuben mit hasserfüllten Augenpaaren an. Frauen liefen ihnen auf dem Hausflur

entgegen und zischten etwas auf Russisch, dann spuckten sie vor ihnen auf den Boden und schlichen wieder zurück in ihre halbdunklen Wohnlöcher.
Sie fanden niemanden. Vermutlich waren die KKG-Männer längst durch einen Hinterhof entkommen. Frustriert kehrten sie dem hässlichen Wohnblock den Rücken, stiegen in die Lastwagen und fuhren zu einer anderen Stelle der gewaltigen Stadt.
Frank und seine Männer übernachteten in der Regel außerhalb von St. Petersburg in einer alten Turnhalle oder anderen, schäbigen Unterkünften. Manchmal waren sie auch nachts als Wachtruppe unterwegs und patrouillierten in den Straßen der Vororte. Das war ermüdend und eintönig. Diese Form des politischen Kampfes zerrte an den Nerven aller Männer.
In der zweiten und dritten Septemberwoche ging es mit dem Verteilen von Werbematerial in der Innenstadt weiter. Oft trafen sie dort auf feindlich gesinnte Anwohner, die ihnen hinterher schimpften und die Fäuste entgegen streckten. Sie gewöhnten sich auch daran. Nachts fuhren sie dann meistens wieder Patrouille.
Doch die Waräger konnten nicht überall sein. St. Petersburg war viel zu groß, um den Überblick zu bewahren. Ständig wurden ihre Mitstreiter irgendwo in der Metropole überrascht und angegriffen. Über 30 Rus wurden im September bei ihren Verteilaktionen von Kollektivisten erschossen oder erschlagen, viele weitere verletzt. Sie machten trotzdem weiter, denn es musste getan werden.

In der Nacht vom 29. auf den 30. September machten sich die Waräger bereit. Frank telefonierte noch einmal mit Julia und versprach ihr, so schnell wie möglich wieder nach Ivas zurückzukehren. Doch das sagte er ständig. Die junge Frau

hatte sich mittlerweile damit abgefunden, immer wieder die ewig gleichen Beteuerungen zu hören. Sie waren sich in letzter Zeit wieder fremder geworden, zu lange war Kohlhaas schon fort und zu selten nahm er sich wirklich Zeit für sie. Als sich Frank in dieser Nacht für wenige Stunden in seinen schmutzigen Schlafsack hüllte, suchte ihn wieder einmal ein seltsamer Traum heim …

Überall waren Schüsse und Explosionen in den Ruinen der Stadt zu hören. Frank war allein in dieser apokalyptischen Landschaft der Zerstörung, allein hinter einer grauen Betonmauer, die mit Einschusslöchern und Brandspuren übersät war.
Langsam kroch er vorwärts, während um ihn herum ein furchtbares Gemetzel tobte. GCF-Soldaten und bewaffnete Männer, deren Uniformen denen der Volksarmisten der Rus ähnlich sahen, fielen übereinander her. Flammenwerfer rauschten unheimlich in der Ferne und hüllten die finsteren Ruinen in einen unheimlichen Schein. Er konnte die Umrisse von Panzern erkennen, die durch die Trümmer der Häuser brachen und wild auf alles vor sich feuerten. Angst ergriff Franks Kehle und erschwerte ihm das Atmen. Es stank nach verbranntem Fleisch und Benzin. Der Rebell hastete über einen toten Soldaten, dessen leere Augen ihn aus einem zerschmetterten, blutverschmierten Gesicht anstarrten.
„Ich muss ihn finden!“, flüsterte er leise vor sich hin und eilte durch einen mit Leichen und Schutt bedeckten Straßenzug. Dann lief er weiter eine finstere Gasse hinab und erblickte Bomber, die mit heulenden Triebwerken am Himmel über ihn hinwegrasten und in der Ferne ihre tödliche Fracht abwarfen.

„Bamm! Bamm! Bamm!“, donnerte es und ein grelles Licht erhellte den halbdunklen, wolkenbehangenen Horizont. Er begann zu rennen und kam auf einen großen Platz, in dessen Zentrum ein seltsames Gebäude in den Himmel ragte.
Es war eine riesige Pyramide auf deren Spitze ein roter Scheinwerfer erstrahlte. Das Licht ähnelte einem bösen Auge und sein Strahl fuhr blitzartig auf ihn hernieder, als er sich näherte.
Frank fasste sich ein Herz und stieg einige Stufen empor, um die Pyramide zu betreten. Das steinerne Portal am Fuße des unheimlichen Bauwerks stand offen und schien ihn wie ein dunkler Schlund zu erwarten. Kohlhaas ging hinein und tastete sich durch endlose Gänge vorwärts, er stieg weitere Treppen herauf und kam letztendlich in einen großen Saal, der von glimmenden Fackeln an den Wänden beleuchtet wurde.
Uralte Säulen mit Reliefen, die Tod und Krieg darstellten, stützten den Saal. Er ging weiter in die riesige Halle hinein und traf schließlich auf zwei Personen.
Behutsam näherte sich Kohlhaas ihnen und erkannte, dass eine der beiden Gestalten auf einem Thron saß, der aus Menschenknochen gefertigt war. Die andere Gestalt war ein Soldat, welcher drohend sein Gewehr hob und sich vor dem grauenhaften Thron postierte.
„Du bist es, mein Junge!“, sagte Frank und stellte sich vor den Soldaten. Es war Nico, sein Neffe.
Der Mann auf dem Thron, der in ein feuerrotes Gewand gehüllt war, stand von seinem Platz auf und stellte sich neben seinen Wächter. Es war niemand anderes als der Weltpräsident selbst.

Nico sah aus, als wäre er bereits Mitte zwanzig. Der junge Mann starrte ihn mit ausdruckslosen Augen an und richtete die Mündung seines Gewehres auf Franks Brust.
„General Frank Kohlhaas!", zischelte ihm der Weltpräsident ins Ohr und grinste bösartig. „Das ist dein Onkel, Nico!"
„Ja, ich bin es. Dein Onkel Frank!", sagte der offenbar ungebetene Gast unsicher und versuchte zu lächeln.
Nico antwortete ihm nicht und lud seine Waffe durch. Der Weltpräsident legte den Arm um die Schulter seines Leibwächters und flüsterte: „Dein Onkel Frank hat sich uns lange widersetzt! Er will deinen Meister töten! Er hat schon viele Menschen getötet und jetzt hat er es auf mich abgesehen!"
Der Soldat sagte nichts und blickte Frank nur mit glasigen Augen an.
„Was ist mit dir, Nico? Was haben sie mit dir gemacht?", fragte Kohlhaas seinen Neffen mit bebender Stimme.
„Er ist ein Feind der Menschlichkeit, ein Feind der Gerechtigkeit, ein Feind der Bruderschaft! Töte ihn, bevor er deinen Herrn tötet!", wisperte der Weltpräsident Nico zu.
Frank wich einen Schritt zurück und zeigte dem Neffen seine leeren Hände. „Ich will niemanden töten! Hier, ich habe keine Waffe. Ich wollte dich nur einmal sehen, mein Junge!"
„Höre nicht auf ihn! Er muss sterben! Töte ihn! Erschieße ihn! Ich werde dich reich belohen! Töte ihn! Töte ihn!", rief der Mann in dem feuerroten Gewand.
Ein Schuss ertönte und Frank fühlte, wie er nach hinten geworfen wurde. Ein stechender Schmerz fuhr in seinen Körper und er atmete schwerer. Mit letzter Kraft fasste er sich an seine Brust, aus der ein warmer Blutstrom herausfloss.

„Gut, Nico!", hörte er den Weltpräsidenten mit hämischer Stimme sagen. Kurz darauf hatte er plötzlich das Gefühl über seinem Körper zu schweben und von der Decke der Halle aus die Szenerie zu beobachten.
Der junge Soldat lächelte seinem Herren demütig zu und bemerkte: „Ich habe ihn getötet! Bekomme ich jetzt meine Belohnung, Herr?"
Sein Meister schwieg für einige Sekunden, dann stieß er einen markerschütternden Schrei aus und Frank sah, wie sein sich Körper aufblähte und wie ein Kokon zerplatzte.
„Was ist mit Euch, Herr?", schrie Nico entsetzt und warf sich auf den Boden.
Eine riesige Schlange mit gespaltener Zunge streckte plötzlich ihren hässlichen Kopf aus dem feuerroten Gewand heraus und ließ ihre zerfallene menschliche Hülle hinter sich. Dann kroch sie auf Nico zu.
„Was ist mit Euch passiert, Meister?", rief der junge Soldat voller Schrecken aus und versuchte davon zu laufen, doch die Schlange stürzte sich auf ihn und rammte ihm ihre Giftzähne tief ins Fleisch.
Nico schrie und zappelte vor sich hin, aber die Schlange biss weiter auf ihn ein und verschluckte ihn am Ende gänzlich mit einem lauten Schmatzen.
Mit Haut und Haar würgte sie ihren Wächter herunter und schlängelte sich dann wieder in Richtung des schrecklichen Throns, um sich davor zu legen.
„Deine Belohnung, Nico? Nun, das war deine Belohnung! Du durftest mir als Nahrung dienen, so wie alle anderen Menschen auch!", zischelte die Schlange und rollte sich zufrieden zusammen.

Vorwärts immer, rückwärts nimmer!

„Eine SMS! Svetlana hat mir viel Glück gewünscht“, sagte Alf und hielt seinem besten Freund strahlend ein Handy unter die Nase.
Frank gähnte und kroch aus seinem Schlafsack. „Das ist doch nett!“, antwortete er verschlafen.
Um sie herum wachten langsam die anderen Soldaten der Warägergarde auf und blickten mit müden Augen durch die alte Turnhalle.
Helles Sonnenlicht stieß durch die milchigen Scheiben des Gebäudes und kitzelte schließlich auch noch den Rest der Männer aus ihren Schlafsäcken.
„Es ist 6.40 Uhr!“, bemerkte Frank und hielt sich den schmerzenden Leib. Heute Nacht hatte er schlecht gelegen. Alf machte Liegestütze und Kohlhaas betrachtete mit Bewunderung dessen breite Muskeln an den Oberarmen. Der General tat es ihm kurz darauf gleich und brachte ebenfalls seinen Kreislauf in Schwung.
Eine halbe Stunde später versammelten sich die Waräger vor der Turnhalle und traten in Reih und Glied an. Ihr Anführer musterte seine Soldaten und erklärte ihnen auf Russisch die Einzelheiten ihrer heutigen Mission.
Den Warägern stand keine geringere Aufgabe bevor, als das Haus der Gerechtigkeit einzunehmen und nach Möglichkeit Theodor Soloto zu verhaften oder zu töten.
Sie stiegen auf die Ladeflächen der Lastwagen und fuhren als Kolonne langsam in Richtung St. Petersburg. Mit ihnen rückten in jenen frühen Morgenstunden mehrere Verbände der Volksarmee der Rus in die Metropole ein. Artur Tschistokjow selbst hatte die Organisation der heutigen Massenkundgebung am Palast Platz im Herzen der Groß-

stadt übernommen und sie alle waren gespannt, in welchem Ausmaß er die Massen seiner Anhänger an diesem wichtigen Tag mobilisieren konnte.
„Die Soldaten der Volksarmee der Rus und die bewaffneten Ordner werden sich um das Gebäude der Hauptverwaltung kümmern und auch die anderen strategischen Ziele besetzen. Wir konzentrieren uns ausschließlich auf das kollektivistische Pack! Heute machen wir dieser Bande den Gar aus!“, brummte Frank in Richtung seiner russischen Soldaten.
„Wir werden sie alle töten!“, rief ein junger Blondschopf und schraubte grimmig ein Bajonett auf sein Gewehr. Die übrigen Männer im Laderaum des LKWs antworteten mit einem donnernden Kriegsruf.
Kohlhaas sah seine Waräger an. Manche von ihnen waren bullige, brutal wirkende Zeitgenossen mit versteinerten Gesichtern. Andere hingegen waren noch jung, hochgewachsen, athletisch und voll glühendem Idealismus. Er fühlte sich wohl bei ihnen. Mit dem einen oder anderen hatte er sich flüchtig angefreundet und stellte sich selbst einmal mehr die Frage, wie viele von ihnen er am Ende dieses Tages wiedersehen würde.
Neben ihm saß Alf, sein treuer Freund. Frank liebte ihn wie einen Bruder. Auf Bäumer konnte er sich selbst in der schlimmsten Feuerhölle verlassen. Kohlhaas klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und stierte dann schweigend auf den Boden.
„Nur nicht so missmutig, Alter!“, sagte er schließlich.
Bäumer blickte ihn an. „Ich bin nicht missmutig, nur noch ein wenig müde. Ich döse am besten noch ‘ne Runde …“
Der Hüne sank in sich zusammen und schloss die Augen. Frank wunderte sich wieder einmal, wie Alf die Nerven haben konnte, vor einer solchen Aktion noch ein Nicker-

chen zu machen. Der General schüttelte den Kopf und schmunzelte zugleich in sich hinein. So war Bäumer eben und das mochte er an seinem Freund. Der kräftige Deutsche war heute so wie er sonst auch immer war. Alf blieb eine Konstante in dieser ansonsten so unbeständigen Welt, dachte sich Kohlhaas. Die Kolonne der Lastwagen kam St. Petersburg derweil langsam näher. Dieser Tag roch wieder nach Blut.

Auch die Kollektivisten waren nicht unvorbereitet geblieben. Sie wussten, dass ihre Feinde heute anrücken und versuchen würden, St. Petersburg in ihre Gewalt zu bringen. Allerdings waren sie sich noch über die Stärke ihrer Gegner im Unklaren. Schon in der vorherigen Nacht hatten sie daher einige wichtige Gebäude sicherheitshalber selbst mit KKG-Männern besetzt.
Die örtlichen Fernseh- und Radiostationen waren von ihnen ebenfalls in einer Nachtaktion in ihre Gewalt gebracht worden und seit heute morgen sendeten sie pausenlos Aufrufe an die Bevölkerung, sich unter der schwarzroten Fahne in der Innenstadt zu versammeln. Theodor Soloto setzte nun auch alles auf eine Karte und gab die Losung aus, St. Petersburg an diesem Tag endgültig für den Kollektivismus zu erobern.
Waren die bisherigen Zusammenstöße noch eher Straßenkämpfe gewesen, so war das, was sich in den Gassen der zweitgrößten Stadt Russlands nun anbahnte, bereits richtiger Bürgerkrieg.
Die Anhänger Tschistokjows kamen per Zug, mit dem PKW oder Lastwagen. Zu Tausenden strömten sie von allen Richtungen in die Metropole hinein. Die St. Petersburger Ortsgruppe versammelte ihre Leute derweil in den südlichen Vororten der Großstadt auf den Straßen und

Plätzen. Die Kämpfer der Rus hatten sich, ebenso wie die Kollektivisten, mit allem Möglichen bewaffnet. Wer keine Schusswaffe besaß, der griff sich einen Knüppel oder etwas anderes. Die Warägergarde drang hingegen um 8.00 Uhr morgens zuerst in die Südstadt ein und wurde sofort in ein Scharmützel verwickelt. Aus irgendeiner Nebengasse flogen ihnen Kugeln entgegen, sie feuerten zurück und schlugen einen kleinen Trupp ihrer Gegner in die Flucht. Dann ging es weiter voran.
Mehrere Einheiten der Volksarmee der Rus folgten ihnen und besetzten wichtige Bahnhöfe und Knotenpunkte, dann marschierten sie durch die Straßen in Richtung Innenstadt.

Artur Tschistokjow sah sich um und musterte die zahlreichen Ordner in ihren grauen Hemden und schwarzen Hosen, während jubelnde Einwohner aus ihren Wohnhäusern kamen, Russlandfahnen schwenkten und sich ihrer wachsenden Schar anschlossen.
Der weißrussische Präsident, Peter Ulljewski und viele führende Funktionäre der Freiheitsbewegung hatten sich bereits im Morgengrauen im Westen St. Petersburgs getroffen.
„Glaubst du, dass wir es heute schaffen?“, fragte Tschistokjow seinen Freund Peter verunsichert.
„Ortsgruppenleiter Lebed sagt, dass die Kollektivisten gut vorbereitet zu sein scheinen. Sie haben selbst schon einige Gebäude besetzt, unter anderem das Medienviertel“, antwortete Ulljewski und wirkte nervös.
„Wir warten noch auf weitere Männer. Dann ziehen wir in die Innenstadt“, erklärte der Anführer der Rus.

Peter verschwand in der Menge und wies die Ordner an, sich zu formieren. Heute durften ihnen keine Fehler unterlaufen.

„Achtung! Achtung! Bürger von St. Petersburg! Hier spricht Theodor Soloto von der KVSG! Heute wollen die Mörderhorden Tschistokjows unsere Heimatstadt erobern! Helft uns, sie zurückzuschlagen! Helft uns, die kollektivistische Revolution auch hier in St. Petersburg durchzusetzen! Wir bringen Euch Freiheit und Gerechtigkeit! Unterstützt die St. Petersburger KVSG! Großkundgebung! Heute um 13.00 Uhr im Sommergarten! Kommt alle!“

Frank schaltete das Radio ab und sah Alf besorgt an. „Ein Überraschungsangriff wird das jetzt jedenfalls nicht mehr.“
„Verflucht!“, fauchte Bäumer und klammerte sich an seine Maschinenpistole.
Auf einmal stoppte die Lastwagenkolonne, denn eine Barrikade versperrte ihr den Weg. Irgendwo knallten Schüsse. Frank spähte unter der Plane des LKWs hervor und sah einige schwarz-rote Fahnen hinter einem Berg aus Brettern und Schutt.
„Raus aus den Lastern! Trupps ausschwärmen!“, schrie er in sein Funkgerät.
Die Soldaten sprangen von den Transportfahrzeugen und gingen in Deckung. Einige der LKWs brausten davon und bogen in eine Nebenstraße ab.
In einiger Entfernung detonierte eine Handgranate und Schreie ertönten, während die Waräger das Feuer eröffneten. Nach einigen Minuten erschienen mehrere Lastwagen im Rücken der Kollektivisten und 200 Warägergardisten sprangen laut schreiend von den Ladeflächen.

„Vorwärts!“, brüllte Frank und sie griffen auch von vorne an. Die zahlenmäßig weit unterlegenen Kollektivisten wurden nun von zwei Seiten attackiert und innerhalb kürzester Zeit niedergemacht. Einigen gelang die Flucht und Lastwagen brausten hinter ihnen her, während MG-Schüsse durch die Häuserschluchten ratterten.
„Das war nur ein kleiner Trupp“, erklärte Kohlhaas und machte sich daran, die Barrikade von der Straße zu räumen. Wenig später war die Durchfahrt wieder frei. Etwa ein Dutzend tote KKG-Männer lagen zwischen dem Gerümpel, die Soldaten zogen die Leichen auf den Gehweg und ließen sie dort liegen. Schließlich fuhr die Kolonne weiter und postierte sich in einer Parkanlage.

Im Westen der Stadt versammelten sich nun mehr und mehr Anhänger Tschistokjows. Bald war ihre Masse schon auf 30000 Menschen angewachsen. Frauen und Kinder waren diesmal auch in größerer Zahl dabei. Viele Bürger johlten euphorisch und schüttelten dem Politiker freudig die Hände, einige Frauen brachten ihm sogar Blumensträuße und äußerten ihre Verehrung.
Der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus selbst war jedoch verstimmt. Es ärgerte ihn maßlos, dass seine Gegner das Presseviertel der Stadt besetzt hatten und nun pausenlos ihre Propagandaaufrufe senden konnten.
Tschistokjow ließ die Menge eilig formieren, dann marschierte sie los. Mit lautem Gebrüll und donnernden Lautsprecherwagen zog sie zuerst durch ein Plattenbauviertel, wo Hunderte von weiteren Einwohnern zu ihr stießen.
„Artur Tschistokjow! Freiheit für St. Petersburg!“, skandierten die Rus aus vollem Halse und schwangen ihre Drachenkopffahnen.

Inzwischen war es 10.21 Uhr. Überall in der Stadt hatten sich die Anhänger der Freiheitsbewegung versammelt und es war bereits vielerorts zu schweren Auseinandersetzungen mit dem Gegner gekommen. In der Innenstadt von St. Petersburg hatte Theodor Soloto ebenfalls eine große Menschenmasse mobilisiert und auch sie wuchs mit jeder verstreichenden Minute weiter an. Als der Demonstrationszug der Rus der Innenstadt näher kam, tauchten plötzlich Polizisten auf. Es waren mehrere Hundert. Artur Tschistokjow ließ die Demonstranten anhalten, während seine Ordner ihre Gewehre von den Schultern nahmen. Ein Polizeioffizier näherte sich schnellen Schrittes und versuchte die ihre Waffen durchladenden Männer der Freiheitsbewegung durch einige Gesten zu beruhigen.
„Nicht schießen!“, rief der Mann und fuchtelte mit den Armen. „Wir wollen uns euch anschließen!“
Artur Tschistokjow trat aus der Menge hervor und erschien verdutzt. „Wie bitte?“
„Nicht schießen, Herr Tschistokjow!“, sagte der Mann erneut und schnaufte. „Die St. Petersburger Polizei ist auf eurer Seite! Wir wollen euch helfen, die Kollektivisten aus der Stadt zu jagen!“
Der Rebellenführer schüttelte dem Polizeioffizier die Hand und antwortete: „Das freut mich! Wir waren nie eure Feinde! Endlich habt ihr eingesehen, wer dieses Land zerstört und euch eure Zukunft verbaut!“
„Das haben wir schon länger erkannt, aber wir hatten unsere Befehle von oben. Das wissen Sie ja, Herr Tschistokjow!“
„Allerdings!“
„Wir sollten uns im Kampf gegen euch zusammenschießen lassen und dann hätte uns irgendwann der KKG ersetzt“, erklärte der Polizist zerknirscht.

„Wir machen diesem Wahnsinn heute ein Ende! Willkommen in unseren Reihen!“, rief der weißrussische Präsident und die Menge hinter ihm jubelte.
„Habt ihr eigentlich noch ein paar Panzerwagen?“, erkundigte sich Tschistokjow.
Der Polizeioffizier grinste. „Ja, aber nur noch fünf, den Rest mussten wir auf Befehl von oben bereits verschrotten. Die stellen wir euch aber gerne zur Verfügung, damit ihr damit die Straßen säubern könnt!“
„Gut!“, erwiderte der Rebellenführer. „Ich werde noch darauf zurückkommen!“
Etwa 500 russische Polizisten schlossen sich schließlich den Rus an. Die meisten von ihnen hatten ihre eigenen Waffen mitgebracht, manche trugen sogar schwere Körperpanzer und wirkten äußerst respekteinflössend.
„Weiter!“, befahl Artur Tschistokjow und seine zu allem bereite Anhängerschaft folgte ihm mit lauten Sprechchören in Richtung Innenstadt.

Franks Funkgerät knisterte ununterbrochen und der General versuchte die Situation in der riesigen Stadt einigermaßen zu durchschauen. Artur hatte ihm soeben mitgeteilt, dass sein Demonstrationszug auf etwa 40000 Menschen angeschwollen war.
„Die Innenstadt brodelt. Ich habe etwas von über 200000 Kollektivisten im Sommergarten gehört. Beim Haus der Gerechtigkeit sollen noch einmal 4.000 KKG-Männer stehen und noch ein paar Tausend weitere Anhänger Uljanins. Wir haben gerade einmal 11.07 Uhr!“, sagte Kohlhaas und schluckte.
„Wir werden auch noch mehr. Überall sind Gruppen von uns unterwegs. Hast du doch eben selbst gesagt …“, erwiderte Alf.

„Ja, sicher! Abwarten!“, kam zurück.
„Was tun wir jetzt, General Gollchaas?“, wollte ein kantiger Soldat wissen.
„Wir bleiben in dieser Parkanlage und warten!“, wies ihn Frank an.

Im Ostteil St. Petersburgs trafen die Soldaten der Volksarmee der Rus nun auf die kollektivistischen Kampftrupps, die sich hinter Barrikaden und in Häuserblocks verschanzt hatten. Es kam zu wilden Schießereien in den Gassen und bald wurden die östlichen Vororte der Metropole zu einem richtigen Schlachtfeld.
Tschistokjows Soldaten setzten diesmal sogar einige ihrer kleinen, mobilen Mörsergeschütze ein, um die Gegner aus ihren befestigten Stellungen in den Häusern herauszudrängen. Es entbrannte ein blutiger Häuserkampf um jede Straßenecke und nur mit Mühe konnten sich die Volksarmisten unter großen Verlusten durch einige Viertel hindurchkämpfen.
Bis 13.00 Uhr war der von Tschistokjow angeführte Zug auf fast 60000 Menschen angewachsen. Soloto hatte im Sommergarten jedoch mittlerweile nicht weniger als 350000 Anhänger um sich geschart und begann mit seiner aufpeitschenden Rede. Der gerissene Demagoge predigte den unzähligen Männern und Frauen vor sich, dass nun der Tag des Aufstandes gekommen war. Heute, so rief Soloto, sollte der Kollektivismus auch St. Petersburg befreien und seine Bewohner vom Elend erlösen.
„Zuerst jedoch müssen wir die Feinde der Gleichheit, die Mörderhorden der kapitalistischen Ausbeuter, endgültig vernichten! Wir müssen endlich mit Tschistokjow und seinem reaktionären Rus-Abschaum Schluss machen!“,

hetzte der KVSG-Funktionär und die Menge antwortete ihm mit einem zornigen Raunen.

Artur Tschistokjows Demonstrationszug zog währenddessen durch die Vasilevsky Insel, einem Stadtteil westlich des Palast Platzes, und traf dort auf die ersten KKG-Verbände, die sofort anfingen zu schießen. Die bewaffneten Ordner schwärmten im Gegenzug aus und stürmten gegen die Barrikaden vor. Zahlreiche russische Polizisten folgten ihnen und unterstützten ihren Angriff. Dann gab Tschistokjow auch den über 60.000 Menschen hinter sich das Signal zum Vorrücken. Laut schreiend brachen die Rus durch die Straßen und wälzten sich wie eine kraftvolle Woge gegen die Stellungen der Kollektivisten. Die Ersten der Angreifer wurden von feindlichen Salven niedergemäht und über ihre zerschlagenen Körper hasteten ihre Kameraden, sprangen auf die aufgetürmten Schutthaufen und schlugen die Anhänger Uljanins in die Flucht. Sie beseitigten die Hindernisse und rückten weiter zum Universitätsgelände vor, wo sich bereits die nächsten Gegner zur Straßenschlacht versammelt hatten.
Diese empfingen den Demonstrationszug mit Molotowcocktails und Pflastersteinen, wurden aber von Tschistokjows wütenden Anhängern ebenfalls überrannt und versprengt. Mehrere Tausend Studenten hatten sich hier unter den schwarz-roten Flaggen versammelt und versuchten, die Rus aufzuhalten. Einer von ihnen schoss im Getümmel auf Artur Tschistokjow und verfehlte seinen Kopf nur knapp. Die Kugel traf stattdessen einen Ordner in die Schulter.
Der Rebellenführer tobte, seine Anhänger setzten den Fliehenden nach und schlugen jeden nieder, den sie zu fassen bekamen. Auf die oft arroganten Jungakademiker,

die sich dem Kollektivismus verschrieben hatten und häufig führende Positionen in der KVSG einnahmen, verspürten viele der aus armen Verhältnissen stammenden Rus einen besonderen Hass und prügelten mit Inbrunst auf diese ein.
Etwa 20.000 weitere Sympathisanten Tschistokjows stießen wenig später aus den Seitenstraßen kurz vor der Dvortsovij Brücke zu dessen Demonstrationszug, so dass dieser auf die gewaltige Zahl von über 80.000 Menschen anschwoll. Die aufgebrachte Menschenmasse überquerte daraufhin unter lautem Geschrei den mitten durch St. Petersburg verlaufenden Neva Fluss. Am anderen Ufer sahen sie erneut zahllose schwarz-rote Fahnen und eine große Menge Kollektivisten. Der Palast Platz war nah.
„Wir rücken jetzt in die Innenstadt vor!“, befahl Frank und die Lastwagenkolonne setzte sich mit dröhnenden Motoren in Bewegung. Sie rasten über eine Brücke und anschließend durch endlose Straßenzüge in Richtung Zentrum. Einige kleinere Trupps von Kollektivisten liefen ihnen über den Weg und wurden sofort mit Gewehrfeuer begrüßt. Die Lastwagen brachen durch eine halb fertig gestellte Barrikade südlich der U-Bahn-Station „Moskau“ und die Waräger schossen eine weitere Schar ihrer Gegner zusammen. Dann walzten die schweren Transportfahrzeuge zielsicher in Richtung Uliza Nekrasova zum Hauptquartier der Kollektivisten.
Theodor Soloto hatte seine Veranstaltung mittlerweile beendet und führte die riesige Menschenmenge nun zum Hauptverwaltungsgebäude der Stadt, um dieses von seinen Leuten besetzen zu lassen.
Direkt daneben befand sich der Palast Platz, auf dem sich jetzt die Rus versammelten, nachdem sie sich den Zugang zum anderen Ufer mühsam erkämpft hatten. Sofort gingen

die verfeindeten Menschenblöcke aufeinander los und es entbrannte ein Straßenkampf riesigen Ausmaßes.

Frank schwitzte und versuchte das aufgeregte Gestammel, das aus dem Funkgerät ertönte, einigermaßen zu verstehen.
„Wir sollen zum Palast Platz kommen?"
„Ja, die Kollektivisten greifen uns an! Sie sind viel mehr als wir! Schnell!"
„Was ist mit dem Haus der Gerechtigkeit und …?"
„Scheiß drauf! Wir brauchen euch hier! Kommt jetzt!"
Es war Peter Ulljewski, der vollkommen aufgelöst in das Funkgerät gebrüllt hatte. Er befand sich mitten im Getümmel. Um ihn herum flogen Flaschen, Brandsätze und Steine. Schüsse knallten und Autos gingen in Flammen auf. Auf Dauer waren die Rus der Übermacht ihrer Gegner hier nicht gewachsen.
Im Eiltempo schossen die Lastwagen in Richtung des Palast Platzes und brachen durch eine weitere Barrikade. Dann jagte die Kolonne über eine Brücke und hielt beim Puschkin Theater an.
„Runter von den Lastern!", schrie General Kohlhaas und die Waräger hechteten durch die Straßen.
Im Eiltempo näherten sie sich der gigantischen Masse der Kollektivisten und schossen sofort drauflos. Die Gegner erschienen verwirrt und rasch wurden KKG-Männer zusammengerufen, um den blitzartigen Angriff der Warägergarde zurückzuschlagen.
Eine Bazooka jagte einen der Lastwagen in die Luft und zerriss mehrere Männer. Frank und Alfred warfen sich auf den Boden und krochen in einen Hauseingang.
Auf einmal fielen der kollektivistischen Masse jedoch mehrere Hundert russische Polizisten in den Rücken. Drei Panzerwagen rollten heran und schossen mit ihren schwe-

ren Maschinenkanonen mitten in die Menge hinein. Wie Grashalme wurden die entsetzten Anhänger Uljanins von den tödlichen Feuerstößen niedergemäht und blutige Wolken spritzten zwischen den schwarz-roten Fahnen auf.
„Angriff!", brüllte Frank Kohlhaas in sein Funkgerät und seine Warägergarde stürmte direkt auf die in Unordnung geratene Masse der Feinde zu.
Der donnernde Geschosshagel ihrer Sturmgewehre streckte alles vor sich nieder, dann sprangen die Elitesoldaten mitten in das Menschengewimmel hinein und entfachten einen mörderischen Nahkampf. Frank spaltete einem Mann mit der kleinen Axt, die er stets für derartige Situationen mit sich trug, den Schädel. Einen weiteren spießte er mit dem Bajonett auf. Auch Bäumer wütete wie ein Berserker und pumpte seine Kugeln in die Körper der verhassten Gegner.
Das unerwartete Auftauchen der Polizisten im Rücken der Kollektivisten und der wütende Ansturm der Warägergarde versetzte die Anhänger Uljanins in wilde Panik. Nun gingen auch die gewöhnlichen Rus wieder zum Gegenangriff über und stürzten sich auf den schwankenden Feind. Mit allem, was ihre Fäuste zu fassen bekamen, prügelten, stachen und schossen sie auf ihre schwarz-roten Rivalen ein.
Schließlich wandten sich Solotos Gefolgsleute zur Flucht und zogen sich wieder in Richtung des Sommergartens zurück. Artur Tschistokjow hatte soeben einen Streifschuss abbekommen und hielt sich den Oberschenkel.
„Besetzt das Gebäude der Hauptverwaltung!", schrie er seinen Ordnern, die sich sofort auf den Weg machten, mit schmerzverzerrtem Gesicht zu.

Der riesige Bürokomplex konnte ohne Widerstand eingenommen werden und die Drachenkopffahne wurde kurz darauf auf dem Dach postiert.
Währenddessen hatten die Warägergardisten die fliehenden Kollektivisten einige Hundert Meter weit durch die Straßen verfolgt und noch viele von ihnen niedergemacht. Ihnen taten es die russischen Polizisten, die nun dazu stießen, gleich. Ihre Panzerwagen und die schwer gerüsteten Trupps hatten ein wahres Gemetzel unter Solotos Männern angerichtet.
General Kohlhaas hielt sich die blutende Wange. Die metallenen Zähne eines Schlagrings hatten sein Gesicht im Kampfgetümmel nur knapp verfehlt und waren an seiner Backe vorbeigeschrammt.
Alf reichte ihm ein Pflaster und Frank klebte es auf die blutende Wunde.
„Was tun wir jetzt?“, fragte Bäumer.
Der Anführer der Waräger atmete durch und rief seine Männer zusammen. Einige waren gefallen und lagen irgendwo in den Straßen, andere waren schwer verletzt und mussten sofort ins Krankenhaus.
„Bringt die Verwundeten weg, der Rest kommt mit mir!“, befahl Frank und die Soldaten stiegen wieder in die Transportfahrzeuge. Die Elitetruppe brauste zum Palast Platz und stieß dort auf die demonstrierenden Rus. Tschistokjow eilte ihnen entgegen und ruderte freudestrahlend mit den Armen.
„Wir haben die Gebäude von Verwaltung erobert, Frank!“, rief er auf Deutsch.
Kohlhaas lächelte erschöpft und umarmte den Rebellenführer. „Was nun, Artur?“

„Ich habe mehr Soldaten von der Volksarmee gerufen, sie werden in nächste Stunden kommen!“, erklärte der blonde Rebellenführer.
Frank sah auf Arturs Bein herab. Seine Hose hatte sich mit Blut vollgesogen.
„Was ist passiert?“
„Sie haben mich in Bein getroffen!“
„Du musste ins Krankenhaus, Artur!“
„Ich werde gleich von Peter nach eine Krankenhaus gefahren. Geht zu den Haus der Gerechtigkeit. Ihr müsst es besetzen!“
„Wir machen das schon!“, sicherte Frank dem Anführer der Freiheitsbewegung zu.
„Was ist mit dein, dein …?“, fragte Artur und musterte Kohlhaas’ Gesicht.
„Backe! Das nennt man Backe!“
„Ja, ist die Backe schlimm?“
„Au, Backe!“, erwiderte der General und grinste.

An anderen Stellen der Stadt tobten nach wie vor schwere Kämpfe. Im Osten St. Petersburgs waren die Soldaten der Volksarmee der Rus mittlerweile weiter vorgerückt und hatten sich bis an den Rand der Innenstadt gekämpft. Es war ihnen gelungen, einige wichtige Gebäude, unter anderem Elektrizitäts- und Wasserwerke, einzunehmen.
Die Kollektivisten, welche sich in die Straßen hinter dem Sommergarten zurückgezogen hatten, gingen nun auf kleinere Demonstrationszüge der Rus los, die sich auf dem Mesto Lenina zu einer Kundgebung zusammengefunden hatten. Schließlich versuchten sie über eine Brücke wieder zurück in die Innenstadt zu gelangen.
Nachdem Peter Ulljewski seinen besten Freund ins Krankenhaus gefahren hatte, übernahm Juri Lebed, der Orts-

gruppenleiter von St. Petersburg, die Führung der auf dem Palast Platz versammelten Menschenmasse und hielt eine begeisternde Rede.
Die Warägergarde näherte sich nun ihrerseits der Uliza Nekrasova. Ihr folgten mehrere Hundert bewaffnete Ordner und weitere Demonstranten. Frank befahl der Lastwagenkolonne in einer verdreckten Straße anzuhalten und sie warteten ab. Es war mittlerweile kurz nach 17.00 Uhr.
„Die Kollektivisten haben sämtliche Straßen rund um die Uliza Nekrasova mit KKG-Trupps besetzt!“, erklärte der General und hielt sich die blutende Wange.
„Wie viele sind es?“, wollte Bäumer wissen.
„Kann ich nicht genau sagen, mehrere Tausend!“
Das Funkgerät krächzte leise dazwischen. Peter Ulljewski meldete, dass Soloto und seine Anhänger wieder versuchten, zum Hauptverwaltungsgebäude vorzustoßen. „Es sind riesige Massen! Die Polizei hilft uns aber!“, rief der Chef des weißrussischen Geheimdienstes in die Sprechanlage und verstummte.
„Verdammt! Die Kollektivisten greifen unsere Leute auf dem Palast Platz erneut an!“, fluchte Kohlhaas und sah Alf hilfesuchend an.
„Worauf wartest du? Gib den Befehl, das Haus der Gerechtigkeit anzugreifen! Wir dürfen hier nicht noch länger unsere Zeit vergeuden!“, zischte ihn Bäumer an.
„Gut! Ich spreche den Angriff mit den Volksarmisten ab!“, versprach Frank und griff erneut zum Funkgerät.
Der General kontaktierte die Verbände der weißrussischen Armee, die ihnen gefolgt waren, und versuchte einen möglichst erfolgsversprechenden Angriff auf die Uliza Nekrasova zu koordinieren, anschließend rückten die Waräger vor.

„Die anderen Einheiten der Volksarmee im Ostteil der Stadt sollen sich auch in Richtung Uliza Nekrasova vorkämpfen. Dann greifen wir das Kollektivistenpack von mehreren Seiten an!“, empfahl Alfred nachdrücklich.
„Ja, gute Idee! Ich sage unseren Männern Bescheid!“, schnaufte Frank.

Entscheidung in St. Petersburg

Mittlerweile war eine Stunde vergangen und die Warägergardisten pirschten sich durch die Straßen in Richtung des Mesto Vosstaniya, einem großen Platz im Süden der Uliza Nekrasova.
„Da sind wieder welche!“ Alf deutete auf einige Tausend Kollektivisten, die sich um einen laut schreienden Redner geschart hatten.
„Sind das KKG-Leute?“, fragte Frank unsicher.
„Nein, hauptsächlich gewöhnliche KVSG-Mitglieder. Glaube ich zumindest“, meinte Bäumer.
Einige Volksarmisten kamen herangekrochen und spähten ebenfalls zum Platz herüber. Kohlhaas winkte sie noch näher zu sich heran.
„Wir greifen sie an! Sie werden uns sonst in den Rücken fallen, wenn wir weiter in Richtung des Hauses der Gerechtigkeit vorstoßen!“
Die weißrussischen Soldaten nickten. Keine Minute später gab Frank den Angriffsbefehl und sie stürmten vor. Schüsse tackerten über den Asphalt und schlugen in dem schwarz-roten Haufen ein. Entsetzt starrten die Kollektivisten auf die anrückenden Soldaten und stoben auseinander. Kurz darauf wandten sie sich zur Flucht.
„Weiter!“, knurrte General Kohlhaas. Die Truppe rannte über eine Hauptstrasse, die mit verkohlten Autowracks und Trümmern übersät war. Im Hintergrund brannte ein großes Wohnhaus vor einer Barrikade, hinter der laut lamentierende KKG-Männer das Feuer eröffneten.
Kugeln fegten ihnen um die Ohren und einige Waräger und Volksarmisten gingen zu Boden. Der Rest warf sich auf den Boden und robbte so gut es ging in Deckung.

Theodor Soloto und seine Männer waren unterdessen weiter mit ihrem Gegenangriff beschäftigt. Mittlerweile waren noch mehr Polizisten zu den Rus gestoßen und hatten sich in den Gassen rund um das Hauptverwaltungsgebäude verschanzt.
Ein Teil der Demonstranten war in andere Gebiete der Stadt abgezogen, während sich der Rest bereithielt, um die heranstürmenden Kollektivisten aufzuhalten.
Um jedes Haus und jeden Winkel entbrannten jetzt heftige Feuergefechte, die auf beiden Seiten zahlreiche Opfer forderten. Die Verstärkungen aus den Reihen der Volksarmee der Rus näherten sich derweil dem Stadtzentrum, ebenso wie weitere KKG-Trupps.

„Wir müssen uns durch die Hinterhöfe durchschlagen und die Barrikade umgehen", rief Frank seinem hünenhaften Freund zu und erläuterte ihm seine Strategie.
Etwa 300 Elitesoldaten und der General schwärmten kurz darauf aus und hasteten über einen schmalen Weg zwischen zwei grauen Häuserwänden. Sie schlichen durch verwilderte Gärten und krochen durch hohes Gras, während die restlichen Waräger und Volksarmisten weiter auf die Kollektivisten auf der Barrikade feuerten.
Nach einer Weile hatten sie die Feinde an ihrer Flanke umgangen und gingen nun blitzartig zum Angriff über. Grimmig sprangen sie zwischen den Häusern hervor und schossen auf alles in ihrem Weg. Eine Handgranate schlug mitten unter den KKG-Männern ein und schleuderte einige von ihnen mit zerrissenen Gliedern auf den Asphalt.
Brüllend stürmten schließlich auch die übrigen Rus vorwärts und machten die Gegner in einem brutalen Hauen, Stechen und Schießen nieder. Schweißgebadet und außer

Atem rief Kohlhaas die Überlebenden seines Trupps zu sich und sie erreichten endlich die Uliza Nekrasova.
„Der Rest ist auch da!“, stöhnte Frank müde und blickte zu Alf herüber. „Ich kann nicht mehr!“
„Reiß dich zusammen! Wir werden die feindliche Zentrale jetzt einnehmen!“, herrschte ihn Bäumer an.
Von drei Seiten rückten die Rus daraufhin in die Uliza Nekrasova ein und kämpften sich unter großen Verlusten vorwärts.
Die Volksarmisten, die von Osten her angriffen, deckten das Hauptquartier der Kollektivisten zeitgleich mit einigen schweren Salven aus ihren mobilen Mörsergeschützen ein. Nach einer weiteren Stunde war es nur noch eine qualmende Ruine und die noch lebenden Gegner, die sich darin verschanzt hatten, wurden durch einen letzten, kühnen Sturmangriff ausgeschaltet.
General Kohlhaas stieg über Berge von Schutt und einige mit Staub bedeckte Tote hinweg. Irgendwo neben ihm stöhnten einige Verwundete. Ob Freund oder Feind ließ sich auf den ersten Blick nicht mehr erkennen.
Inzwischen war es schon 20.13 Uhr und langsam krochen die Schatten der Nacht hervor, um sich über St. Petersburg zu schieben. Mit blutverschmiertem Gesicht, verdreckter und verschwitzter Uniform und vollkommen erschöpft, schritt Frank durch die zerschossene Eingangstür des Hauses der Gerechtigkeit. Er ging über die mit Gesteinsbrocken bedeckte Treppe ins oberste Stockwerk hinauf und schnappte sich die Drachenkopffahne eines seiner Soldaten.
Kohlhaas verzog sein Gesicht vor Schmerz, Hunger und Müdigkeit, dann hielt er das Banner aus dem Fenster und seine Leute brachen in einen stürmischen Jubel aus.

Sie hatten es tatsächlich geschafft. Das Haus der Gerechtigkeit war eingenommen worden. Vollkommen erschöpft sank der General in sich zusammen und wäre am liebsten an Ort und Stelle eingeschlafen.
Der Verlust ihres Hauptquartiers war für die St. Petersburger Kollektivisten ein schwerer psychologischer Schlag. Nach einigen Stunden brachen sie ihren Angriff auf das Hauptverwaltungsgebäude ab, nachdem sie sich am Widerstand der Ordnertrupps, Volksarmisten und russischen Polizisten die Zähne ausgebissen hatten.
Theodor Soloto zog sich mit dem harten Kern seiner Gefolgsleute im Schutz der Dunkelheit in die Nordstadt zurück und verschanzte sich dort in einigen Häusern. In anderen Stadtteilen gingen die Straßenschlachten zwischen Rus und Kollektivisten noch bis in die frühen Morgenstunden weiter.
Am nächsten Tag nahmen die Soldaten der Volksarmee schließlich auch das Presseviertel ein und fügten ihren Gegnern damit eine weitere, schwere Schlappe zu.
Artur Tschistokjow, der die Nachricht vom Sieg auf dem Krankenbett erfuhr, fiel vor Freude fast aus selbigem heraus. Seine Getreuen hatten die wichtigsten Punkte der zweitgrößten Metropole Russlands erobert und in den folgenden Tagen rissen sie die Kontrolle über St. Petersburg endgültig an sich.

„Dieser Soloto ist geflohen! Kam eben im Radio!“, sagte Frank und nahm einen großen Schluck Mineralwasser zu sich.
„Vermutlich ist er irgendwo im Untergrund der Stadt verschwunden“, mutmaßte Bäumer.
„Heute werden wir nur in ein paar Straßenzügen patrouillieren, sonst nichts“, bemerkte Kohlhaas erleichtert.

„Wie geht es Artur?“
„Peter hat mir vor einer Stunde gesagt, dass sie ihm die Kugel erfolgreich aus dem Oberschenkel entfernt haben. Alles soweit klar!“
„Wir haben es wahrhaftig geschafft. Was für eine Schlacht!“, stieß Bäumer aus.
Sein Freund hielt sich den Kopf und wirkte noch immer matt und ausgelaugt: „Ja, Gott sei Dank!“
Drei Soldaten neben ihnen spielten Karten und lachten laut vor sich hin, andere schliefen. Die meisten wirkten vollkommen abgekämpft und sprachen kaum noch ein Wort. „Wesentlich schlimmer ist die Sapporo-Front auch nicht gewesen“, brummte Frank und gab Alf einen Klaps auf den Rücken.
Dann ging er zum Fenster des Hauses, das sie gestern als Unterkunft besetzt hatten, und schaute auf die schmutzige Straße herab. Keine Menschenseele war zu sehen, irgendwo hörte man lediglich einen Hund bellen.
„Meinst du, dass das alles irgendwann einmal vorbeigeht?“, fragte Frank seinen Freund.
„Es wird noch lange dauern!“, meinte Alf und strahlte dabei erneut seine fast schon sprichwörtliche Gemütsruhe aus.

Die Lage in St. Petersburg beruhigte sich langsam wieder. Zusammen mit der russischen Polizei stellten die Ordnertrupps der Rus und die Soldaten der Volksarmee langsam wieder eine gewisse Ordnung in der gewaltigen Metropole her.
Bis auf kleinere Überfälle und Hinterhalte hielt sich der Widerstand der Kollektivisten jetzt in Grenzen. Peter Ulljewski und seine Trupps begannen mit Verhaftungen

und Erschießungen in der ganzen Stadt und waren ununterbrochen unterwegs.
Theodor Soloto selbst war hingegen verschwunden und niemand konnte sagen, ob er sich noch in St. Petersburg befand oder bereits nach Osten geflüchtet war. Der weißrussische Geheimdienst suchte den verhassten Gegner zwar intensiv, doch er fand ihn nicht. Die Kämpfe der letzten Tage hatten auf beiden Seiten über 15000 Tote und unzählige Verletzte gefordert. Nun war die Macht der Kollektivisten jedoch gebrochen und ihre versprengten Haufen wurden von den Rus gnadenlos gejagt. Doch außerhalb der Metropole war der Gegner nicht untätig geblieben. Er hatte weitere Regionen überrannt und Uljanin dachte nicht daran, die Freiheitsbewegung der Rus auf längere Sicht in St. Petersburg gewähren zu lassen.
Die blutigen Unruhen, die Barrikaden- und Straßenkämpfe, sollten erst der Auftakt zu einem noch viel größeren Konflikt sein. Zunächst aber feierte Artur Tschistokjows Freiheitsbewegung erst einmal ihren Sieg.
Bis Ende Oktober blieben Frank und Alfred noch in St. Petersburg und halfen ihren Mitstreitern dabei, die Macht in der strategisch wichtigen Großstadt weiter zu festigen. Sie verbrachten die Tage mit endlosen Patrouillenfahrten durch die weit verzweigten Gassen, führten Verhaftungen durch und stellten Verräter an die Wand.
Sie gingen nun mit ähnlicher Härte wie ihre skrupellosen Rivalen vor, die in den von ihnen beherrschten Regionen jeden politischen Widerstand mit Gewalt ausgemerzt hatten. Artur Tschistokjow kontrollierte jetzt die Fernseh- und Rundfunkanstalten der Stadt und nutzte diese zu einer flächendeckenden Aufklärung der Bevölkerung.

„Es ist wichtiger, die Leute geistig für sich zu gewinnen als sie mit dem Schwert zu zwingen!“, äußerte er häufig in diesen Tagen.
Die internationale Presse und das Fernsehen schenkten den Ereignissen in St. Petersburg diesmal große Aufmerksamkeit. Gift und Galle spuckten sie Tschistokjow entgegen und machten aus ihm ein gewalttätiges Monster. Sie stellten die Kollektivisten durchwegs als „arme Opfer“ dar und berichteten nun fast täglich von den „schrecklichen Menschenrechtsverletzungen“ in Weißrussland und den benachbarten Gebieten.
„Westrussland versinkt im Blut!“, titelte die größte New Yorker Tageszeitung. „Stoppt den verrückten Diktator Tschistokjow!“, riefen die Blätter im Verwaltungssektor „Europa-Mitte“.
Der Weltpräsident und führende Vertreter des Weltverbundes äußerten ihre „tiefe Sorge“ vor den Kameras der Fernsehsender und versprachen ein baldiges Eingreifen in Osteuropa.
Endlich waren die Mächtigen auf Tschistokjow aufmerksam geworden. Der Fall von St. Petersburg hatte sie unerwartet getroffen und inzwischen begannen sie, die Freiheitsbewegung der Rus ernster zu nehmen.
Der japanische Außenminister Akira Mori und sein weißrussischer Kollege Thorsten Wilden bekräftigten hingegen vor der nun hinsehenden Weltöffentlichkeit ihre Bündnistreue. Matsumoto drohte dem Weltverbund sogar und forderte ihn auf, Weißrussland und das Baltikum in Ruhe zu lassen.
Und während sich die Lage auf internationaler Ebene zuspitzte, kehrten Frank und Alfred für zwei Wochen der großen Politik den Rücken und kehrten endlich nach Ivas zurück.

Es hatte den ganzen Tag geregnet und Frank hatte sein Bett kaum verlassen. Seine Glieder waren schwer wie Blei und nur ab und zu schlich er in die Küche, um sich einen heißen Tee zu machen.
Bäumer und Svetlana waren oben in einem Zimmer und wollten ebenfalls nur noch ihre Ruhe haben. Die junge Russin war heute Morgen nach Ivas gekommen, hatte sich kurz mit Frank unterhalten und war dann mit Alf nach oben verschwunden. Kohlhaas war verwirrt, erschöpft und trotz des großen Sieges in St. Petersburg unzufrieden. Als es draußen langsam dunkel zu werden begann, zog er sich seine Sachen an und ging aus dem Haus. Er schlenderte über die schlammigen Straßen des Dorfes und unterhielt sich kurz mit einem jungen Mann, der auch bei den Straßenkämpfen in St. Petersburg dabei gewesen war. Frank kannte ihn kaum. Der gerade einmal 18 Jahre alte Bursche hieß Stefan Weinert und hatte noch unter Sven Webers Leitung mit seinem Einsatz für die Rus begonnen. Durch den Tod seines Freundes und seine ständigen Einsätze in der Ferne hatte Kohlhaas ein wenig den Kontakt zu der nach wie vor sehr aktiven Dorfjugend von Ivas verloren. Jetzt war er froh, sich noch einmal mit einem so eifrigen Nachwuchskämpfer unterhalten zu können.
Nach einer Weile begann es heftiger zu regnen, doch Frank ließ sich davon nicht beeindrucken. Im Gegenteil, er genoss es, als die kalten Tropfen auf seine Gesichtshaut prasselten und atmete tief durch.
Bald kam er zum Dorfplatz und blickte sich ein wenig melancholisch um. Die Regentropfen klackerten auf die Häuserdächer um ihn herum und auf das Kopfsteinpflaster zu seinen Füßen. Wie sehr hatte er dieses kleine Dörfchen vermisst und wie weit hatten ihn die Ereignisse der letzten Zeit von Ivas weggetragen.

In den alten Häusern, die ihn umringten, brannten heute Abend nur wenige Lichter und es wurde immer düsterer. Das Licht des Mondes konnte die dicken Vorhänge aus Regenwolken am Himmel kaum noch durchdringen. Frank schlenderte weiter und ging zum kleinen Friedhof.
Von Gras überwucherte Grabsteine mit kyrillischen Inschriften bedeckten die in Dunkelheit gehüllte Wiese. Es waren die Gräber der ehemaligen Einwohner des Dorfes, die hier schon lange vor sich hin verfielen und längst vergessen waren. Lediglich acht Grabsteine auf diesem Feld waren jüngeren Datums. Die meisten der neueren Einwohner von Ivas, die unter Wildens Leitung hier nach Litauen gekommen waren, lebten noch. Ein älteres Ehepaar war zwischen den Jahren 2031 und 2033 hier verstorben und beerdigt worden, weiterhin sechs junge Männer. Letztere waren alle bei den politischen Auseinandersetzungen der letzten Zeit getötet worden. Frank hatte sie nur flüchtig gekannt. Bis auf einen jedenfalls: Sven Weber, seinen guten Freund.
Zudem gab es noch zwei weitere junge Burschen aus Ivas, die ihr Leben ebenfalls im Befreiungskampf gelassen hatten: Thomas Baastfeldt und Dennis Müller. Doch ihre Körper waren irgendwo fern der Heimat verscharrt und nicht mehr nach Hause überführt worden.
„In welchem Massengrab in Ostasien verrottet ihr, meine Brüder?“, sagte Frank leise und musste an die beiden Freiwilligen des japanischen Krieges denken.
Dann stellte er sich vor das Grab seines Freundes Sven, dessen grauer Stein ihn stumm ansah. Er hockte sich ins nasse Gras und strich mit seiner Hand über die Halme.
„Das hast du jetzt davon, mein Freund. War es das alles wert?“, flüsterte Kohlhaas und betrachtete die Gräber um

sich herum. Dann versank er für einen kurzen Augenblick in Gedanken und schwieg.
„Ach, Sven …“, murmelte er schließlich und wischte sich eine Träne aus dem Auge. „Vielleicht liege ich schon morgen neben dir und habe auch meine Ruhe.“
Nachdem Frank einige Minuten vor dem Grab seines Freundes gestanden und nachgedacht hatte, ließ er den dunklen Friedhof wieder hinter sich und ging zurück ins Dorf. Zu Hause angekommen öffnete er eine Flasche Schnaps und leerte sie mit einigen kräftigen Zügen. Eine weitere folgte. Irgendwann schlief er einfach ein und träumte in dieser Nacht von nichts.

Am nächsten Tag ging er zur Mittagszeit zum Haus der Familie Wilden, um Julia zu besuchen. Als ihm die Frau des Außenministers die Tür öffnete, begrüßte sie Kohlhaas freudestrahlend.
„Julia ist oben!“, sagte Agatha.
Frank rannte die Stufen hinauf und näherte sich schüchtern dem Zimmer seiner Angebeteten. „Julia?“
„Komm rein!“, hallte es durch den Flur.
„Hallo! Ich wollte mich nur mal kurz sehen lassen!“, meinte Frank.
„Ja, ich weiß!“, bekam er nur zu hören.
Verdutzt zuckte Kohlhaas zusammen. „Freust du dich denn nicht?“
„Doch, natürlich!“, antwortete die junge Frau und sah ihn traurig an.
„Ich weiß, ich lasse mich fast gar nicht mehr blicken!“
„So ist es!“
„Irgendwann ist der ganze Mist vorbei …“
„Ja, wenn du tot bist!“, sagte Julia und stand auf.
„Mich macht so schnell keiner tot!“, konterte Frank.

Julia schüttelte den Kopf. „Nein, natürlich nicht! Du bist ja der große Held. Ich lese von dir in den Zeitungen – wie tapfer du bist. Und wenn ich meinem Vater sehen will, dann brauche ich auch nur noch die Zeitung aufzuschlagen. Gestern war er sogar wieder im Fernsehen, aber hier war er lange nicht mehr!"
Frank gestand sich ein, dass sie vollkommen Recht hatte. Er stand verunsichert herum und sagte daraufhin: „Lass uns doch ein wenig durch das Dorf gehen!"
Sie winkte ab. „Ach, Frank! Das bringt doch alles nichts!"
Der junge Mann riss die Augen auf. „Was bringt nichts?"
„Dieses Geplänkel mit uns. Du hast ja nichts weiter als Krieg im Kopf. Ich spiele für dich doch gar keine Rolle mehr …"
Sprachlos suchte Frank für einen Augenblick nach einer passenden Antwort und bemerkte schließlich: „Nein, das stimmt nicht! Ich liebe dich doch!"
Julia betrachtete ihn mit ausdruckslosem Gesicht und strich sich durch die Haare. „So, so …"
„Warum kommst du nicht wenigstens mit nach Minsk?"
Die Tochter des Außenministers zuckte mit den Achseln. „Ich weiß auch nicht …"
„Dann komm endlich mit mir nach Minsk! Ich will, dass du an meiner Seite bist! Komm einfach mit!", forderte er.
„Halt! Moment mal! Ich bin nicht einer deiner Soldaten und nehme auch keine Befehle entgegen, Herr General!", gab Julia wütend zurück.
„Schon gut, so habe ich das nicht gemeint …", versuchte sie Frank zu beruhigen.
„Was ist denn mit deiner Backe passiert?"
„Nichts! Nur ein Kratzer. War 'n Schlagring!", antwortete Kohlhaas mit einem gewissen Stolz.

Jetzt baute sich Julia vor ihm auf. „Weißt du, du Idiot, ich mache mir pausenlos Sorgen, dass du irgendwann draufgehst. Ständig bist du in irgendwelche Konflikte verwickelt. Was man da aus Russland hört, ist doch grauenhaft. Lass endlich einmal die anderen kämpfen! Du hast wahrlich genug Heldentaten vollbracht!“
„Aber ich muss weitermachen! Und dein Vater ebenfalls! Es ist halt so! Das ist unser Schicksal!“
„Und du glaubst, dass sich etwas ändert, wenn ich zu dir nach Minsk ziehe?“, schrie sie und fing an zu weinen.
„Und du glaubst, dass wir hier in Ivas auf Dauer unser ruhiges Leben führen können, wenn wir nicht kämpfen?“, knurrte Kohlhaas zurück.
„Was weiß ich? Ich kann diesen ständigen Krieg jedenfalls nicht mehr ertragen!“, zischte die junge Frau.
Ohne weiter zu zögern nahm Frank sie in den Arm und gab ihr einen Kuss. Sie schmiegte sich wortlos an ihn und weinte lautlos.
„Dieser ständige Kampf macht auch mich kaputt. Er macht uns alle kaputt, aber es ist nicht zu ändern. Das ist eine schreckliche Zeit, in die wir hineingeboren wurden. Ein niemals endender Alptraum. Glaubst du, ich habe mir das ausgesucht, Julia?“
Die Tochter des Außenministers schwieg und küsste ihn zurück.
„Ich liebe dich, mein Engel!“, flüsterte Frank und drückte sie fester an sich. Julia sagte noch immer nichts und verharrte nur leise weinend in seinen Armen.
Kohlhaas blieb die Nacht über bei ihr und verließ das Haus der Familie Wilden erst am nächsten Tag mit einem zufriedenen Lächeln. Fröhlich trällernd schritt er durch das Dorf und fühlte sich so gut, wie seit einer Ewigkeit nicht mehr.

Er hatte das Herz seiner Angebeteten diesmal endgültig erobert. Alle gegnerischen Tendenzen waren nach schweren Gefühlskämpfen besiegt worden. Frank hatte Julias Herz besetzt, gesichert und mit seiner Fahne bestückt.
Seine Freundin hatte ihm in dieser Nacht tatsächlich versprochen, eine Wohnung in Minsk anzumieten. Die schöne Frau wollte von nun an bei ihm sein und Frank war sich sicher, dass sein Traum von trauter Zweisamkeit nun endlich in Erfüllung gehen würde.
So nahe wie in den vergangenen Stunden waren sich die beiden noch niemals zuvor gekommen, so intensiv waren ihre Herzen noch nie miteinander verschmolzen.
Frank hielt sich bezüglich der Details dieser Nacht allerdings vornehm zurück und versorgte seinen neugierigen Freund Alf und dessen Svetlana lediglich mit Andeutungen.
Für heute hatte er sich mit HOK zu einer Runde Battle Hammer verabredet. Immerhin hatten seine Orks noch eine Rechnung mit dem Ritterheer des Informatikers offen. Es wurde ein entspannendes und lustiges Spiel und Frank schaffte zumindest ein „Unentschieden". Der dickliche Computerexperte hatte ihm einen ganzen Haufen weiterer Miniaturen im Internet ersteigert und Kohlhaas freute sich schon darauf, sie zu bemalen.
Gegen Abend holte er Julia ab und ging mit ihr in Steffen de Vries' Cafe. Diesmal übernachtete sie in seinem Zimmer. Frank hatte ihr zuliebe extra aufgeräumt und halbwegs Ordnung in seinen „Saustall" gebracht.
Er fühlte sich in diesen Tagen glücklich wie ein Fisch im klaren Wasser des Ozeans. Es war wundervoll, als er endlich mit Julia im Arm einschlafen und ihre weichen, blonden Haare auf seiner Brust spüren konnte. Der General wollte für immer in Ivas bleiben und Zivilist werden. Sollten doch die anderen ihr Leben im Kampf aufs Spiel setzen. Er hatte sich oft genug in Gefahr gebracht.

Aus und vorbei?

Der von seinen Feinden gefürchtete Anführer der Warägergarde war schlagartig lammfromm geworden. Er hatte Julia mit nach Minsk genommen und ihr eine kleine Wohnung in der Innenstadt besorgt. Über kurz oder lang wollten die beiden sogar zusammenziehen, ganz so, wie es sich Kohlhaas immer erträumt hatte. Inzwischen war es Mitte November geworden und Frank hatte die jüngsten Meldungen im weißrussischen Fernsehen weitgehend ignoriert. Es hatte sich allerdings einiges verändert – zum Schlechten.

Die Weltregierung hatte angekündigt, die Kollektivisten demnächst durch GCF-Verbände zu unterstützen und begann bereits mit ersten Waffenlieferungen an die Feinde der Rus. Weiterhin schickte sie Experten nach Russland, die Uljanin beim Aufbau einer professionellen Armee helfen sollten.

„Artur Tschistokjows blutiges Regiment wird von der internationalen Gemeinschaft nicht länger geduldet!“, hatte der Weltpräsident bei der Vollversammlung des Weltverbundes in New York verkündet und er schien es diesmal ernst zu meinen.

Der Anführer der Freiheitsbewegung war inzwischen ebenfalls nach Minsk zurückgekehrt. Während Frank seine Tage mit Zärtlichkeiten und entspannendem Müßiggang verbrachte, zerbrachen sich der weißrussische Präsident und sein Kabinett den Kopf darüber, wie sie die gewonnenen Gebiete sichern und mögliche Angriffe ihrer Feinde abwehren konnten. Dass ihre Chancen lächerlich gering waren, war ihnen durchaus klar. Thorsten Wilden traf sich in diesen Tagen einige Male nur kurz mit seiner Tochter

und verschwand dann wieder, um sich mit Artur Tschistokjow oder auch dem japanischen Außenminister zusammenzusetzen. Wenn es einen durch die Weltregierung geförderten Bürgerkrieg in Russland geben würde, dann musste Japan unbedingt helfen.

„Ich muss morgen wieder los. Nach Nowgorod!“, erklärte Frank traurig.
„Ja, das ist wohl nicht zu ändern. Ich werde dich unterstützen und hier auf dich warten, mach dir keine Sorgen. In den nächsten Tagen werde ich an der „Skythen-Grundschule“ erst einmal ein wenig als Lehrerin aushelfen und mir die Universität von Minsk ansehen“, antwortete Julia und strich Frank zärtlich über die Brust.
„Es ist aber nur eine Patrouillenfahrt, hat mir das Oberkommando gesagt. Das wird nicht so schlimm …“
„Hauptsache, du kommst wieder zu mir zurück!“, flüsterte die junge Frau und liebkoste ihn.
„Ja, werde ich! Versprochen!“
Sie verbrachten eine leidenschaftliche Nacht und schliefen ohne Sorgen ein. Am nächsten Tag machte sich General Kohlhaas auf den Weg. Er war immer noch überglücklich und verabschiedete sich von seiner Geliebten mit einem Kuss.
Dann machte sich Frank auf den Weg in die Kaserne am Stadtrand und fuhr mit der Warägergarde nach Norden. Während der Fahrt dachte er die ganze Zeit über an Julia und lächelte jedes Mal glücklich in sich hinein, wenn er ihr wundervolles Engelsgesicht vor seinem geistigen Auge erblickte.
Die motorisierte Truppe stieß bis nach Valdaj vor und traf dort auf keinerlei Widerstand, denn die Dörfer und Kleinstädte hier waren schon weitgehend fest in den Händen

der Rus. Meistens grüßten die Bewohner sogar freundlich, wenn die mit Drachenkopffahnen bestückten Lastwagen an ihnen vorbeirasten. In dieser Region herrschte Frieden und Frank war sich sicher, dass auch die nächsten Tage und Wochen ruhig bleiben würden.
In der letzten Novemberwoche besetzte eine Truppe von Kollektivisten eine Schule im Osten von St. Petersburg und nahm die Lehrer und Schüler als Geiseln. Das weißrussische Fernsehen berichtete in einer langen Sondersendung darüber. Die schwarz-roten Terroristen forderten den Abzug der Rus aus der gesamten Metropole und drohten mit der Erschießung aller Schulkinder und Lehrer.
Drei Tage lange wurde die Schule daraufhin belagert und letztendlich von der Polizei und den Soldaten der Volksarmee gestürmt. Im Gegenzug richteten die Geiselnehmer ein furchtbares Blutbad an und töteten 127 Schüler und 14 Lehrer, bevor sie selbst von den Angreifern zur Strecke gebracht werden konnten.
Dieser Vorfall entsetzte ganz St. Petersburg und die umliegenden Regionen. Allerdings verdrehte die internationale Presse die Tatsachen in der üblichen Weise und schob die Bluttat einfach den Anhängern Tschistokjows in die Schuhe. Ein wütender Aufschrei erschütterte die medial kontrollierte Weltöffentlichkeit und tagelange Hetze gegen die Freiheitsbewegung folgte.
Artur Tschistokjow nutzte den Vorfall seinerseits mit allen ihm zur Verfügung stehenden Fernsehsendern und Presseorganen ebenso für seine eigene Medienoffensive gegen den politischen Gegner. Die Bevölkerung in den Hoheitsgebieten der Rus entwickelte daraufhin vielfach einen brennenden Hass auf Uljanins Leute. So eskalierte die Lage weiter und die Weichen für einen Bürgerkrieg in Russland

wurden durch die Hintergrundmächte langsam, aber sicher, gestellt.

Thorsten Wilden war nun schon seit drei Tagen in Tokio. Ungeduldig hatte er in seinem Hotelzimmer auf eine Reaktion des japanischen Außenministers gewartet. Für heute hatte ihn dieser in sein Haus am Stadtrand der Hauptstadt eingeladen, um mit ihm das Verhalten Japans im Falle eines Bürgerkriegs in Russland durchzusprechen. Die beiden Diplomaten schlenderten durch den mit urtümlichen Bäumen und Sträuchern bewachsenen Vorgarten des Außenministers und gingen schließlich ins Haus. Freundlich lächelnd reichte der japanische Kollege seinem Gast ein Gläschen Sake. Schließlich begannen sich die beiden Männer auf Englisch zu unterhalten.
„Sind sie wirklich sicher, dass es in Russland zu einem Bürgerkrieg kommen wird, Herr Wilden?", fragte Akira Mori.
„Wir haben St. Petersburg erobert und jetzt ist Bürgerkrieg! Die Kollektivisten werden ihre Niederlage in Westrussland niemals akzeptieren", antwortete der weißrussische Außenminister.
Mori überlegte kurz und kratzte sich am Kopf. Dann setzte er sich in einen Sessel und studierte diverse Papiere.
„Präsident Matsumoto ist sich nicht sicher, ob sich Japan tatsächlich in diesen Konflikt einmischen soll. Wir sind froh, dass wir den Angriff der GCF überlebt haben", bemerkte er.
„Ohne die Hilfe Japans werden wir gegen Uljanin keine Chance haben", erläuterte Herr Wilden besorgt und betrachtete den Boden seines Sakegläschens.
"Das ist wahrlich keine leichte Entscheidung für uns!"
"Das verstehe ich, Herr Mori!"

„Was wäre, wenn uns die Weltregierung erneut angreift? Das könnte durchaus passieren, wenn wir in Russland eingreifen…“
Wilden schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht. Vergessen Sie nicht, dass Tausende von jungen Männern aus aller Herren Länder den japanischen Befreiungskampf damals unterstützt haben. Nun wünschen wir uns die Hilfe Japans!“
Akira Mori verzog sein schmales Gesicht und suchte offenbar eine befriedigende Antwort für seinen weißrussischen Gast.
„Unsere Revolution darf einfach nicht scheitern! Wenn wir Erfolg haben und die Macht in Russland erringen können, dann wird Japan einen wichtigen Verbündeten in Europa haben“, fuhr Wilden fort.
„Wie wäre es mit mehr Geld und Waffen?”, schlug Mori vor.
Sein Gegenüber schüttelte energisch den Kopf und gab sich mit dieser Antwort des Japaners nicht zufrieden.
„Das wird nicht ausreichen! Wir werden die Hilfe der japanischen Armee brauchen – in Sibirien! Ihre Streitkräfte müssen Sibirien angreifen!“, betonte der Gast.
„Sibirien angreifen?”
„Ja! Es ist notwendig, Herr Mori!“
„Aber Sibirien besteht aus Tausenden Kilometern Eis und Steppe. Es gibt dort kaum Städte. Wen sollen wir denn da angreifen?“
Der japanische Außenminister erschien bezüglich der Wünsche seines Kollegen überfordert.
„Mein Plan ist eine japanische Landinvasion bis nach Irkutsk und Krasno-Jarsk!“, sagte Wilden entschlossen.
„Irkutsk? Krasno-Jarsk?” Sein Gesprächspartner riss die Augen auf und schaute ihn ungläubig an.

„Der einzige Weg …“
„Für eine solche Operation fehlt uns die Kraft, Herr Wilden!”
„Die Kollektivisten und die GCF sind nicht sehr stark im Ostteil von Sibirien. Sie sind in Zentralrussland konzentriert, bedenken Sie das“, erklärte Tschistokjows Außenminister.
„Das klingt verrückt, Herr Wilden!”
„Wenn Weißrussland zerschlagen wird und die kollektivistische Revolution siegt, dann werden Uljanin und die Weltregierung Japan erneut vollständig isolieren und eines Tages wieder angreifen. Japan braucht einfach Verbündete, um auf Dauer überleben zu können. Ich verspreche Ihnen, dass Tschistokjow Russland wieder zu einer Großmacht machen wird. Und wir werden immer an der Seite des japanischen Volkes kämpfen! Daran darf es keinen Zweifel geben!“, antwortete der Deutsche mürrisch.
Akira Mori schnaufte und nahm noch ein Gläschen Reiswein zu sich. Dann zuckte er unsicher mit den Schultern und erwiderte: „Ich werde Präsident Matsumoto fragen …“

Vitali Uljanin fühlte sich nicht wohl in seiner Rolle. Theodor Soloto und seine KKG-Trupps hatten die Macht über St. Petersburg verloren und diese Tatsache war dem Rat der Weisen nicht verborgen geblieben. Deshalb hatten sie eines ihrer hohen Ratsmitglieder zu ihm nach Moskau geschickt, um eine Strategie für den kommenden Bürgerkrieg in Russland zu entwickeln.
Der Kollektivistenführer kochte innerlich vor Wut und betrachtete es als Demütigung, dem Herren aus Nordamerika die Niederlage seiner Bewegung in der zweitgrößten Metropole Russlands eingestehen zu müssen. Tagelang

hatte er sich seinen Rachephantasien hingegeben und vor sich hin gewettert. Artur Tschistokjow würde für seine Dreistigkeit büßen, aber offenbar war er doch stärker und entschlossener als er erwartet hatte. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als die Hilfe der GCF anzunehmen.
Das grauhaarige Ratmitglied musterte ihn mit einer gewissen Überheblichkeit, die Uljanin überhaupt nicht behagte, und sprach: „Nun, Bruder! So wie es aussieht, wird die Global Control Force ihre Revolution doch unterstützen müssen, weil sie ja offenbar nicht alleine mit den Rus fertig werden!“
„Geben Sie mir nur etwas mehr Zeit. Wir werden diese Schweinehunde wieder aus St. Petersburg hinauswerfen!“, knurrte der spitzbärtige Mann.
„Der Rat hat keine Zeit für solche Spielchen. Wir verlangen schnelle und eindeutige Resultate, die sie in Westrussland allerdings noch nicht liefern konnten. Wir schicken Ihnen einige Divisionen der internationalen Streitkräfte als Unterstützung und dann werden wir das Problem hoffentlich zügig lösen können!“
„Der Aufbau einer schlagkräftigen schwarz-roten Armee geht eben nicht von heute auf morgen“, verteidigte sich der Kollektivistenführer verärgert.
„Lassen wir das!“, sagte das Ratmitglied kalt.
„Wie viele Divisionen bekommen wir denn?“
„Das steht noch nicht fest. Demnächst werden große Kontingente in Indien benötigt werden, Herr Uljanin. Aber es werden einige sein. Das wird ja auch ausreichen, hoffe ich!“
„Ja, sicher! Wir schaffen das aber auch alleine!“, zischte das Oberhaupt der KVSG.
„Das hat man ja gesehen!“, gab sein Vorgesetzter zurück.

„Wieso schicken sie so viele Truppen nach Indien?“, wollte der spitzbärtige Logenbruder jetzt wissen.
„Wir haben schon unsere Gründe“, antwortete das Ratsmitglied mit einem arroganten Grinsen.
„Wir werden die Ukraine bald ganz erobert haben und dann nehmen wir uns den Rest Russlands vor. Was ist mit Japan? Wird Japan eingreifen?“
„Das glaube ich kaum. Matsumoto ist doch froh, wenn wir ihn in Ruhe lassen“, meinte der Gast aus Nordamerika.
„Eigentlich schaffen wir das aber auch wirklich allein“, betonte Uljanin noch einmal.
„Darüber möchte ich mit Ihnen nicht mehr diskutieren. Sie bekommen mehr Geld, sie bekommen mehr Waffen – und jetzt auch noch GCF-Truppen. Damit dürfte die Vernichtung der Rus doch kein Problem mehr sein“, knurrte der ergraute Herr und hob den Zeigefinger. „Gut, damit ist die russische Frage hoffentlich geklärt. Ich gehe jetzt, Herr Uljanin!“
Der Chef der KVSG stand von seinem Platz auf und begleitete das Ratsmitglied zur Tür seines Büros. Plötzlich drehte sich der Gast noch einmal um, stellte sich vor ihn und sah ihm tief in die Augen.
„Und stellen Sie die Anweisungen des Rates der 13 nicht ständig in Frage, Bruder! Wenn wir etwas entscheiden, dann ist das Gottes Wort. Nur damit das klar ist! Guten Tag!“, fauchte ihm das Mitglied des höchsten Gremiums der Logenpyramide ins Gesicht.
„Jawohl!“, stammelte Uljanin und verneigte sich.
Als der Gast gegangen war, setzte sich der Anführer der schwarz-roten Bewegung auf seinen Schreibtischstuhl und starrte wütend die Wand an. In letzter Zeit hatten die hohen Herren des Rates der Weisen ihn offenbar nicht mehr ganz ernst genommen. Wie ein dummer Junge war er

eben behandelt worden, was seinen Stolz hart getroffen hatte. Vor Zorn trat er gegen seinen Schreibtisch.
„Sie werden schon noch sehen, was ich hier in Russland anrichten werde. Das ganze Land werde ich in meine Gewalt bringen und damit dem großen Plan besser dienen, als jedes dieser großkotzigen Ratsmitglieder!“, fluchte er leise vor sich hin und ballte seine knochigen Fäuste.

Die Warägergarde hatte sich aufgeteilt und durchstreifte in mehreren Gruppen von jeweils drei Lastwagen ein großes ländliches Gebiet im Westen von Pestovo.
Alfred Bäumer führte auch eine der Gruppen an, die sich mittlerweile schon 50 Kilometer von Franks Truppe entfernt hatte und auf dem Weg nach Krasuba, einer anderen Kleinstadt in der Einöde, war. Gestern waren sie von einigen Kollektivisten in einem kleinen Dörfchen aus dem Hinterhalt beschossen worden. Sie hatten sie verfolgt und letztendlich gestellt. Es waren zehn junge Männer mit einem Gewehr gewesen. Die Waräger entwaffneten die Burschen, ließen sie jedoch am Leben.
„Weil ihr noch so jung seid!“, hatte ihnen Frank erklärt und den Kerlen grinsend eine Broschüre der Freiheitsbewegung in die Hand gedrückt. „Kommt zu uns!“
Schließlich waren die Lastwagen weiter in den nächsten Ort gefahren. Die russischen Weiten erschienen endlos, aber es war wichtig, auch auf dem Land, wo Tschistokjow außerordentlich große Sympathien hatte, Präsenz zu zeigen. Ansonsten waren die Fahrten durch die ländlichen Gebiete wenig spektakulär. Die Kollektivisten hatten sich bisher hauptsächlich in den großen Städten festgesetzt und so sollte es zunächst auch bleiben.

Es war der 28. November. Gegen Mittag kamen die drei Lastwagen der Warägergarde in einen Ort namens Sandovo, eine verschlafene, kleine Stadt westlich von Rybinsk.
Die Soldaten waren hungrig und hielten auf dem Dorfplatz an. Zwischen den heruntergekommenen Häusern konnten sie schließlich ein kleines Lädchen ausmachen.
General Kohlhaas reckte sich und sagte: „Wir gehen einen Happen essen! Heute Nacht bleiben wir in diesem Kaff!"
Seine weißrussischen Soldaten brummten ihre Zustimmung und sprangen von den Ladeflächen der Transportfahrzeuge herunter. Die Ortschaft wirkte wie ausgestorben, nur das schrille Kreischen einiger kleiner Kinder konnte man zwischen den ärmlichen Häusern vernehmen. Am Ende des Dorfplatzes erhob sich eine kleine Kirche, die der in Ivas erstaunlich ähnelte.
Bald brach die Nacht herein und die Waräger besorgten sich eine notdürftige Unterkunft: Einige alte, leerstehende Scheunen am Dorfrand. Sie parkten die Lastwagen davor und legten sich nach einem kargen Abendmahl schlafen.
Frank war wieder einmal vollkommen erschöpft und rollte sich wie eine Katze in seinen Schlafsack ein. Muffiges Stroh kitzelte seine Kopfhaut, doch er hatte sich in den letzten Monaten an allerlei Unbequemlichkeiten gewöhnt. Um ihn herum schnarchten seine Soldaten, während ein paar Männer draußen vor den Scheunen Wache hielten.
„Gute Nacht, Schatz!", flüsterte er und betrachtete lächelnd Julias Foto auf seinem DC-Stick. Kurz darauf schlief er ein, um in den frühen Morgenstunden brutal aus seinen Träumen gerissen zu werden.

Schreie und Schüsse ließen Frank aus dem Schlaf aufschrecken. Irgendwo schlugen Kugeln in die hölzerne Wand der alten Scheune ein und Holzsplitter flogen ihm um die

Ohren. Ein Warägergardist wankte blutend in den Raum, erhielt einen Schuss in den Rücken und brach sofort röchelnd zusammen. Die aufgewachten Soldaten um ihn herum tasteten aufgeregt nach ihren Gewehren. Kohlhaas kroch verwirrt aus seinem Schlafsack und robbte in eine Ecke, um nach draußen zu spähen. Einer der Lastwagen brannte. Dunkle Schatten näherten sich der Scheune und die Mündungsfeuer ihrer Waffen blitzten in der Finsternis auf.

„Was ist hier los?“, schrie er.

Seine verstörten und verschlafenen Soldaten wussten es nicht. Die schemenhaften Gestalten wurden derweil immer zahlreicher und strömten aus dem nahegelegenen Wald. In Windeseile hatten sie die Scheune umstellt und brüllten: „Alle rauskommen! Die Waffen runter!“

Die Waräger zögerten einige Minuten und die Männer draußen antworteten daraufhin mit einer Salve aus ihren Maschinenpistolen. Ein paar von Franks Männern warfen sich blitzartig auf den Boden, andere wurden von Kugeln getroffen und sackten schreiend zusammen.

„Scheiße!“, zischte Kohlhaas, warf seine Waffe weg und ging mit erhobenen Händen aus der Scheune. Seine Männer taten es ihm gleich und trotteten ihm schweigend hinterher.

Lichtkegel von Taschenlampen streiften ihre Gesichter. Die benachbarte Scheune hatte inzwischen Feuer gefangen und einige hustende Waräger stolperten aus ihr heraus.

„Hinstellen!“, befahl eine finstere Gestalt und leuchtete die Männer an.

Kohlhaas und seine überrumpelten Soldaten stellten sich in einer Reihe auf und sahen vor sich mehrere ihrer toten Kameraden liegen. Wieder wurden sie angeleuchtet.

„Das ist ein General! Der Rest sind gewöhnliche Soldaten!“, rief einer der Angreifer aus dem Halbdunkel und deutete auf Franks Uniform. Keine zehn Sekunden später donnerten Sturmgewehre los und Franks Mitstreiter wurden von Projektilen durchlöchert. Mit aufgerissenen Augen starrte der General zur Seite, wo seine Männer sterbend zu Boden fielen.
„Jetzt ist es vorbei!“, schoss es ihm in Sekundenschnelle durch den mit Angst infizierten Geist.
Die Männer des Überfallkommandos leuchteten den Boden ab und suchten nach Warägern, die noch nicht ganz tot waren. Sie erledigten die vor Schmerz schnaufenden Verwundeten mit gezielten Kopfschüssen und wandten sich daraufhin wieder Frank zu.
„Das war's, Herr General!“, zischte eine der Gestalten und näherte sich ihm mit schnellen Schritten. Ein Gewehrkolben flog auf Franks Gesicht zu und dieser vernahm nur noch einen dumpfen Schlag. Dann wurde es schwarz in seinem Kopf.

„Führender General der Volksarmee der Rus verhaftet und hingerichtet!“, verkündeten die Letter der von Uljanin kontrollierten, größten Zeitung Russlands am 01.12.2038.
Artur Tschistokjow, der Präsident Weißrusslands und Anführer der Freiheitsbewegung der Rus, hielt den Atem an und sank auf seinen Stuhl nieder.
Neben ihm standen Alfred Bäumer, Franks bester Freund, der erst gestern aus Russland nach Minsk zurückgekehrt war, Außenminister Wilden und einige weitere Vertraute des Staatsoberhauptes.
Die Farbe war aus ihren Gesichtern gewichen und blankes Entsetzen lähmte ihre Gehirne wie ein Stromausfall.

Bäumer stammelte etwas auf Deutsch, schlich zum Fenster und wischte sich eine Träne aus dem Gesicht.
„Das darf nicht wahr sein!", flüsterte er verstört.
Wilden sagte nichts und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die bösartig wirkende Überschrift der kollektivistischen Zeitung. Ihnen allen fehlten die Worte angesichts dieser schrecklichen Nachricht. Frank hatte es erwischt…

Inzwischen waren schon zwei Stunden vergangen. Artur Tschistokjow wollte die Nachricht vom Tode seines besten Offiziers und Freundes noch immer nicht glauben. Alfred und Wilden erging es nicht anders. Sie schwankten zwischen Trauer, Verwirrung und Ohnmacht.
Schließlich verließen Bäumer und der Außenminister den Präsidentenpalast und gingen bedrückt und niedergeschlagen die lange Treppe ins untere Stockwerk hinab.
„Frank muss schnell ersetzt werden!", bemerkte Wilden plötzlich.
Alf drehte ihm den Kopf zu und antwortete perplex: „Wie meinst du das?"
„Wir müssen ihn ersetzen! Die Warägergarde benötigt einen neuen Anführer!"
„Ersetzen? Mein bester Freund ist kaum kalt geworden und du redest vom Ersetzen?", schluchzte Bäumer zornig.
„Es ist notwendig!", kam von Wilden.
„Notwendig? Ist das alles, was du zu Franks Tod zu sagen hast?", schrie ihn Bäumer an.
„Nein! Tut mir leid!"
„Er war wie ein Bruder für mich. Wie soll ich ohne ihn weitermachen? Mich kotzt diese ganze Scheiße nur noch an", fluchte Alfred und Tränen rannen über seine mit Kratzern und Narben gezeichneten Wangen.

Wilden ging weiter die Stufen hinab und versuchte gefasst zu wirken.
„Man sagt, dass ich nüchtern und sachlich bin. Ich versuche immer das Große zu sehen und blende das Kleine aus. Ich versuche mich nicht von Trauer leiten zu lassen und bemühe mich, einen kühlen Kopf zu bewahren. Aber ich werde noch ausreichend Gelegenheit haben, um den Jungen zu trauern. Er war mein Schüler, mein Freund, mein bester Mitstreiter, mein Held. Er war fast wie mein eigener Sohn. Jetzt ist er gefallen. Soldaten fallen und müssen ersetzt werden. Ich falle und muss auch ersetzt werden. Und du und alle anderen.
Die Schlachtreihe muss immer geschlossen sein, immer muss einer nachrücken und die Toten ersetzen …“, erklärte Wilden und sah Alf mit seinen traurigen, alten Augen an.
„Ich kann da nicht so ruhig bleiben“, erwiderte Bäumer aufgelöst und ging aus dem Präsidentenpalast heraus. Der Außenminister folgte ihm.
„Auf mich warten noch schlimme Stunden, Alf. Wenn ich allein bin, dann wird mich die Trauer finden. Und wenn ich es Julia erzählen muss und sie vor Schmerz fast den Verstand verliert. Mit Frank ist auch ein Teil von mir gestorben. Er war doch mein Junge!“, sagte der ältere Herr weinend und verschwand.

Glossar

DC-Stick
Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Global Control Force (GCF)
Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)
Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)
Die GSA ist der gefürchtete Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe
Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als neue globale Währungseinheit eingeführt. Jeder Staat der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel nutzen.

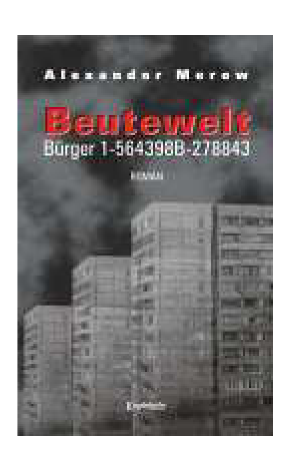
Scanchip
Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr weitgehend abgeschafft und jeder Bürger hat nun lediglich ein Scanchip-Konto.

Weiterhin ist ein Scanchip unter anderem auch eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons

Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt.

Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatenwerfern ausgerüstet, die ihn befähigen, viele Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.



Alexander Merow

Beutewelt I
Bürger 1-564398B-278843

ISBN 78-3-86901-839-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 12x19
250 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die Welt im Jahr 2028: Die Menschheit befindet sich im Würgegriff einer alles überwachenden Weltregierung. Frank Kohlhaas, ein unbedeutender Bürger, fristet sein trostloses Leben als Leiharbeiter in einem Stahlwerk, bis er eines Tages durch ein unglückliches Ereignis mit dem tyrannischen Überwachungsstaat in Konflikt gerät. Er wird im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens zu fünf Jahren Haft verurteilt und verschwindet in einer Haftanstalt, wo er einem grausamen System der Gehirnwäsche ausgesetzt wird. Mental und körperlich am Ende, wird er nach acht Monaten in ein anderes Gefängnis verlegt. Auf dem Weg dorthin geschieht das Unerwartete. Plötzlich verändert sich alles und Frank befindet sich zwischen den Fronten.



Alexander Merow

Beutewelt II
Aufstand in der Ferne

ISBN 978-3-86901-970-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 19x12
251 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Unterdrückung und Manipulation sind im Jahre 2030 an der Tagesordnung. Nur ein einziger Staat hat sich mutig aus dem Versklavungssystem der Weltregierung herausgelöst und unabhängig gemacht: Japan. – Frank Kohlhaas, Alfred Bäumer und Millionen unzufriedene Menschen in allen Ländern richten in diesen finsteren Tagen ihren Blick voller Hoffnung auf den japanischen Präsidenten Matsumoto, welcher seinem Volk die Freiheit erkämpft hat. Doch die Mächtigen denken nicht daran, den abtrünnigen Staat in Ruhe zu lassen und überschütten ihn mit Verleumdung. Sie bereiten einen Großangriff auf Japan vor, um die rebellische Nation zu zerschlagen. Frank und Alfred beschließen, als Freiwillige am japanischen Freiheitskampf teilzunehmen. Schon bald spitzt sich die Situation immer weiter zu und die beiden Rebellen befinden sich in auswegloser Lage …



Alexander Merow

Beutewelt III
Organisierte Wut

ISBN 978-3-86268-162-4
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
246 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die wirtschaftliche Situation in Europa ist im Jahre 2033 hoffnungsloser denn je.
Die Weltregierung presst die von ihr beherrschten Länder erbarmungslos aus.
Artur Tschistokjow, ein junger Dissident aus Weißrussland, übernimmt die Führung der Freiheitsbewegung der Rus, einer kleinen Widerstandsgruppe, die im Untergrund gegen die Mächtigen kämpft.
Während sich in Weißrussland eine furchtbare Wirtschaftskrise anbahnt, bauen die Rebellen eine revolutionäre Bewegung auf, der sich immer mehr Unzufriedene anschließen. Unter Führung des zu allem entschlossenen Tschistokjow, folgen auch Frank und seine Gefährten dem Rebellenführer, bis es für sie nur noch die Flucht nach vorn gibt …



Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter I

ISBN 978-3-86268-299-7
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
301 Seiten, Preis: 12,95 EURO

In einer fernen Zukunft herrscht das Goldene Reich, das älteste und mächtigste Imperium der Menschheit, über die Erde und ihre Kolonieplaneten. Flavius Princeps, ein junger Mann aus gutem Hause, lebt ein sorgloses Leben in Wohlstand und Überfluss. Doch mit dem Amtsantritt eines neuen Imperators, welcher umfassende Reformen im Goldenen Reich durchführen will, ändert sich die Situation dramatisch. Der ehrgeizige Herrscher trifft bei seinen Vorhaben auf den erbitterten Widerstand der reichen Senatoren und schon bald wird das Imperium von politischen Intrigen erschüttert. Unerwartete Ereignisse nehmen ihren Lauf und es dauert nicht lange, da bekommt auch die heile Welt von Flavius Risse und er wird in einen Machtkampf gewaltigen Ausmaßes hineingezogen …

Beutewelt V

Alexander Merow

BEUTEWELT V

Bürgerkrieg 2038

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2013

Bibliografische Information durch die Deutsche National-
bibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://www.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-95488-229-8

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (D)

Inhalt

Verschwunden

Frank Kohlhaas öffnete die Augen und blinzelte. Um sich herum erkannte er drei verschwommene Gestalten, die sich laut auf Russisch unterhielten. Er schmeckte einen kleinen Rinnsaal aus Blut, der ihm aus der zerschlagenen Nase in seinen Mund lief. Der General lag in einem Lieferwagen auf dem Rücken und konnte sich kaum bewegen, da seine Arme und Beine mit dicken Seilen verschnürt waren. Hilflos wie ein Fisch im Netz zappelte er herum. Nach und nach wurde sein Blick etwas schärfer, Frank kam wieder zu sich. Die drei Männer schienen Kollektivisten zu sein. Einer von ihnen warf ihm einen wütenden Blick zu und stand von seinem Platz auf.

„Ah! Der Herr General ist wieder wach!", sagte er mit einem hämischen Grinsen.

„Soll ich ihm noch eine verpassen?", fragte sein unrasierter Nebenmann, dessen schwammiges Gesicht erwartungsvoll zuckte.

„Nein! Nur wenn er uns nervt. Wir brauchen ihn noch, haben sie gesagt!", erklärte die dritte Gestalt.

Der Kollektivist zog ein Messer aus seiner Feldjacke und fuchtelte damit vor Franks Augen herum.

„Ich kann dir auch die Ohren abschneiden, du Hurensohn!", fauchte er mit sadistischer Miene und entblößte seine gelben Zähne.

„Lass das, Alexander!", tönte es von hinten. „Sieh lieber nach, wer er ist!"

Der Mann versetzte Kohlhaas einen Tritt und drehte ihn auf den Bauch. Dann durchwühlte er seine Taschen. Er fand nichts außer einem DC-Stick und ein paar weißrussischen Geldscheinen. Fluchend drehte der Kollektivist

Kohlhaas wieder auf den Rücken und knurrte: „Wir kriegen schon noch raus, wer du bist, Rus-Schwein! Notfalls schneiden wir dir alle Informationen aus deinem Leib raus!“
Frank versuchte keine Angst zu zeigen, doch in seinem Inneren überkam ihn eine ungezügelte Panik. Sein Herz hämmerte in einem nervösen Stakkato und er konnte vor lauter Aufregung kaum noch atmen.
Sein Peiniger setzte sich wieder zu den beiden anderen Männern und unterhielt sich mit ihnen. Frank konnte verstehen, dass sie darüber sprachen, wie ihre Gegner St. Petersburg erobert hatten. Sie schwadronierten vor sich hin, was sie mit diesen alles anstellen würden, wenn sie könnten.
„Wir reden von Schweinen wie dir!“, rief einer der Milizionäre, den Kopf zu Frank herüber gewandt.
„Diesen Krieg werdet ihr nicht gewinnen, ihr verfluchten Reaktionäre!“, schimpfte sein Nebenmann.
Der General hob seinen Kopf und schnaufte: „Wenn Russland untergeht, dann geht auch ihr unter!“
„Ich bin gar kein Russe, du Arsch! Ich bin Tadschike und ich scheiß’ auf Russland!“, schrie ihm einer entgegen, während die anderen lachten.
„Was redest du mit dieser Ratte überhaupt?“, fuhr ihn sein Kamerad an, sprang von seinem Sitz auf und trat Frank mit seinem klobigen Stiefel in den Magen.
„Halt jetzt dein Maul! Kapiert?“, befahl er.
Kohlhaas krümmte sich vor Schmerzen und drehte seinen Kopf so gut es ging von den drei Männern weg. Das waren Soldaten des KKG, des militanten Arms der kollektivistischen Bewegung, dessen war sich Frank inzwischen sicher.
Das Fahrzeug fuhr noch etwa eine Stunde über holprige Straßen und hielt dann irgendwann an. Der Gefangene war

mittlerweile außer sich vor Entsetzen und noch immer zappelte er, als würde er an einem Angelhaken hängen. Schließlich schleiften ihn die drei Kollektivisten aus dem Fahrzeug, brachten ihn zu einem Gebäude mit vielen Fenstern und Frank landete in einem dunklen Kellerraum mit grauen Betonwänden.
Die KKG-Männer verschlossen eine dicke Stahltür hinter ihm. Er hörte, wie sie sich auf dem Gang unterhielten und lachten. Jetzt war er eingekerkert, irgendwo in Russland. Die bösartig glänzende Stahltür erinnerte ihn an die grauenhafte Zeit in der Holozelle. Heißer und heißer kochte die Panik in Franks Schädel. Er versuchte zu schreien, doch es blieb ihm versagt, Luft zu holen. Nicht einmal bewegen konnte sich der General, denn er war noch immer mit dicken Seilen verschnürt und sie hatten ihn hier einfach im Schmutz liegen lassen. Verzweifelt betrachtete er die graue Decke des Raumes und wälzte sich dann in eine Ecke. Einige Stunden lang geschah nichts. Irgendwann wurde die Stahltür jedoch wieder geöffnet.

Außenminister Wilden war für einige Tage nach Ivas gefahren und hatte sich heute schon den ganzen Tag in die geräumige Bibliothek seines Hauses zurückgezogen. Nachdenklich schritt er vor den mit alten Büchern vollgestellten Regalen auf und ab. Plötzlich hielt er für einige Sekunden inne und betrachtete ein verstaubtes Buch in der obersten Reihe. Der ältere Herr zog es zwischen den anderen Schriften heraus, wobei ihm der Geruch von vergilbtem Papier in die Nase stach.
Gedankenverloren blätterte er durch die Seiten und murmelte: „Dieses Büchlein habe ich meinem Frank einmal ausgeliehen …“

„Hast du etwas gesagt, Schatz?", kam von seiner Frau Agatha aus dem Nebenraum.
Herr Wilden hob kurz seinen Blick an und schwenkte den Kopf verwirrt zur Seite.
„Nein, schon gut!", antwortete er.
„Das Mittagessen ist gleich fertig, Thorsten!", schallte es aus der Küche.
„Ja, ich komme sofort, Agatha!"
Der Außenminister vertiefte sich für einen Augenblick in das kleine Büchlein und las daraus leise einige Zeilen vor. Dann blätterte er ein paar Seiten weiter und betrachtete den vermoderten Einband.
„Friedrich Schiller! Ein Buch des berühmten Friedrich Schiller!", wisperte er, nachdenklich zur Tür blickend.
Im Nebenraum hörte man das Klackern von Tellern und Tassen. Seine Ehefrau, die in den letzten Monaten ständig auf seine Anwesenheit hatte verzichten müssen, deckte den Mittagstisch.
„Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!", zitierte Wilden aus dem Werk des großen Dichters in seiner Hand.
„Mit wem redest du denn da, Thorsten?", rief Agatha ihrem Mann durch den Hausflur zu.
„Nichts! Mit niemandem!", erwiderte der ältere Herr genervt.
„Diese klugen Verse habe ich meinem Frank gegeben und an ihm haben sich Schillers Weisheiten am Ende bewahrheitet. Jetzt ist er tot! Mein lieber Junge ist gefallen!", flüsterte der Dorfchef traurig und legte das Buch zurück ins Regal.
Dann ging er zum Fenster, blickte schweigend hinaus auf den verregneten Garten hinter dem Haus und spürte, wie

sich seine von Sorgenfalten umringten Augen mit Tränen füllten.
„Es ist auch meine Schuld. Ich hätte den Jungen nicht mit diesen ganzen Ideen von Revolution und Freiheitskampf verwirren dürfen. Ja, daran besteht kein Zweifel. An Franks Tod trage ich eine gehörige Mitschuld!“, sagte er kaum hörbar zu sich selbst. Wütend ballte Wilden seine knochige Faust und hätte sich diese am liebsten ins eigene Gesicht geschlagen.
„Die jungen Leute sterben für die Ideen und Vorstellungen der alten Männer, wie ich einer bin. Ist das der richtige Weg, Thorsten?“, fragte er sich voller Reue und Gram.

Ein mittelgroßer KKG-Offizier in bräunlich-grüner Uniform und zwei weitere Männer betraten den Raum. Sie befreiten Frank von seinen Fesseln und einer der Kollektivisten hielt ihm die Mündung seiner Pistole vor das Gesicht.
„Er ist gefährlich!“, erklärte der Offizier seinen Leuten.
Dann beugte er sich zu Kohlhaas hinunter und grinste. Er hatte einen schwarzen Schnauzbart, eine lange Nase und braune Glubschaugen. Frank starrte ihn erschrocken an.
„General Frank Kohlhaas! Ich begrüße Sie! So etwas nenne ich wirklich einen Glückstreffer! Derart prominenten Besuch hatten wir bisher selten!“, bemerkte er kalt.
„Was wollt ihr von mir, ihr Dreckschweine?“, schrie ihn Frank an, bemüht, seine Furcht nicht nach außen dringen zu lassen.
Ein anderer KKG-Mann drückte ihm die Pistole an die Schläfe und zwang ihn zu Boden.
„Willst du hier die Schnauze aufmachen oder was?“, knurrte er ihm ins Ohr.

Der Offizier winkte ab und lächelte bösartig. „In Ihrer Situation sollten Sie etwas höflicher sein, Herr Kohlhaas. Was wir wollen? Wir wollen uns nur ein wenig mit Ihnen unterhalten. Mehr nicht!“
Die KKG-Soldaten gingen wieder aus dem Raum hinaus und der Gefangene hörte den Offizier noch sagen: „Angenehme Nachtruhe, Herr General! Morgen werden wir ein wenig plaudern!“
Mit einem lauten Knall wurde die Stahltür zugezogen und das grausame Geräusch eines einrastenden Schlosses bohrte sich in Franks Gehör.
Der Tag verabschiedete sich und die Sonnenstrahlen, die nur in geringer Zahl ihren Weg durch das kleine Fenster am oberen Ende der Wand gefunden hatten, verschwanden langsam. Zurück blieb eine unheimliche Dunkelheit, welche dem Gefangenen die Kehle zudrückte.
Er erinnerte sich an die furchtbaren, vollkommen lichtlosen Nächte in Big Eye, dem Umerziehungsgefängnis, das ihn acht Monate lang gequält hatte. Doch Frank hielt sich zurück, wollte nicht schreien und keine Angst zeigen. Es galt, sich keine Blöße und dem Gegner keinen Grund für ein teuflisches Lächeln zu geben.
Vor Verzweiflung biss er sich in den Arm – der Schmerz lenkte ab. Die schmutzige Uniformjacke zog Frank über den Kopf. So wirkte er wie ein Kleinkind, das hoffte, unter seiner Bettdecke vor den Schrecken in seinem Kopf sicher zu sein. Glücklicherweise zwang ihn die extreme Erschöpfung nach einigen Stunden doch einzuschlafen. Diesmal träumte er von nichts.

Julia hatte bereits vor ein paar Tagen angefangen, ihre Sachen in Pappkartons einzuräumen und gedachte, demnächst wieder nach Ivas zu ziehen und ihre Zweitwohnung

in Minsk aufzugeben. Frank war tot, daran gab es kaum einen Zweifel, und nach endlosen Stunden der Trauer und Depression hatte sie beschlossen, der weißrussischen Hauptstadt den Rücken zu kehren, um wieder in ihr beschauliches Heimatdorf zurückzukehren. Ihr Pädagogikstudium an der Universität von Minsk hatte sie zunächst einmal auf Eis gelegt, denn die Zukunft war ungewiss und der drohende Bürgerkrieg ließ die Frage aufkommen, wie lange die weißrussische Hauptstadt überhaupt noch ein sicherer Ort war. Vielleicht würde sie irgendwann wieder in der kleinen Dorfschule von Ivas zu unterrichten anfangen, wenn sie den Schock über Franks Tod halbwegs überwunden hatte.

Die junge Frau hatte die Tragödie erst gar nicht fassen können. Frank Kohlhaas, dem schwierigen, vom Schicksal gezeichneten Menschen, hatte sie letztendlich doch ihr Herz geöffnet und dann war das Unglück wie ein unerwarteter Blitzschlag auf sie hernieder gegangen. Nun, vielleicht war er nicht ganz unerwartet gewesen, wie sie sich selbst eingestehen musste, denn Frank hatte ständig an irgendeiner Front gestanden und sich permanent im Konflikt mit irgendwelchen Feinden und Gegnern befunden.

Einen ewigen Kampf hatte der oft aufbrausende Heißsporn, der andererseits so liebevoll und einfühlsam sein konnte, ausfechten wollen. Er hatte diesem endlosen Ringen sein Leben gewidmet und es schließlich dafür hergegeben.

„Ich hätte doch wissen müssen, dass er eines Tages so endet!“, warf sie sich immer wieder unter Tränen vor.

Betrübt räumte die hübsche Tochter des Außenministers, der selbst nach wie vor nur mit dem Kampf gegen die Weltregierung beschäftigt war, weitere Gegenstände in den Pappkarton vor sich ein. Mittlerweile wirkte die erst

kürzlich eingerichtete Wohnung wieder leer und kahl. Ganz so, als wäre sie niemals hier gewesen, als hätte es das kurze Glück zwischen ihr und Frank gar nicht gegeben.
Als sie zwischendurch innehielt und einen kurzen Blick auf sein Foto auf ihrem Handy warf, flossen ihr wieder die Tränen in die Augen und sie ließ sich auf dem Sofa nieder.
„Glück ist nur Schein …“, hauchte sie, hielt sich schluchzend den Kopf.
Wenn sie Pech hatte, dann würde sie eines Tages auch noch ihren eigenen Vater beweinen müssen, denn dieser konnte ebenso leicht ein Opfer der politischen Gewaltspirale werden. Julia fragte sich immer wieder, warum Frank niemals auf ihre Warnungen gehört hatte. Wieder und wieder hatte sie ihn gebeten, doch einmal die anderen kämpfen zu lassen. Aber der junge Mann hatte nicht hören wollen und seine Starrköpfigkeit war letztendlich auch seinen Untergang gewesen. Allerdings nicht nur seiner, sondern auch der ihre, wie Julia manchmal glaubte.
„Wird es jemals wieder einen Tag geben, an dem ich lachen kann?“, flüsterte sie, sich sanft über den Bauch streichelnd.
Seit einigen Tagen hatte sie Gewissheit. In ihr wuchs neues Leben heran. Ein Junge oder ein Mädchen wurde da zum Menschen. Doch es würde ein Mensch ohne Vater werden.

Frank aber war nicht tot, zumindest noch nicht. Sie hatten ihn tagelang in dem dunklen Loch eingesperrt und seinen Ängsten überlassen. Heute Morgen hatten sie ihn erneut herausgeholt, in einen anderen Raum geführt und an einen metallenen Stuhl gefesselt. Dann waren sie wieder verschwunden. Mittlerweile saß der junge Mann schon seit zwei Stunden in der hässlichen Betonkammer. Fenster gab es hier nicht, nur graue Wände, den metallischen Stuhl und

ihn selbst. Plötzlich hörte Kohlhaas Schritte und Stimmen. Die Tür wurde geöffnet und der glubschäugige KKG-Offizier betrat mit vier weiteren Männern den Raum.
Einer der Kollektivisten schob ein kleines Wägelchen vor sich her, auf dem der Gefangene einige blitzende Gegenstände aus Metall erkennen konnte. Er erschrak zutiefst.
„Bringt mir endlich einen Stuhl!“, herrschte der Offizier seine Untergebenen an und einer der Männer eilte aus dem Raum heraus, um kurz darauf mit einer Sitzgelegenheit wiederzukommen.
Der KKG-Offizier setzte sich umgekehrt darauf, legte seine verschränkten Armen auf die Stuhllehne und grinste Frank mit eisigem Blick an.
„Herr General, wie geht es Ihnen?“, fragte er mit zynischem Nachklang. Frank schwieg. Er drehte den Kopf zur Seite.
„Sie sind heute nicht sehr gesprächig, wie? Dabei habe ich mir fest vorgenommen, dass wir ein wenig plaudern!“
„Fick dich!“, zischte Kohlhaas zurück.
„Ich soll mich ficken? Wir werden im Laufe des Tages noch herausfinden, wer hier wen fickt!“, giftete der Verhörende zurück.
„Gut! Lassen wir jetzt diese Kindereien! Wir haben Ihren DC-Stick untersucht, General. Weiterhin gibt es in den Archiven der KVSG mittlerweile eine gut gefüllte Datenbank über Sie. Ich habe mir das alles einmal zu Gemüte geführt. Als Vertrauter von Artur Tschistokjow möchten Sie uns sicherlich einiges über die Freiheitsbewegung der Rus erzählen, nicht wahr?“
„Wollt ihr mich sonst abknallen?“, gab Frank trotzig zurück.
„Ja, irgendwann vielleicht schon. Aber erst nachdem wir Ihnen Schmerzen zugefügt haben, die den Tod als Erlö-

sung erscheinen lassen. Nur um das klar zu stellen!“, erwiderte der Offizier und zog seine dunklen Froschaugen zu einem dünnen Schlitz zusammen.
„Also, was hat Tschistokjow als nächstes vor? Welche Stärke hat seine Armee?“
Frank lächelte gequält. „Seine Armee ist stärker als ihr glaubt!“
Der Offizier nickte einem seiner Gehilfen zu und dieser nahm ein Skalpell von dem Wägelchen. Dann postierte er sich hinter Kohlhaas. Der Gefangene konnte seinen warmen, stinkenden Atem spüren und schluckte.
„Gut, wie stark ist Tschistokjows Armee wirklich?“, bohrte der Verhörende nach.
Der gefesselte General starrte auf den Boden und antwortete: „Sie ist stark!“
Das Skalpell schnitt durch die Haut von Franks Oberarm und ein stechender Schmerz schoss ihm in den Kopf.
„Stark?“, fragte der Offizier.
„Leck mich!“, stöhnte der Gepeinigte und verzog sein Gesicht.
Es herrschte kurzes Schweigen, dann stach ihm der KKG-Mann von hinten in den Oberschenkel. Frank schrie laut auf und sah einen Rinnsaal Blut auf den grauen Betonboden tropfen.
„Geben Sie mir genaue Informationen! Wie viele Regimenter der Volksarmee sind in St. Petersburg? Wie viele Ordnertrupps? Hat Weißrussland inzwischen Panzer und Flugabwehrgeschütze?“
„Ja!“, zischte Frank.
Der Offizier sprang auf und wickelte sich seinen Ledergürtel um die Finger. Dann schlug er Frank mehrfach ins Gesicht.
„Ja? Ja, was? Ich will Zahlen hören!“, brüllte er.

Frank spuckte einen Schwall Blut auf den Boden und sagte nichts.
„Warum schneiden wir ihm nicht ein paar Finger ab?“, fragte einer der Männer.
„Alles zu seiner Zeit!“, erklärte der Offizier.
So ging es noch eine Stunde lang weiter. Nach dem Verhör und Franks fortgesetztem Schweigen brachten sie den Gefangenen in einen anderen Raum im Keller des finsteren Gebäudes. Kohlhaas stöhnte vor Schmerzen und musste getragen werden. Seine Peiniger öffneten eine weitere Stahltür und stießen ihn in einen Raum voll kaltem Wasser. Dann schlossen sie die Tür zu.
Entsetzt sah sich Frank um. Er befand sich in einem etwa 80 Zentimeter tiefen Becken, das den gesamten Raum ausfüllte. Es gab keine Möglichkeit, sich irgendwo festzuhalten oder anzulehnen. Der General stieß einen verzweifelten Schrei aus und hämmerte mit der Faust gegen die raue Betonwand. Irgendwann kauerte er sich wimmernd in eine Ecke und versuchte, nicht vor Erschöpfung unterzugehen.

Am 06.12.2038 kehrten die ersten siegreichen Truppenverbände der GCF aus dem Iran nach Russland zurück. Sie durchquerten Turkmenistan und erreichten anschließend den Westen von Kasachstan, wo sie sich mit den neu ausgehobenen Milizen der Kollektivisten zusammenschlossen.
Andere Verbände der internationalen Streitkräfte gingen im hohen Norden bei Murmansk an Land und besetzten den strategisch wichtigen Flottenhafen, um ihren Verbündeten mit den schwarz-roten Fahnen den Rücken frei zu halten. Die KVSG begann derweil mit dem Aufbau einer Bürgerkriegsarmee und entfaltete eine fieberhafte Rekrutie-

rungstätigkeit in den Städten Zentral- und Ostrusslands. Tausende von Männern strömten zu ihren Bannern und wurden mit neuen Waffen, die aus Nordamerika geliefert worden waren, ausgerüstet.
Weiterhin zog die Weltregierung einige GCF-Verbände aus Nordchina ab und verlegte sie in den südsibirischen Bereich. Der Infanterie folgten Panzerverbände und kleinere Flugzeugschwadronen. In Westeuropa, Polen, Tschechien und den umliegenden Ländern wurden ebenfalls einige multinationale Divisionen für einen zukünftigen Angriff auf Weißrussland bereitgestellt.
Doch das war erst der Anfang. Immer neue Truppenaushebungen wurden von den Mächtigen angeordnet und die Medien sprachen von einem bewaffneten Konflikt in naher Zukunft, der Tschistokjows Ende bringen sollte.
Die Lage wurde innerhalb weniger Tage dramatisch und stieß den weißrussischen Präsidenten und seine Minister in tiefste Verzweiflung. Der Sieg der Rus in St. Petersburg war der endgültige Startschuss für den sich nun anbahnenden Bürgerkrieg in Russland gewesen. Hatten sich gestern noch politische Aktivisten in blutigen Straßenschlachten bekämpft, so kündigte sich jetzt eine neue Dimension der Auseinandersetzungen an: Der militärische Konflikt.

Artur Tschistokjow hatte die ganze Nacht lang wach gelegen und seine Sorgen und Ängste waren auch am nächsten Tag nicht verflogen. Im Gegenteil, sie wuchsen genau so schnell an wie Uljanins bewaffnete Trupps, die mittlerweile auch den Westteil Russlands zu überschwemmen drohten. Es hatte bereits überall kleinere Scharmützel zwischen Volksarmisten und Angehörigen der von den Kollektivisten neu ausgehobenen Verbände der schwarzroten Armee gegeben. In den meisten Fällen waren

Tschistokjows Soldaten vertrieben oder getötet worden. Noch herrschte zwar eine gewisse Ruhe vor dem Sturm, doch der Präsident Weißrusslands war sich sicher, dass der Feind bald in ungeahnter Stärke vorrücken würde.
Heute galt es, die Offiziere und Oberbefehlshaber der Volksarmee der Rus auf den kommenden Bürgerkrieg einzuschwören. Doch der Rebellenführer fühlte sich müde, schlapp und depressiv. Er hatte in den langen Stunden der letzten Nacht viel an Frank Kohlhaas denken müssen, jenen Mann, der ihm damals in Baranovichi das Leben gerettet hatte, als ihn ein Scharfschütze hatte töten wollen.
Er lächelte notdürftig, als er in den großen Konferenzsaal des Präsidentenpalastes von Minsk kam und ihn seine Getreuen umringten. Sie warteten schon gespannt auf seine Rede. Tschistokjow hingegen hätte am liebsten wieder auf dem Absatz kehrt gemacht, um dann in seine Wohnung zurück zu kehren und einfach nur noch zu schlafen. Den Jubel seiner Anhänger kaum wahrnehmend, schritt der Anführer der Rus langsamen Schrittes zum Rednerpult. Er riss sich zusammen, er hatte seine Pflicht zu erfüllen. Ein Mann wie Artur Tschistokjow hatte niemals seine Ruhe und bekam so gut wie nie eine Verschnaufpause. Es war eben so, er hatte diesen Weg gewählt.

„Meine treuen Kämpfer!
Nun ist es soweit. Der kollektivistische Block wird sich bald im großen Stil militärisch organisieren und seine Gönner und Förderer, die Logenbrüder, ihre Großbanken und die GCF, werden seine Macht weiter und weiter hochzüchten.
Über die bisherigen Vorbereitungen Uljanins kann ich noch zu wenig sagen, um das Bedrohungspotential richtig

einschätzen zu können. Eines jedoch ist sicher: Der Feind ist uns in jeder Hinsicht überlegen. Der Weltverbund hat den Kollektivisten mehrere Hundert neue Simson Panzer geliefert, weiterhin Flugzeuge und zahllose Waffen, wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe. Für uns kann das nur eines heißen: Die Bevölkerung in unserem Herrschaftsbereich muss für den Krieg mobil gemacht werden. Die Weißrussen, Balten und Russen, welche Teil der Gemeinschaft der Rus sind, müssen in nie gekanntem Ausmaß zu den Waffen gerufen werden. Weißrussland muss jetzt das neue Sparta sein! Wir sind nicht viele, daher müssen wir hart wie Stein werden!"

Tosender Applaus brandete Artur Tschistokjow entgegen und seine Getreuen erschienen zuversichtlich und kampfbereit. Der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus spürte, wie die Müdigkeit von ihm abfiel und ihm sein eiserner Wille langsam neue Kraft einflößte.

„Bevor uns Uljanin mit seinen Horden zuvorkommt, werden wir angreifen, wo es nur geht. Wir müssen den Kampfverlauf diktieren und mit gleicher Härte, Rücksichtslosigkeit und Verbissenheit zuschlagen, wie es die kollektivistischen Verbrecher tun!
Wer in Minsk, Wilna, St. Petersburg oder sonst irgendwo in unserem Herrschaftsgebiet Uljanins Propaganda verbreitet, der wird sofort erschossen! Diese geistige Seuche, erschaffen von den Feinden der freien Völker, zu ihrer letzten und schlimmsten Versklavung, muss ausgemerzt werden!
Ab heute werden neue Divisionen rekrutiert und alle Medien werden nur noch unter einem einzigen Vorzeichen ihre Berichte, Meldungen und Reportagen schreiben und

senden: Unter den Vorzeichen des heraufziehenden Krieges gegen die Mörderhorden dieses Verbrechers Uljanin und seiner Hintermänner!
Ich dulde keine Drückeberger und Feiglinge in unserem Land. Jeder waffenfähige Mann muss sich darauf einstellen, dass er kämpfen muss. Allerdings will ich sein Verständnis dafür gewinnen und möchte ihn nur ungern zu seiner Pflicht zwingen müssen.
Jeder Bürger muss einsehen, jedem muss deutlich gemacht werden, dass die schwarz-rote Flut unsere Völker gnadenlos ertränken und aus dem Geschichtsbuch streichen wird, wenn wir versagen. Man soll keinesfalls glauben, dass uns Uljanin verschonen würde oder wir gar mit ihm verhandeln könnten, denn wir stehen für alles, was er und seinesgleichen abgrundtief hassen. Das Gleiche gilt für die verlogene Weltregierung, die einen unheiligen Bund mit der kollektivistischen Bewegung eingegangen ist.
Meine Offiziere und Kommandanten, füllt die Volksarmee der Rus mit neuen Soldaten auf und schmiedet sie zu einer tödlichen Waffe. Ab heute gilt es. Denkt in diesen Stunden auch an unseren geliebten Mitstreiter General Frank Kohlhaas, der uns allen immer ein leuchtender Stern der Tapferkeit am Firmament des Kampfes gewesen ist. Er und die vielen anderen dürfen nicht umsonst gefallen sein!“

Artur Tschistokjow ließ eine Gedenkminute für Frank einlegen und mehrere Hundert Rus senkten vor ihm die Köpfe. Dann setzte er die Rede fort, erläuterte seine Vorstellungen im Bezug auf die Neuaushebungen von Truppen und benannte die nächsten strategischen Ziele des Bürgerkrieges.

Alfred Bäumer, als Offizier der Warägergarde, war auch unter den Anwesenden und versank in einem tiefen Loch der Trauer, als Tschistokjow seinen besten Freund erwähnte. Er war kaum noch in der Lage, dessen weiteren Ausführungen zu lauschen und verließ den Saal bereits nach einer Stunde, um betrübt zu Svetlana zurückzukehren.

„Rede endlich, du Bastard!“, schnaubte der KKG-Offizier und trat Frank gegen das Schienbein.
„Ich weiß nichts …“, brachte Kohlhaas lediglich heraus und ließ seinen Kopf wieder nach unten sinken.
„Weißt du, was das hier ist?“, schnaubte der Aufseher vor ihm und hielt ihm eine mit langen Nägeln bestückte Holzlatte unter die Nase. Der Gefangene schwieg und wandte seinen entsetzten Blick von ihm ab.
„Als Anführer der Warägergarde musst du etwas wissen!“, schrie der Kollektivst und starrte sein an den Metallstuhl gefesseltes Opfer wütend an.
„Ich habe nur gekämpft und keine militärischen Operationen für die Rus geplant!“, erwiderte Frank mit leidender Miene.
„Schwachsinn!“, donnerte der Verhörende und hieb Kohlhaas die Nägel in den Oberschenkel.
Ein ohrenbetäubender Schmerzensschrei hallte durch den halbdunklen Raum. Dann stellte sich ein weiterer Mann hinter Franks Stuhl und kramte ein Skalpell aus der Tasche.
„Wir sollten dem Hund die Eier abschneiden, Chef!“, schlug er vor, doch der KKG-Offizer winkte mürrisch ab.
„Ja, aber nicht heute! Außerdem wollen wir ja nicht, dass der Herr General verblutet, bevor er sein Maul aufgemacht hat“, brummte er, um die Nägel daraufhin mit aller Kraft in Franks Oberarm zu schmettern.

„Wie wäre es noch einmal mit einem Ausflug in die Wasserkammer?“, wollte einer der Aufseher wissen.
„Das überlebt er vielleicht nicht. Dafür ist es langsam zu kalt! Wir sollen ihn zum Reden bringen und nicht gleich umbringen“, fuhr ihn der Vorgesetzte an.
„Wir verpassen ihm ein paar Stromschläge!“, befahl er schließlich und fletschte die Zähne.
„Ich weiß wirklich nichts …“, jammerte ihm Kohlhaas entgegen.
„Halt dein Maul!“, zischte der KKG-Mann und einer seiner Gehilfen bereitete alles für die Stromfolter vor.
„Wir lassen dich gehen, wenn du uns ein paar Informationen gibst“, bemerkte er.
Frank schwieg und stierte halb benommen auf den Boden. Dann spürte er, wie metallene Klammern an seinen Zehen befestigt wurden.
„Das alles weiß nur Tschistokjow, verdammt!“, wimmerte der General und biss sich vor Schmerz auf die Lippe.
„Wir werden sehen, du reaktionäre Ratte! Ich bin sicher, dass dir im Laufe dieses langen Tages noch etwas einfällt. Stromstöße können das Erinnerungsvermögen oft auf wundersame Weise auf Vordermann bringen“, flüsterte der KKG-Offizier in Franks Ohr und strich sich über den Bart.
Mittlerweile duzte ihn der verhörende Offizier, was bedeutete, dass man sich schon ein wenig kennengelernt hatte, schoss es Frank durch den Kopf. Er schüttelte den blödsinnigen Gedanken ab und konzentrierte sich wieder auf den Schmerz.
Für einige Minuten herrschte eine bedrückende Stille in der grauen Verhörzelle. Kohlhaas atmete schwer und betete im Inneren, dass der heutige Tag schnell vorbeigehen würde. Doch auf ihn warteten noch furchtbare Qualen.

„Wie viele Divisionen hat Tschistokjow aufgestellt?“, bohrte der Kollektivist nach und setzte ein sadistisches Lächeln auf.
Frank schnaufte und versuchte, dem stechenden Blick seines Peinigers auszuweichen. Der Aufseher schüttelte den Kopf.
„Strom!“, fauchte er in Richtung seines Gehilfen. Ein weiterer Schrei hallte durch den Gefängniskomplex.

Die Volksarmee der Rus unternahm am 08.12.2038 mit 10.000 Mann einen Angriff auf Vysnij Volochek, einer Stadt westlich von Rybinsk, und konnte die Ortschaft nach heftigen Straßenkämpfen einnehmen. Die kollektivistischen Milizen stießen ihrerseits zur gleichen Zeit bis nach Pervomajsk in der südlichen Ukraine vor und erlangten die Kontrolle über die Kleinstadt und einige umliegende Dörfer. Am 10.12.2038 rief Vitali Uljanin offiziell den Kriegszustand aus und forderte die Bevölkerung auf, zu den Waffen zu greifen. Der Bürgerkrieg war eröffnet. Artur Tschistokjow antwortete darauf mit einer leidenschaftlichen Rede im weißrussischen Fernsehen und erklärte den Weißrussen und Balten, dass jetzt die Zeit für den großen Kampf um die Freiheit gekommen sei.
Noch bevor der Winter über die russischen Weiten herfiel, kam es zu einer Reihe von Scharmützeln in den ländlichen Regionen im Westen des Landes. Dann zogen sich beide Seiten erst einmal zurück und bereiteten weitere Angriffe vor.
„Was wird Japan tun, wenn die Feuer des Krieges ganz Russland erfassen?“, fragten sich die Mitglieder der weißrussischen Regierung in diesen Tagen wieder und wieder.
Ohne die Unterstützung des mächtigen Inselstaates waren sie gegen die vereinte Macht der schwarz-roten Milizen

und GCF-Soldaten auf Dauer chancenlos. Der Kapitalismus und der Kollektivismus, diese angeblichen Todfeinde, begannen sich in diesen Tagen wie zwei alte Freunde zu einer bizarren Front zusammenzuschließen, um ihren gemeinsamen Gegner zu vernichten. Würde Matsumoto seine Bündnispflicht gegenüber Weißrussland und den baltischen Staaten erfüllen? Artur Tschistokjow und seine Getreuen zerbrachen sich darüber die Köpfe und hofften auf eine positive Reaktion aus dem fernen Osten. Erst hatten sie Franks Tod beweinen müssen und jetzt wartete ein schrecklicher Bürgerkrieg gegen einen immer mächtiger werdenden Feind auf sie.

Versunken im Leid

Prof. Hammer war stolz auf seine wissenschaftlichen Leistungen. Er hatte den neuartigen Plasmawerfer nach intensiven Forschungen in den letzten Wochen noch erheblich verbessern können und die Gefahr, dass die hochmoderne Waffe überhitzte und explodierte, war merklich verringert worden.
Demnächst sollte sie in Produktion gehen, damit sie im Ernstfall wenigstens einigen Volksarmisten dienen konnte. Herr Wilden hatte vorgeschlagen, zunächst 500 dieser fortschrittlichen Infanteriewaffen herstellen zu lassen. Schließlich gab Artur Tschistokjow grünes Licht für diesen Auftrag.
In mehreren umgerüsteten Industrieanlagen in Weißrussland und im Baltikum wurde zügig mit der Produktion der wirkungsvollen Kriegsgeräte begonnen. Heute war eine kleine Delegation aus Minsk erneut zum unterirdischen Forschungslabor von Prof. Hammer im Baltikum aufgebrochen, darunter auch der Präsident, sein Außenminister und einige Militärs.
„Look at this!", sagte der ergraute Wissenschaftler, setzte sich eine Schutzbrille auf und postierte sich hinter einem Plasmawerfer, den er auf eine Halterung montiert hatte. Die Gäste gingen einen Schritt zurück und warteten ab.
Kurz darauf zischten gleißende Blitze durch den Raum und ein unheimliches Knistern breitete sich aus. Der Professor gab nicht weniger als 20 Schüsse auf eine dicke Platte aus Stahl ab, die schließlich qualmend und teilweise zerschmolzen mit einem lauten Krachen nach vorne kippte.

„Great!“, stieß Wilden aus und klatschte. Die anderen taten es ihm gleich. Auch Artur Tschistokjow staunte nicht schlecht. Er ging zu Prof. Hammer herüber.
„If you shoot too often, the plasmagun overheats!“, warnte er, während sich ihm der Wissenschaftler zuwandte.
„Ich habe einen verbesserten Kühlmechanismus eingebaut, damit ist die Überhitzungswahrscheinlichkeit des Plasmawerfers deutlich gesunken“, entgegnete der Erfinder auf Deutsch und lächelte stolz.
„Das ist ein sehr gut Idee!“, antwortete Tschistokjow.
Die übrigen russischen Gäste verstanden nichts und schauten sich fragend an.
„I have invented a new cooling mechanism for this weapon!”, erläuterte ihnen Prof. Hammer, den Zeigefinger hebend. Die anderen Besucher nickten und schienen ebenfalls beeindruckt zu sein.
„Er kann wirklich bis zu 20 Schüsse hintereinander abgeben, ohne zu überhitzen?“, erkundigte sich Wilden noch einmal.
„Ja, aber das ist die höchste Frequenz. Danach sollte man ihn erst einmal für mindestens eine halbe Stunde nicht mehr abfeuern“, erklärte Prof. Hammer seinem deutschen Landsmann.
„Aber immerhin!“, gab der Außenminister zurück. „Ein deutlicher Fortschritt im Vergleich zum letzten Mal.“
„Ich werde weiter an der Verbesserung der Waffe arbeiten. Sie soll irgendwann gar nicht mehr überhitzen können“, sagte der Wissenschaftler und schraubte an dem Gerät herum.
„Wir müsse so viele Plasmawerfer wie möglich lassen herstellen, Thorsten!“, betonte Artur Tschistokjow und sah seinen Freund freudestrahlend an.

Wilden grinste: „Damit können wir eine ganze Phalanx aus Panzern zerstören, das ist besser als jede PAK. Gott segne diesen Mann!“
Der ergraute Erfinder nickte zufrieden, um Wilden dann zu antworten: „Vielen Dank! Es ehrt mich, wenn ich einen so großen Beitrag leisten kann. Und glauben Sie mir, ich habe noch einige andere Konstruktionspläne in der Schublade, an deren Nachbau ich demnächst arbeiten werde!“

Es war Weihnachten. Zumindest war sich Frank, der in seinem dunklen Zellenloch vor sich hin fror, diesbezüglich relativ sicher. Jedenfalls neigte sich der Dezember des Jahres 2038 seinem Ende zu, wenn er sich beim Zählen der Tage nicht vertan hatte. Kohlhaas war für einige Zeit in seiner halbdunklen Zelle zurückgelassen worden und hatte nur ab und zu ein wenig Wasser und einige Scheiben Brot hineingeworfen bekommen. Ansonsten hatten sie ihn „schmoren“ lassen, wie es der vorgesetzte KKG-Offizier ausdrückte. Heute war er noch einmal verhört worden und sie hatten ihm mit einem Hammer den kleinen Zeh zerschlagen, als er ihnen erneut keine brauchbaren Informationen geben wollte. Nach einigen Schlägen ins Gesicht war er wieder in die Zelle gebracht worden, um ihn dort seinen Ängsten und Qualen zu überlassen. Der stechende Schmerz in seinem Zeh übertönte jenen in seinem angeschwollenen Gesicht allerdings um ein Vielfaches. Wieder und wieder kroch Frank durch die Zelle, von einer schmutzigen Wand zur anderen, und jammerte wie ein verwundetes Tier vor sich hin.
„Das nächste Mal wirst du richtig mit dem Skalpell bearbeitet, du Pisser!“, hatte ihm der verhörende Offizier noch mit auf den Weg gegeben, bevor er schreiend zurück in die Zelle geschleift worden war.

Nun verharrte Frank wieder in dem kalten Betonraum, sich für endlos erscheinende Stunden in eine verdreckte, graue Decke einhüllend. Gegen Mittag holten sie ihn schließlich wieder aus dem dunklen Loch heraus und verhörten ihn noch einmal. Wie Nadelstiche klangen die Fragen des hässlichen KKG-Mannes in seinen Ohren und für jede unbefriedigende Antwort ritzte ihm ein kollektivistischer Soldat mit dem Skalpell in die Hautoberfläche seiner Arme.
Anschließend verpassten sie ihm wieder Stromstöße und schnitten ihm dann den kleinen Finger seiner linken Hand mit einer Geflügelschere ab. Doch Frank, halb verhungert und fast ohnmächtig vor Schmerzen, gab nichts außer gequälten Schreien von sich. In Wahrheit wusste er auch nicht sonderlich viel von den militärischen Vorbereitungen Tschistokjows. Kohlhaas hatte keine Ahnung von der mittlerweile erreichten Heeresstärke der Volksarmee der Rus oder der Anzahl ihrer Panzer.
„Bringt ihn zurück. Ich muss mir überlegen, ob der Kerl überhaupt noch brauchbar ist!", erklärte der Offizier mit dem schwarzen Schnauzbart seinen Gehilfen und betrachtete die von Frank stammenden kleinen Blutspritzer an seiner Uniform.
„Ich kann euch nichts sagen! Ich weiß nichts über die genaue Heeresstärke der Volksarmee. Ich habe nur 1.000 Waräger angeführt, sonst nichts!", stöhnte der General und hielt sich seine blutende Hand.
„Halt die Schnauze!", brummte der KKG-Funktionär zurück und ließ Frank wieder in seine Zelle werfen.

Der Inhaftierte lag auf dem Rücken und schnaufte leise. Wo früher der kleine Finger seiner linken Hand gewesen war, klaffte jetzt eine mit Blut verkrustete Wunde. Seinen

zerschmetterten Zeh hatte er sich nicht mehr angesehen, was nichts daran änderte, dass er nur noch durch die dunkle Zelle humpeln oder kriechen konnte.
Sieben Mal war die Sonne seit dem letzten Verhör vor seinem kleinen Dachfenster auf- und niedergestiegen. Sieben Nächte voller Ängste und unruhigem Schlaf waren vergangen. Einmal hatten ihn die Kollektivisten mitten in der Nacht mit kaltem Wasser übergossen und dann liegen lassen. Jetzt, wo der Winter mit voller Härte über Russland hereinzubrechen drohte, hätte das seinen Tod bedeuten können.

Frank pinkelte in einen schäbigen Plastikeimer und stellte ihn wieder neben die Stahltür des Betonraumes. Es stank in seiner Zelle inzwischen wie in einem Kuhstall und er konnte manchmal vor Ekel und Abscheu kaum noch atmen.
Mit jedem verstreichenden Tag wurden seine Ängste schlimmer und die furchtbaren Erinnerungen an seine Zeit in der Holozelle nagten an seinem Geist wie Ratten am Gebälk eines modrigen Hauses.
„Ich bin mal gespannt, wann Herr Irrsinn wieder kommt", sagte er manchmal leise zu sich selbst und grinste sarkastisch.
Wenn sie ihn noch weitere Wochen, Monate oder gar Jahre in diesem Loch lassen würden, dann würde Herr Irrsinn wieder auftauchen, da war sich Frank sicher. Auf ihn konnte man sich zumindest verlassen, denn er fand den Weg in jede Zelle auf der ganzen Welt. Der imaginäre Freund benutzte nämlich nicht die üblichen Ein- und Ausgänge, wie die gewöhnlichen Menschen. Nein, er kam durch das klaffende Portal des Wahnsinns, das sich wieder in Franks Kopf geöffnet hatte.

„Wenn sie mir jedoch den Kopf abhacken, dann kann auch Herr Irrsinn nicht mehr kommen“, erklärte sich Frank in diesen Stunden die Situation vollkommen logisch.
Aber im Gegensatz zur immer gleichen Holozelle bot die Gefangenschaft bei den Kollektivisten zumindest ab und zu etwas mehr Abwechslung, auch wenn es sich hierbei lediglich um Verhöre und Folterungen handelte. Die Schmerzen, welche sie ihm zufügten, erinnerten ihn zumindest daran, dass er noch lebte.
„The pain is here, to tell me that I'm still alive!”, schoss es Frank manchmal durch den Kopf. Es war die Textzeile eines alten Heavy Metal Liedes, das er als Jugendlicher oft gehört hatte. Hier passte sie durchaus.

Zwei lange Wochen waren inzwischen vergangen und Kohlhaas war noch mehrfach verhört worden. Er hatte den Kollektivisten nichts erzählt und immer wieder beteuert, dass ihm die Stärke von Tschistokjows Armee nicht bekannt war. Und das war nicht gelogen. Denn der General wusste bezüglich dieser Fragen lediglich Bruchstücke, definitiv zu wenig, um den Verhörenden brauchbare Informationen liefern zu können.
Doch sie glaubten ihm nicht und übersäten seinen geschundenen Körper mit Schnitten, Einstichen und Schlägen, so dass Frank nach stundenlanger Folter oft halb ohnmächtig in seine Zelle zurückgeschleift werden musste.
Blutige Schwellungen bedeckten sein Gesicht und nach jedem Verhör waren neue dazugekommen. Seine Oberarme waren mit scharfen Klingen zerschnitten worden und der Gefangene hatte sich längst damit abgefunden, dass es keinen Ausweg mehr aus dieser Hölle gab. Er war nur noch ein blutendes Stück Fleisch, dessen Auslöschung bereits beschlossen war. Diesmal konnte ihm auch sein

Glück nicht mehr helfen, dessen war sich Kohlhaas sicher. Daher versuchte er sich mit dem Gedanken an ein baldiges Ableben anzufreunden. Oft lächelte er mit einem Anflug von geistiger Umnachtung in sich hinein und erklärte sich, dass er bald vom Leid der Welt erlöst sein würde. Er hatte den Horror der Holozelle überlebt, nur um noch mehr zu leiden, wie er meinte.

Sein Gefühl für die Zeit war Frank mittlerweile abhanden gekommen und es interessierte ihn auch nicht mehr, was aus Tschistokjows Revolution wurde. Das waren Angelegenheiten der Sterblichen hier auf Erden, doch ihre Welt würde er bald verlassen. Zu Tode gepeinigt in diesem grauen Gefängniskomplex oder mit zerschossenem Kopf auf einem schlammigen Acker.

Das einzige, was ihn immer wieder kurzzeitig aus seiner Lethargie und Depression herausriss, waren die flüchtigen Gedanken an Julia. Aber auch sie, seine große Liebe, deren Herz er am Ende doch gewonnen hatte, war letztendlich auch nicht mehr als nur ein Trugbild gewesen.

„Gott wollte es nicht!“, haderte er immer wieder mit sich selbst. Und so verstrichen die Wintertage weiter in Qual und Einsamkeit.

Anfang Februar 2039 begann der russische Bürgerkrieg mit voller Härte. Artur Tschistokjow hatte nicht weniger als 15 Infanteriedivisionen seiner Volksarmee der Rus, etwa 380.000 Mann, aus dem Boden gestampft und fast jeden waffenfähigen jungen Mann in seinem Herrschaftsbereich rekrutieren lassen.

Mit japanischer Hilfe und einer fieberhaften Rüstung gelang es dem weißrussischen Präsidenten etwa 450 Gunjin Panzer, kaum 2 Divisionen, aufzustellen. Knapp 250 Kampfflugzeuge verschiedenster Art konnten zudem dank

Matsumotos Unterstützung ebenfalls aufgeboten werden. Das alles war jedoch lächerlich gegen die Streitmacht, welche Vitali Uljanin mit Hilfe der GCF und einer auf Krieg umgestellten Wirtschaft auf die Beine stellen konnte.
Mindestens 2 Millionen Soldaten hatten die Kollektivisten bis zum Jahresbeginn rekrutiert und sie füllten ihre Reihen täglich mit weiteren Männern auf. Inzwischen verfügte die schwarz-rote Macht über 2.000 Panzer und fast 1.500 Flugzeuge. Somit war sie Tschistokjows Streitkräften etwa 5:1 überlegen.
Mitte Februar stießen die beiden Bürgerkriegsarmeen in Orel zum ersten Mal im größeren Stil aufeinander. Die Rus hatten die Stadt, eine ihrer äußersten Stützpunkte im Osten, kaum mit einer Infanteriedivision der Volksarmee besetzt, als sie schon von einer gewaltigen Feindstreitmacht angegriffen wurden.
Etwa 10 Divisionen der schwarz-roten Armee unternahmen am 17.02.2039 einen ersten Großangriff auf Orel und verwickelten die Volksarmisten in einen verzweifelten Abwehrkampf. Wie ein aufgescheuchter Wespenschwarm fielen die kollektivistischen Scharen über den östlichen Außenbezirk her und schwemmten die Verteidiger durch ihre schiere Masse hinweg. Die Rus zogen sich in die Innenstadt zurück und verschanzten sich dort in den Häuserschluchten.
Die meisten Einwohner Orels hatten die Stadt zu diesem Zeitpunkt bereits in weiser Voraussicht verlassen und waren nach Westen geflüchtet.
Uljanins Soldaten konnte letztendlich trotz verbissener Gegenwehr und gewaltigen Verlusten nicht aufgehalten werden. Welle um Welle der Kollektivisten brandete gegen die befestigten Stellungen der Verteidiger und Tausende von heranstürmenden Angreifern wurden von den MG-

Salven der Volksarmisten niedergemäht, doch ihre Zahl erschien endlos. Unzählige Menschenleiber warfen sich fortwährend in das wütende Abwehrfeuer der Rus und türmten sich in den verwüsteten Straßen Orels auf, doch die schwarz-rote Masse wurde nicht kleiner.
Einige von Uljanins Milizionären waren bereits mit den modernen Reaper Sturmgewehren der GCF ausgerüstet worden oder trugen Flammenwerfer, andere hatten lediglich veraltete Schusswaffen und manche trugen nicht mehr als Äxte und Eisenstangen. Doch das störte die Befehlshaber der schwarz-roten Bürgerkriegsarmee nicht. Ihre menschlichen Ressourcen waren gigantisch und deshalb auch größere Verluste zu ertragen.
Nach drei Tagen waren die Soldaten Tschistokjows fast besiegt und die wenigen, die das Gemetzel in den Straßen überstanden hatten, flüchteten in den Westteil der brennenden Stadt.
Rasende Horden, die alles und jeden in ihrem Weg abschlachteten, waren ihnen auf den Fersen. Artur Tschistokjow, der Orel als strategisch und psychologisch enorm wichtig betrachtete, beorderte daraufhin 10.000 Mann seiner mittlerweile stark vergrößerten Warägergarde zur Unterstützung der sich zurückziehenden Volksarmisten in die schon fast gefallene Stadt. Darunter war auch Alfred Bäumer, den der weißrussische Präsident zum höheren Offizier ernannt hatte. Mit einem mulmigen Gefühl machte sich der Hüne mit seinen Kameraden am 20.02.2039 auf den Weg nach Osten.
Alf stockte der Atem, als er vor sich die halb verhungerten und vollkommen verdreckten Kameraden von der Volksarmee erblickte. Diese hatten gejubelt, als sie hörten, dass die Waräger auf dem Weg nach Orel waren, um ihre Verteidigung zu unterstützen.

Jetzt bezogen Tschistokjows Elitesoldaten in den zerschossenen Häuserblocks im Süden der Stadt Stellung, während ihnen einige Panzer und Geschütze folgten. Es sah allerdings keinesfalls gut aus, denn der Gegner hatte sich bereits nahe der Innenstadt verbarrikadiert und wartete ebenfalls auf Verstärkungen aus Zentralrussland, um Orel in einem letzten Großangriff vollständig zu erobern.

Bäumer, der mittlerweile zu einem führenden Befehlshaber der Warägergarde aufgestiegen war, tat einfach, was ihm befohlen wurde. Er wirkte jedoch still und mürrisch und es schien fast so, als ob er versuchte, seine Gedanken so gut es ging abzuschalten, um die ständige Trauer um seinen Freund Frank nicht wieder in seinen Kopf eindringen zu lassen.

Mit seinen weißrussischen Kameraden wechselte er nur die nötigsten Worte, ansonsten befolgte er lediglich die Anweisungen des Oberkommandos mit einer gewissen Lethargie.

„Wir haben ohnehin keine Chance!", flüsterte er leise vor sich hin, nachdem er sich hinter einem schweren Maschinengewehr postiert hatte und nachdenklich über die ausgestorbene Straße vor sich spähte.

„Was, Herr Offizier?", kam auf Russisch von der Seite.

Bäumer lächelte gequält, winkte ab, schüttelte nur den Kopf. Dann starrte er auf den Boden und gab ein lautes Seufzen von sich.

Es dauerte noch zwei unruhige Tage, bis die Kollektivisten ihren Sturmangriff unternahmen. Eingeleitet wurde er von einem massiven Artillerieschlag auf die Stellungen der Rus, dann rückten die schwarz-roten Scharen vor und überrannten die Soldaten Tschistokjows ohne größere Mühe. Gegen ihre zahlenmäßige Stärke konnten selbst die tapfe-

ren Waräger nichts ausrichten und bevor noch mehr junge Männer in einem aussichtslosen Kampf geopfert wurden, gab das weißrussische Oberkommando letztendlich den Befehl zur Räumung der Stadt. Orel war gefallen und die Freiheitsbewegung der Rus hatte damit nicht nur ein wichtiges Bollwerk verloren, sondern vor allem auch einen schweren psychologischen Schlag erlitten. Uljanin triumphierte.

Während Alf heil aus den Kämpfen um Orel nach Weißrussland zurückgekehrt war und sich trotz der Niederlage seines Lebens erfreute, war Frank mittlerweile vollkommen verzweifelt und rechnete jeden Tag mit dem Schlimmsten.
Doch es geschah nichts. Die KKG-Männer ließen sich über eine Woche lang nicht sehen und schienen offenbar das Interesse an ihm verloren zu haben. Nur einmal waren zwei betrunkene Kollektivisten mitten in der Nacht in Franks Zelle getorkelt und hatten ihn mit einem Tritt in den Magen geweckt.
„Hast du gehört, du Stück Scheiße?“, hatte ein schlaksiger KKG-Mann gelallt und höhnisch durch den Raum gerülpst.
„Was wollt ihr?“, hatte Kohlhaas gekeucht, sich den Bauch haltend.
„Orel ist von uns erobert worden, du Arsch! Hast du gehört? Deine verdammten Waräger haben sich vor unseren Truppen verpisst!“
„Lasst mich doch in Ruhe …“, war Franks knappe Antwort gewesen.
„He! Ich rede mit dir, du Hurensohn!“, hatte einer der Kollektivisten daraufhin gebrüllt und ihm mit voller Wucht gegen den Schädel getreten.

Kohlhaas, den Kopf der grauen Betonwand zugedreht, hatte sich vor Schmerzen gewunden und war beinahe ohnmächtig geworden

„Ich wusste doch, dass die Waräger Schwuchteln sind!", hatte der Aufseher daraufhin gehöhnt und den Gefangenen vor sich auf dem Zellenboden noch weiter verspottet.

Der General war hingegen bemüht gewesen, den zwei angetrunkenen Männern keine Beachtung zu schenken und nicht auf ihre Provokationen zu antworten.

„Scheißhaufen sind deine Leute! Genau wie du, Herr Rus-Offizier!", hatten sie weiter gestichelt. Frank war still geblieben und hatte lediglich das zerbeulte Gesicht mit den Händen abgeschirmt.

„Wir werden euch alle vernichten! Merk dir das, du dreckiges Rus-Schwein!"

Nach weiteren Tritten und Schlägen waren die beiden schließlich wieder abgezogen und laut grölend aus der Zelle hinausgeschwankt. Kohlhaas hatte ihr hämisches Gezeter noch eine Weile auf dem Gang gehört, dann waren sie verstummt.

„Es war alles umsonst. Ich habe vergeblich gelebt!", schoss es ihm jetzt durch seinen schmerzenden Schädel.

Frank kroch in die hinterste Ecke der Zelle und rollte sich wieder in seine schmutzige, graue Wolldecke ein. Der General versuchte zu schlafen, doch Schmerzen und Sorgen hielten ihn bis in die frühen Morgenstunden wach.

„Das war erst der Anfang! Die Berichte unserer Soldaten aus Orel sind wenig erbaulich. Und ich bin auch ganz ehrlich, derzeit sehe ich keine Möglichkeit, wie wir Uljanin aufhalten sollen!", erklärte Artur Tschistokjow den betreten dreinschauenden Mitgliedern seines Kabinetts.

„Vielleicht sollten wir uns aus Westrussland zurückziehen und den Kollektivisten das Feld überlassen. Dann konzentrieren wir alle unsere Truppen an der weißrussischen Grenze“, schlug der Wirtschaftsminister vor.
Der weißrussische Präsident warf ihm einen zornigen Blick zu und schrie ihn an: „Was? Aus Russland zurückziehen und die gewonnen Gebiete aufgeben? Ich höre wohl nicht richtig? Vielleicht auch noch St. Petersburg dem Feind überlassen, damit Uljanin auch dort neue Soldaten rekrutieren kann?“
Ein grauhaariger Mann meldete sich zu Wort, doch Tschistokjow winkte vor Wut bebend ab. Dann grollte er: „Derartige Vorschläge verbitte ich mir! Was sagen Sie, Herr Wilden?“
Der Deutsche kratzte sich grübelnd am Kopf und antwortete dann: „Ich sehe nur eine Möglichkeit für uns. Nämlich die, dass Matsumotos Japan aktiv in den Krieg eingreift und eine zweite Front in Asien eröffnet.“
Ein Raunen ging durch die Kabinettsmitglieder, einige von ihnen schüttelten die Köpfe. Tschistokjow schlug mit der Faust auf sein Rednerpult und ermahnte seine Berater, das Gemurmel einzustellen.
„Die Japaner! Ja, das wäre schön, aber ich glaube nicht, dass sich Matsumoto zu diesem Schritt entschließen wird!“, knurrte der Anführer der Rus.
„Außerdem wird die japanische Armee wohl kaum bis nach Moskau vorstoßen können“, gab Minister Schukow zu bedenken.
„Es würde erst einmal ausreichen, wenn unsere ostasiatischen Verbündeten zumindest einen Teil der kollektivistischen Streitkräfte im Osten binden könnten“, verteidigte Wilden seinen Plan.

Artur Tschistokjow verzog mürrisch sein Gesicht und erklärte die heutige Sitzung für aufgelöst. Dann winkte er seinen Freund, den weißrussischen Außenminister, zu sich und gab ihm die Anweisung, weitere Verhandlungen mit der japanischen Regierung aufzunehmen.
„Wir haben zu verlieren nichts, Thorsten! Also versuche es einfach!“, sagte er leise auf Deutsch und klopfte Wilden auf die Schulter.

Mittlerweile hatte eine halbe Million Soldaten der schwarz-roten Armee das Industriezentrum im Südosten der Ukraine besetzt und bereitete sich auf den Vormarsch nach Westen vor. Die Heeresgruppe, welche diesmal mit neuen Panzern aus Nordamerika ausgestattet war, wurde von General Leo Dschugin geführt und hatte die Aufgabe, den Rest des Landes unter Kontrolle zu bringen, um dann in den Süden Weißrusslands vorzustoßen. Von Moskau und Rybinsk rückten weitere Verbände der Kollektivisten vorwärts nach Westen, um die von den Rus besetzten Städte anzugreifen.
Die nördlichen Streitkräfte standen unter dem Befehl von Theodor Soloto, der nach seiner Vertreibung aus St. Petersburg bittere Rachegelüste verspürte und einen schnellen Vorstoß in die ländlichen Regionen rund um Rybinsk befahl. Bis Ende des Monats stießen Uljanins Truppen hier auf wenig Widerstand und trieben die zahlenmäßig unterlegenen Volksarmisten weiter vor sich her. Anfang März eroberten sie Vysnij Volocek und weitere Kleinstädte im Hinterland. Nun ließ die kollektivistische Führung auch die ersten Bomber zum Einsatz kommen und führte einen vernichtenden Schlag gegen Velikie Luki nahe der Grenze zu Weißrussland.

Artur Tschistokjow befahl daraufhin die Bombardierung von Orel und schickte fast seine gesamten Luftstreitkräfte los. Beide Städte wurden schließlich vollkommen in Schutt und Asche gelegt. Doch während die Zerstörung Orels die kollektivistische Führung kaum interessierte, schmerzte die Rus der Schlag gegen Velikie Luki sehr.
GCF-Truppen, die über den skandinavischen Landweg oder per Schiff in den Norden Russlands einrückten, besetzten zur gleichen Zeit die gesamte Kolskij Halbinsel und stießen weiter bis nach Kockoma im Norden von St. Petersburg vor.
Kollektivistische Milizen des polnischen Revolutionärs Gregor Wainizki, deren Aufstellung die Weltregierung ausdrücklich erlaubt hatte, versuchten derweil ihrerseits über die Westgrenze Weißrusslands nach Brest vorzustoßen, konnten jedoch von den Soldaten der Volksarmee vertrieben werden.
Noch hatte der Feind seine Streitkräfte nicht ausreichend organisiert, um Tschistokjow und seinen Nationenbund vollständig vernichten zu können, doch seine Übermacht war so gewaltig, dass es nur eine Frage der Zeit zu sein schien, bis es so weit war.
Der weißrussische Präsident hielt eine Fernsehansprache nach der anderen und schwor sein Volk fast täglich auf den entscheidenden Verteidigungskampf ein, doch Angst und Unsicherheit lähmten immer mehr Weißrussen und Balten, obwohl sie eigentlich zu ihm standen und seine Politik befürworteten.
Mit sehr begrenzten Mitteln und gegen alle internationalen Widerstände hatte es Artur Tschistokjow immerhin geschafft, die Wirtschaftskrise nachhaltig zu mildern und Hunderttausenden von Weißrussen wieder Arbeit zu geben. Die Lebensqualität hatte sich in den letzten Jahren

deutlich verbessert, doch der jetzt entfachte Krieg drohte das Aufgebaute wieder zu zerstören.
„Wir müssen lernen, hart gegen uns selbst zu sein!“, predigte der Revolutionsführer seinem Volk in dieser Zeit unaufhörlich.
Doch tief im Inneren zweifelten seine Getreuen und auch er selbst an einer realistischen Chance gegen die mächtige Allianz der Kollektivisten und des Weltverbundes. Zu gewaltig war die Zahl der Gegner und unbeirrt schob eine brutale Welle aus dem Osten die Volksarmee der Rus Stück für Stück nach Westen zurück. Am 11. März des Jahres 2039 leuchtete jedoch ein kleines Fünkchen Hoffnung am Horizont auf. Es kam aus Japan. Präsident Matsumoto hatte sich entschieden.

Nutzlos für die Sache

Laut schreiend lief Wilden über den Flur des Präsidentenpalastes von Minsk und fuchtelte dabei wild mit den Armen herum. Ein verdutztes Mitglied von Tschistokjows Beraterstab, das ihm auf dem Gang entgegen kam, wurde von ihm beinahe über den Haufen gerannt.
„Die Japaner! Die Japaner! Sie werden uns helfen!“, rief der Außenminister lauthals, um voller Enthusiasmus in Artur Tschistokjows Büro zu stürmen.
Der weißrussische Präsident, soeben noch in einen Berg von Akten vertieft, blickte auf und musterte Wilden mit fragender Miene.
„Was ist denn los, Thorsten?“, wollte der Russe wissen.
„Artur! Die Japaner! Sie helfen uns! Hier!“
Tschistokjow nahm seinem Freund das Stück Papier aus der Hand und begann zu lesen. Einen Moment später lächelte er zufrieden und donnerte mit der Faust auf den Schreibtisch.
„Ja!“, schrie er durch sein Büro und klatschte in die Hände. „Dieses Fax habe ich eben vom japanischen Außenminister Mori bekommen. Matsumoto lässt seine Truppen in Sibirien einrücken, um unseren Kampf zu unterstützen!“
Wildens Gegenüber hüpfte wie ein kleines Kind auf einem Bein um seinen Schreibtisch herum und umarmte den Überbringer der guten Nachricht mit einem Freudenschrei.
„Das ich hätte nicht gedacht! Danke, Thorsten! Wie hast du gemacht?“, fragte Tschistokjow.
Wildens Augen strahlten wie die aufgehende Sonne und er erwiderte: „Ich habe gestern mehrere Stunden mit Mori telefoniert. Es hat mich einiges an Überredungskunst

gekostet, aber es hat funktioniert. Jetzt sind wir in diesem Krieg nicht mehr allein!"
„Wir müssen Gott danken!", stieß der Präsident selig aus und sank erleichtert zurück auf seinen Stuhl.
„Auf Matsumoto können wir uns verlassen!", meinte Wilden, während der Anführer der Rus für einen kurzen Augenblick völlig gelöst und entspannt wirkte. Endlich handelten die Japaner!
In den folgenden Tagen berichteten die gleichgeschalteten Medien in allen Erdteilen vom „Angriff Japans auf die friedliebenden Kollektivisten" und geißelten Matsumoto einmal mehr als „Kriegstreiber" und „verrückten Diktator".
Der japanische Präsident hatte mit dem Angriff auf Sibirien wahrlich einen kühnen Schritt unternommen und die internationale Presse dankte es ihm mit einem Feuerwerk aus Hetze und Verleumdung. Doch das war nichts Neues. Sowohl Haruto Matsumoto als auch Artur Tschistokjow hatten sich längst daran gewöhnt und nun galt es, dem Gegner einen möglichst schweren Schlag zu versetzen und seine Streitkräfte von zwei Seiten aus zu attackieren.

Frank hätte Julias Foto, das er auf seinem DC-Stick gespeichert hatte, gerne noch einmal angesehen, doch den Datenträger hatten ihm seine Häscher schon zu Beginn der Haftzeit weggenommen, um ihn akribisch nach militärischen Informationen zu durchforsten. So blieb ihm nur die Erinnerung an seine große Liebe. Aber auch die Gedanken an Julia konnten den General, der in einer finsteren Betonkammer geschunden vor sich hin vegetierte, weder retten noch auf Dauer aufheitern.
Richtig geschlafen hatte er seit Wochen nicht mehr und die ständige Angst vor den Aufsehern, die ihn, wenn sie genug

Wodka getrunken hatten, gerne einmal unsanft aufweckten und verprügelten, ließ ihn auch in der tiefsten Nacht niemals völlig ruhen. Dieser quälende Zustand des Dösens und der Halbwachheit peinigte den Gefangenen fast mehr als die Folterungen bei den Verhören. Sein Verstand hatte sich inzwischen wieder in ein zerfetztes Fragment aus Furcht und Wahnsinn verwandelt und alle seine Alpträume, die er nach der Holozelle nur mühsam losgeworden war, peinigten ihn sofort wieder, wenn er doch einmal kurz einnickte.

Er würde es diesmal nicht überstehen, da war sich Frank sicher. Eine Flucht war unmöglich und die Kollektivisten würden ihn unter keinen Umständen am Leben lassen, egal ob er ihnen militärische Informationen preisgab oder nicht.

Vor einigen Tagen waren seine mit Narben übersäten Oberarme erneut mit einem Skalpell verunstaltet worden. Dann hatten die Aufseher ihm irgendein Zeug über die Wunden geschüttet, das furchtbar brannte und ihn vor Schmerzen hatte jammern lassen.

„Es ist alles zu Ihrem Besten, Herr General! Damit entzünden sich Ihre zahlreichen Wunden nicht, denn wir brauchen Sie noch und sind stets um Ihr leibliches Wohl besorgt“, hatte der sadistische KKG-Offizier gehöhnt.

Frank hatte es sich längst abgewöhnt, ihm noch zu antworten und meistens war er so sehr mit den Qualen, die sie ihm beständig zufügten, beschäftigt, dass er sowieso keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte.

Jetzt hockte er wieder in dieser grauenhaften Kammer und bildete sich ein, dass ihn die Betonwände hasserfüllt anstarrten. Draußen war es dunkel geworden und ein wenig fahles Mondlicht drang durch das kleine Fenster unter der Decke. Ansonsten umgaben ihn lediglich Furcht

und Finsternis. Manchmal stellte sich Frank vor, dass Herr Irrsinn gleich seinen bleichen, kahlen Schädel aus der Schwärze herausschieben und ihm zulächeln würde. Doch der wahnsinnige Gefährte kam nicht. Selbst er ließ Frank an diesem gottlosen Ort im Stich.

Die ostasiatischen Verbündeten hatten zuerst die sibirische Insel Sakhalin besetzt und ihren Fuß damit offiziell auf von der Weltregierung beanspruchtes Territorium gesetzt. Matsumoto ließ seinen mündlichen Zusicherungen Taten folgen. Begleitet vom geifernden Wutgeschrei der internationalen Medien, drohte der Weltpräsident Japan daraufhin mit einer weiteren militärischen Intervention, doch das Inselreich ließ sich nicht beirren.
„Japan mischt sich mit einem imperialistischen Angriffsakt in die Angelegenheiten Russlands ein!“, titelten die Blätter in Nordamerika und Europa.
„Matsumoto will Groß-Japan!“, warnten die Washington Daily News am 13. März.
Diese Doppelzüngigkeit war wieder einmal bezeichnend für die Strategie der Weltregierung, denn lange vor Japan hatte sie sich selbst in die innerrussischen Angelegenheiten eingemischt und die Kollektivisten mit riesigen Waffenlieferungen und sogar GCF-Verbänden unterstützt.
„Japan kommt lediglich seiner Bündnispflicht nach!“, hielt das japanische Staatsoberhaupt dem Weltverbund entgegen und forderte diesen noch einmal eindringlich auf, sämtliche GCF-Streitkräfte aus Russland abzuziehen.
Die Reaktionen auf seine Forderungen blieben jedoch erwartungsgemäß aus und so gingen japanische Truppen einige Tage später auch ans sibirische Festland, besetzten Nahodka, um anschließend in Richtung Wladiwostok zu marschieren.

Eine weitere Streitmacht des Inselvolks ging bei Chabarovsk, einem wichtigen Luftstützpunkt der GCF nahe der chinesischen Grenze, an Land und schloss die vor Ort befindlichen Feindstreitkräfte aus GCF und asiatischen Kollektivisten in einer Zangenbewegung ein. Bei Bicevaja wurden die Verteidiger in einem ersten Kampf zurückgeworfen und nach Süden gedrängt. Gleichzeitig schlugen die Japaner eine gegnerische Streitmacht bei Artem und verfolgten ihre Reste nach Norden.
Die nächste Falle schnappte am Fuße des Gebirges von Sihote Alion zu, wo die übrigen Verbände von GCF und Kollektivisten in einer Kesselschlacht vernichtet wurden. Am 17. März hatten die Japaner die karge und felsige Region im sibirischen Süden endgültig unter ihre Kontrolle gebracht und die überraschten Streitkräfte des Gegners weitgehend zerschlagen. Uljanin und seine Verbündeten hatten etwa 80.000 Tote und Verwundete zu beklagen, weitere 30.000 Soldaten gerieten in japanische Gefangenschaft. Matsumotos Entsatzstreitmacht aus knapp 500000 Soldaten hatte um die 40.000 Mann verloren, war jedoch siegreich gewesen und konnte ihren Vormarsch nach Nordwesten fortsetzen.
Bei den erfolgreichen Verstößen der japanischen Armee waren erstmals auch die neuartigen, waffenstarrenden Shosha Panzer zum Einsatz gekommen, die bei den Kämpfen wertvolle Dienste geleistet hatten.
Noch im Siegestaumel stießen die Japaner schließlich Hunderte von Kilometer in das kalte Ödland Sibiriens jenseits der nordchinesischen Grenze vor und standen bald vor riesigen, kaum besiedelten Weiten.
Im Gegenzug reagierte die Weltregierung und ließ GCF-Verbände die Philippinen angreifen. Der japanische Präsident musste nun selbst entsetzt mit ansehen, wie das

abtrünnige Land in Südasien, sein Verbündeter, innerhalb weniger Tage von den internationalen Streitkräften über den Schnabel genommen wurde. Die japanischen Hilfsstreitkräfte kamen zu spät. Schon am 23. März war die philippinische Hauptstadt Manila gefallen und die rebellische Regierung abgesetzt worden. Der unabhängige Staat war im Sturm überrannt worden und wurde aufgelöst. Ein der Weltregierung treu ergebener Sub-Gouverneur kam wieder an die Macht und die Philippinen wurden erneut dem Weltverbund angegliedert.
Artur Tschistokjow und sein Kabinett nahmen die Meldungen aus Ostasien mit einem lachenden und weinenden Auge zur Kenntnis. Einerseits hatte sich Japan endlich bereit erklärt ihnen zu helfen, andererseits war einer der wenigen verbündeten Staaten, die sich von der Weltregierung gelöst hatten, innerhalb kürzester Zeit von der Landkarte gefegt worden.
Derweil tobten die Kämpfe im Westen Russlands weiter. Vitali Uljanin verlegte einige Divisionen nach Irkutsk in Sibirien, um einem japanischen Angriff zuvorzukommen, und setzte ansonsten seine Eroberungskampagne im russischen Westen erfolgreich fort.

„Bis zu die japanische Küste es sind fast 14.000 Kilometer!“, stöhnte der weißrussische Präsident. Er sah Außenminister Wilden desillusioniert an. Offenbar hatte sich seine kurzzeitige Euphorie bezüglich des japanischen Eingreifens in den russischen Bürgerkrieg inzwischen wieder gelegt. Sein deutscher Gefährte runzelte die Stirn und wirkte ebenfalls nicht sonderlich zuversichtlich. Er versicherte Artur Tschistokjow, dass er noch einmal mit seinem japanischen Kollegen Akira Mori das weitere Vorgehen durchsprechen wollte.

„Die Japaner müssen tief ins sibirische Hinterland eindringen und eine zweite Front eröffnen. Das ist unsere einzige Chance“, betonte er.
„Was wollen sie in Sibirien? Da ist nur Steppe und Eis und Landschaft mit nichts. Die japanische Armee wird in den Leere laufen und vernichtet werden!“, lamentierte Tschistokjow verzweifelt auf Deutsch und schien auf einen guten Rat seines Freundes zu hoffen.
Wilden grübelte, dann erwiderte er: „Sie müssen zumindest bis nach Irkutsk und Novosibirsk kommen …“
Der Rebellenführer schnaubte vor sich hin, wobei er aufgeregt herumgestikulierte. „Das ist absolut unmöglich! Selbstmord! Wie wollen sie Reserve holen bei so viele Kilometer?“
„Du meinst Nachschub organisieren?“
„Ja! Sind Nachschub so etwas wie Reserve?“
„Kann man so sagen“, sagte Wilden und versuchte zu lächeln.
„Niemals wird Matsumoto so dumm sein. Es wird alles kaputt gehen. Jetzt sind auch noch die Philippinen weg!“, jammerte das weißrussische Staatsoberhaupt.
Der Außenminister runzelte die Stirn und dachte nach. Dann rief er: „Das Meer!“
Tschistokjow blickte ihn entgeistert an. „Das Meer? Willst du Fische fangen, Thorsten?“
Wilden holte seinen DC-Stick aus der Hosentasche und tippte sich durch das Menü. Dann öffnete er eine digitale Weltkarte und machte dem Präsidenten einen Alternativvorschlag.

Was außerhalb der Mauern des grauen Gefängniskomplexes geschah, konnte Frank kaum erahnen. Er hatte zwei Aufseher belauscht, die bei einem Gespräch auf dem Gang

erwähnten, dass japanische Truppen in Sibirien einmarschiert waren. Kohlhaas freute sich kurzzeitig über diese Nachricht, wenn sie denn überhaupt der Wahrheit entsprach, fiel dann jedoch wieder in seinen Zustand der Lethargie zurück.
Wie der russische Bürgerkrieg ausging und ob Japan eingriff oder nicht, war für ihn persönlich nicht mehr relevant. Seine Zeit in dieser Welt war so gut wie vorüber. Er stellte sich nur noch die Frage, wann sie ihn endlich erschießen würden oder ob sein gequälter Körper vorher während einer der Folterungen aufgab.
Der KKG-Offizier schien langsam die Hoffnung aufzugeben, von Frank doch noch wichtige militärische Informationen zu bekommen. Und der General hatte nun einmal auch nicht viel zu sagen, selbst wenn sie ihm die Haut abzogen oder sonst etwas mit ihm anstellten.
Artur Tschistokjow besaß seine eigenen Pläne und außerdem hatte sich die Situation in den letzten Wochen so sehr verändert, dass Kohlhaas über Rüstungsvorhaben und Heeresstärken gar nicht mehr auf dem Laufenden sein konnte. Aber das war inzwischen auch unwichtig geworden. Er war Frank Kohlhaas, der Anführer der bei den Kollektivisten verhassten und gefürchteten Warägergarde, und seine Feinde würden sein Lebenslicht bald mit einem zynischen Lächeln austreten.
„Sieh einer an, so beschissen sieht Tschistokjows Kriegsheld heute aus!“, hatte der glupschäugige KKG-Offizier beim letzten Verhör getönt, nachdem er Franks Gesicht mit einigen Faustschlägen bearbeitet hatte.
Seine Gehilfen waren nur in lautes Gelächter ausgebrochen und hatten sich darüber ausgelassen, dass die Waräger schon bald alle tot sein würden. Dann hatten sie ihn in die Zelle zurückgeschleift, nur um ihn einige Stunden später

wieder in die Mangel zu nehmen. Kohlhaas bewunderte hingegen die Widerstandskraft seines eigenen Körpers, der mittlerweile eine solche Vielzahl an Prügeln und Schmerzen eingesteckt hatte, dass er es selbst kaum glauben konnte.
„Wir wollen Sie ja nicht umbringen, Herr General!“, hörte er immer wieder. Und das taten die Schergen Uljanins auch nicht. Sie achteten penibel darauf, Frank keine tödlichen Verletzungen zuzufügen und verstanden ihr schmerzhaftes Folterhandwerk als Meister ihres Fachs. Doch bald würde es vorbei sein. Es konnte nicht mehr ewig so weitergehen - das hoffte Frank jedenfalls.

Thorsten Wilden war für einige Tage nach Japan geflogen und traf sich noch einmal mit Außenminister Mori. Dieser war bezüglich des weiteren Vorgehens im russischen Bürgerkrieg mit ihm keineswegs einer Meinung und betonte, dass Japan kaum zu einer noch größeren Landinvasion Sibiriens in der Lage war.
Der ältere Herr aus Deutschland beschwor seinen Kollegen, die Offensive im fernen Osten nicht ruhen zu lassen und machte ihm ein anderes Angebot. Japan sollte seine Truppen mit Hilfe der Kriegsflotte durch das Nordmeer, entlang der sibirischen Küste, bis nach Europa transportieren.
Akira Mori fiel angesichts dieses kühnen Vorschlages fast vom Stuhl und winkte energisch ab. Einen Angriff mit Bodentruppen, die per Schiff Tausende von Kilometer durch das eisige Meer Sibiriens bis nach Murmansk transportiert werden sollten, hielt er zunächst für eine vollkommene Schnapsidee seines verzweifelten Kollegen aus Weißrussland.

Doch Wilden redete wieder und wieder auf ihn ein und versuchte ihm klar zu machen, wie wichtig es war, dass Japan in Westrussland direkt vor Ort eingriff. Der japanische Außenminister reagierte verhalten und verwirrt, schüttelte häufig einfach nur den Kopf, seinen Gast aus Europa ungläubig anstarrend.
Das Gespräch führte schließlich zu keinem für Wilden befriedigenden Ergebnis, aber Mori versprach ihm zumindest, Präsident Matsumoto seinen strategischen Plan in allen Einzelheiten darzulegen.
„I will ask him!“, gelobte der Japaner und verabschiedete den Deutschen mit einem verstörten Lächeln.
Japan hatte ohnehin schon in den Krieg eingegriffen, obwohl Mori zuvor auch eine Landinvasion Sibiriens abgelehnt hatte. Würden sich Präsident Matsumoto und er erneut von Wilden umstimmen lassen?

Gestern hatten GCF-Bomber Nowgorod angegriffen und einige Fabrikanlagen zerstört. Dann waren sie in Richtung Innenstadt geflogen und hatten die Wohnhäuser mit einem furchtbaren Bombenhagel überschüttet. Die wenigen Flugabwehrgeschütze und Kampfjets, welche Tschistokjows Streitmacht zur Verfügung gehabt hatte, waren nach kurzem Kampf vernichtet worden. Jetzt besaß der Feind auch hier die Lufthoheit.
Die Front war in den letzten Tagen weiter nach Westen verschoben worden und die Kollektivisten arbeiten sich schrittweise vor. Östlich von Nowgorod hatten sich die Volksarmisten und einige Verbände der Warägergarde, den schwarz-roten Ansturm erwartend, in den Dörfern und Wäldern verschanzt. Alfred Bäumer befand sich als leitender Offizier unter den Elitesoldaten. Er hatte schon tagelang nichts Richtiges mehr zu essen bekommen. Ab

und zu brachten einige Dorfbewohner den Warägern Nahrungsmittel vorbei. Ansonsten blieben ihnen nur die dürftigen Notrationen.
„Wie stark ist der Feind, Herr Bäumer?“, fragte einer der russischen Kameraden. Der Mann schob sein dreckiges Gesicht über den Rand des Schützengrabens.
Alf zuckte mit den Schultern. Er konnte nichts Genaues sagen, aber die Kollektivisten waren wie überall zahlenmäßig deutlich überlegen und ihre Linien schoben sich immer weiter an die Abwehrfront in dieser ländlichen Region heran.
„Die Dorfbewohner haben große Angst vor der Rache der Kollektivisten!“, erklärte ein älterer Warägergardist.
Bäumer nickte und konnte sich ausmalen, was Uljanins Soldaten mit den Einwohnern des benachbarten Dorfes anstellen würden, weil diese ihnen Nahrungsmittel gebracht und sie unterstützt hatten.
Hier im ländlichen Gebiet rund um Nowgorod waren Tschistokjow und seine Rus äußerst beliebt, die Schwarz-Roten hingegen bitter verhasst. Letztere wussten das und hatten bereits angedroht, „mit dem rebellischen Bauernpack aufzuräumen“, sobald die Region erobert war.
Dazu bedurfte es auch nicht mehr viel, denn die Verteidiger waren erschöpft und ausgedünnt. Bis zum Abend verharrten Alfred und die anderen in ihren Stellungen. Dann rückten die Feinde plötzlich durch die verregnete Nacht vor und sie mussten sich aufgrund ihrer Übermacht in das nächstliegende Dorf zurückziehen.
So ging es Tag für Tag, den gesamten April hindurch und an allen Frontabschnitten. In der Ukraine hatten die Rus mittlerweile Kiew besetzt und notdürftig abgesichert. Ob die Stadt aber auch zu halten war, sollte sich erst noch herausstellen. Manchmal flehten sie die verängstigten

Einwohner regelrecht an, sie nicht im Stich zu lassen, doch es sah nirgendwo gut aus und es fehlte den Soldaten der Volksarmee an allem.

Am 07. April 2039 hatte Artur Tschistokjow in Minsk den „Tag der russischen Jugend“ mit Paraden und Kundgebungen feiern lassen. Die junge Generation stand ihm nach wie vor mit größter Sympathie gegenüber und der weißrussische Präsident präsentierte sein neues Erziehungsprogramm und diverse Maßnahmen zur Jugendförderung. Sport und Fitness wurden groß geschrieben, ebenso hatte Tschistokjow ein umfassendes Bildungskonzept für die Heranwachsenden entworfen. Etwa 100.000 junge Menschen jubelten ihm auf dem Platz vor dem Präsidentenpalast in Minsk bei seiner Rede zu.
„Ihr seid unsere Zukunft! Ihr werdet mir helfen, ein neues Volk aufzubauen!“, rief er ihnen entgegen und berauschte sich an der massenhaften Zustimmung seiner Zuhörer.
Die Zahl der jungen Männer, die sich freiwillig für die Volksarmee der Rus meldeten, stieg im Zuge dieser Großveranstaltung enorm in die Höhe, doch Soldaten hatte der Rebellenführer niemals genug. Zu klein und unbedeutend waren Weißrussland und das Baltikum im Gegensatz zu den bevölkerungsreichen Regionen, die Vitali Uljanin beherrschte. Dieser führte ständig ähnliche Veranstaltungen durch, beispielsweise die „Parade der schwarz-roten Jugend“ in Moskau, an dem sich etwa 300.000 Mitglieder der Jugendorganisation der KVSG beteiligten.
Verteidigungsminister Gregori Lossov ließ derweil in St. Petersburg weitere Rekruten im Zuge der allgemeinen Wehrpflicht für die Volksarmee einziehen und stellte zwei neue Divisionen auf.

Sie hatten Frank wieder einmal an einen metallischen Stuhl gefesselt und er wartete auf die üblichen Schmerzen und Demütigungen, die jedes Verhör begleiteten. Zwei KKG-Männer hatten sich hinter ihn gestellt und nun betrat auch der sadistische Offizier des schwarz-roten Kampfverbandes den trostlosen Raum.
„General Kohlhaas! Wie geht es uns heute?“, fragte er grinsend.
Frank schwieg teilnahmslos, starrte gedankenlos auf den grauen Betonboden des Verhörzimmers.
„Gut, lassen wir diesen Mist!“, bemerkte der Kollektivist. „Ich habe mit meinen Vorgesetzten Rücksprache gehalten und kann Ihnen hiermit sagen, dass dies heute das letzte Verhör sein wird, Herr Kohlhaas!“
Der Gefangene hob kurz seinen Kopf und blickte den KKG-Offizier an.
„Ja, du hast richtig gehört, mein Freund! Das letzte Verhör! Oder besser gesagt, die letzte Chance! Wenn wir doch noch brauchbare Informationen über Tschistokjows militärische Vorhaben bekommen können, dann wirst du diese Sache vielleicht überleben, Kohlhaas!“
„Ach?“ Frank lächelte gequält.
„Ja! Rede einfach und ich lasse dich vielleicht laufen!“
„Was wollen Sie hören, verdammt?“, stöhnte Frank.
„Das weißt du doch! Wie stark ist die Warägergarde inzwischen? Wo plant Tschistokjow seine nächsten Angriffe? Sag uns endlich, was wir wissen wollen!“
„Ich weiß nichts Genaues. Vielleicht sind es jetzt 5.000 Waräger oder mehr. Scheiße, was weiß ich!“, jammerte Frank verzweifelt.
„Der edle Deutsche spielt schon wieder unwissend, wie? Gut, was soll’s! Wir beginnen mit dem Verhör und wenn

dir doch noch etwas Brauchbares einfällt, dann sag uns Bescheid …"
Der KKG-Offizier winkte einen seiner Gehilfen heran, welcher eine Reihe von stumpfen und spitzen Gegenständen auf einem rollenden Tisch vor sich her schob.
„Die Schneiderei lassen wir heute mal. Holt mir den Lötkolben!", brummte der oberste Aufseher.
Ein KKG-Mann verließ den Raum, um nach einigen Minuten wieder zurück zu kommen.
„Nicht vergessen, großer General, ich gebe dir jetzt noch einmal die Chance zu reden! Ansonsten muss ich annehmen, dass du nutzlos für uns bist und die entsprechenden Maßnahmen anordnen!"
Kohlhaas sagte nichts und ließ seinen Kopf langsam nach unten sinken. Dann brachen die Schmerzen wieder über ihn herein und schreiend und wimmernd überstand er auch dieses grausame Verhör. Wieder erfuhren sie nichts von ihm, weil er nach wie vor nichts wusste.
„Bringt dieses nutzlose Stück Dreck zurück in seine Zelle!", hörte Frank den KKG-Offizier noch hinter sich fauchen, als ihn dessen Gehilfen wie einen nassen Sack durch den Gang zerrten.
„Jetzt kann ich auch nichts mehr für ihn tun!", bemerkte der oberste Aufseher kalt und wischte sich die Blutspritzer auf seinem Lederhandschuh mit einem schmutzigen Tuch ab.

Frank kauerte sich halb tot geprügelt in eine schmutzige Ecke der Betonkammer. Draußen auf dem Gang hörte er einige Wärter lachen und johlen.
„Nutzlos für die Sache" war er, wie der KKG-Offizier so zynisch bemerkt hatte. Wenn man als Gefangener „nutzlos" war, dann konnte das unter Umständen bedeuten,

dass die Folterungen und brutalen Verhöre endlich aufhörten. So hatte Kohlhaas den glupschäugigen Mann jedenfalls verstanden. Allerdings war dies keinesfalls ein Grund zur Freude, denn wer die Kollektivistenführer kannte, wusste auch, was sie mit „nutzlosen" Gefangenen anstellten: Auf sie wartete die Liquidierung.

Frank war zu erschöpft und gepeinigt, um sich darüber ausreichend Gedanken machen zu können. Er fühlte sich innerlich leer. Blutige Flecken übersäten seine verdreckte Kleidung durch die zahlreichen, kleinen Wunden, die sie ihm heute wieder mit dem Skalpell zugefügt hatten.

Der tapfere General weinte leise vor sich hin, doch war er bemüht darauf zu achten, dass sein Wimmern draußen auf dem Gang nicht zu hören war. Sie sollten nicht merken, dass sie ihn längst gebrochen hatten. Er gestand sich selbst ein, dass er alles über die militärischen Vorbereitungen Tschistokjows verraten hätte, wenn sie ihm nur bekannt gewesen wären.

„Hauptsache sie quälen mich nicht weiter …", dachte er sich tief im Inneren und wer ihn hätte sehen können, dieses blutende, jämmerliche Stück Mensch in einer dunklen Ecke, der hätte es ihm wohl kaum übel nehmen können. Ab heute war er offiziell für „nutzlos" erklärt worden.

„Tötet mich doch endlich!", flüsterte er leise, mit Tränen im Gesicht.

Dann dachte er noch einmal an Julia und stellte sich vor, wie er ihr Engelsgesicht mit seiner schmutzigen Hand streichelte. Irgendwann übermannte ihn jedoch die Erschöpfung und er schlief für einige Stunden auf dem Haufen milbenverseuchter Decken in seiner Zelle.

Vitali Uljanin schritt hochnäsig vor seinen KKG-Offizieren im neu eingerichteten Hauptquartier der KVSG

in Moskau auf und ab und sah sie mit seinen listigen, kleinen Augen an.
„Männer, wir ändern unsere Strategie! Schluss mit den halbherzigen Scharmützeln. Ich habe mir vorgenommen, eine riesige Armee aufzustellen und sie konzentriert gegen Tschistokjow zu führen. Es wird ein gewaltiger Hammerschlag, der alles zermalmen wird, was uns noch im Wege steht. Wir werden die schwarz-rote Fahne im Herzen von Minsk hissen und die Revolution damit endgültig zum Sieg führen!"
„Aber es läuft doch alles gut, Herr KVSG-Vorsitzender!", bemerkte einer der Offiziere. „Überall gewinnen unsere Truppen an Boden."
Uljanin fletschte die Zähne und warf dem unaufgefordert dazwischen redenden Mann einen verärgerten Blick zu.
„Ich bin dieses Geplänkel leid! Es geht mir mit dem Vormarsch definitiv zu langsam! Wenn wir endlich eine große Streitmacht ausheben, dann überspülen wir Westrussland, Weißrussland und das Baltikum innerhalb kürzester Zeit und können uns im Anschluss den Japanern in Sibirien zuwenden!", donnerte Uljanin.
Die übrigen KKG-Offiziere schwiegen und schlugen die Hacken zusammen. Der Kollektivistenführer befahl ihnen eine noch intensivere Rekrutierungsarbeit in allen russischen Städten, wobei er von einer mehrere Millionen Mann umfassenden Streitmacht redete.
„Hat uns die Weltregierung denn überhaupt schon ausreichend Infanteriewaffen geliefert, um so viele Soldaten aufstellen zu können?", wollte einer der Anwesenden wissen.
„Von mir aus drücken Sie den Soldaten ein Küchenmesser in die Hand. Es kommen doch täglich neue Lieferungen aus Europa-Mitte und Nordamerika. Außerdem haben wir

selbst schon eine große Zahl an Waffen herstellen lassen. Und wenn der eine oder andere eben nicht so gut ausgerüstet ist, dann interessiert mich das auch nicht weiter. Im Gegensatz zu Tschistokjow haben wir ausreichend Menschenmaterial in Reserve, verstehen Sie?", gab der spitzbärtige KVSG-Chef zynisch zurück.
„Zu Befehl!", riefen seine Offiziere und verschwanden. Uljanin verschränkte seine knochigen Arme vor der Brust und sah ihnen mit versteinerter Miene nach.

Anfang April 2039 brachen in Nordamerika schwere Rassenunruhen in den Großstädten aus. Der bei der hispanischen Bevölkerung sehr einflussreiche Politiker Antonio Ramirez hatte mit seiner Forderung eines eigenen Staates für den mexikanischen Bevölkerungsanteil auf dem Gebiet des ehemaligen US-Bundesstaates New Mexico eine wahre Sturmflut ausgelöst, die nun in gewalttätigen Ausschreitungen gipfelte.
Vor allem in Los Angeles und den anderen Großstädten der amerikanischen Westküste gingen Schwarze, Latinos und die überall zur Minderheit gewordenen Weißen aufeinander los. Außerdem hatte Ramirez seine Landsleute aufgefordert, sich trotz behördlichem Befehl keinesfalls mit den implantierten Scanchips registrieren zu lassen. Die Weltregierung hatte zu Beginn des Jahres 2039 die staatliche Zwangsregistrierung der restlichen Bevölkerung im Verwaltungssektor Amerika-Nord angeordnet. Antonio Ramirez sprach in diesem Kontext öffentlich von „Unterdrückungsmaßnahmen", „Staatsterror" und sogar „Tierhaltungsmethoden".
Am 10.04.2039 erlitt der bei vielen Latinos äußerst populäre Mann einen tödlichen Autounfall. Schnell kursierten Gerüchte über einen Mordanschlag durch die GSA und

Ramirez Anhänger organisierten einen landesweiten Streik der hispanischen Billiglohnarbeiter, der ganze Industriezweige lahm legte.
Die Unruhen in den Großstädten verwandelten sich innerhalb weniger Tage in bürgerkriegsähnliche Zustände. Die seit Jahrzehnten schwelenden Animositäten zwischen den verschiedenen Ethnien entluden sich in blutigen Krawallen. Am Ende schossen GCF-Soldaten dazwischen.
Die Augen der Weltöffentlichkeit und der Mächtigen wandten sich jetzt ganz den Ausschreitungen in Nordamerika zu und tagelang zeigten die Medien nur Bilder von brennenden Straßenzügen und aufgebrachten Massen. Das Interesse an den Vorgängen in Russland nahm für eine Weile spürbar ab, denn der reibungslose Verlauf der Massenregistrierungen hatte für den Rat der 13 oberste Priorität. Als die Unruhen gegen Ende des Monats schließlich auch Washington und New York erschütterten, wurde die übrige Welt in den Medien fast gar nicht mehr beachtet. Die Mächtigen beorderten etwa 100.000 GCF-Soldaten aus allen Teilen der Welt nach Nordamerika, um die öffentliche Ordnung in den Städten mit brutaler Gewalt wiederherzustellen.
Artur Tschistokjow kamen diese Zustände zu Gute, denn kurzzeitig schwoll die ständige Medienhetze gegen ihn ab und man ließ ihn in Ruhe. Etwa 10.000 GCF-Soldaten wurden aus Russland abgezogen und nach Kanada und in den Norden der ehemaligen USA verlegt. Allerdings hatte sich die militärische Situation dadurch nicht merklich verändert. Noch immer waren die Kollektivisten in Westrussland auf dem Vormarsch, auch wenn ihre Popularität bei Millionen Russen schon spürbar abgenommen hatte. Uljanins Versprechungen waren bisher nicht eingehalten

worden und die soziale Lage in den von ihm kontrollierten Regionen hatte sich extrem verschlechtert.
Große Teile des russischen Volkes waren durch die Zwangsenteignungen und Kollektivierungen vollkommen mittellos geworden und nagten am Hungertuch. Der Kollektivistenführer beschuldigte die Rus, dass sie seine „Revolution zum Wohle aller“ aufhielten, und machte sie allein für das soziale Elend und den Bürgerkrieg verantwortlich. Doch seine Worte wurden von immer weniger Russen geglaubt. Viele begannen allmählich ernsthaft am Kollektivismus zu zweifeln und stellten die Lehren Mardochows in Frage.
Innerhalb der Arbeiterschaft und bei den noch ärmeren Bevölkerungsteilen breitete sich die Unzufriedenheit am schnellsten aus, denn längst herrschten chaotische Zustände. Die Stillegung von Betrieben infolge von Rohstoff- oder Brennstoffmangel bedeutete den Ausfall von Lohn.
Mancher sah sich gezwungen, anderweitig, oft in den ländlichen Gebieten, Arbeit zu suchen. Hier griff jedoch der staatliche Zwang ein und es wurde schnell deutlich, dass an die Stelle des Unternehmers nicht die „Armen und Entrechteten“, sondern Uljanin und seine Elite aus kollektivistischen Funktionären getreten waren. Ihnen fielen jetzt sämtliche Profite der Betriebe zu. Die Chefs der KVSG herrschten über die erzielten Gewinne mit eiserner Faust, versetzten Arbeiter oder warfen sie einfach hinaus, wenn sie unnötig erschienen. Letztendlich erreichte wenig des Erwirtschafteten das russische Volk selbst. Der größte Teil blieb „beim Staat“ und wurde von den Kollektivistenführern - angeblich im Sinne des Allgemeinwohls - selbstherrlich vereinnahmt und verwaltet.
Auch der Handel innerhalb des Landes war zum Erliegen gekommen, Privathandel wurde sogar verboten. Häuser

und Grundstücke wurden ihren Besitzern zum „Wohle des Volkes" weggenommen und die Geldbeträge auf sämtlichen Scanchip-Konten durch die kollektivistische Führung eingezogen, um sie „neu verwalten" zu können.
Viele Funktionäre der kollektivistischen Bewegung und vor allem Uljanin selbst, schienen hingegen deutlich wohlhabender geworden zu sein. Wer sich im schwarz-roten System als treuer Diener hervorgetan hatte, der durfte ausnahmsweise doch Privateigentum besitzen und erhielt zahlreiche andere Privilegien. Oft zogen die Funktionäre der KVSG in die schönsten Häuser und fuhren Karossen, von denen die von ihnen angeblich vertretenen Entrechteten nur träumen konnten.
Viele der Unzufriedenen blickten in dieser Zeit nach Weißrussland und ins Baltikum und sahen wesentlich glücklichere Völker, welchen es, trotz Bürgerkrieg, deutlich besser als ihnen ging. Aber noch waren die Anhänger Uljanins zahlreich genug und prügelten mit brennendem Fanatismus jede öffentliche Kritik am Kollektivismus nieder. Ihr Terror gegen das russische Volk nahm derart zu, dass sich dank eines ausgeklügelten Systems von Überwachungen und Liquidierungen kaum noch Widerstand regte.
Als einige Tausend halb verhungerte Werktätige in Kazan schließlich doch einen Streik als Protest gegen die brutalen Zwangsmaßnahmen organisierten, wurden sie von KKG-Trupps zusammengeschossen und ihre Rädelsführer als „Arbeiterverräter" hingerichtet.
Die Rus versuchten derweil wieder verstärkt, den Kampf gegen den Kollektivismus auf geistiger Ebene fortzuführen und rüsteten ihre Kampfverbände mit Flugblättern, Datendisks und anderem Werbematerial aus. Das weißrussische Fernsehen beteiligte sich an der Werbeoffensive und

forderte alle unzufriedenen Russen auf, sich dem Kampf gegen den „kollektivistischen Massenterror“ anzuschließen.
Und die Kampagne war durchaus erfolgreich. Bis Anfang Mai strömten nicht weniger als 40.000 junge Männer aus Zentral- und Ostrussland zu den Rekrutierungsstellen der Volksarmee und zwei weitere Freiwilligendivisionen konnten aufgestellt werden. Als die Soldaten Tschistokjows versuchten, die verlorene Stadt Orel zurückzuerobern, stellten sich die meisten der noch verbliebenen Einwohner auf ihre Seite und unterstützen sie bei ihrem Angriff.
Das in der halb zerstörten Stadt provisorisch eingerichtete KVSG-Büro wurde von einer bewaffneten Volksmasse belagert und der örtliche Kollektivistenführer gelyncht. Nach einigen Tagen war Orel von der Volksarmee eingenommen worden und Peter Ulljewskis Verbände rückten nach, um die restlichen Feindkräfte auszuschalten. Allerdings war die Eroberung Orels nichts als ein Phyrrussieg, denn die weißrussischen Streitkräfte waren zu schwach, um die verwüstete Stadt auf Dauer halten zu können. Uljanins Soldaten verhielten sich jedoch erst einmal ruhig, denn sie versammelten sich zu einem Angriff furchtbarer Größe, der auch alle Verteidiger Orels mühelos zermalmen konnte.

Die Liquidierung

Seit dem letzten Verhör waren endlos erscheinende Tage vergangen und Frank war erneut allein mit seinen Ängsten und Schrecken zurückgelassen worden. Wer in diesem grauen Betongebäude sonst noch auf sein Schicksal wartete, wusste er nicht. Kontakte zwischen den Gefangenen ließen die Wärter nicht zu. Es war so wie in Big Eye, nur nicht so eiskalt bürokratisch und teuflisch technisiert.

„Bald ist es einfach vorbei", sagte Frank in den letzten Tagen immer häufiger zu sich selbst.

Julia, Alfred, Wilden und all die anderen würde er nie mehr wiedersehen. Wussten sie, dass er noch am Leben war oder hielten sie ihn schon längst für tot?

Im Grunde spielte es auch keine Rolle mehr, denn sein Schicksal war sowieso besiegelt. Irgendwann würden die Schergen des KKG mit ihm herausfahren und ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, so wie sie es schon bei so vielen ihrer Opfer getan hatten. Er war nur eine Nummer in einer Statistik, ein toter Körper, der ein wenig Platz in einem Massengrab ausfüllen würde. Frank nahm diese Dinge stumpfsinnig hin. Sich zu wehren war ohnehin zwecklos. Es gab kein Entrinnen vor dem Unvermeidlichen.

In dieser Nacht fand er trotz seiner lähmenden Erschöpfung, wie schon so oft zuvor, keinen richtigen Schlaf. Wieder und wieder schreckte der Mann von Alpträumen und Schreckensbildern geplagt auf und starrte durch die stille, finstere Zelle. Würde es irgendwo anders weitergehen, nachdem sie seine körperliche Hülle zerstört hatten?

Wie alle anderen Sterblichen auch, konnte er sich diese Frage nicht beantworten. Er dachte über sein Leben nach,

über die Menschen, die von ihm selbst in den zahlreichen Kämpfen getötet worden waren, über alles, was er versäumt hatte oder was ihm aufgrund seines Schicksals niemals vergönnt gewesen war.
Gerade als er Julias Liebe gewonnen hatte, wodurch sein trauriges Leben für einen kurzen Augenblick erhellt worden war, hatten sie ihn aus seinem schönen Traum herausgerissen und er war hier gelandet.
Früh morgens um 3.45 Uhr ging das Licht auf dem Gang seines Zellenblocks an und ein schweres Durchgangsgitter wurde mit einem lauten Quietschen geöffnet. Er hörte Schritte und war sofort hellwach.
Kurz darauf entriegelten zwei Aufseher die Tür zu seiner Zelle. Frank wusste tief im Inneren, was die Stunde geschlagen hatte. Er stand von seinem schmutzigen Lager auf und musterte die beiden KKG-Männer, die sich wortlos vor ihm postierten und ihm die Mündungen ihrer Gewehre vor die blutverkrustete Nase hielten.
„Mitkommen!“, vernahm er auf Russisch. Sie führten ihn auf den Gang, der von einem düsteren, gelblichen Licht beleuchtet wurde.
Frank schüttelte den Kopf und sagte leise zu sich selbst: „Jetzt knallen sie dich ab wie einen räudigen Hund. Dass ich so enden muss! Gott, hättest du mich nicht wenigstens ehrenvoll auf dem Schlachtfeld sterben lassen können?“
Die Kollektivisten führten ihn aus dem Gefängniskomplex hinaus und stellten ihn zu einer großen Gruppe von etwa 400 weiteren Häftlingen. Überall um ihn herum standen KKG-Männer mit Maschinenpistolen. Frank warf einem der anderen Gefangenen einen flüchtigen Blick zu und lächelte gequält. Der alte Mann nickte nur, verzog seine Miene aber nicht. Nach einer furchtbaren halben Stunde

wurden die Gefangenen auf Lastwagen geladen und irgendwo hin gefahren.
„Du musst auf die Brust oder den Kopf zielen!“, hörte Frank einen der KKG-Männer seinem offenbar noch unerfahrenen, jungen Mitstreiter erklären.
Kohlhaas hatte die ganze Zeit tief im Inneren gewusst, was diese Nachtaktion bedeutete. Es war keine Verlegung in ein anderes Gefängnis, wie damals in Big Eye, es war die Fahrt in den Tod. Denn wie der KKG-Offizier schon gesagt hatte: Er war „nutzlos“ geworden.

Sie waren vielleicht eine Stunde gefahren. Die Sonne war noch immer nicht aufgegangen und draußen hatte ein kühler Nieselregen eingesetzt. Wo sich die Lastwagen befanden, konnte Frank nicht erahnen. Vermutlich in der Nähe von Moskau. Aber es hatte auch keine Bedeutung, wo er starb. Tatsache war, dass seine Totenglocke zu läuten begonnen hatte.
Der tapfere General nahm sich fest vor, auch wie ein solcher zu sterben. Er wollte seinen Feinden, die ihn so furchtbar gequält hatten, nicht noch den Triumph gönnen, ihnen seine Angst vor dem Tod allzu sehr zu zeigen. Andere Gefangene hatten nicht die Nerven dazu. Sie flehten die KKG-Männer um Gnade an, weinten, schrien und zappelten. Doch es war alles umsonst. Als Antwort erhielten sie Schläge, Tritte und Hohn.
Irgendwann waren die meisten still geworden und warteten wie Lämmer auf dem Weg zur Schlachtbank, dass die Lastwagenkolonne ihr Ziel erreichte. Schließlich erreichten sie ein kleines Dorf irgendwo in der russischen Einöde, weit draußen auf dem Lande.
„Bringt alle raus!“, bellte ein KKG-Offizier und seine Männer versammelten die Gefangenen auf dem Dorfplatz.

Es hatte mittlerweile heftiger zu regnen begonnen und einige der kollektivistischen Soldaten fluchten über das schlechte Wetter an diesem blutigen Morgen.
Frank wurde zu den anderen gestellt. Er starrte auf den schlammigen Boden. Die Fenster der schäbigen Häuser um ihn herum waren allesamt dunkel. Offenbar wagte es keiner der Bewohner auch nur einen Blick auf das unheimliche Szenario auf der Straße zu werfen.
Die Gefangenen wurden nach einem kurzen Marsch auf eine große, vom Regen durchtränkte Wiese am Dorfrand geführt und dort aufgestellt.
„Die ersten 100 Mann!“, befahl einer der schwarz-roten Offiziere und seine Leute zogen wahllos einige wimmernde, kreidebleiche Häftlinge aus der Masse der Unglücklichen heraus. Kohlhaas war noch nicht darunter.
Der General selbst war plötzlich auf unheimliche Weise ruhig und gelassen geworden. Er wunderte sich sehr über diesen Zustand seiner Seele und konnte ihn sich nicht erklären. War das Ende so unspektakulär oder war alles nur ein böser Traum? Würde er gleich erschrocken aufwachen?
Nein, er war sich im Klaren darüber, dass dies kein Traum war. Das hier war das unwiderrufliche Ende seines Lebens, seine endgültige Auslöschung und Vernichtung. Ob es nach dem Tod weiterging, würde er gleich erfahren.
Die etwa 40 KKG-Männer bildeten eine Schützenreihe und richteten ihre Gewehre auf die Todgeweihten vor sich. Ein Befehl wurde gebrüllt, Mündungsfeuer blitzte auf und das Frank so vertraute Geratter von Maschinengewehren durchbrach die gespenstische Stille der verregneten Nacht. Schon waren die Gefangenen wie Grashalme zusammengeknickt und lagen auf der schlammigen Wiese.

„Seht nach, ob ihr alle erwischt habt!“, schrie ein KKG-Mann und leuchtete die dahingemähten Menschen mit einer Taschenlampe an. Hier und da hörte man noch ein leises Röcheln und Stöhnen. Einige Schüsse aus Handfeuerwaffen folgten, dann war Stille.
„Die nächsten 100!“, vernahm Frank. Ein noch junger Soldat hastete an ihm vorbei, um einen wild um sich schlagenden, weißhaarigen Mann aus dem Pulk heraus zu ziehen. Der KKG-Mann verpasste dem Greis einen Hieb mit dem Gewehrkolben ins Gesicht, dann kam ein zweiter und zog die wimmernde Gestalt auf die Wiese.
Wieder legten die Kollektivisten an, feuerten und machten weitere hundert Menschen nieder. Frank schwankte nun zwischen lethargischer Hinnahme des Geschehens und aufflackernder, wilder Panik.
Sein Gemütszustand änderte sich von Sekunde zu Sekunde. Mal wollte er versuchen wegzulaufen oder die KKG-Männer anzugreifen, mal dachte er daran, es einfach zu akzeptieren, dass hier und heute das Ende gekommen war.
Zwei Maschinengewehrmündungen waren auf seinen Rücken gerichtet und um ihn herum standen weitere Männer des schwarz-roten Exekutionskommandos. Er wäre nicht weit gekommen. Nein, diesmal war es definitiv zu Ende!
Auch bei den nächsten Hundert Todgeweihten war Frank noch nicht dabei. Offenbar hatte er die zweifelhafte Ehre, dem letzten, sterbenden Viertel der Gruppe angehören zu dürfen. Nachdem die Gefangenen vor ihm von einer rauchenden Salve in den Tod befördert worden waren und ein schlitzäugiger KKG-Soldat einigen Sterbenden noch letzte Kopfschüsse verpasste, begann plötzlich ein prasselnder Regen auf die Erde niederzugehen. Zudem begann der Wind schlagartig heftiger zu wehen und peitschte allen,

die an diesem blutigen Szenario beteiligt waren, dicke, harte Wassertropfen in die Gesichter.
„Was ist denn jetzt los?“, schimpfte einer der KKG-Milizionäre und stieß einen Fluch aus. „Muss das denn sein? So ein Dreckswetter!“
„Wir sind doch gleich durch, Mann!“, antwortete sein Nebenmann und zog sich die Uniform über den Kopf, um den Wolkenbruch abzuhalten.
„Ja! Scheiß drauf! Wir knallen die hier noch ab und dann geht's wieder heimwärts!“, meinte der Offizier und stieß einem der Gefangenen den Gewehrkolben in den Rücken.
„Vorwärts! Vorwärts! Ihr Ratten!“, zischte einer der Kollektivisten Frank ins Ohr und schleifte ihn mit sich.
Es goss mittlerweile so heftig, dass das Erschießungskommando näher an die aufgestellten Gefangenen herangehen musste. Einige der KKG-Männer senkten ihre Waffen noch einmal und wischten sich das Regenwasser aus dem Gesicht.
„Gut, dass das hier die Letzten sind. Verdammtes Mistwetter!“, hörte Frank einen der Soldaten murmeln.
Der General dachte in diesen Sekunden an Julia und ließ ihr Lächeln im Inneren seiner Seele wie eine Fackel scheinen. Dann richtete er einen letzten Blick gen Himmel, wo er lediglich aufgeblähte, schwarze Wolken erkennen konnte. Dahinter musste die herrliche Ewigkeit liegen.
„Feuer!“, brüllte der KKG-Offizier und eine kurze Salve hallte durch das stürmische Unwetter. Kohlhaas sah noch für eine Sekunde helles Mündungsfeuer vor sich aufblitzen und fühlte dann einen stechenden Schmerz seinen Körper durchfahren. Der Getroffene brach zusammen. Heftiger Regen hämmerte ihm ins schmerzverzerrte Gesicht und der General verlor das Bewusstsein.

„Haben wir sie alle erwischt?“, rief der leitende Offizier durch die dichte Regenwand.
„Ja, ich denke schon!“, antwortete einer der Soldaten. „Die liegen alle flach. Soll ich noch einmal nachprüfen, ob sie alle hin sind?“
„Nein, ist gut! Dieses Sauwetter reicht mir! Lass uns endlich wieder fahren!“, erwiderte der Vorgesetzte und sprang auf den Laster. Das Exekutionskommando verschwand.

Julia hatte sich vor ein paar Tagen von Ivas auf den Weg nach Minsk gemacht, um endlich noch einmal ihren Vater zu sehen. Nun verweilte sie bereits seit drei Tagen in dessen Wohnung im Zentrum der weißrussischen Hauptstadt. Heute Nacht hatte sie ausnahmsweise einmal einschlafen können, aber die vielen unschönen Gedanken in ihrem Kopf waren soeben zurückgekehrt. Julia schreckte aus dem Schlaf auf. Mit offenen Augen lag sie in ihrem Gästebett und starrte die Decke an.
Der Wecker auf der Kommode neben ihrem Kopf zeigte 3.06 Uhr an. Obwohl sie vorher tief geschlafen hatte, war sie auf einmal blitzartig aufgewacht. Sie war noch immer vollkommen verstört.
„Frank!“, hauchte sie nur leise in die Dunkelheit, um sich dann panisch in ihrem Schlafzimmer umzusehen. Ein unbekannter Schrecken war Julia in die Glieder gefahren, hatte sie aus dem Bett gescheucht. Sie rang nach Luft.
„Was ist los mit mir?“, flüsterte sie. „Habe ich überhaupt geschlafen?“
Sie strich sich durch die blonden Haare und schlich ins dunkle Wohnzimmer. Dort ließ sie sich auf dem Sessel nieder und blickte auf den großen Tisch in der Mitte des vom hellen Mondlicht beleuchteten Raumes. Ihr Vater

hatte hier einen gewaltigen Haufen Akten aufgestapelt, der jetzt wie ein kleiner, schwarzer Hügel vor ihr aufragte. Julia hielt sich den Kopf und kramte ihr Handy hervor. Das Bild von Frank war noch immer auf dem Display und als sie es betrachtete, schossen ihr die Tränen in die Augen.
Von Trauer ergriffen ging sie durch den Flur in das Schlafzimmer ihres Vaters und betrachtete ihn für einen kurzen Moment. Der in die Jahre gekommene Mann wirkte angespannt und selbst im Schlaf machte er den Eindruck, als würde er über die Probleme der Welt nachgrübeln.
„Papa!", wisperte sie und tippte Thorsten Wilden sanft auf die Schulter.
Mit einem lauten Schmatzen und Brummen schlug dieser die Augen auf und stammelte müde: „Was? Was ist los, mein Kind?"
„Ich kann nicht schlafen, Papa!", erklärte Julia, sich auf die Bettkante setzend.
„Stimmt etwas nicht, Schatz?"
„Ich bin im Schlaf aufgeschreckt und war auf einmal hellwach!"
Wilden schaltete die Nachttischlampe an und blickte Julia verschlafen an. „Vermutlich hast du nur schlecht geträumt …"
„Nein! Ich habe nichts geträumt. Zumindest kann ich mich an nichts erinnern. Nur das Bild von Frank hatte ich plötzlich im Kopf. Einfach so!"
Mit einem leisen Brummen richtete sich Wilden auf und sagte: „Das sind die Nachwirkungen des Schocks über seinen Tod, Julia. Du wirst sie mit der Zeit überwinden, mach dir keine Sorgen."
Die junge Frau hielt sich den Bauch, der ihre Schwangerschaft inzwischen deutlich erahnen ließ.

„Ja, vielleicht! Aber es war schon komisch. Ich habe tief in meinem Inneren so etwas wie einen Schuss gehört, dann bin ich aufgewacht. Das war irgendwie unheimlich, Papa!“, erwiderte sie.
„Leg dich wieder hin, Kind!“, gab Wilden zurück. „Das war ein Alptraum, sonst nichts!“

Es herrschte gähnende Finsternis in Franks Kopf. Dunkle, zeitlose Stille war alles, was geblieben war. Sein Geist war ausgeschaltet worden und begann in ein schwarzes Nichts hinabzurutschen.
Er nahm nichts mehr wahr, denn der Tod hatte damit begonnen, auch noch die letzten glimmenden Fünkchen seines Lebens mit knöchernen Füßen auszutreten. Der tapfere General hatte die Augen geschlossen und sich wie ein Säugling auf der nassen, schlammigen Wiese zusammengerollt. Dort lag er nun, zwischen Hunderten anderer, deren zerstörte, reglose Hüllen den Acker wie abgefallenes Laub bedeckten.
Plötzlich fühlte er, wie ihn eine unheimliche Kraft ergriff. Er schien sich tatsächlich zu bewegen, erst langsam, dann immer schneller. Ging sein Geist jetzt auf die große Reise?
Ein wundervolles Himmelszelt tat sich über ihm auf und er blickte direkt in das Feuer zahlloser Gestirne. War es der Himmel über dem Feld des Todes oder es war es der Beginn der Ewigkeit?
In seinem Inneren ahnte er die Antwort bereits. Das, was von ihm übrig war, schwebte. Umgeben von einem wundervollen, glänzenden Licht. Unendliche Galaxien und Sternennebel umtanzten seinen Blick, Milliarden Lichter flackerten in den Weiten des Kosmos auf. Dann reichte ihm eine befreiende Leichtigkeit aus den Tiefen der Ewigkeit die Hand.

Schneller bewegte er sich jetzt, immer schneller und schneller, als würde ihn eine gewaltige Kraft in eine neue Dimension ziehen. Angst hatte Frank nicht, denn sein Innerstes erschien aufgelöst und ungebunden an den Schmerz der Welt. Er musste das Unvermeidliche gewähren lassen. Die ewige Ordnung verrichtete lediglich ihren heiligen Dienst. Er war sich sicher, dass es so war.

Ein Portal aus unirdisch warmem, gleißendem Licht erschien am Ende der sternenbehangenen, wunderschönen Ewigkeit. Frank hatte seit seiner Gefangenschaft in der Holozelle gleißendes Licht gründlich hassen gelernt, doch dieses hier war vollkommen anders. Vertraut und liebevoll erschien es. Der wärmende Schein lud ihn zu sich ein und er lachte vor Freude, obwohl er keinen Mund mehr zum Lachen hatte. Wenn das Ende so war, dann war es erstrebenswert zu enden.

Franks Geist betrat eine neue Welt. Von einem wolkenlosen, strahlend blauen Himmel schwebte er sanft, von einer unendlichen Liebe wie in einen umsorgten Mutterleib gebettet, hinab auf grüne Wiesen, erblühende Wälder und leuchtende Seen. Bald fand er sich auf einer weiten Ebene wieder und streifte durch ihre Schönheit in sorgloser Zuversicht.

„Frank!“, hörte er jemanden in seinem Inneren rufen.

Er erkannte diese Stimme, welche ihm als schönste Musik in seiner Seele klang, sofort. Es war seine Mutter.

So wie er sie in Erinnerung hatte, stand sie plötzlich vor ihm und fragte: „Was tust du denn schon hier, mein Junge?“

Frank wusste nicht, was er antworten sollte und betrachtete verwundert ihre Gestalt. Sie sah ihn nur an, neigte den Kopf leicht zur Seite, um ihm dann noch einmal ihr liebevolles Lächeln zu schenken, nachdem er sich all die

Jahre gesehnt hatte. Dann erschienen Frank auch sein Vater und seine Schwester, begleitet von einem seltsamen Wesen aus Licht.
„Es ist schön hier, nicht wahr?“, begrüßte ihn Rainer und hob die Hand zum Gruß.
„Ja, es ist wundervoll! Ich freue mich, euch endlich wiederzusehen!“, stieß Frank freudig aus und ließ seinen Blick durch die wundervolle und zugleich fremdartige Welt schweifen.
Jetzt sprach das Lichtwesen zu ihm: „So früh haben wir dich gar nicht erwartet, Frank Kohlhaas!“
„Bin ich tot?“, wollte dieser wissen.
Die leuchtende Erscheinung kam näher, stellte sich vor ihn. „Ja, in gewisser Hinsicht schon …“
„Dann war es diesmal so weit“, sagte Frank.
„Vielleicht noch nicht ganz. Entscheide dich schnell, ob du hier bei deinen Lieben bleiben willst oder nicht. Viel Zeit hast du nicht mehr. Bist du sicher, dass deine Aufgabe schon erfüllt ist, Frank?“, fragte ihn das Lichtwesen.
„Nun, ich hatte noch viel vor, dort unten auf Erden!“, antwortete dieser unsicher.
„Entscheide dich, mein Junge!“, drängte seine Mutter. „Mach dir keine Sorgen, wir werden hier auf dich warten, wenn du eines Tages wiederkommst …“
„Es ist wundervoll bei euch, aber ich möchte so früh noch nicht hier sein, meine Lieben“, gab Frank zurück.
Das strahlende Wesen und seine verstorbenen Verwandten verschwanden wieder blitzartig aus seinem Geist und erneut war es still und dunkel.
Auf einmal ertönte ein seltsames Geräusch in den Tiefen seines noch nicht ganz zerstörten Ichs. Es war wie das leise Klingen einer Glocke, die irgendwo in der Schwärze geschlagen worden war.

„On shiwjot!“, glaubte Frank gehört zu haben. Dann stieß irgendetwas gegen sein Bein und drückte ihm gegen die Brust.

On shiwjot!

Die Sonne blinzelte zwischen den Wolken über der nord-ukrainischen Stadt Luck hervor und Alfred Bäumer lehnte sich verschwitzt und schmutzig gegen einen Baum. Schon den ganzen Morgen hatten die Waräger und Volksarmisten die Frontlinie mit Schützengräben und Befestigungen verstärkt. Hunderte waren rund um die Uhr im Einsatz, stellten Panzersperren auf, hoben Gräben aus oder errichteten Barrikaden aus Bäumstämmen und Schutt.
Luck war bereits vor drei Tagen von der GCF-Luftwaffe unter Feuer genommen worden und dabei waren mehrere Industrieanlagen zerstört worden. Auch eine wichtige Fabrik, die sich auf Metallverarbeitung spezialisiert hatte, war in eine brennende Ruine verwandelt worden.
So verlief es derzeit an vielen Orten. Wenn die Schatten der Nacht hereinbrachen, tauchten die Bomber der internationalen Streitkräfte irgendwo auf und verrichteten ihr zerstörerisches Werk. Artur Tschistokjow war dagegen vollkommen machtlos, denn trotz weiterer Waffenlieferungen aus Japan und einer notdürftigen eigenen Produktion, konnte er nirgendwo eine wirksame Flugabwehr aufbauen. Glücklicherweise griff die GCF bisher nur recht halbherzig in die innerrussischen Kämpfe ein und begnügte sich hauptsächlich mit der Ausrüstung der kollektivistischen Soldaten.
„Hier muss auch noch ein Stacheldrahtverhau hin!“, rief Bäumer auf Russisch und winkte einen Pulk schnaufender Waräger zu sich herüber.
Sofort kamen die Männer dem Befehl nach und errichteten eine weitere Sperre. Alfred sprang in einen neu ausgehobenen Graben, um ein Maschinengewehr mit einer Tarnplane

abzudecken. Dann sank er die schlammige Grabenwand herunter und atmete laut durch.
Ein leises Piepen ertönte in seiner Hosentasche. Alf kramte sein Handy heraus, las eine SMS und lächelte. Svetlana hatte ihm Hals und Beinbruch, wenn er es richtig übersetzt hatte, gewünscht.
„Sehr witzig!“, dachte er sich und steckte das Handy wieder in die Tasche.
Bäumer richtete seinen Blick gen Himmel, der in ein sonniges Blau getaucht war. Der Hüne wirkte melancholisch.
„Siehst du, Frank! Wir müssen den ganzen Tag kämpfen oder schuften! Da hast du es bestimmt besser!“, flüsterte er betrübt in sich hinein.
Ein junger Russe mit strubbeligem blondem Haar kam angerannt und riss ihn mit einer Frage aus seinen Gedanken.
„Wohin damit, Herr Bäumer?“, wollte er wissen und schleppte ein weiteres MG vor sich her.
Alf sah ihn für einen Augenblick verwirrt an und zeigte dann auf die Stelle, wo der Schützengraben einen leichten Knick machte.

Frank öffnete die Augen zu einem dünnen Schlitz und brummte leise vor sich hin. Mit halbem Ohr hörte er die schrille Stimme eines kleinen Mädchens, das neben seinem Bett vor Freude auf und ab hüpfte.
„Er hat die Augen aufgemacht!“, piepste sie fröhlich auf Russisch und holte einen älteren Mann in das Zimmer. Der General schnaufte vor Schmerzen, denn sein langsam wieder erwachendes Bewusstsein erinnerte ihn jetzt daran, dass er schwer verwundet war. Kohlhaas fühlte sich, als hätten sich die Spitzen von mehreren scharfen Degen in

sein Fleisch gebohrt. Mit dröhnendem Schädel versuchte er einen halbwegs klaren Gedanken zu fassen, doch es gelang ihm nicht.
„Ruhig!", flüstere der ältere Mann. Er legte ihm seine kalte Hand auf die Stirn.
„Wer bist du?", stammelte Frank und probierte sich zu bewegen. Der Mann hob die Hände und forderte ihn auf, still liegen zu bleiben.
„Mama! Mama!", schallte die helle Stimme des kleinen Mädchens durch den Raum und eine weitere Person kam herein.
Eine freundlich wirkende Russin beugte sich über sein Krankenlager und lächelte ihm zu. Dann sagte sie leise etwas in ihrer Sprache, doch Frank konnte sie nicht verstehen.
„Ich bin Dr. Juri Tschekow. Ich habe dich auf der Wiese gefunden", versuchte ihm der weißhaarige Mann zu erklären. Frank stöhnte jedoch nur vor Schmerzen in sich hinein und warf einen Blick auf seinen Körper, der mit dicken, blutverschmierten Verbänden bedeckt war.
Seine Schulter und die Brust waren von einem furchtbaren Stechen erfüllt. Der General sank wieder zurück und vergrub seinen Kopf zwischen den Bettlaken und Kissen.
Wenig später verließen die Frau und der alte Mann den schlicht eingerichteten Raum wieder. Lediglich das kleine Mädchen blieb und beobachtete Frank mit großem Interesse. Mit ihrem zarten Fingerchen tippte sie dem schwer Verwundeten sanft auf die verbundene Schulter. Kohlhaas bemerkte davon kaum etwas, denn noch war er zu benommen, um klar denken zu können.
„Wie heißt du?", wollte die Kleine wissen und beugte sich über den Verletzten.

„Lass ihn jetzt bitte in Ruhe, Ludmilla!“, tönte es aus dem Nebenraum.
Es sollte noch eine ganze Woche dauern, bis Frank überhaupt halbwegs ansprechbar war. Die Familie hatte ihn in der Zwischenzeit mit einem seltsamen Brei ernährt und damit zumindest ansatzweise gestärkt. Ansonsten fühlte sich Kohlhaas absolut elend und lag meistens mit geschlossenen Augen in dem verdunkelten Raum. Dieser Dr. Tschekow hatte ihm vier Projektile aus dem Körper entfernt. Zwei davon waren in seiner Schulter eingeschlagen, eines im Oberschenkel und das andere war direkt über dem Bauch zwischen zwei Rippen steckengeblieben.
Glücklichweise waren die Kugeln keine großen Kaliber gewesen und hatten keine lebenswichtigen Organe verletzt. Frank glaubte sich dunkel daran erinnern zu können, dass sein Nebenmann bei der Erschießung vor ihm zusammengesackt und leicht zur Seite gekippt war. Vermutlich hatte er die eine oder andere für ihn bestimmte Kugel mit seinem Körper abgefangen. Dem Verwundeten war bewusst, dass sein Überleben mehr als ein Wunder war.
Das plötzlich hereinbrechende Unwetter, welches das kollektivistische Erschießungskommando bei seiner blutigen Mordarbeit hatte nachlässig werden lassen, war wohl seine Rettung gewesen.
„Wir haben an diesem schrecklichen Morgen fünf Menschen auf dem Acker gefunden, die noch nicht ganz tot waren. Unten in einem anderen Zimmer ist noch jemand. Einer ist mittlerweile gestorben und die zwei anderen sind bei meinem Arztkollegen im Nachbardorf“, erklärte der väterlich wirkende Doktor seinem Patienten auf Russisch. Frank verstand ihn kaum und brummte nur leise.
„Danke!“, hauchte er und drehte seinen Kopf wieder weg.

„Diesen Beitrag konnte ich wenigstens leisten. Diese schwarz-roten Verbrecher sind der größte Fluch der russischen Geschichte“, meinte der Arzt.
Dr. Tschekow verließ wieder den Raum. Das kleine Mädchen lugte durch den Türspalt, lächelte und verschwand dann auch.

Während die Intensität der Kämpfe im russischen Bürgerkrieg weiter zunahm, lag Kohlhaas noch immer in Dr. Tschekows Haus und machte nach zwei Wochen den Anschein, dass er überleben würde. Seine Wunden, die täglich von dem fürsorglichen Arzt begutachtet und versorgt wurden, begannen langsam zu verheilen. Aus dem Bett aufstehen konnte der Verletzte allerdings noch lange nicht. Mittlerweile hatte er erfahren, dass er sich in einem Dorf namens Radmoj befand, etwa 17 Kilometer nördlich von Jaroslavl.
Manchmal kam das kleine Mädchen in sein Krankenzimmer herein, setzte sich mit einem bunten Kinderbuch an sein Bett und las ihm etwas auf Russisch vor. Das Meiste konnte Frank verstehen. Gelegentlich verscheuchte Dr. Tschekow seine neugierige Ludmilla, wenn er sie beim Vorlesen erwischte, und erklärte ihr mit ernster Miene, dass der Kranke seine Ruhe haben müsse.
Kohlhaas störten die putzigen Leseeinlagen der Kleinen allerdings keineswegs, im Gegenteil, sie waren oft die einzige Abwechslung, die er in diesen Tagen hatte. Der General betrachtete es als eine Fügung des Himmels, dass er noch unter den Lebenden weilte, und sicherlich hatte er damit auch nicht ganz Unrecht. Sein Retter, immerhin ein erfahrener Mediziner, sah es nämlich ähnlich. Die Schrecken der Gefangenschaft hatten Franks Geist jedoch erneut arg mitgenommen und häufig stellte er sich selbst

die Frage, ob er noch ganz bei Verstand war. Finstere Visionen überfielen ihn im Schlaf, ebenso wie wirre Trugbilder, die ihm seine Auserwähltheit und Unsterblichkeit als Kriegsheld verkündeten. Manchmal sah er sich von grauenhaften Monstern umringt, die ihn hinab in die Hölle zogen, gelegentlich aber auch als gefeierter Recke, dem die Massen zujubelten. Nach und nach schärfte sich sein Verstand wieder, während sich Franks Körper ebenfalls regenerierte.

In Indien war derweil eine neuartige Epidemie ausgebrochen. Offenbar breitete sich ein unbekannter Erreger mit rasender Geschwindigkeit aus, wie die internationalen Medien berichteten. Vor allem der Süden des Landes versank im Chaos und angeblich waren bereits Dutzende Millionen Menschen mit einem tödlichen Virus infiziert. Der Panik folgten anarchistische Zustände, Hungersnöte und der komplette Zusammenbruch der ohnehin schon äußerst maroden Infrastruktur in den betroffenen Regionen.

Zwischen Mitte April und Anfang Mai waren bereits über elf Millionen Inder an der mysteriösen Seuche gestorben. Sie wanderte jetzt schrittweise nach Norden und forderte mit jedem Tag weitere Opfer.

Nachdem Dr. Tschekow Frank einen Fernseher ins Zimmer gestellt hatte, konnte dieser die furchterregenden Reportagen tagtäglich verfolgen. Allerdings wusste der junge Mann nicht genau, was er davon halten sollte. Hatte die Weltregierung eine biologische Waffe getestet, eine künstliche Seuche erzeugt oder hatte das Ganze doch natürliche Ursachen?

Er konnte sich die schrecklichen Ereignisse nicht erklären und auch die ihn liebevoll umsorgende russische Familie

rätselte tagelang herum, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Was auch immer dort in Indien vor sich ging, die Seuche breitete sich wie ein Lauffeuer aus und raffte Millionen Menschen dahin. Der Weltpräsident trat in diesen Tagen mehrfach vor die Öffentlichkeit, tat erschüttert und kündigte Hilfsmaßnahmen durch den Weltverbund an. Frank hingegen hatte sein eigenes Leid zu ertragen und bemühte sich mit aller Kraft, wieder gesund zu werden.

Als der Sommer das kleine russische Dorf langsam erhellte und der Juni des Jahres 2039 gekommen war, lernte der General endlich den anderen Mann, der dank Dr. Tschekow und seinen Freunden ebenfalls gerettet worden war, kennen. Er hieß Nikolai und war etwa fünfzig Jahre alt.

Während Franks es geschafft hatte, die Treppe in die untere Etage mit Mühe und Not hinabzusteigen, konnte der Mann sein Krankenbett noch immer nicht verlassen. Er hatte einen Bauchschuss erlitten und war ebenfalls nur durch ein Wunder nicht sofort verblutet.

„Er kommt schon wieder auf die Beine, aber er ist nicht so zäh wie du", hatte ihm der Arzt gestern erklärt. Frank hoffte für ihn das Beste.

Wenig später erzählte ihm sein Retter, dass Nikolai ein orthodoxer Priester gewesen war, den die Kollektivisten aufgrund seines offenen Glaubensbekenntnisses inhaftiert und ebenfalls grausam gefoltert hatten. Kohlhaas ging nun jeden Tag nach unten zu Nikolai. Er fand ihn direkt sympathisch, auch wenn er mit seinen starren Glaubensvorstellungen nicht immer etwas anfangen konnte.

„Ich habe die andere Seite gesehen!", erklärte ihm der General und der Geistliche hörte seinen Ausführungen interessiert zu.

Als der Priester begriff, dass Frank „der" Frank Kohlhaas aus Weißrussland war, fühlte er sich geehrt, wenn dieser zu ihm ans Bett kam. Tschistokjow und der Freiheitsbewegung stand Nikolai mit großer Sympathie gegenüber, auch wenn er die gewalttätige Vorgehensweise der Rus nicht befürwortete. Ähnlich sah es auch Dr. Tschekow, der im Grunde nur allen Menschen helfen wollte, wie er sagte. Von der Politik hielte er sich fern, betonte der Arzt, was aber nichts daran änderte, dass er die Kollektivisten hasste. Natürlich wusste er nun längst, wessen Leben er gerettet hatte. General Kohlhaas und seine Waräger waren auch jenseits der weißrussischen Grenze den meisten Russen ein Begriff.
Nach weiteren drei Wochen waren einige von Franks Wunden schon einigermaßen verheilt und er konnte sich in den verwilderten Garten vor dem Haus der Tschekows setzen. Bald war auch Nikolai so weit genesen, dass er ihm nun jeden Tag zumindest für kurze Zeit Gesellschaft leisten konnte.
Ansonsten achtete der Arzt akribisch darauf, dass die beiden Männer nicht von allzu vielen Nachbarn gesehen wurden, denn das Dorf Radmoj befand sich mitten in einem von den Kollektivisten kontrollierten Gebiet. Zwar hielt sich nach den Plünderungszügen der schwarz-roten Verbände die Sympathie der Landbevölkerung für Uljanin in Grenzen, aber man konnte nie wissen, ob sich ein anderer Dorfbewohner nicht doch mehr als nötig für die zwei fremden Männer im Hause der Tschekows interessierte.
Kohlhaas dachte oft darüber nach, Julia, Alf oder Wilden anzurufen, doch Dr. Tschekow riet ihm energisch davon ab. Der KKG zeichnete die Telefongespräche der Bürger grundsätzlich auf und vor allem im Bezug auf Wilden

konnte sich der General nicht sicher sein, ob dieser Stillschweigen bewahren konnte. Sie würden es noch früh genug erfahren und Frank konnte seine Freude kaum in Worte fassen, wenn er darüber nachdachte, Julia irgendwann wieder in seinen Armen halten zu können.

In den letzten Wochen waren die Rus Stück für Stück weiter nach Westen zurückgedrängt worden und ihre Frontlinie schwankte zunehmend an allen Ecken. Alfred Bäumer hatte es mittlerweile nach Nowgorod verschlagen, denn große kollektivistische Verbände hatten sich nahe der Stadt versammelt, um sie langsam einzukesseln.
Uljanins Streitkräfte verfolgten damit das Ziel, einen Keil zwischen das Baltikum und St. Petersburg zu treiben und den Truppen Tschistokjows wichtige Nachschub- und Verkehrswege zu nehmen.
Heute brannte die Junisonne auf die Waräger und die Männer der Volksarmee unbarmherzig herab. Alf betrachtete einige Panzer, die sich durch die Gassen schoben und zwischen ein paar Häuserblocks in Stellung gingen.
„Es sind über 100.000 Mann!“, bemerkte ein hochgewachsener, weißrussischer Offizier und meinte damit die schwarz-roten Verbände, die sich rund um die Stadt formierten.
„Das kann ja heiter werden!“, erwiderte Bäumer, wieder in seinen schmutzigen Unterstand zurückkriechend.
Überall verschanzten sich die Waräger hinter Trümmerhaufen und Stacheldraht. Noch bis in die tiefe Nacht verharrten sie in den Straßen, den ersten Sturmangriff der Kollektivisten erwartend.
Schließlich begann ein mörderisches Trommelfeuer und das Donnern von unzähligen Detonationen hallte durch die Dunkelheit. Alf robbte an einigen seiner Leute vorbei

und ermahnte sie, die Nerven zu behalten. Ein junger Soldat neben ihm begann zu zittern und flüsterte leise ein Gebet auf Russisch.
Dann blitzten die Mündungsfeuer von Tausenden Gewehren in der Ferne auf und die Kollektivisten brausten wie eine Woge durch die Straßen Nowgorods.
„Artur Tschistokjow hat ausdrücklich befohlen, dass Nowgorod gehalten werden muss! Die Stadt wird auf keinen Fall preisgegeben!“, schrie ein Offizier der Volksarmee seinen Männern zu, während diese hastig die Stellungen bemannten.
„Feuer frei, Waräger!“, brüllte Bäumer aus vollem Halse und die ihm unterstehenden Männer empfingen die vorpreschenden Gegner mit einem ohrenbetäubenden Kugelhagel.
„Dieser Wahnsinn wird niemals vorbei sein!“, sagte Alf leise zu sich selbst, bevor er ebenfalls zurückschoss.

Umso gesünder Franks Körper wurde, umso klarer gestalteten sich auch seine Alpträume und Seelenqualen. Nachdem die schlimmsten Schmerzen im Schulter- und Brustbereich überwunden waren, meldeten sich jene in den Weiten seines Hirns mit größter Intensität zurück. Hass- und Rachegelüste nagten in seinem Inneren und sein gepeinigtes, gedemütigtes Selbst forderte in einem endlosen Monolog Vergeltung für alles, was sie ihm angetan hatten. Die Logenbrüder, die Kollektivisten, die Verschwörer und Völkervergifter – sie sollten alle bezahlen und bluten. Je mehr Frank bewusst wurde, was sie aus ihm gemacht hatten, desto mehr schwoll der Groll in seinem gequälten Herzen an.
Mit jedem verstreichenden Tag schwand die Freude, die Gefangenschaft und sogar die Liquidierung überlebt zu

haben, ein wenig mehr und wich einer brausenden Flut des Zorns.
Jetzt galt es erst recht zu kämpfen, nahm sich Kohlhaas vor, und versank oft für Stunden in einer so finster wirkenden Grübelei, dass er selbst auf Dr. Tschekow unheimlich und fremdartig wirkte.
Wenn Frank die zahlreichen Narben, die seinen Körper verunstalteten, im Spiegel betrachtete, dann fletschte er heimlich die Zähne und ballte voller Ingrimm die Faust.
„Ihr wolltet mich einfach abknallen, wie einen räudigen Köter!“, fauchte er leise vor sich hin und sein Spiegelbild verzog sich zu einem gespenstischen Antlitz des Hasses.
Nikolai hingegen war, trotz seiner ebenfalls großen Wut auf die Kollektivisten, in erster Linie froh, nicht tot zu sein. Er redete meistens von einer Zukunft des Friedens, die er eines Tages zu erleben erhoffte. Doch Frank antwortete dem Priester nur mit versteinertem Blick, um dann seine endlosen Litaneien der Rache zu rezitieren.
Einige Zeit später war er so weit genesen, dass er die Tschekows und das Dorf Radmoj verlassen konnte. Schließlich beschloss er, sich auf eigene Faust nach St. Petersburg durchzuschlagen.
„Ich werde helfen, ganz Russland zu befreien! Das wird mein Dank an euch sein, meine Lieben!“, sagte er der russischen Familie und Nikolai zum Abschied, nachdem diese ihn nach Wologda gebracht hatten.
Ohne größere Probleme erreichte Kohlhaas einige Tage später die von den Rus besetzte Metropole St. Petersburg. Er war auf seiner Reise mit dem Zug erfolgreich im Menschengewühl untergetaucht, denn darin hatte er Erfahrung. Niemand hatte sich im allgemeinen Gewirr des Bürgerkrieges für ihn interessiert. Frank erreichte die zweitgrößte Stadt Russlands in den frühen Morgenstunden des 25. Juli

2039 und war erleichtert, endlich auf das von Tschistokjow kontrollierte Gebiet zu kommen.
Das Erste, was er tat, war, sich eine Telefonzelle zu suchen und Julia anzurufen. Er hatte die Handynummer seiner Angebeteten trotz aller Qualen nicht vergessen und tippte gelassen auf den Tasten des Fernsprechers herum. Kohlhaas grinste, presste den Hörer an sein Ohr, wartete. Ein langgezogenes Tuten ertönte, einen Augenblick später vernahm er Julias Stimme.
„Hallo?“, sagte die junge Frau.
„Ja, ich bin es! Ich bin in St. Petersburg!“, erklärte Frank mit einer gewissen Nüchternheit.
„Was? Frank?“
„Ja, wer sonst! Ich bin wieder da!“
„Frank? Frank, bist du das?“
„Ja, Frank Kohlhaas! Ich bin es!“
„Was soll das?“
„Was soll was?“
„Frank ist tot! Was soll das?“
„Nein! Julia, ich bin’s!“
„Was?“
„Ja, ich!“
„Wie?“
„Frank Kohlhaas lebt!“
Für einige Sekunden herrschte Stille, dann vernahm der General ein stilles Schluchzen am anderen Ende der Leitung.
„Bist du es wirklich, Frank?“
„Ja, hab ich doch gesagt!“
„Aber das kann nicht sein! Sie haben gesagt …?“
„Ich muss jetzt zum örtlichen Kommandostab der Volksarmee. Melde mich wieder. Mach dir keine Sorgen, mir geht es gut, Julia!“, erklärte Frank und legte auf.

Der von den Toten zurückgekehrte junge Mann ließ die Telefonzelle hinter sich und machte sich schnellen Schrittes auf zur leitenden Stelle der Volksarmee. Er war noch am Leben und jetzt sollten ihn seine Feinde kennenlernen.

„Ja, ich bin der Anführer der Warägergarde! Ich bin Frank Kohlhaas!“, schimpfte dieser eine Stunde später erbost, während sein Gegenüber, der oberste Offizier der Volksarmee der Rus in St. Petersburg, nur verwirrt herumstammelte.
„General Kohlhaas wurde vor einigen Monaten von den Kollektivsten erschossen, mein Herr!“, erwiderte der Mann ungläubig und rief einen weiteren Befehlshaber zu sich.
„Nein! Ich bin es!“
„Wenn Sie uns hier zum Narren halten wollen, dann zeigen wir Ihnen, dass wir sehr böse werden können!“, grollte der Mann hinter dem Schreibtisch.
„Ich schwöre es! Ich bin Frank Kohlhaas!“, versicherte dieser nachdrücklich.
Der immer noch reichlich verstörte Offizier ging in den Nebenraum und setzte sich vor einen Computer. Er wies Frank an, sich kurz zu gedulden. Sein Kollege folgte ihm nach. Einige Minuten später kam er mit weit aufgerissenen Augen hereingestürmt und musterte Frank von oben bis unten mit scharfem Blick.
„Das ist verrückt!“, flüsterte er seinem Kameraden zu.
„Na, sind Sie überzeugt?“, fragte Kohlhaas mürrisch.
„Vielleicht ist er ein Doppelgänger. Oder es ist ein Trick der Kollektivisten!“, konnte Frank den anderen Soldaten flüstern hören.
Nachdenklich postierte sich der Offizier der Volksarmee vor seinem unheimlichen Gast, kratzte sich am Hinterkopf und sagte: „Ich habe mir das Foto von General Frank

Kohlhaas in unserem Datenarchiv angesehen. Sie sehen ihm wirklich verdammt ähnlich. Aber das kann nicht sein. Dieser tapfere Mann ist seit Wochen tot!"
„Nein, er ist nicht tot! Er steht vor Ihnen!", knurrte der Anführer der Warägergarde.
„Kann Sie jemand einwandfrei identifizieren?", wollte der Volksarmist wissen.
„Ja, natürlich! Holen Sie doch Artur Tschistokjow, Außenminister Wilden oder meinen Freund Alfred Bäumer persönlich hierher!", schnaubte Frank. Langsam wurde er ungehalten.
„Artur Tschistokjow?"
„Ja, verflucht! Artur Tschistokjow!"
Der Offizier verschwand wieder im Nebenraum und diskutierte aufgeregt mit seinem Kollegen. Dann kam er erneut zurück, Frank noch immer ungläubig anstarrend.
„Schicken Sie mich zu meinen Warägern! Die werden ihren General schon erkennen! Wo ist Offizier Alfred Bäumer?"
„Warten Sie hier! Offizier Alfred Bäumer …", murmelte der Mann und durchforstete einmal mehr sein Datenarchiv.
Kurz darauf berichtete der Oberbefehlshaber der Volksarmee, dass sich Alf mit seiner Abteilung Waräger in Nowgorod befände.
„Wollen Sie jetzt etwa nach Nowgorod fahren?", erkundigte sich der Volksarmist und wirkte sichtlich überfordert.
„Ja, warum nicht?"
„Aber die Stadt ist zerstört und die Kollektivisten belagern sie noch immer. Sie wird bald fallen …"
„Wir werden sehen! Bringen Sie mich zu Alfred Bäumer und meinen Soldaten!"

Es dauerte einige Stunden, bis Frank Nowgorod erreicht hatte. Ein Jeep der Volksarmee hatte ihn bis in den noch von den Rus gehaltenen Westteil der Stadt gebracht und nun machte sich der General auf die Suche nach Alf und seiner alten Truppe.
Nach kurzer Zeit erblickte er die ersten Soldaten der Volksarmee, die ihn mit verwunderten Blicken begrüßten. Frank fragte sich durch und hatte nach einer Weile den Frontabschnitt, den die Waräger besetzt hielten, ausfindig gemacht. Irgendwo hier musste sich auch Offizier Bäumer befinden.
Es dauerte noch über eine Stunde, bis Kohlhaas seinen hünenhaften Freund gefunden hatte. Um ihn herum war die alte russische Stadt, welche im 9. Jahrhundert n. Chr. von den historischen Rus gegründet worden war und für lange Zeiträume ein wichtiges Kulturzentrum des Landes dargestellt hatte, nur noch ein Trümmerhaufen. Frank konnte sich die Heftigkeit der Kämpfe, die Nowgorod in den letzten Wochen erschüttert haben mussten, angesichts der allgegenwärtigen Zerstörung bildhaft vorstellen. Schließlich konnte er Alfred erkennen. Sein Herz begann vor Freude wie ein fröhlicher Knabe in seiner Brust auf und ab zu springen. Der Hüne hatte sich hinter einigen Sandsäcken niedergelassen, rauchte eine Zigarette und spielte mit drei russischen Soldaten Karten. Kohlhaas konnte sich sein zufriedenes Grinsen nicht verkneifen, während er unauffällig an einem Pulk Volksarmisten und Waräger vorbeischlich. Dem einen oder anderen kam er offenbar bekannt vor, denn einige vor Verwunderung aufgerissene Augen waren auf ihn gerichtet und verfolgten jede seiner Bewegungen.
Mittlerweile war Alf nur noch ein Dutzend Meter von ihm entfernt, doch sein Freund war mit seinen Gedanken in

dem Kartenspiel vertieft und nahm ihn nicht wahr. Frank schlich direkt hinter ihn, lehnte sich lächelnd auf die Sandsäcke vor seiner Nase und betrachtete seinen hochgewachsenen Freund für einige Minuten.
„Mist!“, hörte er Alf sagen und dieser legte einige Karten auf den lehmigen Boden.
„Damit habe ich das Spiel gewonnen!“, tönte ein bulliger Russe und strich seinen Gewinn, einige Zigaretten, mit gelassener Miene ein.
Frank grinste breit und rief auf Deutsch: „Sie haben auch schon mal ein besseres Blatt gehabt! Nicht wahr, Herr Bäumer?“
Alf drehte sich um, hob verdutzt den Blick. Er sagte nichts und riss seine Augen lediglich so weit auf, dass sie ihm fast aus den Höhlen fielen.

Bäumer war außer sich vor Freude und wirkte, als hätte er aus einem Jungbrunnen getrunken. Seine hellblauen Augen strahlten wie die aufgehende Sonne und füllten sich mit Freudentränen, als er seinen totgesagten Freund leibhaftig vor sich stehen sah. Es dauerte nur wenige Stunden, da wusste jeder Soldat der Rus in ganz Nowgorod, dass der tapfere Anführer der Warägergarde zurückgekehrt war. Die Veteranen der Elitetruppe konnten es ebenfalls kaum glauben und sprachen von göttlicher Fügung und einem Geschenk des Himmels an die verzweifelten Verteidiger Nowgorods. Als sich Frank schließlich vor seinen versammelten Kämpfern aufstellte, begrüßten sie ihn wie einen Heiligen, gleich einem gefallenen Helden, der dem Totenreich entkommen war.
Minutenlang brüllten Tausende von Kehlen seinen Namen, die Männer lagen sich in den Armen und warfen vor Freude ihre Gewehre in die Luft. Der General jedoch

lächelte nur grimmig, nahm die Drachenkopffahne in die Hand und schwenkte sie mit Inbrunst.
„Morgen greifen wir an! Keine Furcht, keine Gnade, kein Mitleid!“, schrie er so laut er konnte und ohrenbetäubender Jubel schallte ihm entgegen.
Kohlhaas musterte die Männer mit zusammengekniffenen, glasigen Augen. Sein vernarbtes Gesicht wirkte furchterregend und sein Blick brannte förmlich vor Rachsucht und Mordlust.
Zwar waren sie hier im Westen Nowgorods von einer Überzahl ihrer Feinde bedrängt, doch verlieh das unerwartete Erscheinen eines Kriegshelden wie ihm jetzt selbst dem unerfahrensten Rekruten der Volksarmee den Mut eines Löwen. Für den Rest des Tages zog sich Frank in ein schmutziges Quartier zurück, richtete seinen leeren Blick auf den staubigen Boden und döste in dieser Nacht lediglich halbwach vor sich hin.

Der Achilles von Weißrussland

Sämtliche Soldaten und selbst die Offiziere der Volksarmee ordneten sich an diesem Tag Franks Anweisungen unter, als er alle in der Stadt verfügbaren Kräfte zu einem entschlossenen Gegenangriff auf die Stellungen der Kollektivisten zusammentrommelte.
„Sie denken, dass wir schon am Ende sind, und das lässt unsere Gegner überheblich und unachtsam werden!“, erklärte er den anderen Truppführern siegessicher.
Schließlich versammelten sich die verbliebenen Kämpfer der Rus in der Mittagshitze und rückten mit einer entschlossenen Attacke gegen Uljanins Leute im Stadtzentrum von Nowgorod vor. Frank ließ sämtliche Waräger konzentriert über die linke Flanke angreifen, während die verbliebenen Panzer die Volksarmisten auf der gegenüberliegenden Seite unterstützten. Für Uljanins Männer war dieser Sturmangriff ein Blitz aus heiterem Himmel, so wie General Kohlhaas es geplant hatte.

Frank würgte, als ihm der beißende Geruch eines benutzten Flammenwerfers in die Nase stach. Er stützte sich auf ein großes Stück Beton, das aus einer Häuserwand herausgebrochen war, und verzog sein Gesicht zu einer angeekelten Fratze, während er das vor ihm ausgebreitete Gemetzel zu erfassen versuchte.
Hunderte von Volksarmisten lagen massakriert zwischen dem Schutt der Ruinenhäuser, doch noch schlimmer sah es dort aus, wo seine Warägergardisten mit rechtschaffendem Zorn über die schwarz-roten Soldaten hergefallen waren. Wütend waren diese von ihren Lastwagen gesprungen und hatten sich durch die Masse der ihnen so verhassten

Feinde geschossen und gehackt. Bis zur völligen Erschöpfung hatte die Vorhut seiner Elitetruppe die sich zurückziehenden Kämpfer Uljanins in den Straßen zurückgedrängt und ein Gemälde des Todes zurückgelassen.
Ohrenbetäubender Lärm hüllte den General ein, während die Artillerie der schwarz-roten Armee ein weiteres Sperrfeuer auf diesen Teil Nowgorods herabregnen ließ. Als Frank aufblickte, sah er einen blitzenden Drachenkopf aus Metall die umherziehenden Rauchschwaden durchstoßen. Der Standartenträger der Warägergarde hinter ihm hielt das Regimentsbanner stolz in die Höhe, lächelte seinem General zu und ballte siegesgewiss die Faust.
„Auf die Beine, Männer!“, bellte Kohlhaas und seine donnernde Stimme hallte in den Häuserruinen wieder. „Es sind noch Gegner zum Töten da!“
Frank sah das flatternde Banner der Warägergarde an und betrachtete dessen sanfte Bewegungen im Wind. Ein Soldat mit einem Funkgerät kam von hinten angerannt und schnaufte auf Russisch: „Wir sind bereit, General Kohlhaas!“
„Wo sind die feindlichen Geschütze?“, wollte Frank wissen.
„Sie sind hinter dem Marktplatz, Herr General!“, bekam er von dem jungen Rotschopf als Antwort.
„Gut, die zwei hinteren Züge kommen durch diese Strasse und wir greifen von vorne an!“
Der Anführer der Elitetruppe zeigte dem Soldaten den digitalen Stadtplan auf seinem DC-Stick und klopfte ihm auf die Schulter.
„Dawaj!“, brüllte Frank und winkte seine Kämpfer zu sich. Er schob ein weiteres Magazin in sein Maschinengewehr, warf einen gedankenlosen Blick auf seine linke Hand,

welcher der kleine Finger fehlte, und stürzte sich wieder in die Schlacht.

Artur Tschistokjow murmelte leise vor sich hin, während er die zahlreichen Dokumente und Akten betrachtete, die seinen Schreibtisch überschwemmten. Um ihn herum saßen fünf Mitglieder seines Beraterstabes, unter anderem auch Außenminister Wilden und Geheimdienstchef Peter Ulljewski. In den letzten Stunden hatten sie sich alle ausnahmsweise nicht mit Kriegsstrategien und Verteidigungsplänen befasst, sondern ein weiteres Subventionierungskonzept für die weißrussische Industrie vorbereitet.
Dr. Gugin, der Wirtschaftsminister, hatte nach wochenlanger Arbeit ein vielversprechendes Programm entwickelt, das die Wirtschaft des Landes trotz der kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Kollektivisten und dem Warenboykott durch den Weltverbund vor dem Kollaps bewahren und Arbeitsplätze erhalten konnte. So hoffte es jedenfalls Tschistokjow.
Kurz bevor der weißrussische Präsident seine Kabinettsmitglieder für heute nach Hause schicken wollte, klingelte das Telefon. Artur Tschistokjow nahm den Anruf entgegen und lauschte einer aufgeregten Stimme.
„Was? Die Kollektivisten sind aus Nowgorod geflüchtet?“, hörten seine Mitstreiter ihren Anführer ungläubig sagen.
Für eine Minute vernahmen sie lediglich das laute Gerede am anderen Ende der Leitung. Wilden warf Verteidigungsminister Lossov einen fragenden Blick zu, dieser zuckte mit den Achseln.
„Wie meinen Sie das? Wie bitte?“, stammelte Artur Tschistokjow und starrte seine Getreuen mit offenem Mund an.
„Wollen Sie mich für dumm verkaufen?“

„Aber das ist doch unmöglich …“
„Was?“
„Aber er ist tot …“
Tschistokjow hielt für einige Sekunden den Atem an und schluckte. Dann bat er Wilden, ihm ein Glas Wasser zu bringen. Die übrigen Männer beäugten ihren Präsidenten mit Verwunderung.
„Das ist ein Wunder!“, rief der Rebellenführer plötzlich durch den Raum und lachte euphorisch. „Gott segne ihn!“
Jubelnd legte er auf und riss Wilden das Glas Wasser aus der Hand.
„Er ist zurückgekehrt!“, sagte Artur Tschistokjow völlig außer sich vor Freude.
Wilden trat vor ihn und fragte: „Was ist denn los?“
„Er … er ist zurückgekehrt, Thorsten!“, stammelte der Präsident fassungslos.
„Wer?“
„Frank Kohlhaas!“

Die von Frank geführten Warägergardisten hatten ein wahres Massaker in den Straßen von Nowgorod angerichtet. Sie hatten keine Gefangenen gemacht und die Gassen mit zerschmetterten Körpern übersät. Als Peter Ulljewski, in freudiger Erwartung Kohlhaas endlich wiederzusehen, mit seinen Leuten nachrückte, musste er erkennen, dass der General und seine Soldaten bereits sämtliche Kollektivisten niedergemacht hatten.
Auf die Frage, ob der ranghöchste Offizier der schwarzroten Armee auch von ihnen erwischt worden war, erklärte Frank nur mit irrem Blick, dass sie bereits alle Feinde umgebracht hätten. Peter Ulljewski, selbst mit einem äußerst harten Gemüt ausgestattet, schüttelte verstört den Kopf und zog mit seiner Truppe wieder ab. Jetzt kam auch

Alf mit einem Haufen seiner Männer und hielt sich sein leicht blutendes Bein. Der Hüne und einige weitere Soldaten scharten sich um General Kohlhaas. Sie wirkten abgekämpft.
„Was machen wir denn jetzt?“, keuchte Bäumer.
„In zwei Stunden ist Weitermarsch nach Tikhvin!“ zischte Frank und stierte mit versteinerter Miene geradeaus.
„Weitermarsch? Aber die Männer sollten erst einmal rasten, Frank“, gab Alf zurück.
Die Waräger um sie herum verstanden ihre Unterhaltung nicht und sahen sich fragend an. Frank erklärte ihnen alles in kurzen Worten auf Russisch. Daraufhin wirkten die Soldaten wenig begeistert.
„Wollen wir uns nicht erst einmal eine Pause gönnen?“, hakte Bäumer nach.
„Nein! In zwei Stunden geht es weiter! Die Volksarmisten sollen die Stadt besetzen, wir stoßen nach Tikhvin vor!“, knurrte Frank mit starrem Blick vor sich hin.
„Aber wir hatten nur den Befehl, Nowgorod zu halten“, bemerkte Bäumer mürrisch.
„Wir haben den Befehl zu siegen!“, schrie Kohlhaas seinen besten Freund an. Dann stampfte er mit dem Fuß wie ein jähzorniger Knabe auf.
„Du hast sie nicht mehr alle!“, schimpfte Alf.
„In zwei Stunden! Abmarsch nach Tikhvin! Das ist ein verdammter Befehl, Alf!“, brüllte der Oberbefehlshaber der Warägergarde zurück, schob einige Soldaten zur Seite und trottete davon.
Die Warägergarde stieß von Nowgorod aus mehrere Kilometer nach Osten vor und traf bald auf weitere kollektivistische Verbände, die sich in einem Waldstück eingegraben hatten. Kohlhaas befahl einen Angriff in der nächsten Nacht, um auch das Hinterland östlich der Stadt

von feindlicher Präsenz zu befreien. Wieder und wieder versuchte ihm Alf seinen Plan auszureden, bat ihn Vernunft walten zu lassen und erst einmal auf Verstärkung zu warten, doch Kohlhaas ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Unbarmherzig peitschte er die Elitesoldaten der Rus vorwärts.
„Willst du wieder einmal deine persönlichen Rachegelüste ausleben?“, warf ihm Bäumer vor.
Frank schenkte ihm einen finsteren Blick, die Zähne fletschend wie ein Wolf. „Wir bringen das ganze Pack heute Nacht um! Das ist ein Befehl und ich will jetzt nichts mehr hören!“
Beinahe wären die beiden Männer aneinandergeraten, doch schließlich musste sich Alf dem Befehl seines Freundes fügen. Immerhin war er in der Hierarchie der weißrussischen Armee sein Vorgesetzter.
„Was haben sie denn mit dir gemacht? Du kannst mit mir doch darüber reden …“, sagte Bäumer und fasste Frank an der Schulter.
„Das willst du gar nicht wissen. Es war grauenhaft und jetzt werden diese Maden dafür bezahlen!“, schnaubte der General.
„Wenn du reden willst, Alter, dann bin ich für dich da“, erwiderte Bäumer.
Doch Kohlhaas winkte ab und ging zu einem Haufen weißrussischer Elitesoldaten herüber. Alf ließ ein verzweifeltes Stöhnen ertönen, um ihm dann zu folgen.

Grelle Leuchtspurgeschosse rasten über den wolkenbehangenen Nachthimmel, begleitet von Detonationen in der Ferne, welche wie feurige Rosen im Dunkel aufblühten. Eine schwere Granate schlug neben Frank ein und zerfetzte einige seiner Waräger, ihre Todesschreie waren kurz und

abgehackt. Der General blickte sich nur flüchtig nach ihnen um und fühlte das Aufflackern von Schmerz über den Verlust seiner Männer, dann wichen seine Emotionen jedoch wieder dieser schrecklichen Gleichgültigkeit, die ihn in den letzten Wochen besetzt hatte.
Kohlhaas blickte auf das schwach im Mondlicht glänzende Bajonett seines Sturmgewehrs und kauerte sich hinter einen Felsen. Schüsse donnerten in der Ferne und ein ganzer Schwarm dunkler Schatten hatte sich hinter seinem Rücken versammelt. Wieder schlugen Granaten in der Nähe ein, wühlten eine Wolke aus Staub und Dreck auf. Franks Augen blickten leer und kalt umher. Alfred Bäumer kroch zu ihm herüber und sah ihn verstört an.
Sie rückten weiter vor, so dass sie bald die dunklen Umrisse einer Gruppe feindlicher Soldaten erblicken konnten. Als Frank mit seinem Verband auf die kollektivistischen Streitkräfte auf der Hügelkette vor sich zuschlich, fühlte er plötzlich, wie ein starker Impuls seinen Geist durchzuckte.
Kohlhaas glaubte, das hämische Lachen der Gegner zu hören und sah ihre Gesichter als dämonische Fratzen mit grinsenden Mäulern vor sich.
„Angriff!“, zischte er in sein Funkgerät. Die Warägergardisten sprangen aus ihren Deckungen heraus.
Ihr Anführer lächelte grimmig und fühlte sich, als ob eine blutrünstige Kreatur Besitz von ihm ergriffen hätte. Die Geister der Rache schrieen ihm ins Ohr, während er glaubte, schnell aufleuchtende Blitze mit grausigen Visionen aus Schmerz und Tod in seinem Geist erkennen zu können. Sie näherten sich dem Feind, Projektile jagten an ihnen vorbei und schnitten durch die Finsternis. Der eine oder andere befreundete Soldat neben ihm wurde getroffen und mit einem Schmerzenschrei zu Boden geworfen. Das metallische Hämmern von schweren Maschinenge-

wehren, die ihren Feuersturm durch die Dunkelheit schickten, dröhnte im Ohr des Generals, doch Frank lachte im Inneren darüber. Seine sterbliche Hülle würden sie zerstören können, seine gepeinigte und rachsüchtige Seele nicht.
Die Waräger hasteten weiter durch den Kugelhagel und erlitten schwere Verluste. Kohlhaas lief hingegen fast lässig und unbeschwert voran. Bäumer rannte hinter ihm her, von einer Deckung zur nächsten, und wirkte verdutzt.
„Zieh den Kopf ein!“, schrie er durch die Finsternis, doch sein Freund ignorierte die Warnung.
Schließlich erreichten Tschistokjows Elitesoldaten die Spitze des Hügels und das Schlachten auf kurze Distanz begann. Frank schritt aufrecht vorwärts und wurde nur durch Glück nicht getroffen. In der nächsten Sekunde sprintete er los und folgte seinen Soldaten, die mit lautem Kriegsgebrüll angriffen.
Kohlhaas feuerte dem Feind entgegen, bewegte sich wieselflink auf eine Stellung der Kollektivisten zu. Er rannte in einem großen Bogen um einen Erdaushub und sprang mitten in einen Pulk schwarz-roter Soldaten hinein. Der General warf sein Sturmgewehr in den Schlamm vor sich und zog eine blitzende Machete aus dem Gürtel. Mit einem schnellen Schlag hieb er sie einem Mann in den Rücken, ein nächster visierte ihn mit dem Gewehr an, doch Frank sprang ihn wie ein wildes Tier an und schnitt ihm mit der Machete durch den Unterleib. Mit einem lauten Röcheln sank der Kollektivist zu Boden, während ihm Frank sein Gewehr aus der Hand riss und einige Kugeln in die verbliebenen Gegner vor sich pumpte. Weitere Waräger brachen nun aus dem Dunkel hervor und schossen auf die Verteidiger des Hügels. Ihr Anführer griff unbeirrt mit beeindruckender Geschwindigkeit an und streckte zwei weitere Feinde mit Pistole und Machete

nieder. Einem von ihnen trennte er mit einem wohlgezielten Hieb den Kopf ab, um sich anschließend mit ausdruckslosen Augen umzusehen.
Sämtliche Feinde waren tot. Zumindest jene, die die Stellung hier gehalten hatten. Triumph und Zufriedenheit erfüllten Franks Seele für einige Sekunden, dann röhrte der pulsierende Schmerz seiner verwundeten Seele erneut in seinem Inneren auf. Er gab seine Befehle: „Rächen! Töten! Vernichten!“

Bis in die Morgenstunden hatte die Warägergarde den Gegner durch die Wälder gejagt, dann wurde General Kohlhaas per Funk energisch darauf hingewiesen, nicht noch weitere Kilometer in Feindesland vorzustoßen. Völlig erschöpft zogen sich die Angreifer letztendlich wieder nach Westen zurück und Frank machte sich auf den Weg nach Minsk.
Das weißrussische Fernsehen feierte den wütenden Gegenangriff der Elitetruppe bei Nowgorod als gewaltigen Erfolg und pries die Rückkehr von General Frank Kohlhaas als Zeichen des Himmels.
Thorsten Wilden, Artur Tschistokjow und zahllose andere Freunde und Bekannte feierten seine Wiederkehr fast wie die Ankunft eines Götterboten und machten daraus einen regelrechten Staatsakt. Am nächsten Tag überschütteten sämtliche von Tschistokjow kontrollierten Zeitungen den General mit Lob und Verehrung. Sie nannten ihn gar den „Achilles von Weißrussland“.
Wilden sprach von einem Eingreifen des Herrn und umarmte den jungen Mann freudestrahlend wie einen verlorenen Sohn. Nachdem sein Erscheinen von allen bejubelt worden war, reiste Frank wenig später weiter nach Litauen und kam schließlich in seinem geliebten Heimat-

dorf Ivas an. Er genoss die Freudenschreie eines jeden Einwohners, der ihm auf der Straße begegnete, schüttelte Hände, ergötzte sich an den Huldigungen seiner Mitmenschen.
Nachdem er sein altes Haus, das von Bäumer vor seiner letzten Reise zur Front äußerst unaufgeräumt verlassen worden war, kurz inspiziert hatte, machte er sich auf den Weg zu Julia. Er hatte sich extra ein wenig Zeit für seinen großen Auftritt bei ihr gelassen, wie er meinte. Jetzt wollte er sie wiedersehen, die Liebe seines Lebens, als wiederkehrender Held, den ganz Weißrussland bewunderte.

Als er vor Julia stand, war die junge Frau sprachlos und stand für einen kurzen Augenblick nur mit offenem Mund in der Tür, dann schossen ihr die Tränen in die Augen und sie verpasste Frank als erstes eine schallende Ohrfeige. Der General wankte zurück und blickte sie verdutzt an.
„Das war für diesen komplett bescheuerten Anruf, Frank!“, schluchzte sie erleichtert und umarmte ihn im nächsten Augenblick.
„Tut mir leid!“, gab er kleinlaut von sich, Julia fest an sich drückend.
„Und ich habe dich für tot gehalten!“, flüsterte sie und küsste ihn auf die Wange.
„Ja, ich weiß! Es ist auch ein glattes Wunder, dass ich noch unter den Lebenden weile.“
Die hübsche Tochter des Außenministers ging mit Frank ins Haus und dieser begrüßte ihre Mutter Agatha. Auch sie war vor Freude kaum zu halten und begann mit den Vorbereitungen für ein leckeres Mittagessen.
„Komm mit nach oben!“, sagte Julia und zog Kohlhaas regelrecht die Treppe hoch.

Ein lautes Quäken kam aus dem Nebenraum. Als Frank die Quelle des ungewohnten Geräusches erblickte, blieb ihm förmlich die Spucke weg. Dort lag ein kleiner Mensch in einer Wiege, reckte die winzigen Füßchen nach oben und blickte ihn mit großen, blauen Kulleraugen an.
Julia lächelte und bemerkte: „Das ist dein Sohn! Ich habe ihn Friedrich genannt!"
Kohlhaas sah sie verdutzt an, suchte nach den passenden Worten, doch es kam ihm kein Ton mehr über die Lippen. Wilden hatte ihm nichts verraten, als er ihn in Minsk gewesen war. Frank war Vater geworden, das war unglaublich.
Das niedliche Baby lächelte den Kriegshelden an und stieß einen Schrei aus. Sein verdutzter Erzeuger wusste noch immer nichts zu sagen und ließ sich überfordert auf dem Stuhl neben der Wiege nieder.
„Herzlichen Glückwunsch! Ist er nicht süß, dein kleiner Friedrich?"
„Ja!", hauchte Frank und streichelte das Neugeborene mit seiner Hand, welcher der kleine Finger fehlte.
Dann füllten sich seine Augen mit Freudentränen und er dankte Gott dafür, diesen herrlichen Moment erleben zu dürfen.
„Hallo, Kleiner!", brachte er nur heraus, während das Baby erneut laut zu schreien begann.
„Du hast jetzt nicht nur für mich, sondern auch für deinen Sohn die Verantwortung, Frank!", bemerkte Julia mit ernster Miene. „Vergiss das nie!"
Der „Achilles von Weißrussland" war nach wie vor verwirrt. „Das kann ich alles gar nicht glauben …"
In sein von Krieg und Gewalt gezeichnetes Leben war ein kleiner Mensch getreten. Das bescherte ihm eine größere Verwirrung als jede Kollektivistenarmee. Frank nahm das

zappelnde Etwas aus der Wiege heraus, um es dann sanft an sich zu drücken.
„Danke, Herr!“, sagte er und strich seinem kleinen Sohn über den Kopf.
Jetzt war er Vater geworden. Diese Tatsache brachte selbst den gefürchteten Anführer der Warägergarde aus dem Gleichgewicht. Julia lächelte liebevoll und schmiegte sich an seine Brust. Kohlhaas blieb ganze zwei Wochen in Ivas und verbrachte wundervolle Tage mit seiner großen Liebe und dem kleinen, ständig sabbernden und schreienden Wesen aus der Wiege.

Doch das Glück konnte nicht ewig dauern. Der frisch gebackene Vater wurde Anfang September wieder in den russischen Bürgerkrieg geschickt, denn auf seine Tapferkeit und Führungsqualitäten wollten Artur Tschistokjow und die oberste Heeresleitung keinesfalls verzichten. Außerdem war der aus dem Totenreich wiedergekehrte Held inzwischen zu einer regelrechten Propagandawaffe der Rus geworden. So gut wie jeder russische Soldat war stolz, wenn er von „Achilles“ oder dem „unbeugsamen Preußen“ – mittlerweile hatten die Medien der Rus schon eine Vielzahl von Namen für Frank gefunden – angeführt wurde.
Innerhalb der Warägergarde und der Volksarmee der Rus hatten sich die Gerüchte um seine Person schon beinahe zu Legenden entwickelt. Hinter vorgehaltener Hand sprachen die Soldaten von der Unverwundbarkeit des deutschen Generals und erklärten sich seine Rückkehr mehr und mehr als einen übernatürlichen Vorgang. Frank selbst trat diesen kursierenden Geschichten mit Unverständnis entgegen, doch er konnte nichts dagegen tun. Die Soldaten Tschistokjows verehrten ihn und als er wieder an

die Front, diesmal nach Kaluga, kam, bereiteten sie ihm einen geradezu triumphalen Empfang. Zuvor hatte er einige Streitgespräche mit Julia ausfechten müssen, die ihn immer wieder bat, bei Friedrich und ihr in Ivas zu bleiben, doch letztendlich beugte sich Frank dem Druck, den Tschistokjow und die übrigen Oberbefehlshaber der weißrussischen Streitkräfte auf ihn ausübten.
Schließlich fand er sich in einem Frontabschnitt etwa 200 Kilometer westlich der Stadt Tula wieder, den die Waräger besetzt hielten. Alfred Bäumer und die ihm unterstellten Männer waren auch dort. Mit seinem Freund hatte er sich nach einigen Unstimmigkeiten im Zuge seines eigenmächtigen Gegenangriffs bei Nowgorod wieder versöhnt und er war froh, den Dortmunder Hünen in diesen Tagen an seiner Seite zu haben.

Der oberste Mann der KVSG, Vitali Uljanin, plante, über eine große Russlandkarte gebeugt, die weitere Vorgehensweise im russischen Bürgerkrieg. Seine Feinde hatten sich in der letzten Zeit als wesentlich widerstandfähiger erwiesen als er erwartet hatte, was seinen Unmut in zunehmendem Maße hochkochen ließ. Theodor Soloto, die rechte Hand des Kollektivistenführers, betrat den Raum und hielt Uljanin eine weißrussische Zeitung unter die Nase. Der spitzbärtige Chef der KVSG blickte von der Landkarte auf.
„Hier! Sehen Sie sich das an!“, knurrte Soloto.
Uljanin las die Titelzeile eines Artikels aus dem ihm verhassten Blatt der Rus und murmelte: „General Frank Kohlhaas unter dem Jubel seiner Männer an der Front eingetroffen!“
„Wie konnte das eigentlich passieren?“, fragte Theodor Soloto.

„Eine gute Frage! Dieser angeblich von den Toten zurückgekehrte General wird von Tschistokjows Propaganda zu einem verdammten Mythos aufgebaut. Wie konnte es sein, dass er eine Liquidierung überlebt?“, giftete Uljanin durch den Raum.
„Das ist eigentlich so gut wie unmöglich!“, bemerkte sein Mitstreiter. Soloto schob sich grübelnd die Rundbrille zurecht.
„Haben Sie etwas darüber herausgefunden, Soloto?“
„Ja, ein KKG-Offizier namens Stephan Popov hat die besagte Liquidierungsaktion an diesem Morgen geleitet. Ich habe einige Akten gewälzt …“
„Und seiner Nachlässigkeit haben wir es zu verdanken, dass ein so gefährlicher Gegner noch lebend herumläuft und wieder gegen uns kämpfen kann? Obwohl wir ihn schon hatten?“, schrie Uljanin wütend.
„Ja, es sieht so aus!“
„Bringen Sie mir diesen KKG-Offizier, Soloto! Vielleicht sollte man ihm persönlich vorführen, wie man eine Liquidierung gründlich durchführt!“
„Ich werde alles Notwendige veranlassen“, erwiderte Uljanins Funktionär nüchtern.
„Und noch etwas, Soloto!“ Vitali Uljanins deutete auf die riesige Russlandkarte vor sich. „Treten Sie den anderen Offizieren meiner Truppen endlich ordentlich in den Hintern. Der Vormarsch gegen die Rus stagniert im Westen nach wie vor. Ich will nicht noch einmal so etwas wie in Nowgorod erleben. Wenn Soldaten fliehen, dann werden notfalls die Angehörigen ihrer Familien und natürlich auch sie selbst zur Rechenschaft gezogen. Ich dulde so etwas nicht, verstanden?“
Theodor Soloto verzog seinen Mund zu einer hämischen Fratze, zog die Augenbrauen nach oben, wobei er grimmig

nickte. Schließlich schickte ihn Uljanin wieder fort und brütete weiter vor sich hin.
„Auch wenn es noch einige Monate dauert, so werde ich eine Großoffensive vorbereiten, die sich Tschistokjow nicht einmal im Ansatz vorstellen kann. Dann beende ich dieses Geplänkel und werde die Rus vom Antlitz der Erde fegen!“, schnaubte der Vorsitzender der KVSG und fletschte die Zähne.

Frank blickte über ein verzweigtes System von Gräben und Panzersperren, das die Soldaten der Volksarmee in einem enormen Kraftakt angelegt hatten. Bisher war alles ruhig geblieben und die Kollektivsten hatten sich nicht sehen lassen. Neben ihm stand eine Gruppe Bewohner des nahegelegenen russischen Dörfchens, welche den Soldaten Getränke und geschmierte Brote zur Mittagsstunde vorbeigebracht hatten. Ihn persönlich hatten die Männer und Frauen mit freudigem Gejohle begrüßt und eine russische Frau hatte ihm versichert, dass er von Gott selbst gerettet worden war, damit er seine Mission, Russland zu befreien, hier auf Erden durchführen konnte. Frank hatte nur gelächelt und geantwortet: „Mir reicht es erst einmal, wenn wir diesen Frontabschnitt halten können …“
Nachdem der General mit seinem Freund Alf durch die Grabenanlage geschlendert war und über dies und das philosophiert hatte, wurde er plötzlich von einem Offizier der Volksarmee gerufen und zu einem Transportpanzer, der versteckt hinter einem Waldstück geparkt worden war, geführt.
„Wir sind eben mit den Sachen angekommen!“, erklärte der Soldat, sich nervös umblickend, als fühlte er sich beobachtet.

Dann öffnete er eine Zugangsluke, stieg in den Panzer und holte eine versiegelte Metallkiste aus dem Laderaum.
Frank kratzte sich am Kopf: „Was ist da drin?“
„Das werden Sie gleich sehen, Herr General!“, antwortete der Volksarmist, grinste und öffnete die Kiste mit einem leisen Klicken.
Kohlhaas riss die Augen auf und betrachtete die futuristisch aussehenden Waffen in dem Behälter, während seine Kinnlade langsam nach unten sank.
„Ist es das, was ich denke?“, fragte er den Russen.
„Ja! Das sind Plasmawerfer!“, gab dieser zurück. „Hier, nehmen Sie, Herr General!“
Der Volksarmist drückte Frank eine der neuartigen Infanteriewaffen in die Hand und dieser musterte sie mit nachdenklichem Blick.
„Tschistokjow hat die Dinger tatsächlich herstellen lassen. Hoffentlich fliegen sie uns nicht um die Ohren, wenn wir sie benutzen“, scherzte Kohlhaas.
„Das hoffe ich auch, Herr General!“, antwortete der Russe. „Auf jeden Fall hat uns das Oberkommando 35 Stück dieser neuen Waffen zur Verfügung gestellt. Sie werden heute zum ersten Mal eingesetzt. Das ist also so etwas wie eine Premiere.“
Kohlhaas blickte sich um und vergewisserte sich ebenfalls, dass sie niemand belauschte. Dann legte er den Plasmawerfer in die Metallkiste zurück und verschloss den Behälter wieder.
„Stellen Sie ein Dutzend Wachen für diesen Panzer ab!“, befahl er dem Volksarmisten mit einem zufriedenen Lächeln. „Wir werden sicherlich bald sehen, ob uns diese neuen Wunderdinger wirklich helfen können.“

Die ungewöhnlich leichte Waffe, die trotzdem etwa dreimal so groß wie ein gewöhnliches Sturmgewehr war, lag ruhig in Franks Hand. Der General hatte sich zusammen mit seinen Männern hinter einer schlammigen Grabenwand verschanzt und wartete. Der Feind näherte sich von Südosten, wie von der Luftaufklärung vor einer Stunde berichtet worden war. Ein leises Brummen schallte vom Horizont herüber. Dreißig Panzer der kollektivistischen Armee und mehrere Hundert Infanteristen näherten sich ihrer befestigten Stellung.

„Köpfe runter!“, schrie einer der Waräger hinter ihm und schon schlugen die ersten Explosionen vor der aufgeschütteten Grabenwand zwischen Stacheldrahtverhau und Panzersperren ein. Franks Herz pochte vor Aufregung. Sein Freund Alfred Bäumer war einige Kilometer weiter weg und versuchte dort, mit seinem Trupp die Stellung gegen den feindlichen Panzervorstoß zu halten.

Die rollenden Ungetüme aus bräunlich lackiertem Stahl näherten sich, ihre Maschinenkanonen hämmerten augenblicklich auf die Waräger ein. Der General kauerte immer noch in einem Zustand furchtbarer Unruhe und Anspannung im Schlamm. Langsam schob er den Lauf seines Plasmawerfers über den Rand des Schützengrabens und blickte auf die digitale Zielerfassung.

„Jetzt!“, rief er ins Funkgerät und die Waräger begannen, auf die gepanzerten Fahrzeuge und die nachrückenden schwarz-roten Soldaten zu feuern.

Ein leises Zischen ertönte und ein gleißender Blitz leuchtete am Rand des Grabens auf. Ein faustgroßer Plasmaball verließ die Mündung der neuartigen Waffe und flog auf einen der Panzer zu.

Nun schossen auch die anderen Waräger, die mit Plasmawerfern ausgerüstet worden waren, zurück. Dabei nahmen

sie sich ausschließlich die anrückenden Panzer vor. Pulsierende Energiebälle durchschlugen die dicken Stahlplatten einiger Tanks und dumpfe Explosionen zerrissen die gefürchteten Fahrzeuge. Die kollektivistischen Fußtruppen wirkten verwirrt und schrieen durcheinander, als ihnen die gespenstisch aufblitzenden Geschosse um die Ohren zischten. Frank konnte erkennen, wie ein gegnerischer Infanterist von einem der Energiebälle getroffen und sein Torso wie Butter geschmolzen wurde.
Die Kollektivisten gestikulierten wild mit den Armen und warfen sich in den Dreck, einige von ihnen begannen sogar zu fliehen. Kurz darauf drehten auch die Panzer wieder ab und versuchten, sich ebenfalls zurückzuziehen.
Das gezielte Plasmafeuer hatte den Feind offenbar in höchstes Entsetzen gestürzt. Einige Tanks waren nur noch durchlöcherte, qualmende Wracks, dazwischen lagen tote und verwundete Kollektivisten. General Kohlhaas ließ seine Truppe nun selbst zum Gegenangriff übergehen, um noch den einen oder anderen Panzer zu erledigen. Nach einer Stunde war alles vorbei. Die Stellung war gehalten worden.
Neben einigen Hundert Toten und Verletzten, hatte der Feind nicht weniger als 19 Tanks verloren. Doch viel schlimmer als der Verlust an Soldaten und Kriegsgerät musste der psychologische Schock gewesen sein. Wie hatte es wohl auf die siegessicheren Gegner gewirkt, als plötzlich die todbringenden, unheimlichen Blitze in ihren Reihen eingeschlagen waren. Frank untersuchte einige der toten Gegner, die von den Plasmabällen getroffen worden waren. Meist sah es so aus, als wäre ein Teil ihres Körpers von einer Faust aus glühender Energie durchstoßen worden. Wo die Geschosse aufgetroffen waren, da hatten sie Fleisch und Knochen gleichermaßen verkohlen und

verdampfen lassen. Die an diesem Tage in diesem Frontabschnitt eingesetzten 35 Plasmawerfer hatten sich als äußerst effektiv im Bezug auf die Panzerabwehr erwiesen. General Kohlhaas konnte kaum erwarten, Artur Tschistokjow die großartige Nachricht zu überbringen.

Plasmawaffen, Volksreden, Babys

Artur Tschistokjow untersagte jedem Wissenschaftler in Prof. Hammers Team noch einmal ausdrücklich - unter Androhung einer sofortigen Exekution - auch nur ein Wort über die geheimen Forschungen an Waffen und Kriegsgerät in der Öffentlichkeit zu verlieren. Die Medien und Presseorgane in Weißrussland, dem Baltikum und im Westen Russlands meldeten zwar einen wichtigen Sieg an der Tula-Front, doch hatten sie strenge Anweisungen erhalten, keinesfalls über die eingesetzten neuen Waffen zu berichten.
„Der Feind soll sich ruhig den Kopf darüber zerbrechen", erklärte der weißrussische Präsident hämisch.
Derweil präsentierte Prof. Hammer Ende September eine weitere Erfindung, an deren Anfertigung er Tag und Nacht arbeitete: die Laserkanone.
Weiterhin hatte der geniale Wissenschaftler auch ein Plasmageschütz entwickelt, das auf Panzer montiert werden konnte. Es handelte sich hierbei im Grunde um einen besonders großen Plasmawerfer, der mit einigen technischen Zusätzen versehen, einen äußerst großen Energieblitz verschießen konnte.
Fünf japanische Gunjin Panzer konnten in den nächsten zwei Wochen mit den schweren Plasmageschützen bestückt werden. Sie wurden in den Kämpfen um Nizhyn zum ersten Mal eingesetzt und erzielten bei der Verteidigung der Stadt großartige Erfolge, obwohl ein Geschütz aufgrund von Überhitzung frühzeitig ausfiel. Eine Reihe gegnerischer Panzer wurde durch die bläulich glühenden Energiewolken zerfetzt und wo die furchterregenden Geschosse die feindliche Infanterie trafen, hinterließen sie

nur einen großen, mit zerschmolzenen Leibern bedeckten Fleck verbrannter Erde. Wenige Tage später berichtete auch die internationale Presse von den mysteriösen Geheimwaffen Tschistokjows und verbreitete die wildesten Gerüchte. Die Weltregierung und die GSA begannen mit intensiven Nachforschungen und versuchten, die Fabriken und Anlagen ausfindig zu machen, welche die fortschrittlichen Kriegsgeräte herstellten.
Hatte man die Rus auf kollektivistischer Seite bisher noch immer nicht ganz ernst genommen, so schien sich das jetzt zu ändern. Die von der GCF ausgerüstete Luftwaffe Uljanins flog nun gezielt Angriffe gegen Industrieanlagen in Weißrussland und im Baltikum. Am 04. Oktober 2039 wurden zahlreiche Industriekomplexe rund um Nowopolozk und Minsk zerstört. Uljanin hoffte, auf diese Weise Tschistokjows Aufrüstung zu behindern.

Die japanische Armee hatte inzwischen bei Aldan im Norden der Mongolei eine weitere Entsatzstreitmacht der Kollektivisten zurückgeschlagen und rückte mit einem Heer von knapp 400.000 Mann weiter nach Westen vor. In Absprache mit Artur Tschistokjow und Außenminister Wilden sollten die ostasiatischen Verbündeten auf dem beschwerlichen Landweg bis nach Irkutsk und Krasno-Jarsk im Süden Sibiriens vorstoßen und diese Städte einnehmen.
Wilden war es weiterhin gelungen, Kontakt zu einigen afghanischen und iranischen Rebellengruppen herzustellen, die ihm versprachen, auf eigene Faust Trupps zusammenzustellen und die Kollektivisten in Kasachstan und Kirgisien anzugreifen. Als Gegenleistung sagte ihnen der weißrussische Außenminister eine zukünftige Unterstützung in Form von Geld und Waffenlieferungen zu. Uljanins

Soldaten hatten in den letzten Wochen ihre ständigen Angriffe auf die von den Rus kontrollierten Regionen in Westrussland nach mehreren Niederlagen erst einmal eingestellt und auch wenn man es in den Reihen der KVSG-Führung nicht offen aussprach, so war die schwarz-rote Armee durch den Einsatz der unerklärlichen Waffen stark verunsichert worden. Damit hatte Artur Tschistokjow genau die psychologische Schockwirkung erreicht, die er sich erhofft hatte.

Die kurze Ruhephase, welche Uljanin zur weiteren Vorbereitung seiner Großoffensive nutzte, verschaffte auch den Rus etwas mehr Zeit, die eigene Position auszubauen und zu festigen.

Frank und Alfred hatten die Erlaubnis bekommen, die Front für einige Tage zu verlassen und waren nach Minsk zurückgekehrt. Julia hatte inzwischen eine Wohnung in der weißrussischen Hauptstadt bezogen und lebte nun endlich mit Frank zusammen. Demnach standen einige Renovierungsarbeiten an, bei denen Alf und seine Freundin Svetlana eifrig mithalfen.

Trotz allem war Kohlhaas die Rolle des fürsorglichen Familienvaters nach wie vor wenig vertraut. Doch wenn ihm der kleine Friedrich mit seinen winzigen, zarten Fingerchen über die Wange strich, vergaß er für kurze Zeit den Schmerz der Welt und lächelte glücklich in sich hinein. Am liebsten hatte es der Kriegsheld, wenn Friedrich in seiner Wiege lag, die Beine nach oben streckte und sich an der sanften Melodie einer kleinen Spieluhr erfreute. Dabei quiekte er immer glücklich, während die großen, blauen Babyaugen seinem Vater entgegenleuchteten.

„Ich würde ja gerne mehr Zeit mit dir verbringen, mein Kleiner, aber Papa muss dafür kämpfen, dass dir die Weltregierung nicht eines Tages einen vergifteten Chip

implantiert, Friedrich!“, flüsterte Frank seinem kleinen Spross manchmal leise zu.
Doch diese Dinge waren noch viel zu hoch für den kleinen Säugling und das neugeborene Kind ahnte nichts von der sie alle umgebenden Boshaftigkeit der Welt und dem alptraumhaften Zeitalter, in das es hineingeboren worden war.
„Ich kämpfe doch auch für ihn. Damit Friedrich als freier Mann leben kann und nicht als Sklave endet“, sagte Frank gelegentlich zu seiner Julia. Doch diese konnte solche Sprüche längst nicht mehr hören. Sie hoffte nur, dass der kleine Mensch nicht eines Tages doch ohne Vater aufwachsen musste.

Artur Tschistokjow hatte die Psychologie von Menschenmassen jahrelang intensiv studiert. Als erfahrener Redner und Anführer waren ihm die Instinkte und Emotionen der Menge bekannt und er wusste damit umzugehen. Am 12. Oktober des Jahres 2039 führte er die größte Massenveranstaltung seiner bisherigen Laufbahn als Politiker durch und sprach in Minsk vor mehreren hunderttausend Menschen, die aus ganz Weißrussland, dem Baltikum und dem westlichen Teil Russlands zu diesem gewaltigen Spektakel gekommen waren.
Die Freiheitsbewegung der Rus nannte die Veranstaltung den „Tag der Freiheit“ und es war ein gigantisches Volksfest, das von zahlreichen kleineren Kundgebungen und langen Paraden begleitet wurde. Das weißrussische Fernsehen und die von den Rus kontrollierten Presseorgane hatten seit Wochen die Werbetrommel dafür gerührt und als Tschistokjow schließlich zu seinen Anhängern sprach, platzten die Hauptstraßen von Minsk aufgrund des Massenandrangs aus allen Nähten.

„Artur Tschistokjow – Erretter und Erlöser unseres Volkes!“, verkündete ein riesiges Transparent über der Rednerbühne auf dem Platz vor dem Präsidentenpalast. Daneben hatte das Staatsoberhaupt ein überdimensionales Porträt von sich selbst platzieren lassen. Zudem trugen Tausende von jungen Weißrussen Bilder mit seinem Konterfei im Zuge einer großen Parade durch die Straßen von Minsk.
Seit einiger Zeit hatten die weißrussischen Medien den Begriff des „Tschistokjowismus“ geprägt, womit sie die Lehre des Anführers der Rus meinten, welche sie als einzige Wahrheit und Manifest eines neuen Zeitalters der Freiheit und des Aufstieges in die Köpfe von Millionen Menschen trugen. Ständig wiederholten und rezitierten sie die Leitsätze des politischen Oberhauptes, bis sie auch der letzte Bürger vernommen hatte.
Tschistokjow musste sein Volk in dieser Zeit noch intensiver auf den politischen Weg der Freiheitsbewegung einschwören. Das tat er mit gewaltiger Kraftanstrengung. Die Auseinandersetzung mit der verfeindeten Lehre des Kollektivismus würde in einem titanischen Ringen enden, das wusste er, weshalb sämtliche Bewohner der von ihm beherrschten Gebiete in bisher nie gekannter Weise in seinen Kampf eingebunden werden mussten.
Begleitet von den euphorischen Sprechchören unzähliger Menschen predigte er von einem freien Russland, von sozialer Gerechtigkeit und einer glänzenden Zukunft, in einem Land, das er seinen rechtmäßigen Besitzern, dem russischen Volk, zurückzugeben versprach.
Eines Tages, so gelobte er, würden die Rus die Fackel der Freiheit weiter bis nach Westeuropa tragen, um auch hier das Sklavenjoch des Weltverbundes zu zerbrechen. Die zerfallenen Völker Europas würde er wieder aufrichten

und ihnen ihre Heimatländer zurückgeben. Glück und Seligkeit und einen nie gekannten Aufstieg der Zivilisation versprach er an Stelle von Niedergang und Zerfall. Doch dafür mussten sie ihm folgen und vertrauen, denn es konnte nur eine einzige Wahrheit geben und diese Wahrheit war er.
„Ich bin das Licht, das die Finsternis dieser schrecklichen Epoche erleuchtet!“, rief er der begeisterten Masse zu, gerührt davon, wie sehr sie ihm trotz der Unannehmlichkeiten des Krieges ergeben war.
„Folgt mir in die neue Zeit! Folgt mir durch alle Kämpfe bis hin zur Freiheit und habt keine Furcht davor, wenn das Schicksal Opfer von euch verlangt!“, schrie er aus voller Kehle und die Menschenmasse überschlug sich in ekstatischem Jubel.
„Tschistokjow! Tschistokjow! Tschistokjow!“, donnerte ein brausender Orkan der Zustimmung durch die Straßen von Minsk.
Der Kampf gegen die Weltregierung und die hinter ihr stehenden Kräfte war von Beginn an kompromisslos gewesen, sprach Tschistokjow. Halbherzigkeit und Schwäche konnte es in diesem erbarmungslosen Konflikt nicht geben, es blieben nur Sieg oder Untergang. Demnach war seine Lehre die einzig wahre Lehre. Daher war sein Weg der einzig wahre Weg. Denn wie die Erde nur eine Sonne besaß, so konnte es auf ihr auch nur eine Wahrheit geben.

Der pompösen Großveranstaltung in Minsk folgten noch einige weitere in Wilna, St. Petersburg und anderen größeren Städten, die von Tschistokjows Funktionären geleitet und organisiert wurden. Nüchtern betrachtet blieb jedoch zunächst alles beim Alten. Hier und da gab es Scharmützel zwischen der Volksarmee der Rus und den schwarz-roten

Streitkräften, aber die entscheidende Schlacht ließ noch auf sich warten. Uljanin selbst führte ebenfalls vielerorts Massenveranstaltungen durch und rief seine Anhänger dazu auf, sich in noch größerer Zahl für den von ihm geplanten Großangriff auf Westrussland rekrutieren zu lassen. Der Kollektivistenführer war genauso überzeugt, im Besitz der alleinigen Wahrheit zu sein, und erklärte den Sieg über die Rus zum obersten Ziel seiner Bewegung.
Da jedoch seine Feinde nicht mit halbherzigen Attacken besiegt werden konnten und sich in einigen Regionen inzwischen sichere Stellungen aufgebaut hatten, bedurfte es noch einer gewissen Zeit, um die schwarz-rote Armee zu einer alles überspülenden Woge auszubauen.
Zwar kamen fast täglich neue Waffenlieferungen aus Übersee, doch schien es ganz so, als ob die große Offensive und damit die endgültige Eroberung ganz Russlands auf den Beginn des nächsten Jahres verschoben werden müsste.
Erneut durchkreuzte die Gesamtentwicklung Uljanins Zeitplan. Mit wachsendem Unmut reagierte er auf die zunehmenden Anfragen der übergeordneten Logenbrüder, denen seine bisherigen Erfolge offenbar nicht ausreichend erschienen. Sobald sich der Schnee im kommenden Jahr zurückziehen würde, so versprach es ihnen der Vorsitzender der KVSG, hätte er genügend Soldaten unter seinem Banner vereint, um gen Westen zu ziehen und den letzten, großen Sieg zu erringen.
Allerdings war ihm auch bewusst, dass der Enthusiasmus, mit dem ihm viele Russen am Anfang gefolgt waren, mittlerweile nachgelassen hatte. Den Keim des Zweifels sah er bei immer mehr von ihnen anwachsen, so dass zunehmend Terror und Einschüchterung durch die KKG notwendig waren, um die Leute bei der Stange zu halten.

Faktisch hatte sich nach der kollektivistischen Revolution für die immer ärmer werdende Bevölkerung bisher nichts zum Guten verändert. Im Gegenteil, die soziale Lage war inzwischen vollkommen desolat und auch die ewige Floskel, dass Tschistokjow allein schuld daran war, dass die Versprechen von „Freiheit" und „Gerechtigkeit" noch nicht umgesetzt werden konnten, mochten Millionen Russen nicht mehr hören. Nach einer Welle von Enteignungen und wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen, erkannten mehr und mehr Menschen tief im Inneren, dass die kollektivistische Revolution nur zur Tarnung diente, damit die KVSG-Funktionäre einen groß angelegten Plünderungszug, der vom Weltverbund unterstützt wurde, durchführen konnten.
Allerdings standen die nichtrussischen Bevölkerungsteile weiterhin treu zu Uljanin und hofften darauf, dass sie bald ihre versprochenen Privilegien in Form von weiterer staatlicher Förderung, Bevorzugung bei der Arbeitsplatzvergabe und vieles mehr erhielten.
Im Frühjahr des Jahres 2040 würde die schwarz-rote Flutwelle endgültig ganz Russland bis tief nach Asien hinein unter sich ertränkt haben und dann gäbe es auch keine geistige Gegenströmung mehr, meinte Uljanin. Die Rus, so schwor der spitzbärtige Mann, würde er ohne Gnade ausrotten.

„Der Kleine kann doch noch gar nicht reden, Frank!", lachte Julia und betrachte amüsiert dessen Bemühungen, seinem Sohn Friedrich das Wort „Papa" beizubringen.
Als Antwort erhielt er allerdings lediglich ein Lallen und Kichern. Einen Moment später klingelte es an der Tür und Wilden betrat die Wohnung. Der ältere Herr, der sich fest vorgenommen hatte, ein wenig mehr Zeit mit seiner

Familie zu verbringen, begrüßte seine Tochter freudig und kam dann ins Wohnzimmer.
„Uaah! Uaaah!“, machte der kleine Friedrich, munter vor sich hin sabbernd.
„Hallo, Thorsten!“, rief Frank und lächelte dem Außenminister zu.
Wilden beugte sich über die Wiege, ganz der stolze Opa. Grinsend überreichte er dem Kleinen eine Rassel, die er ihm mitgebracht hatte. Dieser ergriff sie gierig mit seinen winzigen Fingern.
„Endlich habe ich einen Enkel! Ach, ist der Kerl niedlich!“, stieß der Außenminister aus, während er den glücklichen Knirps streichelte.
„Uäääh!“, gab dieser von sich, drehte sich zur Seite und umklammerte seinen Teddybär.
„Und? Wie fühlt man sich als stolzer Papa?“, wollte Julias Vater wissen und sah zu Kohlhaas herüber.
„Super! Ich könnte den kleinen Fratz den ganzen Tag knuddeln!“, antwortete dieser fröhlich.
„Frank versucht ihm schon das Sprechen beizubringen“, bemerkte Julia und schmunzelte.
„Das wird wohl noch eine Weile dauern. Bezüglich der neurologischen Entwicklung des Säuglingsgehirns lässt sich in der Regel erst nach dem …“, dozierte Herr Wilden, doch Frank winkte lächelnd ab.
„Ja, gut! Ich verstehe! Es dauert noch!“, sagte er.
„Du bist also noch ein kleiner Doofi!“ Frank kitzelte das Baby an seinen Füßchen und ein lautes Quieken schallte durch das Wohnzimmer.
„Bist du noch ‘n kleiner Doofi?“
„Bist du noch Papas süßer, kleiner Doofi?“
„Uääähh!“, kam als Antwort des Säuglings, der jetzt wild strampelte.

„Nun hör doch auf, das Baby zu ärgern, Frank!“, stöhnte Julia.
„Aber es ist doch Papas kleiner Doofi!“
„Uääähl!“
„Doooofi!“
„Agah! Ugu!“
Herr Wilden konnte sich das Lachen nicht verkneifen und auch Julia fand den Anblick ulkig. Die drei verbrachten noch einen wundervollen Tag miteinander und der kleine Friedrich zappelte, quäkte und sabberte vor sich hin, als ob es nichts Böses auf der Welt gäbe.

Da sich die Lage an der Front vorerst beruhigt und Uljanin offenbar keine größeren Angriffe vor dem Winter mehr geplant hatte, bekamen auch Frank und Alfred eine Atempause und konnten ihre Freizeit genießen. Sie pendelten zwischen Ivas und Minsk, verbrachten erholsame Tage mit ihren Frauen und Freunden und schenkten den strapazierten Nerven ein wenig Ruhe. Schon Ende November brach ein heftiger Winter über Weißrussland herein und begrub einige Regionen unter einer dichten Schneedecke. Größere Konflikte zwischen den beiden Revolutionsbewegungen blieben weiterhin aus und so konnte auch Artur Tschistokjow die Zeit nutzen, um sein Land weiter aufzubauen.
An anderen Orten der Erde sah es allerdings überhaupt nicht gut aus. Die in Indien grassierende Seuche, die im Süden des Landes und auf Sri Lanka mittlerweile schon etwa 46 Millionen Menschenleben gefordert hatte, war von den internationalen Medien inzwischen auch mit einem Namen versehen worden: ODV („Organ Destroying Virus“).
Der plötzlich aufgetauchte Krankheitserreger führte dazu, dass die inneren Organe des Betroffenen ihre Funktion

einstellten und zerfielen. Bis nach Bombay hatte sich die Epidemie schon wie ein rasendes Buschfeuer ausgebreitet, so dass es zu einer Massenflucht in die nördlichen Regionen des Landes gekommen war.
Immer rascher legte die Seuche große Gebiete lahm und brachte die Landwirtschaft dort zum Erliegen. Die Folge war, dass viele der insgesamt fast 1,6 Milliarden Inder nicht mehr ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgt werden konnten, was das Massensterben beschleunigte. Plünderungen und Hungerrevolten waren seit Wochen an der Tagesordnung. Die Weltregierung handelte, indem sie Tausende von GCF-Soldaten zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung einsetzte.
Zudem hatte es nun auch in China und Pakistan die ersten Todesopfer gegeben. Die Bilder in den Abendnachrichten waren furchterregend und ließen für die Zukunft nichts Gutes erahnen. Was hier genau außer Kontrolle geraten war, konnte sich offenbar niemand erklären oder es wurde verschwiegen. Jedenfalls wurde Indien in einen nie gekannten Zustand des Chaos gestürzt und die punktuellen Hilfsmaßnahmen des Weltverbundes nützten so gut wie nichts.

Die beiden Revolutionsbewegungen verbrachten die Zeit bis zum Weihnachtsfest des Jahres 2039 mit dem misstrauischen Beäugen des jeweiligen Gegners. Ansonsten zogen sich Artur Tschistokjow und Vitali Uljanin wie zwei verfeindete Fürsten in ihre Burgen zurück und warteten ab. Dass sich in Moskau etwas höchst Unerfreuliches zusammenbraute, konnte sich der weißrussische Präsident längst denken und arbeitete in diesen Wochen nicht nur an der Aufstellung einer schlagkräftigeren und größeren Streit-

macht, sondern verfolgte auch ungeduldig die Forschungen von Prof. Hammer und seinem Team.
Der deutsche Wissenschaftler war bezüglich der Entwicklung einer Laserkanone jedoch nicht weiter gekommen und hatte sich schließlich wieder der Entwicklung von noch fortschrittlicheren und sichereren Plasmawaffen zugewandt.
Die Japaner hingegen hatten sich vor dem hereinbrechenden Winter Sibiriens zurück in das Gebiet nördlich der Mandschurei gezogen und ihre Offensive im Osten stockte. Einen Großangriff der schwarz-roten Armee auf West- und Weißrussland erwartend, bereiteten sich die Ostasiaten nun tatsächlich auf ein für sie äußerst kühnes Unternehmen vor: Die japanische Flotte sollte Anfang des kommenden Jahres große Truppenverbände per Schiff bis nach Murmansk bringen. So hatte es Präsident Matsumoto, der letztendlich von Außenminister Wilden überzeugt worden war, angeordnet.
Die Weltregierung richtete ihr Augenmerk weiterhin hauptsächlich auf die Zwangsregistrierungen mit Implantationschips in Nordamerika und Westeuropa. Nach wie vor vom Sieg der von ihr gezüchteten kollektivistischen Bewegung überzeugt, beließ sie es weiter bei Waffenlieferungen an Uljanins Streitkräfte. Für den Zeitpunkt der schwarz-roten Großoffensive standen allerdings noch etwa 300.000 GCF-Soldaten als Unterstützung bereit, die in Verbänden zu jeweils 100.000 Mann das von Tschistokjow regierte Territorium von Westen her angreifen sollten. Die GCF-Armeen sollten über Finnland, Polen und Rumänien kommen und die Streitkräfte der Rus zusammen mit ihren schwarz-roten Verbündeten von zwei Seiten her zerquetschen.

Der eigentliche Großangriff war aber Uljanins Aufgabe und dieser stellte jede Woche neue Divisionen für den Vorstoß nach Westen auf, so dass er bereits Mitte Dezember über etwa 5 Millionen bewaffnete Männer verfügte. Eine Zahl, von der Artur Tschistokjow lediglich träumen konnte.

Friedrich krabbelte unter dem Weihnachtsbaum herum und spielte mit einem Haufen zerfledderten Geschenkpapiers. Seine Eltern beobachteten den Kleinen und lachten sich schlapp, als dieser seinen großen Babykopf mit einigen Streifen Lametta verzierte.
„So, jetzt kommst du mal auf Mamas Schoß!“, sagte Julia und schnappte sich Friedrich. Dieser reagierte mit lautem Gekreische.
„Was ist denn jetzt wieder?“, fragte Frank.
„Er ist müde und wird gleich eine Runde schlafen müssen“, erklärte die Mutter. Sie strich dem Jungen zärtlich über den Kopf. „Na, bist du müde, du Wicht?“
Das Kleinkind strampelte, lamentierte noch lauter. Julia brachte ihn in den Nebenraum, damit er noch ein Nickerchen machen konnte. Nach einer Weile hörte das Weinen auf.
„So, jetzt ist alles ruhig an der Baby-Front!“, scherzte Wilden und genehmigte sich noch ein Glas Punsch. Julia setzte sich wieder neben Frank, legte ihren Arm um dessen Schulter.
Kohlhaas stand auf und holte einige seiner Miniaturen, die ihm HOK zu Weihnachten geschenkt hatte, an den Tisch, um sie genauer in Augenschein zu nehmen.
„Nicht, dass Friedrich die eines Tages aufisst“, bemerkte er nachdenklich.

„Du solltest sie ja auch nicht unter dem Weihnachtsbaum rumliegen lassen, Frank!", bemerkte Julia.
„HOK ist ein Engel, er hat mir tatsächlich diese alten Wüstenorks aus Zinn im Internet besorgt. Die sind geil, was?", freute sich der General und beäugte eine kleine Zinnfigur wie einen wertvollen Diamanten.
„Ja, super!", stöhnte seine Freundin. „Wirklich schöne, hässliche Monster."
„Ganz früher gab es Zinnsoldaten", erläuterte Frau Wilden, die sich jetzt auch an den Tisch setzte und ihr Grinsen nicht unterdrücken konnte.
„Diese Wüstenorks sind äußerst seltene Battle Hammer Figuren. HOK ist ein Genie! Wo er die wohl wieder aufgetrieben hat?", murmelte Kohlhaas vor sich hin. Er legte die Miniaturen zurück in die Pappschachtel.
„Habt ihr denn noch einmal eine Runde gespielt?", erkundigte sich Wilden.
„Ja, vor zwei Tagen. Allerdings hat mich HOK mal wieder knapp besiegt. Er ist einfach zu gut", antwortete Frank.
„Na, jetzt hast du doch Wüstenorks, dann kann ja nichts mehr schief gehen, Schatz", machte sich Julia über ihren Freund lustig und drückte ihm einen Kuss auf die Wange.
„Wüstenorks sind gar nicht so schlecht bei Battle Hammer. Sie haben „schnellen Angriff" und sind immun gegen Feuerzauber. Allerdings müssen sie jede Runde würfeln, ob sie aufgrund der Sonneneinstrahlung nicht verblöden", erklärte Kohlhaas den Wildens.
Julia schlug die Augen auf und sagte in Richtung ihrer Eltern: „Frank und dieses komische Spiel! HOK und er haben wirklich einen Narren daran gefressen. Männer halt!"
„So sind eben unsere großen Kinder!", sprach Agatha mit einem gewissen Anflug von Verständnis.

„Das strategische Denken liegt dem Weibe nun einmal fern. Das ist ganz natürlich!“, meinte Wilden grinsend.
„Bäh!“, machte Julia und streckte ihrem Vater die Zunge heraus. „Sehr witzig, Papa!“
Plötzlich kam ein Weinen aus dem Nebenraum und Frank schreckte auf. „Was ist denn jetzt wieder?“
„Friedrich braucht seine Flasche. Ich gehe dann mal, bis gleich“, gab Julia zurück. Sie verschwand augenblicklich.
„Der Kleine hält uns ganz schön auf Trab“, schnaufte Kohlhaas und trommelte mit den Fingern auf der Pappschachtel herum.
„Das tut vor allem dir mal gut! Vielleicht macht dich das eines Tages doch mal etwas häuslicher“, entgegnete ihm Frau Wilden mit mütterlicher Miene.

„Die Seuche in Indien hat sich noch weiter ausgebreitet. Die Medien sprechen von fast 70 Millionen Toten. Das wird so schlimm wie die Pest im Mittelalter, warte es ab!", bemerkte Wilden. Frank sah ihn besorgt an.
„Ja, habe ich gehört. Das ist wirklich übel!", antwortete er.
„Japan lässt keine Ausländer mehr ins Land, um die Seuchengefahr zu minimieren. Man kommt nur noch mit Ausnahmegenehmigung und einer vorherigen Gesundheitsuntersuchung auf die Inseln. Wenn überhaupt, dann als Diplomat oder Geschäftsreisender", sagte der Außenminister.
„Und was ist mit Weißrussland und unseren anderen Gebieten?", wollte Frank wissen.
„Wir passen schon auf. Und du glaubst doch nicht wirklich, dass Artur hier einfach irgendwen reinlassen würde, wenn er nicht hierher gehört, oder?", erwiderte Wilden mit wissendem Blick.
„Ja, ist schon klar!"
„Also mach dir keine Sorgen, Frank!"
Der General kratzte sich am Kopf und schaute nachdenklich durch den Raum. „Ist schon komisch, was da in Indien abläuft. ODV-Virus … Hmm …"
Sein Schwiegervater in Spe hob den Zeigefinger in seiner gewohnten Art. „Da stecken die Logenbrüder hinter! Ich bin mir absolut sicher! Die haben diese furchtbare Seuche künstlich erschaffen. Vielleicht ist das eine neue Biowaffe."
„Warum gerade Indien, Thorsten?", hakte Kohlhaas nach.
„Warum? Die Logenbrüder sprechen doch seit Jahrzehnten davon, die Millionenmassen in der Dritten Welt dezimieren zu wollen, um die Bevölkerung leichter kontrollie-

ren zu können. Das ist ihr Werk, glaube es mir!", erläuterte Wilden.
„Der helle Wahnsinn!" Frank schüttelte den Kopf.
„Vor allem Indien und China, Länder mit zusammen über 3,5 Milliarden Einwohnern, sind ihnen schon lange ein Dorn im Auge. Dort wollen sie die Bevölkerungsvermehrung mit allen Mitteln eindämmen. Allerdings kann eine derart aggressive Seuche schnell zu einem Selbstläufer werden, der die halbe Menschheit …"
Artur Tschistokjow räusperte sich und unterbrach die beiden. Dann begrüßte er die Mitglieder seines Kabinetts im großen Konferenzraum des Präsidentenpalastes von Minsk auf Russisch und Deutsch.

„Meine lieben Mitstreiter!
Ein neues Jahr ist angebrochen und es wird vermutlich die Entscheidung in diesem großen Kampf der Weltanschauungen bringen. Es ist kein Geheimnis, dass Vitali Uljanin uns vielleicht schon im Frühjahr mit seinen riesigen Armeen angreifen wird, sobald sich der Schnee zurückzieht.
Bis dahin muss jeder Mann, der eine Waffe tragen kann, von uns mobilisiert werden. Es ist weiterhin nicht notwendig, dass ich euch, meine treuesten Kämpfer und Freunde, noch einmal darauf hinweise, was unserem Land und unserem Volk droht, wenn wir die kollektivistischen Horden nicht aufhalten können.
Aber ich gebe zu, dass ich auch nicht genau weiß, wie wir dieser gigantischen Übermacht an Menschen und Kriegsmaterial überhaupt Herr werden sollen, deshalb bin ich für jeden Ratschlag dankbar. Wie ihr alle wisst, werden die Westgrenze Weißrusslands wie auch andere Regionen seit Monaten mit einem System aus Bunkern und Befestigungen versehen, damit sich unsere Gegner daran nach Mög-

lichkeit gehörig die Zähne ausbeißen, doch ich fürchte, dass auch das nicht ausreichend wird, um ihren Ansturm aufzuhalten. Gleiches gilt für die japanische Hilfe, was das militärische Eingreifen und die Waffenlieferungen betrifft – auch das wird vorerst nicht genug sein.
Das ist alles, was ich zurzeit zu unseren Kriegsvorbereitungen zu sagen habe. Jetzt erwarte ich eure Ratschläge!"

Als die Weltregierung unter Führung der Logenbrüder im Jahre 2018 die Kontrolle über die Völker des Erdballs übernommen hatte, war es eine ihrer ersten Maßnahmen überhaupt gewesen, nicht nur die Nationalstaaten, sondern auch deren Armeen aufzulösen. Sämtliche Streitkräfte wurden damals durch die neu geschaffene Global Control Force ersetzt.
Im Zuge der Entmilitarisierung sämtlicher Länder, richtete die Weltregierung ihr besonderes Augenmerk auf die vielerorts stationierten Atomraketen. Bis 2024 wurden alle Atomwaffenbestände weltweit konfisziert und die Militärstützpunkte geschlossen oder von der GCF besetzt.
Weiterhin wurde allen Verwaltungssektoren, von „Amerika-Nord" abgesehen, strengstens untersagt, eigene Basen mit Nuklearwaffen zu unterhalten. So wurden die furchtbaren Massenvernichtungswaffen weltweit eingesammelt und geschlossen nach Nordamerika gebracht. Hier konzentrierten die Mächtigen sämtliche Atomraketen direkt „vor ihrer Haustür", um jederzeit schnell darauf zugreifen zu können. Zahlreiche neue Militärstützpunkte, oft unterirdisch gelegen, wurden in den folgenden Jahren in Nordkanada und auf dem Gebiet der ehemaligen USA errichtet. Hier lagerten seitdem Hunderte von Atomraketen, auf den Rest der Menschheit gerichtet, falls sich doch irgendwo

Widerstand erheben sollte, den man mit konventionellen Mitteln nicht brechen konnte.
Es gab allerdings noch zwei Ausnahmen außerhalb des Verwaltungssektors „Amerika-Nord“: die britischen Inseln und einige Regionen im Nahen Osten. Hier wurden ebenfalls mehrere Atomwaffenbasen eingerichtet.
Auch Russland war zwischen 2018 und 2020 vollkommen entmilitarisiert worden. Seine ohnehin schon marode Armee war aufgelöst und durch GCF-Truppen ersetzt worden.
Die von Vitali Uljanin geäußerte Bitte, einen Atomwaffenstützpunkt in Sibirien errichten zu dürfen, hatte der Rat der Weisen vor einigen Tagen entschieden abgelehnt. Vielleicht trauten sie ihrem Diener doch nicht hundertprozentig.
Als sich Japan unter Präsident Matsumoto aus dem Weltverbund ausgeklinkt und unabhängig gemacht hatte, war es eine der ersten Maßnahmen des rebellischen Staatsmannes gewesen, wieder eigene Atomwaffen herstellen zu lassen. Für die Weltregierung stellte dies eine ungeheure Provokation dar, doch als in den Jahren 2031 bis 2033 der große Angriff auf Japan erfolgte, verzichtete der Weltverbund zunächst auf den Einsatz von Nuklearwaffen gegen den abtrünnigen Staat.
Zu groß war die Angst vor einem Imageverlust, wenn man gerade Japan damit bombardiert hätte. Außerdem hatte Matsumoto gedroht, selbst Ziele in Nordamerika, im Nahen Osten und in Europa mit Atomwaffen zu attackieren, wenn sein Land auf diese Weise angegriffen würde. Artur Tschistokjow verfügte mittlerweile auch über ein kleines Arsenal an Atombomben, das ihm Japan geliefert hatte. Eine realistische Chance gegen die waffenstarrende

Raketenarmada des Weltverbundes hatte er damit allerdings nicht.
Doch zu seinem Glück waren die Logenbrüder nach wie vor gezwungen, sich den inzwischen fast 9 Milliarden Menschen auf Erden als edelmütige „Humanisten“ verkaufen zu müssen, wenn sie alle ihre Ziele erreichen wollten.
Die Vernichtung der iranischen Metropole Teheran durch drei Atombomben im Jahre 2019, als sich der islamische Staat nicht freiwillig hatte auflösen wollen, hatte damals zu einem schweren Imageschaden der Weltregierung geführt. Anschließend war eine gewaltige Kampagne durch die internationalen Medien nötig gewesen, um den brutalen Militärschlag vor der Welt zu rechtfertigen.
Aber derartige Mittel erschienen im Bezug auf Weißrussland, einem kleinen Staat, der sich langsam zum Sparta Osteuropas entwickelte, auch vollkommen überzogen. Die Militärmacht der Kollektivisten war dank gewaltiger Geldspenden der Großbanken und pausenloser Waffenlieferungen durch die GCF groß genug, um Artur Tschistokjow und seine Soldaten fast mühelos niederringen zu können.

„Das ist nicht notwendig, Herr Uljanin!“, wiederholte der zornige Kollektivistenführer die Worte seines Gesprächspartners am anderen Ende der Telefonleitung. Dieser hatte ihn gerade noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, dass ihm der Rat der Weisen unter keinen Umständen erlauben würde, eine eigene Atomwaffenbasis in Sibirien einzurichten.
„Da diene ich dem großen Plan, wie es nur der beste Bruder vermag, und dann stellen sie mich wie einen Dummkopf dar!“, zischte er leise und sprang aus seinem Bürostuhl in der Moskauer KVSG-Zentrale.

Vitali Uljanin fühlte sich erneut gekränkt, tigerte aufgeregt durch den Raum, knurrte zornig. Er wollte nur zur Sicherheit ein paar eigene Atomraketen, die er notfalls auf das von Tschistokjow kontrollierte Gebiet werfen konnte, falls dieser seinen geplanten Großangriff doch überstehen sollte. Aber das oberste Gremium der weltweiten Logenorganisation hatte seine Bitte wieder abgelehnt.
Kurz schien er darüber nachzudenken, sich einfach über die Befehle des Rates der 13 hinwegzusetzen und kratzte sich grübelnd an seinem Spitzbart. Dann jedoch sagte er leise zu sich selbst: „Ich werde Tschistokjow auch so vernichten. Eine echte Chance hat er gegen meine Übermacht ohnehin nicht. Und wenn ich ihn ausgeschaltet habe, kann ich noch immer den Aufbau eines eigenen Atomwaffenarsenals ins Auge fassen. Ja, warum eigentlich nicht?“
Grimmig dreinschauend ging er zum Fenster und starrte hinaus auf den mit Schneematsch bedeckten Platz vor dem Kreml. Seine knochige Hand ballte er zur Faust und biss sich vor Wut auf die Unterlippe.
„Diese Schwätzer haben den revolutionären Geist des großen Plans schon lange verraten. Nur im Kollektivismus lebt er in seiner reinen Form weiter. Nirgendwo sind der Wille und die Kraft, die alte Ordnung vollständig zu zertrümmern, so stark, wie in ihm. Und dann wollen sie mir nicht einmal ein paar lächerliche Atomwaffen gewähren? Nun, ich könnte auch selbst welche herstellen lassen. Das wäre notfalls kein größeres Problem, meine Herren vom Rat.
Vielleicht ist es gerade die Aufgabe meiner Bewegung, das zum Sieg zu führen, was unsere Vorgänger begonnen haben. Ich bin nicht nur euer kleiner Diener, meine Herren! Nein, ich bin schon längst zu mehr geworden. Der

Kollektivismus ist nicht mehr nur ein Mittel zum Zweck, er ist der einzige Weg zu unserem endgültigen Sieg.
Wenn ihr mich für dumm verkaufen wollt, dann könnte es sein, dass ihr euch auf Dauer ins eigene Fleisch schneidet. Was wollt ihr tun, wenn ich die revolutionäre Kraft der Massen auch in anderen Ländern entfessele?
Ihr solltet mich vielleicht mehr respektieren, euch besser mit mir stellen, meine Herren! Denn ihr seid auch auf mich angewiesen, vergesst das nicht, liebe Brüder!", fauchte Uljanin still in sich hinein.

Den verschneiten Januar verbrachte Frank hauptsächlich mit Julia und seinem kleinen Sohn, der, so kam es Kohlhaas jedenfalls vor, in rasantem Tempo größer wurde. Einmal kam HOK für einige Tage aus Ivas zu Besuch und lieferte sich mit Frank noch ein paar unterhaltsame Partien Battle Hammer.
Julia musste immer wieder schmunzeln, wenn sie ihren Freund und den korpulenten, gutmütigen Computerprogrammierer im Wohnzimmer auf dem Boden hocken und mit ihren Miniaturen spielen sah.
„Männer sind und bleiben große Kinder!", sagte sie dann, während ihr die beiden Spieler zu erklären versuchten, dass es sich bei Battle Hammer immerhin um ein hochkomplexes Strategiespiel handelte, das Kinder niemals verstehen würden.
„Ja, is' klar, Schatz!", antwortete die hübsche Blondine in diesem Fall meist nur und tätschelte Frank liebevoll auf die Schulter.
Gelegentlich schrie das Baby dazwischen, seine Eltern zu stetiger Aufmerksamkeit mahnend. Kohlhaas fühlte sich in diesen Tagen fast wie im Frieden und vergaß für eine

Weile die Schrecken des Bürgerkrieges, der wie ein Damoklesschwert über ihren Köpfen schwebte.
Ein paar Mal wurden Bäumer und er von Artur Tschistokjow zu militärischen Lagebesprechungen in den Präsidentenpalast gerufen, ansonsten hatten sie aber vor Fronteinsätzen ihre Ruhe. Doch die trügerische Stille währte nicht ewig, denn der politische Gegner rüstete inzwischen in erschreckender Weise auf und ein drohender Schatten erhob sich im Osten, fest entschlossen, über ihr aller Leben wie ein hungriger Wolf herzufallen.

„Der ODV-Erreger verbreitet sich über das verschmutzte Wassersystem in den indischen Städten!“, erklärte die Weltpresse ihren Abermillionen Lesern mittlerweile. Ob das die Wahrheit war, konnte kaum jemand sagen.
Es blieb allerdings eine Tatsache, dass die furchtbare Seuche schon etwa 140 Millionen Opfer auf dem indischen Subkontinent gefordert hatte und damit zur schlimmsten Epidemie in der Geschichte der Menschheit geworden war. Und ein Ende des Massensterbens war nicht in Sicht. Noch immer zeigte sich der Weltverbund ratlos und verkündete, dass bisher kein Mittel gegen ODV gefunden worden war.
Mit der Zeit wuchs nun auch der Hass der Inder gegen die Weltregierung und im Internet kursierten die wilden Spekulationen bezüglich des plötzlichen Ausbruchs der Massenseuche. Hinduistische Gruppen erhielten starken Zulauf und forderten ein freies und unabhängiges Indien.
„Die Weltregierung lässt uns im Stich!“, schimpften bald Millionen Inder und gegen Ende Januar 2040 kam es immer häufiger zu bewaffneten Angriffen von Hindurebellen gegen die internationalen Streitkräfte. Sub-Gouverneur Kareshwar geriet zunehmend unter Druck. Schließlich

musste er vor wütenden Volksmassen in Neu-Delhi in Sicherheit gebracht werden.
Zu den Auswirkungen der Seuche, die bereits 10 Prozent des indischen Volkes dahingerafft hatte, drohten sich jetzt bürgerkriegsähnliche Zustände zu gesellen.
Südindien und Sri Lanka waren inzwischen komplett im Chaos versunken und in manchen Regionen waren ganze Landstriche von ihren panischen Bewohnern aufgegeben worden. Riesige Berge von notdürftig verbrannten Leichen lagen auf den verlassenen Feldern und Erinnerungen an die apokalyptische Zeit der Pest vor Hunderten von Jahren wurden wach.
Mehr und mehr GCF-Truppen mussten aufgestellt werden, um die etwa 1,5 Milliarden Inder im Zaum zu halten. Wann das Pulverfass endgültig explodierte, konnte niemand voraussagen, zumal sich die ODV-Seuche nun auch auf Südwestchina ausdehnte.
Der Bürgerkrieg in Russland interessierte zu diesem Zeitpunkt fast niemanden mehr, außer die Russen, Weißrussen, Ukrainer und Balten selbst, die ihn durchzustehen hatten. Die internationalen Medien aber richteten ihre Aufmerksamkeit auf Asien, wo der Sensenmann eine nie gekannte Ernte einfuhr und die Menschen wie Grashalme dahinmähte.

„Glaubst du wirklich, dass wir es schaffen können, Russland zu befreien?“, fragte der Außenminister seinen Freund Artur Tschistokjow.
„Natürlich! Ich zweifeln nicht an diese Sache, Thorsten. Wir müssen nur fest an den Sieg glauben. Wenn wir Russland haben, dann wir haben eine ganz andere Möglichkeiten als jetzt“, gab der Präsident auf Deutsch zurück.

Wilden sagte nichts, grübelte nur. Sein Freund wandte sich ihm zu und sprach: „Ich werde eine neue Land aufbauen. Alles liegt in Trümmer und ist kaputt, aber ich werde alles in neue Form aufbauen. Dann ich werde eine neue russische Volk schaffen, so wie ich es auch hier in Weißrussland mache. Die beste und begabteste Teile des Volkes werde ich vermehren und fördern und die Jugend neu erziehen. Dadurch wird Russland überleben und vielleicht auch Europa."
Der Außenminister schwieg noch immer und blickte den Anführer der Freiheitsbewegung nur lächelnd an.
„Das wird eine gewaltige Aufgabe, Artur!", bemerkte er dann.
„Das ist mir klar, aber ich werde sie nehmen an", antwortete Tschistokjow entschlossen.
„Wenn du Russland auf diese Weise wieder aufbaust, dann werden wir bis auf Japan die ganze Welt gegen uns haben", sagte Herr Wilden besorgt.
„Ja, ich weiß. Aber wir haben sie auch jetzt schon gegen uns. Und es ist auch nicht den ganze Welt, es sind nur die Logenbrüder", berichtigte ihn das Staatsoberhaupt.
„Da hast du Recht, mein Freund!", gab der Außenminister zurück.
„Russland bis zu Uralgebirge ist eine gutes Land. Viele Rohstoffe, viele Menschen sind da mit große Talente und Begabung. Wir müssen die russische Familien stark machen und die klügste und beste Kinder von ihnen besonders gut ausbilden!"
Wilden nickte. Dann wandten sich die beiden Männer einer großen Landkarte an der Wand des Raumes zu. Sie zeigte Russland und die umliegenden Regionen in ihrer unendlich wirkenden Größe. Verteidigungsminister Lossov kam jetzt auch hinzu und setzte sich an den Konferenz-

tisch. Nun galt es, sich eine wirksame Strategie gegen Uljanins schwarz-rote Armee zu überlegen.

Den gesamten Februar hindurch zerbrachen sich Artur Tschistokjow und seine Berater die Köpfe, wie sie den Ansturm der Kollektivisten aufhalten sollten. Seit einigen Tagen hatte die internationale Presse erneut damit begonnen, den weißrussischen Präsidenten nach allen Regeln der Propagandakunst zu diffamieren. Wieder einmal schürte sie ein Klima aus Hass und Angst gegen ihn. Die von den Logenbrüdern kontrollierten Medien beschimpften ihn als „Massenmörder“ und „gefährlichen Geisteskranken“.
Auf dem westeuropäischen Sender „Pyramid Channel“ liefen Berichte wie „Peter Ulljewski – Der Henker Artur Tschistokjows“, in denen der Geheimdienstchef Weißrusslands als Anführer einer grausamen Todesschwadron im Auftrag seines Herrn dargestellt wurde. Es wurde behauptet, dass die Rus nicht nur ihre politischen Gegner in Massen liquidierten, sondern auch die nichtrussischen Völker verfolgten und vernichteten. Glaubte man den Fernsehberichten, so war Weißrussland ein einziges, riesiges Gefangenlager voller Stacheldrahtzäune und Hinrichtungsstätten.
Auch Frank Kohlhaas wurde in einigen ausländischen Reportagen gelegentlich als „besonders blutrünstiger Schlächter“ und „grimmiger Schoßhund Tschistokjows“ erwähnt. Dem Anführer der Warägergarde machte diese Hetze allerdings nicht viel aus. Im Gegenteil, meist setzte er sogar ein verächtliches Schmunzeln auf, wenn ihm von derartigen Fernsehberichten erzählt wurde.
„Was denkt mein Neffe Nico eigentlich, wenn sie mich in Westeuropa so darstellen?“, fragte er sich manchmal.

„Was mein letzter noch lebender Verwandter wohl so macht? Ist er mittlerweile schon ein junger Offizier bei der GCF?“, grübelte Kohlhaas ab und zu vor sich hin.
Der General wusste es nicht und ändern konnte er auch nichts an der tragischen Tatsache, dass ausgerechnet sein Neffe dafür ausgebildet wurde, Leute wie ihn zu töten.
Doch es gab weit Wichtigeres zu tun, als sich über solche Dinge den Kopf zu zerbrechen. Uljanins Großangriff schien unmittelbar bevor zu stehen, denn die Berichte der weißrussischen Spione ließen auf eine gewaltige schwarz-rote Armada schließen. Aber solange diese Streitmacht nicht aufmarschiert war, konnte man ihre Größe lediglich erahnen, was vor allem Tschistokjow mit jedem verstreichenden Tag ein wenig nervöser machte.
Als sich die Schneedecke langsam wieder zurückzog und der März anbrach, erhielten sie dank einiger Informanten in Russland genauere Informationen über Uljanins Angriffspläne. Die Fakten waren äußerst beunruhigend und ließen Tschistokjows Oberkommando das Blut in den Adern gefrieren.

Vitali Uljanin hatte in den letzten Monaten eine riesige Streitmacht aufgestellt und eine Menschenmasse mobilisiert, die Artur Tschistokjow und seine Rus kaum für möglich gehalten hatten. Der Kollektivistenführer hatte seine gigantische Armee in drei Teile gespalten, die St. Petersburg im Norden, Weißrussland in der Mitte und die Ukraine im Süden angreifen sollten. Im Norden würde Theodor Soloto, der nach wie vor seine persönliche Rache im Kopf hatte und sich darauf freute, St. Petersburg in Schutt und Asche zu legen, ein Heereskontingent aus über 1 Million Soldaten und 500 Panzern anführen.

Von Moskau aus sollten nicht weniger als 5 Millionen Infanteristen, von 2100 Panzern und über 1800 Bombern begleitet, den Befehl erhalten, einen vernichtenden Stoß gegen Weißrussland zu führen und Minsk einzunehmen.
Im Süden hatte die dritte Heeresgruppe der schwarz-roten Armee die Weisung, vom Südosten der Ukraine aus über Kiew ins südliche Weißrussland vorzurücken. Dieser Teil der riesigen Armada umfasste ebenfalls knapp 1 Million Soldaten und zusätzlich etwa 500 Panzer.
Zwischen drei und vier Millionen kollektivistische Soldaten blieben im Raum Moskau und weiter im Osten zurück, um dieses Gebiet zu verteidigen. Das bedeutete demnach, dass Uljanin bei dieser gewaltigen Offensive über 70% seiner gesamten Militärmacht auf einer Front von mehreren Tausend Kilometern gegen die Rus zu schicken gedachte.
Es erschien so gut wie unmöglich, diese gewaltige Masse aufzuhalten, doch Artur Tschistokjow, Wilden und Verteidigungsminister Lossov hatten mit dem Mut der Verzweiflung eine Abwehrstrategie entwickelt, die so kühn wie verwegen war.
Artur Tschistokjow hatte vorgeschlagen, die Metropole St. Petersburg mit lediglich 250.000 Mann abzusichern. Weitere 250.000 Volksarmisten sollten an der Ostgrenze Weißrusslands stationiert werden, inklusive sämtlichen Flugzeugen, die noch verfügbar waren. Etwa 100.000 Soldaten waren zur Verteidigung der Westgrenze vorgesehen, denn es waren Angriffe durch die GCF von Polen, der Slowakei und Rumänien aus zu erwarten.
Eine weitere Viertelmillion Soldaten sollte zudem die nördliche Ukraine schützen und vor allem Kiew verteidigen. Da sich die Global Control Force auch in Finnland zu einem Einmarsch in den Norden Russlands bereit zu machen schien, sollten die über das Nordmeer kommen-

den Japaner mit ebenfalls 250.000 Mann die Truppen der Weltregierung zurückschlagen und diese Flanke sichern, um anschließend weiter nach St. Petersburg vorzurücken. Etwa 500.000 weitere Japaner standen in Sibirien bereit, um die Kollektivisten bei Kranso-Jarsk zum Kampf zu zwingen.

Dank flächendeckenden Einberufungen und dem begeisterten Zuspruch durch die weißrussische, baltische und russische Jugend, gelang es Tschistokjow, seine eigentliche Hauptstreitmacht auf fast 1,8 Millionen Soldaten aufzustocken.

Diese Heeresgruppe, die größte und wichtigste von allen, hatte eine besondere Aufgabe, denn sie sollte an St. Petersburg vorbei in einer weiträumigen Umfassungsbewegung die schwarz-roten Verbände Solotos im Norden umgehen, durch das dünn besiedelte, ländliche Gebiet von Karelien marschieren, und dem Gegner in Flanke und Rücken fallen.

Unterstützt von sämtlichen Panzern, welche die Rus aufzubieten vermochten, etwa 900 Stück, war es möglich, dass sie die Nordarmee Uljanins durch einen massierten Angriff aufreiben und vernichten konnte. Anschließend sollte sie weiter nach Süden vorstoßen, um die kollektivistische Hauptstreitmacht im Rücken zu erwischen.

Die Operation musste schnell verlaufen und durfte sich keine Verzögerungen, etwa durch die Gefangennahme von Gegnern oder die unnötige Besetzung von Städten, leisten. Wenn ein feindlicher Heeresverband aufgerieben war, so musste er, wenn es möglich war, vollkommen niedergemacht werden, damit er sich nicht im weiten russischen Hinterland wieder sammeln und erneut angreifen konnte.

„Wir lassen unsere Feinde ins Leere laufen und dann schlagen wir mit einem gezielten Hieb in seine ungeschütz-

te Flanke und in seinen Rücken!“, erklärte Tschistokjow seinen russischen Offizieren die Strategie mit einem Hauch von Zuversicht.

„Es ist soweit!“, sagte Vitali Uljanin mit Stolz in den Augen zu den neben sich versammelten Funktionären und Generälen der schwarz-roten Bewegung.
Der Kollektivistenführer stand auf einer großen Tribüne auf dem Platz vor dem Moskauer Kreml, mit ernster Miene auf die an ihm vorbeimarschierenden Truppen herabblickend. Tausende von kollektivistischen Soldaten zogen in einem endlosen Strom im Stechschritt an ihm vorbei und ihnen folgten mit schwarz-roten Flaggen bestückte Panzer, Flugzeuge und Geschütze.
„Die Rus werden gegen diese Militärmacht untergehen!“, bemerkte einer der Generäle neben ihm siegessicher. Er hob lächelnd die Hand, um die Soldaten zu grüßen.
„Daran habe ich keinerlei Zweifel!“, betonte Uljanin und musterte die aufeinanderfolgenden Blöcke seiner Kämpfer mit einem zufriedenen Nicken.
„Was werden Sie tun, wenn Sie Tschistokjow vernichtet haben, Herr Kollektivgenosse?“, erkundigte sich ein anderer Funktionär, der sich hinter dem KVSG-Chef postiert hatte.
„Danach?“, fragte dieser. „Danach werde ich den Kollektivismus in alle umliegenden Länder tragen. Weißrussland ist lediglich eine Etappe. Unser Fernziel muss die revolutionäre Kollektivierung der ganzen Welt sein!“
Vitali Uljanin schenkte seinen engsten Mitarbeitern noch ein selbstgerechtes Grinsen. Anschließend schritt er vor ein Mikrofon, um den ihm ergebenen Soldatenmassen seine heutige Botschaft zu verkünden.

„Soldaten! Arbeiter! Kollektivisten!
Die Revolution in Russland neigt sich ihrem Ende zu. Das russische Volk hat sich erhoben, um in einer letzten, finalen Schlacht den Reaktionären und Kapitalisten das Ende zu bringen. In wenigen Tagen ist es soweit. Ihr werdet euch die Freiheit erkämpfen, die ihr verdient. Ich verspreche euch ein gerechtes Russland, frei von Unterdrückung und Armut. Doch dafür müsst ihr diesen letzten Kampf siegreich bestehen und dem reaktionären Feind endgültig den Kopf abschlagen. Unsere Revolution kann nur leben, wenn ihre Gegner, die Saboteure der Freiheit und Gleichheit, endlich vernichtet worden sind.
Wenn ihr den Bestien des Tschistokjow auf dem Schlachtfeld begegnet, dann zeigt keine Gnade, denn sie sind es, die eure Familien weiterhin in Armut und Verzweiflung leben lassen. Nur durch das Opfer des russischen Arbeiters, durch den Heldenmut der Unterdrückten, können diese Mordbrüder besiegt werden!
Ihr seid die Geburtshelfer der kollektivistischen Freiheit, vergesst das niemals! Und nun zieht hinaus in den Kampf und bringt auch euren Brüdern im Westen Russlands die lang ersehnte Gerechtigkeit und die goldene Zukunft der Revolution unter dem schwarz-roten Banner!“

Tosender Jubel erfüllte den riesigen Platz vor dem alten Kremlgebäude und zahllose Soldaten blickten zu Uljanin herauf. Die gewaltige und beeindruckende Militärparade dauerte noch mehrere Stunden und die in die Masse der Kämpfenden eingebundenen Männer strahlten eine unbeirrbare Zuversicht aus. Sie konnten es sich kaum vorstellen, dass ihre Gegner lange in der Lage sein würden, ihrem Ansturm standzuhalten. Die meisten der hier marschierenden Soldaten glaubten offenbar noch immer fest an die

Versprechen ihres Anführers und der Anblick der ungezählten, zum Kampf bereiten Kollektivgenossen, ließ auch keine Zweifel am baldigen Sieg der schwarz-roten Revolution zu.
„Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit!", schrie die dem spitzbärtigen Politiker verpflichtete Masse und zog siegessicher nach Westen, um mit der entscheidenden Offensive dieses Bürgerkrieges zu beginnen.

Die Umfassungsschlacht

„Wenigstens ist es nicht mehr so bitter kalt!“, bemerkte Frank auf Russisch, sich an sein Sturmgewehr klammernd.
Der junge Soldat rechts neben ihm murmelte seine Zustimmung und stierte stumpf geradeaus. Der Zug rumpelte unter ihren Stiefeln und Frank ging an einer Gruppe Waräger vorbei, um Alf im benachbarten Abteil zu besuchen. Sie näherten sich St. Petersburg und hatten den Befehl, sich dort der versammelten Hauptstreitmacht Tschistokjows anzuschließen. Über 1,2 Millionen Soldaten der Volksarmee waren bereits in der Stadt, wie Frank gehört hatte. In St. Petersburg sollten sie zunächst weitere Anweisungen des Oberkommandos abwarten. Anschließend ging es in die kalte Einöde nördlich des Ladozhskoye Sees, so sah es der Schlachtplan vor.
Am 19. März 2040 begann der Vormarsch von Uljanins gewaltiger Armee und ihre schiere, wilde Größe ließ dem Gegner die Angst in die Gebeine kriechen. Der Ruß und Qualm von zahllosen Fahrzeugen erfüllte die Luft und unter den rasselnden Ketten der Panzerschwärme erbebte die Erde. Bis zum Horizont erstreckten sich die Menschenmassen, über ihnen wehten die Fahnen der schwarzroten Revolution und die Kriegsrufe von Uljanins Soldaten erschallten meilenweit. Aus dem gewaltigen Meer der Soldaten ragten die Rohre mobiler Geschütze heraus und gewaltige Staubwolken wirbelten auf, als sich die Armee endlich in Bewegung setzte. Die riesige Horde wirkte undiszipliniert, geradezu archaisch. Kilometer um Kilometer wälzte sie sich weiter vorwärts nach Westen. Abertausende von aufgehetzten und höchst aggressiven Männern, denen Uljanin in ihrer Verzweiflung als Erlöser erschien,

feuerten in die Luft, brüllten ihre Kriegsschreie und sangen Lieder der Zerstörung und des Blutvergießens. Der Westen Russlands sollte zuerst von ihrer rohen Gewalt zermalmt werden. Doch das würde erst der Anfang einer noch viel größeren Umwälzung werden, so gelobte es Uljanin.

Eine Woche später rückte die Hauptstreitmacht Tschistokjows aus St. Petersburg ab und stieß in das karge, ländliche Gebiet nahe der Stadt Vyborg vor. Im Eiltempo bewegte sich die ebenfalls sehr große Armee weiter nach Nordwesten, um sich an der Flanke der von Theodor Soloto geführten Nordstreitmacht der Kollektivisten zu postieren. Frank und Alfred waren als führende Offiziere bei den motorisierten Warägern, welche die Vorhut des gewaltigen Heereswurms bildeten.

Während sich Solotos Streitkräfte von Vologda aus nach Norden bewegten, um St. Petersburg zu belagern, marschierte die große Armee der Rus an der Nordküste des Lagoda und Onega Sees entlang und zog dann weiter nach Osten. Erst in der zweiten Aprilwoche erreichte die Armee das unwirtliche Gebiet, wo Wolga und Sukhona zusammenflossen.

Hier trafen die vorauseilenden Waräger auf die ersten kollektivistischen Kampfverbände, die sie an der Überquerung des Flusses zu hindern versuchten. Erschöpft und von Regen und Schlamm gepeinigt, stürzten sie sich in den Kampf.

Inzwischen hatte Theodor Soloto das von kaum 250.000 Rus verteidigte St. Petersburg erreicht und ließ seine Armee den Westteil der Stadt belagern. Dann brandete das größte Heereskontingent der Kollektivisten gegen die Abwehrfront nahe der weißrussischen Ostgrenze und

spülte wie eine zornige Welle sämtlichen Widerstand hinweg. Ähnlich verlief es auch in der Ukraine, wo die Kollektivisten die Stellungen der Rus mit einer fünffachen Übermacht angriffen. Und schließlich blies auch die GCF im Westen zur Attacke und versuchte nach Weißrussland und in die Ukraine einzudringen. Jetzt musste Tschistokjows Plan einer Umfassungsschlacht schnellstens in die Tat umgesetzt werden, sonst gab es keine Hoffnung mehr.
Als die kollektivistischen Soldaten, die den Übergang über die Sukhona verteidigten, die volle Größe der nachrückenden Streitmacht erblickten, zogen sie sich nach Westen zurück. Die Warägergarde jagte ihnen auf Lastwagen und in leichten Transportpanzern hinterher und machte unzählige von ihnen nieder. Dann folgte ihnen fast die gesamte Panzerwaffe Tschistokjows, die sich wie eine stählerne Wand durch die russische Weite schob.
Boris Titov, der Oberbefehlshaber der Hauptstreitmacht Tschistokjows, ein Rus der ersten Stunde, peitschte seine erschöpften Soldaten zu einem noch schnelleren Vormarsch an und die Männer hasteten tagelang durch Regen und Matsch, dicht auf den Fersen ihrer Feinde.
General Kohlhaas befehligte diesmal sämtliche Waräger, inzwischen nicht weniger als 50.000 Mann, und stieß mit seinen Männern als erster auf die Nachhut der kollektivistischen Nordarmee. Es entbrannte ein Kampf gewaltigen Ausmaßes.

Thorsten Wilden war heute in den frühen Abendstunden von einigen Flakhelfern aus seiner Wohnung im Zentrum von Minsk geholt und an den Rand der weißrussischen Hauptstadt gefahren worden. Sie hatten ihn vor einem offenbar bevorstehenden Bombenangriff der kollektivistischen Streitkräfte gewarnt und den Außenminister gebe-

ten, sich außerhalb der Stadtmitte in einem Bunker in Sicherheit zu bringen. Was die weißrussische Aufklärung genau herausgefunden hatte und welche Dimension dieser Bombenangriff haben würde, wusste Wilden zu diesem Zeitpunkt noch nicht, doch er sollte es im Laufe dieser turbulenten Nacht erfahren.
Der ältere Mann, der in seinem Leben selbst schon viel Leid erfahren hatte und mittlerweile auf das 68. Lebensjahr zuging, wusste nichts vom echten Krieg. Er kannte ihn nur aus Franks Schilderungen oder alten Büchern. Heute jedoch sollte er den Schrecken eines bewaffneten Konfliktes hautnah erleben.
„Sie sollten besser nach unten in den Bunker gehen, Herr Außenminister!", warnte ein Volksarmist, doch Wilden beachtete ihn nicht.
Er sah auf das Häusermeer von Minsk herab und beobachtete die zahlreichen Lichter, die nach und nach immer weniger wurden. Artur Tschistokjow hatte angeordnet, dass im Falle von Bombenangriffen sämtliche Lichter in der Stadt verdunkelt werden müssten, um den feindlichen Flugzeugen die Orientierung zu erschweren.
Doch die modernen GCF-Bomber, welche die kollektivistische Armee benutzte, hatten längst Infrarot-Scan-Vorrichtungen und digitale Stadtpläne in ihren Bordcomputern, so dass diese Maßnahme wenig nutzte.
Der Außenminister verharrte einige Stunden in dem Bunker zwischen mehreren Hundert anderen Menschen und ging zwischendurch immer wieder an die Oberfläche, um einen Blick auf die inzwischen vollkommen verdunkelte Stadt zu werfen. Gegen 3.00 Uhr morgens vernahm er ein unheimliches Zischen in der Ferne und es dauerte nur wenige Minuten, da konnte er einen Schwarm dunkler Punkte im Mondlicht des Nachthimmels ausmachen.

Plötzlich zerriss ein dumpfes Grollen die gespenstische Stille der Nacht, während Flakfeuer die Finsternis zu erhellen begann. Sie waren gekommen, sagte sich Wilden, entsetzt nach unten blickend.
Zwischen den Wohnhäusern der Innenstadt stiegen jetzt riesige Feuerwände auf, die vom Lärm explodierender Geschosse und dem Röhren der Bomber begleitet wurden. Wie donnerndes Gehämmer hallten die immer näher kommenden Bombeneinschläge dem alten Mann entgegen und er blickte mit ungläubig aufgerissenen Augen auf das sich ausbreitende Flammenmeer in der Ferne.
Wie viele Leben in dieser Nacht ausgelöscht wurden, konnte Wilden lediglich erahnen und es betrübte ihn sehr, dass die weißrussische Regierung die Gefahr derartiger Angriffe im Vorfeld nicht ausreichend bedacht hatte. Viele Bewohner von Minsk waren in ihren Häusern geblieben, sie hatten wohl kaum mit einem derartigen Schreckensszenario gerechnet.
Nach einer Weile brannten große Teil von Minsk und noch immer gingen ganze Bombenteppiche und die wie feurige Lanzen wirkenden Hellstrike-Brandraketen der Global Control Force auf die Stadt hernieder. Überall hörte der Außenminister angstvolles Geschrei, als immer mehr Menschen von Panik ergriffen in den Außenbezirk strömten, wo auch er sich aufhielt.
„Gut, das meine Julia in Ivas ist", flüsterte er leise vor sich hin und ging wieder die Treppe hinab in den weiträumigen Betonbunker, der erst vor kurzer Zeit errichtet worden war. Zwei Soldaten verschlossen hinter ihm die massive Stahltür und sahen ihm schweigend nach. Der große Angriff Uljanins hatte begonnen und nun war auch Minsk nicht mehr sicher.

„Die Transportpanzer kommen über die linke Flanke, der Rest kommt von vorne!“, brüllte Frank auf Russisch in sein Funkgerät und wenig später sah er eine ganze Phalanx aus Fahrzeugen wild feuernd durch den Schlamm auf die Kollektivisten in dem nahegelegenen Waldstück zurasen.
Irgendwo konnte der General die zischenden Blitze eines Plasmawerfers ausmachen, der einen feindlichen Tank als feurigen Ball explodieren ließ. Es war ein heilloses Chaos. Überall knallten Schüsse und Detonationen, um ihn herum wurden Bäume und Menschen gleichermaßen zerrissen. Mitten in diesem Getümmel musste sich Bäumers Truppe befinden, vermutlich am anderen Ende des Waldstücks, das von menschlichen Schreien und dumpfen Geschützeinschlägen erfüllt war.
Der Gegner hatte sich diesmal keine sonderlich günstigen Stellungen aussuchen können, denn die Waräger waren blitzartig in seinem Rücken aufgetaucht und bedrängten ihn nun mit einem wütenden Sturmangriff.
„Folgt mir!“, schrie Kohlhaas, sprang aus dem Transportpanzer und hastete mit seinen Männern durch das Unterholz.
Als er eine Gruppe von kollektivistischen Soldaten als dunkle Punkte zwischen den Bäumen erspähte, schleuderte er eine Handgranate in ihre Richtung. Ein lauter Schlag ließ den Boden erbeben und Frank rannte weiter vorwärts. Dann warf er sich hinter einen knorrigen, alten Baum.
„Wo sind unsere Panzer?“, bellte er in das digitale Funkgerät an seinem Kragen, sich nervös durch die verschwitzten Haare streichend.
„Sie müssten jeden Moment hier sein, Herr General!“, vernahm er als krächzende Antwort aus der Sprechanlage.
Es dauerte nur noch einige Minuten, dann konnte Frank die schwer gepanzerten Ungetüme am Horizont erblicken.

Sie begannen mit ihren Geschützen zu feuern und Dreckfontänen wirbelten zwischen den Bäumen auf.
Die Warägergarde übersäte die feindlichen Trupps derweil mit einem Geschosshagel. Weiter entfernt konnte man das Rauschen von Flammenwerfern und den brutalen Lärm von Nahkämpfen hören.
Kohlhaas brüllte weitere Anweisungen und Befehle. Er konnte erkennen, dass sich die Kollektivisten langsam vor den Panzern der Volksarmee zurückzogen. Nach einer Weile wandte sich ihr Rückzug schließlich in eine heillose Flucht.
„Der konzentrierte Angriff war erfolgreich!“, erklärte Frank dem abgekämpft wirkenden Russen neben sich mit grimmiger Zufriedenheit. Der junge Mann wischte einige Dreckspritzer von seiner Uniform ab, lud sein Sturmgewehr durch, atmete erleichtert auf.
„Ja, es sieht so aus, General Kohlhaas!“, erwiderte er schnaufend.
„In die Transportpanzer, Männer! Verfolgt die Feinde und macht sie nieder! Und hoffen wir, dass uns die Schnecken von der Volksarmee endlich einmal einholen können“, donnerte der Oberbefehlshaber der Warägergarde in sein Funkgerät und sprintete los.

Der kleine Friedrich stieß einen spitzen Schrei aus und verdrehte die Augen. Julia hatte ein wenig Mühe, das Baby zu halten, weil es zappelte und sich mit seiner kleinen Hand an ihrer Bluse festkrallte.
„Nicht so wild, mein Kleiner!“, sagte die junge Mutter und lächelte liebevoll zu ihrem Kind herab.
„Uäääk!“, gab Friedrich zurück, wobei er mit seinen Füßchen in die Luft trat.

„Du bist genau so ein Hitzkopf wie dein Vater, du kleiner Schisser!“, scherzte Julia. Das Baby fing an zu grinsen.
„Weißt du, wo dein Papa jetzt ist?“
Friedrich glotzte sie nur mit großen Augen an und quiekte wieder.
„Dein Papa ist irgendwo in Russland und kämpft da gegen die bösen Kollektivisten. Und wenn er gerade nicht gegen die kämpft, dann kämpft er eben gegen jemand anderen. So ist der Papa eben!“, bemerkte Julia, verwundert über ihren eigenen Sarkasmus.
„Hi! Hi!“, machte Friedrich und lächelte glücklich.
„Ja, und wenn der Papa irgendwann die ganze Welt besiegt hat, dann wird es in Zukunft nur noch glücklich sabbernde Babys auf Erden geben. Und der Opa erklärt ihnen dann, wie die große Politik funktioniert …“
„Sabbldusss!“, kam zurück, der Kleine strampelte wieder.
„Da hast du Recht, Friedrich! Papa und Opa sind manchmal ganz schön „sabblduss“, aber ich habe sie trotzdem lieb“, sagte Julia leise.
Ihren Sohn schienen derartige Dinge nicht sonderlich zu interessieren, stattdessen saugte er mit größtem Eifer an seiner Babyflasche.
Jetzt kam Agatha Wilden ins Wohnzimmer und ließ sich auf dem Sofa nieder. Julia sah sie an, ging zu ihr, um ihr Friedrich entgegen zu halten.
„So, jetzt kommst du zur Oma …“, sprach sie.
Das Baby lachte und lallte etwas. Dann ergriff es die Hand von Frau Wilden und schmiegte sich in ihren Arm.
„Hast du etwas von Papa oder Frank gehört?“, fragte sie ihre Tochter.
„Nein, sie haben sich nicht gemeldet, aber im Fernsehen kam eben, dass die Kollektivisten mit ihrem großen Angriff begonnen haben!“

Agatha Wilden schluckte. Man sah ihr die Panik im Gesicht an. „Wir können nur beten, dass unsere Männer diese Bestien aufhalten können. Stell dir mal vor, die kämen nach Ivas …"
„An so etwas will ich gar nicht denken. Das wäre schlimmer als jeder Alptraum. Im weißrussischen Fernsehen haben sie gesagt, dass die Leute in Russland elendig verhungern müssen, weil die Kollektivisten ihnen alles wegnehmen", bemerkte Julia.
„Thorsten und Frank werden das schon schaffen. Ich hoffe es jedenfalls, sonst müssen wir nach Japan fliehen. Da ist man wenigstens frei", meinte Frau Wilden.
„Ich hoffe nicht, dass es so weit kommen wird. Mit diesen Japanern kann ich überhaupt nichts anfangen", antwortete ihre Tochter.
„Aber im schlimmsten Fall hätten wir keine andere Wahl, Kind. Oh, Gott! Hoffentlich schaffen sie es!", jammerte Frau Wilden besorgt.
„Der Papa schafft das schon, nicht wahr Friedrich?", sagte Julia und tätschelte ihrem Sohn zärtlich den Kopf.
„Uieek!", gab dieser zurück und machte den Eindruck, als würde er ganz darauf vertrauen, dass sein Vater die grauenhafte Gegenwart doch noch in eine bessere Zukunft umwandeln könnte.

Frank und seine Männer waren in den letzten Tagen bis an ihre Grenzen gegangen und lagerten nun in der Nähe eines halb verlassenen Dorfes, während ihnen die gewaltige Masse der Volksarmisten folgte. Die Warägergarde war der Hauptstreitmacht bereits weit vorausgeeilt und hatte schon den einen oder anderen blutigen Zusammenstoß mit dem Gegner hinter sich gebracht. Der Feind war inzwischen weiter nach Westen gezogen. Kohlhaas ärgerte sich über

das langsame Vorwärtskommen der Volksarmee, was die Waräger zunächst von weiteren Angriffen auf die kollektivistische Nachhut abhielt.
Missmutig tippte er sich durch das Menü seines DC-Sticks und fragte die neuesten E-Mails des Oberkommandos ab. Plötzlich riss er freudig die Augen auf und stieß einen Jubelschrei aus.
„Die Japsen sind in Karelien an Land gegangen und haben um die 250.000 Mann aus ihren Schiffen ausgeladen!“, rief Frank strahlend und knuffte Alf in die Seite.
Der Hüne grinste breit. „Na, das ist doch mal eine gute Nachricht. Diese Teufelkerle haben es wirklich durchgezogen und ihre Truppen über das Meer kommen lassen!“
„In der Kara See sind sie von einer kleinen GCF-Flotte angegriffen worden, aber die konnten sie in die Flucht schlagen. Ich bin verdammt froh, dass sich Matsumoto bisher als ein so zuverlässiger Verbündeter erwiesen hat!“, sagte Kohlhaas.
„Ohne die Japaner wären wir schon lange am Arsch. Allein was die uns an Waffen geliefert haben, war wirklich beachtlich“, fügte Alf hinzu.
Frank setzte ein Lächeln auf. „Und wenn wir den Japsen damals nicht geholfen hätten, wären sie niemals frei geworden!“
„Gut zu wissen, dass wir da hinten nicht ganz umsonst die Knochen ins Feuer gehalten haben“, murmelte Bäumer.
„Die japanischen Soldaten sind jedenfalls gut ausgerüstet und können der GCF durchaus Paroli bieten. Hoffen wir, dass sie es bis hierher schaffen.“
„Hoffen wir besser, dass wir in den nächsten Tagen und Wochen nicht alle draufgehen, Alter“, knurrte Alf. Er stand von seinem Platz auf.

Frank sah seinem breitschultrigen Freund hinterher und ging dann in das Kommandozelt des Lagers. Es galt, die nächsten Angriffsziele für die Warägergarde auszuwählen und davon gab es nicht wenige.

Frank griff zwei Tage später mit 10.000 seiner Soldaten zuerst eine Stellung der Kollektivisten im Westen der Stadt Cerepovec an und nahm sie nach hartem und verlustreichem Kampf ein. Seine Gegner waren diesmal fanatische Elitesoldaten der schwarz-roten Armee, die sich verbissen verteidigten und am Ende fast alle fielen.
Kaum 3.000 Mann kehrten von der blutigen Mission zurück, der Rest war tot oder schwer verwundet. Dennoch setzte General Kohlhaas seine Angriffe unbeirrt fort, nachdem der Durchgang frei gemacht worden war, und stieß bei Ustjuzina durch die gegnerische Frontlinie. Dabei wurden über 5.000 Feinde getötet und zahlreiche gegnerische Panzer zerstört.
Von einem furchtbaren Zeitdruck angetrieben, rückte die Vorhut der Warägergarde zusammen mit den Panzern der Volksarmee daraufhin gegen eine fast doppelt so große Streitmacht der Kollektivisten bei Borovici vor und unternahm einen erfolgreichen Überraschungsangriff auf die unvorbereiteten Truppen Uljanins.
Ihr wuchtiger Vorstoß rieb die schwarz-roten Verbände auf, vernichtete sie vollkommen und nicht weniger als 100 feindliche Tanks konnten durch konzentriertes PAK- und Plasmafeuer zerstört werden. Beflügelt von diesem Erfolg versuchte die Warägergarde nun auch, die Kollektivisten aus Visnij Volocek herauszuwerfen, während ihr die Hauptstreitmacht in aller Eile folgte und auf breiter Front den Rücken der gegnerischen Armee umfasste.

Mehrere Tage dauerte der Sturmangriff von Tschistokjows Elitetruppen, doch Visnij Volocek konnte nicht genommen werden. General Kohlhaas hatte bei diesem kühnen Unternehmen mehrere Tausend Mann verloren, den Kollektivisten allerdings ebenfalls schwere Verluste zugefügt.
Letztendlich zogen sich die Waräger wieder zurück, um sich neuen Zielen zuzuwenden. Sie marschierten im Eiltempo auf die Stadt Okulovka zu und errangen einen weiteren Sieg über die dort befindlichen Gegner. Zahlreiche Panzer und leichte Fahrzeuge konnten in dieser Schlacht ausgeschaltet und über 10.000 Feinde getötet oder in die Flucht geschlagen werden.
Unermüdlich trieb Kohlhaas seine Soldaten zu immer neuen Sturmangriffen an. Nach wenigen Tagen erreichten sie den Kern von Soltos Armee und es kam zu heftigen Gefechten in den Wäldern und Ebenen südlich von Volkhov. Beide Seiten erlitten erneut schwere Verluste, doch das hielt den fanatischen General nicht davon ab, weiterzukämpfen.
Bei Paporotno, im Süden von St. Petersburg, fielen die Warägergardisten bald darauf über eine motorisierte Division der schwarz-roten Armee her und schossen sie zusammen. Am Ende des Tages war die zerstörte Stadt mit brennenden Fahrzeugen und Panzerwracks übersät, während die fliehenden Kollektivisten den nachrückenden Volksarmisten direkt in die Armee liefen und zum größten Teil niedergemetzelt wurden. Nach weiteren Kämpfen warteten die erschöpften Waräger erst einmal auf die nachfolgende Volksarmee, welche die Feinde mehr und mehr in Richtung St. Petersburg abdrängte und an vielen Stellen der schlecht geschützten Flanke des Gegners durchbrach. Theodor Soloto hatte die Größe der angrei-

fenden Hauptstreitmacht der Rus regelrecht sprachlos gemacht und von Nervosität ergriffen, befahl einen sofortigen Sturmangriff auf St. Petersburg. Darauf hatten Artur Tschistokjow und sein Oberkommando allerdings nur gewartet, denn jetzt drohten die Angreifer von drei Seiten aus in die Zange genommen zu werden. Von Norden her rückten die Japaner vor, in St. Petersburg erwartete eine Viertelmillion Volksarmisten ihren Ansturm und im Rücken der schwarz-roten Streitmacht standen weitere 1,7 Millionen Soldaten samt Panzerdivisionen.
General Soloto hetzte seine Truppen jedoch trotzdem gegen die östlichen Vororte der Metropole. Eigens von der KKG eingesetzte Kommissare sorgten für brutale Disziplin in den Reihen seiner Armee und erschossen jeden, der sich zur Flucht wandte. Weiterhin drohte den Familien der fahnenflüchtigen Soldaten auf Befehl Uljanins sogar die Liquidierung, so dass diese gehorchten mussten.

„Gib mir mal die Wasserflasche!", stöhnte Kohlhaas und sank erschöpft und vollkommen verdreckt an einer zerschossenen Hauswand herunter. Alf reichte ihm etwas zu Trinken, der Hüne wirkte ebenfalls abgekämpft und müde.
„Wir haben es geschafft!", sagte er leise, wobei er seinem Freund auf die Schulter klopfte.
Tagelang hatten die Kämpfe gewütet und Frank blickte über die mit Wracks und Toten bedeckte Ebene vor sich. Im Hintergrund brannten noch immer zahllose Häuser und vollendeten das Bild der Zerstörung vor seinen Augen in gespenstischer Weise. Theodor Soloto und seine Streitmacht waren aufgerieben und von Warägern und Volksarmisten in die Flucht geschlagen worden. Ihrem massiven Angriff hatten sie letztendlich nicht standhalten können.

„Hast du etwas von den Japanern gehört?“, wollte Bäumer wissen.
„Sie rücken weiter nach Süden vor, werden unseren Angriff auf Uljanins Hauptstreitmacht unterstützen“, antwortete Frank.
„Das war erst der Anfang, nicht wahr?“, bemerkte Alf.
„Ja, leider! Wir werden keine Ruhepausen bekommen. Morgen geht es im Eilmarsch weiter nach Südwesten.“
„Na, super!“
„An der weißrussischen Grenze sieht es aber überhaupt nicht gut aus. Unsere Stellungen sind zum größten Teil überrannt worden. Gomel und Wizebsk stehen kurz vor dem Fall und gestern ist Minsk noch einmal von der kollektivistischen Luftwaffe bombardiert worden.“
„Und was ist mit Julia?“, erkundigte sich Alf besorgt.
„Sie ist mit Friedrich glücklicherweise schon vor einiger Zeit nach Ivas abgereist. Ich hoffe, es geht ihr gut. Vor zwei Tagen hat sie mir eine SMS geschickt“, erwiderte Frank.
„Gott sei Dank!“, stieß Bäumer aus.
„Aber der Präsidentenpalast ist von Bomben getroffen worden. Der ist wohl hin!“, sagte Kohlhaas.
„Was?“
„Ja, kam vor ein paar Stunden als Meldung durch …“
„Hauptsache, sie haben Artur und Thorsten nicht erwischt!“
„Nein, haben sie nicht, keine Sorge. Die zwei sind längst an einem anderen Ort in Sicherheit“, beruhigte Frank seinen Gefährten.
Das Knacken des Funkgeräts unterbrach das Gespräch der beiden. General Kohlhaas lauschte einer aufgeregt brabbelnden Stimme. Kurz darauf schnaufte er verärgert.

„Ja, ja! Wir machen uns auf den Weg!“, hörte man ihn knurren
„Was ist los, Frank?“
„Es geht nicht morgen weiter, sondern schon heute. Das Oberkommando hat mich darauf hingewiesen, dass jede Stunde zählt und wir sofort weitermarschieren müssen.“
„Die spinnen doch!“, schimpfte Alf. „Ich kann vor Erschöpfung kaum noch kriechen und bin froh, dass ich noch lebe …“
„Ich kann es doch auch nicht ändern! Der schlimmste Kampf steht uns jedenfalls noch bevor, aber wir packen das schon. Komm jetzt!“, sagte Frank und machte sich auf den Weg zu seinem Transportpanzer.

„Wir haben es geschafft!“, triumphierte Artur Tschistokjow, während er in seinem Büro auf und ab hüpfte.
„Zumindest im Norden!“, ergänzte Verteidigungsminister Lossov und versuchte den Präsidenten wieder aus seinem Freudentaumel herauszuholen.
Wilden hob wie so oft den Zeigefinger. „Allerdings ist die Armee von General Soloto so schwer geschlagen worden, dass sie sich wohl nicht wieder sammeln wird.“
Tschistokjow genehmigte sich einen kleinen Schluck Wodka und nickte Wilden zu. Er wirkte zuversichtlich. Doch sein Gemütszustand sollte sich in den nächsten Minuten wieder ändern. Die neuesten Meldungen von der Front an der weißrussischen Grenze waren soeben als E-Mail eingetroffen und der Präsident starrte mit erschrockenen Augen auf den Bildschirm seines Laptops.
Tschistokjow stieß einen üblen Fluch in seiner Muttersprache aus, den sein deutscher Außenminister nur im Ansatz verstehen konnte. Dann krallte er sich an seinem Kugelschreiber fest.

„Das Hinterland von Smolensk ist in der Hand der Kollektivisten und sie rücken mit großer Geschwindigkeit weiter vor. Einige unserer wichtigsten Stellungen sind überrannt worden, die schwarz-rote Armee hat Gomel fast erreicht …“

Eine weitere E-Mail erreichte den Rebellenführer und kündigte sich mit einem leisen Klingeln an. Tschistokjow öffnete sie, dann wurde sein Gesicht noch blasser.

„Sie haben Kiew schon beinahe eingeschlossen und unsere ganze Front in der nördlichen Ukraine weiter nach hinten geschoben“, stammelte er entsetzt.

Wilden und die anderen Kabinettsmitglieder warfen sich verzweifelte Blicke zu und schwiegen für einen Moment.

Schließlich meinte der Außenminister: „Wir sollten unsere Frontlinie in der Ukraine noch weiter nach hinten verlagern, damit wir sie mit neuen Truppen verstärken können. Ansonsten kreisen die Kollektivisten unsere Leute ein und vernichten sie in einer Kesselschlacht!“

„Noch weiter nach hinten?“, fragte Tschistokjow mit weit aufgerissenen Augen.

„Ja!“, erwiderte Thorsten Wilden. „Sie werden unsere Leute so oder so irgendwann überrennen. Lediglich Kiew darf nicht fallen und muss die schwarz-rote Armee lange genug beschäftigen, bis sich unsere noch existenten Verbände neu formiert haben.“

„General Titov soll sich endlich ein wenig mehr sputen! Wir brauchen seine Streitmacht, sonst steht der Feind bald vor Minsk!“, schrie der weißrussische Präsident.

„Beruhige dich, Artur! Er tut, was er kann!“, versuchte ihn Lossov zu besänftigen.

„Verdammt!“, brüllte Tschistokjow und schleuderte einige Papiere durch den Raum.

Wilden setzte sein sachliches Gesicht auf, um ihm dann die Hand auf die Schulter zu legen. Der Rebellenführer bebte am ganzen Körper, sein Atmen klang schwer und angestrengt.

„Wir können hier nur abwarten und hoffen. Eine andere Möglichkeit haben wir nicht!“, sagte Wilden leise und ging dann wortlos zur Tür hinaus.

Theodor Solotos restliche Truppen befanden sich nach dem erfolgreichen Großangriff von Tschistokjows Hauptstreitmacht auf der Flucht und zogen sich wieder nach Osten zurück. Von Norden her verfolgten sie die Japaner, von Westen aus die Volksarmisten aus St. Petersburg, die nun ihrerseits zum Gegenangriff übergingen, und hinter ihnen wartete die Hauptstreitmacht der Rus, welche ihnen den Fluchtweg nach Moskau abzuschneiden versuchte.

Rücksichtslos wurde alles niedergemacht, was sich nicht rechtzeitig zurückziehen konnte. Die fliehenden Soldaten Solotos wurden von der Volksarmee durch die dichten Wälder und weiten Ebenen gejagt und in gewaltiger Zahl getötet.

Es fehlte jedoch die Zeit, die feindlichen Verbände vollkommen einzuschließen und dann restlos zu zerschlagen, denn die Lage im Süden drängte die Hauptstreitmacht zu einem noch schnelleren Marsch.

Insgesamt war die Gegenoffensive im Norden allerdings ein gewaltiger Erfolg gewesen. Allein die von Frank befehligten zwei Divisionen der Warägergarde hatten nicht weniger als 200.000 kollektivistische Soldaten niedergestreckt. Sie selbst waren allerdings nach den zahlreichen schweren Kämpfen an vorderster Front auf eine Stärke von kaum noch 7.000 Mann zusammengeschrumpft und hatten demnach etwa 43.000 Soldaten verloren. Entschei-

dender als der Erfolg gegen die feindliche Infanterie war jedoch ihr Schlag gegen die Panzerverbände Uljanins. Hunderte leichte und schwere Panzer, Truppentransporter und andere Fahrzeuge waren von ihnen zerstört oder erbeutet worden. Die mit den neuartigen Plasmawerfern gut ausgerüsteten Waräger hatten furchtbar gewütet und sich gerade gegen die Tanks der schwarz-roten Armee als erfolgreich erwiesen.
Die Verluste der kollektivistischen Nordarmee an Kriegsmaterial waren derart groß, dass Vitali Uljanin ganze Panzerverbände zur Unterstützung von Solotos Heeresgruppe von seiner Hauptstreitmacht abziehen musste und diese jetzt nicht mehr für seinen massiven Sturmangriff auf Weißrussland zur Verfügung standen.
Insgesamt hatte das Heer Tschistokjows bei seinem erfolgreichen Zangenmanöver im Norden jedoch selbst auch etwa 210.000 Soldaten verloren.
Die in Auflösung geratene Kollektivistenarmee Solotos war aber fast vollständig zerschlagen worden, das war für die Rus zunächst entscheidend. Weniger als 300.000 Angreifern gelang die Flucht nach Zentralrussland und Uljanin hatte fast 1 Million Tote und Verwundete im Norden zu beklagen. Nach mehreren Tagen der Verfolgung rückte die Hauptstreitmacht der Volksarmee schließlich so schnell es ging nach Süden vor, um Uljanins Streitkräfte im Rücken zu erwischen.

Russisches Cannae

Geschosse aus der flammenden Mündung eines Maschinengewehrs stanzten ihren Pfad in Franks Richtung. Er sprang in einen halb mit Regenwasser gefüllten Granattrichter und hörte eine Garbe hinter sich in den aufgewühlten Boden einschlagen.
„Du! Rücke mit deinen Leuten nach rechts vor! Wir geben euch Feuerschutz!“, rief er einem seiner russischen Truppführer zu, der sofort mit seinem Haufen lossprintete.
Die Waräger deckten die feindliche Stellung mit heftigem Gegenfeuer ein, Kohlhaas konnte von weitem einen Schmerzensschrei erschallen hören. Seine Männer stürmten vor, näherten sich den Feinden, ein Flammenstrahl ergoss sich über das feindliche MG-Nest und äscherte die unglücklichen Kollektivisten dahinter in einem glühenden Inferno ein. Der Gestank von verbranntem Fleisch und chemischem Feuer wehte zu den in Deckung verbliebenen Warägern herüber.
„Folgt mir!“, befahl Kohlhaas. Ein Schwarm von Männern in grauen Uniformen hechtete ihm hinterher und postierte sich in einem Waldstück.
Plötzlich hörten sie das Dröhnen feindlicher Flugzeuge, die über ihre Köpfe hinwegschossen und mit ihren Bordgeschützen in die Masse der vorstürmenden Volksarmisten hämmerten. Die Flieger verschwanden kurz in den Wolken, dann kamen sie zurück und deckten das Waldstück mit einem Hagel aus Brandbomben ein. Riesige Flammenwände wuchsen zwischen den Bäumen nach oben, Dutzende von schreienden Soldaten verschlingend.
„Wo sind die Männer mit den Raketenwerfern?“, brüllte Frank in sein Funkgerät und hörte Sekunden später lediglich ein paar russische Wortfetzen.

Die Waräger erwiderten das Feuer und Luftabwehrraketen mit automatisierter Zielerfassung, die sie von den Japanern bekommen hatten, machten sich mit einem lauten Zischen auf den Weg gen Himmel.
Einige Detonationen ertönten kurz darauf in der Ferne und rauchende Trümmer regneten auf die Baumwipfel herab. Schließlich zogen sich die feindlichen Flugzeuge für einen Augenblick zurück, während am Horizont eine große Masse kollektivistischer Soldaten zum Gegenangriff ansetzte.
Mit lautem Gebrüll warfen sich die Feinde auf die ersten Warägergardisten in der soeben eroberten Stellung und metzelten sie innerhalb von wenigen Augenblicken nieder. Frank kroch hinter einen Baumstamm, versuchte sich zu konzentrieren, lud sein Sturmgewehr nach.
Die schwarz-roten Infanteristen kamen bereits näher und seine Männer feuerten aus allen Rohren in den weit auseinandergezogenen Schwarm der Angreifer. Hunderte Kollektivisten gingen zu Boden, doch mehr und mehr kamen hinterher.
Zu seiner eigenen Verwunderung musste Frank feststellen, dass viele der Gegner lediglich primitive Nahkampfwaffen in den Händen hielten und diese wie wilde Berserker schwangen. Granaten schlugen zwischen ihnen ein und rissen sie in Stücke, doch der Rest stürmte weiter vorwärts, als würde der Teufel sie selbst anpeitschen.
Das zornige Brüllen und Schreien hallte jetzt immer lauter in Franks Ohren nach und während seine Waräger die Feinde in Massen zusammenschossen, erreichten einige von ihnen das Waldstück und sprangen wie rasende Bestien zwischen den Bäumen hervor. Eine zornig kreischende, hagere Gestalt in einer schmutzigen Uniform versuchte sich auf Frank zu werfen, wobei sie eine zweihändige Axt

durch die Luft wirbeln ließ. Kohlhaas jedoch behielt die Nerven und ging sofort einen Schritt zurück. Blitzartig rammte er dem Gegner sein Bajonett in den Bauch, noch bevor dieser zum Schlag ausholen konnte. Dann schlug er dem nächsten Feind das Gewehr mit einem wuchtigen Hieb aus der Hand, trat ihm gegen die Brust, so dass er nach hinten taumelte, und schoss ihm dann mit einem kurzen Feuerstoß den Kopf von den Schultern. Frank stieß einen leisen Würgelaut aus.

Seine Kameraden zerrten ihn nun selbst nach hinten, rannten an ihm vorbei und machten einige der Kollektivisten in einem brutalen Gemetzel zwischen den Bäumen nieder. Nach einer Weile zogen sich die Angreifer unter schwersten Verlusten zurück, die Kampfgeräusche nahmen ab.

Der General, der gerade erneut eine von vielen blutigen Szenen in seinem Leben hinter sich gebracht hatte, hielt den Atem an und wandte sich den Überlebenden seines Kommandozuges zu. Plötzlich hörte er ein Röcheln hinter sich und erkannte den Feind, dem er das Bajonett in den Bauch gerammt hatte. Es war ein blonder, junger Mann mit einem erstaunlich freundlich wirkenden Gesicht, wie Frank tief im Inneren zugeben musste. Für einige Sekunden war Kohlhaas verwirrt und wusste nicht recht, was er tun sollte.

„Es ist nun Zeit zu sterben!“, hörte er den verwundeten Burschen leise stöhnen.

Frank wandte seinen Blick von ihm ab und rief einen seiner Männer zu sich. Dieser blickte auf den verletzten Jungen herab und fragte seinen General, ob er ihn töten solle.

„Nein! Bring ihn zu den Sanitätern! Ich hoffe, dass er es noch packt!“, fuhr ihn Frank wütend an. Der Waräger

gehorchte. Kohlhaas setzte sich müde auf einen Stein und wartete.

„Sie stehen in unserem Rücken? Das ist unmöglich!“, keifte Vitali Uljanin mit sich überschlagender Stimme. Drohend baute er sich vor einem seiner verängstigten KKG-Offiziere auf.
„Doch, Herr Kollektivgenosse! Fast 1,5 Millionen Soldaten der Rus und Hunderte von Panzern sind an Vyshniy-Voloceck vorbeigezogen und greifen unsere Hauptstreitmacht von hinten an!“, erklärte der Mann nervös.
„Was ist mit Solotos Armee?“, schrie ihn der KVSG-Chef an.
„Sie zieht sich weiter zurück und ist zum größten Teil vernichtet worden, Herr Kollektivgenosse!“
Der spitzbärtige Revolutionsführer hatte seinem General im Norden ausdrücklich den Befehl gegeben, seine Truppen wieder zu sammeln und auf Verstärkungen aus dem Hinterland zu warten, doch dieser hatte sich seinen Anweisungen einfach widersetzt. Er war eher darauf bedacht, die eigene Haut zu retten.
„Soloto!“, grollte Uljanin. „Das war ein Befehl! Dieser nichtsnutzige Hund!“
„Ansonsten leisten die Rus in den weißrussischen Städten äußerst verbissenen Widerstand. Wir haben bereits eine Menge Panzer verloren, die uns jetzt bei den Sturmangriffen auf die Städte fehlen!“, fügte der Offizier kleinlaut hinzu.
„Dann werfen Sie eben die Menschenmassen gegen die Mauern von Minsk!“, kreischte Uljanin.
„Und da ist noch etwas, Herr Kollektivgenosse …“
„Was? Reden Sie!“

„Es sind bereits einige Truppenteile desertiert und haben sich auf eigene Faust wieder auf den Weg nach Moskau gemacht!“
Uljanin schnaubte aufgeregt, bebend vor Zorn. Der nächste Schrei blieb ihm regelrecht im Halse stecken und er starrte den verunsicherten Mann vor sich lediglich mit aufgerissenem Mund an.
„Desertiert?“, knurrte er nach einigen Sekunden.
„Ja, Herr Kollektivgenosse!“
„Sie kennen unsere Gesetze! Wer desertiert, der wird erschossen! Gnadenlos! Und wenn wir ihn nicht finden, dann lassen wir seine Familie dafür bezahlen! Ich dulde einen solchen Ungehorsam nicht! Und jetzt verschwinden Sie und nehmen sofort Kontakt zu Soloto auf!“, befahl der Herr der schwarz-roten Massen schnaubend vor Wut.

„Ja, es geht mir gut“, sagte Frank und merkte, wie ihm zwischendurch immer wieder die Augen zufielen, während er sich erschöpft an sein Handy krallte.
„Du klingst so komisch. Ist wirklich alles in Ordnung mit dir?“, hakte Julia nach.
„Ja, ich bin nur müde! Furchtbar müde! Das ist alles …“, stöhnte Kohlhaas, während er sich auf den Boden setzte.
„Ich mache mir solche Sorgen um dich, Frank!“
„Schon gut, ich lebe noch. Wie geht es dem Jungen?“
„Friedrich schläft bereits. Agatha hat ihm heute das ganze Dorf gezeigt und jetzt ist er völlig platt.“
„Genau wie sein Vater!“, antwortete Frank mit einem kraftlosen Lächeln.
„Und Alf geht es auch gut?“
„Ja, ja! Er lebt auch noch!“
„Schafft ihr das denn?“
„Was?“

„Die Kollektivisten aufzuhalten. Agatha und ich haben solche Angst, dass sie eines Tages bis nach Ivas kommen und Papa hat mir vor ein paar Tagen erzählt, dass die Situation gar nicht gut aussieht.“
„Ich weiß es nicht“, schnaufte Kohlhaas und klang überfordert. „Wir kämpfen den ganzen Tag und sind froh, wenn wir hier nicht draufgehen …“
„Das ist alles so furchtbar!“, meinte Julia.
„Wem sagst du das?“
„Wenn du doch hier wärst, Schatz!“
„Ich komme schon wieder“, gab der General zurück.
„Ihr müsst durchhalten, Frank! Denke an mich und halte durch!“, sagte Julia auf einmal mit ernster Stimme.
„Gib mir mal den Kleinen!“
„Aber Friedrich schläft doch …“
„Dann geh nach nebenan und halte das Handy neben seinen Kopf, damit ich ihn atmen hören kann.“
Julia ging ins Nebenzimmer. Frank konnte das Knarren der Tür hören. Plötzlich schallte ein leises Lallen aus dem Handy.
„Jetzt ist er wach!“
„Hier ist der Papa!“, rief Frank in sein Handy und wartete auf eine Reaktion seines Sohnes.
„Uiiih!“, schallte es aus der Hörmuschel und ein unbeschwertes Babylachen folgte.
„Er hat gemerkt, wessen Stimme das ist, nicht?“
„Ich glaube schon“, erwiderte Julia erfreut.
Im gleichen Moment kam ein Waräger von hinten angerannt und tippte Frank auf die Schulter.
„Es geht weiter, General Kohlhaas!“, erklärte der hochgewachsene Mann.
„Ich muss Schluss machen. Jetzt dürfen wir schon bei Nacht marschieren. Das ist doch alles zum Kotzen!“,

schimpfte Frank und verabschiedete sich von seiner Freundin. Vollkommen fertig trottete er zu seinem Transportpanzer, sich nichts sehnlicher wünschend, als einfach einmal ein paar Stunden richtig schlafen zu können.

Ein Teil der japanischen Invasionsarmee war mittlerweile bis nach Krasno-Jarsk vorgedrungen und hatte mit dem Angriff auf die sibirische Stadt begonnen. Die Weltregierung hatte im Gegenzug einige GCF-Verbände aus China nach Sibirien einrücken lassen, die nun dem japanischen Heer auf den Fersen waren.
Uljanin blieb nichts anderes übrig, als weitere Truppen aus Zentralrussland in die Einöden der Steppe zu entsenden, um die Verteidigung von Krasno-Jarsk zu verstärken.
Inzwischen hatten sich auch Freiwilligenverbände islamischer Rebellen aus Afghanistan, dem Iran und Irak in die Kämpfe des russischen Bürgerkrieges in Kasachstan eingemischt und versuchten, die Nachschublinien der Kollektivisten durch Überfälle und Sabotageaktionen zu unterbrechen. Doch obwohl sie ihr Außenminister Wilden gegenüber gegebenes Wort hielten, waren ihre Möglichkeiten gering, denn sie waren zahlenmäßig und logistisch kaum in der Lage, der schwarz-roten Armee ernsthaften Schaden zuzufügen.
Gleichzeitig fraß sich Uljanins Hauptstreitmacht unter schweren Verlusten weiter durch den Westen Weißrusslands hindurch und näherte sich dem Baltikum. Ihre schiere Masse zerquetschte die Verteidiger in ihren Bunkern und Grabenanlagen, obwohl sich diese teilweise bis zum letzten Mann abschlachten ließen und nicht zurückwichen.
Aber wenigstens hatten sich die GCF-Verbände, die von Westen her das von Tschistokjow kontrollierte Gebiet

angegriffen hatten, nach verlustreichen Kämpfen vorerst zurückgezogen, um sich neu zu formieren. Das war zumindest ein kleiner Lichtblick, meinte der Anführer der Rus.
Besonders trostlos sah es dagegen in der Ukraine aus, wo die Verteidigung der Rus nach einem kombinierten Angriff aus GCF-Truppen und Kollektivisten weitgehend zusammengebrochen war. Über 200.000 Volksarmisten waren gefallen oder in feindliche Gefangenschaft geraten. Der Sieg im Norden war dank der meisterhaft ausgeklügelten Strategie von Tschistokjow und seinen Beratern davongetragen worden, doch nun musste die Hauptstreitmacht des Gegners gestoppt werden, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Die Hauptstreitmacht der Volksarmee jagte den vorrückenden Truppen der Kollektivisten weiter hinterher und hatte bis Anfang Juni 2040 ihre Front so sehr verbreitert, dass sie die feindlichen Verbände ganz im Rücken erfassen konnte. Wo die noch immer wie ein stählerner Keiler unbeirrt vorpreschenden Panzerverbände und Waräger den Feind erwischen konnten, schlugen sie zu, kesselten ihn ein und machten ihn nieder.
Frank hatte sich allerdings für einige Tage hinter die Frontlinie bei Rzhev zurückgezogen und versuchte, ein wenig Ruhe zu finden. Die Erschöpfungszustände und der ewige Stress der letzten Wochen hatten ihn in eine traurige Gestalt verwandelt. Heute lag er bereits den halben Tag müde in seinem Kommandostand auf einem Feldbett. Alf war wieder einmal an seiner Seite und wirkte ebenfalls vollkommen ausgelaugt. Gegen Mittag kam ein Warägergardist herein, um dem General einen weiteren Bericht von

der Front zu überreichen. Frank nickte lediglich und wandte seinen Blick genervt von dem Soldaten ab.
„Sie können den Mann jetzt übrigens sehen, Herr General!“, fügte der Waräger noch hinzu.
„Wen sehen?“, wunderte sich Kohlhaas.
„Den Kollektivisten, Herr General!“, antwortete der Russe.
„Was?“
„Sie wollten doch den Soldaten sehen, den sie bei dem Kampf im Wald mit dem Bajonett abgestochen haben, Herr General“, erklärte der Waräger.
„Wollte ich das?“
„Ja, das haben Sie jedenfalls vor ein paar Tagen gesagt, Herr General!“
Frank nahm einen Schluck aus seiner Wasserflasche und richtete sich auf. „Stimmt! Ich erinnere mich. Lebt er noch?“
„Ja, Herr General! Er wird wohl durchkommen. Sie hätten ihm besser direkt ins Herz stechen sollen“, bemerkte der Elitekrieger mit grimmigem Zynismus.
Kohlhaas winkte ab und ließ ein sarkastisches Lächeln folgen. „Sehr witzig! Zeigen Sie mir, wo er ist!“
„Kann ich mitkommen?“, fragte Bäumer.
„Ja, natürlich! Mal sehen, wie es dem Jungen geht!“, erwiderte Frank und klang fast ein wenig väterlich.
Sie machten sich auf den Weg durch das Lager und erreichten nach einer Weile ein notdürftig eingerichtetes Sanitätszelt.

Der Frontabschnitt nordöstlich von Yartsevo glich einer einzigen, langgezogenen Wiese, die immer wieder von größeren Waldstücken unterbrochen wurde. Am Horizont hatte sich die Nachhut der Hauptarmee Uljanins in einem notdürftig eingerichteten Grabensystem verschanzt und

versuchte, die Volksarmee am Marsch durch dieses Gebiet zu hindern. Eine Welle von Truppentransportern raste ihnen entgegen und immer wieder schlugen rumpelnde Geschütztreffer zwischen den Fahrzeugen ein. Aus allen Rohren schießend, versuchten die schnellen Sturmfahrzeuge den Gegner so gut es ging niederzuhalten, um auf diese Weise mit möglichst geringen Verlusten an ihn heranzukommen.
Einige Transportpanzer schafften es, ihre Fracht aus Volksarmisten nahe genug an die feindlichen Linien heranzubringen und die Soldaten Tschistokjows sprangen aus den leichten Tanks heraus, direkt vor die Gräben der Kollektivisten.
Ihnen folgten Tausende weiterer Infanteristen, die sich mit lautem Geschrei über die Ebene ergossen und ein mörderisches Feindfeuer zu spüren bekamen. Frank und einige Hundert Waräger lauerten in einem Waldstück und warteten auf den Angriffsbefehl.
Nach wenigen Minuten war es soweit. Die motorisierte Schwadron setzte sich in Bewegung, donnerte in einem weiten Bogen auf die äußersten Linien der schwarz-roten Armee zu. Angestrengt lugte Kohlhaas durch einen Sehschlitz seines persönlichen Transportpanzers und zuckte zusammen, als eine Granate neben dem Fahrzeug in die Luft ging.
„Sie haben uns bemerkt!“, schrie er und klammerte sich an der Wand des leichten Tanks fest.
Ein Funkspruch schnarrte durch das Chaos, doch Frank antwortete nicht. Schneller und schneller jagte der Transportpanzer auf den feindlichen Graben zu und Kohlhaas vernahm das metallische Hämmern des Maschinengewehrs auf dem Dach, das zahllose Projektile in Richtung der Kollektivisten vor sich spuckte.

„Bereitmachen zum Rausgehen!“, brüllte er den hinter sich kauernden Männern entgegen, seinen Gürtel nach den Handgranaten und seiner Machete abtastend.
Plötzlich wurde der Transportpanzer von einem Streifschuss getroffen und kam ins Schleudern. Frank musste sich erneut mit aller Kraft festhalten, damit er nicht durch das halbe Fahrzeug flog.
„Die Kette ist hin!“, schallte es aus der Fahrerkabine und Kohlhaas stieß einen derben Fluch in seiner Muttersprache aus.
„Was haben Sie gesagt, Herr General?“, erkundigte sich ein verwunderter Soldat neben ihm.
„Das kann man nicht übersetzen!“, knurrte Kohlhaas und hastete an einigen seiner Männer vorbei.
„Es geht raus!“, zischte er, während die schwere Zugangsluke aus Stahl mit einem dumpfen Knarren aufgerissen wurde.
Innerhalb von Sekunden sprangen die Warägergardisten aus dem Fahrzeug heraus und warfen sich in den Dreck, während ihnen Kugeln um die Ohren flogen.
Im Augenwinkel konnte Frank einen Schwarm Volksarmisten erkennen, der an ihrem Trupp vorbeirannte und versuchte, die feindliche Stellung zu stürmen.
Jetzt folgten ihnen auch die Waräger und schleuderten ihre Handgranaten auf die in Deckung befindlichen Kollektivisten. Ein Chor lauter Schläge knallte vom Graben zu ihnen herüber, dunkelgraue Rauchschwaden wehten den Angreifern entgegen. Frank feuerte auf die Helme der feindlichen Soldaten, die sich nun hinter der Grabenwand nach oben schoben. Seine Männer taten es ihm gleich. Kurz darauf hatten sie den Feind erreicht und stürzten sich auf die schwarz-roten Soldaten. Sofort war der gesamte Graben

mit kämpfenden Männern gefüllt, die wild aufeinander schossen und einstachen.
Elegant wich Frank dem Bajonetthieb eines Gegners aus und streckte ihn mit einem wuchtigen Feuerstoß nieder. Irgendwo hinter ihm schlug eine weitere Granate ein, die einen Schwall Dreck aus der Grabenwand herausriss. Kohlhaas schleuderte das Sturmgewehr zur Seite, riss brüllend Machete und Pistole aus dem Gürtel und schoss einem Feind, der sich gerade über einen Volksarmisten gebeugt hatte, um ihn abzustechen, in den Rücken. Dann stampfte er grimmig knurrend durch den schlammigen Graben, ließ die rasiermesserscharfe Klinge auf Köpfe, Arme und Nacken niedersausen, während er gleichzeitig mit präzisen Schüssen tötete.
Der General schaltete seine Ängste und Gedanken in diesem Hauen und Stechen so gut es ging ab und meisterte an diesem Tag wieder einmal das von ihm mittlerweile so perfekt beherrschte Kriegshandwerk, ohne selbst auf dem Schlachtfeld bleiben zu müssen.

„Der Junge ist inzwischen ansprechbar, Herr General! Diesmal wird er wohl mit Ihnen reden können!“, meinte der weißrussische Arzt, dem man die ständige Anspannung ansehen konnte.
Um sie herum stöhnten die Verwundeten und ihr Wehklagen zerrte schon nach einigen Minuten an Franks Nerven.
„Hallo!“, bekam er nur heraus, als er sich neben das schmutzige Feldbett des verletzten jungen Mannes stellte.
Dieser musterte ihn mit schmerzverzerrtem Gesicht und bedankte sich bei seinem Feind, dass er ihn nicht hatte verbluten lassen.
„Wie geht es dir?“, erkundigte sich Alf.

Der Soldat lächelte gequält und erwiderte: „Ich werde wohl überleben, sagt euer Arzt!“
Frank überlegte, was er antworten sollte, dann fragte er den Jungen nach seinem Namen.
„Pjotr! Pjotr Balkov …“, schnaufte der Verwundete.
„Ich bin General Frank Kohlhaas!“, gab der Anführer der Warägergarde zurück.
Nun kam einer der Ärzte und gab Frank mürrisch zu verstehen, dass die wenigen Plätze in diesem Sanitätszelt eigentlich nicht für verletzte Feinde vorgesehen waren. Pjotr lauschte ihrem Gespräch mit leidender Miene, sich den blutverschmierten Bauch haltend.
„Der hier ist eine Ausnahme!“, herrschte Kohlhaas den Arzt an und schickte ihn fort.
„Wir haben schon genug mit unseren eigenen Verletzten zu tun! Sehen Sie das denn nicht?“, konterte dieser erbost, um dann wieder zu verschwinden.
„Ich hoffe, dass es dir bald wieder besser geht, Junge! Vor drei Tagen bin ich auch schon einmal hier gewesen, aber da hast du geschlafen und ich dachte mir, dass ich dich lieber in Ruhe lasse. Heute siehst du jedenfalls schon besser aus …“, erklärte Frank dem Kollektivisten kleinlaut, tätschelte ihm den Kopf und ging dann wieder aus dem schäbigen Sanitätszelt hinaus. Alf trottete ihm hinterher und sagte nichts.
Nach einigen Minuten bemerkte er jedoch: „Wir dürfen nicht sentimental werden, Frank! Das ist nun einmal Krieg. Entweder wir sterben oder die!“
Kohlhaas nickte wortlos, er erwiderte: „Trotzdem will ich nicht, dass dieser Junge einfach verreckt! Ja, ich will es einfach nicht! Es passiert schon genug Scheiße um uns herum …“

„So habe ich das auch nicht gemeint“, verteidigte sich Bäumer.
„Diese trostlose Zeit hat uns schon genug zu Bestien werden lassen. Ich will endlich wieder etwas Gutes tun. Getötet habe ich schon so viel und das darf nicht alles in meinem Leben sein“, sagte Frank.
„Aber es ist doch nicht deine Schuld, dass uns die Kollektivisten angreifen und wir uns wehren müssen“, meinte Bäumer.
„Ja, ich weiß! Schuld oder nicht. Ich will nicht, dass dieser Junge krepiert. So einfach ist das!“, brummte Frank und zog sich in seine Unterkunft zurück.

Artur Tschistokjow hatte sich mit seinem Beraterstab in einen Bunker an der baltischen Grenze zurückgezogen und war trotz der Siegesmeldung aus St. Petersburg keineswegs guter Laune. Inzwischen war die Stadt Wizebsk, in der er einige Jahre gelebt hatte, von den Kollektivisten zum größten Teil eingenommen worden. Das Gleiche galt für Gomel, jene Stadt an der weißrussischen Westgrenze, die seine Freiheitsbewegung damals unter so großen Opfern für sich gewonnen hatte.
Zudem waren seine Truppen in der nördlichen Ukraine fast vollständig vernichtet worden, die schwarz-roten Armee stand kurz vor der Einnahme Kiews. Minsk wurde inzwischen fast täglich von der kollektivistischen Luftwaffe bombardiert. Einige Teile der Innenstadt glichen nur noch einem Trümmerfeld.
„Wie sieht es mit Reserven aus?“, wollte Außenminister Wilden wissen und schob Tschistokjow eine Schale mit Süßigkeiten über den Schreibtisch.
„Wir haben neue Truppe aufstellen lassen, aber das wird nicht reichen aus. Diese neue Soldaten sind nicht gut

„trained“, Thorsten!“, erklärte der weißrussische Präsident auf Deutsch.
„Du meinst, sie sind nicht gut ausgebildet?“
„Ja, ausgebildet! Ich meine das!“, Artur lächelte. „Es sind viele junge Leute, die haben Angst und keine gute Training. Das ist sehr schlecht!“
Wilden überlegte. „Unsere Hauptstreitmacht muss endlich weiter nach Westen vorrücken und den Kollektivisten in den Rücken fallen. Ich habe gehört, dass auch die Japaner mit ihren Truppen auf dem Weg nach Wizebsk sind – immerhin fast 200.000 Mann“.
„Es steht alles auf die Schneide von einem Messer. Oder wie man auf Deutsch sagt“, erklärte Tschistokjow.
Der grauhaarige Außenminister schmunzelte. „Man sagt „auf Messers Schneide“, Artur!“
„Peter Ulljewskis Männer haben gestern einige Kollektivisten verhaftet, die Propaganda gegen mich in Minsk gemacht haben. Sie haben die Leute gefordert, sich Uljanin zu ergeben. Auch das nimmt zu. Zerstörung von unsere Willen zu kämpfen.“
„Wehrkraftzersetzung!“, kommentierte Wilden.
„Was ist das wieder?“, brummte Tschistokjow.
„Schon gut, ein spezieller Begriff für so etwas im Deutschen“, erläuterte der Außenminister, er schmunzelte erneut.
„Egal! General Titov muss uns endlich helfen, sonst ist es zu spät!“, bemerkte Tschistokjow und begann, nachdenklich an einem Schokoriegel zu nagen.

Nahe der Stadt Velikie Luki schloss sich die von Boris Titov geführte Hauptstreitmacht der Rus mit den Japanern und den Regimentern aus St. Petersburg zusammen und begann am 16. Juni mit ihrem Großangriff auf den Rücken

des kollektivistischen Heeres. Franks furchtbar dezimierte Warägergarde hielt sich vorerst zurück und diente der Volksarmee hauptsächlich als „Ausputzer“ in Situationen, in denen die gewöhnlich ausgebildeten Soldaten überfordert waren.
Zwischen Smolensk und Velikie Luki umfassten die Angreifer einen großen schwarz-roten Heeresverband und vernichteten ihn in einer blutigen Schlacht, die fast eine Woche dauerte. Beflügelt von diesem Erfolg preschten die Rus weiter im Eiltempo nach Westen vor und verwickelten die Hauptstreitmacht Uljanins schließlich in einen mörderischen Zweifrontenkrieg. Tschistokjows Kriegspropaganda lief jetzt auf Hochtouren, mit unbeirrtem Fanatismus predigte er dem weißrussischen Volk, dass diesmal jeder Mann bei der Verteidigung der Heimat notwendig war.
Bereits in die Jahre gekommene Männer griffen zu den Waffen, ebenso wie blutjunge Rekruten, die gleichermaßen in die schweren Kämpfe um die weißrussischen Städte geworfen wurden.
Tag für Tag bekämpften sich Hunderttausende von feindlichen Soldaten zwischen Häuserruinen und auf schlammigen Schlachtfeldern, sie metzelten sich voller Hass nieder, schlachteten sich gegenseitig ab, so unversöhnlich, wie es nur in einem Bruderkrieg sein konnte, wenn zwei feindliche Ideologien aufeinander trafen. Als die Kollektivisten schließlich wieder aus Smolensk hinausgeworfen werden konnten, wendete sich das Blatt und es sah ganz so aus, als würde Uljanins Massenarmee langsam in Unordnung geraten.
Bis Mitte August 2040 hatten die vorrückenden Rus ein gehöriges Stück Boden hinzugewonnen und auch Uljanins Panzerwaffe schwerste Verluste zugefügt. Die kollektivisti-

sche Front begann zu bröckeln, bald zeigten sich innerhalb der schwarz-roten Armee erste Auflösungserscheinungen.

General Kohlhaas schrie durch den ohrenbetäubenden Lärm, den die Artillerie um ihn herum verursachte. Zwei Panzer neben ihm bahnten sich langsam ihren Weg durch das, was einst ein Einkaufszentrum gewesen war. Glassplitter, Betonstücke und verbogene Eisenträger versperrten seinem Zug den Weg. Irgendwo in einigen Hundert Metern Entfernung mussten die Kollektivisten lauern, wie Frank berichtet worden war.
Plötzlich schossen Raketen aus dem Gebäude vor ihm heraus. Sie rasten wie brennende Kometen auf die japanischen Gunjin Panzer zu. Mit einem hohlen Klang prallten zwei der Geschosse vom Turm eines der Tanks ab und jaulten als Querschläger in verschiedene Richtungen, um in einiger Entfernung zu detonieren. Die dritte Rakete verfehlte ihr Ziel und zerstörte eine Hauswand.
General Kohlhass lächelte grimmig und befahl seinen Männern, ihm durch eine mit Trümmern und Leichen bedeckte Gasse zu folgen. Die Panzer kamen mit einem dumpfen Rumpeln zum Halten, dann drehten sie ihre Geschützrohre dem Ausgangspunkt der feindlichen Raketengeschosse zu. Mit einem lauten Brüllen feuerten die gepanzerten Ungetüme los und zerlegten die Fassade des Gebäudes, die als Trümmerregen auf die Straße prasselte. Zerschmetterte Körper waren zwischen den Betonstücken zu erkennen, Rauch quoll aus dem Inneren der Häuserruine. Sofort stürmten zahllose Kollektivisten zwischen dem zerstörten Haus und dem zerbombten Rest eines Kaufhauses hervor und probierten einen Gegenangriff.

Einer der Panzer wurde von einem weiteren Raketengeschoss in die Luft gejagt und schreiende Volksarmisten rannten an Frank vorbei, um sich neben ihm in den Dreck zu werfen.
Die MG-Salven der grau uniformierten Soldaten schlugen in der Masse der Gegner ein, während Frank selbst mit einem Plasmawerfer auf die heranstürmende Schar feuerte. Gleißende Energiebälle bohrten sich wie geschleuderte Speere aus Feuer durch Knochen und Fleisch.
„Auf den Gegenschlag vorbereiten!", schrie Kohlhaas in sein Funkgerät, mit weit aufgerissenen Augen aus seiner Deckung auf die sich nähernden Feinde starrend.
Alf tippte ihm von hinten auf die Schulter, grinste hämisch. Er kam noch etwas näher herangekrochen. „Kannst du dich noch an die Demo damals in Gomel erinnern, Alter?"
„Ja, klar!", knurrte Kohlhaas und feuerte weiter.
„Das hier ist noch 'ne Stufe härter, was? Das ist heute „Gomel für Fortgeschrittene", oder so was", brummte Bäumer zynisch.
Frank lächelte für eine Sekunde und konzentrierte sich dann wieder auf das Schießen. Er schleuderte eine Handgranate hinter eine zerschossene Mauer und rief seinen Männern zu, dass sie gleich losstürmen würden.
„Bajonette! Flammenwerfer! Macht euch bereit, Waräger! Wir Rus haben damals nicht in Gomel geblutet, um es heute den kollektivistischen Hunden zu überlassen!", brüllte er in sein Sprechgerät. Seine Männer strömten aus ihren Deckungen heraus.

Mit letzter Kraft

„Pjotr?" Frank riss die Augen auf und staunte. Vor ihm stand der junge Kollektivist, den er vor einigen Wochen beinahe mit einem Bajonettstich getötet hatte, in der Uniform eines Volksarmisten.
„Ja, General Kohlhaas! Es geht mir wieder besser", sagte der blonde Russe mit einem glücklichen Lächeln.
„Willst du jetzt bei uns mitmachen, oder wie?"
„Wenn ich darf, dann schon!", erwiderte Pjotr.
„Wie alt bist du eigentlich?"
„Ich bin vor drei Wochen 18 geworden!"
„So jung noch?"
„Ja, Herr General Kohlhaas!"
„Aber deine Wunde ist doch noch gar nicht richtig verheilt, Junge. Willst du auch einen Tee?"
„Ja, gerne!"
Frank überreichte dem jungen Mann eine dampfende Blechtasse. Er wusste nicht so richtig, was er von ihm halten sollte.
Pjotr nippte an seinem Getränk und bemerkte: „Ich hatte mich geirrt. Uljanin ist ein Teufel, das habe ich mittlerweile erkannt …"
Kohlhaas unterbrach ihn. „Du solltest dich ausruhen, Junge. Kämpfen kannst du schon noch, aber warte erst einmal ab."
„Ich bin zwar noch nicht vollständig genesen, aber ich will euch unbedingt helfen, sobald es mir möglich ist. Ich habe Tschistokjows Buch „Der Weg der Rus" auf dem Krankenbett gelesen und da ist mir einiges klar geworden", erklärte der junge Mann.

Frank lächelte, wirkte aber dennoch etwas verdutzt. Er antwortete: „Sei doch froh, dass du noch lebst, geh am besten nach Hause zurück. Woher kommst du überhaupt?“
„Aus Ivanovo, Herr General Kohlhaas!“
„Dann kehre besser dorthin zurück, sobald es geht. Sei froh, dass du nicht ständig kämpfen und töten musst, Junge!“, bemerkte Frank erschöpft.
„Wenn mich die KKG-Kommissare als Deserteur ausmachen, dann werden sie mich erschießen. Oder meine Familienangehörigen. Nein, ich bleibe bei den Rus und werde euch helfen, Russland zu befreien.“
„Wie du meinst, Pjotr! Aber jetzt erhole dich noch eine Weile. Du brauchst dir wirklich keine Sorgen machen, dass morgen der ewige Friede anbricht und du nicht mehr kämpfen kannst.“
Der junge Russe blickte ehrfürchtig zu Boden. „Danke noch einmal, Herr General Kohlhaas!“
„Ja, ja! Keine Ursache! Wir sehen uns, Junge!“, gab ihm der Anführer der Warägergarde mit auf den Weg.

Frank lagerte mit seinen Verbänden südlich von Karma im Westen Weißrusslands. Der heutige Tag stand ausnahmsweise nicht im Zeichen des ständigen Blutvergießens. Der Feind hatte sich an diesem Frontabschnitt wieder einige Kilometer nach Osten zurückgezogen und die abgekämpften Soldaten waren allesamt dankbar dafür, endlich einmal eine Ruhepause zu haben.
Eine große Anzahl von Zelten war rund um das kleine Dörfchen, das die Volksarmee besetzt hatte, aufgeschlagen worden und dazwischen tummelten sich mehrere Tausend Soldaten. Sie dösten in der Mittagssonne im Schatten alter Bäume, spielten Karten oder spazierten einfach umher. Ihr

Anblick wirkte beinahe friedlich und Frank genoss die wenigen erholsamen Stunden, die ihm in diesem Krieg noch geblieben waren. Langsam schritt er durch die Straßen der kleinen Ortschaft. Hinter irgendeinem Zaun am Ende des Dörfchens kläffte ein Hund, ansonsten hörte man außer leisem Vogelgezwitscher, welches aus dem nahegelegenen Wald kam, nichts.
Kohlhaas betrachtete den strahlend blauen Himmel, fühlte die warmen Strahlen der Sonne seine Gesichtshaut streicheln. Die Gegend erinnerte ihn an Ivas und für einige Minuten vergaß er, wo er in Wirklichkeit war. Eine ältere Frau kam aus einem verfallenen Bauernhaus und lächelte ihm zu. Frank hob seine Hand zu einem flüchtigen Gruß, um dann an ihr vorbei zu schlendern.
„Wollen Sie einen Apfel, Herr Soldat?“, hörte er die Alte plötzlich auf Russisch hinter sich fragen. Er drehte seinen Kopf zur Seite.
„Ja, vielen Dank!“, antwortete Frank und nahm ihr die Frucht aus der schmutzigen Hand.
„Ihr habt uns gerettet!“, bemerkte die Frau, wiegte ihren Kopf leicht zur Seite und lächelte freundlich.
„Dann freut euch einfach!“, entgegnete der General und biss in den Apfel.
Schließlich wanderte er weiter durch die staubigen Straßen der kleinen Ortschaft und kam zu einem Platz, auf dem eine Kirche stand.
„Es ist wirklich wie in Ivas. Diese Dörfer sehen meistens alle gleich aus“, dachte er sich und ging weiter. Auf einmal hielt er inne. Zu seiner Rechten verlief eine mit bröckelndem Putz bedeckte Steinmauer.
„Wir sind Tschistokjow treu bis in den Tod!“, hatte jemand mit großen kyrillischen Lettern darauf gesprüht. Frank stieß einen Seufzer aus.

Der General war des Kämpfens müde, doch auch hier ließen ihn die Losungen des russischen Bürgerkrieges nicht in Ruhe. Nachdenklich ließ er sich auf einer kleinen Holzbank nieder, von wo aus er die alte Kirche genauer betrachten konnte. Nach einer Weile rannte eine Gruppe kleiner Kinder mit schrillem Geschrei über den Dorfplatz und Frank sah ihnen mit einem gewissen Wehmut hinterher. Dann richtete er seinen grüblerischen Blick wieder auf die Kirche, ihr Dach, das mit dunklen, moosbedeckten Ziegeln bedeckt war, musternd.
Die Frage, wo Gott in diesen Tagen war, konnte er sich selbst nicht zufriedenstellend beantworten. Vielleicht war er zu sehr damit beschäftigt, die Schönheit des Jenseits zu genießen. Auf die Welt der Sterblichen, die in diesem finsteren Zeitalter von ständig neuen Schrecken heimgesucht wurde, hatte er seinen Blick wohl schon lange nicht mehr gerichtet.

Inzwischen war es September geworden und ein Teil von Uljanins Hauptstreitmacht hatte sich bereits in Richtung Kaluga zurückfallen lassen. Zwischen Gomel und Bryansk hatten Tschistokjows Volksarmisten mehrere Hunderttausend Kollektivisten eingekesselt und gingen nun zu einer blutigen Vernichtungsschlacht über. Wie eine stählerne Woge donnerte eine Phalanx aus schweren Geschützpanzern über das von Granattrichtern bedeckte, schlammige Schlachtfeld, die schwarz-rote Infanterie vor die MG-Stellungen der Volksarmee treibend.
General Kohlhaas brüllte den Feuerbefehl und ein Orkan von Projektilen jagte durch den prasselnden Regen, der die Ebene überschüttete. Ganze Scharen von getroffenen Kollektivisten purzelten einen Hang hinab und blieben im Gebüsch hängen, andere warfen sich auf den Boden und

schossen zurück. Kurz darauf griffen weitere schwarz-rote Trupps die Stellungen der Waräger und Volksarmisten von der Flanke aus an und versuchten über die Ebene zu gelangen, doch auch sie schafften es nicht. Angriffswelle um Angriffswelle wehrten die grauen Soldaten ab und schließlich gaben die Kollektivisten ihren Ausfallversuch auf und zogen sich wieder zurück.
„Jetzt kommen erst einmal unsere Geschütze!", rief Frank zu seinen Männern herüber und Funksprüche knisterten durch die Stellungen der Volksarmisten.
Einige kollektivistische Panzer tauchten kurz darauf am Horizont auf, doch bevor sie richtig in Stellung gegangen waren, rasten Abwehrraketen und Plasmabälle auf sie zu, um sie in qualmende Wracks zu verwandeln.
Schließlich deckte die mobile Artillerie der Rus den Gegner mit einem Feuerwerk ein, das der Boden erzitterte. Splitter und Schlammspritzer flogen am Horizont durch die Luft, Bäume fielen wie zerhackte Leiber übereinander. Holz, Gras und Erde wirbelten in riesigen Fontänen auf und pausenlos brüllten die Granateinschläge.
Über eine Stunde lang stampften die Geschosse auf die feindlichen Stellungen hernieder, während Kohlhaas nervös auf den Angriffsbefehl des Oberkommandos wartete. Die eigenen Panzer hatten mittlerweile abgedreht und gingen auf die schwarz-roten Trupps an anderer Stelle los.
Es dauerte noch einige Minuten, bis die Anweisung kam, denn die Geschütze feuerten noch immer und legten Stellung um Stellung in Trümmer.
„Wie lange denn noch?", schimpfte ein russischer Soldat, der sich neben Frank in den Dreck gekauert hatte.
„Jeden Moment!", antwortete der Deutsche und suchte

ein neues Magazin für sein Sturmgewehr. Das Funkgerät knackte erneut, endlich kam der Befehl zum Vorrücken. In einer langen Schützenkette hechteten Tschistokjows Soldaten aus ihren Deckungen und kämpften sich nun selbst durch das mörderische Feindfeuer.
Sie rannten geduckt vorwärts, vorbei an glimmenden Panzerwracks und Hunderten von Toten. Unzählige Schritte platschten durch den Schlamm, MG-Garben tackerten in die Reihen der anstürmenden Rus und auch Frank kam nun immer näher an die Gegner heran. Gleich würden sie wieder aufeinander eindreschen, schießen, stechen und sich wie rasende Wölfe abschlachten. Es sollten an diesem blutigen Tag wieder unzählige junge Männer auf beiden Seiten sterben. Und es war nur ein Tag von vielen.

„Über zwei Drittel unserer Panzer sind zerstört und unsere Verluste an Soldaten gewaltig, Herr Kollektivgenosse! Vielleicht hätten Sie mit dem Großangriff noch warten und nicht so viele schlecht ausgerüstete, unzureichend ausgebildete Männer aufbieten sollen!“, warf Theodor Soloto, der mittlerweile in den Moskauer Kreml zurückgekehrt war, dem obersten Kollektivistenführer vor.
Vitali Uljanin musterte den arrogant wirkenden General mit giftigem Blick. Er machte den Anschein, als wolle er Soloto jeden Augenblick an die Kehle springen.
„Sie … Sie haben sich zurückgezogen und dem Untergang Ihrer Heeresgruppe tatenlos zugesehen, Soloto! Zudem haben Sie meine Befehle ignoriert! Seien Sie froh, wenn ich Sie nicht an die nächste Wand stellen lasse!“, schnaubte Uljanin und hämmerte mit den Fäusten auf seinen Schreibtisch aus edlem Eichenholz. Sein Gegenüber sah ihn

verächtlich an und kniff die Augen hinter seiner Rundbrille zu einem dünnen Schlitz zusammen.
„Was hätten Sie getan, Herr Uljanin, mit über 1,5 Millionen Volksarmisten und Warägern im Rücken? Diese verfluchten Rus haben mich ausmanövriert und das ist Ihre Schuld!“, zischte Soloto leise.
„Das interessiert mich nicht! Sie haben meine Befehle missachtet und meinen Schlachtplan damit über Bord geworfen, General!“, schrie Uljanin mit hochrotem Kopf durch den Raum.
„Ihr angeblich so großartiger Schlachtplan war wohl doch nicht so erfolgreich, wie Sie dachten, nicht wahr?“, konterte Soloto mit hämischer Miene.
Uljanin machte einen schnellen Schritt vorwärts, um sich dann vor seinem Rivalen zu postieren. Wütend starrte er ihm in die Augen und brüllte: „Passen Sie auf, was Sie sagen, Soloto! Passen Sie ja auf!“
Der kollektivistische General strich sich durch seine dunklen Locken und gab seinem Chef einen zornigen Blick zurück.
„Glauben Sie nicht, dass Ihre Position in der KVSG noch unangefochten ist. Und reizen Sie mich besser nicht, Herr Uljanin, denn auch meine Stellung ist nicht so gering, wie Sie vielleicht denken …“
Der Kollektivistenführer stockte für einige Sekunden, Solotos Frechheiten wie ein verdorbenes Stück Fleisch hinunterwürgend. Dann schlich er einem angriffslustigen Panther gleich durch den Raum.
„Was soll das heißen, Herr Soloto?“, knurrte er.
„Was das heißen soll? Nun, Sie sollten bedenken, dass Sie in letzter Zeit einige oberste Ratmitglieder mit Ihren ständigen Anfragen und Ausflüchten zum Teil sehr verärgert haben. Der eine oder andere hat bereits geäußert, dass

er sich nicht mehr so sicher ist, ob Sie wirklich der richtige Mann sind, um den Kollektivismus in Russland zum Sieg zu führen!“, erklärte Soloto süffisant.
„Ich verstehe! Sie trachten nach meinem Posten, Herr General, aber das können Sie vergessen! Seien Sie froh, wenn ich Sie nicht wegen Unfähigkeit liquidieren lasse!“, fauchte Uljanin.
Soloto lächelte lediglich herablassend und betonte, dass wichtige Persönlichkeiten im Rat der 300 und im Rat der Weisen ihre schützenden Hände über ihn hielten.
„Legen Sie sich nicht mit dem Falschen an, Herr Uljanin!“, gab er dem Kollektivistenführer zu verstehen. Daraufhin verließ er dessen Büro.
Verstört blieb der KVSG-Chef zurück und fluchte seinem dreisten Rivalen hinterher. Einige Tage später musste er widerwillig den Rückzug seiner Hauptstreitmacht aus Weißrussland akzeptieren und langsam wurde ihm bewusst, dass seine Konkurrenten innerhalb der KVSG heimlich an seinem Stuhl sägten.

In einer riesigen Umfassungsbewegung hatte die Volksarmee der Rus den größten und wichtigsten Teil der schwarz-roten Invasionsarmee flächendeckend im Rücken attackiert und so maximalen Schaden angerichtet. Etwa 5 Millionen gegnerische Soldaten hatten in diesem Kampf über 1,6 Millionen Volksarmisten und Warägern gegenüber gestanden, weiterhin einer Viertelmillion Japaner und einer halben Million Soldaten Tschistokjows, die sich in den westlichen Städten Weißrusslands eingegraben oder einen Gegenangriff von St. Petersburg aus unternommen hatten. Das Resultat dieser riesigen Schlacht, deren Front sich über Hunderte von Kilometern erstreckt hatte, war furchtbar. Über 3 Millionen Tote und Verwundete hatte allein

Uljanins Hauptstreitmacht zu beklagen. Um die 2,2 Millionen Soldaten waren auf Seiten der Rus und Japaner gefallen oder schwer verletzt worden.
Die GCF-Truppen in Karelien waren bereits vor den Kämpfen um St. Petersburg von den Japanern vertrieben worden, was den weiteren Kriegsverlauf für die Rus äußerst positiv beeinflusst hatte. Dass die Front angesichts solch gewaltiger Verluste nicht vollständig zusammengebrochen war, hatte Artur Tschistokjow nur dem unglaublichen Opfermut seiner Soldaten in der nördlichen Ukraine und im Westen Weißrusslands zu verdanken. Diese hatten nicht nur die aus Polen kommenden GCF-Verbände aufgehalten, sondern auch mit einer fanatischen Verbissenheit gegen die kollektivistische Übermacht gekämpft.
Vielfach waren die Verteidiger bis zum letzten Mann in ihren Stellungen gefallen und nur eine kleine Anzahl von ihnen war lebend aus den brutalen Abwehrschlachten gegen Uljanins Massenarmee zurückgekehrt.
Letztendlich hatten die schwarz-roten Heerführer im Süden 800.000 Tote und Verwundete hinnehmen müssen, die Rus um die 300.000.
Weitere 50.000 GCF-Soldaten waren beim Versuch, nach Weißrussland einzudringen, ebenfalls getötet oder gefangen genommen worden. Nach diesem Gemetzel zogen sich Uljanins Verbände schließlich wieder nach Osten zurück, um sich neu zu formieren. Das war Artur Tschistokjows Glück, denn viel hatte er nicht mehr in der Hand, um den feindlichen Ansturm aufzuhalten.

„Die Kollektivisten haben ihren Angriff vorerst abgebrochen. Wir haben es tatsächlich geschafft, sie erst einmal aufzuhalten“, sagte Artur Tschistokjow und blickte trotz

seiner deutlich sichtbaren Erschöpfung zufrieden zu den vor ihm versammelten Kabinettsmitgliedern und Offizieren seiner Armee herüber.
Das Kalenderblatt zeigte heute den 27. September. Frank war mit Alfred zum ersten Mal seit Wochen wieder nach Minsk gefahren. Die weißrussische Hauptstadt war durch die ständigen Bomberangriffe der schwarz-roten Luftwaffe in letzter Zeit stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Unzählige Gebäude, darunter auch der Präsidentenpalast, waren nur noch Schutthaufen. Franks Wohnhaus war jedoch glücklicherweise nicht getroffen worden.
Artur Tschistokjow redete weiter und bedankte sich bei allen seinen Mitstreitern mit feierlicher Stimme: „Euer Heldenmut hat das Unmögliche geschafft und die feindliche Übermacht wider allen Erwartungen aufgerieben. Aber der Preis war hoch! Nicht nur meine geliebten Waräger sind entsetzlich dezimiert worden, sondern auch meine Volksarmisten. Ja, das ganze weißrussische Volk, hat in dieser gigantischen Abwehrschlacht unfassbare Verluste erleiden müssen.
Und ich bin ganz ehrlich. Ein zweites Mal schaffen wir einen solchen Kraftakt nicht mehr. Unsere militärischen Mittel sind derzeit erschöpft und es wird eine Weile dauern, bis wir wieder eine halbwegs ausreichende Schlagkraft erreicht haben!"
Ein Raunen ging durch den Saal, viele der Anwesenden redeten sich gegenseitig ein, dass es so schlimm nicht sein könne, doch die Fakten sprachen dagegen. Der allergrößte Teil von Tschistokjows Armee lag tot auf dem Schlachtfeld oder blutete in schmutzigen Lazaretten und Sanitätszelten vor sich hin. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge beendete der weißrussische Präsident seine Rede.

Dann zog er sich schnellen Schrittes zurück. Er wirkte, als habe er erst einmal ein paar Tage Erholung nötig.
„Er hat Recht! Ein zweites Mal halten wir diesen blutigen Wahnsinn nicht mehr aus“, murmelte Frank und schaute zu Alf herüber. Dieser nickte nur wortlos, um anschließend zu verschwinden. Jetzt kam Wilden. Er lächelte Kohlhaas zu.
„Julia und deinem Sohn geht es gut, die sind in Ivas in Sicherheit. Das soll ich dir ausrichten. Ich habe gestern mit meiner Tochter telefoniert“, erklärte der Außenminister.
„Ich kann es kaum erwarten, sie wiederzusehen. Nimmt dieser Mist denn nie ein Ende?“, stöhnte Kohlhaas.
„Artur plant bereits eine Gegenoffensive …“, sagte Wilden.
„Womit denn? Wir haben doch kaum noch Soldaten, Thorsten!“
„Wenn alle so heldenhaft kämpfen wie du, Frank … ich habe gehört, wie du in Gomel …“, bemerkte der ältere Herr, doch Frank winkte ab.
„Keine Heldengeschichten heute. Lass mich damit bitte in Ruhe. Ich will nur zu Julia und Friedrich nach Ivas und am liebsten würde ich im Leben kein Gewehr mehr anfassen!“, gab der General genervt zurück.
„Ich wollte dich doch nur ein wenig aufbauen“, entschuldigte sich der Außenminister.
„Ja, ist schon gut!“, brummte Frank und verließ den Saal.

Trotz seiner bleischweren Glieder und der lähmenden Müdigkeit fand Kohlhaas in dieser Nacht erst nach langem Umherwälzen einen unruhigen Schlaf. Wie gerne wäre er mit seiner Julia zusammen eingeschlafen, doch diese war nach wie vor in Litauen. Morgen jedoch wollte er sich auf den Weg in sein kleines Heimatdorf machen, darauf freute

er sich schon riesig. Ansonsten quälten ihn seine Sorgen, denn er war sich nicht sicher, ob die gewaltigen Kämpfe und Opfer der letzten Monate nicht vollkommen umsonst gewesen waren. Der Feind war nach wie vor übermächtig und Tschistokjow hatte, auch wenn er es noch immer geschönt ausdrückte, kaum noch etwas aufzubieten.
„Das zögert unseren Untergang lediglich hinaus. Aufhalten werden wir sie doch nicht können“, haderte er tief im Inneren mit dem Schicksal.
Die an seinem Geist nagenden Zweifel begleiteten ihn, bis er endlich einschlief. Dann erwartete ihn ein merkwürdiger Traum …

Vor seinem geistigen Auge sah Frank eine Gruppe von Männern, die vor einem großen Loch standen, das tief in die Erde zu führen schien. Sie wurden von einem weißhaarigen Mann, der einen Rucksack auf dem Rücken trug und seltsame technische Geräte in den Händen hielt, angeführt.
„Lasst uns in die Katakomben von Soast hinabsteigen!“, rief der Mann, der offenbar so etwas wie ein Forscher war, und winkte seine Gehilfen zu sich.
Die Männer stiegen in das Loch hinunter, um anschließend durch einen dunklen Korridor zu laufen. Sie leuchteten die Wände mit den grellen Scheinwerfern in ihren Händen ab, wobei einige von ihnen immer wieder mit offenem Munde stehen blieben und staunten.
„Endlich haben wir es geschafft, das legendäre, unterirdische Archiv, das laut den alten Schriften von Imperator Gunther Dron Mitte des 9. Jahrtausends nach alter Zeitrechnung errichtet worden ist, zu finden. Ich kann die Großartigkeit dieser Entdeckung kaum in Worte fassen!“, stieß der alte Mann freudig aus, während seine Stimme von

den mit verrosteten Metallplatten verkleideten Wänden des Durchgangs widerhallte.
Sie liefen eine Weile umher und untersuchten den Boden und die Wände mit ihren merkwürdigen Geräten, die ein leises Summen von sich gaben. Frank konnte sich nicht erklären, was das für Instrumente waren. Vielleicht waren es Scanner. Solche technischen Werkzeuge hatte er jedenfalls noch nie zuvor gesehen.
Je weiter die Männer in das Gewirr der Gänge vorstießen, umso stickiger und fauliger wurde die Luft um sie herum. Immer wieder liefen sie an Stahltüren vorbei, die in weitere Räume und Kammern führten. Manche der Portale waren beschädigt, andere standen sogar weit offen. Plötzlich hielt der Anführer der Gruppe inne, drehte sich um und sagte zu den anderen: „Die ehemals große Metropole Soast ist laut meinen Forschungen durch einen Krieg oder ein Erdbeben im 10. Jahrtausend zerstört und dann nach und nach von ihren Bewohnern verlassen worden. In der alten Zeit sind diese Katakomben weltberühmt gewesen, denn hier ließen Imperator Dron und seine Nachfolger Millionen von historischen Relikten sammeln und für die Nachwelt aufbewahren. Dies ist der wichtigste archäologische Fund seit Jahrhunderten!"
„Ja, nicht schlecht", antwortete ein unrasierter Gehilfe.
„Wir sollten weitergehen!", empfahl ein anderer. Er wirkte verängstigt.
Im obersten Stockwerk des Tunnelsystems waren einige Kammern vermutlich schon irgendwann einmal von Plünderern aufgebrochen worden, wie der grauhaarige Mann bemerkte. Doch je tiefer der Forscher und seine Helfer vordrangen, umso mehr versiegelte Räume fanden sie vor.

Durch einen dunklen Schacht, der in endlose Tiefen zu führen schien, arbeiteten sich die Männer in ein zweites Kellergeschoss vor und staunten über die dort wohl schon seit Jahrtausenden stehenden, bizarren Maschinen. Manche davon wirkten erstaunlich gut erhalten, andere waren vollkommen zerfallen.
„Der Tiefentaster zeigt an, dass sich noch mehrere Etagen unter uns befinden", erklärte einer der Männer, auf das Gerät in seiner Hand deutend.
„Gut, wir stoßen heute so weit wie möglich vor!", rief der weißhaarige Mann. Einige seiner Gehilfen folgten ihm mit sichtbarem Unwillen.
Die Männer drangen schließlich in eine dritte und vierte Etage weit unter der Erde vor, wo sie mehrere versiegelte Kammern entdeckten. Sie öffneten eines der stählernen Portale mit ihren fremdartig aussehenden Werkzeugen, um dann in eine riesenhafte Halle mit hohen Decken zu gelangen. Dort fanden sie kristallähnliche Gebilde, Titanplatten mit alten Inschriften, mysteriöse Bildnisse, uralte Maschinen und vieles mehr.
„Das ist unglaublich! Datenkristalle! Dort! Und das da vorne ist ein vorzeitliches Fahrgerät! Man nannte es „Auto"! Seht ihr?", tönte der Leiter der Forschergruppe begeistert und hüpfte vor Freude auf der Stelle herum.
„Ich sehe nur einen Haufen Rost. Nicht, dass es hier unten spukt …", brummte einer seiner Gehilfen abfällig und sah seinen Nebenmann hilfesuchend an.
„Quatsch!", brummte dieser. „Hier unten liegt nur uralter Krempel rum. Da hat unser Archivator seinen Spaß mit!"
Nach einer Weile öffneten die Männer ein weiteres Portal und betraten eine zweite Halle. Hier waren die Büsten und Statuen der Helden und Staatsmänner der grauen Vorzeit aufgestellt worden, wie der Führer der Expedition erläuter-

te. Steinerne Gesichter blickten im Schein der Lampen majestätisch durch das Gewölbe und die großen Titanplatten an den Wänden kündeten in der alten Sprache der Goldenen Menschen von Soast von den Taten der Altvorderen, erklärte der Archivator, ehrfürchtig die riesigen Statuen betrachtend.
„Diese Relikte lassen sich relativ genau bis etwa in das Jahr 9800 vor unserer Zeitrechnung zurückdatieren. Einige Gegenstände sind erstaunlich gut erhalten, vermutlich aufgrund der Versiegelung der Kammern. Sie wurden sehr gewissenhaft archiviert und sind demnach teilweise über 25.000 Jahre alt. Das ist unglaublich. Dass ich einen solchen Fund noch erleben darf!“, rief der grauhaarige Wissenschaftler durch das Halbdunkel und warf die Arme feierlich in die Höhe.
„Das hier müssen Bilder aus noch früheren Zeiten sein. Seht mal! Soldaten mit Speeren und Eisenhelmen aus der frühesten Urgeschichte. Das hier soll wohl ein Pferd darstellen. Davon gibt es auf Terra kaum noch welche“, murmelte der Forscher, während er die Bildnisse an den Wänden musterte.
Die übrigen Männer untersuchten mit ihren Geräten einige Fundstücke, während der aufgeregte Archivator von einem Ende der gewaltigen Halle zum anderen lief und sich wie ein kleines Kind freute. Schließlich ging er zu den steinernen Monumenten zurück, um sie genauer zu untersuchen.
„Was für ein fein gearbeitetes, schmales Gesicht. Eine fantastische Arbeit!“, sagte er zu seinen staunenden Begleitern und stellte sich vor die Erste der Statuen, die ihren Arm nach vorn streckte, als ob sie den Weg zeigen wollte.
Auf einmal kam ein Rumpeln von der Hallendecke. Eine verrostete Metallplatte hatte sich direkt über dem Kopf des Forschers gelöst und stürzte in die Tiefe hinab.

Der weißhaarige Mann schrie laut vor Entsetzen auf und versuchte zur Seite zu springen, während die Metallplatte auf seinen Kopf zuraste. Doch die Statue mit dem ausgestreckten Arm federte den Aufprall des Deckenstücks ab, so dass dieses leicht zur Seite kippte und dicht neben dem Mann mit einem wuchtigen Schlag auf den staubigen Boden krachte.
„Beim Imperator!“, keuchte der Wissenschaftler und sank erleichtert in die Knie.
„Was ist passiert, Herr?“, riefen seine Gehilfen. Aufgeregt eilten sie zu ihm.
„Nichts! Ich bin heil geblieben. Diese verrostete Platte ist von der Decke gekommen und hätte mich beinahe erschlagen“, keuchte der Anführer der Expedition. Er war kreidebleich.
„Die Statue hat Euch gerettet, Herr!“, bemerkte einer der Gehilfen und deutete auf den abgebrochenen Arm der Skulptur, der neben dem Sockel lag.
Es dauerte eine Weile, bis sich der alte Mann von dem Schock erholt hatte und wieder richtig auf den Beinen stehen konnte. Dann stellte er sich vor das uralte Monument und leuchtete es an.
„Artur der Große – Retter der Lichtgeborenen“ stand auf der kleinen Titanplatte auf dem Sockel der Statue, wie der Forscher entziffern konnte und laut vorlas. Der Archivator lächelte erleichtert, dem steinernen Bildnis noch einmal ins Gesicht leuchtend.
„Tja, Artur!“, sagte er leise. „Jetzt hast Du auch mich gerettet!“
Ehrfurchtvoll ging der Forscher einige Schritte zurück und blickte durch das uralte Gewölbe.
„Wer war dieser Artur der Große?“, fragte einer der Männer den Leiter der Expedition.

„Ich vermute, dass diese Statue keinen Geringeren als den Heiligen Kistokov darstellen soll“, antwortete der ergraute Gelehrte grinsend. „Wenn dem so wäre, dann käme das einer wissenschaftlichen Sensation gleich.“
Sein Gehilfe riss die Augen auf. „Den Heiligen Kistokov? Aber Herr, ich dachte, das sei lediglich eine Sagengestalt der Urmenschen.“
„Vielleicht hat es ihn doch gegeben! Wenn wir Glück haben, dann finden wir hier noch weitere Relikte, die beweisen, dass er wirklich existiert hat. Der legendäre Gründer der altaureanischen Zivilisation aus der terranischen Mythologie hat tatsächlich gelebt, ein Urkönig der Vorzeit! Nicht auszudenken, was das für die Geschichtswissenschaft bedeuten würde!“, stieß der Archivator aus, während ihn seine Gehilfen verdutzt anblickten.

Frank machte sich am nächsten Tag auf den Weg nach Ivas und dachte während der langen Fahrt noch mehrfach an diesen merkwürdigen, verwirrenden Traum, dessen Details er jedoch im Laufe des Tages wieder vergessen sollte. Irgendwann erreichte er das verschlafen wirkende Dörfchen in Litauen, fuhr zum Haus der Familie Wilden und fiel mit einem lauten Freudenschrei seiner geliebten Julia um den Hals.

Orjol

Die junge Familie verbrachte erholsame und herrliche Tage und genoss den noch sehr sonnigen Oktober. Frank blühte regelrecht auf und war erstaunt, wie schnell der kleine Friedrich gewachsen war. Ab und zu bekamen sie Besuch. HOK, der Informatiker, kam für einige Runden Battle Hammer vorbei und auch John Thorphy, der Ire, zu dem der Kontakt in den letzten Jahren ein wenig eingeschlafen war, beehrte sie mit seiner Anwesenheit. John hatte mittlerweile ein größeres Haus in Ivas bezogen und lebte dort mit seiner deutschen Freundin Martina. Stolz berichtete er, dass sie bald ebenfalls Nachwuchs erwarteten.
Schließlich kamen auch Steffen de Vries, seine Frau und die Kinder vorbei und brachten Kaffee und Kuchen mit. Es waren unbeschwerte Tage. Vielfach beneidete Frank die Leute in Ivas, die ihm und allen anderen an der Front zwar die Daumen drückten, ansonsten jedoch recht sorglos in den Tag hinein zu leben schienen.
„Quäääk!“, gab der kleine Friedrich von sich, er tapste über den Wohnzimmerteppich.
Kohlhaas beobachtete seinen Sohn mit größtem Interesse und schmunzelte über dessen Bemühungen, einige Meter geradeaus zu laufen.
„Gut so!“, lobte ihn Julia. Friedrich tippelte auf seinen winzigen Füßen erfolgreich bis zum Sofa.
„So schnell geht das. Bald kann er schon richtig laufen – und ich bekomme davon kaum etwas mit!“, murmelte Frank betrübt.
„Jetzt bist du erst einmal hier“, tröstete ihn Julia.
„Ja, fragt sich nur, wann dieser verdammte Krieg weitergeht!“, antwortete Kohlhaas.

„Das soll uns heute nichts angehen“, sagte die blonde Frau.
„Es ist so schön sonnig draußen. Wir haben lange keinen Waldspaziergang mehr gemacht. Sicherlich kann Agatha mal eine Weile auf den Kurzen aufpassen, oder?“, sprach Frank und lächelte.
„Ja, das ist eine gute Idee!“
„Geht ihr mal ein wenig raus, ich kümmere mich um Friedrich!“, rief Frau Wilden, die das Gespräch mitgehört hatte, aus dem Nebenraum.
Frank und Julia verließen das Haus, genehmigten sich einen Imbiss in Steffen de Vries kleinem Cafe und spazierten dann durch den lichtdurchfluteten Wald, der das Dorf umringte.
Sie kamen zu einer Lichtung, wo sie sich ins Gras legten. Julia strich Frank zärtlich durch die Haare, küsste ihn auf die vernarbten Wangen. Dieser bewunderte in diesem Augenblick einmal mehr die engelsgleiche Schönheit seiner großen Liebe und liebkoste ihren schlanken, weißen Hals. Dann gaben sie sich einander hin und liebten sich unbeschwert zwischen den hohen Gräsern in der Mittagssonne.

„Russland, Weißrussland, die Ukraine und das Baltikum werden zum Nationenbund der Rus zusammengefasst und zu einem Refugium der Freiheit werden. Ich werde das Beste in jedem dieser Völker fördern, die guten Teile vermehren und diese Länder zum Erblühen bringen.
Von mir aus dürfen auch die Angehörigen der Völker West- und Mitteleuropas zu uns kommen, denn es ist besser, wenn sie bei uns sind, als wenn sie weiter in den Klauen der Weltregierung verrotten. Ansonsten werden aber jene, die nicht nach Russland und Europa gehören, dieses Gebiet wieder verlassen müssen. Ich hoffe, dass wir

uns friedlich mit den Fremden einigen können und sie aus unserer Heimat freiwillig abziehen werden. Wir betrachten sie ja nicht als Feinde, was aber nichts daran ändert, dass wir unser Russland zurückhaben wollen. Und sollten wir in diesem Krieg tatsächlich siegen, dann wird sich das Land der Rus eines Tages bis zum Uralgebirge erstrecken", erläuterte Artur Tschistokjow.
„Du hast dir ja wirklich einiges vorgenommen", bemerkte Peter Ulljewski.
„Ja! Die Organisation der Logenbrüder werden wir restlos zerschlagen, die dahinter stehenden Kräfte unschädlich machen. Das Gleiche gilt natürlich auch für die KVSG. Die Neutralisierung unserer Feinde im Inneren ist deine Aufgabe, Peter!", ergänzte der Politiker.
„Dafür werde ich schon sorgen!", antwortete dieser.
„Am Ende tragen wir den Freiheitskampf weiter bis nach Westeuropa. Ich bin mir sicher, dass auch dort die Völker bald sehnsüchtig auf uns blicken werden", sprach der weißrussische Präsident.
„Das glaubst du schaffen zu können, Artur?", wunderte sich Peter Ulljewski.
„Natürlich! Dafür sind wir doch angetreten! Wir werden Europa neu ordnen und zu alter Größe führen!", gab Tschistokjow entschlossen zurück. „Das sind wir unseren Brüdern, die in ihrer Agonie dahinsiechen, schuldig."
„Dadurch wirst du den Hass der Hintergrundmächte in einer Weise entfesseln, wie du ihn dir nicht vorstellen kannst, Artur. Sie dulden niemanden, der sich ihnen in den Weg stellt. Wenn wir es diesmal nicht schaffen, dann werden sie die Völker Europas endgültig vernichten. Mit diesen skrupellosen Fanatikern können wir nicht verhandeln. Manchmal habe ich Angst vor ihrer teuflischen Bosheit", bemerkte Ulljewski.

„Du hast Angst, Peter? Du, mein härtester Kampfgefährte und bester Freund? Nein, du brauchst dich nicht zu fürchten, denn wir sind die Kräfte des Lichts. Aber gegen den Teufel hilft eben nur das Feuer. Sie sollen auch unseren Fanatismus nicht unterschätzen. So wie sie unsere Jahrtausende alten Völker, Ordnungen und Kulturen gnadenlos zertreten, so werden wir es auch mit ihnen tun. Ich habe diesen Wahnsinn niemals gewollt, aber ich bin realistisch genug zu erkennen, dass es bei der Auseinandersetzung mit dieser globalen Mafia nicht anders geht.
Auch ich werde kein Glaubenbekenntnis neben dem unseren dulden und die Lehren der Zersetzung und der Lüge samt ihrer Verkünder mit dem Zorn eines strafenden Gottes ausmerzen, wo immer ich sie aufspüre. Zukunft oder Untergang – dazwischen gibt es nichts!“

Vitali Uljanin schritt die mit einem edlen Samtteppich bedeckten Stufen nach oben und bewegte sich langsam auf eine mit goldenen Beschlägen verzierte, große Tür zu. Dahinter lag der prunkvolle Konferenzraum des Hotels. Der Kollektivistenführer war nach London geflogen, um einigen Mitgliedern des Rates der 300 und dem Weltpräsidenten selbst bezüglich seines revolutionären Kampfes in Russland Rede und Antwort zu stehen.
Die Tür öffnete sich und Dutzende von Augenpaaren starrten den spitzbärtigen Mann mit unterschwelliger Missgunst oder gar offener Häme an. Uljanin ließ sich auf dem Stuhl in der Mitte des Raumes nieder. Er schluckte.
„Willkommen, Bruder Uljanin!“, begrüßte ihn der Weltpräsident und sah ausdruckslos auf ihn herab.
Der KVSG-Chef nickte und bemühte sich dem unangenehmen Blick des Vorsitzenden des Weltverbundes irgendwie auszuweichen.

„Die anderen Mitglieder des Rates der Weisen haben mich als Vertreter der obersten Instanz unserer Organisation heute hier nach London geschickt. Ansonsten sind viele andere, erlauchte Brüder aus dem Rat der 300 anwesend, wie Sie ja sehen können. Nun, kommen wir auf den Punkt, Bruder Uljanin. Was gibt es Neues von der russischen Bürgerkriegsfront zu berichten?"
Uljanin blickte sich verunsichert um und erwiderte: „Unsere Großoffensive gegen Tschistokjow war zwar nicht so erfolgreich, wie wir gehofft hatten, aber die Militärstreitmacht der Rus kann jetzt als vernichtet angesehen werden!"
Ein leises Tuscheln ertönte hinter den langen Konferenztischen, während der Weltpräsident ein kaltes Lächeln aufsetzte.
„Das haben Sie sehr schön ausgedrückt, Bruder Uljanin! Also waren Sie doch erfolgreich?"
„Nun, ja! Nicht direkt!"
„Also waren Sie „indirekt erfolgreich"? Sozusagen …", stichelte der zweithöchste Logenbruder aus dem Rat der 13.
Einige der Anwesenden stießen ein lautes Lachen aus, andere murmelten sich gegenseitig etwas zu.
„Der Widerstand der Rus dürfte kaum noch lange anhalten, Herr Weltpräsident!", flüsterte Uljanin nervös.
„Bitte? Reden Sie doch lauter, Bruder! Wir können Sie ansonsten so schlecht verstehen!", bat das Ratsmitglied mit einem Anflug von Ironie.
„Die Rus sind am Ende!", sagte Uljanin verärgert. „Das wollte ich sagen!"
„Das wollte ich sagen!", äffte ihn der Weltpräsident nach. „Nun, ich sehe das etwas anders. Tschistokjow ist immer noch da und die schwarz-rote Armee hat sich unter sehr

großen Verlusten wieder nach Osten zurückgezogen, nicht wahr? Oder bin ich da falsch informiert worden, Bruder Uljanin? Vielleicht habe ich aber auch nicht Ihr strategisches Talent und Ihre Weitsicht. Schätze ich die Lage etwa falsch ein?“

Der Kollektivistenführer starrte wie ein Schuljunge, den man mit einem Spickzettel bei einer Klassenarbeit erwischt hatte, auf den Boden und schwieg.

„Es ist doch eine nachweisbare Tatsache, dass Sie trotz aller Mittel, die Ihnen der Weltverbund zur Verfügung gestellt hat, die schwarz-rote Revolution noch immer nicht zum Sieg haben führen können, Bruder Uljanin! Was wollen Sie denn noch? Noch mehr Geld? Noch mehr Unterstützung durch die GCF?“, giftete der Weltpräsident.

„Diese Rus sind eben sehr hartnäckige Gegner und mit den wenigen GCF-Truppen, die wir als Unterstützung bekommen haben …“, stammelte Uljanin.

„Wenige Truppen? Es waren über 250.000 Mann! Was erwarten Sie denn? Dass wir sämtliche Besatzungstruppen aus aller Herren Länder abziehen, um sie nach Russland zu schicken? Die wertvollen GCF-Soldaten benötigen wir derzeit woanders, beispielsweise in Indien, wo das halbe Volk vor sich hin verreckt und Aufstände drohen. Wir haben Ihnen doch Waffen, Panzer, Artillerie und Flugzeuge zur Verfügung gestellt. Das hat uns viele Milliarden Globes gekostet, aber trotz Ihrer deutlichen Übermacht an Menschen und Material haben Sie kläglich versagt, Bruder Uljanin.“

„Ich werde eine zweite Großoffensive vorbereiten und Tschistokjow dann endgültig vernichten!“, versprach der Kollektivistenführer.

„Diese Ausflüchte hören wir bereits seit Monaten und noch immer sind unsere Feinde nicht ausgelöscht!“,

knurrte das Ratsmitglied. Die anderen Anwesenden nickten.
„Wir werden siegen …“, kam zurück.
„Verschonen Sie uns mit diesem Gerede, Bruder Uljanin!“, fauchte der Weltpräsident wütend dazwischen.
„Dann geben Sie mir wenigstens die Erlaubnis, einen Nuklearwaffenstützpunkt in Sibirien zu errichten, damit ich Minsk mit Atombomben zerstören kann“, bettelte der KVSG-Chef.
Der Weltpräsident stockte, um dann zornig die Zähne zu fletschen. „Wie bitte? Geht dieser Unsinn schon wieder los?“
Er wandte sich den anderen Logenbrüdern zu und zeigte auf den gedemütigten Kollektivistenführer vor sich. Dann rief er hämisch: „Jetzt hat er schon Milliarden Globes an Zuschüssen, GCF-Truppen und modernstes Kriegsgerät bekommen! Und jetzt fehlen ihm offenbar nur noch ein paar Atombomben zu seinem Glück!“
Die Herren an den Konferenztischen johlten, lachten und tuschelten mit spitzen Zungen durcheinander. Uljanin selbst sank wie ein Häufchen Elend auf seinem Stuhl zusammen.
„Verschwinden Sie, Bruder! Der hohe Rat erwartet baldige Erfolgsmeldungen aus Russland und wenn Sie sich wieder als Versager erweisen, dann hat das unschöne Konsequenzen für Sie!“, schnaubte der Weltpräsident, den Kollektivistenführer des Saales verweisend.

Artur Tschistokjow sollte mit seinen Vermutungen Recht behalten, die kollektivistische Bewegung hatte durch die fehlgeschlagene Großoffensive einen schweren Imageverlust erlitten und das Chaos aus Armut und sozialer Desolation, das ihre Wirtschaftspolitik in Zentralrussland ange-

richtet hatte, entfremdete immer mehr Russen von ihr. Anfang November 2040 kam es zu einigen ersten Volksaufständen gegen die kollektivistischen Herrscher. In Petrozavosk, im Norden von Russland, stürmte eine wütende Menschenmenge die örtliche KVSG-Zentrale und schlug alles kurz und klein. Artur Tschistokjow reagierte sofort und ließ seine Volksarmisten den Volksaufstand unterstützen und die Stadt besetzen.
Nicht viel anders verlief es einige Tage später in Vysnij Volochek. Auch in Kharkiv und Sumy in der Ukraine verjagten die Bürger die örtlichen KVSG-Funktionäre und wurden dabei von den Rus unterstützt.
„Uljanins Reich der Lüge zerfällt!“, titelten die weißrussischen Zeitungen, während Artur Tschistokjow in einer langen Fernsehansprache den Untergang der „kollektivistischen Irrlehre“ beschwor.
Der politische Gegner hatte hingegen größte Mühe, diese offensichtlichen Verfallserscheinungen zu relativieren oder zu vertuschen. Der Zweifel an Uljanins Politik und den Lehren Mardochows war in den Köpfen von Millionen Russen während der letzten Monate gewachsen und die Freiheitsbewegung der Rus erhielt einen ungeahnten Zulauf.
Sogar einige Einheiten der schwarz-roten Armee kehrten ihren bisherigen Befehlshabern in diesen Tagen den Rücken und liefen zur Volksarmee über. Und Tschistokjow ließ es sich nicht nehmen, gehörig Salz in die aufgerissenen Wunden der kollektivistischen Bewegung zu streuen. Wieder und wieder verklärten die von ihm kontrollierten Fernsehsender und Presseorgane das Scheitern von Uljanins Großoffensive zu einem „historischen Sieg“ der Freiheitsbewegung. Sie sprachen vom „spartanischen Heldenmut der Verteidiger“ und verglichen die Abwehr-

schlacht gegen die schwarz-rote Armee mit der „Schlacht bei den Thermophylen“, die der altgriechische König Leonidas gegen eine Übermacht der Perser ausgefochten hatte.
General Frank Kohlhaas wurde in diesem Zusammenhang häufig als „leuchtendes Beispiel des Heroismus“ angeführt und sein Konterfei erfüllte die Fernsehschirme oder schmückte die Titelblätter der weißrussischen Zeitungen. Der deutsche Kriegsheld selbst nahm die Verherrlichung seiner Person nach wie vor mit einem gewissen Schmunzeln hin und staunte nicht schlecht, als ihm Wilden erzählte, dass viele weißrussische Familien ihre neugeborenen Kinder mit zunehmender Häufigkeit „Frank“ tauften. Tschistokjow ließ ihm zu Ehren sogar das größte Gymnasium in Minsk zum „Frank-Kohlhaas-Gymnasium“ umbenennen.
Doch trotz allem war der Kollektivismus noch keineswegs am Ende, denn er kontrollierte nach wie vor den größten Teil Russlands und der Ukraine. Selbst die gut durchdachte Kriegspropaganda Tschistokjows änderte wenig daran, dass die Verluste an Menschen und Material in den Reihen der Rus so verheerend gewesen waren, dass eine Gegenoffensive zunächst nicht zu verwirklichen war.

Der Zug, der bis ins letzte Abteil mit Volksarmisten und Warägern vollgestopft war, raste mit lautem Geratter über die Gleise in Richtung Osten. Mittlerweile war es bereits November und es wurde langsam kälter. Frank und Alfred waren erneut auf dem Weg zur Front, die sich in den letzten Tagen quer durch halb Russland vor und wieder zurück geschoben hatte.
Die beiden Freunde wirkten betrübt, wünschten sich, dass sie noch eine Weile bei ihren Lieben hätten bleiben dürfen,

doch der russische Bürgerkrieg forderte ihre Präsenz und vor ihm gab es kein Entrinnen. In dem schmutzigen Abteil, das von Schweißgeruch und anderen menschlichen Ausdünstungen erfüllt war, drängten sich die Soldaten wie Ameisen auf einem Haufen. Man konnte kaum richtig atmen und ab und zu bekam man einen Ellbogen in den Unterleib gestoßen.
„Sind wieder einige Frischlinge hier, was?“, brummte Alf und starrte aus dem verdreckten Zugfenster.
„Ja, neues Kanonenfutter eben …“, entgegnete ihm Frank zynisch.
„Mal sehen, wie viele auf der Rückfahrt noch dabei sind, Alter!“
„Mal sehen, ob wir auf der Rückfahrt noch dabei sind …“
„Sehr witzig!“
„Ist doch so, Alf. Seit Monaten stehen wir im Feld und können froh sein, dass wir noch kein Barbecue für die Maden geworden sind. Und es geht immer so weiter, bis es eines Tages auch uns erwischt!“
„Uns wird es nicht erwischen. Wir haben Sapporo überlebt und werden auch diese Scheiße überleben, Frank. Hab keine Angst.“
„Was soll ich meiner Mutter denn sagen?“, bemerkte Kohlhaas.
„Deine Mutter? Die ist doch tot, oder?“
„Ja, wenn ich wieder frühzeitig im Himmel auftauche, wird sie bestimmt nicht begeistert sein …“
„Spielst du schon wieder auf diese Vision an, die du damals gehabt hast, als sie dich niedergeschossen haben? Ich glaube nicht an so etwas. Das waren irgendwelche komischen Aussetzer des Gehirns. Du warst bestimmt nicht im Jenseits.“

„Doch! Ich bin mir ganz sicher! Das war die andere Seite und ich habe meine Mutter gesehen!“, erklärte Kohlhaas, leicht empört über Alfs Unglauben.
„Schwachsinn! Das war der Kollaps deines Verstandes in diesem Moment, weiter nichts!“
„Und warum sollte einem der Geist einen derartigen Streich spielen, wenn man ohnehin stirbt? Welchen Sinn hätte das denn? Alles hat doch einen Sinn in der Natur und das auf einmal nicht?“
„Was weiß ich!“, gab Bäumer zurück und wurde von einigen Volksarmisten an die Wand gequetscht.
„Ich habe die andere Seite gesehen. Da bin ich absolut sicher, Alf! Du kannst das nicht beurteilen, du hast es ja nicht erlebt!“, brummte Frank mürrisch.
„So etwas nennt man Nahtoderfahrung. Da passiert halt, wenn Leute kurz vor dem Exitus stehen. Darüber habe ich mal was gelesen. Das liegt einfach daran, dass das Gehirn zu wenig Sauerstoff hat oder so ähnlich.“
„Du hast da was drüber gelesen …“, meckerte Frank.
„Ja, habe ich!“
„Wenn du das gesehen hättest, was ich gesehen habe, würdest du anders darüber denken. Scheiße, das war das verdammte Jenseits und es war schön dort. Besser als hier unten auf dieser Scheißwelt!“
„Ich weiß nicht …“
„Hältst du mich für einen Spinner, Bäumer?“
Alf grinste hämisch. „Aber natürlich!“
„Ruhrpottassi!“ Kohlhaas grinste breit, genau wie sein hünenhafter Kumpel.
Der Zug ratterte weiter durch die russischen Weiten und nach einigen Stunden voller mehr oder weniger tiefsinniger Gespräche hatten Frank und Alfred ihren Zielort erreicht. Nun wartete die Front auf sie.

Der Vorsitzende der KVSG hatte sich mental noch immer nicht von dem Zusammentreffen mit seinen Logenbrüdern in London erholt. Zu tief hatten sie ihn erniedrigt und zudem hatte er gestern wieder einen Disput mit seinem Rivalen Theodor Soloto gehabt, der in das Streitgespräch erneut hatte einfließen lassen, dass ihm der hohe Rat inzwischen die besseren Führungsqualitäten zutrauen würde.
Uljanin rief einen seiner Funktionäre zu sich und ließ ihn vor seinem Schreibtisch antreten. Dann begann er mit seinen Ausführungen. „Ich habe eine spezielle Aufgabe für Sie!"
„Was kann ich für Sie tun, Herr Kollektivgenosse Uljanin?", erwiderte der Mann unterwürfig.
Der KVSG-Vorsitzende hob seinen Blick und sah seinen Untergebenen für einige Sekunden an.
„Sagt Ihnen der Name „Orjol" etwas?"
„Nein, Herr Kollektivgenosse!"
„Nun, das war eine Atomraketenbasis, die bis zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch in Betrieb war. Sie liegt in Ostsibirien!"
„Aha, Herr Kollektivgenosse Uljanin."
„Ja, genau! Irgendwann wurde sie aufgegeben und verrottet seitdem vor sich hin."
„Jawohl!"
„Ich beauftrage Sie nun damit, diesen alten Stützpunkt wieder neu aufzubauen. Haben Sie das verstanden?"
Der KKG-Offizier stutzte kurz, um dann pflichtbewusst zu nicken. Sein Chef schob die Augenbrauen nach unten, beugte sich leicht nach vorn.
„Die Sache muss allerdings geheim bleiben und ich lasse Sie sofort erschießen, wenn Sie oder einer Ihrer Männer darüber auch nur ein einziges Wort verliert. Ist das klar?"

„Jawohl, Herr Kollektivgenosse!"
„Sie werden unverzüglich mit Ihrer Arbeit beginnen. Ab heute werde ich eigene Atomwaffen produzieren lassen!"
Der Untergebene wirkte leicht verunsichert, schwieg jedoch.
„Das ist alles! Wegtreten!", knurrte Uljanin und sein Kopf versank wieder hinter dem Bildschirm eines Laptops.

Die Ordnung in Indien war inzwischen in drei Vierteln des Landes zusammengebrochen und die Fernsehsender zeigten ein apokalyptisches Horrorszenario, wie es die Menschheit noch niemals zuvor gesehen hatte. Mindestens 230 Millionen Menschen waren mittlerweile mit dem ODV-Erreger infiziert und rangen mit dem Tode. Etwa 30 Millionen weitere Inder waren in den letzten Wochen verhungert.
Großstädte wie Neu-Delhi und Bombay waren von Sub-Governeur Gahji Kareshwar hermetisch abgeriegelt worden und riesige Speerzäune versuchten Hunderttausende von Flüchtlingen aus dem Süden des Landes abzuhalten.
Etwa 100.000 GCF-Soldaten waren zusätzlich nach Indien verlegt worden, um der indischen Polizei dabei zu helfen, die wichtigsten Großstädte im Norden des Landes vor dem herannahenden Chaos zu schützen. Täglich schossen sie plündernde und halbverhungerte Massen zusammen. Doch der tödliche Virus war längst auch in die Metropolen eingedrungen und der Glaube, diese Städte nach außen hin abschirmen zu können, erwies sich bald als Illusion. Die Weltregierung äußerte weiterhin gebetsmühlenartig ihr Bedauern darüber, dass sie trotz der intensiven Bemühung ihrer besten Wissenschaftler noch immer kein wirksames Gegenmittel gegen die ODV-Seuche hatte entwickeln können und der Weltpräsident versprach vor laufenden

Kameras mit leidender Miene, dass der Weltverbund auch in Zukunft nicht wegsehen würde.
Etwa eine Million Menschen in Nepal waren ebenfalls schon von ODV betroffen, in Pakistan um die drei Millionen, in Bangladesh mehrere Hunderttausende und selbst in China häuften sich die Krankheitsfälle in den Grenzregionen.
Wenn die Hintergrundmächte hier wirklich eine biologische Waffe oder eine selbst gezüchtete Massenseuche entwickelt hatten, wie Wilden nach wie vor vermutete, dann war sie „effektiver“ als jede Atombombe.
Die Auswirkungen der ODV-Epidemie waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal im Ansatz abschätzbar, aber es war davon auszugehen, wenn nicht schnellstens ein Gegenmittel gefunden wurde, dass noch Hunderte Millionen Menschen dahingerafft würden.
Allerdings verschaffte das furchtbare Massenchaos in Indien den Rus zynischerweise auch einen gewissen Vorteil, denn Tausende von GCF-Soldaten mussten aus dem sibirischen Teil auf den gebeutelten Subkontinent verlegt werden, um dort für Ordnung zu sorgen.

Angeblich waren Mitte November 2040 auch die ersten Fälle von ODV-Erkrankungen in Dushanbe in Tadschikistan aufgetreten. Genaueres wusste allerdings niemand und so führten die verfeindeten Mächte in Russland weiter ihren blutigen Bürgerkrieg und kümmerten sich nur wenig um derartige Pressemeldungen. Hochrangige Mitglieder der internationalen Logenorganisation hatten bereits vor vielen Jahren öffentlich für eine „massive Dezimierung der Weltbevölkerung“ plädiert und immer wieder betont, dass es „einige Milliarden Menschen zu viel“ gäbe. Vielleicht

erfüllten sich ihre teuflischen Wünsche jetzt im Zuge der ODV-Seuche.
Uljanin war jedenfalls fest entschlossen, seine eigene Herrschaft in Russland zu festigen und so geriet er durch den geheimen Aufbau einer eigenen Nuklearwaffenbasis in Sibirien in offene Konfrontation mit dem Rat der Weisen. Zudem steigerten sich sein Misstrauen und seine Paranoia gegenüber seinen eigenen Mitstreitern, vor allem gegenüber Theodor Soloto, allmählich ins Unermessliche. In den frühen Morgenstunden des 25. November stürmten KKG-Männer die Wohnungen von mehreren Dutzend KVSG-Funktionären in Moskau und verhafteten sie mit fadenscheinigen Argumenten. Anschließend wurden sie liquidiert, denn Uljanin hatte sie für „nicht mehr vertrauenswürdig“ erklärt.
Und das sollte erst der Anfang der von ihm befohlenen Säuberungswelle in den eigenen Reihen sein. Dem wachsenden Misstrauen des Kollektivistenführers fielen nach und nach Dutzende seiner ehemaligen Getreuen zum Opfer.
Theodor Soloto, der unter dem besonderen Schutz der Weisen stand, wurde allerdings nicht angerührt. Im Gegenzug intrigierte dieser seinerseits gegen den obersten Chef der KVSG, wo er nur konnte. Der Machtkampf der beiden kollektivistischen Anführer führte die schwarz-rote Bewegung letztendlich an den Rand einer Spaltung. Artur Tschistokjow blieb der interne Hader in den Reihen seiner Gegner nicht verborgen und er nutzte die Gunst der Stunde, um seine Machtposition in Russland weiter auszubauen. Wo es möglich war, stellte er wieder neue Truppen auf und ging langsam zum Gegenangriff über. Einige kleinere Städte in Russland und der Ukraine konnten der Kontrolle der Kollektivisten schließlich entrissen werden.

Größere Militäraktionen blieben jedoch vorerst aus.

„Es ist schon wieder ganz schön kühl geworden“, sagte Frank und hüllte sich in eine Wolldecke ein.
Alfred kramte sein kleines Schachbrett aus einer Metallkiste und bemerkte: „Zurzeit ist zumindest alles ruhig. Wann rücken wir gegen Tikhvin vor? Schon was gehört?“
„Nein! Bisher nicht!“, antwortete Kohlhaas.
Ein schrilles Klingeln schallte durch den Unterstand, Frank schreckte auf. Es war sein Handy. Das aufgeregte Kichern seines kleinen Sohnes schallte ihm entgegen und er hörte Julia im Hintergrund flüstern.
„Sag mal „Papa“, Friedrich!“, wisperte sie dem süßen Winzling ins Ohr.
Friedrich quiekte und sagte hastig: „Papa!“
„Super!“, rief Frank und freute sich riesig. „Hier ist der Papa. Hallo, mein Schatz!“
„Papa!“, kam mit einem lauten Kichern zurück.
„Du siehst, unser Sohn macht sich langsam, Herr General!“, scherzte Julia und plapperte kurz darauf munter drauflos.
Sie unterhielten sich eine Weile und Frank versicherte seiner Freundin, dass hier draußen in Russland alles ruhig war und sie sich keine Sorgen zu machen bräuchte. Irgendwann kam ein in die Jahre gekommener Waräger in den Unterstand herein und erklärte Kohlhaas, dass draußen ein junger Soldat auf ihn wartete.
„Was will er denn?“, wollte Frank wissen.
„Er will Sie besuchen, sonst nichts!“, antwortete der Veteran.
„Dann soll er reinkommen!“

Der Gardist verschwand. Einige Minuten später betrat Pjotr Balkov in der Uniform der Elitetruppe der Rus den Unterstand.
Frank riss die Augen auf. „Na, da tritt mich doch ein Pferd!“
„Guten Tag, General Kohlhaas!“
„Sei gegrüßt, mein Junge! Sag jetzt nicht, dass es dich zu den Warägern verschlagen hat!“
„Doch!“, antwortete der junge Mann stolz. „Ich unterstehe jetzt Ihrem direkten Befehl, Herr General!“
Alf musste schmunzeln. „Na, dann hast du dir ja gerade die Truppe mit den höchsten Verlusten im Feld ausgesucht …“
„Ja, aber auch nur, weil wir immer ganz vorne kämpfen!“, fügte Frank hinzu.
„Die Ausbildung zum Waräger war verdammt hart, aber ich bin froh, dass ich sie gut überstanden habe. Mein Gott, war das ein Drill!“
Kohlhaas grinste. „Glaube mir, ohne diesen harten Drill hätten wir noch viel mehr Tote in unseren Reihen. Daran führt kein Weg vorbei.“
Pjotr setzte sich auf einen Klappstuhl und zündete sich eine Zigarette an. Dann sagte er: „Damals haben mich die Kollektivisten einfach eingezogen und ich wusste von nichts. Ihr wart die Bösen, die wir vernichten sollten, viel mehr haben sie uns nicht gesagt. Beinahe wäre ich für die falsche Sache gestorben …“
„Du lebst noch, das ist die Hauptsache“, bemerkte Frank.
Der junge Russe nahm ein Buch aus seinem Tornister und schlug es auf. Es war Artur Tschistokjows Werk „Der Weg der Rus“.
„Ich habe es mittlerweile schon drei Mal gelesen, Herr General. Es ist genial. Wie ist Tschistokjow eigentlich so als Mensch?“

„Er ist ein harter Hund!“, prustete Bäumer dazwischen.
„Artur ist uns beiden ein guter Freund und ein Anführer, wie man ihn sich nur wünschen kann. Ich würde nicht für ihn kämpfen, wenn ich nicht an ihn glauben würde“, erwiderte Frank ernst.
„Kennen Sie diese Stelle in seinem Buch, Herr General?“, fragte der junge Soldat und blätterte zu einer bestimmten Seite.
„Mehr als einmal haben die internationalen Giftmischer der Logenpyramide, vor allem in den letzten zwei Jahrhunderten, von ihnen kontrollierte „sozialrevolutionäre Bewegungen“ selbst erschaffen, um die Unzufriedenen in den von ihnen ausgebeuteten Völkern unter Kontrolle zu haben. Jeder wahre Widerstand gegen sie konnte auf diese Weise bereits im Vorfeld umgeleitet und entschärft werden.
Die Wut der verarmten Massen fingen sie damit auf und schmiedeten aus ihr die Waffe, mit der sie die alten Kulturen und Wertvorstellungen der Völker noch effektiver zerschlagen konnten. Zurück blieb nicht die von ihnen versprochene „Gleichheit“, „Freiheit“ und „Gerechtigkeit“, sondern lediglich eine Trümmerwüste.
Im Feuer des von ihnen geschürten, revolutionären Hasses der Massen verbrannten die gesunden Volkswirtschaften, das Bauern- und mittelständische Unternehmertum, die kulturellen Denkmäler und die ihnen so verhassten Religionen und Traditionen.
Die von ihnen beherrschten Großbanken ließen alle die von ihnen gezüchteten „Revolutionen“ hingegen in Ruhe und nachdem die Nationen durch Aufruhr und Umsturz ins Chaos geworfen worden waren, hatten die hohen Herren der Weltfinanzen umso leichteres Spiel, ihren Ausbeutungsfeldzug noch ungehemmter von neuem über

die zerschlagenen, verwirrten und wehrlosen Völker hineinbrechen zu lassen.“
Frank lächelte dem jungen Waräger zu und nickte. „So sieht es aus!“
„Das hat mir die Augen geöffnet und es passt auf den Kollektivismus Uljanins wie angegossen!“, schwärmte Pjotr. „Steht übrigens auf Seite 431 …“
„Ich kenne Arturs Werk natürlich“, betonte Kohlhaas, obwohl er sich an diese Textpassage eigentlich nur noch dunkel erinnern konnte.
„Tschistokjow wird uns befreien! Ganz Russland und ganz Europa! Wir werden nicht untergehen, wir müssen nur an ihn glauben und weiter kämpfen!“, dozierte der frisch gebackene Elitesoldat, wie der Autor des von ihm verehrten Werkes selbst.
„Wir werden weiter kämpfen! Und es wird uns auch kaum etwas anderes übrig bleiben“, warf Bäumer in den Raum und klopfte Pjotr auf die Schulter.

Der Vorsitzende des Rates der 13 starrte den kollektivistischen General mit offenem Munde an und für einige Sekunden wirkte er, als hätte ihn ein Blitz getroffen.
„Was macht er?“, wollte er noch einmal von Theodor Soloto wissen.
Der schwarz-rote Heerführer blickte ihn mit listigen Augen an und konnte sich ein selbstherrliches Grinsen nicht verkneifen. „Er baut eine Atomwaffenbasis in Sibirien. Sie haben schon richtig gehört, Bruder.“
„Hat Uljanin jetzt vollkommen den Verstand verloren?“, schnaubte eines der anderen Ratsmitglieder erbost.
„Unser Bruder hat wohl gedacht, dass mir diese Dinge verborgen bleiben, doch ich habe meine Spitzel mittlerweile selbst im Kreise seiner engsten Mitarbeiter. Nun, es ist

wahr!“, erklärte Soloto und schien sich an den entsetzten Reaktionen, die seine Ausführungen bei den Mitgliedern des höchsten Gremiums der weltweiten Logenorganisation auslösten, zu laben.
Der Weltpräsident erhob sich von seinem Platz und fauchte: „Damit ist er endgültig erledigt! Wir haben es ihm mehrfach ausdrücklich untersagt und jetzt wird er für seinen Ungehorsam bezahlen!“
Soloto verzog seine wulstigen Lippen zu einem zufriedenen Lächeln, sagte jedoch nichts. Schließlich donnerte der Vorsitzende des Rates der Weisen mit der Faust auf den Tisch und schoss wie eine Fontäne aus seinem Stuhl empor.
„Übernehmen Sie in Zukunft die Führung der kollektivistischen Revolution, Bruder Soloto! Uljanin ist für uns nicht mehr tragbar, er hat sich als unfähig erwiesen. Wir geben Ihnen jetzt freie Hand, mit ihm abzurechnen. Die Sache mit dem Stützpunkt nehmen wir vom Rat dagegen persönlich und versichern Ihnen, dass sie geregelt wird!“, knurrte der grauhaarige Mann.
„Verlassen Sie sich auf mich, meine Herren! Ich werde wieder für Ordnung in der KVSG sorgen und mich dann Tschistokjow zuwenden!“, versprach Soloto mit offensichtlicher Genugtuung.
„Und versuchen Sie uns nicht auch eines Tages zum Narren zu halten, Bruder! Wer sich gegen die Befehle des obersten Rates stellt, der hat ausgespielt!“, grollte ein älterer Herr am Ende des Konferenzsaales.
„Nein, Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Nur der große Plan und seine Erfüllung liegen mir am Herzen, meine Brüder! Verlassen Sie sich auf mich!“, säuselte Soloto ihm entgegen.

„Gut! Soviel zum Thema Russland! Wenden wir uns wieder einmal den Zwangsregistrierungen mit den Implantationschips im Verwaltungssektor Europa-Mitte zu!“, sagte der Vorsitzende des Rates.
„Vielen Dank! Sie dürfen jetzt gehen, Bruder Soloto!“, fügte der Weltpräsident noch hinzu.
Der kollektivistische Führer machte auf dem Absatz kehrt und verließ die Konferenz mit einem bösartigen Grinsen. Jetzt gelobte er sich selbst, mit seinem verhassten Rivalen gnadenlos ins Gericht zu gehen. Es würde bald soweit sein. Soloto sah seine eigenen Pläne Realität werden.

Der intrigante Kollektivistengeneral hatte sich jedoch in Uljanins eigener Rücksichtslosigkeit getäuscht. Als er von seiner Reise nach Chicago zurückkehrte und am Moskauer Flughafen aus der Maschine stieg, warteten bereits KKG-Männer auf ihn, um ihn zu verhaften. Theodor Soloto wurde in den folgenden Stunden einem brutalen Verhör unterzogen und gestand, dass er Uljanin mit Hilfe des Rates der 13 zu stürzen versucht hatte.
Am nächsten Tag endete der kollektivistische General schließlich vor einer Genickschussanlage und sein Rebellionsversuch wurde im Keim erstickt. Vitali Uljanin hatte damit das oberste Gremium der internationalen Logenorganisation erneut vor den Kopf gestoßen, als er dessen Günstling rücksichtslos ausschaltete.
Die möglichen Konsequenzen für seine Person waren ihm durchaus bewusst, doch er setzte jetzt alles auf eine Karte und dachte nicht daran, seine Macht wieder herzugeben.
„Sollen sie es nur versuchen, mich aufzuhalten! Russland wird mein Reich sein und ich werde die schwarz-roten Fahnen eines Tages bis an die Atlantikküste tragen lassen!“, zischte er leise in sich hinein, als ihm seine Untergebenen von der Liquidierung Solotos berichteten.
Inzwischen stampften Tausende von Zwangsarbeitern eine neue Atomraketenbasis in der sibirischen Einöde aus dem Boden, während Uljanins Waffenfabriken bereits damit begonnen hatten, eigene Nuklearwaffen herzustellen. Bald würde er die Rus in einer zweiten, noch viel größeren Offensive zermalmen und diesmal wollte er in Weißrussland lediglich verbrannte Erde zurücklassen. Ob sich seine

Träume wirklich erfüllen würden, stand allerdings noch in den Sternen.

Es war der 16. Dezember des Jahres 2040 und die Volksarmee der Rus rückte gegen die Stadt Voronezh vor. Artur Tschistokjow hatte befohlen, wieder zu einem Gegenangriff überzugehen und den Kollektivisten auch im Winter keine Ruhe zu lassen. Eisige Kälte quälte seine Soldaten an diesem Tag und auf die Waräger, deren Zahl mittlerweile wieder auf knapp 15.000 Mann aufgestockt worden war, warteten blutige Häuserkämpfe.
„Runter!", brüllte General Kohlhaas und zog den Kopf ein, als eine pfeifende Granate über seinem Zug hinwegflog.
Irgendwo in der Dunkelheit schlug sie zwischen zwei Häusern ein und Dreck spritzte umher. Bäumer befand sich mit seiner Truppe einige Straßenzüge weiter und tastete sich langsam vorwärts.
„Sicherlich ist Pjotr heute auch dabei", schoss es Frank durch den Kopf, während er kurz an den jungen Russen dachte, dem er das Leben geschenkt hatte.
Ein Soldat kam herbeigerannt und sprang hinter eine zerschossene Betonwand, welche die Waräger als Deckung benutzten.
„Die Pioniere haben die feindlichen Geschütze ausgemacht. Sie befinden sich etwa hier", erklärte er, auf seinen DC-Stick deutend.
Zwei Hubschrauber schossen durch den Nachthimmel und feuerten mit ihren Maschinenkanonen auf die dunklen Punkte unter sich. In einiger Entfernung hörte Frank Schmerzensschreie und Explosionen.
„Wo bleiben unsere Panzer!", brüllte er in sein digitales Funkgerät. „Ich werde meine Leute nicht ohne Panzerun-

terstützung noch weiter durch die Straßen vorrücken lassen!“
„Sie kommen gleich, Herr General!“, erhielt er als Antwort. „Auch unsere Luftlandetruppe ist im Anflug und wird die Feinde im Rücken angreifen!“
„Gut! Hoffentlich sind die bald da!“, bemerkte Kohlhaas aufgeregt und blickte sich um.
So viele bekannte Gesichter waren mittlerweile nicht mehr unter seinen Warägergardisten. Viel „junges Gemüse“, so nannte der General die neuen Rekruten, hatte die Plätze der alten Kämpfer eingenommen.
Nach einer halben Stunde waren die Panzer da und donnerten mit quietschenden Ketten an ihnen vorbei. Ein ohrenbetäubendes Getöse hallte durch die dunklen Straßen von Voronezh, als die Tanks die kollektivistischen Stellungen mit schwerem Feuer aus ihren Geschützen eindeckten.
„Unsere Jungs sind gelandet!“, schallte es kurz darauf aus dem Funkgerät. „Wir sind bereit!“
Frank wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und betrachtete nachdenklich seinen Atem, der in der kalten Nachtluft kleine Wölkchen hinterließ.
„Dann wollen wir mal“, sagte er leise zu sich selbst und rief seinen Zug zusammen.
Die Waräger pflanzten ihre Bajonette auf die Gewehre, zählten die Handgranaten und pirschten dann an dunklen Trümmerbergen vorbei weiter vorwärts. Nach einer Weile konnte Frank die Konturen der feindlichen Geschützrohre zwischen den zerstörten Häusern herausragen sehen. Er gab einige Befehle und seine Männer griffen an.

Wilden las sich den neuesten Bericht von der Front durch und überreichte ihn nach einigen Minuten enttäuscht dem weißrussischen Präsidenten.

„Der Angriff auf Voronezh ist fehlgeschlagen, die Verluste sind groß!“, bemerkte er betrübt.
Tschistokjow fluchte auf Russisch, zerknüllte das Stück Papier, schleuderte es in die Ecke.
„Was tun wir denn jetzt, Artur?“, wollte der Außenminister wissen.
„Wir greifen weiter an! Was sollen wir sonst tun?“, brummte der Anführer der Freiheitsbewegung in seiner Muttersprache.
„In Zentralrussland sind unsere Feinde einfach zu stark. So viele Männer haben wir nicht, um das Kerngebiet der Kollektivisten erfolgreich anzugreifen!“, warnte Wilden.
Tschistokjow wechselte wieder ins Deutsche und schrie: „Aber sonst wir haben kein Wahl! Wenn wir warten zu lang, dann wird Uljanin wieder stärker, Thorsten!“
Sein Freund überlegte, doch es fiel ihm keine Lösung in dieser vertrackten Situation ein. Der Rebellenführer brodelte innerlich, fluchte weiter vor sich hin.
„Sollten wir unsere Truppen nicht erst einmal zurückziehen? Immerhin haben wir bald Weihnachten …“
„Ja, und? Ich kann nicht ändern! Alle Soldaten bleiben draußen in Russland und es wird niemand gehen zurück. Was ist, wenn die Kollektivisten uns wieder angreifen? Verfluchte Sache das ist!“, schnaubte Tschistokjow.
Wilden versuchte den wütenden Staatsmann zu beruhigen und lenkte seine Aufmerksamkeit auf ein anderes Thema.
„Ich habe gehört, dass Uljanin Theodor Soloto hat umbringen lassen. Die beiden hatten sich offenbar zerstritten und vielleicht steckt auch noch mehr dahinter!“
„Er hat Soloto umbringen lassen?“
„Ja!“

„Das klingt nach einem Machtkampf innerhalb der KVSG. Hoffen wir, dass uns das einen Vorteil bringt“, hörte Wilden Tschistokjow leise auf Russisch murmeln.
„Wir sollten jedenfalls erst einmal abwarten. Das heißt, wir müssen es tun. Uns fehlen einfach die militärischen Mittel für einen großen Gegenangriff!“, erklärte Wilden nüchtern.
Der weißrussische Präsident nickte. Er schien die bittere Wahrheit zu akzeptieren. Mit einem leisen Seufzen stand er auf, um sich den Rücken durchzudrücken. Wortlos trottete er an seinem Außenminister vorbei, verließ den Raum und schlug die Tür knallend hinter sich zu.

„Jetzt können wir uns hier den Arsch abfrieren!“, schimpfte Bäumer. Er kroch ein wenig näher an den kleinen Ofen im notdürftig zusammengezimmerten Unterstand neben dem Schützengraben heran.
Frank hatte sich in seinen Schlafsack eingehüllt und war kurz eingenickt. Blinzelnd erhob sich der General von seiner Schlafstelle, gähnte leise und murmelte unverständliches Zeug vor sich hin.
„Verdammte Scheiße!“, stieß Alf aus. „Wir müssen Heiligabend in diesem elenden Dreckloch verbringen. Ich hatte Svetlana versprochen, wenigstens dann wieder in Minsk zu sein. Tschistokjow hat doch einen Dachschaden!“
Kohlhaas wärmte sich am Ofen und schaute nur müde zu seinem hünenhaften Freund herüber. Dann zuckte er mit den Achseln.
„Wir beißen uns in letzter Zeit ohnehin nur noch die Zähne aus. Mein halber Zug ist in den Straßen von Voronezh zusammengeschossen worden, ich bin froh, dass sie mich nicht auch über den Haufen geballert haben. Wie auch immer, denke an unsere Kameraden, die kein Weihnachten mehr erleben können …“

„Hat der kleine Pjotr denn überlebt oder hat er seinen festen Glauben an Tschistokjow mit ins Grab genommen?“, fragte Alf ein wenig zynisch.
„Was soll dieses dumme Geschwätz, Alter?“, herrschte ihn Frank an. „Ich denke, dass der Junge nicht gefallen ist! Was weiß ich?“
„Wir sind am Arsch, Mann! Das ist meine Meinung! Da kann Artur noch so viel Kriegspropaganda machen. Unsere Kräfte neigen sich dem Ende zu und wir werden …“
Kohlhaas warf seinem Freund einen zornigen Blick zu und trat vor Wut gegen den kleinen Ofen, der laut schepperte und einige Funken von sich gab.
„Musst du mir jetzt mit deinem Pessimismus auf den Keks gehen, Alf? Mir macht diese Scheiße doch genau so wenig Spaß wie dir! Ich wäre auch lieber bei Julia und Friedrich, aber es ist nun einmal der Befehl Tschistokjows, dass wir hier bleiben und ausharren!“
„Er plant also eine Winteroffensive! Oh, da freue ich mich ganz besonders drauf!“, zischte Bäumer.
„Himmel! Nerv mich nicht!“, grollte Frank zurück.
Der General schlich nach draußen und atmete einen Schwall eiskalte Luft ein. Kohlhaas spürte, wie Frust und Erschöpfung seinen Körper durchflossen. Am liebsten hätte er laut in die Dunkelheit hinein geschrieen. Doch er musste ein Vorbild für seine Untergebenen sein. So versuchte er, sich mit letzter Kraft zusammenzureißen. Dann betrachtete der Soldat nachdenklich Julias Bild auf dem Display seines DC-Sticks, richtete anschließend seinen Blick auf den klaren Sternenhimmel und schwieg.

Durch die Wirren des Bürgerkrieges waren die Zwangsregistrierungen der Weltregierung in Russland erst einmal ins

Stocken geraten und zunächst eingestellt worden. Ansonsten verlief die Operation aber nach wie vor nach Zeitplan. In West- und Mitteleuropa waren die neuen Scanchips bereits nicht weniger als 166 Millionen Menschen unter die Haut eingepflanzt worden. In den kleineren osteuropäischen Ländern war ihre Zahl auf etwa 40 Millionen angewachsen.
Auf dem nordamerikanischen Kontinent betrug die Zahl der offiziell registrierten Personen im November 2040 inzwischen 131 Millionen. Trotz anfänglicher Proteste und Widerstände, hatte sich die Weltregierung mit ihrer Hartnäckigkeit durchgesetzt, und führte die Massenregistrierungen unter immer größer werdendem Zwang unbeirrt weiter fort.
Ansonsten fesselten die schrecklichen Vorgänge in Indien die Aufmerksamkeit der Mächtigen und ihrer Global Control Force in diesen Wochen mehr denn je. Blanke Panik hatte den indischen Subkontinent und auch China ergriffen, denn die beiden bevölkerungsreichsten Länder der Erde wussten noch immer nicht, wie sie mit der extrem gefährlichen ODV-Seuche umgehen sollten. Das neue Jahr würde keinesfalls erfreulicher werden, darin war man sich von Indien bis Russland einig.

Nach einem mehr als deprimierenden Weihnachtsfest im Schützengraben vor Voronezh, wurde der Jahreswechsel einmal mehr von massiven Schneefällen eingeleitet. Am 5. Januar 2041 versuchten die Volksarmisten und Waräger die Stadt Voronezh noch einmal zu erobern, doch ihr Ansturm versickerte erneut im Kugelhagel der Kollektivisten. Zu allem Überfluss starteten Uljanins Soldaten einen Tag später auch noch einen Gegenangriff und drängten die Rus mehrere Kilometer weit nach Westen zurück. An anderen

Orten sah es auch nicht besser aus. Überall gewannen die schwarz-roten Verbände wieder an Boden und trieben ihre Gegner aus den Gräben und Stellungen heraus. Tausende Volksarmisten blieben auf den schneebedeckten Schlachtfeldern und die Kampfmoral der Rus erlitt immer größere Schäden.

Doch während sich Tschistokjows Soldaten noch geschlagen nach Westen zurückziehen mussten und ihre Wunden leckten, begann sich eine furchtbare Hungerkrise in Zentralrussland auszubreiten. Als Strafe für Uljanins Ungehorsam hatte der Weltverbund seine finanzielle Unterstützung für Russland komplett eingestellt. Das Gleiche galt für die Waffenlieferungen.

Der Rat der 13 versuchte den eigensinnigen Kollektivistenführer auf diese Weise wieder zur Räson zu bringen und verdeutlichte ihm zugleich seine Abhängigkeit von der Gunst der obersten Logenbrüder. Die kollektivistische Wirtschaft selbst war kaum in der Lage, eine ausreichende Ernährung des russischen Volkes sicherzustellen, was eine Welle des Unmuts gegen die gesamte KVSG hervorbrechen ließ.

Doch Uljanin gab nicht klein bei und ließ den Bau seines Atomwaffenstützpunktes in Sibirien entschlossen vorantreiben. Er drohte seinen übergeordneten Logenbrüdern sogar und der Zwist zwischen ihm und dem obersten Rat eskalierte nun in noch schärferer Form.

Ende Januar kam es zu Hungeraufständen in Moskau und anderen russischen Städten, welche die KKG gnadenlos niederwarf. Als nun auch die Nahrungsmittelversorgung für einen Teil der schwarz-roten Armee zusammenbrach, wandte sich das Blatt innerhalb kürzester Zeit zu Gunsten der Rus. Artur Tschistokjow und seine Anhänger konnten gar nicht so schnell reagieren, wie die kollektivistische

Herrschaft durch die große Hungersnot ernsthaft ins Wanken geriet. Nun galt es, die Lage auszunutzen.

„Es wird noch etwa zwei Monate dauern, bis der Stützpunkt mit Atomraketen bestückt werden kann und einsatzbereit ist, Herr Kollektivgenosse!", erläuterte der KKG-Offizier mit sichtlichem Unbehagen.
Der spitzbärtige KVSG-Chef schluckte einen Wutanfall herunter und schnaubte: „Warum geht das so langsam? Sehen Sie denn nicht, dass wir unter Zeitdruck stehen? Wenn wir die Rus nicht bald mit einem überwältigenden Sieg vernichten können, dann laufen uns die Leute womöglich eines Tages fort!"
„Die Arbeiter schuften Tag und Nacht …"
„Das genügt aber nicht! Ich gebe Ihnen noch einen Monat, dann müssen wir unsere Nuklearwaffen auf Minsk richten können!", schrie Uljanin. Sein Untergebener zuckte zusammen, wich einige Schritte zurück.
„Die Wetterumstände in Sibirien sind allerdings …"
Uljanin fuhr seinem Diener ungehalten dazwischen. „Kommen Sie mir nicht mit diesem Mist! Einen Monat gebe ich Ihnen! Es geht hier um die Zukunft der schwarzroten Revolution, verstehen Sie das denn nicht?"
„Doch, natürlich, Herr Kollektivgenosse!", stammelte der KKG-Offizier.
„Gut, dann wissen Sie jetzt Bescheid! An die Arbeit!", der Kollektivistenführer wedelte mit seiner knochigen Hand und verwies den verängstigten Mann des Raumes.
Nervös tigerte Uljanin von einer Zimmerecke zur anderen und trommelte dabei mit seinen Fingern an der Seite seines Oberschenkels herum.
„Es ist alles eine Frage der Zeit und der Disziplin!", sagte er leise, sich nachdenklich im Kreis drehend.

Plötzlich riss sein Sekretär die Tür auf, stürmte herein, fuchtelte aufgeregt mit einem Stapel Dokumente in seiner Hand und unterbrach den Gedankenfluss seines Chefs.
„Herr Uljanin, ich muss mit Ihnen sprechen!“, japste er aufgeregt.
„Was ist?“, raunte der KVSG-Führer.
„Heute Morgen sind Streiks in der Region rund um das Donezbecken ausgebrochen. Tausende von Werktätigen haben ihre Arbeit niedergelegt und fordern höhere Löhne!“, erläuterte der Sekretär.
Uljanin verzog sein Gesicht zu einer wütenden Fratze. Zornig stampfte er auf. „Auch das noch!“
„Wie sollen wir reagieren, Herr Kollektivgenosse?“
Das Oberhaupt der schwarz-roten Revolution riss die Augen auf und krallte sich an der Tischplatte seines Schreitisches fest.
„Schicken Sie KKG-Trupps, um den Streik zu beenden! Sofort!“, fauchte Uljanin.
Sein Sekretär hob den Zeigefinger. Mit unsicherer Stimme gab er zu bedenken: „Sollten wir nicht vielleicht doch mit den Arbeitern in Verhandlungen treten? Vielleicht ist es zu diesem Zeitpunkt ungeschickt schon wieder mit Druck und Gewalt zu reagieren?“
„Nein, lassen Sie den Streik niederwerfen! Mit allen Mitteln, wenn es sein muss! Wir können es uns gerade jetzt nicht leisten, dass eine unserer wichtigsten Industrieregionen ausfällt!“, wetterte der spitzbärtige Mann mit hochrotem Kopf.
Vitali Uljanins Gehilfe schritt wortlos hinaus, während der Kollektivistenführer einige üble Flüche hinter seinem Rücken ausstieß.

Mitte Februar griff die Volksarmee, mit neuen Reserven und Waffen ausgerüstet, im tiefsten Schneegestöber auf einer Front, die sich mehrere Hundert Kilometer nach Süden ausdehnte, an. Es gelang ihr, die kollektivistischen Streitkräfte in einigen Regionen wieder zurückzuwerfen. Die Städte Yelez und Yefremov im Süden Moskaus konnten erobert werden und vielfach schlug sich die Bevölkerung, enttäuscht und desillusioniert von Uljanins Politik, auf die Seite der Rus. Zudem liefen einige Verbände der schwarz-roten Streitkräfte zu Tschistokjows Volksarmee über. Der weißrussische Präsident hatte die für ihn günstige Situation in Zentralrussland inzwischen in ihrer ganzen Tragweite erkannt und ordnete einen Angriff nach dem anderen an. Frank und seine Warägergarde besetzten derweil die strategisch wichtigen Städte Lipetsk und Michurinsk, um dort einen Brückenkopf für weitere Vorstöße nach Osten zu errichten.
Von St. Petersburg und Kiew aus rückte die Volksarmee nun ebenfalls weiter vor und eroberte Vologda im Norden Russlands und Cherkasy in der Ukraine.
Mittlerweile hatte die KKG den Streik im Donezbecken mit brutaler Gewalt niedergeschlagen und dadurch bei der dortigen Bevölkerung einen offenen Hass gegen Uljanin entfacht. Außenminister Wilden hatte die Japaner inzwischen noch einmal dazu bewegt, mit ihren Streitkräften ins sibirische Hinterland vorzustoßen und die Kollektivisten anzugreifen. Schließlich setzte Artur Tschistokjow alles auf eine Karte, obwohl ihm viele seiner Berater davon abrieten, und warf sämtliche Reserven in die Schlacht.
„Wir müssen dem Feind jetzt die Kehle herausreißen und Uljanin angreifen, solange seine Herrschaft schwankt! Unser Ziel muss Moskau sein!“, sagte er immer wieder und als der nächste Monat begann, verließen Tausende von neu

ausgebildeten Soldaten ihre Kasernen und fanden sich bald an der kalten, grausamen Front wieder.

Eine ganze Schar neuer Rekruten stieg aus den Lastwagen und bewegte sich in Richtung des Lagers. Auch einige neu ausgebildete Waräger waren unter ihnen und Frank lief ihnen entgegen, um sie mit skeptischen Blicken zu mustern.
„Das ist ja ein halber Kindergarten“, flüsterte ihm Bäumer ins Ohr und verzog sein Gesicht.
„Da muss ich dir recht geben“, brummte Kohlhaas, einige jugendliche Russen mit wenig Begeisterung betrachtend.
Alf bezeichnete die gerade erst angekommenen Rekruten daraufhin als „kleine Pjoters“ und spielte auf den in seinen Augen noch recht naiven jungen Soldaten an, der Frank des Öfteren aufsuchte und förmlich an seinen Lippen hing.
Sein Freund schwieg, musste sich im Inneren allerdings eingestehen, dass von der alten Warägergarde nicht mehr viel übrig geblieben war. Außerdem zweifelte er daran, dass diese Grünschnäbel die Positionen ihrer gefallenen oder zu Krüppeln geschossenen Kameraden ausreichend besetzen konnten.
Nach einer Weile gingen Frank und Alf wieder zurück in ihren Unterstand und machten sich einen heißen Tee. Ab und zu kam ein Waräger herein und erkundigte sich nach neuen Befehlen des Oberkommandos, doch General Kohlhaas hatte bis dato noch nichts gehört. Allerdings hatte er bereits eine unschöne Vorahnung.
Die inzwischen zusammengezogene Anzahl von Soldaten war gewaltig und er konnte sich denken, dass offenbar etwas Größeres anstand. Nach einigen Tassen Tee und zwei Stunden Halbschlaf, meldete sein DC-Stick, dass eine neue E-Mail eingetroffen war.

„Das wird der neue Befehl sein!“, stöhnte Kohlhaas und kroch aus seinem Feldbett. Bäumer war derweil eingenickt. Der Hüne schnarchte friedlich wie ein dicker Mehlsack.
Einige Minuten später sank Frank entsetzt in die Knie und warf den DC-Stick frustriert gegen die Holzwand hinter sich.
„Das kann doch nicht Arturs Ernst sein!“, stieß er leise aus und weckte Alf.
„Wir sollen Tula angreifen!“, erklärte er verstört.
„Hä?“, kam zurück, Bäumer rieb sich die Augen.
„Tuuula! Hast du nicht gehört? Ich habe den Befehl soeben erhalten. Wir rücken als nächstes gegen Tula vor!“, sagte Frank.
„Tula?“
„Ja!“
„Das ist ein Witz, oder?“
„Nein, leider nicht!“
„Tschistokjow ist doch irre!“, schrie Bäumer und trottete fluchend durch den Unterstand.
„Scheiße! Scheiße! Scheiße!“ Das war alles, was Frank dazu noch über die Lippen brachte.

Der Angriff auf die russische Großstadt Tula, etwa 200 km südlich von Moskau, war ein mörderisches Unternehmen und wurde zu einem der schlimmsten Fronteinsätze, den Frank bisher erlebt hatte. Tula war das vielleicht wichtigste Zentrum der kollektivistischen Rüstungsindustrie und ein Sturmangriff auf die gut befestigte Stadt war ein Unternehmen zwischen Heldentum und Selbstmord. Am 10. März begann der Rest von Tschistokjows Luftwaffe seinen Angriff auf das strategisch und psychologisch äußerst wichtige Ziel und zerstörte einige Industrieanlagen. Weiterhin wurden die zentralen Strom- und Wasserversor-

gungswerke Tulas bombardiert. Den Rest sollte die Volksarmee erledigen.
Die Kollektivisten reagierten verdutzt, als sie ihre herannahenden Gegner erblickten, denn eine solche Kühnheit hatten sie diesen nach den verlustreichen Kämpfen der letzten Monate offenbar nicht zugetraut.
Als Frank die Schilderungen der Pioniertrupps und Späher hörte, die von gut versteckten Geschützbatterien im Stadtzentrum, etwa 100.000 kollektivistischen Soldaten und einer nicht gerade kleinen Panzerschwadron berichteten, rutschte ihm das Herz in die Hose. Er versuchte sich nichts anmerken zu lassen, doch er wusste, was dieser Sturmangriff für ihn und seine Männer bedeutete. Sie würden durch ein vernichtendes Abwehrfeuer waten müssen, Tschistokjow hatte es persönlich befohlen, sie mussten angreifen, die Verluste waren längst einkalkuliert.
„Tula muss fallen, egal was kommt!“, lauteten die Worte des Revolutionsführers.
Die Nacht zuvor war für Frank die reinste Hölle gewesen. Er hatte in den Abendstunden noch mit Julia telefoniert und sich an der niedlichen Stimme seines kleinen Sohnes erfreut, dann war er in seine schmutzige Unterkunft zurückgekehrt, wo er kein Wort mehr herausgebracht hatte.
„Dieser Wahnsinn wird niemals enden …“, schoss es ihm jetzt durch den Kopf und er musste sich eingestehen, dass er sich kaum noch an ein Leben ohne Krieg und Kampf erinnern konnte. Er sah sich in der Blutmühle des Krieges gefangen. Das ewige Töten und Sterben war für ihn seit Jahren zu einer grausamen Routine geworden und es hatte schon große Teile seiner einst gesunden Seele in einen verdorrten Totenacker verwandelt.

Frank fühlte sich von Kälte und Furcht umringt, bemühte sich aber, die ihn immer wieder in Wellen überkommende Panik zu unterdrücken. Irgendwann im Morgengrauen, als die Sonne als blutig roter Diamant am Horizont aufging, ließ das Oberkommando Abertausende von Soldaten gegen Tulas Festungswall anrennen.

Die Masse der Volksarmisten und Waräger stürmte über ein mit großen Kratern übersätes Feld, während sie vom schweren Trommelfeuer der Kollektivisten begrüßt wurde. Innerhalb von wenigen Minuten waren bereits Hunderte der angreifenden Soldaten von den feindlichen Kugeln dahingemäht worden. In dem riesigen Teppich angreifender Infanteristen schoben sich die schweren Panzer der Volksarmee langsam nach vorne und deckten ihrerseits die Verteidiger Tulas mit Geschützdonner ein. Frank spähte über eine Kraterwand und erblickte die Silhouetten von Wohnblöcken und zerstörten Fabrikhallen, in denen ununterbrochen Mündungsfeuer aufblitzte.
Wie stählerne Kriegselefanten rollten die befreundeten Tanks nach vorne, während die Infanterie verzweifelt hinter ihnen Deckung zu finden versuchte.
Einige Trupps Warägergardisten machten sich auf den Weg, um ein paar kollektivistische Flammenpanzer, die eine brennende Salve nach der anderen in ihren Reihen einschlugen ließen, mit Haftminen in die Luft zu jagen.
Es war genau das blutige und verlustreiche Schauspiel, das sich Frank schon in der vorherigen Nacht ausgemalt hatte. Wieder und wieder erreichten ihn von Schreien zerrissene Funksprüche seiner Unteroffiziere, die sich irgendwo in den Dreck geworfen hatten. General Kohlhaas ermahnte seine Männer, die Nerven zu behalten und Stück für Stück

weiter vorzurücken, doch er konnte ihre Panik bestens verstehen.
Inzwischen hatten einige Waräger die Flammenpanzer des Gegners erreicht. Jetzt schwärmten sie wie Ameisen zwischen ihnen umher. Es gelang ihnen, einige Haftminen an den rollenden Ungestümen zu befestigen und die Panzer explodierten mit lauten Schlägen. Doch Franks Kameraden hatten keine Zeit sich zu freuen, denn sie hatten ihre halbwegs sicheren Deckungen verlassen und wurden nun von MG-Garben, die aus den Fabrikhallen zu ihnen herüberzischten, durchlöchert.
„Wir werden heute alle verrecken, General!“, schallte es aus dem Funkgerät an Franks Kragen.
„Wo seid ihr jetzt?“, fragte Kohlhaas und versuchte so gut wie es ging, den verängstigten Mann am anderen Ende zu beruhigen.
„Irgendwo vor so einer beschissenen Fabrik!“, erhielt er als Antwort. „Wo bleiben die verfluchten Panzer? Wir brauchen endlich Panzerunterstützung!“
„Sie sind auf dem Weg. Nicht durchdrehen, Mann! Ganz ruhig!“, sagte Frank leise.
So ging es mehrere Stunden weiter. Im Minutentakt schallten General Kohlhaas die aufgeregten Stimmen seiner Soldaten entgegen, die sich immer weiter durch das trostlose Industriegebiet vorkämpften.
Frank lehnte sich für einen Augenblick erschöpft an eine Mauer, als ihn plötzlich wildes Geschrei aus seinen Gedanken riss. Mehrere Tausend Kollektivisten brachen hinter seinen Truppen aus ihren Verstecken hervor und griffen sofort an. Der General schnappte sich sein Sturmgewehr und sprang in einen Krater hinein. Kurz darauf waren die Feinde schon bedrohlich nahe gekommen und gingen mit

Flammenwerfern, Handgranaten und Bajonetten auf die überraschten Volksarmisten los.
Es war ein furchtbares Gemetzel. Kohlhaas jagte der Gedanke durch den Kopf, dass er diesmal nicht davon kommen würde. Wild feuerte er auf jeden, der dem Krater zu nahe kam, während ihm die Kugeln um die Ohren flogen. Ein blutender Waräger torkelte auf ihn zu, fiel neben ihm kopfüber in den Schlamm und rutschte mit einem leisen Röcheln an ihm vorbei, um in der Mitte des Kraters liegen zu bleiben.
Um Frank herum schlachteten die Kollektivisten seine Leute ab und er hatte Glück, dass sie ihn im allgemeinen Durcheinander übersahen und an ihm vorbeirannten. Frank betete leise, versuchte sich tot zu stellen, sein Gesicht noch tiefer im Schlamm vergrabend, während mehr und mehr schwarz-rote Soldaten neben dem Krater auftauchten.
Irgendwann waren sie fort und Kohlhaas konnte in einiger Entfernung hören, wie die Panzer der Volksarmee mit ihren Gatling-Maschinenkanonen und Geschützen das Feuer auf die Kollektivisten eröffneten. Außer lautem Geschrei, dem tiefen Grollen von Granateinschlägen und pausenlosem MG-Getacker nahm er von dem blutigen Geschehen, das sich außerhalb des Kraters abspielte, nichts mehr wahr. Er schloss die Augen, wartete, betete erneut vor sich hin, in der Hoffnung, dass es irgendjemand vielleicht doch nicht egal war, ob er heute starb oder nicht.
Nach einer Stunde kroch er wieder aus dem schlammigen Loch heraus und konnte in der Ferne erkennen, dass die Volksarmisten inzwischen noch weiter in das Industriegebiet vorgedrungen waren.
Überall brannten Fahrzeugwracks und Hunderte Tote bedeckten das verwüstete Schlachtfeld. Frank schluckte,

aller Heldenmut war verflogen, er wollte nur noch überleben.

„Nein, wir müssen unsere Autorität aufrecht erhalten!", knurrte der Weltpräsident einem untergeordneten Bruder zu. Dieser schaute betreten weg.
„Also ich stimme Mr. Spetzman zu!", bemerkte ein weiteres Ratsmitglied und das Oberhaupt des Weltverbundes zog seine Augenbrauen nach oben.
„So? Tun Sie das, Bruder? Nun, dann lassen wir doch gleich jeden Hampelmann seine eigene Atommacht aufbauen!", schimpfte er.
„Im Endeffekt liegt die Entscheidung ohnehin bei mir!", betonte der Vorsitzende des Rates der Weisen, mischte sich aber ansonsten noch nicht in die Diskussion ein.
„Bei allen Fehlern, die Bruder Uljanin gemacht hat, sollten wir ihn nicht weiter hängen lassen, sonst gewinnt Tschistokjow doch noch diesen Krieg", fügte ein ergrauter Herr hinzu.
„Nein, das kann ich mir nicht vorstellen", entgegnete ihm der Weltpräsident und winkte ab. „Außerdem ist Uljanins Verhalten einfach nicht mehr hinnehmbar. Wenn wir ihn nicht in die Schranken weisen, wird er uns vielleicht eines Tages sogar noch größere Probleme bereiten als Tschistokjow."
„Aber er ist doch einer von uns. Wie können Sie so etwas sagen?", murmelte ein anderes Ratsmitglied.
„Und er ist in unserer Hierarchie auf einem Platz, wo er gefälligst die Befehle des Rates der Weisen zu befolgen hat – aber das tut er seit langem nicht mehr!", grollte sein Nebenmann.
„So ist es!", rief der Weltpräsident. „Es geht darum, dass die Prinzipien unserer Organisation nicht in Frage gestellt

werden dürfen. Wir sind hier in keinem verdammten Parlament, wo jeder Narr glaubt, eine eigene Meinung haben zu dürfen. Wir würden heute nicht die Weltherrschaft in Händen halten, wenn sich unsere Vorgänger nicht schon strikt an die Befehle der Weisen gehalten hätten!"

Einige Logenbrüder schwätzten jetzt aufgeregt durcheinander, doch eine Handbewegung des Ratsvorsitzenden brachte sie zum Schweigen.

„Bitte, Bruder!", sagte der Oberste der Weisen und zeigte auf einen gedrungenen Mann mittleren Alters.

„Nun, ich möchte noch einmal davor warnen, Uljanin in dieser Phase des Krieges vollkommen im Stich zu lassen. Es würde dem Großen Plan äußerst schaden, wenn Artur Tschistokjow wirklich Russland erobern würde!"

„Das sind doch Hirngespinste!", fauchte der Weltpräsident dazwischen.

„Gut, ich habe mir jetzt verschiedene Meinungen angehört und kann nur sagen, dass Vitali Uljanin schon längst nicht mehr leben würde, wenn wir ihn nicht so dringend bräuchten. Sein Ungehorsam ist jedoch nicht mehr hinnehmbar und der Versuch, einen eigenen Atomwaffenstützpunkt zu errichten, kann durchaus als Angriff gegen den Rat der 13 selbst gewertet werden.

Es gibt für mich nur eine sinnvolle Vorgehensweise in diesem Fall und daher ordne ich die Operation Eisland an!", sprach der Vorsitzende.

Die Henker der 13

„Tula ist unser! Von den Rus gegründet, von den Rus erobert!“, titelte die größte Zeitung Weißrusslands euphorisch und Artur Tschistokjow ließ den Sieg seiner Truppen als gewaltige Parade in St. Petersburg feiern.
Der kollektivistische Gegner hatte mit dem Verlust dieser wichtigen Großstadt einen schweren Schlag erlitten und die immer wieder vom weißrussischen Geheimdienst übermittelten Berichte über Uljanins abnehmende Popularität bei der russischen Bevölkerung, gaben auch Frank wieder die Hoffnung zurück, dass sie den russischen Bürgerkrieg doch eines Tages gewinnen konnten.
Anfang April brachen in Tver, im Norden von Moskau, so schwere Hungeraufstände gegen die schwarz-roten Herren aus, dass es die Rus leicht hatten, die Kollektivisten aus der Stadt zu verjagen. Artur Tschistokjow erschien daraufhin sogar persönlich vor Ort und verkündete der jubelnden Bevölkerung, dass bald ganz Russland frei vom kollektivistischen Joch sein würde.
Vitali Uljanin betrachtete diese Wende des Bürgerkrieges mit zunehmender Panik und setzte nun noch verbissener Terror und Einschüchterung ein, um seine Herrschaft aufrecht zu erhalten. Streikende Arbeiter, Deserteure in den Reihen seiner Armee und politische Dissidenten bekamen die brutale Rücksichtslosigkeit des KKG zu spüren, doch diese Maßnahmen verfehlten inzwischen ihre Wirkung und ließen die Stimmung auch in Zentralrussland langsam zu Gunsten Tschistokjows umschlagen. Zudem war die kollektivistische Wirtschaft mittlerweile so umfassend kollabiert, dass Uljanin bei immer mehr Russen seine Glaubwürdigkeit eingebüßt hatte. Und auch der Rat der 13

überließ den eigensinnigen Kollektivistenführer nach wie vor sich selbst und gewährte ihm keinen einzigen Globe mehr.

„Nein, das kann ich mir nicht vorstellen! So lebensmüde sind die Rus nicht und dazu fehlen ihnen auch die Mittel!“, beruhigte Vitali Uljanin seinen General Schintzow, der Tula mit seinen Truppen hatte räumen müssen.
„Trotzdem haben sie uns erneut einen schweren Schlag versetzt und kommen Moskau immer näher“, erwiderte der Offizier skeptisch.
„Ja, aber Moskau ist nicht Tula. Moskau ist das Herz unserer Macht und zudem gut befestigt. Das wird die Volksarmee nicht schaffen. Vielleicht wäre es sogar gut, wenn sie dumm genug sind, direkt gegen Moskau zu ziehen, denn dann haben wir sie konzentriert vor unserer Nase und können sie selbst vernichten“, brummte der Kollektivistenführer leise.
Dann drehte er sich um und rieb sich seinen Spitzbart. General Schintzow betrachtete den Rücken seines Chefs, er sagte nichts.
„Sollen sie doch ihre ganzen Truppen vor Moskau versammeln und dort verbluten. Ja, das wäre, wenn ich es mir recht überlege, gar nicht so übel. Denn das, was ich noch vorhabe, wird von Minsk und St. Petersburg nicht mehr viel übrig lassen“, zischelte Uljanin.
„Wie meinen Sie das, Herr Kollektivgenosse?“, wollte Schintzow wissen.
„Warten Sie es doch ab, General …“
„Haben Sie noch etwas in der Hinterhand, Herr Kollektivgenosse?“
„Überlassen Sie das gefälligst mir. Darum werde ich mich kümmern!“, antwortete der KVSG-Chef barsch.

„Dann soll ich den Verteidigungsgürtel um Moskau noch weiter verstärken lassen, nicht wahr?"
„Ja, ja! Tun Sie das, General! Tun Sie das!"
„Sonst noch etwas, Herr Kollektivgenosse?"
Vitali Uljanin hatte seinem Untergebenen noch immer den Rücken zugewandt und blickte inzwischen grübelnd aus dem großen Fenster seines Büros hinab auf den verregneten Platz vor dem Kreml.
„Nein, das wäre alles. Gehen Sie jetzt endlich!", nörgelte der Kollektivistenführer. General Schintzow verließ den Raum.
Der Kopf der schwarz-roten Revolution stand noch eine Weile nachdenklich am Fenster und flüsterte sich leise etwas zu. Dann setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch, um einige Telefongespräche zu führen.
Der eine oder andere Offizier berichtete ihm von der Lage an der Front, aber die Tatsache, ob seine Soldaten irgendwelche Städte und Stellungen halten konnten oder nicht, interessierte Uljanin zunehmend weniger. Er hatte etwas ganz anderes im Sinn. Einen Vernichtungsschlag gegen Tschistokjow, den dieser unmöglich überstehen konnte. Es war so gut wie alles vorbereitet und nun sollte es endlich geschehen.
Siegesgewiss entschloss sich der Kollektivistenführer an diesem Tag, den russischen Bürgerkrieg durch den Einsatz von Atomwaffen endgültig für sich zu entscheiden und das ständige Hin und Her zu beenden.

Dutzende von großen Transportflugzeugen schoben sich fast lautlos über den klaren, kalten Nachthimmel Sibiriens. In ihren stählernen Bäuchen trugen sie eine tödliche Fracht in die vereisten Weiten des wilden, ungezähmten Landes. Es waren Grunts, Elitesoldaten der Global Control Force,

welche vom obersten Rat selbst in Marsch gesetzt worden waren, um auch hier, am schneebedeckten Ende der Welt, den eisernen Willen der Logenbrüder in die blutige Tat umzusetzen.
„Wir gehen runter!“, schallte eine schnarrende Stimme aus dem Funkgerät im Cockpit des vorausfliegenden Transporters.
„In Ordnung!“, antwortete der Pilot. „Sollen wir die Maschinen im Planquadrat F-34 hinter dem Waldstück landen lassen?“
„Ja, wie im Briefing vereinbart!“, kam zurück.
Der Pilot informierte die im hinteren Teil des Flugzeugs wartenden Soldaten und diese nahmen seine Worte reglos zur Kenntnis. Es waren furchterregend aussehende Gestalten. Ihre massiven Schulterpanzer und die große Teile ihrer Körper bedeckenden Schutzanzüge gaben ihnen ein bulliges Aussehen. Durch die Visiere aus gelblichem Panzerglas, die ihre Gesichter bedeckten, stierten grimmige Augenpaare.
Die Transportflugzeuge begannen mit ihrem Landeanflug und entluden schließlich mehrere Hundert Spezialkrieger im Schutze eines großen, dunklen Waldstücks.
„Nach Nordosten vorrücken!“, befahl der leitende Offizier und die Soldaten hasteten wie perfekt geölte Maschinen in Schützenreihe durch das schneebedeckte Unterholz.
Kein Laut war zu hören, als die Elitekrieger des Weltverbundes wie ein Wolfsrudel durch den dichten, lichtlosen Wald schlichen. Jene, deren Leben sie auslöschen sollten, wussten nichts von ihrer Anwesenheit. Sie waren ahnungslos wie Kinder, während sich ihnen eine Truppe perfekt ausgebildeter Killer mit schnellen Schritten näherte. Nach etwa zwei Stunden hielten die Grunts an und warteten auf die Befehle des Einsatzleiters. Am Horizont konnten sie

einige kleine Lichter in der sibirischen Finsternis aufblitzen sehen, ansonsten war die gesamte Umgebung nur vom schwachen Schein des Mondes erhellt.
„Zug 4 und 5 schwärmen aus! Der Rest bleibt hier! Waffen durchladen!“, ordnete der Oberbefehlshaber ruhig und nüchtern an.
Kurz darauf bewegten sich einige Hundert schwarze Schatten aus dem Waldstück heraus. Dann krochen sie langsam vorwärts.
„Alle eliminieren, keine Gefangenen, nicht wahr, Herr Leutnant?“, vergewisserte sich einer der Grunts noch einmal, dem breitschultrigen Offizier zugewandt.
„Zeugen sind nicht erwünscht! Wir töten alle und besetzen anschließend das Ziel!“, erklärte der Anführer der Truppe mit tonloser Stimme.
Der Soldaten nickten und musterten ihre Reaper Sturmgewehre. Schließlich verließ auch der Rest der Grunts das Waldstück und näherte sich den in der Ferne flackernden Lichtern.

„Es ist alles bereit! Wir haben 40 Atomraketen in Position gebracht und warten auf Ihre Anweisungen, Herr Kollektivgenosse!“, erklärte ein bärtiger KKG-General und schlug die Hacken vor Uljanin zusammen.
Der spitzbärtige Mann lächelte grimmig und schwieg für einen kurzen Moment. Dann schlenderte er weiter durch den langen Gang der obersten Etage des Kremls. Der kollektivistische Befehlshaber trottete ihm hinterher.
„Vielleicht wird Tschistokjow ja mit den gleichen Waffen zurückschlagen, wenn wir das tun“, gab der KKG-General etwas verunsichert zu bedenken.
Der Kollektivistenführer drehte sich zu ihm um und winkte ab. „Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass

Tschistokjow nur eine sehr geringe Anzahl von Atomraketen besitzt und vermutlich nicht einmal richtig abschießen kann.
Und glauben Sie mir, wenn Minsk und St. Petersburg innerhalb eines Tages in eine verkohlte Ruinenlandschaft verwandelt werden, womit dieser Hund keineswegs rechnen dürfte, werden die Rus endgültig erledigt sein."
„Und was ist mit den Japanern? Werden die einfach dabei zusehen, wenn wir Atombomben auf ihre Verbündeten werfen?", wollte der General wissen und spielte nervös mit einem Kugelschreiber herum, den er aus seiner Hosentasche gezogen hatte.
„Was soll Matsumoto denn tun? Den dritten Weltkrieg anfangen? Würde er uns angreifen, dann würde er auch den Weltverbund gegen sich haben. Darauf wartet der Rat der 13 doch nur, auch wenn er mit mir im Streit liegt", bemerkte Uljanin selbstsicher.
Der schwarz-rote Offizier wurde zunehmend nervöser und versuchte dem KVSG-Chef doch noch das eine oder andere mögliche Szenario vor Augen zu halten, aber dieser ignorierte seine Warnungen.
„Morgen um 12.00 Uhr mittags werden die ersten Atomraketen auf Minsk und St. Petersburg abgefeuert und Sie werden sehen, dass Tschistokjow und seine Rus nach diesem Hammerschlag so gut wie vernichtet sein werden, Herr General!", erklärte der Kollektivistenführer.
„Herr Kollektivgenosse …", stammelte der Befehlshaber dazwischen.
„Was?", fauchte Uljanin.
„Soll ich wirklich den Befehl geben, St. Petersburg und Minsk mit Atombomben …"
„Ob Sie das sollen, Herr General?"
„Nun, ich bin mir nicht sicher …"

„Wollen Sie etwa meine Befehle verweigern?“, schrie der KVSG-Chef und schob seine Augenbrauen drohend nach unten.
„Nein, natürlich nicht, Herr Kollektivgenosse!“, stockte der schwarz-rote Offizier, angestrengt nach Luft ringend.
„Dann tun Sie, was ich Ihnen sage!“, donnerte Uljanin, während der General wie ein erschrockenes Kaninchen zusammenzuckte. „Morgen um 12.00 Uhr mittags beginnt unser Atomschlag!“
„Jawohl!“, stotterte der General. Uljanin schüttelte den Kopf und ließ seinen Untergebenen einfach auf dem Gang stehen.

Bis in die frühen Morgenstunden des 03. Mai 2041 tobten die Kämpfe zwischen den Grunts und den Wachsoldaten der kollektivistischen Armee um den Atomraketenstützpunkt Orjol in Sibirien. Dann war der Widerstand durch die Elitesoldaten der GCF endlich gebrochen und der Stützpunkt eingenommen worden.
Die gepanzerten Soldaten des Weltverbundes hatten ihren Auftrag erfüllt und alles Leben auf der Basis ausgelöscht. Hunderte von Zwangsarbeitern, die das Pech gehabt hatten, noch am Ausbau Orjols mitarbeiten zu müssen, waren von den Grunts in ihren Schlafbaracken überfallen und abgeschlachtet worden. Das Gleiche hatte für die vollkommen überraschten Wachtrupps der schwarz-roten Armee gegolten, welche sich verzweifelt gegen den überlegenen Gegner zur Wehr gesetzt hatten und bis auf den letzten Mann gefallen waren.
Als Vitali Uljanin persönlich den Befehl zum Abschuss der furchtbaren Massenvernichtungswaffen geben wollte, musste er feststellen, dass der Kontakt nach Orjol abgebrochen war. Vollkommen verwirrt und überfordert

sank der Kopf der schwarz-roten Revolution in seinen Schreibtischsessel zurück. Er wusste nicht, wie er auf das unvorhergesehene Ereignis reagieren sollte. Nach einigen Minuten kam er jedoch wieder halbwegs zur Besinnung und begann mit wilden Spekulationen bezüglich der Ursache dieses enormen Rückschlages.
Hatten die Rus den Stützpunkt zerstört? Oder gar die Japaner, die noch immer einige Truppen im Süden Sibiriens stationiert hatten?
Schließlich dämmerte es dem spitzbärtigen Mann, dass es auch noch eine dritte Möglichkeit geben konnte, nämlich jene, dass die Logenbrüder selbst seine atomaren Pläne vereitelt hatten.
Und damit lag Vitali Uljanin richtig. Jetzt hatten sie ihn endgültig fallen lassen und ihn auf die schlimmstmögliche Weise für seine Eigensinnigkeit und den ständigen Ungehorsam bestraft. Seine wichtigste Trumpfkarte hatte sich auf einen Schlag wie eine zerplatzte Seifenblase aufgelöst.
„Ich hätte den Rat der 13 nicht herausfordern sollen!", stöhnte Uljanin und spürte, wie ihm die Luft wegblieb. Doch es war zu spät. Das oberste Gremium der weltweiten Logenorganisation hatte ihn als Ketzer gebrandmarkt und verstoßen. Nun ließen die Weisen ihren abtrünnigen Bruder allein.

Frank war derweil nach Ivas zurückgekehrt und hatte für eine Woche die Führung über die Warägergarde an seinen Stellvertreter abgegeben. Erschöpft erreichte er sein Heimatdorf in Litauen und musste mit Wehmut feststellen, dass sein Sohn Friedrich in seiner Abwesenheit bereits Sprechen gelernt hatte. Auch Julia erschien ihm fremd und er hatte Mühe, seinen Kopf in dieser spärlichen Erholungszeit von den schrecklichen Fronterlebnissen frei zu

bekommen. Als ihn der kleine Friedrich mit „Hallo, Frank!“ begrüßte, schossen ihm die Tränen in die Augen und er dankte Gott einmal mehr für dieses großartige Geschenk in seinem ansonsten so harten und freudlosen Leben.
Derweil eroberte die Volksarmee die wichtige Industriestadt Charkow in der Ukraine, da zahlreiche kollektivistische Soldaten der schwarz-roten Fahne untreu geworden waren und nun sogar zu den Rus überliefen. Schließlich gelang es Tschistokjows erschöpften und stark dezimierten Truppen auch, Voronezh einzunehmen und den Gegner weiter zu schwächen.
Uljanins Macht zerbröckelte inzwischen mit jedem Tag ein wenig mehr und in der ersten Maiwoche des Jahres 2041 erschütterten erneut Hungeraufstände Moskau und Rjazan, welche die KKG trotz brutaler Mittel kaum noch unter Kontrolle bringen konnte.
Dass Minsk, St. Petersburg und viele andere Städte in Russland und dem Baltikum um Haaresbreite der Vernichtung entgangen waren, wussten Artur Tschistokjow und sein Kabinett bisher noch nicht.
Auf sarkastische Weise hatten es die Rus der Machtgier der obersten Logenbrüder zu verdanken, dass die nukleare Katastrophe lediglich ein Plan im Kopfe Uljanins geblieben und nicht zur schrecklichen Realität geworden war.

„In den letzten zwei Wochen sind Tausende von schwarzroten Soldaten zu uns übergelaufen oder haben sich ergeben, weil sie nicht mehr für Uljanin kämpfen wollen. Das zeigt mir, dass die Militärmacht unserer Feinde langsam dahinschwindet. Die Verluste an Panzern, Geschützen und Flugzeugen, welche die Kollektivisten in den letzten Monaten haben hinnehmen müssen, können kaum noch

durch Uljanins marode Wirtschaft ausgeglichen werden. Dieser Mann, der große Weltbefreier, ist ja kaum in der Lage, die von ihm „befreiten“ Menschen mit Wasser und Brot zu versorgen!“, rief Artur Tschistokjow durch den Saal.

Seine Mitstreiter lachten, klatschten kräftig in die Hände. Frank und Alfred, die heute zusammen den diesjährigen „Tag der Freiheit“ in Minsk besuchten, schenkten dem Rebellenführer ebenfalls ein verhaltenes Schmunzeln.

„Warum die Kollektivisten seit einiger Zeit nicht mehr ständig neues Kriegsmaterial aus Übersee geliefert bekommen, kann ich mir auch nicht erklären. Allerdings stimmt es mich nicht sonderlich traurig.

Stattdessen gehen sie mit immer schlechter ausgerüsteten Infanteriehorden gegen uns vor und hetzen sogar halbe Kinder in den Krieg!“, sprach der weißrussische Präsident mit donnernder Stimme.

Wieder brandete ihm tosender Applaus entgegen und viele seiner Anhänger sprangen sogar von ihren Stühlen auf.

„Uljanin hat Minsk, St. Petersburg und so weiter nun schon mehrfach bombardieren lassen und seine Luftwaffe hat schrecklichen Schaden angerichtet, doch inzwischen nehmen die Angriffe ab. Offenbar geht dieser spitzbärtigen Ratte auch in diesem Punkt die Luft aus. Trotz der angeblich so großartigen Wirtschafts- und Sozialdoktrin von Logenbruder Mardochow, scheint die Produktion neuer Kampflugzeuge offenbar nicht mehr so richtig anzulaufen.

Allerdings sind auch unsere Verluste gewaltig und wir brauchen sie nicht klein oder schön zu reden. So viele junge Soldaten haben sich im Glauben an unsere Sache auf den Schlachtfeldern dieses Bürgerkrieges geopfert und ich will endlich, dass es vorbei ist!

Deshalb kann es für uns nur einen Weg geben und dieser Weg führt uns nach Moskau! Hier ist das Gehirn der kollektivistischen Macht, hier ist die Schaltzentrale dieser Verbrecherbrut und hier werden wir der Bestie endgültig den Kopf abschlagen!"
Ein etwas weniger enthusiastisch klingendes Klatschen klapperte durch den Saal. Frank warf Alfred einen vielsagenden Blick zu.
„Ich darf gar nicht daran denken! Moskau!", schnaufte Bäumer und hielt sich den Kopf.
„Wenn wir die Sache nicht bald beenden, dann wird sie uns beenden. Wir halten auch nicht mehr lange durch und zurzeit scheinen die Kollektivisten wirklich geschwächt zu sein. Vielleicht liegt Artur richtig und die Eroberung Moskaus ist die einzige Möglichkeit, diesen verdammten Bürgerkrieg endlich zu beenden", gab ihm Frank zu verstehen.

Und während Uljanins Herrschaft immer brüchiger wurde, Hungeraufstände wüteten und zunehmende Konflikte zwischen Russen und Einwanderern Moskau erschütterten, bereitete Artur Tschistokjow die alles entscheidende Offensive auf die größte Metropole des Landes vor. Tausende von neuen Freiwilligen strömten zu den Drachkopfbannern, darunter sogar ganze Verbände der schwarzroten Armee, die dem Kollektivismus enttäuscht den Rücken gekehrt hatten.
Innerhalb weniger Wochen waren mehrere neue Divisionen der Volksarmee aufgestellt worden und auch die Japaner hatten weitere Panzer und Geschütze aus Übersee geliefert. Vitali Uljanin war nach wie vor auf sich allein gestellt und der Rat der Weisen dachte auch jetzt nicht daran, dem Kollektivistenführer mit militärischen oder

finanziellen Mitteln unter die Arme zu greifen. Zu tief war der Bruch zwischen ihm und dem spitzbärtigen Revolutionsführer. Uljanin hatte seine ehemaligen Gönner zu oft durch seine Eigensinnigkeit vor den Kopf gestoßen. Nun hatten sie ihren Blick vorerst von den Ereignissen in Russland abgewandt und ihr Interesse der noch immer um sich greifenden ODV-Epidemie in Asien und den als extrem wichtig verstandenen Zwangsregistrierungen in Nordamerika und Westeuropa gewidmet.

Frank sah zu Pjotr Balkov herüber, der sich bewusst in seine Nähe gestellt zu haben schien und ihm zulächelte. Der Anführer der Warägergarde zwinkerte dem jungen Russen zu. Dann blickte er wieder starr geradeaus, genau wie die zahllosen Soldaten hinter ihm.
„Morgen führe ich euch vor die Tore Moskaus und dann werden wir diesen Krieg für uns entscheiden!“, dröhnte Artur Tschistokjows Stimme aus riesigen Lautsprechern über die weite Ebene.
Zehntausende Volksarmisten und Waräger hatten sich in Reih und Glied formiert und lauschten gebannt den Worten ihres Anführers. Der blonde Rebell aus Weißrussland redete sich in Rage, gestikulierte, versuchte mit aller Kraft den Kampfgeist seiner Soldaten zu stärken. Er rief ihnen Mut zu und versprach, dass die alles entscheidende Offensive gegen Moskau Uljanin zu Fall bringen und Russland endlich frei machen würde.
Viele seiner Soldaten hatten Mühe, sich still und diszipliniert zu verhalten. Sie wirkten eher wie junge Fohlen vor einem großen Rennen. Tschistokjows Stimme, seine die Emotionen aufwühlende Predigt von einem neuen, besseren Morgen, durchfuhr ihre Körper und Seelen und ließ ihr Blut in Wallung geraten. Hier, auf einer großen Ebene

östlich der Stadt Tula, hatte sich eine gewaltige Masse von grau uniformierten Kriegern unter der brennenden Mittagssonne versammelt. Die in großen, eckigen Formationen aufgestellten Truppen bildeten ein beeindruckendes Bild der Stärke und bedeckten das weite Feld bis zum Horizont wie ein gigantisches Schachbrettmuster.
Artur Tschistokjow schien bei seiner Rede fast in Ekstase zu verfallen und seine Augen strahlten wie der helle Sommerhimmel selbst, als er wieder und wieder den nahenden Sieg verkündete.
Vorgestern hatte er Weißrussland verlassen und war selbst an die Front gekommen, um sich seinen jubelnden Soldaten zu zeigen. Heute war er mehr denn je ein Heerführer, ein gefeierter Feldherr, vor seinen heißblütigen Kriegern, die endlich auf eine Entscheidung in diesem zermürbenden Bürgerkrieg drängten.
„Morgen beginnt der Anfang vom Ende unserer Feinde und die Geburtswehen der russischen Freiheit werden einsetzen! Seid noch einmal tapfer, meine Soldaten, denn jetzt gilt es, das Nest des Gegners auszuräuchern! Blutet noch ein letztes Mal für die Errettung unseres Volkes, auf dass unser Vaterland wieder auferstehen und leben kann und Frau und Kind eine Zukunft haben!", schrie Tschistokjow, die Arme weit ausbreitend. Ein schallender Kriegsruf aus ungezählten Kehlen brauste dem sonnendurchfluteten Himmel als Antwort entgegen.
„Tod dem Kollektivismus! Tod den Propheten der Lüge! Tod den Feinden Russlands! Tod den Vergiftern unseres Volkes!"
Abertausende Soldaten wiederholten seine Worte und der gewaltige Chor ihrer Stimmen ließ die Erde wie der Hammerschlag eines wütenden Donnergottes erbeben. Artur

Tschistokjow riss seine Fäuste in die Höhe und sah stolz auf sein riesiges Heer hinab.
„Russland! Russland! Russland! Russland!“, brüllte er so laut er konnte.
Jetzt gab es für seine Soldaten kein Halten mehr. Tausende von Fäusten fuhren ebenfalls fast synchron in die Höhe, Drachenkopf- und Russlandfahnen wurden geschwenkt und Salutschüsse ratterten dazwischen durch das kolossale Menschenmeer. Bäumer klopfte Frank mit einem kampfeslustigen Lächeln auf die Schulter.
„Noch ein letztes Mal bluten! Ich glaube das zwar nicht, aber was soll's! Wir werden Uljanin jedenfalls in den Arsch treten“, knurrte Kohlhaas und grinste zurück.

„Sie kommen tatsächlich …“, brummte Uljanin und tippte sich durch die neuesten E-Mails, welche ihm fast im Minutentakt neue Berichte von der Front überbrachten.
Der Kollektivistenführer war in den letzten Tagen immer gereizter und misstrauischer geworden, obwohl er sich noch immer nicht vorstellen konnte, dass die Rus es wirklich wagen würden, Moskau zu belagern.
Die riesige Metropole war voll mit schwarz-roten Soldaten, die sich in gut befestigten Stellungen befanden und der Volksarmee einen blutigen Empfang bereiten würden. Allerdings fehlte es auch hier mittlerweile an notwendigem Kriegsmaterial, etwa Panzern oder Flugzeugen. Zu groß waren die Ausfälle in den letzten Monaten gewesen und da keine neuen Tanks und Bomber mehr von der GCF zur Verfügung gestellt wurden, hatte das kollektivistische Oberkommando kaum eine andere Wahl, als Massen von Soldaten an ihre Stelle treten zu lassen.

„Diese verdammten Schweine!“, zeterte der KVSG-Chef und meinte damit weniger die Rus, sondern seine eigenen Logenbrüder, die ihm die Unterstützung entzogen hatten.
Uljanin kochte wie ein brodelnder Teekessel, je mehr er über diese Tatsache nachdachte. Die hohen Herren des Rates hatten den Großen Plan verraten, indem sie die stärkste Waffe zur Vernichtung der alten Welt – den Kollektivismus - entschärft hatten, schimpfte er vor sich hin. Aufgebracht tigerte er durch sein Büro, stieß finstere Verwünschungen aus.
„Sie sind die Verräter am Großen Plan und nicht ich!“, keifte er, einen Stapel Papiere von seinem Schreibtisch fegend.
Unruhig lief der KVSG-Chef von einem Ende des Raumes zum anderen und verfiel in eine finstere Grübelei. Artur Tschistokjow ließ derweil seine Armee gegen das Zentrum des Kollektivismus vorrücken. Die alles entscheidende Schlacht begann.

Die Volksarmee der Rus begann am 18. Mai 2041 mit ihrem Großangriff auf Moskau. Hunderttausende von Soldaten traten im strömenden Regen zum Sturm auf die größte und wichtigste Stadt Russlands an, einer Metropole mit nicht weniger als 16 Millionen Einwohnern.
Andere Teile von Tschistokjows Streitmacht hatten den Auftrag, die kollektivistischen Streitkräfte westlich von Rjazan einzuschließen, um zu verhindern, dass sie Moskau zu Hilfe kommen konnten.
Bei Rzev überquerten Frank und seine Waräger die Wolga nach heftigen Gefechten und rückten von Norden her gegen Moskau vor. Eine Vielzahl von Geschützen, die Dank Prof. Hammers Erfindungsreichtum teilweise schon mit Plasmageschossen ausgestattet worden waren, schoben

sich bis an die Grenzen der Metropole heran und deckten die Vorstädte mit einem schweren Feuerhagel ein. Die kleine Luftwaffe Tschistokjows, kaum mehr als 50 Maschinen, wurde in konzentrierten Luftangriffen gegen Industrieanlagen, Stromversorgungszentren und Wasserkraftwerke geschickt.

Doch die kollektivistischen Streitkräfte in Moskau waren immer noch groß. Schon nach dem ersten Tag, als die Infanterie der Rus gegen die Verteidigungswälle ihrer Feinde angerannt und zusammengeschossen worden war, konnte sich Artur Tschistokjow ausmalen, was seine Soldaten in den nächsten Wochen oder gar Monaten erwartete. Dieser erste Angriff war ein verlustreiches Gemetzel gewesen und nach einigen Stunden heftigster Kämpfe zwischen brennenden Häusern und Barrikaden, mussten sich die Volksarmisten schließlich wieder zurückziehen und neu formieren.

General Kohlhaas griff mit seiner Warägergarde zuerst den Flughafen Scheremetjewo im Moskauer Norden an und drängte einige kollektivistische Verbände zurück. Um die riesige Stadt vollkommen einzuschließen, hatte Artur Tschistokjow allerdings nicht einmal ansatzweise ausreichend Soldaten zur Verfügung. Er hoffte allerdings, dass sich die ohnehin schon chaotische Situation in Moskau bald zu einem Volksaufstand gegen Uljanin ausweiten würde.

Der entscheidende Angriff

Frank konnte die gewaltigen Detonationen in der Ferne rumpeln hören und gelegentlich erblickte er feurige Blitze am Horizont. Überall wurde der Nachthimmel vom Feuer der kollektivistischen Flugabwehrgeschütze erhellt, während Uljanins letzte Kampfflieger die Stellungen der Volksarmee ihrerseits mit Bomben überschütteten oder sich Luftkämpfe mit den gegnerischen Piloten lieferten. Immer wieder mussten Frank und seine Waräger irgendwo in Deckung kriechen, denn es regnete fast pausenlos Geschosse vom Himmel.

Seit drei Wochen berannten sie nun schon die gigantische Metropole, sich die Zähne an Vitali Uljanins fanatischsten Soldaten ausbeißend. Pausenlos hämmerte die schwere Artillerie der Rus auf die russische Hauptstadt ein, verwandelte einen Straßenzug nach dem anderen in eine Ruinenlandschaft.

Gestern hatten Tausende von Kollektivisten einen Gegenangriff auf ihren Frontabschnitt gemacht und waren in Massen von Maschinengewehrsalven dahingemäht worden, doch die Reserven des Gegners schienen endlos und überall, wo die Warägergarde nach blutigen Häuserkämpfen Fuß gefasst hatte, brandeten ihr nach kürzester Zeit ganze Wellen von halb verhungerten Feinden entgegen.

Den Kameraden von der Volksarmee erging es nicht anders und ihr anfänglicher Glaube, dass der Angriff auf Moskau den russischen Bürgerkrieg endlich beenden würde, drohte zunehmend zu erlöschen.

Rund um die größte Metropole Russlands sah es allerdings inzwischen etwas besser aus. Vielerorts hatte die schwarzrote Armee die von ihr kontrollierten Ortschaften und

Städte aufgrund ihrer hohen Verluste räumen müssen oder war zur Verteidigung Moskaus abberufen worden. Vitali Uljanins Herrschaft bröckelte weiter und als das Donezbecken in Folge der schlechten Wirtschaftslage von einem weiteren, noch größeren Arbeiterstreik erschüttert wurde, kollabierte die kollektivistische Herrschaft im Osten der Ukraine endgültig.
„Wir müssen die Nerven behalten!“, hämmerte Artur Tschistokjow seinen Generälen in diesen Tagen ohne Pause ein und so gingen die unaufhörlichen Sturmangriffe auf Moskau weiter und forderten immer neue Opfer.

Dutzende von schweren Panzern brachen durch die feindlichen Barrikaden und eine Wolke aus Trümmern und Staub wirbelte auf, als die stählernen Ungetüme alles unter sich niederwalzten. Frank und Alfred hatten sich einmal mehr in den Dreck geworfen, spähten durch die verwüsteten Gassen, robbten an einigen ausgebrannten Autos vorbei.
Mit einem ohrenbetäubenden Lärm überschütteten die schweren Maschinenkanonen der Panzer die Wand eines schon halb zerschossenen Hauses, aus dem eben einige Abwehrraketen herausgeflogen waren, mit Projektilen. Im nächsten Augenblick zerbarst die Vorderseite des Gebäudes und enthüllte einige dunkle Wohnlöcher, die an Waben in einem Bienenstock erinnerten.
Ein rauschender Flammenstrahl wurde von einem der Tanks auf die unglücklichen Feinde, welche sich dort hinter Sandsäcken verschanzt hatten, abgeschossen und das chemische Feuer verzehrte alles in seinem Weg.
„Wir müssen uns zumindest in Chimki festsetzen!“, flüsterte Alf Kohlhaas zu und schob seinen Stahlhelm leicht nach oben.

„Sehr gut!“, knurrte Frank. Er deutete auf die Panzer der Volksarmee, die den Angriff der Waräger mit ihren grollenden Geschützen unterstützten und damit die Dächer mehrer Wohnhäuser abrasierten.
„Hinterher!“, befahl der General. Seine Männer folgten den vorrückenden Fahrzeugen in die zerbombten Häuserschluchten der Moskauer Vorstadt.
Wieder knisterten die furchterregenden Feuer des Flammenpanzers über einige feindliche Stellungen hinweg, nur noch verkohlte Körper und verbrannte Erde hinterlassend.
„Sie hauen ab!“, bemerkte Bäumer triumphierend und deutete auf eine Schar Kollektivisten, die aus den zerschossenen Ruinen herauskroch. General Kohlhaas ließ seinen Zug eine Schützenlinie bilden, die Männer rückten weiter vor.
Plötzlich wurde Franks Nebenmann mitten im Gesicht getroffen und taumelte mit einem erstickten Schrei nach hinten. Dann sank er in den Staub.
„Scharfschützen!“, schrie Frank aufgeregt und hastete in Deckung. Bäumer kam nun auch herangekrochen und wirkte verstört.
„Wo sind die Schweine?“, rief er, während eine MG-Garbe gegen die Betonmauer hinter ihm prasselte.
Frank hob seinen Kopf leicht über einige Trümmerstücke hinweg, um dann auf die oberste Etage eines Häuserblocks zu deuten.
„Da oben! Das Gebäude mit dem bräunlichen Flachdach“, flüsterte er seinem Freund zu.
„Sollen wir die erledigen?“
„Nein, das können die Panzer machen!“
Kohlhaas gab einige Funksprüche durch und zwei der Tanks kamen daraufhin herangerollt. Innerhalb einer Minute hatten sie den Häuserblock in Stücke geschossen

und das Gebäude krachte mit lautem Getöse zusammen. Frank ballte zufrieden die Fäuste.
„Vorwärts! Alle Waräger rücken in Linie vor!“, schrie der General in sein Funkgerät und Tschistokjows Elitekrieger überschwemmten den Stadtteil Chimki wie eine graue Woge. Die Kämpfe dauerten noch mehrere Stunden, dann waren die meisten kollektivistischen Soldaten tot oder in Richtung Innenstadt geflohen.
„Hier werden wir uns eingraben. Da können wir den Gegner wenigstens beschäftigen, denn er wird sicherlich versuchen, uns wieder aus diesem Vorort hinauszuwerfen“, erklärte Frank seinen Männern, um anschließend erschöpft an einer Steinmauer herunter zu rutschen.

„Die Rus belagern tatsächlich Moskau …“, bemerkte das speckgesichtige Mitglied des Rates der Weisen, den hohen Bruder neben sich überrascht ansehend.
„Uljanin, dieser Narr!“, fauchte der Weltpräsident und seine dunklen Augen blitzten vor Jähzorn.
Die beiden Männer schritten durch ein sonnendurchflutetes Anwesen im Norden von New Jersey und ihre aufgeregten Stimmen hallten zwischen den blühenden, alten Bäumen um sie herum.
„Sollen wir ihm wirklich weiter die Unterstützung versagen? Was ist, wenn Tschistokjow diesen Krieg doch gewinnt?“
„Wir haben uns auf ihn verlassen, zumindest soweit, dass er diese Rus vernichtet. Nicht einmal das schafft er, diese Made!“, schimpfte der Weltpräsident.
„Wenn der oberste Weise aber doch noch beschließen sollte, ihn wieder finanziell und militärisch zu unterstützen, dann könnte er Tschistokjow mit Sicherheit aufhalten.“

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie groß der Mangel an GCF-Soldaten in den nächsten Monaten allein in Indien und China sein wird, wenn die ODV-Seuche noch weiter um sich greift – und das wird sie. Dann drohen uns dort nämlich schlimmste Unruhen“, antwortete der Vorsitzende des Weltverbundes.
„Aber Russland darf doch nicht einfach Tschistokjow überlassen werden, Bruder!“, bemerkte das Ratsmitglied mit dem aufgedunsenen Gesicht.
Der Weltpräsident fuhr herum, seine Miene verziehend. „Wir können es zurzeit nicht ändern. Es stehen im Moment weder die Gelder, noch die Streitkräfte zur Verfügung, um in Russland einzugreifen. Wir sollten Uljanin vielleicht wieder unterstützen, so lange jedenfalls, bis er die Rus vernichtet hat, aber es ist gerade kein geeigneter Zeitpunkt dafür.“
Das andere Ratmitglied kratzte sich an seinem Doppelkinn und erwiderte: „Was soll Tschistokjow auch mit einem so maroden Land wie Russland anfangen? Wir werden es isolieren und ihm dann einen Krieg aufzwingen.“
„Unterschätzen Sie Artur Tschistokjow nicht, Bruder! Dieser Mann ist zu allem entschlossen und hat aus dem Nichts eine für uns extrem gefährliche Bewegung geschaffen!“, warnte der Weltpräsident.
„Selbst wenn er Russland gewinnen sollte, was ich trotz seiner bisherigen Erfolge noch immer nicht glaube, wird Tschistokjow auf Dauer untergehen …“
„Wie auch immer“, sagte das Oberhaupt des Weltverbundes mürrisch, „wir haben nicht unendliche Mittel zur Verfügung und können Bruder Uljanin derzeit einfach keine Unterstützung geben. Er muss Tschistokjow allein besiegen, wir können ihm nicht mehr helfen. Wussten Sie

eigentlich, Bruder, dass die GSA erneut Unruhen im Iran voraussagt?“
„Nein! Schon wieder?“
„Ja, ich habe heute den Bericht erhalten! Das wird auch noch ein Problem. Aber allein die ODV-Seuche erfordert eine starke Präsenz unserer militärischen Kräfte in Asien und wird sie dort in den nächsten Monaten nötiger denn je machen.“
„Davon ist auszugehen!“
„Ich rechne auf Dauer mit einer Dezimierung der Erdbevölkerung durch ODV um rund drei bis vier Milliarden, und Sie?“
Das Ratsmitglied überlegte. „Ich denke, dass ODV so um die zwei Milliarden schaffen wird. Vielleicht drei! Aber man weiß ja nie!“
„Wer soll diesen Todesboten denn aufhalten?“, fragte der Weltpräsident mit kalter Miene.
Sein Gesprächspartner setzte ein sarkastisches Lächeln auf, die speckigen Backen zuckten dabei. „Niemand! Gegen ODV sind sie alle machtlos!“

Frank hatte einige Stunden in einer Häuserruine geschlafen und war soeben durch den Lärm eines Granateneinschlages aufgeschreckt worden. Müde kroch er aus der staubigen, düsteren Ecke heraus, wo er notdürftig genächtigt hatte. Er warf einen Blick auf sein Handy. Es war 4.36 Uhr.
Halb verschlafen ging Kohlhaas einige Dutzend Meter die Straße hinunter und erblickte zwei Wachsoldaten, die zwischen einigen Trümmerhaufen hockten.
„General Kohlhaas! Ist irgendetwas?“, flüsterte einer der Waräger und kam herbeigelaufen.
„Nein! Alles in Ordnung!“, gab Frank verschlafen zurück.

„Bisher ist alles ruhig, Herr General!“, berichtete der Soldat. Kohlhaas lächelte nur.
„Es wird schon nichts passieren, heute Nacht. Macht euch keine Sorgen …“, bemerkte Frank leise und verließ den Mann.
Kurz darauf kehrte er in die graue Häuserruine zurück und starrte sein Handy, dessen leuchtendes Display die Finsternis etwas erhellte, für einige Minuten an.
„Ich sollte mich bei Julia melden“, dachte er sich und tippte grübelnd auf einigen Tasten herum. Dann rief er sie einfach an, obwohl es mitten in der Nacht war.
Es dauerte eine Weile, bis seine Freundin den Anruf entgegennahm und sich verschlafen meldete.
„Frank? Bist du es?“, stammelte sie verwirrt.
„Ja, hallo!“, flüsterte dieser.
„Ist irgendetwas? Ich war gerade im Tiefschlaf …“, sagte Julia.
„Nein! Ich wollte mich nur mal kurz melden. Alles klar bei euch?“
„Ja!“
„Was macht der Kleine? Geht es ihm gut?“
„Ja, sicher. Friedrich schläft, was sonst.“
„Wir werden es schaffen! Bald ist der ganze Scheiß vorbei!“, meinte Frank.
„Ich bete jeden Tag dafür, Schatz!“, antwortete Julia.
„Wir werden Moskau erobern, dann ist es hoffentlich endlich zu Ende …“
„Das hoffe ich auch“, wisperte sie zurück.
„Hab dich lieb! Melde mich morgen wieder!“
„Ja, ich Dich auch, Frank! Und pass auf Dich auf!“
„Werde ich, sag Friedrich, dass Papa bald heim kommt …“

Frank legte auf. Er schlich zurück in die dunkle Ecke, wo sein Schlafsack auf ihn wartete. Dort döste er noch eine Weile in dieser ungewöhnlich friedlichen Nacht.

Unter dem Motto „Russen bewaffnet euch, helft dem Befreier Artur Tschistokjow!“ versuchte die Freiheitsbewegung östlich von Moskau ihre Landsleute zum Widerstand gegen die kollektivistische Herrschaft anzustacheln und überschüttete die Ortschaften und Kleinstädte mit riesigen Massen von Flugblättern, die aus Transportflugzeugen abgeworfen wurden.
Derweil verstärkte die Volksarmee ihren Belagerungsgürtel im Westen Moskaus, während sie ihre Sturmangriffe unermüdlich fortsetzte. Der Gegner hatte nach zahllosen Gegenangriffen und Häuserkämpfen nicht nur unzählige Soldaten verloren, sondern vor allem auch weitere Panzer, Geschütze und Flugzeuge eingebüßt.
Immer häufiger musste Uljanin nun auf schlecht ausgerüstete Verbände zurückgreifen, die von der KKG mit brutaler Härte organisiert und gegen die Stellungen der Rus getrieben wurden.
Das führte Mitte Juli vielerorts zu offener Befehlsverweigerung und sogar zu Lynchmorden an einigen KKG-Kommissaren durch die eigenen Soldaten. In Solnzewo, im Westen Moskaus, ergaben sich die schwarz-roten Verteidiger am 20. Juli und ließen sich von den Volksarmisten gefangen nehmen. Artur Tschistokjow versprach ihnen eine gute Behandlung und hielt sein Wort.
Langsam erreichte das ununterbrochene Artilleriefeuer der Belagerer jetzt auch die Innenstadt der Metropole und dank weiterer japanischer Waffenlieferungen nahm auch die Zahl von Tschistokjows Bombern wieder zu, welche in pausenlosem Einsatz ihre tödliche Fracht über dem Mos-

kauer Häusermeer entluden. Vitali Uljanin verließ die Stadt schließlich Anfang August aus Sicherheitsgründen und verlegte die Kommandozentrale der schwarz-roten Armee nach Kostroma.
Viele seiner Generäle nahmen dem Kollektivistenführer diesen Schritt äußerst übel und sprachen hinter seinem Rücken von Feigheit und Unaufrichtigkeit. Auf die Moral der Verteidiger Moskaus wirkte sich sein Rückzug nach Osten ebenfalls nicht gerade positiv aus und zunehmend mehr kollektivistische Soldaten fragten sich, warum sie sich weiterhin ins MG-Feuer der Volksarmee werfen sollten, während ihr Anführer die Hauptstadt im Stich ließ.
Im Schatten der schon fast gänzlich zusammengebrochenen Nahrungsmittelversorgung rächte sich in den folgenden Wochen nun außerdem die Tatsache, dass die Bevölkerung Moskaus nicht mehr homogen war. Etwa die Hälfte der Bewohner der Metropole waren keine Russen, sondern stammten aus den ehemaligen Teilrepubliken der alten Sowjetunion. Die seit Jahrzehnten schwelenden Animositäten zwischen Kasachen, Armeniern, Georgiern, Türken und zahlreichen anderen Angehörigen verschiedenster Nationalitäten und den einheimischen Russen, entluden sich in der Innenstadt schließlich in blutigen Krawallen und Plünderungen.
Hatten sich die nichtrussischen Fremden anfangs noch in Massen von der schwarz-roten Armee rekrutieren lassen und waren sie häufig die fanatischsten Anhänger Uljanins gewesen, so wandten sie sich jetzt zunehmend von ihm ab, um sich wieder auf die Interessen ihrer jeweiligen Volksgruppe zu besinnen.
Unter dem wachsenden Druck der Belagerung erwiesen sie sich mehr und mehr als unzuverlässig und liefen den schwarz-roten Fahnen am Ende in Scharen davon.

Anfang September gelang es der Volksarmee nach monatelangen Kämpfen endlich Rjazan einzunehmen, eine Woche später folgte die Stadt Vladimir im Südosten Moskaus. Damit hatten die Kollektivisten zwei weitere wichtige Stützpunkte verloren und die Schlinge um die Riesenmetropole konnte noch enger gezogen werden.

Vier Stunden lang hatte die vorgerückte Artillerie der Rus den Stadtteil Lianosowo mit schwerem Trommelfeuer eingedeckt und noch immer schossen Explosionen und glühende Plasmawolken zwischen den brennenden Gebäuden nach oben.
Dann zischte eine Bomberschwadron über den Köpfen der Soldaten hinweg durch den wolkenverhangenen Himmel, um irgendwo hinter dem Horizont einen Bombenteppich auf die Erde regnen zu lassen. Ein rotes Flammenmeer erleuchtete das ganze Gebiet wie ein gespenstischer Sonnenaufgang. Frank blickte den Flugzeugen nach, als sie zwischen den Wolken verschwanden.
„Langsam kommen wir vorwärts“, dachte er sich und betrachtete mit grüblerischer Miene seine Hand, welcher der kleine Finger verlustig gegangen war. Für einige Minuten musterte er den winzigen Stummel, der ihm geblieben war, ließ ihn wie einen Lämmerschwanz vor und zurück zucken.
„Rücken Sie mit Ihren Leuten über den Fluss vor, General Kohlhaas!“, schmetterte eine tiefe Stimme aus dem kleinen Funkgerät an seinem Hals und riss ihn aus seinen Gedanken.
„Alles klar!“, gab Frank auf Russisch zurück. Er leitete einige Anweisungen an seine Unterführer weiter.
„General Kohlhaas!“, hörte er jetzt hinter sich und drehte den Kopf.

Es war Pjotr, der junge Russe, dessen Leben Frank verschont hatte. Der blonde Soldat mit dem verdreckten Gesicht stellte sich vor ihn und berichtete ihm stolz, dass er jetzt zum Zugführer aufgestiegen war.
„Wer hätte das gedacht?“, bemerkte Kohlhaas grinsend, wobei er den Daumen lobend in die Höhe hob.
„Was tun wir jetzt, Herr General?“, wollte Pjotr wissen. Er lud sein Gewehr nach, Frank erwartungsvoll ansehend.
„Wir sollen den Fluss überqueren. Ich hoffe, unsere Geschütze haben mit den feindlichen Stellungen in den Gebäuden am anderen Ufer ausreichend aufgeräumt, sonst wird das wieder ein feuriger Übergang“, kommentierte Frank die Angelegenheit.
„Sie haben die Brücken gesprengt. Ich denke, wir müssen durch das Wohngebiet im Osten vorstoßen“, erläuterte der junge Waräger. Er wirkte angespannt.
„Ja, es wird uns nichts anderes übrig bleiben“, stöhnte Frank genervt.
„Ich muss wieder zu meinen Leuten, Herr General! Ich hätte gerne noch ein wenig mit Ihnen geplaudert, aber wir müssen los!“, rief Pjotr und rannte davon.
„Pass auf dich auf, Junge! Keine leichtsinnigen Heldentaten heute!“, gab ihm Frank mit auf den Weg und lächelte ein wenig väterlich. Wieder zischelte das Funkgerät und eine ungehaltene Stimme schoss dem General entgegen.
„Was ist denn jetzt? Wo bleiben die Waräger? Wir brauchen euch hier, verflucht!“
„Ja, wir kommen!“, gab Frank zurück, die Augen verdrehend. Er holte seinen DC-Stick mit dem digitalen Stadtplan von Moskau aus der Tasche.
„Ihr könnt mich alle mal …“, grummelte er und machte sich einige Minuten später auf den Weg.

Vitali Ujlanin stand allein in seinem Zimmer, gebeugt über eine große Russlandkarte. Zwischendurch hörte man ihn immer wieder leise mit sich selbst sprechen. Die allgemeine Lage hatte sich in den letzten Wochen ohne Zweifel zu seinen Ungunsten verändert. Das musste er mittlerweile zugeben, obwohl die Moskauer Abwehrfront noch immer weitgehend standhielt. Zwar war es den Rus gelungen, sich in einigen Vororten der Metropole festzusetzen, doch war sich Uljanin sicher, dass seine Soldaten sie bald wieder zurückschlagen würden.
Gestern hatte er den Rat der Weisen noch einmal um militärische Hilfe angefleht, hatte sogar um Vergebung gebettelt und sich für sein Verhalten in der letzten Zeit entschuldigt, doch die hohen Herren hatten ihm versichert, dass gegenwärtig keine GCF-Truppen für ein Eingreifen in Russland zur Verfügung ständen.
„Das sind alles fadenscheinige Ausreden“, fauchte er immer wieder still in sich hinein, als auf einmal die Tür des Raumes mit einem lauten Schlag aufgestoßen wurde.
Der oberste Mann der KVSG hob seinen Blick und sah verdutzt auf einen mittelgroßen Mann in Uniform, dessen markantestes Merkmal die tiefen Ringe um seine stechenden, dunklen Augen waren.
„General Abras!“, sagte Uljanin mit sichtbarer Verwirrung. „Wollten Sie diese Tür aus den Angeln reißen?“
„Nein!“, erwiderte der Mann lediglich.
„Was gibt es denn?“, brummte der KVSG-Chef.
Iosif Abras schwieg. Der nicht sehr sympathisch wirkende Offizier war einer der führenden Köpfe der schwarz-roten Armee und ebenfalls ein Logenbruder.
„Was ist?“, murrte Vitali Uljanin. Er kratzte sich am Kopf. Seine Frage wurde von Abras nicht beantwortet. Stattdessen schoben sich fünf weitere hohe Generäle der kollekti-

vistischen Streitkräfte an diesem vorbei und betraten den Raum. Ihnen folgten zehn KKG-Soldaten mit erhobenen Maschinenpistolen. Uljanin stockte der Atem, mit weit geöffnetem Mund glotzte er zur Tür.
„Was soll das?", stammelte der Revolutionsführer. Doch sein Gesichtsausdruck verriet, dass er die Antwort auf diese Frage bereits zu erahnen schien.
Iosif Abras warf Uljanin einen wütenden Blick zu und schob seine breite Unterlippe nach oben. Dann schnaubte er: „Die schwarz-rote Armee und die Revolution haben lange genug unter Ihren Fehlern gelitten, Herr Kollektivgenosse! Es wird Zeit, dem ein Ende zu bereiten!"
„Soll das eine Palastrevolte werden, Abras?", stotterte Uljanin außer sich.
Der General grinste hämisch. „Nennen Sie es, wie Sie wollen. Ihre Zeit ist vorbei!"
„Das ist Hochverrat!", schrie der KVSG-Chef. „Ich werde dem Rat der 13 …"
„Wir werden das mit dem Rat abklären und ich bin sicher, dass dieser nichts gegen einen Machtwechsel an der Spitze der kollektivistischen Bewegung hat", knurrte ihm Iosif Abras entgegen.
Vitali Uljanin taumelte zurück und krallte sich an der Wand fest.
„Abführen!", befahl Abras und die grimmigen KKG-Männer zerrten den laut schreienden Kollektivistenführer aus seinem Büro.
„Wir führen jetzt das zu Ende, was Bruder Soloto bereits vor Monaten gefordert hat!", bemerkte einer der anderen Offiziere. General Abras nickte.

Vitali Uljanin lebte keine zwei Tage mehr. Am 23. September des Jahres 2041 wurde er von einem internen Gremi-

um der KVSG der „Unfähigkeit“ bezichtigt und wenige Stunden später von seinen ehemaligen Mitstreitern liquidiert. General Iosif Abras übernahm nun an seiner Stelle die Führung der kollektivistischen Bewegung, doch schon bald sollte sich herausstellen, dass die Beseitigung Uljanins nicht den erhofften Erfolg gebracht hatte.
Der bei vielen einfachen KVSG-Anhängern kaum bekannte schwarz-rote General hatte weder das Charisma noch die rednerische Begabung seines Vorgängers. Sicherlich hätte es im Falle von Theodor Soloto anders ausgesehen, aber diesen hatte Uljanin ja vorher selbst umbringen lassen.
Unzählige Soldaten der schwarz-roten Armee reagierten auf die Nachricht vom Tod Vitali Uljanins mit tiefster Bestürzung und waren nun nicht mehr bereit, sich den Befehlen seines Nachfolgers unterzuordnen. Schließlich legten sie in Massen die Waffen nieder, vor allem in Moskau, und ergaben sich der Volksarmee, so dass sich die Zahl der Verteidiger der Hauptstadt innerhalb von wenigen Tagen fast halbierte.
Die Rus konnten es sich zunächst nicht erklären, warum so viele ihrer Gegner den Kampf schlagartig aufgaben und sich sogar gefangen nehmen ließen, bis auch sie schließlich die Nachricht vom Tod des Kollektivistenführers erhielten. Artur Tschistokjow und seine Getreuen jubelten und in weiser Voraussicht versprach der weißrussische Präsident allen schwarz-roten Soldaten, die freiwillig die Waffen streckten, eine menschenwürdige Behandlung.
Bis zum Beginn der dritten Oktoberwoche des Jahres 2041 hatten die Volksarmisten ihre restlichen Gegner schließlich fast bis in die Innenstadt von Moskau zurückgedrängt. Nur noch der harte Kern der KKG war übrig geblieben, um

das Zentrum der russischen Hauptstadt gegen die anrückenden Belagerer zu verteidigen.

„In den nächsten Tagen werden unsere Geschütze und Bomber die Moskauer Innenstadt in Schutt und Asche legen und die restlichen Gegner bezwingen. Der Feind windet sich in Agonie und wird nicht mehr auf die Beine kommen! Das verspreche ich euch, meine Mitstreiter!“, rief Artur Tschistokjow durch die mit zahllosen Drachenkopffahnen ausgeschmückte Halle.
Frenetischer Jubel hallte von den hohen Wänden des riesigen Saales wider. Die versammelte Führungsspitze der Freiheitsbewegung war außer sich vor Zuversicht und Freude, denn jetzt standen die Zeichen in diesem Bürgerkrieg endgültig auf Sieg.
„Mit allen, die sich uns jetzt noch in Moskau widersetzen, werden wir jedoch kein Mitleid mehr zeigen, denn sie sind unbelehrbar. Ihre Auslöschung wird eine Warnung an alle übrigen Kollektivisten außerhalb der russischen Hauptstadt sein!“, erklärte der Anführer der Rus.
Wieder brandete euphorische Zustimmung durch die Halle. Artur Tschistokjow blickte von der Rednerbühne mit einem triumphierenden Lächeln auf seine Anhängerschaft herab.
Frank und Alfred befanden sich hingegen noch immer an der Moskauer Front und rangen mit den Elitesoldaten der schwarz-roten Armee, die nach wie vor die Innenstadt zu halten versuchten und den Warägern schwere Verluste zufügten.
Drei Tage später fiel die neu aufgerüstete Luftwaffe der Rus erneut wie ein Wespenschwarm über Moskau, dessen Flugabwehr mittlerweile weitgehend außer Kraft gesetzt worden war, her. Ein Bombenteppich nach dem anderen

regnete auf die Häuser der Innenstadt herab. Der Kreml, das Bolschoi-Theater, das „Museum der Revolution" und viele andere historische Gebäude wurden von dem stundenlangen Bombenhagel zerstampft und in rauchende Ruinen verwandelt.
Dann setzten die schweren Geschütze die Zerstörungsarbeit Stück für Stück fort, um die letzten Widerstandsnester der Kollektivisten mit Feuer und Schwefel auszuräuchern.
Als der November anbrach, blickten die Volksarmisten und Waräger auf ein gewaltiges Trümmerfeld, das von seinen Bewohnern zum größten Teil verlassen worden war. Nur noch an wenigen Stellen hatten sich Trupps von besonders fanatischen KKG-Soldaten verschanzt, doch ihr Untergang war längst besiegelt und Tschistokjow hatte noch einmal betont, dass diesmal keine Gefangenen gemacht würden.
So rückte die Masse der Angreifer am 06.11.2041 zum letzten Mal zu einem Sturmangriff gegen die kläglichen Reste der schwarz-roten Armee aus. Artur Tschistokjow war an diesem Tage erneut persönlich an die Front gekommen, um den größten Triumph seines Lebens vor Ort mitzuerleben. Mit dieser letzten Attacke würde der Alptraum des ewigen Sterbens endlich vorbei sein, sagten sich stattdessen Frank und Alfred, während sie seine Befehle erfüllten.

„Vierter Zug geht durch den Osteingang! Wir gehen hier runter!", brüllte Frank in sein Funkgerät, eine mit Putzstücken übersäte Treppe herunter hastend.
„Die ganze U-Bahn-Station ist voll von denen! Warum wehren die sich immer noch?", hörte er Alfs Stimme aus dem Sprechgerät hallen.

Kohlhaas antwortete ihm nicht. Unverzüglich ließ er seine anstürmenden Männer das Feuer auf einige Kollektivisten, die sich hinter einer Barrikade in einer alten Wartehalle verschanzt hatten, eröffnen. Handgranaten wurden durch das Halbdunkel der U-Bahn-Station geschleudert und zerbarsten mit ohrenbetäubendem Lärm.
„Holt die Flammenwerfer! Die sollen die da rausbrennen! Wir geben Feuerschutz!“, ordnete Frank an und nach einigen Minuten kamen mehrere Waräger mit großen Metalltornistern auf dem Rücken die Treppe heruntergelaufen.
Die Kollektivisten schossen verzweifelt zurück, hielten Frank und seine Truppe für einige Minuten nieder. Dann erwiderten die Waräger das Feuer und die Soldaten mit den Flammenwerfern huschten im Schutz einiger Säulen vorwärts. Lange Feuerzungen setzten die Barrikade in Brand und schreiende Gegner torkelten im nächsten Moment aus einer Rauchwolke heraus. Es dauerte nur ein paar Sekunden, dann hatten die Warägergardisten sie alle mit gezielten Feuerstößen niedergemacht.
Frank rannte an seinen Männern vorbei und untersuchte mit dem Sturmgewehr im Anschlag die dunklen Winkel der U-Bahn-Station. Plötzlich hörte er ein leises Röcheln neben sich. Der General senkte den Blick, ging einige Schritte zurück, richtete dann die Waffe auf eine abgemagerte Gestalt mit zerschlissener Uniform.
„Njet! Njet!“, flüsterte der völlig verdreckte KKG-Soldat, warf seine Waffe zu Boden und hob flehend die Hände.
„Verschwinde!“, fauchte ihm Kohlhaas zu. Er lies den Mann an sich vorbeihuschen.
Doch dieser kam nicht weit. Als ihn die anderen Waräger erblickten, schossen sie ihn sofort über den Haufen. Frank

musterte seine Soldaten mit zorniger Miene und trat gegen einen Mülleimer.
„Was sollte das?“, bellte er sie an.
Ein breitschultriger Waräger zuckte mit den Achseln. „Er wollte fliehen oder uns angreifen …“
„Schwachsinn!“, knurrte Kohlhaas.
„Artur Tschistokjow hat befohlen, dass keine Gefangenen mehr gemacht werden!“, erklärte ein anderer Elitekrieger nüchtern.
„Der ist auch nicht hier und muss Leute umbringen!“, schimpfte Frank auf Deutsch. Seine Männer schauten sich verwundert an.
„Gut! Dieser Teil der U-Bahn-Station „Kiewer Bahnhof“ ist gesichert! Wie sieht es bei dir aus, Alf?“, brummte Kohlhaas in sein Funkgerät.
„Hier sind noch jede Menge von denen. Ihr müsst uns helfen“, brüllte Bäumer durch den Lärm von MG-Schüssen.
„Ja, wir kommen!“, antwortete Frank und hastete kurz darauf mit seinen Soldaten wieder die Treppe hoch.

Trümmerfelder und Zuversicht

Die Rus hatten es geschafft. Moskau, die größte Stadt Osteuropas und Geburtsstätte des Kollektivismus, war nach monatelangen Kämpfen endlich gefallen. Dem verhassten Gegner war durch die Eroberung seiner wichtigsten Bastion das Rückgrat gebrochen worden und Artur Tschistokjow zog mit seinen Soldaten wie ein römischer Triumphator durch die verwüsteten Straßen der Metropole.

Doch hier in Moskau jubelten ihm weniger Menschen als an anderen Orten zu. Dafür hatte die Bevölkerung unter der Belagerung durch die Volksarmee zu sehr gelitten und so brachte sie dem siegestrunkenen Rebellenführer vorerst wenig Sympathie entgegen.

Diesen störte das jedoch nicht, denn Tschistokjow hielt nicht viel von der überwiegenden Zahl der Moskowiter und es reichte ihm erst einmal vollkommen aus, wenn sie sich ihm nicht mehr entgegenstellten.

Die neue Führung der KVSG hatte sich inzwischen noch weiter nach Osten zurückgezogen und die Volksarmee wurde nicht müde, die noch von den schwarz-roten Soldaten besetzten Städte und Ortschaften weiter anzugreifen.

Nach einem Volksaufstand, den die Rus tatkräftig unterstützten, wurden letztendlich auch Jaroslavl, Kostroma und Niznij Nowgorod Anfang Dezember erobert. Die führenden Generäle der schwarz-roten Armee hatten ihr Hauptquartier derweil nach Kazan verlegt, doch der Untergang ihrer in Auflösung befindlichen Streitmacht war nur noch eine Frage der Zeit. Kilometer um Kilometer schob die Volksarmee die Front weiter nach Süden und Osten, den

Feind immer mehr in Richtung des Uralgebirges drängend. Den siegreichen Truppen der Rus folgten die Einheiten Peter Ulljewskis, die jetzt ihren eigenen Feldzug gegen die Feinde des russischen Volkes begannen.
Frank, Alfred und vor allem Artur Tschistokjow konnten es in diesen Tagen oft kaum glauben, dass sie das Unmögliche geschafft hatten. Russland war von ihnen tatsächlich befreit worden, doch der Preis dafür war furchtbar. Der jahrelange Bürgerkrieg hatte Millionen Opfer gefordert und er war noch immer nicht ganz beendet.
Doch an der Tatsache, dass Russland auf dem sicheren Weg zu Freiheit und Unabhängigkeit war, gab es jetzt keinen Zweifel mehr. Der Lebenstraum Artur Tschistokjows und seiner Getreuen hatte sich erfüllt und der Rebellenführer sprach in dieser Zeit nicht selten von „himmlischer Fügung" und „seinem göttlichen Auftrag".
Frank Kohlhaas, Alfred Bäumer und viele Tausend Waräger und Volksarmisten durften nach der Eroberung Moskaus hingegen wieder in die Heimat zurückkehren und versuchten, sich von den Schrecken des Bürgerkrieges zu erholen. Mitte Dezember, als sich der erste Schnee des Jahres 2041 in den russischen Weiten niederließ, kehrte Frank nach Ivas zurück. Er freute sich darauf, endlich in Frieden leben zu dürfen.

Hunderte von Arbeitern hatten inzwischen damit begonnen, den von Uljanins Bombern zerstörten Präsidentenpalast in Minsk wieder aufzubauen. Das Gleiche galt für den Rest der weißrussischen Hauptstadt, die zum Großteil zerstört worden war.
Einige enge Berater und Freunde Artur Tschistokjows hatten sich heute in einem Hotel in Minsk getroffen, um mit diesem einen gemütlichen Abend zu verbringen und

ein wenig zu plaudern. Draußen vor dem Fenster des schwach beleuchteten Speisesaals kamen dicke Schneeflocken vom Himmel und die Atmosphäre wirkte entspannt und bereits weihnachtlich.
„Morgen werde auch ich Minsk erst einmal für einige Zeit verlassen und zu meiner Familie nach Ivas reisen", erklärte Wilden den anderen, genüsslich an seinem Weinglas nippend. Artur Tschistokjow lächelte. Er erhob sein Glas.
„Auf ein freies Russland!", rief er und seine Mitstreiter prosteten ihm feierlich zu.
„Wie geht es jetzt weiter, Artur?", wollte Oleg Igorewitsch, der Sektionsleiter der Freiheitsbewegung von Smolensk, wissen.
Außenminister Wilden verdrehte die Augen. Er machte den Eindruck, dass ihn heute nichts weniger als die Politik interessieren würde. Das war mehr als ungewöhnlich, denn ansonsten gab es für den älteren Herrn kein anderes Thema.
„Wir werden dieselben Aufbaumaßnahmen wie nach unserer Revolution in Weißrussland nun auch in Russland selbst durchführen. Wir ordnen alles neu, geben Russland dem russischen Volk zurück und organisieren den Wiederaufbau. Lesen Sie in „Der Weg der Rus" nach, da steht doch alles drin. Ansonsten bin ich einfach froh, wenn erst einmal Ruhe ist und wir auch die Reste des Kollektivismus beseitigt haben", gab Tschistokjow zu verstehen.
„Ich denke auch, dass wir noch genügend Zeit haben werden, diese ganzen Dinge zu besprechen", warf Verteidigungsminister Lossov in die Runde.
„Aber wer soll Moskau verwalten, Herr Tschistokjow?", fragte ein junger General der Volksarmee.
„Das muss ich mir noch überlegen. Ich werde Moskau jedenfalls seine politische und wirtschaftliche Bedeutung

nach und nach entziehen und nicht sonderlich viel Geld in den Wiederaufbau der Stadt stecken. Dieses Ballungszentrum ist in den letzten Jahrzehnten zu einem riesigen, verrotteten Moloch geworden und es wird lange dauern, dort richtig aufzuräumen. Kein Wunder, dass Uljanin gerade hier seine größte Anhängerschaft gewinnen konnte. Da ganz Eurasien von dieser Stadt wie von einem Magnet angezogen worden ist und ganze Stadtteile zu riesigen Slums verkommen sind, werde ich Moskau nicht mehr seine alte Stellung zurückgeben. St. Petersburg soll an seiner Stelle die Hauptstadt meines neuen Russlands werden“, dozierte Artur Tschistokjow mit ernster Miene.
Einige der Anwesenden stutzten aufgrund dieser unerwarteten Antwort ihres Anführers, sagten aber nichts. Peter Ulljewski lächelte und stimmte seinem alten Freund zu.
„Wir haben noch viel Arbeit vor uns. Wer hätte jemals geglaubt, dass wir es bis hierher schaffen“, sagte Thorsten Wilden, während sein faltiges Gesicht vor Freude und Erleichterung strahlte.
„Gott hat uns scheinbar doch noch nicht ganz verlassen!“, scherzte Artur Tschistokjow und ließ weitere Weinflaschen an den reichlich gedeckten Tisch bringen.

Als Frank in den Abendstunden des 18. Dezember 2041 über die schneebedeckte Dorfstraße von Ivas stapfte, konnten seine glücklichen Augen bereits von weitem die Lichter des vertrauten Heims erkennen. Es war das Haus der Familie Wilden, in dem seine Julia und der kleine Friedrich auf ihn warteten. Wie fremd waren sie ihm geworden und wie sehr hatte er die beiden geliebten Menschen vermisst, als er weit draußen an der Front gestanden hatte. Jetzt war er zurückgekehrt und Ivas erschien ihm an diesem Tag ganz wie das Himmelreich

selbst. Schritt für Schritt kam er den einladenden Lichtern am Ende der Straße näher, die kalte Nachtluft mit tiefen Zügen einatmend. Als Frank das kleine Gartentor leise aufstieß und vor das Haus der Wildens trat, wurde die Tür plötzlich geöffnet und ein kleiner Junge mit aschblondem Haar stürmte ihm entgegen.
„Papa ist da! Papa ist da!“, schrie sein Sohn aus voller Kehle und warf sich Frank an den Hals.
Der heimgekehrte Soldat drückte Friedrich fest an sich, schloss selig die Augen, strich ihm sanft über den Kopf.
„Mein Gott, Junge! Bist du gewachsen!“, flüsterte er und sah seinen Kleinen fasziniert an. Frank musste beinahe zweimal hinsehen, so sehr hatte sich Friedrich in seiner Abwesenheit verändert.
„Wird auch Zeit, dass der Papa endlich kommt!“, hörte Frank eine fröhliche Stimme neben sich sagen und erblickte Julia, die ihm ein engelsgleiches Lächeln schenkte.
Die beiden fielen sich um den Hals und liebkosten einander. Frank strich seiner Geliebten zärtlich eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht, dann küssten sie sich erneut.
„Komm wir gehen rein!“, sagte die junge Frau und sowohl Frank als auch der aufgeregt hüpfende Friedrich folgten ihr in die warme Stube.
„Es ist am Ende doch alles gut geworden“, schoss es ihm durch den Kopf und er schnaufte erleichtert.
„Eine Zeit des Friedens und der Freiheit wird nun anbrechen und die ewigen Kämpfe sind vorbei“, dachte Frank für einen kurzen Augenblick, während Julia liebevoll seine Hand ergriff und sich Friedrich fröhlich trällernd an seiner Hose festkrallte. Doch es dauerte nur einige Sekunden, dann wurde ihm wieder tief im Inneren klar, dass diese Welt nicht das wäre, was sie war, wenn sich dieser Wunsch jemals erfüllte.

Glossar

DC-Stick
Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Datenmengen speichern kann.

Global Control Force (GCF)
Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)
Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)
Die GSA ist der gefürchtete Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe
Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als neue globale Währungseinheit eingeführt. Jeder Staat der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel akzeptieren.

Scanchip
Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr abgeschafft und jeder Bürger hat nur noch ein Scanchipkonto.

Weiterhin ist ein Scanchip unter anderem auch eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Skydragons

Diese hocheffektiven Militärhubschrauber wurden speziell für die Niederschlagung und Bekämpfung aufrührerischer Menschenmengen entwickelt.
Ein gewöhnlicher Skydragon ist mit mehrläufigen Maschinenkanonen und Granatwerfern ausgerüstet, die ihn befähigen, viele Menschen innerhalb kürzester Zeit zu eliminieren.



Alexander Merow

Beutewelt I
Bürger 1-564398B-278843

ISBN 78-3-86901-839-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 12x19
250 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die Welt im Jahr 2028: Die Menschheit befindet sich im Würgegriff einer alles überwachenden Weltregierung. Frank Kohlhaas, ein unbedeutender Bürger, fristet sein trostloses Leben als Leiharbeiter in einem Stahlwerk, bis er eines Tages durch ein unglückliches Ereignis mit dem tyrannischen Überwachungsstaat in Konflikt gerät. Er wird im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens zu fünf Jahren Haft verurteilt und verschwindet in einer Haftanstalt, wo er einem grausamen System der Gehirnwäsche ausgesetzt wird. Mental und körperlich am Ende, wird er nach acht Monaten in ein anderes Gefängnis verlegt. Auf dem Weg dorthin geschieht das Unerwartete. Plötzlich verändert sich alles und Frank befindet sich zwischen den Fronten.



Alexander Merow

Beutewelt II
Aufstand in der Ferne

ISBN 978-3-86901-970-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 19x12
251 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Unterdrückung und Manipulation sind im Jahre 2030 an der Tagesordnung. Nur ein einziger Staat hat sich mutig aus dem Versklavungssystem der Weltregierung herausgelöst und unabhängig gemacht: Japan. – Frank Kohlhaas, Alfred Bäumer und Millionen unzufriedene Menschen in allen Ländern richten in diesen finsteren Tagen ihren Blick voller Hoffnung auf den japanischen Präsidenten Matsumoto, welcher seinem Volk die Freiheit erkämpft hat. Doch die Mächtigen denken nicht daran, den abtrünnigen Staat in Ruhe zu lassen und überschütten ihn mit Verleumdung. Sie bereiten einen Großangriff auf Japan vor, um die rebellische Nation zu zerschlagen. Frank und Alfred beschließen, als Freiwillige am japanischen Freiheitskampf teilzunehmen. Schon bald spitzt sich die Situation immer weiter zu und die beiden Rebellen befinden sich in auswegloser Lage …



Alexander Merow

Beutewelt III
Organisierte Wut

ISBN 978-3-86268-162-4
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
246 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die wirtschaftliche Situation in Europa ist im Jahre 2033 hoffnungsloser denn je.
Die Weltregierung presst die von ihr beherrschten Länder erbarmungslos aus.
Artur Tschistokjow, ein junger Dissident aus Weißrussland, übernimmt die Führung der Freiheitsbewegung der Rus, einer kleinen Widerstandsgruppe, die im Untergrund gegen die Mächtigen kämpft.
Während sich in Weißrussland eine furchtbare Wirtschaftskrise anbahnt, bauen die Rebellen eine revolutionäre Bewegung auf, der sich immer mehr Unzufriedene anschließen. Unter Führung des zu allem entschlossenen Tschistokjow, folgen auch Frank und seine Gefährten dem Rebellenführer, bis es für sie nur noch die Flucht nach vorn gibt …

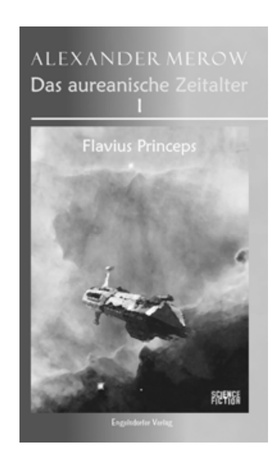


Alexander Merow

Beutewelt IV
Die Gegenrevolution

ISBN 978-3-86268-565-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
264 Seiten, Preis: 12,90 EUR

Weißrussland und Litauen können unter der Regierung Artur Tschistokjows aufatmen. Doch sein Versuch, die Rebellion gegen die Weltregierung auf ganz Russland auszuweiten, ist von Rückschlägen begleitet. Eine rivalisierende Revolutionsbewegung taucht scheinbar aus dem Nichts auf und zieht Millionen unzufriedene Russen in ihren Bann. Frank Kohlhaas und sein Freund Alfred Bäumer geraten als Kämpfer der Freiheitsbewegung mitten in den Konflikt um die Macht in Russland. Diesmal scheint es für Frank kein gutes Ende zu nehmen …



Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter I

ISBN 978-3-86268-299-7
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
301 Seiten, Preis: 12,95 EURO

In einer fernen Zukunft herrscht das Goldene Reich, das älteste und mächtigste Imperium der Menschheit, über die Erde und ihre Kolonieplaneten. Flavius Princeps, ein junger Mann aus gutem Hause, lebt ein sorgloses Leben in Wohlstand und Überfluss. Doch mit dem Amtsantritt eines neuen Imperators, welcher umfassende Reformen im Goldenen Reich durchführen will, ändert sich die Situation dramatisch. Der ehrgeizige Herrscher trifft bei seinen Vorhaben auf den erbitterten Widerstand der reichen Senatoren und schon bald wird das Imperium von politischen Intrigen erschüttert. Unerwartete Ereignisse nehmen ihren Lauf und es dauert nicht lange, da bekommt auch die heile Welt von Flavius Risse und er wird in einen Machtkampf gewaltigen Ausmaßes hineingezogen …



Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter II

ISBN 978-3-86268-834-0
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
291 Seiten, Preis: 12,95 EURO

Nach dem Thracan-Feldzug freuen sich Flavius und sein Freund Kleitos darauf, endlich nach Terra zurückzukehren. Doch diese Hoffnung währt nicht lange, denn Oberstrategos Aswin Leukos schickt die Soldaten der 562. Legion auf eine Erkundungsmission ins Nachbarsystem, während der Rest der terranischen Streitkräfte zur Erde zurückfliegt. Nicht ahnend, welcher Verrat sich inzwischen hinter seinem Rücken abgespielt hat, gerät Leukos in eine geschickt konstruierte Falle des neuen Imperators Juan Sobos. Währenddessen finden sich Flavius, Kleitos und ihre Kameraden auf dem Eisplaneten Colod wieder, auf dem es einige seltsame Vorfälle zu untersuchen gibt. Was anfangs nach einem gewöhnlichen Routineeinsatz aussieht, entwickelt sich bald zu einem verzweifelten Kampf ums Überleben …



Alexander Merow

Die Antariksa-Sage I
Grimzhag der Ork

ISBN 978-3-95488-015-7
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
245 Seiten, Preis: 12,95

Grimzhag, der Sohn des Orkhäuptlings Morruk, und seine Stammesgenossen fristen in den kargen Steppen des Nordens ein trostloses Dasein. Als die Orks einen besonders harten Winter überstehen müssen, entschließen sich Grimzhag und einige der anderen Krieger zu einem Raubzug bei den Menschen, um Nahrung für ihren Stamm zu beschaffen. Sie treffen auf Zaydan Shargut, einen undurchsichtigen Kaufmann, der ihnen ein verlockendes Angebot macht. Doch der Pakt mit den Menschen beschwört eine Katastrophe herauf …

Beutewelt VI

Alexander Merow

BEUTEWELT VI

Friedensdämmerung

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2014

Bibliografische Information durch die Deutsche National-
bibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://www.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-95744-153-9

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (D)

Inhalt

Russischer Morgen

Mit einem verhaltenen Gähnen ließ sich Frank auf dem Sofa im Wohnzimmer nieder. Müde sah er aus dem Fenster, dann lehnte er den Kopf zurück und schloss für einen Moment die Augen. Kohlhaas fühlte sich vollkommen ausgelaugt und erschöpft, seine Glieder waren schwer wie Betonpfeiler und er sehnte sich schon wieder nach Schlaf, obwohl er bereits den halben Tag im Bett verbracht hatte.
„Ich trinke ein Bier und schaue ein wenig fern. Dann lege ich mich wieder auf's Ohr“, dachte sich der General. Frank griff nach der Fernbedienung auf dem Wohnzimmertisch.
Seine Frau Julia kam kurz ins Zimmer; sie lächelte. „Aber bei dem einen Bier sollte es heute auch bleiben, Schatz“, sagte sie.
„Bier beruhigt“, brummte Frank.
„Schon gut, aber bitte achte darauf, nicht zu viel zu trinken, ja?“, gab Julia zurück.
„Mein Arzt sagt, dass ich Ruhe brauche. Der hat mir deshalb ‘ne Menge Bier verschrieben“, meinte Kohlhaas mit einem müden Grinsen.
„Was für ein Arzt?“ Sie verdrehte die Augen.
„Wenn ich einen hätte, dann würde er mir wohl Bier verschreiben“, merkte Frank an.
„Klar, Herr General!“ Julia drückte ihm einen Kuss auf die Wange und ging wieder aus dem Raum heraus.
„Ich bin mal kurz im Dorf unterwegs“, rief sie, um dann das Haus zu verlassen.
„Ja, bis gleich …“, murmelte Frank kaum hörbar vor sich hin, während er den Fernseher einschaltete und apathisch ins Leere glotzte.

„Russland wäre zum Ausgangspunkt einer weltweiten Kollektivierung geworden, ein Alptraum, den man kaum in Worte fassen kann. Es ist allein der Freiheitsbewegung zu verdanken, dass dieser letzte, tödliche Schlag gegen unser Volk verhindert worden ist. Die beiden Mordinstrumente, Kapitalismus und Kollektivismus, mit denen die Logenbrüder Russland und Europa angegriffen haben, haben wir ihnen aus den Klauen gerissen. Die internationalen Völkervergifter sind an Artur Tschistokjow und am Widerstandsgeist des russischen Volkes gescheitert.
Was noch an kollektivistischer Organisation übrig ist, das werden wir in naher Zukunft restlos zerschlagen haben. Der Nationenbund der Rus wird zum gesunden Herzen eines neu belebten Europas werden. Dieses Herz hat jetzt zu schlagen begonnen …“
Frank schaltete um und stieß ein genervtes Stöhnen aus, die schmetternde Stimme eines Funktionärs der Freiheitsbewegung verstummte. Inzwischen gab es nur noch fünf Fernsehprogramme, die zusammen das von den Rus kontrollierte Staatsfernsehen bildeten.
„… die größte Arbeitsoffensive in der Geschichte der Menschheit! So nannte Regionalleiter Karow die Aufbaumaßnahmen der revolutionären Regierung unseres Volksführers Artur Tschistokjow. Rund um Smolensk wurden in den letzten zwei Wochen gleich vier neue Maschinenwerke eröffnet. Regionalleiter Karow beurteilt die Situation …“
Ungehalten trommelte Kohlhaas mit den Fingerspitzen auf der Platte des Wohnzimmertisches herum, während er erneut umschaltete. Das blasse Gesicht eines jungen Mannes mit rotblondem Haar erfüllte den Bildschirm.
„Ich war drogenabhängig, hatte keine Ausbildung, keine Arbeit, überhaupt nichts. Ich war verloren, wie so viele junge Russen und Ukrainer. Zuerst hatte ich in meiner

Verzweiflung bei den Kollektivisten Halt gesucht, doch da hatte ich schnell gemerkt, dass Uljanin ein Lügner war. Die schwarz-roten Verbrecher versuchten, uns zum Hass auf unser eigenes Volk anzustacheln. Das konnte nicht der richtige Weg sein, das ist mir dann irgendwann klar geworden.

Und eines Tages, ja, da sah ich ein Video über Artur Tschistokjow im Internet. Es war wie ein Geistesblitz, ich kann es nur schwer beschreiben. Als hätte mir eine höhere Macht die Augen geöffnet. Alles wurde mir auf einmal klar, meine Bestimmung …"

Der Bildschirm wurde wieder schwarz, die Fernbedienung landete mit einem leisen Klackern auf dem Wohnzimmertisch.

„Ich will nichts mehr davon hören!", brummelte der General in sich hinein.

Frank öffnete die Bierflasche und nahm einen kräftigen Schluck. Er genoss das kühle Nass, das seine Kehle hinunterlief. Die Flasche leer saufen und dann einfach weiter pennen, dachte er sich. Den Fernseher ausgeschaltet lassen, all den Mist verbannen. Endlich Frieden – das wäre wundervoll.

Der Bürgerkrieg tobte noch bis Mitte des Jahres 2042. Dann hatte die Volksarmee der Rus auch die letzten Widerstandsnester der Kollektivisten im Osten Russlands und in der Ukraine eingenommen. Am Ende dieses gewaltigen Ringens war die KVSG endgültig zerschlagen worden. Inzwischen hatte Artur Tschistokjow seinen Regierungssitz nach St. Petersburg, der neuen Hauptstadt des Nationenbundes der Rus, verlegt und Tausende von Arbeitern waren mit dem Bau eines gewaltigen und prunkvollen Präsidentenpalastes beschäftigt. Der ehemalige

Gassenrevolutionär aus Weißrussland herrschte nun über ein riesiges Gebiet mit etwa 150 Millionen Einwohnern, das sich vom Baltikum bis zum Ural und der Küste des Schwarzen Meeres ausdehnte. Tschistokjow war in den letzten Jahren von einem einst verlachten Dissidenten und Rebellenführer zu einem unabhängigen Herrscher aufgestiegen.

Jetzt setzte er alles daran, seine Versprechen vom Wiederaufbau Russlands wahr werden zu lassen. Der neue Machthaber des Nationenbundes hatte bereits gewaltige Bauprojekte beginnen lassen, als der Bürgerkrieg noch an den Grenzen Russlands tobte. Zahlreiche Industrieanlagen wurden nun nach und nach wiedereröffnet, Dörfer und Gehöfte neu gegründet und die Jugend in seinem Sinne erzogen.

Mittlerweile verfügte Artur Tschistokjow über enorme Ressourcen an Bodenschätzen und Rohstoffen, die er für den Wiederaufbau seines Landes verwendete. Die vom Bürgerkrieg verursachten Schäden wurden behoben und das Arbeitsbeschaffungsprogramm der Freiheitsbewegung verschaffte Millionen Russen bereits nach wenigen Monaten wieder Lohn und Auskommen, was Tschistokjows Beliebtheit beim Volk nicht nur steigerte, sondern eine regelrechte Euphorie auslöste.

Innerhalb der Grenzen des Nationenbundes lebten inzwischen nur noch Russen und andere Europäer. Alle sonstigen Fremden hatte Tschistokjow ausweisen und umsiedeln lassen, so wie er es schon vor Jahren angekündigt hatte.

Weiterhin war der Scanchip abgeschafft und das Bargeld wieder eingeführt worden. Im Grunde tat der Anführer der Rus das, was er im Kleinen auch nach der Revolution in Weißrussland unternommen hatte, um das Land wieder auf die Füße zu stellen. Nur dass er jetzt über kein unwichtiges

Fleckchen Erde, sondern über eines der größten Länder der Welt herrschte und endlich seine visionären Ideen verwirklichen konnte.
Tschistokjow sprach von einer ganz neuen Hauptstadt des Nationenbundes, die er eines Tages gründen wollte. Er dachte über die Wiederbelebung der Raumfahrt nach, redete vom Aufbau neuer Dörfer, die nur zur Ansiedlung junger russischer Familien gedacht waren, und von der Förderung der besten und begabtesten Teile seines Volkes durch eine neue Bevölkerungspolitik.
Doch immer wieder wurde er von der harten und nüchternen Realität aus seinen Träumen gerissen, denn von solchen Dingen war das gebeutelte Land, welches nach Bürgerkrieg und Kollektivismus in weiten Teilen einer trostlosen Einöde glich, noch meilenweit entfernt.
Die Weltregierung und die internationalen Medien standen dem neuen Russland erwartungsgemäß mit unversöhnlichem Hass gegenüber und verteufelten es tagtäglich. Artur Tschistokjow war in ihren Augen mittlerweile ein noch gefährlicherer Gegner als der japanische Präsident Matsumoto geworden. Doch die Mächtigen mischten sich zunächst nicht in die innerrussischen Angelegenheiten ein und beäugten den neuen Staat, der sich feierlich aus dem Weltverbund verabschiedet hatte, lediglich mit Zorn und Argwohn.
Der Grund dafür war leicht zu erkennen, denn in Indien und Westchina war die schreckliche ODV-Seuche noch immer auf dem Vormarsch. Sie zog die Aufmerksamkeit der Logenbrüder auf Asien, wo die zwei bevölkerungsreichsten Länder der Erde inzwischen von einem Massensterben apokalyptischen Ausmaßes ergriffen worden waren und es täglich zu neuen Unruhen und Hungerrevolten kam.

Frank Kohlhaas hatte in den letzten sechs Monaten die schönste Zeit seines Lebens verbracht, wie er immer wieder betonte. Seine Freundin Julia Wilden, sein kleiner Sohn Friedrich und er verbrachten wundervolle, sorglose Wochen und pendelten des Öfteren zwischen ihrem Heimatdorf Ivas in Litauen und ihrer Zweitwohnung in Minsk. Julia unterrichtete mittlerweile wieder in der kleinen Dorfschule von Ivas und setzte ihr bereits vor dem Bürgerkrieg begonnenes Pädagogikstudium an der Universität von Minsk fort. Frank, als führender General der Warägergarde, hatte in diesen Tagen indes nicht viel zu tun und er hoffte, dass es auch so bleiben würde.
Im April 2042 hatten sie Artur Tschistokjow in St. Petersburg besucht und die riesige, schöne Stadt mehrfach besichtigt. Franks Sohn hatte sich inzwischen zu einem kleinen Wonneproppen entwickelt und es beeindruckte seinen Vater immer wieder, wie wissbegierig der blonde Junge durch die Welt ging.
Friedrich lernte immer schneller sprechen und auf ihrer Reise nach St. Petersburg hatte er seine glücklichen Eltern stets mit zahllosen, kindlichen Späßen zum Lachen gebracht. Ansonsten unternahm Familie Kohlhaas kleinere Ausflüge mit ihrem Freund Alfred Bäumer und seiner Lebensgefährtin Svetlana, denen man die Freude über den endlich eingekehrten Frieden ebenfalls deutlich anmerkte.
Und auch Thorsten Wilden, Julias Vater und der Außenminister des Nationenbundes der Rus, war in den letzten Wochen häufiger bei seiner Familie in Litauen gewesen. Er brach regelmäßig in Begeisterungsstürme aus, wenn sein kleiner Enkel wieder ein neues Wort gelernt hatte.
Es gab in diesen Tagen kaum einen Zweifel daran, dass Russland eine Periode des Aufbruchs erlebte, wie es sie seit Jahrhunderten nicht mehr gegeben hatte. Abgesehen von

der bösartigen Hetze gegen den neuen Staat in den internationalen Medien, die Artur Tschistokjow immer wieder kränkte, machte es den Anschein, als ob das Glück diesmal von Dauer sein würde.
Die Erinnerungen an den verheerenden Krieg zwischen den Rus und den Kollektivisten, der die Heimat jahrelang gepeinigt und verwüstet hatte, blendeten die meisten Russen so gut es ging aus und labten sich an der wesentlich erfreulicheren Gegenwart und dem lange herbeigesehnten Frieden.
Es wirkte in diesen Tagen tatsächlich so, als ob das neue Russland auch in Zukunft ein Ort der Freiheit bliebe, denn trotz der ewigen Verleumdungen durch die von den Logenbrüdern gesteuerten Medien, hatten diese wenig Möglichkeiten sich einzumischen. Einen Angriff auf Tschistokjows Reich schien die Weltregierung nicht mehr zu planen. Der Global Bank Trust, ihre höchste finanzielle Instanz, bekam indes keinen einzigen Globe mehr aus Weißrussland, Russland, der Ukraine und dem Baltikum. Tschistokjow pumpte die Einnahmen des Nationenbundes stattdessen zu einem beträchtlichen Teil als Subventionen für die Industrie oder für öffentliche Aufbaumaßnahmen zurück in sein Volk.
Der wirtschaftliche Aufstieg gab ihm Recht und durch die fast vollständige Beseitigung der Arbeitslosigkeit und die Einführung eines komplexen Sozialversicherungssystems, schenkte er Millionen seiner Landsleute einen Lebensstandard, den sie sich niemals erträumt hätten.
„Russland hat genügend Mittel, um sich eines Tages vollständig selbst versorgen zu können. Dem entsprechend müssen wir Industrie und Gewerbe in diesem Sinne so früh es geht umstellen. Außerdem werden wir vom Weltverbund ohnehin wirtschaftlich isoliert. Es bleibt uns demnach auch nichts anderes übrig, als das zu tun. Zu-

mindest aber haben wir Japan als Handelspartner“, erklärte der Politiker seinen Beratern und setzte seine erfolgreiche Politik fort.

Die warmen Strahlen der Julisonne kitzelten Franks Nase und dieser räkelte sich zufrieden auf seiner bequemen Gartenliege. Er schob seinen Strohhut noch ein wenig weiter ins Gesicht, um dann leise zu gähnen. Ganz Ivas war in einen sonnigen Schein gehüllt und heute galt es, wieder einmal nach Strich und Faden im blühenden Vorgarten der Familie Wilden zu faulenzen.
„Hach!“, stieß Bäumer zufrieden aus. Er holte sich noch ein kaltes Bier aus der Kühlbox neben seiner breiten Liege, während sich Svetlana an ihn schmiegte.
„Ich könnte hier den ganzen Tag rumhängen“, bemerkte Frank, wobei er sich am Bauch kratzte.
„Dein Freund ist eine faule Sack“, scherzte Svetlana, sich an der deutschen Sprache versuchend.
„Ja, faul sein ist unser neues Lebensziel. Wusstest du das etwa nicht, Schatz?“, brummte Alf und nahm einen kräftigen Schluck Bier zu sich.
„In einer Woche muss ich für ein paar Tage nach St. Petersburg zu einer Unterredung mit Artur, ansonsten will ich nur noch schlafen und rumdösen“, sagte Kohlhaas mit einem zufriedenen Lächeln.
„Wir kommen aber mit, nicht wahr, Friedrich?“, sagte Julia. Der Kleine nickte.
„Dann schauen wir uns noch einmal Russlands schöne, neue Hauptstadt an, oder?“, kam von Frank.
„Hi, hi, hi!“, lachte Friedrich nur und rannte über die Wiese.
„Wer hätte je gedacht, dass wir einmal als freie Männer in unserem eigenen Land leben dürfen“, fügte Bäumer hinzu.

„Keine Geschichten vom Krieg heute. Den will ich vergessen“, murmelte Frank und schnappte sich auch eine Bierflasche.
„Nein, keine Sorge. Ich meinte ja auch nur“, erwiderte Alf.
„Und? Wann seid ihr soweit?“, fragte Kohlhaas plötzlich. Er wandte sich Svetlana zu.
„Was du meinst, Frank?“, gab sie zurück und wirkte verdutzt.
„Wann kommen eure „Djeti“, Svetlana?“
„Diese Frage musste ja kommen!“, stöhnte Alf.
„Unser Kinder? Ich weiß nicht, aber ich hoffen bald“, antwortete die junge Russin lächelnd.
„Sie sind in Arbeit!“, meinte Bäumer.
„Das gehört auch zu Arturs großem Aufbauprogramm. Wir sollen uns vermehren“, blödelte Kohlhaas.
„Frank, du spinnst …“, sagte Julia erheitert. Alf verdrehte die Augen.
„Vielleicht habt ihr zwei ja auch bald so einen kleinen, süßen Fratz“, bemerkte sie und knuddelte ihren Sohn.
Alfred Bäumer zuckte mit den Achseln und erwiderte: „Es kommt, wie es kommt.“
Dann ließ sich der Hüne in seinen Liegestuhl zurücksinken und stieß ein lautes Schnaufen aus. Frank tat es ihm gleich. Sie genossen diesen herrlichen Nachmittag.

Artur Tschistokjow band nach und nach die gesamte Bevölkerung des Nationenbundes in sein politisches System ein und die von der Freiheitsbewegung beherrschten Medien Russlands erzogen das Volk ganz im Geiste des neuen Souveräns. Mit dem geplanten „Tag der russischen Einheit“, einer gigantischen, jährlichen Massenveranstaltung mit Paraden und Kundgebungen, sollten sich die Russen verschiedener Schichten und Berufe symbolisch

verbrüdern und ihre Einigkeit unter dem Banner des Drachenkopfes demonstrieren.
Für dieses Spektakel hatte Tschistokjow extra ein eigenes Versammlungsgelände einige Kilometer östlich von Tula aus dem Boden stampfen lassen. Der für Paraden und Massenzusammenkünfte errichtete Platz und die dazugehörigen Straßen waren von Säulen aus Kalkstein im antiken Stil und diversen anderen Monumenten umgeben, was der Szenerie einen pompösen Eindruck verleihen sollte. Für den ersten „Tag der russischen Einheit", der für Anfang September 2043 geplant war, rechneten die Veranstalter mit etwa einer Million Menschen.
St. Petersburg, die Hauptstadt des neuen Russland, sollte hingegen noch in diesem Jahr zum Schauplatz des „Tages der russischen Familie" werden, womit Artur Tschistokjow den Lebenswillen seines Volkes neu zu erwecken gedachte.
„Zuerst muss der Geist Russlands geheilt werden, erst dann wird alles andere möglich sein", erklärte der Anführer der Rus und er ließ seinen Worten Taten folgen.
Von einer Umstellung der Lerninhalte in den Schulen und der Einweihung moderner Bildungsstätten für hochbegabte russische Kinder bis hin zur Errichtung neuer Minen und Bergwerke, widmeten sich Tschistokjow und sein Kabinett den vielfältigen Aufgaben des Wiederaufbaus ihrer gebeutelten Heimat.
Schließlich begannen einige Regionen Russlands und der Ukraine gewaltigen Baustellen zu gleichen, denn unermüdlich wurden Industriekomplexe, Agrarsektoren, Straßen und Gebäude errichtet. Riesige Schwärme aus Hunderttausenden von Arbeitern waren überall rund um die Uhr im Einsatz und bauten mit atemberaubender Geschwindigkeit.
Das neue Staatsoberhaupt des Nationenbundes verrannte sich geradezu fieberhaft in diese neuen Projekte und das

Volk liebte ihn dafür. Artur Tschistokjow sah sich selbst gerne als den „großen Erbauer". Immer wieder betonte er, wie sehr er hoffte, dass die Zukunft friedlich bleiben würde. Doch es war unwahrscheinlich, dass die Weltregierung auf Dauer tatenlos zusah, wie ein abtrünniger Machthaber sein Volk langsam immer mehr innerlich einte, es aufrichtete und wieder vermehrte.
Wenn der russische Staatschef auch nur einen Bruchteil seiner Pläne in die Tat umsetzen konnte und zusammen mit Japan weiterhin in fester Allianz gegen die Logenbrüder stand, dann war deren Weltherrschaft auf lange Sicht durchaus gefährdet. Zudem hatte Tschistokjow die Strukturen des weltweiten Geheimbundes in dem von ihm kontrollierten Gebiet gnadenlos zertrümmert. Sein Geheimdienst führte noch immer einen versteckten Feldzug gegen alle, die im Verborgenen gegen das russische Volk arbeiteten.

Inzwischen war es bereits August geworden und Frank kehrte mit Julia und Friedrich wieder aus St. Petersburg zurück. Artur Tschistokjow hatte ihm noch drei weitere Monate Auszeit gewährt und die Führung der Warägergarde seinem Stellvertreter übertragen.
Sie waren erstaunt gewesen, wie viel in Russlands neuer Hauptstadt inzwischen gebaut wurde. Ehrfürchtig hatten sie vor dem noch von zahllosen Gerüsten umgebenen, neuen Präsidentenpalast Tschistokjows gestanden. Ansonsten hatten sie ein paar entspannende Tage verbracht, sich an St. Petersburgs Sehenswürdigkeiten erfreut und das Leben genossen. Schließlich waren sie nach Ivas zurückgekehrt und Frank hatte mit Alf einige Renovierungsarbeiten in ihrem alten Wohnhaus durchgeführt.
Gestern war er von Wilden angerufen worden, dass heute Abend eine Reportage über ihn im westeuropäischen

Fernsehen ausgestrahlt werden würde. Kohlhaas konnte sich denken, dass er mit keiner Lobeshymne zu rechnen hatte. Nachdenklich hatte er sich im Wohnzimmer seines alten Hauses niedergelassen und wartete auf den Beginn der Sendung …

„Frank Kohlhaas, auch genannt der „Schlächter von Nowgorod“, ist einer der berüchtigsten Schergen des russischen Diktators Artur Tschistokjow. Die Liste seiner Mordtaten ist lang und die Propaganda der Rus hat ihn immer wieder zum Helden stilisiert. In Wahrheit ist Kohlhaas jedoch nicht viel mehr als ein blutrünstiger Psychopath, der in unzählige Kriegsverbrechen und Massenmorde während des russischen Bürgerkrieges verwickelt gewesen ist. Schon vor Jahren wurde der General der gefürchteten Warägergarde, der Eliteeinheit Tschistokjows, vom internationalen Gerichtshof des Weltverbundes wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ zum Tode verurteilt und vorgestern hat die Weltregierung erstmals einen Auslieferungsantrag an Russland gestellt.
Seit Kohlhaas im Jahre 2028 aus einer Nervenheilanstalt nahe Berlin ausgebrochen und in Osteuropa untergetaucht ist, ziehen sich seine Gewalt- und Mordtaten wie ein roter Faden durch seine Biographie.
Laut aktuellen GSA-Berichten stand der heutige General in engem Zusammenhang mit dem Bombenanschlag auf den ehemaligen Gouverneur des Verwaltungssektors Europa-Mitte, Leon-Jack Wechsler, im März 2029. Auch im japanischen Krieg hat er sich als Söldner Matsumotos einen traurigen Ruf erworben. Schließlich schloss sich Kohlhaas 2033 der sogenannten Freiheitsbewegung der Rus an, wo er sich seitdem als besonders skrupelloser Killer im Auftrag Tschistokjows einen Namen gemacht hat.

Heute ist Russland den Wahnvorstellungen seines neuen Machthabers schutzlos ausgeliefert und Leute wie General Kohlhaas sind mehr denn je federführend, wenn es darum geht, das verarmte Land mit Völkermord und Terror zu überziehen.
Die folgende Sendung versucht, den bedrückenden Werdegang der menschlichen Bestie Frank Kohlhaas zu rekonstruieren. Wir wünschen Ihnen nun gute Unterhaltung mit der folgenden Sendung aus der Reihe „Artur Tschistokjow und sein Schreckensregime".
Verpassen Sie auch die nachfolgende Reportage „Thorsten Wilden – Der Vordenker der Finsternis" nicht, in der EB-Network einen verstörenden Blick auf den russischen Außenminister werfen wird …", sagte eine junge Nachrichtensprecherin.
Franks Konterfei erfüllte den Bildschirm. Düstere Musik ertönte und grauenhafte Bilder aus dem russischen Bürgerkrieg erfüllten den Fernsehbildschirm. Anschließend wurde ein altes Foto von Franks Scanchip gezeigt und eine Stimme sagte: „Dies ist einer der brutalsten Kriegsverbrecher des 21. Jahrhunderts. Seine Gesichtszüge wirken auf diesem Foto aus dem Jahre 2026 jugendlich und harmlos, doch was sie nicht zeigen, ist die Tatsache, dass Frank Kohlhaas schon damals unter massiver, psychischer Instabilität litt. Seit seiner Jugend war er immer wieder auffällig geworden und wurde schließlich 2028 in eine Nervenheilanstalt eingeliefert, nachdem er einen Arbeitskollegen ohne Grund totgeprügelt hatte."
Kurz darauf wurde eine Frau namens Hannelore Reichert interviewt. Frank hatte sie im Leben noch nicht gesehen, aber sie wurde den Zuschauern als seine ehemalige Grundschullehrerin vorgestellt.

„Schon in der ersten Klasse hatte ich Frank mehrfach dabei erwischt, wie er nach der Schule Hunde und Katzen quälte. Mit seinen Mitschülern ging er nicht anders um, sie hatten ständig unter seinen Wutanfällen und Drohungen zu leiden. Heute sehe ich ein, dass wir bei Kindern mit derartigen Tendenzen wachsam sein müssen. Dass aus dem verwirrten Jungen am Ende eine derartige Bestie werden würde, hätte ich allerdings auch nicht gedacht", erläuterte die grauhaarige Frau, um dann betroffen in die Kamera zu schauen.

Frank schaltete den Fernseher ab und schüttelte den Kopf. „Hannelore Reichert!", zischte er, ein verächtliches Lächeln aufsetzend. „Sie sind wirklich die Meister der Lüge. Es ist schon eine Leistung, jedes Jahr Abermillionen Menschen abzuschlachten, überall Kriege anzufangen, die ganze Welt brutal zu versklaven und das dann auch noch als „Humanität" zu verkaufen", brummte er angewidert, während er Bäumer anblickte. Dieser verzog ebenfalls wütend sein Gesicht und schlug mit der Faust auf den Tisch.
„Sie werden uns nicht in Ruhe lassen. Diese Medienratten werden weiter hetzen und hetzen, bis es eines Tages wieder zu einem Krieg kommt. Man könnte wirklich verzweifeln. Ich bin gespannt, was dieser lügenden Brut als nächstes einfällt!"
„Was soll's! Mögen sie an ihrem eigenen Gift ersticken. Hier in Arturs Reich können sie uns so schnell nichts und da es den gewöhnlichen Bürgern des Nationenbundes verboten ist, sich diese Feindsender anzusehen, brauchen wir uns auch nicht allzu sehr zu sorgen, dass diese Lügen ihre zersetzende Wirkung bei uns in größerem Stil entfalten können", erklärte Kohlhaas.

Alf grinste gequält. „Wir als führende Kämpfer der Freiheitsbewegung haben also die Sondergenehmigung, uns diesen Dreck anzuschauen und uns aufzuregen …“
„So könnte man es sagen, mein Lieber!“, entgegnete Frank und musste ebenso schmunzeln.
Bäumer ging in die Küche. Kurz darauf kam er mit einigen Bratwürsten und ein paar Brötchen wieder. Die beiden Freunde aßen zu Abend und vergaßen die unschöne Fernsehsendung bald wieder.

„Matsumotos Japan ist der Stachel in unserem Fleisch, aber Tschistokjows Russland ist weit mehr. Wir können seine Macht noch immer nicht richtig einschätzen, aber was er tut, ist zutiefst beunruhigend“, murmelte der Vorsitzende des Rates der Weisen, der obersten Instanz der internationalen Logenorganisation, die die Menschheit nach wie vor in ihren Klauen hielt.
Die anderen Ratsmitglieder nickten oder musterten den Obersten der Weisen mit fragenden Blicken. Dann fuhr der Vorsitzende fort: „Ich glaube, dass Artur Tschistokjow den großen Plan ernsthaft gefährden könnte. Ja, ich traue ihm diese Kraft zu …“
„Diese Ansicht vertrete ich nicht!“, warf der Weltpräsident in die Runde, „Ich traue Tschistokjow auch viel zu, aber er ist nicht der wiedergekehrte Messias oder so etwas. Nein, die Kraft den großen Plan zu zerstören, hat er nicht. Das ist schier unmöglich.“
„Das sehe ich auch so. Dieser Mann ist ohne Zweifel gefährlich, aber in den letzten Jahrhunderten hatte niemand das Potential, uns auf Dauer aufzuhalten. Denken Sie an jene, die es versucht haben. Sie sind alle gescheitert, meine Brüder!“, bemerkte ein ergrauter Herr am Ende des großen Konferenztisches.

„Trotzdem ermahne ich den Rat und alle untergeordneten Logen zu noch größerer Wachsamkeit, was Artur Tschistokjow betrifft. Wenn wir ihn nicht vernichten, dann ist unsere Weltmacht in Gefahr“, sagte der Vorsitzende mit ernster Miene.
„Vielleicht sollten wir Russland endlich angreifen und den rebellischen Staat vernichten, denn wenn es Tschistokjow wirklich gelingen sollte, Russland und Europa wieder stark zu machen, dann könnten sich die Machverhältnisse zu unseren Ungunsten verändern“, warnte ein weiterer hoher Bruder.
Der Weltpräsident erbat das Wort und bemerkte: „Wir müssen uns an die Vorgaben des großen Plans halten und zuerst die anderen Aufgaben, die er an uns stellt, erfüllen. Zudem kann die GCF aus finanziellen Gründen derzeit nicht mit noch mehr Soldaten aufgestockt werden.
Unsere Streitkräfte sind entweder auf Indien und China konzentriert, wo die ODV-Seuche weiter wütet, oder müssen unsere Ordnung in Hunderten anderer Länder aufrechterhalten. Ein Angriff auf Russland würde es erfordern, einige Millionen GCF-Soldaten zusätzlich auszuheben und ich schlage vor, dass wir erst einmal abwarten und in Ruhe aufrüsten, um Tschistokjows Reich in den nächsten Jahren zu zerschlagen. Doch wir benötigen noch mehr Zeit, um alles gut vorbereiten zu können.“
„Was sollen wir dann tun?“, wollte einer der Weisen wissen.
„Wie wäre es, wenn wir dem russischen Souverän Frieden anbieten?“, antwortete ihm der Vorsitzende des Weltverbundes.
„Frieden?“, stieß ein Mann mit weißem Bart entgeistert aus.

„Ja, Frieden! Wir versuchen uns gut mit ihm zu stellen und machen ihm Zugeständnisse, zumindest so lange, bis wir bereit sind, den Nationenbund der Rus in einen vernichtenden Krieg zu drängen“, erklärte der Weltpräsident mit wissendem Blick.
„Aber das wird Tschistokjow doch schnell durchschauen. Er kennt unsere Pläne und weiß, wie wir denken!“, meinte ein Ratsmitglied.
Daraufhin mischte sich der Vorsitzende in die Debatte ein; er stimmte dem Vorschlag des Weltpräsidenten zu. „Natürlich ist Tschistokjow nicht naiv, aber er wird sich freuen, wenn er erst einmal in Ruhe sein Land aufbauen kann. Vielleicht wird er auch mit der Zeit nachlässiger und zögernder, was seine Rüstungsvorhaben betrifft. Ich halte es nicht für unrealistisch, dass wir ihn dazu bringen können, uns gegenüber gutmütiger und weniger wachsam zu sein. So wie die GSA sein Persönlichkeitsprofil einschätzt, will dieser Mann das Gute und träumt keineswegs vom ewigen Krieg. Geben wir ihm doch seinen ersehnten Frieden, auf dass er faul und träge wird.“
„Ja, wir töten ihn langsam – mit der Illusion des Friedens!“, zischte der Weltpräsident leise in die Runde und lächelte kalt.
Einige der anderen Ratsmitglieder ließen sich im weiteren Verlauf der Diskussion von den Plänen der beiden obersten Männer des Rates der 13 überzeugen, andere hingegen blieben nach wie vor skeptisch. Doch letztendlich hatte wie immer der Vorsitzende die Entscheidungsgewalt und dieser ordnete schließlich an, was den Logenbrüdern so fremd war, wie einem Vogel der Meeresgrund: Frieden.

So ließ die permanente Hetze der internationalen Medien gegen den Nationenbund der Rus in den folgenden drei

Monaten spürbar nach, was zugleich die erste Maßnahme der neuen Friedenpolitik des Weltverbundes darstellte.
Die weltweit vernetzte Logenorganisation tat nun alles dafür, das Klima zwischen der Weltregierung und dem neuen Russland Schritt für Schritt zu entspannen. Für Mitte November des Jahres 2042 kündigte sich schließlich hoher diplomatischer Besuch im neuen Präsidentenpalast von St. Petersburg an. Kein geringerer als der Weltpräsident selbst bat Artur Tschistokjow um Friedensgespräche und dieser willigte offensichtlich dankbar ein.
Tief im Inneren wusste das Oberhaupt des Nationenbundes zwar, dass man eher einer Giftschlange als seinem baldigen Gast trauen konnte, doch Tschistokjow interpretierte dieses unerwartete Angebot trotz allem als Erfolg seiner Politik; er redete zunehmend häufiger davon, die Konflikte mit der Weltregierung in Zukunft ohne Blutvergießen klären zu können.
Thorsten Wilden, als Kenner der weltpolitischen Hintergründe, wie auch viele weitere Kabinettsmitglieder und Freunde Tschistokjows, betrachteten die neue Vorgehensweise der Weltregierung hingegen weit weniger euphorisch. Sie warnten den russischen Souverän eindringlich davor, sich von den gespaltenen Zungen seiner Feinde einwickeln zu lassen. Artur Tschistokjow betonte jedoch, dass ihm die Vorgehensweisen und Taktiken der Logenbrüder bestens bekannt wären und bat seine Mitstreiter, sich keine Sorgen zu machen. Doch wer ihn in dieser Zeit sah und reden hörte, der merkte ihm seine unübersehbare Freude darüber an, dass der übermächtige Gegner offenbar endlich bereit zu sein schien, den ewigen Kreislauf aus Hass und Krieg zu unterbrechen.
„Natürlich werden wir oder unsere Nachfahren uns eines Tages wieder mit den Logenbrüdern auf dem Schlachtfeld

auseinandersetzen müssen, aber wir sollten jede friedliche Minute nutzen, um aufbauend und konstruktiv unserem Land zu helfen“, verkündete Artur Tschistokjow immer wieder.
Schließlich gab er sogar zu, dass er des ständigen Kämpfens gründlich müde geworden war und manchmal schien er fast selbst daran zu glauben, dass es einst so etwas wie eine friedliche Koexistenz des Weltverbundes und der freien, unabhängigen Staaten auf Erden geben könne.
Thorsten Wilden warf seinem Freund und Weggefährten hingegen Kurzsichtigkeit vor; er forderte ihn auf, sein Augenmerk auch weiterhin auf die militärische Aufrüstung Russlands zu legen und das Treffen abzusagen. Doch Tschistokjow war fest entschlossen, den Weltpräsidenten am 16.11.2042 in St. Petersburg zu empfangen.
„Als oberster Mann des Nationenbundes der Rus trage ich die volle Verantwortung für mein Volk und ich bin verpflichtet, keine Möglichkeit auf Frieden auszuschlagen“, verteidigte Tschistokjow seine Position.
Bald waren es kaum noch zwei Wochen, bis das Oberhaupt des Weltverbundes Russland zu besuchen gedachte, und die Vorbereitungen für das Treffen der beiden Staatsmänner liefen bereits auf Hochtouren.
Tschistokjow wollte seinem Gast einen beeindruckenden Empfang bereiten; er schien ganz auf die Verführungskünste der Logenbrüder hereinzufallen – schneller als es diese erwartet hatten.

Friedensgespräche

„Der Weltpräsident kommt zu uns?“, rief Frank völlig verblüfft, sein Sessel kippte fast nach hinten weg.
Auch Julia stand mit weit aufgerissenen Augen vor dem Fernsehkasten und verfolgte die Nachrichtensendung auf dem ausländischen Kanal. Friedrich hingegen spielte am anderen Ende des Wohnzimmers mit einigen Bauklötzen, lachte ab und zu laut auf und schien die weltpolitische Brisanz des angekündigten Staatsbesuches ziemlich zu ignorieren.
„Der Weltverbund hat sich entschlossen, dem russischen Diktator Artur Tschistokjow eine Chance zu geben und wird in Zukunft versuchen, auf diplomatischem Wege eine Einigung mit dem neu entstandenen Nationenbund der Rus zu erzielen.
Bei diesem ersten Friedengespräch mit Russland wird es unter anderem um eine zukünftige Neuausrichtung der außenpolitischen Verhältnisse gehen, allerdings werde der Weltpräsident auch die Problematik der Aufrüstung und der Menschenrechtsverletzungen in Russland ansprechen“, verkündete die Nachrichtensprecherin.
„Dieser Hund kommt tatsächlich zu uns! Ich dachte, dein Vater hätte einen Scherz gemacht, als er mir erzählt hat, dass Artur den Kerl empfangen will“, murmelte Kohlhaas in Julias Richtung. Er konnte es einfach nicht fassen.
„Humanität und Pazifismus sind die Grundpfeiler der neuen Weltordnung und es ist wichtig, auch Staaten wie Japan und Russland zurück in den Kreis der friedliebenden Nationen zurückzuführen und Kriege in Zukunft zu verhindern“, erklärte der Weltpräsident bei einer Pressekonferenz in New York.

Frank und Julia rümpften die Nasen; sie betrachten die neue Taktik des Weltverbundes mit berechtigter Skepsis.
„Die planen doch wieder etwas“, flüsterte die Tochter des Außenministers, gebannt auf den Fernsehbildschirm starrend.
„Humanität und Pazifismus! Wie lächerlich!“, zischte Frank und schaltete das Gerät ab.
Die nächsten Stunden dieses aufregenden Tages waren von langen Gesprächen zwischen Julia und ihm geprägt. Auch Alfred kam mit Svetlana zum Abendessen vorbei, um sich ausführlich über die neue Situation auszulassen. Franks bester Freund wirkte ebenfalls verstört und stellte wilde Spekulationen bezüglich des baldigen Besuches des Weltpräsidenten an.
Sie hatten mit vielem gerechnet, aber nicht damit. Dass die Logenbrüder auf einmal vorgaben, den Frieden zu wollen, verwirrte sie zutiefst. Zwei Tage später wurden Frank und Alfred von einem aufgeregten Artur Tschistokjow nach St. Petersburg gerufen, um an den Vorbereitungen für den historischen Staatsbesuch mitzuwirken.
„Die Waräger sollen als meine Ehrengarde Spalier stehen, wenn der Weltpräsident kommt“, ordnete das Oberhaupt des Nationenbundes an. Er machte den Anschein, als würde zumindest ein Teil von ihm doch an ein friedliches Auskommen mit dem Weltverbund glauben.
Frank sagte Tschistokjow hingegen gehörig die Meinung. Er war außer sich, ermahnte ihn, den bisher beschrittenen Weg nicht zu verlassen und keine Zugeständnisse zu machen. Ähnlich verhielt sich auch der japanische Präsident Matsumoto, der seinen russischen Bündnispartner mehrfach zu überzeugen versuchte, das Treffen wieder abzusagen.
„Diese Verbrecher können nur mit dem Schwert niedergerungen werden. Ihre süßen Worte sind nichts als Dolche,

die sie uns in den Rücken stoßen wollen!", erklärte der Japaner, doch der Anführer der Freiheitsbewegung ließ sich nicht beirren. Er war fest entschlossen, den Weltverbund diesmal nicht vor den Kopf zu stoßen.
„Ich lasse mich schon nicht einwickeln", versuchte Tschistokjow seine Getreuen zu beruhigen, aber Frank, Wilden und viele andere blieben dennoch skeptisch.
„Ich würde den Weltpräsidenten viel lieber über den Haufen schießen, wenn ich ihn schon einmal so nahe vor der Mündung habe!", entgegnete Kohlhaas Tschistokjow daraufhin.
Doch es half alles nichts. Es dauerte nicht mehr lange, da zeigte das Kalenderblatt den 16. November des Jahres 2042 und der von den Medien weltweit bejubelte Staatsbesuch fand tatsächlich statt.

St. Petersburg war von Menschenmassen überlaufen und Hunderte von Polizisten und Volksarmisten sicherten die Zufahrtsrouten zum Präsidentenpalast ab, um dem prominenten Gast die ausreichende Sicherheit zu gewährleisten. Tausende von kleinen Russland- und Drachenkopffähnchen wurden geschwenkt, während sich die Masse am Straßenrand sammelte und in der Hoffnung auf eine friedliche Zukunft in Jubel ausbrach.
General Kohlhaas hätte hingegen würgen können und wurde nicht müde, diese Tatsache jedem seiner Warägergardisten unter die Nase zu reiben. Alf und er standen nun schon eine Stunde lang starr in der ersten Reihe eines Blocks grau uniformierter Elitesoldaten und warteten auf die Ankunft des Besuchers.
Heute hatten sie sich herausgeputzt wie seit Jahren nicht mehr und ihre glatt gebügelten und geschniegelten Uniformen ließen sie adrett und edel erschienen. Sogar die

Knöpfe an den extra für Staatsempfänge angefertigten, neuen Soldatenkleidern blitzten und blinkten wie kleine Diamanten.
Gegen 15.00 Uhr näherte sich eine schwarze Limousine dem mit roten Samtteppichen belegten und von Warägertrupps bewachten Platz vor dem St. Petersburger Präsidentenpalast. Schließlich hielt die noble Karosse an und der Weltpräsident entstieg ihr mit galanten Bewegungen. Er strich sich durch seine geglätteten, dunklen Haare, während er den Ehrengardisten zu seiner Rechten ein selbstgerechtes Lächeln schenkte.
„Jetzt einfach die Knarre nehmen und Paff!", fauchte Kohlhaas still auf Deutsch in sich hinein und versuchte, weiterhin geradeaus zu schauen.
„Wie bitte, Herr General?", flüsterte sein Nebenmann.
Frank drehte ihm kurz den Kopf zu. „Ich habe nur laut gedacht."
Seine grünen Augen pulsierten vor Hass und am liebsten wäre er losgesprungen, um den „Menschenfreund" an Ort und Stelle in Stücke zu hacken. Doch seine Aufgabe war es heute lediglich, gut auszusehen, zu schweigen und zackig zu wirken.
Nachdem der Weltpräsident aus seiner Limousine gestiegen war, begann er sich vor den zahlreichen Kameras und Journalisten zu postieren, um einige kurze Statements abzugeben. Er bekundete seinen Willen zum Weltfrieden erneut und lächelte dabei zufrieden.
Nach einer Weile kam auch Artur Tschistokjow in einer Limousine herangefahren und das schwarze, glänzende Gefährt wurde sofort von einem gewaltigen Pulk von Berichterstattern und Journalisten belagert, so dass eine Weiterfahrt kaum noch möglich war. Heute hatten sich alle versammelt, sowohl die Vertreter der Medien des Natio-

nenbundes, als auch Hunderte von Journalisten aus aller Herren Länder, die pausenlos knipsten, tippten und fragten.
Unter dem ohrenbetäubenden Jubel der Menschenmasse hinter den Absperrungen, die den Platz umgaben, stieg der russische Souverän aus seinem Wagen und schritt langsam auf seinen Gast zu.
„Stillgestanden!“, donnerte eine Stimme hinter dem Trupp Waräger gen Himmel und die edel uniformierten Soldaten standen stramm.
Auch Frank fügte sich murrend dem Befehl, ließ das befremdliche Szenario an sich vorbeiziehen. Jetzt standen Artur Tschistokjow und das Oberhaupt des Weltverbundes voreinander und schenkten sich gegenseitig ein skeptisches Lächeln.
„Willkommen in St. Petersburg!“, sagte Tschistokjow schließlich. Er schüttelte seinem Gast die Hand und verneigte sich höflich.
„Vielen Dank, Herr Tschistokjow! Es ist mir eine Ehre, Sie endlich einmal persönlich kennenlernen zu dürfen!“, erwiderte der Weltpräsident und die beiden Politiker drehten sich leicht zur Seite, um in zahllose Kameras zu grinsen.

Der Weltpräsident und Artur Tschistokjow unterhielten sich nun schon seit über einer Stunde, nachdem sie zuvor den üblichen Smalltalk ausgetauscht hatten. Der Vorsitzende des Weltverbundes bemühte sich, überaus freundlich und zuvorkommend zu erscheinen, um seinen Verhandlungspartner nicht zu beunruhigen. Sein russischer Gastgeber hingegen wirkte heute keineswegs so, als sei er in Höchstform, und überließ ihm zunächst das Reden.

„Wie haben Sie es geschafft, Ihre Freiheitsbewegung der Rus buchstäblich aus dem Nichts aufzubauen, Herr Tschistokjow? Bei all dem Widerstand, dem Sie sich entgegenstellen mussten?“, fragte der Logenbruder.
„Nun, ich war der festen Überzeugung, dass man sich gegen Leute wie Sie wehren muss!“, gab Artur Tschistokjow mit einem breiten Lächeln zurück.
„Ach, Herr Tschistokjow, ich hoffe, dass es in Zukunft weniger Reibereien zwischen der Weltregierung und dem Nationenbund geben wird. Wir werden sicherlich keine Freunde werden, aber wir müssen uns auch nicht mehr mit Hass und Feindschaft gegenüberstehen …“, erwiderte der Weltpräsident.
„Dann sorgen Sie doch bitte dafür, dass die ständige Hetze und Verleumdung gegen mein Land und meine Person in den internationalen Medien eingestellt wird“, sagte der abtrünnige Staatschef ernst.
„Darüber können wir sicherlich sprechen, Herr Tschistokjow.“
„Das wäre jedenfalls eine Grundlage für weitere Gespräche, Herr Weltpräsident.“
Artur Tschistokjows Gegenüber musterte diesen mit einem aufgesetzten Lächeln. Er faltete langsam die Hände.
„Gut, darauf kann sich der Weltverbund einlassen …“
„Ich werde ja sehen, ob Sie Wort halten.“
„Ja, natürlich werden Sie das, Herr Tschistokjow. Und ich will ehrlich zu Ihnen sein: Die Weltregierung möchte keinen Krieg mit Russland, da wir andere Probleme haben. Daher wollen wir mit dem Nationenbund verhandeln.“
„Die ODV-Seuche und die Zwangsregistrierungen binden Ihre Kräfte zurzeit sehr, nicht wahr?“, stichelte Tschistokjow nun.

„Die ODV-Epidemie ist nun leider einmal ausgebrochen, was uns alle sehr schockiert, und größere GCF-Kontingente sind notwendig, um für über zwei Milliarden Menschen die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten."
„Naja, aber die Dezimierung der Erdbevölkerung hat ja auch etwas Gutes, oder nicht?", bemerkte der russische Souverän.
Kopfschüttelnd winkte der Weltpräsident ab. Dann lächelte er kalt. „Vermeiden Sie doch bitte diese versteckten Anschuldigungen uns gegenüber. Das sind alberne Verschwörungstheorien, Herr Tschistokjow. Gut, ich weiß, Sie glauben, dass wir diese Seuche künstlich erschaffen haben, aber über derart absurde Dinge möchte ich heute nicht mit Ihnen sprechen, denn das gehört nicht zum Thema. Zudem bitte ich Sie, wenn wir schon einmal bei dieser Sache angelangt sind, solche Vorwürfe gegen den Weltverbund auch nicht mehr in den russischen Medien zu verbreiten."
Artur Tschistokjow nickte. „Wie Sie meinen, dann schrauben wir die gegenseitige Diffamierung zurück. Das wäre mir auch sehr recht."
Das zweithöchste Mitglied des Rates der Weisen und das offizielle Oberhaupt der Weltregierung schenkte seinem Verhandlungspartner einen Blick von mephistophelischer Fröhlichkeit, um dann zu bemerken: „Ich bewundere Sie, Herr Tschistokjow. Ihre Hartnäckigkeit und Ihre Entschlossenheit stehen der unseren in nichts nach. Wenn ich nicht auf der anderen Seite kämpfen würde, wäre ich vielleicht ihr treuester Anhänger …"
Der russische Staatschef räusperte sich und sagte für einige Sekunden nichts, aber man merkte ihm an, dass er sich geschmeichelt fühlte.
„Ich denke, dass ich auch ohne Sie auskomme!", erwiderte er dann mit freundlicher Miene.

„Wie wollen wir denn nun weiter vorgehen? Was soll ich dem Weltverbund sagen? Will der Nationenbund der Rus den Frieden oder nicht?“, wollte der Weltpräsident wissen.
„Ja, definitiv. Ich lege keinen Wert mehr auf Krieg, wenn Sie uns nur endlich in Ruhe so leben lassen, wie wir es wünschen“, gab Artur Tschistokjow zurück.
„Wie Sie und Ihre Mitstreiter es wünschen!“, berichtigte ihn sein Gegenüber mit ironischem Unterton. „Ich glaube kaum, dass alle Russen, Ukrainer und Balten mit ihrer Diktatur einverstanden sind.“
„Und ich glaube, dass der Anteil der Russen, die mir freundlich gegenüber stehen, um einiges größer ist, als der Anteil derer, die in den von Ihnen …“
„Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten, Herr Tschistokjow!“, unterbrach ihn sein Gast dezent.
„Schon gut, Herr Weltpräsident!“
Jetzt lehnte sich der Logenbruder ein wenig über den Konferenztisch und sah Artur Tschistokjow tief in die Augen. „Wird das neue Russland offen sein für Handelsbeziehungen mit dem Weltverbund?“
Der russische Souverän überlegte kurz. Dann zuckte er mit den Achseln. „Das kann ich an dieser Stelle noch nicht sagen. Wie sollen diese Handelsbeziehungen denn aussehen, Herr Weltpräsident? Bisher haben Sie uns immerhin mit allen Mitteln boykottiert und isoliert.“
„Das könnte sich ändern“, säuselte dieser.
„Und was erwarten Sie von mir? Soll ich Ihre Banken wieder in mein Land lassen? Wollen Sie mir Kredite anbieten? Das können Sie vergessen!“, stellte Artur Tschistokjow klar.
„Nein, aber eine wirtschaftliche Öffnung könnte der gebeutelten Ökonomie Russlands einige Vorteile bringen.“

„Unserer Wirtschaft geht es gut und wir werden, von Japan abgesehen, von keinen anderen Handelspartnern abhängig sein. Aber es bewegt mich, dass Sie sich solche Sorgen um unser Wohlergehen machen, Herr Weltpräsident."
„Überlegen Sie es sich einfach in Ruhe. Unser Angebot steht. Die Weltregierung will Frieden und offene Handelsbeziehungen, das kann ich Ihnen jedenfalls versichern."
„Gut, ich werde darüber nachdenken", versicherte der russische Staatschef.
Sein Gesprächspartner nickte zufrieden und erklärte diese erste Verhandlung für abgeschlossen. Die beiden Politiker beendeten ihre interne Sitzung, verließen den kleinen Konferenzraum im Präsidentenpalast, um sich anschließend den vor der Tür lauernden Schwärmen von Journalisten und Kamerateams zu widmen. Das erste Friedengespräch zwischen Artur Tschistokjow und dem Weltpräsidenten war vorbei. Nun wartete noch eine lange Pressekonferenz auf die beiden Politiker.

„Meilenstein auf dem Weg zum Weltfrieden!", titelte am nächsten Tag die größte Zeitung Nordamerikas, während die Volkszeitung der Rus das hochbrisante Gespräch in St. Petersburg mit der Schlagzeile „Artur Tschistokjow kämpft für den Frieden!" kommentierte.
Es folgten unzählige Fernsehberichte und Reportagen auf sämtlichen Kanälen quer durch alle Länder des Erdballs und beide Seiten waren bemüht, sich als die jeweils größten Friedensapostel zu präsentieren.
Es war jedenfalls eine Tatsache, dass Artur Tschistokjow das unerwartete Angebot des Weltverbundes in erster Linie mit seiner eigenen politischen Macht erklärte und verkündete, dass die Logenbrüder Russland inzwischen offenbar fürchteten.

Viele seiner Kabinettsmitglieder sahen das hingegen anders, sprachen von einer „neuen Form der Zersetzungsarbeit“ des Feindes und wurden nicht müde, ihren Anführer vor weiteren Verhandlungen mit der Weltregierung zu warnen. Doch der russische Souverän winkte ab und ließ die Kritik seiner Berater ins Leere laufen. Tschistokjow betonte ihnen gegenüber, dass man keine Chance auf Frieden vertun sollte.
Außenminister Wilden und die anderen Kabinettsmitglieder waren mit ihrem politischen Latein am Ende. Die zum ersten Mal verhältnismäßig positiven Berichte in der internationalen Presse schienen regelrechter Balsam für die Seele des russischen Staatsoberhauptes zu sein. Dieser genoss es offenbar, dass er endlich einmal nicht als „wahnsinniger Diktator“ oder „gefährlicher Kriegshetzer“ beschimpft wurde.
So hielt Artur Tschistokjow nun auch im ganzen Land flammende Reden, in denen er seinen festen Willen zum Frieden beteuerte. Er sprach vom „Ende der Eiszeit“ und spielte damit auf den historischen Kalten Krieg zwischen der Sowjetunion und den USA an.
„Einen solchen Zustand wollen wir nicht noch einmal haben. Jahrzehnte voller Misstrauen und Hass sind das, was unser kriegsbeuteltes Land zurzeit am wenigsten gebrauchen kann“, sagte Tschistokjow vor Tausenden seiner Rus bei einer Rede in Smolensk.
Trotzdem schlug dem einst so revolutionären und radikalen Rebellenführer von Seiten seiner alten Kämpfer nach wie vor großes Unverständnis entgegen. Dass gerade er, der ansonsten immer seine unüberwindliche Feindschaft gegenüber den Logenbrüdern unterstrichen hatte, jetzt auf einmal vom Frieden mit dem Todfeind sprach, wirkte auf viele Rus nicht ganz zu Unrecht befremdlich.

Frank und Alfred waren inzwischen wieder nach Minsk zurückgekehrt. Auch sie waren keineswegs von Artur Tschistokjows neuem Weg angetan und wandten ihre Aufmerksamkeit Wichtigerem zu. Frank verbrachte seine Zeit mit Julia und Friedrich, die sich schon riesig auf das Weihnachtsfest freuten. Für Anfang Dezember planten sie noch eine kleine Rundreise durch Weißrussland und wollten sich ein paar ruhige Tage in Brest gönnen.
„Soll doch Artur erst mal machen, was er will", meinte Bäumer zum Abschied zu den beiden. Und sicherlich war ein dauerhafter Frieden für sie alle auch nicht die schlechteste Option, wie sich Frank selbst eingestehen musste.

Julia atmete die kühle, frische Luft tief ein, während sie von den Zinnen einer alten Burg auf die Stadt Brest hinabblickte. Heute schien die Sonne noch einmal mit aller Kraft durch den ansonsten wolkenverhangenen Dezemberhimmel.
„Papa, was ist das für ein Ding?", wollte Friedrich wissen. Er zupfte Frank an der Hose.
„Meinst du dieses Gebäude?"
„Ja! Wie heißt das?"
„Das ist eine Burg, Friedrich! Dieses ganze Ding nennt man eine Burg!"
„Burg?"
„Ja, da haben früher Ritter gelebt …"
Der Kleine runzelte die Stirn: „Ritter? Was sind denn das?"
„Das sind in der alten Zeit Soldaten gewesen", erläuterte Frank, seinem Sohn zulächelnd.
„So wie du, Papa?"
Julia grinste und wandte ihren Kopf Kohlhaas zu. „Papa, der edle Ritter …"
„Ja, so ähnlich. Aber die Ritter hatten Rüstungen und Schwerter – keine Sturmgewehre."

„Sturmgewehre?“, Friedrich kratzte sich am Kopf.
„Nun erzähle dem Jungen doch nicht dieses militärhistorische Zeug, Frank!“, stöhnte Julia und ging zu einem kleinen Würstchenstand am Ende des Platzes.
„Das ist jetzt etwas schwierig zu erklären, Friedrich …“
„Sind das so Soldaten, wie du sie hast, Papa?“
„Meinst du meine Orks aus Zinn?“, fragte Frank.
„Ja, solche Monster. Die haben auch Schwerter und so.“
„Aber die Ritter waren nicht grün“, scherzte Kohlhaas. „Komm ich zeige dir, wie ein Ritter aussah.“
Vater und Sohn gingen ein wenig durch die alte Burg und kamen schließlich zu einem Gemälde, das einen Ritter darstellte. Friedrich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.
„So sahen die Ritter aus. Sie hatten eiserne Rüstungen und Helme“, bemerkte Frank.
„Oooh, ich wäre auch gerne so ein Ritter. Die sehen toll aus, Papa!“
Kohlhaas schmunzelte. „Kannst du denn überhaupt kämpfen, du kleiner Winzling?“
Friedrich antwortete auf diese Frage mit einem lauten Gejohle und versuchte, seinem Vater einen Tritt zu verpassen. Lässig wich Frank dem kleinen Beinchen aus. Er fing seinen Sohn auf, bevor dieser nach vorne über purzelte.
„Klar! Ich kann auch kämpfen, Papa!“, quiekte Friedrich und krallte sich am Hosenbein seines Vaters fest.
„Arrgh!“, rief er dann. Frank hob den Jungen hoch.
Inzwischen hatten sich einige Besucher der Burg umgedreht und warfen den beiden verstörte Blicke zu. Friedrich lachte und johlte immer lauter, bis sich Julia hinter ihnen räusperte. Die hübsche Frau schüttelte den Kopf.
„Musst du dem Kleinen denn immer diesen Mist beibringen und so wild mit ihm herumtollen?“, rügte sie Frank.

„Wir haben doch nur ein wenig gespielt“, verteidigte sich dieser kleinlaut.
„Ich frage mich manchmal, wer von euch beiden vier Jahre alt ist“, sagte Julia. Sie nahm Friedrich an die Hand.
„Papa wollte mir zeigen, wie die Ritter kämpfen, Mama!“, versuchte der Kleine seiner Mutter zu verdeutlichen, doch diese winkte ab.
„Jetzt ist Schluss mit diesem Unsinn und gekämpft wird heute gar nicht mehr. Iss jetzt erst einmal deine Wurst, Friedrich.“
Wenige Minuten später waren die drei wieder in den Burghof gegangen; der Junge mampfte laut schmatzend vor sich hin.
„If will auf mal ein Riffer werfen“, sagte Friedrich mit vollen Backen und schmiegte sich an seine Mama.
„Aber zuerst musst du mal deine Wurst essen, klar?“, erwiderte Julia, dem Knirps den Kopf tätschelnd.
So widmete sich der kleine Sohn erst einmal dieser Aufgabe und stellte seine Ritterkarriere hinten an.

Die 12 Mitglieder des Rates der Weisen hatten sich heute in einem Chicagoer Hotel getroffen und waren gespannt, was der Weltpräsident bezüglich des jüngsten Treffens mit Artur Tschistokjow zu berichten hatte. Dieser wirkte zuversichtlich und strahlte eine gewisse Genugtuung aus. Um ihn herum hatten sich die anderen Mitglieder des obersten Gremiums der weltweiten Logenorganisation auf ihren Stühlen niedergelassen; neben dem Weltpräsidenten saß der Vorsitzende des Rates der 13.
Der ergraute, zutiefst verschlagen wirkende Mann stand auf und verzog seine leicht wulstigen Lippen zu einem kurzen Lächeln.

„Unser Bruder wird uns nun von seinem Treffen mit Artur Tschistokjow berichten."
„Danke, Meister!", sagte der Weltpräsident leise, um dann mit seinen Ausführungen zu beginnen.
„Es war schön in St. Petersburg, das vorweg. Dieser Tschistokjow ist ein hoffnungsloser Idealist. So wirkt er jedenfalls auf mich. Sicherlich ist er auch ein Fanatiker gegenüber denen, die sich ihm offen als Feinde in den Weg stellen, aber sobald man auf ihn versöhnlich einwirkt, wird er immer ruhiger und freundlicher."
„Was ist er für ein Mensch? Welche Aura hat er?", redete ein Großbankier dazwischen.
„Jetzt bitte keine Zwischenfragen! Darauf komme ich später zurück", fuhr ihn der Weltpräsident an. Er erzählte seinen Brüdern in allen Einzelheiten von dem ersten Friedensgespräch; diese lauschten gespannt, wirkten erstaunt. Was die Führungsköpfe des Geheimbundes, die obersten 12 Auserwählten und Weisen, jetzt hörten, stimme sie, wenn sie diesen Gemütszustand überhaupt kannten, fröhlich.
Der russische Staatschef hatte offenbar charakterliche Eigenschaften, die ihn gegenüber denen, die keinen Charakter besaßen, verwundbar machten. Warum sollte man Artur Tschistokjow weiter mit offenem Hass begegnen, wenn man als „Freund" viel leichter in sein Haus gelangen und ihn erdrosseln konnte, gab der Weltpräsident zu verstehen. So hatten es die Vorgänger der hier versammelten Großmeister in den alten Zeiten, noch bevor die Organisation die Weltherrschaft erlangt hatte, häufig gehandhabt. Sie waren nun einmal die Meister der Lüge und Verdrehung, denn diese Waffen waren oft viel gefährlicher und wirksamer als die größten Armeen.

„Tschistokjow hat tatsächlich gesagt, dass er über Handelsbeziehungen mit uns nachdenkt“, höhnte der Weltpräsident und bösartiges Gelächter schallte ihm aus allen Richtungen entgegen.
„Sicherlich versucht auch er nur zu bluffen, Bruder!“, gab einer der Anwesenden zu bedenken, doch der Vorsitzende des Rates entgegnete ihm, dass sich der russische Staatschef damit in ein Gebiet begeben würde, in dem ihn der sichere Untergang erwartete.
„Ja, natürlich hat er mir beim ersten Treffen nicht sofort aus der Hand gefressen und mir zu vermitteln versucht, dass auch er noch Trümpfe in der Hand hat, aber das war beinahe kindisch. Ich habe diesen Mann, seine Blicke und Gesten studiert, während er mir gutgläubig und naiv von seinen Friedenshoffnungen erzählte. Tschistokjow glaubt tief im Inneren tatsächlich daran und das wird der Schlüssel sein, um ihn zu vernichten.“
„Wenn das so ist …“, murmelte ein Ratsmitglied dazwischen.
„Ich bin mir fast sicher, dass es so ist. Artur Tschistokjow ist im Grunde eine direkte und ehrliche Haut. Er konnte mir nicht viel vormachen und ich denke, dass der Rat der Weisen auf einem guten Weg ist, wenn er diesen Mann weiter umgarnt, so dass er gar nicht bemerkt, wie wir die Auslöschung seines Nationenbundes vorbereiten und unbeirrt weiter vorantreiben!“, erläuterte der Weltpräsident mit einem selbstgefälligen Lächeln.
Derweil erhob sich der Vorsitzende des Rates und sah über die Köpfe der ihm untergeordneten Weisen hinweg. Dann räusperte er sich, gab seinem Stellvertreter per Handzeichen die Anweisung zu schweigen.
„Vielen Dank, Bruder! Wir sind auf dem richtigen Weg, wenn wir bei Tschistokjow die Friedenstaktik anwenden.

Ich glaube auch, wir kommen damit wesentlich weiter, als wenn wir ihm durch unser Verhalten das Feindbild liefern, das er erwartet. Ich befehle hiermit, die Friedensverhandlungen fortzusetzen."
Einige Minuten später war die Zusammenkunft beendet und die Ratsmitglieder verließen das Chicagoer Hotel in der festen Überzeugung, dass Artur Tschistokjow ihren Verdrehungskünsten und Schmeicheleien auf Dauer hoffnungslos unterlegen sein würde.

Der Rest des Jahres 2042 verlief ruhig und ohne Zwischenfälle. Die Hetze gegen den Nationenbund der Rus hatte inzwischen stark nachgelassen und auch der Anführer der Rus wies die Medien in seinem Herrschaftsbereich an, hauptsächlich über innenpolitische Themen zu berichten. Und davon gab es mehr als genug, denn der russische Souverän nutzte die Entspannungsphase, um den Aufbau seines Landes unbeirrt voran zu treiben.
Mittlerweile hatte sich die Industrie weiter erholt und die Arbeitslosigkeit war in noch größerem Maße zurückgegangen. Im verschneiten Januar des folgenden Jahres lud die Freiheitsbewegung ihre Anhänger zu einer großen Veranstaltung nach Kiew ein und Artur Tschistokjow unterstrich bei seiner bejubelten Rede einmal mehr den Erfolg seiner Innenpolitik.
Einen Monat später trafen sich das Staatsoberhaupt des Nationenbundes der Rus und der Weltpräsident erneut. Diesmal kam der mächtigste Mann des Weltverbundes nach Minsk, wo er mit einer großen Parade begrüßt wurde. Artur Tschistokjow und er ließen nun die Öffentlichkeit direkt an ihrem Gespräch teilhaben und Hunderte von Fernsehkameras übertrugen das Spektakel live.

Erneut bekräftigten beide Staatsmänner ihren Willen zum Frieden und kündigten sogar einen Nichtangriffspakt für die nahe Zukunft an. Wenig später reiste der Weltpräsident weiter nach Japan und traf sich dort mit Haruto Matsumoto, um auch das Verhältnis zu Japan zu entspannen. Zwar hatte der japanische Staatschef im Vorfeld große Bedenken geäußert, als der Weltverbund ihm Verhandlungen angeboten hatte, doch war es Artur Tschistokjow gelungen, seinen Verbündeten zu überzeugen, das Angebot nicht auszuschlagen.
So wurde Tokio am 24. März 2043 ebenfalls zum Ort eines weltpolitisch höchst bedeutsamen Treffens zwischen den beiden verfeindeten Politikern. Sowohl das russische Volk als auch die überwiegende Masse der Japaner, begrüßten die Friedensverhandlungen in der Hoffnung, dass ihre Heimatländer in Zukunft von kriegerischen Auseinandersetzungen verschont würden.
Wilden hatte es inzwischen aufgegeben, seinen Freund Artur Tschistokjow zu überzeugen, die Verhandlungen mit den Logenbrüdern einzustellen, denn dieser bestand felsenfest auf deren Fortführung.
Als der Anführer der Freiheitsbewegung dem Weltverbund schließlich sogar zusicherte, dass der Nationenbund demnächst wieder die Einfuhr von Waren aus den Verwaltungssektoren Europa-Mitte und Amerika-Nord zulassen würde, gerieten der Außenminister und er ernsthaft aneinander. Ähnlich erging es Tschistokjow auch mit vielen anderen seiner alten Mitkämpfer, die ihm offenen Verrat an den Grundprinzipien der Revolution vorwarfen und ihn lauthals kritisierten.
Die von der Weltregierung kontrollierten Länder importierten allerdings im Zuge des Handelsabkommens nun auch wieder in Russland erzeugte Waren und man konnte

den Eindruck gewinnen, dass die Geldinteressen der beiden verfeindeten Blöcke die ideologischen Gegensätze in Windeseile überwunden hatten.
Bereits Mitte des Jahres 2043 war ein Zustand erreicht worden, den man zumindest oberflächlich als friedliche Koexistenz der gegnerischen Mächte bezeichnen konnte. Trotzdem verhielten sich beide Seiten aber nach wie vor misstrauisch und ihre Freundlichkeit bei den diplomatischen Verhandlungen wirkte weiterhin aufgesetzt.
Auch war es keineswegs so, dass die konkurrierenden Mächte den Aufbau ihrer militärischen Kräfte sonderlich einschränkten. Im Geheimen arbeiteten Tschistokjows Wissenschaftler unter Anleitung von Prof. Hammer an neuen Waffen und fortschrittlichen Rüstungen für Infanteristen, während der Weltverbund dazu überging, zusätzliche Verbände für seine Global Control Force auszuheben.
Allerdings hatte auch Frank, der sich gegenüber Artur Tschistokjow inzwischen mit allzu scharfer Kritik zurückhielt, in den letzten Monaten den Eindruck gewonnen, dass dieser mehr denn je Gefahr lief, vom revolutionären Weg der Freiheitsbewegung ab zu kommen.

Vor einigen Tagen war Frank vom Oberkommando der Volksarmee der Rus nach St. Petersburg gerufen worden, um einigen „Formalkram“, wie er es bezeichnete, zu erledigen. Die Warägergarde sollte in Zukunft deutlich vergrößert werden und das ohnehin schon harte Ausbildungssystem für neue Rekruten war noch einmal deutlich verschärft worden.
Im Zuge dieser organisatorischen Umstellung hatte General Kohlhaas von der militärischen Leitung einige zusätzliche Aufgabenfelder übertragen bekommen, sollte es noch einmal zu einem Krieg kommen. Doch dafür sprach in

dieser Zeit nichts. Somit war die ganze Sache für Frank lediglich eine formale Angelegenheit.
Ansonsten hatten Julia und er ihre Ruhe vor solchen Dingen und ließen es sich gut gehen. Frank trainierte jetzt wieder täglich, widmete sich dem Sport. Er joggte mit seinem Freund Alf durch die weiten Wälder rund um Ivas und versuchte, sich durch eine Umstellung der Ernährung fit zu halten. Die regelmäßige körperliche Betätigung tat ihm gut, sie wirkte sich auch positiv auf seinen Geist aus.
Depressive Verstimmungen oder schlechte Träume waren in letzter Zeit recht selten geworden und Frank wäre auch kein Grund eingefallen, warum dieser Seelenzustand, den er in den letzten Jahren zu genüge kennen gelernt hatte, noch einmal wiederkehren sollte. Julia hatte sich hingegen wieder in ihr Studium vertieft und pendelte zwischen Ivas und Minsk, wobei sie Frank und Friedrich fast immer begleiteten. Sie hatte bereits ihre Zwischenprüfung abgelegt und unterrichtete ansonsten nach wie vor in der kleinen Schule des ehemaligen Rebellendorfes, wenn es die Zeit zuließ.
Besondere Freude hatten Frank und sie am kleinen Friedrich, der mit jedem verstreichenden Tag ein wenig mehr zu einem wissbegierigen und stets munteren Racker heranwuchs. Friedrich studierte seine Kinderbücher, die ihm Frank und Julia aus Minsk mitgebracht hatten, mit großem Eifer und konnte allmählich immer besser lesen.
„Er ist ein sehr helles Köpfchen“, sagte Wilden voller Stolz, wenn Friedrich seine neuesten Geistesblitze zum Besten gab. Und er hatte Recht.
Die Lernfähigkeit des kleinen Jungen war in der Tat verblüffend und seine Eltern freuten sich schon, wenn Friedrich endlich die Schule besuchen durfte. Ständig fragte sie der kleine Junge, wann es endlich so weit wäre,

dass er richtig lesen lernen konnte. Doch der wissensdurstige Knirps musste sich noch ein wenig gedulden.
„Eines Tages wird er ein führender Mann in der Freiheitsbewegung werden“, prophezeite Wilden immer wieder, ständig betonend, dass man den Jungen so früh wie möglich in Artur Tschistokjows Jugendorganisation einbinden müsse. Die Begeisterung seiner Tochter hielt sich diesbezüglich hingegen in Grenzen.
„Er soll nicht so enden wie Frank. Ein Held in unserer Familie reicht vollkommen aus“, erwiderte sie ihrem Vater dann und begann oft einen Disput mit ihm.
So vergingen die Tage trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten in sorgloser Ruhe und besonders Frank genoss es, einmal keinen seiner Soldaten um sich zu haben. Auch seinem Hobby, dem Battle-Hammer-Spielen, ging er jetzt wieder intensiv nach und verbrachte mit HOK viele aufregende und entspannende Stunden. So konnte es bleiben, dachte sich Kohlhaas. Doch er wusste auch, dass man ihn im Ernstfall nicht nach seiner Meinung fragen würde.

Erholsame Tage

Während in den Grenzen des Nationenbundes die Zeichen auf Frieden standen, hatten sich Indien und Südchina zu regelrechten Schlachtfeldern entwickelt. Die ODV-Seuche war in den letzten Monaten Schritt für Schritt in den indischen Norden vorgerückt und schließlich durch Nepal über die Grenze nach China gekrochen. Mittlerweile häuften sich auch die ODV-Erkrankungen in Afrika und Indonesien.

Doch Indien war nach wie vor am schlimmsten von der Epidemie betroffen. Über 400 Millionen Menschen waren bereits an ihren Folgen gestorben oder im Zuge der chaotischen Zustände auf dem Subkontinent verhungert. Ganze Landstriche waren entvölkert und komplette Städte aufgegeben worden. Hungerrevolten tobten beinahe täglich in den urbanen Zentren des Landes, die sich teilweise mit riesigen Schutzwällen vom Rest der Welt abschotteten. Die Präsenz von GCF-Truppen war in den letzten Wochen noch einmal erhöht worden und nun begann auch Südchina langsam in Panik und Anarchie zu versinken. Inzwischen meinten Millionen Inder und Chinesen, dass die Weltregierung sie im Stich gelassen hätte und die zunehmenden Proteste in den Straßen der großen Metropolen entluden sich immer öfter in blutigen Auseinandersetzungen mit der Polizei und den GCF-Besatzungstruppen.

Anfang August wurde die von der ODV-Epidemie schwer betroffene südchinesische Stadt Kunming zum Ort schwerster Unruhen, die von den internationalen Streitkräften mit brutaler Militärgewalt niedergeschlagen werden mussten. In ganz Asien begann es nun zunehmend zu brodeln und der

Weltverbund hatte alle Hände voll zu tun, seine Macht mit einer Mischung aus Gewalt, Einschüchterung und vorgespielter Betroffenheit zu erhalten. Sehnsüchtig blickten die Menschen in diesen Regionen auf die freien, aufblühenden Länder von Artur Tschistokjow und Haruto Matsumoto, die ihnen fast wie paradiesische Orte erschienen. Diese Tatsache erhöhte zugleich die Gefahr von Revolutionen und Aufständen um ein Vielfaches, was den Weltverbund dazu veranlasste, noch mehr Soldaten nach Asien zu schicken.
Außerdem waren auch die islamischen Rebellen im iranischen Hochland und im Irak wieder aktiver geworden. Sie setzten ihren Partisanenkrieg fort und hatten sich neu formiert. Die unterschwelligen Vorwürfe, dass der Nationenbund der Rus sie mit Waffen und Geld unterstütze, konnten zwar nicht bewiesen werden, doch sie standen weiterhin im Raum.
Aber da sich die Weltregierung in Bezug auf Russland und Japan den Frieden auf die Fahnen geschrieben hatte, hielt sie sich vorerst mit allzu offenen Anschuldigungen zurück.
Artur Tschistokjow kam die Gesamtsituation jedenfalls zu Gute und obwohl ihm von Seiten seiner Berater und Kabinettsmitglieder weiterhin Kritik entgegenschallte, setzte der russische Souverän seine Politik der Versöhnung unbeirrt fort.

„Oh, nein!“, jammerte Frank, während HOK eine durchsichtige Plastikscheibe über einige seiner Battle Hammer Miniaturen legte.
„Das nenne ich einen Volltreffer!“, jubelte der korpulente Informatiker; seine schwabbeligen Backen zuckten vor Freude.
„Wie stark ist der Zauberspruch denn?“, wollte Kohlhaas wissen. Besorgt starrte er auf den Spieltisch.

„Hmmm …“, machte HOK und blätterte in einem zerfledderten Regelbuch herum. „Das ist … Moment … Das ist der ‚Blitz der Mondgöttin‘. Der hat Stärke 16!“
HOK grinste verschlagen, während sein Gegenspieler kreidebleich wurde.
„Stärke 16?“
„Ja, in der Tat! Stärke 16!“, betonte HOK.
Der verschrobene Informatiker ließ ein paar Würfel über den Spieltisch rollen und stieß einen Jubelschrei aus.
„Die Orks sind alle platt, Frank!“
„Mist!“, knurrte Kohlhaas. „Aber die haben immer noch magische Schilde …“
„Dann sind sie bei einer 6 nicht platt!“, bemerkte HOK hämisch.
Frank vergeigte seinen Würfelwurf gründlich. Seine Orks wurden, zumindest symbolisch, in die ewigen Jagdgründe geschickt und verschwanden wieder in einem kleinen Pappkarton.
„Du bist dran“, sagte HOK.
„Dieser verdammte Magier mit seinen Mondzaubern“, wetterte Kohlhaas. Dann ließ er seine Orks vorrücken.
„Meine Gnoggreiter greifen die Elfen an“, sagte er.
„Kommst du überhaupt so weit?“
„Ja, sicher! Die haben einen Angriffsradius von 30 Zentimetern. Die haben nämlich ein spezielles Banner“, erklärte Frank und warf einen Blick auf seine Armeeliste.
„Was denn für ein Banner?“, wollte HOK wissen.
„Das Banner des Gorkiorki!“
„Das Banner des Gorkiorki?“, rief der Computerfreak entsetzt.
„Ja, genau!“, bemerkte Frank mit einem frechen Grinsen und rückte seine Orkreiter an die Elfen heran.
„Verflucht!“

„Tja, jetzt sind die Spitzohren dran!“
„Ich glaube auch“, stöhnte HOK, den Untergang seines großen Elfenregiments erwartend.
Nach einigen Würfelwürfen machten sich die Elfen aus dem Staub und lösten bei den benachbarten Truppen Panik aus.
„Dann mach mal deine Muttests, Dicker!“, höhnte Kohlhaas.
Es dauerte nicht lange, dann hatte HOK sämtliche Würfe gemacht und wirkte nun gar nicht mehr so siegessicher.
„Jetzt laufen auch noch die Speerträger weg! Mist! Mist! Mist!“, schimpfte der Computerexperte und raufte sich die verbliebenen Haare auf dem Kopf.
„So sind die Spitzohren halt …“, neckte ihn Frank. Er stieß einen lauten Lacher aus.
„Das sieht nicht gut aus …“, murmelte HOK.
„Sehe ich auch so, denn der da steht mit seinen Gnoggreitern an deiner Flanke“, meinte Kohlhaas. Er deutete auf seinen Orkgeneral.
Der dickliche Informatiker rieb sich nachdenklich das Kinn, um dann die Arme in die Höhe zu werfen. Er begann damit, seine Elfen vom Spieltisch abzuräumen.
„Es hat keinen Zweck mehr. Die können sich eh nicht mehr sammeln. Das war’s für meine Armee. Glückwunsch, Frank!“
HOK gab auf und reichte Kohlhaas die speckige Hand über das liebevoll gestaltete Schlachtfeld. Jetzt fühlte sich der Sieger des Spiels wieder wie ein echter General und musterte seine Orks mit Stolz.
„Super, Jungs!“, lobte er seine Miniaturen, während HOK seine kleinen Elfen rügte und in eine Holzkiste packte.
„Ich hätte noch einen zweiten Mondmagier nehmen sollen!“, warf er sich vor und ging hart mit sich ins Gericht.

„Was soll's! Man kann ja auch nicht immer gewinnen. So ist Battle Hammer eben …", baute ihn Frank auf.
„Warum habe ich keinen zweiten Mondmagier mitgenommen?"
„Ein großer Sieg für Grimzhag den Ork!", stieß Frank aus. Er betrachtete den General der grünen Horde in seiner Hand mit freudig leuchtenden Augen. „Wir ham die Spitzohren weggehau'n!"
„Spielen wir morgen eine Revanche?", fragte HOK.
Kohlhaas überlegte. „Morgen? Naja, eigentlich wollte ich mit Julia ins Kino gehen, aber vielleicht kann ich ihr ja erzählen, dass wir im Auftrag der Freiheitsbewegung eine neue Internetseite einrichten sollen …"
„Das glaubt dir Julia niemals. Vor allem nicht, wenn du deine Miniaturenbox unter dem Arm hast."
„Stimmt! Diese Ausrede ist wohl wirklich nicht so erfolgsversprechend", gab Frank zu.
„Überlege dir gefälligst etwas Besseres. Meine Elfen verlangen eine Revanche."
„Irgendwas wird mir schon einfallen!", antwortete Kohlhaas und zerbrach sich den Rest des Tages den Kopf, um Julia eine etwas glaubhaftere Notlüge auftischen zu können.

Eine kleine Wagenkolonne bewegte sich in Richtung des lettischen Dorfes Sevonsk im Norden des Landes und stoppte nach einer Weile etwas außerhalb der verschlafenen Ortschaft. Gelbe Weizenfelder waren am Rande der staubigen Landstraße zu sehen und einige Bauern blickten verdutzt zu den Autos herüber, die vor einer kleinen Betonhalle zum Halten gekommen waren.
Kurz darauf stiegen Artur Tschistokjow, Wilden, Frank und weitere hochrangige Rus aus den Wagen und verschwanden

in Windeseile in der unscheinbaren Bunkeranlage, wo sie von einer Gruppe Waräger empfangen wurden. Die Soldaten führten sie durch eine Reihe langer Gänge und schließlich kamen sie in ein großes, unterirdisches Labor, in dem lauter Männer in weißen Kitteln arbeiteten. Prof. Karl Hammer, der ergraute Wissenschaftler aus Deutschland, eilte ihnen entgegen. Er schüttelte Tschistokjow die Hand.
„Herr Präsident, ich freue mich, Sie endlich hier begrüßen zu können!“, sagte er.
„Ich freue mich auch, Herr Professor!“, erwiderte der russische Stadtchef auf Deutsch und lächelte.
„Was haben Sie uns denn heute zu zeigen, Prof. Hammer?“, fragte General Borsov und bat Tschistokjow darum, jetzt wieder Russisch zu reden.
„Eine sehr interessante Sache!“, antwortete der Wissenschaftler. Dann führte er seine Besucher durch das riesige Labor.
Frank betrachtete einige seltsame Maschinen, die leise vor sich hin summten und gelegentlich ein leises Knacken von sich gaben. Mit fragendem Blick folgte er dem deutschen Erfinder, bis sie dieser ans andere Ende des unterirdischen Gewölbes geleitet hatte.
„Das ist eine der versprochenen Rüstungen für die Warägergarde. Wir haben sie Ferroplastinrüstung genannt“, erklärte Prof. Hammer und zeigte auf einen schwarzgrauen Brustpanzer, der auf einem Tisch lag. Jetzt kamen weitere Wissenschaftler dazu. Einer der Forscher begann mit ausführlichen Erklärungen.
„Dieser Körperschutz setzt sich aus mehreren Metallschichten und speziellen Hartplastiklegierungen zusammen. Das Gleiche gilt für die Schulterpanzer, den Helm und die anderen Teile der Rüstung. Dabei ist diese hocheffektive Rüstung trotzdem sehr leicht geblieben und kann

nahezu perfekt an die Körperform der Träger angepasst werden“, erläuterte der Wissenschaftler seinen staunenden Zuhörern.
„Das sieht nicht schlecht aus!“, warf Frank in die Runde.
„Der Aufbau der Rüstung federt in gewisser Hinsicht die auftreffenden Kugeln ab und nimmt ihnen die Durchschlagskraft. Jedenfalls in den meisten Fällen. Es muss allerdings noch einiges überarbeitet werden. Diese Rüstungen dürften sogar, was ihre Wirksamkeit betrifft, denen der Grunts von der GCF leicht überlegen sein. Zumindest machen sie den Träger weniger schwerfällig und lassen ihn weiterhin agil und wendig bleiben“, fuhr Prof. Hammer fort.
Artur Tschistokjow grinste Frank zu und bat ihn, die Rüstung anzuprobieren. Dieser war selbst äußerst gespannt darauf, zu erfahren, wie sich der Körperpanzer anfühlte, und legte den Brustschutz an.
„Er ist wirklich sehr leicht“, bemerkte Kohlhaas und ließ ein paar Verbindungsscharniere mit einem leisen Klicken einrasten. Nach wenigen Minuten war Frank ganz in die schwarz-graue Rüstung gehüllt und hatte auch den Helm aufgesetzt.
„Nicht schlecht!“, schnaufte der General. Er wunderte sich über die schnellen Bewegungen, die der Körperpanzer noch zuließ.
„In den Kragen der Ferroplastinrüstung werden kleine Funkgeräte, sogenannte „Komm-Sprecher“, integriert, so dass die Soldaten untereinander in stetigem Kontakt bleiben können“, erklärte Prof. Hammer.
„Jetzt siehst du aus wie ein Science-Fiction-Soldat!“, scherzte Wilden, Frank begeistert betrachtend.
„Hoffentlich sieht diese Rüstung nicht nur schneidig aus, sondern rettet auch Leben“, gab Kohlhaas zurück und zog den Körperpanzer wieder aus.

Einige Wissenschaftler nahmen ihm den Brustschutz und den Helm ab und spannten sie in ein von Schutzwänden umgebenes Gestell ein.
„Darf ich bitten, Herr General?“, sagte Prof. Hammer anschließend und drückte Frank ein Reaper-Sturmgewehr in die Hand. „Bitte gehen Sie hinter diese rote Linie und feuern sie auf Brustschutz und Helm! Die anderen setzen bitte diese Brillen auf!“
Für einige Minuten herrschte eine gespannte Atmosphäre in dem unterirdischen Labor, dann ließ Frank einen Feuerstoß auf den Brustpanzer los. Funken sprühten umher und einige Querschläger prasselten gegen die Schutzwände. Es folgte ein zweite, kurze Salve auf den schwarz-grauen Helm.
Erwartungsvoll rannten die Anwesenden zu dem Gestell und begutachteten den Brustpanzer. Lediglich zwei Projektile hatten ihn mit Mühe durchschlagen, obwohl Frank einen ganzen Kugelhagel abgegeben hatte.
„Das ist noch nicht optimal“, hörte man Prof. Hammer etwas enttäuscht vor sich hin murmeln.
Artur Tschistokjow und die anderen Gäste waren hingegen zutiefst beeindruckt. Diese neue Ferroplastinrüstung konnte viele Leben retten, auch wenn sie noch verbessert werden musste.
Bis Anfang des folgenden Jahres war Tschistokjow unermüdlich damit beschäftigt, eine Massenkundgebung nach der anderen durchzuführen. Er flog von St. Petersburg nach Moskau und bereiste dann das Land von Ost nach West. Mehrere Dutzend Reden hielt er vor seinem jubelnden Volk; in Ufa, nahe des Uralgebirges, in Orenburg an der Grenze zu Kasachstan, in Wolgograd am Schwarzen Meer und in vielen weiteren Städten. Sein von den Medien groß angekündigtes Erscheinen wurde jedes Mal zu einem

gewaltigen Volksfest. Hunderttausende von Russen und Ukrainern wollten ihn sehen, um seine Botschaften von Aufstieg und Freiheit zu hören. In vielen Städten seines riesigen Landes war Tschistokjow selbst noch nie zuvor gewesen und demnach freute sich das Volk dort besonders, wenn es ihn endlich zu Gesicht bekam. Die monatelange Tournee durch den gesamten Nationenbund der Rus festigte Tschistokjows Popularität beim russischen und ukrainischen Volk erheblich.
Wenn der Staatschef in dieser Zeit einmal keine Reden hielt, so weihte er neu gegründete Dörfer für junge Familien ein oder legte symbolisch den Grundstein für neue Fabriken oder monumentale Bauten.
Frank war bei einem Teil seiner Reise dabei und von dem frischen Auftreten seines Freundes begeistert. Immer wieder berauschte auch er sich an den Meeren aus Russland- und Drachenkopffahnen, die Tschistokjows Massenkundgebungen stets begleiteten.
Den Höhepunkt aller Veranstaltungen der Freiheitsbewegung stellte jedoch der „Tag der russischen Einheit“ in der Nähe von Tula dar. Das gewaltige Massenspektakel fand Mitte April 2044 zum ersten Mal statt und wurde ein voller Erfolg. Ganze Regimenter der Volksarmee und der Warägergarde traten an und nicht weniger als zwei Millionen Besucher kamen. Es waren so viele, dass das eigens für diese Veranstaltung angelegte Versammlungsgelände sie gar nicht alle fassen konnte.
Artur Tschistokjow eröffnete das Spektakel mit einer fast dreistündigen Rede und legte dem gewaltigen Ozean von Menschen vor sich noch einmal die Gründe dar, die ihn vor vielen Jahren dazu veranlasst hatten, den Kampf gegen die Weltregierung und die dahinter stehenden Kräfte aufzunehmen. Anschließend sprach er vom Sieg über den

Kollektivismus und würdigte den Opfermut seiner tapferen Soldaten im Kampf gegen Uljanin. Er predigte von der Einheit des russischen Volkes und beschwor ein neues Zeitalter des Aufstiegs, das auf Europa wartete.
Frank, Julia, Alf und Wilden standen tief beeindruckt auf der riesigen Bühne aus weißem Kalkstein neben ihrem alten Gefährten, der das Herz der Masse erneut für sich gewinnen konnte, wie es kein zweiter vermochte. Die Menschenmenge bebte vor Begeisterung. An ihren Rändern ragten große, weiße Säulen, die mit riesigen Drachenkopffahnen behängt waren, in den Himmel hinauf. Sie boten ein Bild der Pracht und Stärke.
Drei Tage dauerte die pompöse Feierlichkeit der russischen Einheit, und als Frank und die anderen wieder nach Hause zurückkehrten, waren sie sich sicher, dass Artur Tschistokjow, trotz allen Verhandlungen mit der Weltregierung, nach wie vor der Alte war und nichts von seinem revolutionären Geist verloren hatte.

Frank, Alf und Wilden spazierten durch den größten Park von Minsk und genossen den sonnigen Tag. Wie üblich brachte der Außenminister das Gesprächsthema schnell in Richtung Politik.
„Vielleicht haben wir Artur auch falsch eingeschätzt. Er weiß schon, was er tut“, bemerkte Alf und schloss mit forschem Schritt zu Frank und dem älteren Herrn auf.
„Ich bin schon vierzig, Leute! Vierzig!“, jammerte Kohlhaas und ging nicht auf Bäumers Aussage ein.
„Nun, ich bin ja auch dafür, dass wir uns vorerst nicht in einen neuen Krieg stürzen, aber ich bin mir sicher, dass diese so genannte Friedenspolitik des Weltverbundes nur so lange halten wird, bis dieser genug Soldaten versammelt hat, um uns anzugreifen“, bemerkte Wilden.

„Scheiße, ich bin alt! Vierzig!“, quäkte Frank dazwischen. Wilden schüttelte den Kopf.
„Ich auch und lebe noch immer“, flachste Alf, wobei er seinen Freund liebevoll in den Schwitzkasten nahm.
„Na, bist du bald auch ein Opi?“, lachte der Hüne.
Frank knuffte Bäumer in die Seite und klagte weiter über die Schrecken des Altwerdens.
„Dann benehmt euch auch gefälligst wie alte, weise Männer!“, mahnte Wilden und erklärte dezent, dass er das 40. Lebensjahr für noch recht jung hielt.
„Klar, du warst ja bereits da, als die Pyramiden noch gebaut wurden“, blödelte Kohlhaas. Der Außenminister schmunzelte.
„Wie auch immer, Artur ist in den letzten Monaten irgendwie sehr schweigsam geworden – uns gegenüber. Ist euch das auch aufgefallen?“, fragte Wilden seine jüngeren Freunde.
„Nein, keine Ahnung. In meinem Alter fällt einem so etwas nicht mehr auf. Mir rieselt nur noch der Kalk aus der Nase“, scherzte Frank. Alf schubste ihn nach vorne.
„Spinner!“
„Ich meine damit vor allem, was seine militärischen Vorhaben betrifft. Er sagt darüber kaum noch etwas. Weder mir, noch den anderen Kabinettsmitgliedern. Von Verteidigungsminister Lossov abgesehen“, sagte der ältere Herr.
„Ich bin vierzig! Ihr könnt mich in die Tonne kloppen!“, brüllte Frank einigen Enten am gegenüberliegenden Teich zu, während die mit dieser Tatsache überforderten Tiere laut quakend davon flatterten.
„Jetzt reicht’s aber, Frank!“, schimpfte der Außenminister, dabei erinnerte er Kohlhaas an einen Schullehrer.
Bäumer blieb hingegen ernst und stimmte Wilden zu. „Ich habe in den letzten Monaten eigentlich nur an ein paar

Übungen der Warägergarde teilgenommen, aber sie ist stark angewachsen. Das kann ich definitiv sagen. Außerdem haben wir ja jetzt so eine Art Frieden und Artur macht ganz den Eindruck, als ob er sich auch an seine Zugeständnisse halten will", sagte Alf.
Wilden sah zu Frank herüber. „Und? Siehst du das auch so?"
„Keine Ahnung, Onkel Außenminister! Mich brauchen die Waräger sowieso nicht mehr, denn ich bin vierzig!"
„Der Achilles von Weißrussland hat heute eine Schraube locker!", bemerkte Bäumer genervt.
„In meinem Alter nennt man das Demenz!", rief Frank.
Der ergraute Außenminister räusperte sich, er kratzte sich am Kopf. Alf folgte ihm und ließ den sich unmöglich benehmenden Kohlhaas zurück.
„Vierzich … and still alive!", hörten die beiden hinter sich.
„Glaubst du, dass wir jemals Deutschland befreien werden?", fragte Wilden schließlich.
„Es wäre schön, aber das gäbe den nächsten Krieg", antwortete Bäumer.
„Vierzich … and not fucking dead!", hallte es aus der Ferne über das Parkgelände.
„Aber dafür sind wir einst angetreten, Alf. Wir haben die Chance, die Macht der Logenbrüder eines Tages zu brechen, und es ist unsere verdammte Pflicht das zu tun. Sie dürfen nicht siegen!", murmelte Herr Wilden nachdenklich.
„Wenn das alles so einfach wäre …", erwiderte Alf und drehte sich noch einmal zu Frank um.
„Deutschland und Europa warten auf die Freiheit. Entweder wir siegen oder alles geht unter. Es gibt da keine Alternative. Der Frieden mit dem Teufel ist nie von langer Dauer", erklärte der Außenminister.

Für Frank sollte es noch schlimmer kommen. Der 18. Oktober, Franks 41. Geburtstag, stand eines Tages frech auf dem Kalenderblatt und erinnerte ihn wiederum an sein fortschreitendes Alter. Wie immer bereitete ihm ganz Ivas einen großartigen Empfang und die Zeitungen in den Grenzen des Nationenbundes der Rus beehrten ihn mit ihren üblichen Lobeshymnen.
Kohlhaas selbst feierte schließlich im Kreise seiner Familie und der engsten Freunde. Die Wildens hatten ihr ganzes Haus für die Geburtstagsfeier zur Verfügung gestellt und alle fünf Minuten klingelte jemand an der Tür, um ihm noch zu gratulieren. Alf hatte ihn schon den halben Tag geneckt und ihm als allererstes „viel Spaß im Alter" gewünscht. Frank hatte schmunzeln müssen und fand sich mittlerweile mit der Tatsache, dass er sein 4. Lebensjahrzehnt erreicht hatte, ab.
„Ich fühle mich aber viel jünger!", betonte er bei jeder Gelegenheit, was sogar Julia einige Lacher entlockte.
Im Grunde konnte er froh sein, dass er überhaupt so alt geworden war, denn Frank war dem Tod in seinem bisher so turbulenten Leben mehr als einmal von der Schippe gesprungen.
„Was machen wir denn heute noch?", wollte Bäumer wissen, er torkelte schon stark angeheitert durch das Wohnzimmer.
„Saufen und vergessen!", witzelte das Geburtstagskind, das Glas auf sich selbst erhebend.
„Ey, Fränk! Komm mal mit!", flüsterte Alf und zog ihn an der Schulter fort.
„Was ist denn los?"
„Komm mal mit. Ich kann das hier nicht vor allen sagen", wisperte ihm der Freund ins Ohr.
„Habt ihr beide Geheimnisse vor uns?", kam von Julia.

„Das geht nur Männer was an", betonte Bäumer. Dann ging er mit Frank in den Nebenraum.
„Wat denn?" Kohlhaas war ebenfalls schon beschwipst, obwohl es noch nicht einmal Nachmittag war.
„Ich … ich glaube, dass Svetlana schwanger ist …", erklärte Alf leise.
„Schwanger? Wie kommst du darauf?"
„Die hat halt keine Tage mehr. Du weißt, was ich meine."
„Echt?"
„Ja!"
„Morgen will sie einen Schwangerschaftstest machen. Vielleicht werde ich auch bald Vater."
Frank grinste. „Du bist ja auch fast zwei Jahre älter als ich, also sieh zu. Wird langsam Zeit, Mann."
„Das wäre geil, was?"
„Auf jeden Fall, Alf!"
Kohlhaas ging wieder zurück ins Wohnzimmer und setzte sich an den Tisch, während ihm Bäumer glücklich lächelnd hinterher trottete.
„Und, was gab es so Wichtiges zu besprechen, meine Herren?", erkundigte sich Agatha Wilden.
„Nichts! Schon gut!", antwortete Alf verlegen.
„Gar nichts …" Frank winkte ab, er schmiegte sich an Julia.
„Die Volkszeitung der Rus hat dich übrigens als „Weißrusslands besten Soldaten" bezeichnet und dir gratuliert, Frank. Hast du den Artikel schon gelesen?", fragte Wilden.
„Mache ich morgen!", gab dieser zurück. „Wo ist der Junge eigentlich?"
„Der ist in seinem Zimmer und spielt mit deinen Battle Hammer Figuren", antwortete Julia.
„Was?", rief Frank und sprang von seinem Stuhl auf.
„Ja, dafür sind sie doch da, oder?"

Kohlhaas sprintete ins Kinderzimmer und erblickte den kleinen Friedrich, der einige von Franks liebsten Zinnminiaturen auf einer kleinen Burg aus Plastik aufgestellt hatte und sie nun mit einem Bällchen bewarf.
„Tsssiuuu!", machte Friedrich und die seltenen Sammlerstücke purzelten über den Teppich.
„Julia!", brüllte Frank entsetzt. Sein Sohn grinste ihn an.
„Guck mal, Papa, das ist eine Kanone und die schießt auf die Monster in der Burg", erklärte der Kleine.
„Na, toll!", murmelte Vater Kohlhaas, die Augen verdrehend. Dann machte er sich daran, die Einzelteile seiner Figuren aufzusammeln.

Der Rest des Jahres 2044 verging, und von kleineren Problemen, wie ramponierten Zinnminiaturen oder dem Älterwerden einmal abgesehen, lebten Frank und seine Freunde glücklich und zufrieden vor sich hin. In regelmäßigen Abständen begab sich Kohlhaas nach St. Petersburg oder Minsk, um seine Waräger auf Vordermann zu bringen oder an wichtigen politischen Sitzungen teilzunehmen. Meistens verband er diese Pflichten mit dem Angenehmen und nahm Julia und Friedrich mit auf seine Dienstreisen.
Für den März 2045 hatte sich der Weltpräsident erneut angekündigt, um mit Artur Tschistokjow die Abrüstungsfrage zu besprechen. Im Dezember 2044 hatte der Weltverbund noch einmal hochrangige Diplomaten nach Tokio geschickt, um den Kontakt zu Präsident Matsumoto weiter zu pflegen.
Artur Tschistokjow hatte den Aufbau einer eigenen Atommacht bereits in der Endphase des russischen Bürgerkrieges im Geheimen eingeleitet, denn ihr maß er oberste Priorität zu. Nach und nach ließ er an verschiedenen Orten seines weiträumigen Reiches neue Atomwaffen-

lager und Stützpunkte errichten, meist unterirdisch. Bis zum Jahre 2045 waren eine Reihe neuer Nuklearwaffenbasen von der Insel Novaja Semlja im Nordmeer bis zu den Einöden vor dem Uralgebirge erbaut worden.

Der abtrünnige Staatsmann hatte die Bedeutung eines eigenen Atomwaffenarsenals schon lange erkannt, denn es war vollkommen unrealistisch zu glauben, dass Russland im Falle eines Konfliktes mit der Weltregierung, deren Raketenreservoir noch um ein Vielfaches größer war, auf die furchtbaren Waffen verzichten konnte.

Allein die Vorstellung, dass derartige Mittel eines Tages wirklich einsetzt werden müssten, quälte Tschistokjow sehr. Doch er kannte die Hartnäckigkeit und Skrupellosigkeit seiner Feinde, die sich im Ernstfall um Millionen Menschenleben einen Dreck scherten.

Die Atombomben sollten demnach in erster Linie als Abschreckung dienen und der Politiker, der sich viel mehr als Erbauer und nicht Zerstörer der Welt verstand, hoffte, dass eine Zeit kommen würde, wo der nukleare Rüstungswahnsinn endlich ein Ende fand.

Über das genaue Ausmaß der mittlerweile erreichten Stärke von Tschistokjows Atommacht wusste die Weltregierung relativ gut Bescheid, denn Agenten und Spitzel der GSA infiltrierten Russland in zunehmendem Maße. Gelegentlich ließen sich auch Verräter in den Reihen der Rus finden, die gegen gute Bezahlung Informationen preisgaben. Peter Ulljewski und sein Geheimdienst waren derweil ununterbrochen dabei, die eigenen Reihen nach Kollaborateuren, Spionen oder GSA-Männern zu durchforsten. Wen sie erwischten, den erwartete der Galgenstrick.

Aber auch der russische Geheimdienst selbst, der seit Mitte 2044 ADR, Abwehrsektion der Rus, genannt wurde, hatte längst eine Vielzahl von eigenen Agenten in alle Länder der

Welt geschickt, welche die feindlichen Streitkräfte zu unterwandern versuchten und alle möglichen Informationen sammelten. Westeuropa und Nordamerika bildeten die Schwerpunkte der Agententätigkeit der ADR-Männer. Und so beäugten sich die verfeindeten Mächte gegenseitig im Verborgenen, während sie nach außen hin vom Frieden redeten.
Bis auf bruchstückhafte Informationen wussten die Logenbrüder allerdings wenig über die fortlaufenden militärischen Forschungen rund um das Wissenschaftlerteam von Prof. Hammer, das stetig an der Entwicklung verbesserter Waffen arbeitete. Alle Mitarbeiter dieser wissenschaftlichen Abteilung, die ausschließlich in unterirdischen Geheimlabors tätig waren, unterstanden einer akribischen Überwachung durch die ADR.
Doch die Vorgänge hinter den Kulissen der Macht interessierten den größten Teil der Russen, Ukrainer und Balten wenig, denn ihr Leben hatte sich in höchstem Maße verbessert und das war für die meisten Einwohner des Nationenbundes das Wichtigste.

„Die Arbeitslosigkeit ist nach unseren umfassenden Maßnahmen zur Wiederbelebung der einheimischen Industrie, der Landwirtschaft und des Handwerks im Februar auf unter vier Prozent gesunken. Weiterhin hat unser Kampf gegen die um sich greifende Verwahrlosung und Alkoholsucht im russischen Volk bereits Früchte getragen und Hunderttausende unserer Landsleute von der Straße geholt, um sie wieder einem menschenwürdigen Leben zuzuführen!
Ich kann demnach sagen, dass seit meinem Amtsantritt ein wahres Wunder des wirtschaftlichen und kulturellen Aufstiegs stattgefunden hat.

So gut ging es dem russischen Volk seit Jahrhunderten nicht mehr und viele, die mir anfangs noch mit Skepsis und Unwillen gegenüber gestanden haben, sind eines Besseren belehrt worden und dürfen nun sogar an diesem gewaltigen Werk der Wiederaufrichtung unseres Landes teilhaben!", verkündete Artur Tschistokjow seiner jubelnden Anhängerschaft.

„Zudem kann ich bekannt geben, dass die Geburtenrate der russischen Familien in diesem Jahr wieder so weit gestiegen ist, dass wir den Bevölkerungsrückgang nicht nur gestoppt, sondern in ein gehöriges Wachstum umgewandelt haben. Das zeigt mir nur eines: Unser Volk trägt wieder Hoffnung im Herzen und diese Hoffnung soll ihm in Zukunft niemand mehr nehmen können!"

Frank, Alfred, Julia, Svetlana und sogar Friedrich schenkten Tschistokjow einen gehörigen Applaus und bestaunten noch einmal die riesigen, leuchtenden Drachenkopffahnen, die von der Decke herabhingen.

Heute fand die erste große Saalveranstaltung der Freiheitsbewegung in St. Petersburg statt und die gesamte Führungsspitze der inzwischen gewaltig angewachsenen Organisation war in die Hauptstadt gereist.

„Wenn heute jemand aus dem Ausland nach Russland kommt, so wird er sich wundern, wie sehr ihn die internationalen Medien in den letzten Jahren belogen haben. Er wird sehen, dass hier ein Aufstieg stattfindet, von dem die übrigen Völker der Welt, von Japan einmal abgesehen, nur träumen können.

Vollbeschäftigung, Kultur, Stolz, Werte, Sittlichkeit und Moral – das sind Begriffe, die es in den Ländern der Weltregierung gar nicht mehr gibt.

Wo sind die großen Errungenschaften der angeblichen „Menschenfreunde"? Wo sind ihre angeblich so glückli-

chen Völker? Wo sind die großen Zeugnisse ihrer angeblichen „Weltkultur"?
Ich kann sie nirgendwo sehen und der gewöhnliche Bürger des Weltstaates kann sie auch nirgendwo erblicken! Denn sie existieren überhaupt nicht! Wir füttern unser Volk nicht mit falschen Versprechungen und Lügen, sondern bauen es auf und machen es wieder stark. Wie schrecklich waren die Zustände in den letzten Jahrzehnten hier in Russland und wie sehr hat das inzwischen beseitigte Regime der Logenbrüder dieses Land zerstört!
Doch die Macht dieser Leute ist mittlerweile hier in Russland gebrochen worden und auch die Folgen ihrer Zerstörungsarbeit werden wir eines Tages endgültig entfernt haben!", rief Artur Tschistokjow durch die riesige Halle.
„Wer ist der Mann?", flüsterte Friedrich seinem Vater ins Ohr, während ein Sturm aus Rufen und Jubelschreien um sie herum ausbrach.
„Das ist der Chef von Russland!", erklärte Frank dem kleinen Jungen.
„Wie heißt der denn?", wollte Friedrich wissen.
„Das ist der Onkel Artur!", sagte Kohlhaas.
„Und dem gehört ganz Russland?", fragte der Junge.
„Sozusagen … ja …", erwiderte Frank schmunzelnd.
„Auch du, Papa?"
„Nein, ich gehöre ihm nicht, aber ich kämpfe freiwillig für Onkel Artur."
„Musst du auch andere Soldaten für ihn erschießen, Papa?"
Frank stockte für einige Sekunden. Plötzlich wusste er nicht mehr, was er darauf erwidern sollte.
„Ja, das muss ich manchmal auch tun, Friedrich. Leider!"

„Sind die anderen Soldaten alle böse, Papa?“, bohrte der kleine Sohn nach, während Frank erneut mit seiner Antwort zögerte.
Schließlich erwiderte er: „Dafür bist du noch zu klein. Ich erkläre dir das ein andermal, Friedrich …“

Tschistokjows neue Freunde

Im ersten Quartal des Jahres 2045 erhöhte sich die Zahl derer, die dem Verwaltungssektor Europa-Mitte heimlich den Rücken kehrten, enorm. Tausende von Deutschen, Engländern, Franzosen, Holländern und anderen Europäern flüchteten aus dem verrotteten Herzen des Westens nach Russland, hoffend, dass sie dort ein neues Leben in Freiheit beginnen konnten.
Allerdings war es nicht einfach, dazu die Erlaubnis der Rus zu erhalten, denn jeder neue Bürger trug das Risiko in sich, ein GSA-Spitzel zu sein. So wurden sämtliche Flüchtlinge aus Westeuropa intensiven Prüfungen und Kontrollen unterzogen, um diese Gefahr auszuschließen.
Abgesehen von der Tatsache, dass ausschließlich Angehörige anderer europäischer Nationen überhaupt nach Russland einwandern durften, wurde von diesen auch nicht jeder aufgenommen.
Trotzdem besaß der Nationenbund der Rus bald Zehntausende von neuen Bürgern, die nach Erfüllung der äußerst strengen Aufnahmekriterien, von Artur Tschistokjow nicht nur sehr freundlich empfangen wurden, sondern auch am umfangreichen Sozialsystem des Landes teilhaben durften. Allerdings wurde jeder verpflicht, dafür auch zu arbeiten.
So füllten sich einige leerstehende Dörfer in den russischen Weiten langsam mit Flüchtlingen aus Deutschland, Frankreich oder Skandinavien. Viele der aus Europa geflohenen Menschen waren politische Dissidenten und hatten oft schon viele Jahre unter dem grausamen Überwachungssystem gelitten. Einer von ihnen war Ludwig Orthmann. Der Deutsche war 35 Jahre alt und seine kantigen Gesichtszüge stellten neben seinem stets wachen Blick das auffälligste

Merkmal seines Äußeren dar. Orthmann war einer der ersten Aktivisten der im Jahre 2032 gegründeten „Deutschen Freiheitsbewegung“ gewesen. Die Untergrundorganisation hatte sich in Anlehnung an die politische Bewegung Tschistokjows diesen Namen gegeben. Orthmann hatte für seine politische Betätigung bereits mit 12 Jahren Umerziehungshaft bezahlt.
Damals, als man ihn verurteilt und in ein GSA-Gefängnis gebracht hatte, war der aus Rostock stammende Mann gerade einmal 23 Jahre alt gewesen und seine gesamte politische Aktivität hatte darin bestanden, einige Hundert Flugblätter verteilt und zwei regierungsfeindliche Internetseiten eingerichtet zu haben. Seine „rebellische Organisation“ hatte aus etwa 30 seiner Freunde bestanden, unter anderem seinem Bruder Stefan, den die Behörden fälschlicherweise als Kopf der „kriminellen Vereinigung“ ausgemacht und zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt hatten. Ludwigs Bruder überlebte die Haft jedoch kein halbes Jahr und wurde eines Tages tot in seiner Holozelle aufgefunden. Er hatte nicht das Glück gehabt, in ein anderes Gefängnis verlegt und dann befreit zu werden, wie es Frank widerfahren war.
Nachdem Ludwig Orthmann seine entbehrungsreiche Haftzeit hinter sich gelassen hatte und ihm eine Holozellenumerziehung erspart geblieben war, hatte er einige Monate lang versucht, wieder ein „normaler Bürger“ des Weltstaates zu werden.
Doch als ehemaliger Häftling mit zahllosen Negativeinträgen in seinem Scanchipregister hatte er keine Arbeit mehr gefunden. So hatte der Geächtete auf Kosten seiner völlig verarmten Eltern leben müssen. Schließlich war es ihm im verschneiten Januar des Jahres 2045 jedoch gelungen, aus dem Sektor Europa-Mitte nach Weißrussland zu fliehen.

Orthmann war einer von vielen in dieser Zeit und sein Schicksal zeigte, dass das enge Netz aus Bespitzelung und Überwachung jeden politischen Widerstand in Europa-Mitte nach wie vor unmöglich erscheinen ließ.

„Hoffentlich klappt das alles …“, murmelte Bäumer leise und sah zu Frank herüber.
„Was meinst du denn?“, fragte dieser.
„Na, das mit dem Baby. Svetlana hat einen kleinen Bauch bekommen.“
„He, he! Und ich dachte, dass du die neuen Rüstungen meinst, die heute ausgeliefert werden.“
„Ja, das auch. Meinst du, dass das alles klappt?“
„Alf, ich denke schon, aber ich bin doch kein Frauenarzt.“
„Ich wäre so gerne Papa.“
„Das wird schon, alter Junge!“
Plötzlich kam ein Feldwebel über den Kasernenhof gerannt, er machte vor General Kohlhaas Meldung.
„Die Lastwagen sind mit Hunderten von Ferroplastinrüstungen eingetroffen. Ich schicke die Männer jetzt los, damit sie beim Entladen helfen können!“, rief der Russe.
„Gut! Tun sie das! In zwei Stunden möchte ich ein paar Züge in voller Ausrüstung hier stehen sehen!“, befahl Kohlhaas. Der Offizier schlug die Hacken zusammen.
„Zu Befehl, General!“, antwortete er und lief wieder davon.
Nun konnte sich Frank noch eine Weile Alfs Schwangerschaftssorgen anhören, während sie durch das riesige Militärlager schlenderten. Er war wirklich gespannt, wie seine Elitekrieger in den neuen Körperpanzern ausschauten. Zwei Stunden später war es so weit und fünf Züge der Warägergarde hatten sich in Reih und Glied auf dem Kasernenhof versammelt. Ihre neuen Rüstungen glänzten

matt in der Sonne. Viele der Soldaten schenkten Frank ein stolzes Lächeln, als er sich ihnen näherte.
„Die erinnern mich an die Starship Troopers. Dich auch?", meinte Kohlhaas.
„Starship Troopers? Was sind denn das wieder für Sachen?" Alf stutzte.
„Das ist ein Roman des Science-Fiction-Autors Robert Heinlein; das Buch ist schon etwas älter. Und dieser Roman wurde im letzten Jahrhundert verfilmt. Die Soldaten sahen jedenfalls fast so aus wie unsere Waräger in ihren Ferroplastinrüstungen."
„Wenn du das sagst, Frank", murmelte Bäumer, der sich für solche Dinge kaum interessierte.
Jetzt stellte sich der General vor seine Soldaten und brüllte: „Gut seht ihr aus, Männer!"
„Danke, General Kohlhaas!"
„Ich bin heute extra hier raus gekommen, um euch bezüglich eurer neuen Kleidchen ein paar Komplimente zu machen! Ist das nicht nett?"
„Ja, General Kohlhaas!", riefen die Waräger im Chor.
Der Anführer der Elitegrade begutachtete seine Soldaten noch eine Weile und ließ sie dann wieder wegtreten. Anschließend machte er Alf den Vorschlag, einen Blick auf einige neu errichtete Gebäude zu werfen, die ganz in der Nähe waren. Artur Tschistokjow hatte am Stadtrand von St. Petersburg kürzlich einen neuen Platz für Massenveranstaltungen bauen lassen. Die beiden waren gespannt, was sie erwartete.

Am nächsten Tag machten sich Frank und Alf auf den Weg, um sich den neu errichteten „Platz der Rus" anzusehen. Als sie schließlich auf ihm standen, kamen sie aus dem Staunen nicht mehr heraus. Zahllose Drachenkopf-

fahnen hingen an gewaltigen, korinthischen Säulen, die weit hinauf in die Höhe ragten. Sie rundeten das imposante Bild des Aufmarschgeländes im Westen von St. Petersburg perfekt ab. Die breiten Zufahrtsstraßen waren von steinernen Monumenten und Statuen aus weißem Marmor gesäumt, die auf die großen Persönlichkeiten der russischen und europäischen Geschichte hinwiesen oder an wichtige historische Ereignisse erinnerten.
Einige Kilometer weiter war ein prunkvolles Gebäude im Stil eines altgriechischen Tempels, das Artur Tschistokjow „Halle der Rus" hatte taufen lassen, noch in Arbeit. Doch trotz der zahllosen Gerüste und der überall verteilten Berge von Baumaterial, konnte man sich bereits vorstellen, wie erhaben es eines Tages aussehen würde.
Die „Halle der Rus" war in Zukunft für große Saalveranstaltungen vorgesehen und sollte nicht weniger als 10.000 Besuchern Platz bieten. Doch diese architektonischen Blickfänge waren erst der Anfang von Tschistokjows Umbauplänen für St. Petersburg. Auf Dauer schwebte ihm eine umfassende Neugestaltung der Hauptstadt seines neuen Russlands vor, die ein Gegenstück zu den stets gleichen und hässlichen Großstädten Westeuropas werden sollte.
„Eines Tages werde ich mitten in Russland ein Rom der Neuzeit errichten lassen. Eine Stadt, deren einmalige Herrlichkeit noch viele nachfolgende Generationen beeindrucken wird", erklärte das russische Staatsoberhaupt seinen Beratern manchmal in stillen, ruhigen Stunden, wenn er sich fernab des politischen Tagesgeschäftes, seinen Visionen widmen konnte.
„Es ist nicht das Ziel der Menschheit als Sklavenmasse dahin zu vegetieren, sondern sich zum Besten und Höchsten zu entwickeln. Die Krönung dieser Entwicklung muss

es schließlich sein, dass ein neuer und besserer Mensch entsteht, der nicht nur diesem Erdball den Stempel seiner wegweisenden Zivilisation aufdrückt, sondern auch eines Tages zur nächsten Entwicklungsstufe aufsteigen kann. Diesen Menschen, den Träger der Erfindung und des Schaffens, habe ich in meinem Buch „Der Weg der Rus" nicht umsonst den Lichtgeborenen Menschen genannt. Seine Erscheinung und sein Geist werden hell wie das Licht sein, doch damit er geboren werden kann, müssen wir das Dunkle besiegen und es in den Abgrund zurückschleudern.

Diese nächste Stufe, die ich meine, und zu deren Erklimmung einzig der Lichtgeborene Mensch fähig ist, wird der endgültige Schritt in den Weltraum sein, auf dass er sein Wesen und seine Zivilisation über die Sterne verbreiten kann", sagte Tschistokjow manchmal zu seinen oft recht bodenständigen Mitstreitern, die ihm bei seinen Visionen vielfach nicht folgen konnten.

Lediglich Wilden und eine kleine Anzahl seiner Berater und Freunde waren gewillt, sich mit dem Anführer der Freiheitsbewegung auf solche philosophischen Gespräche einzulassen. Frank gehörte ebenfalls zu dieser Gruppe, denn er war alles andere als nur ein dummer Soldat. Kohlhaas liebte Tschistokjows visionäre Gedankenausflüge, bewunderte seine Vorhaben.

Als Alf und er ihre Blicke über den gewaltigen „Platz der Rus" schweifen ließen, hatten sie bereits einen Vorgeschmack von dem bekommen, was Tschistokjow für die Zukunft in großem Stil für ganz Russland plante. Sie waren beeindruckt.

Schließlich kam der Weltpräsident im März 2045 erneut nach St. Petersburg und diesmal folgten ihm zwei weitere

Brüder. Sie waren ebenfalls führende Köpfe der internationalen Logenorganisation und Mitglieder im Rat der Weisen. Ihre Aufgabe war es, sich ein Bild von Artur Tschistokjow zu machen und ihren Eindruck dem Vorsitzenden des obersten Gremiums persönlich darzulegen. Das Gespräch fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, so wie es das russische Staatsoberhaupt wünschte, und die Scharen von Reportern mussten vor den verschlossenen Türen des Präsidentenpalastes warten.

„Es ist beeindruckend, was sie seit meinem letzten Besuch hier in St. Petersburg alles haben erbauen und erneuern lassen. Diese Stadt ist wirklich schön geworden“, lobte der Weltpräsident seinen Verhandlungspartner und seine beiden Begleiter setzten ein oberflächliches Lächeln auf.

„Gefällt es Ihnen hier etwa besser als in New York, obwohl diese Metropole doch von so engagierten Menschenfreunden wie Ihnen regiert wird?“, gab Tschistokjow leicht sarkastisch zurück.

Der oberste Vertreter des Weltverbundes schwieg, grinste, beantwortete die provozierende Frage erst nicht. Dann erwiderte er: „Ich fühle mich in New York wesentlich wohler …“

„Das kann ich mir vorstellen. Immerhin sind Sie dort ja von Ihresgleichen umgeben“, gab der russische Staatschef lächelnd zurück.

„Kommen wir nun zur Sache, Herr Tschistokjow. Wir sind heute hier, um uns bezüglich einer beidseitigen Abrüstung zu einigen. Jetzt, wo wir sogar, zumindest in beschränkter Form, wieder Handel miteinander treiben, sollten wir auch in diesem Punkt zu einer Übereinkunft kommen“, erklärte der Weltpräsident.

„Dann machen Sie mir einen Vorschlag!“, sagte Tschistokjow.

„Der Weltverbund wünscht, dass Sie die Anzahl Ihrer Atomsprengköpfe auf 500 Stück reduzieren und nicht mehr als 50 einsatzbereite Atombomben besitzen“, antwortete der prominente Gast.
„Und was ist die Gegenleistung?“, wollte sein Gegenüber wissen.
„Wir werden sämtliche GCF-Soldaten an den Grenzen des Nationenbundes endgültig abziehen und Ihrem Land große Kredite für den Wiederaufbau zur Verfügung stellen“, kam zurück.
„Alle GCF-Soldaten?“
„Ja, bis auf wenige Tausend, die als Besatzungstruppen in ihren Nachbarländern nun einmal notwendig sind, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten“, sprach der Logenbruder.
Artur Tschistokjow überlegte kurz. Dann nickte er. „Einverstanden!“
Sein Gast wirkte etwas verdutzt, denn offenbar hatte er nicht damit gerechnet, dass sich sein Rivale auf einen solchen Handel einlassen würde.
„Sie nehmen auch unsere Kredite an?“, fragte eines der anderen Ratsmitglieder verblüfft nach.
„Ja, wir brauchen dringend finanzielle Mittel, da wir den Wiederaufbau Russlands nicht aus eigener Kraft schaffen können“, erklärte ihm Tschistokjow.
Für eine Minute herrschte Schweigen; die drei Gäste aus Nordamerika musterten den russischen Souverän mit Verwunderung.
„Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie entgegenkommen, Herr Weltpräsident?“, hakte jener nach.
„Nun, da Sie sich so kooperativ zeigen, kann ich mir sicherlich auch noch eine weitere Frage erlauben, Herr Tschistokjow …“

„Nur zu, Herr Weltpräsident!"
„Es ist kein Geheimnis, dass Sie Ihre politischen Gegner in Russland und den anderen von Ihnen kontrollierten Ländern haben vertreiben oder liquidieren lassen. Dazu gehörten ja vor allem unsere Leute. Ich hoffe, dass diese Zeiten jetzt vorbei sind und sich die Situation langsam entschärft. Angenommen, Sie lassen wieder einige Zweigstellen unserer Organisation in Ihrem Land zu, wäre das zu viel verlangt?"
„Ihre Leute wollen wieder nach Russland zurück?"
„Ja, zumindest einige von ihnen wären nicht abgeneigt, diesmal als konstruktive Mitglieder Ihres neuen Staates einen Beitrag zum Wiederaufbau des Landes zu leisten."
„Sie wollen ein Land aufbauen, das sie zuvor zu Grunde gerichtet haben?", wunderte sich Artur Tschistokjow.
Der Weltpräsident lächelte. „Nun, sicherlich spielen auch wirtschaftliche Interessen für den einen oder anderen eine Rolle, aber ich denke, dass der Zuzug von kapitalkräftigen neuen Bürgern nicht Ihr Schaden wäre."
Der russische Staatschef wirkte nachdenklich, stieß ein leises Räuspern aus und wusste nicht so recht, was er sagen sollte. Schließlich atmete er tief durch, um zu bemerken: „An wie viele Leute denken Sie denn, Herr Weltpräsident?"
„Nicht viele! Vielleicht 500."
„Ich denke, dass wir darüber verhandeln können. Aber ich bitte darum, dies bei einem anderen Treffen zu besprechen", betonte Artur Tschistokjow.
„Das hört sich doch sehr gut an!", murmelte sein Gast mit listigem Blick.
„Wie hoch könnten die finanziellen Zuwendungen des Weltverbundes für Russland denn sein?", erkundigte sich der russische Souverän.

Sein Gesprächspartner überlegte kurz und strahlte ihn dann mit einem wissenden Grinsen an. „Wir dachten an etwa 200 Milliarden Globes."
„200 Milliarden?"
„Für den Anfang, als Zeichen unseres guten Willens", sagte der Weltpräsident.
„Daran wäre Russland auf jeden Fall interessiert!", stieß Tschistokjow erfreut aus.
„Es freut mich, dass wir uns so vortrefflich einigen können", bemerkte der prominente Gast aus Nordamerika und nippte an einem Glas Mineralwasser.
„Mich freut es auch ganz außerordentlich!", erwiderte der russische Staatsmann zufrieden.

Am nächsten Tag berichteten die Medien weltweit von einer historischen Übereinkunft und lobten Artur Tschistokjow erstmals in den höchsten Tönen.
„Der russische Diktator ist einsichtig geworden!", titelte der London Star in den folgenden Tagen und sämtliche Presseorgane des Weltverbundes sprachen von „Friedenserfolgen" und der „Erreichung höchster Höhen der Humanität" bei den Verhandlungen, womit sie in erster Linie auf die Öffnung Russlands für eine liberalere Wirtschaftsordnung anspielten.
Die Freiheitsbewegung der Rus kochte hingegen von einem Ende bis zum anderen vor Empörung. Artur Tschistokjows engste Vertraute warfen ihm offenen Verrat an den Grundprinzipien ihres politischen Kampfes vor, manche drohten sogar damit, ihre Ämter niederzulegen.
Auch Außenminister Wilden überschüttete Tschistokjow mit Kritik und war kurz davor, ihm in Zukunft den Gehorsam zu verweigern. Es dauerte Wochen, bis der russische Staatsmann seine Mitstreiter wieder halbwegs beru-

higt hatte; er forderte sie auf, ihm einfach weiterhin zu vertrauen. Doch das fiel vielen von ihnen zunehmend schwerer.
Hatten sie noch vor einigen Jahren in bitterster Auseinandersetzung mit den Logenbrüdern geblutet und um ihr Leben gebangt, so nahm ihr Anführer inzwischen milliardenschwere Kredite ihrer Feinde an, verpflichtete sich, machte ihnen Zugeständnisse und ließ sogar einige der schlimmsten Ausbeuter und Volksverräter wieder nach Russland hinein, damit diese ihre zwielichtigen Geschäfte von Neuem beginnen konnten.
„Artur Tschistokjow wird zunehmend untragbar!“, zeterte Frank; er dachte ernsthaft darüber nach, die Führung der Warägergarde an einen anderen abzugeben.
Zwei Monate später erreichten nicht weniger als 200 Milliarden Globes den Nationenbund der Rus. Ihnen folgten offizielle Militärbeobachter der Weltregierung, die sich einer akribischen Untersuchung von Tschistokjows Atommacht widmeten.
Doch auch der Weltverbund hielt zunächst Wort und zog sämtliche Truppen der Global Control Force an den Grenzen des Nationenbundes ab. Lediglich kleinere Verbände blieben in Skandinavien, Polen, der Slowakei, in Kasachstan und auf türkischem Gebiet zurück. Gerade so viel, um die Macht der Weltregierung in diesen Regionen noch aufrechterhalten zu können. Diese freigewordenen GCF-Vebände wurden anschließend sofort nach Asien verfrachtet, wo sie in Indien und China benötigt wurden. Ein kleiner Teil von ihnen wurde auch in den Nahen Osten geschickt, um dort im Falle neuer Aufstände präsent zu sein.

Geheimdienstchef Peter Ulljewski stand kurz vor der Explosion und starrte seinen ältesten und besten Freund wütend an.
„Hast du den Verstand verloren?“, schrie er aufgebracht.
Der Anführer der Rus versuchte, ihn zu beruhigen, doch der bullige Mann wirkte, als wolle er dessen Büro jeden Augenblick in Stücke schlagen.
„Antworte mir, Artur! Was soll das?“, schnaubte er.
„Komm wieder runter, Peter!“, erwiderte Tschistokjow ruhig.
„Ich soll wieder runterkommen? Du fährst mit deiner Politik alles, was wir aufgebaut haben, gegen die Wand!“, brüllte Ulljewski, sich drohend vor seinem Freund aufbauend.
„Ich weiß schon, was ich tue!“, entgegnete ihm der blonde Politiker mit einer gewissen Gelassenheit.
„Nein, das tust du nicht, Artur! Du lässt die Logenbrüder wieder nach Russland hinein und leihst dir 200 Milliarden beim Global Bank Trust! Das ist Wahnsinn!“, stammelte der Geheimdienstchef.
„Nein, ist es nicht. Glaube mir, ich weiß, was ich tue“, erwiderte Tschistokjow erneut.
„Ach, du hältst es also für weise, wenn du die gleichen Leute, die unser Volk an den Rand der Vernichtung geführt haben und die wir mühsam los geworden sind, wieder hier zu uns lässt, damit sie ihr Zerstörungswerk von Neuem beginnen können?“
„So wird es nicht sein.“
Ulljewski ballte die Fäuste. „Du bist ein Narr und ich hätte niemals gedacht, dass ich das je zu dir sagen würde. Doch! Es wird so sein!“
„Nein, wird es nicht, Peter!“
„Doch! Doch! Doch!“, grollte Ulljewski.

„Habe ich dich jemals enttäuscht, mein Freund?"
„Ja, jetzt!", rief dieser.
„Es werden erst einmal höchstens 500 von ihnen nach Russland einwandern dürfen. Mehr nicht. Und sie werden sich zu betragen wissen."
Der ADR-Chef riss die Augen auf und wirkte wie ein wütender Löwe, der zum Sprung auf seine Beute ansetzte.
„Höchstens 500? Erst einmal?", knurrte er zornig. „Das glaube ich einfach nicht! Es gibt nur eine Medizin für diese Brut! Und das ist, sie mit dem Maschinengewehr …"
„Ruhig, Peter! Es reicht jetzt!", mahnte der russische Souverän und fuhr seinem Freund in die Parade.
„Die ADR soll jeden von ihnen genau überwachen und sie keine Sekunde aus den Augen lassen. Ich verlange jede Woche einen ausführlichen Bericht", ordnete Tschistokjow an.
„Wir haben genug zu tun. Die Länder des Nationenbundes werden zunehmend von GSA-Agenten überschwemmt. So viel Personal haben wir gar nicht, um diese 500 Bastarde auch noch zu beobachten", erwiderte Peter Ulljewski.
„Doch, sie werden alle überwacht!", befahl der Anführer der Rus. Er fixierte seinen Freund mit stechendem Blick.
„Warum tust du das, Artur? Warum?", jammerte Ulljewski. „Wir haben die Freiheitsbewegung zusammen gegründet, haben Seite an Seite gekämpft, so viele Jahre lang. Ich kann nicht verstehen, was du da tust!"
„Ich will damit Frieden schaffen, Peter!"
„Du wirst damit erneut Sklaverei schaffen und alles zerstören, wofür du gekämpft hast, Artur. Russland und Europa werden untergehen. Du lässt dich von ihnen kaufen, das ist alles."

„Habe ich das jemals, Peter?“, fragte Tschistokjow ruhig.
„Ja, im Moment bist du auf dem besten Wege dorthin. Wieso bist du so geworden? Was ist mit dir passiert? Ich hätte mich jederzeit für dich erschlagen lassen, aber heute weiß ich nicht mehr, was ich von dir halten soll!“, wimmerte Ulljewski, seine Augen füllten sich mit Tränen.
„Beruhige dich, alter Freund!“, sagte Tschistokjow leise und klopfte seinem Gefährten auf die Schulter.
„Viele führende Mitglieder der Rus reden nicht mehr gut über dich, sie verlieren ihr Vertrauen in deine Führung, Artur. Lass es dir gesagt sein. Es ist so! Du gehst einen Pakt mit dem Teufel ein. Diesen Schweinen kann man nicht trauen, und wer ihnen traut, den führt dieser Irrweg in die Hölle!“
Artur Tschistokjow hielt sich den Kopf und schwieg. Dann schlich er deprimiert hinter seinen Schreibtisch und setzte sich auf einen Stuhl.
„Verkaufe deine Heimat nicht für ein Linsengericht, Artur!“, flehte ihn Peter Ulljewski an, während ihm Tränen über die von Narben gezeichneten Wangen liefen.
„Das werde ich nicht, Peter! Niemals! Du musst mir nur vertrauen und weiterhin an mich glauben. Mehr verlange ich nicht“, sagte Tschistokjow leise. Dann reichte er seinem Freund ein Glas Wasser.

So wie Peter Ulljewski erging es auch Wilden, General Kohlhaas und der überwiegenden Mehrheit der politischen Funktionäre der Freiheitsbewegung. Immer lauter und offener wurde die Kritik an Artur Tschistokjow, und als im Juli schließlich ein Ableger der North American Exchange Bank in Moskau eröffnet wurde und die ersten geschäftstüchtigen Logenbrüder nach Russland kamen, wurde es noch schlimmer. Die neuen Gäste rückten mit lautem

Getöse, überquellenden Brieftaschen und glänzenden Luxuslimousinen an, sofort die vielen, neuen Geschäftsmöglichkeiten witternd, die ihnen Tschistokjows Russland zu bieten hatte.
Viele Russen standen ihnen mit offenem Hass gegenüber, doch Tschistokjow betonte gegenüber der Weltregierung, dass diese feinen, reichen Herren unter seinem besonderen Schutz ständen und ließ sie gewähren. Frank und Alfred konnten es nicht fassen und bezeichneten ihren alten Freund offen als Verräter und „gekauften Gockel", so dass dieser ihnen in einem internen Gespräch derartige Aussagen mit aller Schärfe untersagte.
Ähnlich erging es Wilden, der mit Tschistokjow mehrfach bei öffentlichen Anlässen in Streit geriet. Doch der russische Souverän setzte seine neue Politik durch, ohne nach links und rechts zu sehen, die harsche Kritik seiner Getreuen weiterhin ignorierend. Der Weltverbund und dessen Medienorgane feierten ihn hingegen als „guten Geschäftspartner" und da es galt, Handel zu treiben und Geld zu scheffeln, gerieten die weltanschaulichen Gegensätze immer schneller in Vergessenheit.
Haruto Mastumoto, der japanische Präsident, war mittlerweile ebenfalls ein wenig auf Distanz zu Tschistokjow gegangen; er schien ihm langsam zu misstrauen. So offen wie sein Bündnispartner, fiel er den Logenbrüdern nicht um den Hals und dachte auch nicht daran, Kredite vom Weltverbund anzunehmen und sein Land damit zu verschulden.
Derweil widmete sich das russische Staatsoberhaupt intensiver denn je dem Wiederaufbau der nationalen Wirtschaft und eröffnete eine neue Fabrik nach der anderen, weihte neue Bauprojekte ein oder förderte die Landwirtschaft.

Russische Exportgüter konnten nun auch in Übersee verkauft werden und die aufblühende Industrie produzierte zugleich immer modernere Maschinen und diverse andere, überall begehrte Waren.
Insgesamt ging es den Russen jetzt zweifellos besser denn je und die mit Tschistokjows neuer Bevölkerungspolitik verbundene Förderung hochbegabter Kinder, die an speziellen Akademien ausgebildet wurden, zog schon die nächste Generation von hochqualifizierten Wissenschaftlern, Ingenieuren und Erfindern heran.
Hunderte neuer Straßen wurden außerdem mit dem geliehenen Geld des Global Bank Trust gebaut, was in Russland zu einer deutlich verbesserten Infrastruktur führte. Die große Masse des Volkes liebte den russischen Staatschef für die Segnungen eines wachsenden Wohlstandes und einer nie gekannten sozialen Sicherheit. Die alte Garde der Freiheitsbewegung jedoch stand ihm mit wachsender Ablehnung gegenüber.

„Was macht man denn so, wenn das so ist?“, fragte Bäumer etwas verdutzt und sah Frank hilfesuchend an.
„Wenn was so ist?“, gab dieser leicht erheitert zurück, denn er wusste, worauf sein hünenhafter Freund hinaus wollte.
„Wenn die Frau schwanger ist? Die ist so komisch geworden, Frank.“
„Frauen unterliegen grundsätzlich emotionalen Schwankungen. Das ist nichts Ungewöhnliches. Und wenn sie schwanger sind, wird es noch schlimmer“, erläuterte Kohlhaas, den Experten für Frauenfragen spielend.
„Svetlana ist vielleicht zickig geworden, sage ich dir!“, stöhnte Alf.
Frank erhob den Zeigefinger und erwiderte: „Das ist vollkommen normal. Im Falle der Schwangerschaft kochen

die weiblichen Hormone über. Mutterinstinkt und so. Du weißt, was ich meine. Julia war auch so …“
Bäumer wunderte sich. „Du warst doch in kollektivistischer Gefangenschaft, als sie mit Friedrich schwanger war. Also hast du von dem ganzen Theater doch gar nichts mitbekommen.“
Kohlhaas fühlte sich ein wenig ertappt. Er grinste und gab ein Räuspern von sich. „Aber es ist eben so. Das weiß man doch.“
„Und Sex will sie im Moment auch nicht!“, murrte Alf.
„Ja, was soll ich sagen? Das sind eben diese emotionalen Schwankungen, von denen ich gerade gesprochen habe. Und du bist dir sicher, dass es ein Mädchen wird?“
„Ja, das hat uns der Frauenarzt jedenfalls gesagt.“
„Da kriegst du dann die nächste Zicke an den Hals!“, scherzte Frank und knuffte Alf in die Seite.
Dieser verpasste ihm einen leichten Schlag auf den Oberarm und schnaufte laut.
„Zickenterror bei den Bäumers!“, höhnte Kohlhaas.
„Sehr witzig, Mann!“, knurrte Alf zurück.
„Wie lange dauert es denn noch?“
„Die Zugfahrt oder was?“
„Nein, die Schwangerschaft, du Depp!“
„Ein paar Wochen. Der Arzt wusste das scheinbar selbst nicht so genau …“
„Habt ihr denn schon einen Namen?“
„Ich will sie Sieglinde nennen, aber Svetlana findet Ivana schön.“
„Ivana?“
„Geht doch auch, oder?“
„Naja! Mir gefällt Sieglinde besser …“
„Hauptsache, es läuft alles glatt. Mit der Schwangerschaft, meine ich“, sagte Alf leicht besorgt.

„Mach dir keinen Kopf! Das wird schon werden!“, antwortete Frank zuversichtlich.
Die beiden Freunde plauderten noch eine Weile, während sie der Zug nach Wizebsk brachte. General Kohlhaas sollte in den folgenden zwei Wochen helfen, die neu ausgerüsteten Waräger weiter auszubilden und an die neuen Körperpanzer zu gewöhnen.
Artur Tschistokjow hatte ihm neulich etwas von mindestens 100.000 neuen Warägergardisten erzählt, die in Zukunft aufgestellt werden sollten. Somit gab es ständig neue Rekruten, die gedrillt werden mussten.
Die russischen Waffenfabriken hatten nun auch damit begonnen, Tausende der neuartigen Rüstungen zu produzieren, was nicht unbedingt zu Tschistokjows gegenwärtiger Friedenspolitik passte. Frank und Alfred wunderten sich gerade über diese Tatsache besonders. Irgendwann hatte der Zug Wizebsk erreicht. Auf die beiden Freunde wartete eine Menge Arbeit.

General Kohlhaas, Offizier Bäumer und Dutzende Ausbilder der Warägergarde brüllten ununterbrochen Kommandos über das schlammige Feld nahe der neu errichteten Großkaserne im Norden von Wizebsk. Vor ihnen krochen Hunderte neuer Rekruten durch den Dreck, japsten, keuchten sich die Lungen heraus. Einige der Soldaten schienen Probleme mit den neuen Ferroplastinrüstungen zu haben und bewegten sich schwerfällig und ungeschickt.
Jetzt stürmte ein ganzer Haufen von ihnen auf eine befestigte Übungsstellung zu, hinter der sich wiederum zahlreiche Waräger postiert hatten und mit Paintball-Munition auf die Angreifer feuerten.
„Geht doch hinter dem Gerümpel in Deckung!“, jammerte Kohlhaas, als er mit ansehen musste, wie einige

junge Rekruten direkt in das gegnerische Abwehrfeuer rannten.
„Stop!“, brüllte er dann und rannte zu den erschöpften Männern.
„Im Krieg wärt ihr jetzt alle tot!“, schrie er. „Was glaubt ihr, warum wir hier Deckungen aufgebaut haben?“
Die jungen Männer schwiegen, starrten auf den Boden, während Frank einem von ihnen einen Tritt verpasste und laut auf Deutsch fluchte.
„Warum?“, zischte Frank.
„Damit wir sie nutzen, Herr General!“, stammelte einer der Rekruten.
„Ja, so sieht es aus! Damit ihr eure dämlichen Ärsche dahinter versteckt!“
Frank schnappte sich ein Übungsgewehr und sprang hinter einen Gerümpelhaufen. Dann warf er eine Handgranate aus Plastik in den gegenüberliegenden Graben.
„Hier hinter springen! Handgranate raus! Werfen! Warten! Aus der Deckung raus und feuern! Dann geht es notfalls in den Nahkampf! Behaltet immer eure Dolche am Gürtel!“
„Jawohl, General Kohlhaas!“, riefen die Rekruten im Chor.
„Die ganze Sache noch mal!“, ordnete Frank an und rannte wieder zu Alf und den anderen Offizieren zurück.
„Diese Jungspunde werden es auf dem Schlachtfeld nicht lange machen“, bemerkte einer der russischen Ausbilder mit versteinerter Miene.
Die Übung dauerte noch einige Stunden. Irgendwann ging die Sonne unter und alle trotteten müde vom Übungsfeld zurück in ihre Unterkünfte.
„Eigentlich ist die ganze Sache hier umsonst“, sagte Bäumer plötzlich.
„Warum denn das?“, wollte Frank wissen.

„Weil wir doch Frieden haben. Was will Artur mit so vielen Warägern? Die bisherige Anzahl hat doch vollkommen ausgereicht, aber es werden immer mehr. Und dann diese neuen Rüstungen und Waffen. So etwas kostet sicherlich nicht gerade wenig. Das Geld könnte Russland anderswo viel besser gebrauchen."
„Ich halte es für vollkommen richtig, wenn wir unsere Armee weiter stark machen. Vielleicht kommt der Krieg mit dem Weltverbund schneller als wir denken."
Alf kratzte sich am Kopf. „Glaubst du das wirklich?"
„Keine Ahnung! Ich weiß doch auch nicht, was in Arturs Kopf vorgeht. Und die Pläne der verdammten Logenbrüder kenne ich ebenfalls nicht. Wir werden ja sehen."
„Was ist, wenn irgendwann die Atombomben fliegen, Frank?"
„Dann gibt es 'ne Menge Tote!", gab Kohlhaas nüchtern zurück.
„Hast du denn da keine Angst vor?", fragte ihn Bäumer.
„Doch, natürlich! Ich kann mir auch etwas Schöneres vorstellen. Vielleicht schafft es Artur ja wirklich, den Frieden zu erhalten."
„Findest du seine neue Politik jetzt auf einmal doch gut?"
„Mann, was weiß ich?", brummte Frank genervt. „Mir gegenüber hat sich Artur jedenfalls kein einziges Mal so geäußert, als wolle er morgen in den Krieg ziehen. Über solche Dinge redet er überhaupt nicht mehr. Nicht einmal mit Thorsten spricht er allzu häufig. Er ist total verschwiegen in letzter Zeit und vermeidet den Kontakt zu seinen alten Gefährten. Ich weiß auch nicht, was los ist."

Der Vorsitzende des Rates der Weisen ging an einigen Hundert seiner Brüder vorbei und postierte sich hinter einem Rednerpult. Über ihm zierten alte Gemälde und ein riesiges Fresko, das eine Pyramide mit einem kleinen schwarzen Punkt in ihrer Spitze darstellte, die Decke des prunkvollen Logenhauses von Washington. Die Spitzen der internationalen Geheimorganisation hatten sich heute in der nordamerikanischen Metropole zusammengefunden, um seine neuesten Anweisungen und Befehle entgegenzunehmen. Bankchefs mit gewaltigen Vermögen waren hier genau so vertreten, wie die Besitzer der größten Zeitungshäuser und Fernsehsender der Erde.
Ein erwartungsvolles Murmeln hatte sich in der Halle ausgebreitet und nun richteten sich alle Blicke auf den obersten Meister der Weisen, der die Brüder vor sich mit ernster Miene betrachtete. Seine alten, faltigen Backen zuckten und sein runzeliger Mund verzog sich zu einem zufriedenen Lächeln, als er seine treuen Diener musterte, um anschließend mit seiner Rede zu beginnen …

„Meine lieben Brüder,
ich möchte euch heute alle herzlich in Washington begrüßen und habe eine Fülle guter Nachrichten zu überbringen. Ereignisreiche Wochen liegen hinter uns und der große Plan nähert sich mit immer schnelleren Schritten seiner endgültigen Vollendung.
Dennoch haben ein paar von euch dem obersten Rat ihre Sorgen bezüglich der Entwicklung in Russland geschildert, doch ich kann heute eine gewisse Entwarnung geben.

Artur Tschistokjow ist mit größtem Eifer dabei, den Ast, auf dem er sitzt, selbst abzusägen."
Ein hämisches Lachen erfüllte den halbdunklen Raum, ein leises Klatschen folgte. Dann fuhr der Vorsitzende des Rates der 13 mit seinen Ausführungen fort und berichtete von der aktuellen Lage in Russland.
„Der erste Mann des Nationenbundes der Rus hat sich, ich kann es kaum anders ausdrücken, inzwischen als Windei entpuppt und seine großen Sprüche uns gegenüber haben sich als Phrasen herausgestellt.
Gestern wollte er uns noch vernichten, heute nimmt er dankbar unsere Kredite an. Was ist das bloß für ein Rebellenführer, frage ich mich", höhnte der Oberste der Weisen.
„Wie uns die GSA berichtet, ist Tschistokjow ganz mit dem Aufbau seines Landes beschäftigt und hat seine kriegerischen Pläne uns gegenüber auf Eis gelegt. Ob er wirklich den Frieden will oder sich nur selbst der Illusion hingibt, dass er als Anführer mit der Zeit noch stärker wird, spielt für uns dabei nur eine untergeordnete Rolle. Er wird nämlich nicht stärker werden, sondern nach und nach seine revolutionäre Schlagkraft verlieren, je mehr wir ihn mit unserem Geld und unserem Wohlwollen fett und zufrieden machen."
Wieder ertönte lauter Applaus, doch der Vorsitzende wies seine Getreuen mit einer kurzen Handbewegung an, ihn nicht zu unterbrechen.
„Über 200 Milliarden Globes schuldet Tschistokjow dem Weltverbund bereits und wir werden ihm noch weitere Kredite gewähren. Bald schon wird sich der Nationenbund der Rus in einer derartigen Schuldenfalle befinden, dass er uns jeden Wunsch erfüllen muss, um zu überleben. Es ist unsere alte Strategie und sie wird auch hier wieder erfolgreich sein. Weiterhin haben wir jetzt die Zeit, einen Angriff

gegen diesen Mann vorzubereiten, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Wir sind ihm nicht nur mit unserem Atomwaffenarsenal überlegen, sondern werden ihm auch bald Heere von gewaltiger Schlagkraft und Größe entgegenstellen.
Ich habe bereits die ersten Neuaushebungen von GCF-Truppen angeordnet, denn demnächst wird eine Aufrüstung riesigen Ausmaßes erfolgen. Bisher war Tschistokjow neben Matsumoto der Einzige, der nicht nur unsere Pläne durchschaut hatte, sondern auch eine gefährliche Machtposition errungen hat.
Diese Machtposition scheint er aber jetzt für ein paar Milliarden Globes und unser Geschwätz vom Frieden wieder aufzugeben. Bevor ich gleich zu den äußerst wichtigen Themen der Implantationschips und der fortgesetzten Zwangsregistrierungen übergehe, möchte ich noch einmal betonen, dass der oberste Rat die Situation in Russland als sehr erfreulich betrachtet. Ihr alle, meine Brüder, könnt sicher sein, dass der große Plan weder von Artur Tschistokjow, noch von sonst jemandem aufgehalten werden kann. Wir sind die auserwählten Herren dieser Erde und so wird es auch bleiben!"
Ein siegessicheres Raunen ging durch die Halle des Logenhauses, nachdem der oberste Weise diese letzten Worte ausgesprochen hatte, und die versammelten Spitzen der weltweiten Geheimorganisation lauschten gespannt der Rede ihres Meisters, der die nächsten Schritte zur noch umfassenderen Versklavung der Völker präsentierte.

Alfred Bäumer tigerte aufgeregt durch den Kreissaal des Krankenhauses von Minsk und steckte sich eine Zigarette nach der anderen an. Er entsprach damit ganz dem Bild des nervösen Vaters vor der Geburt seines ersten Kindes.

Frank, der ihn heute zu Svetlanas Entbindungstermin begleitet hatte, konnte sich ein gelegentliches Lachen nicht verkneifen. Svetlanas Mutter Karina war ebenfalls anwesend, sie schwieg nachdenklich. Ab und zu versuchte auch sie, Alf zu besänftigen, doch dieser ließ sich von niemandem aus der Unruhe bringen.
„Warum holt mich der Arzt nicht rein?“, murmelte Bäumer und setzte sich kurzzeitig wieder auf einen Stuhl, um dann erneut durch die Gegend zu laufen.
„Nun beruhige dich mal, Alf! Da klappt schon alles …“, sagte Frank leise, doch sein Freund huschte weiter von einer Wand des Kreissaals zur anderen.
„Gleich müsste es doch so weit sein, oder?“
„Ja, Alf! Bleib ruhig!“
„Ich habe neulich einen Artikel über Totgeburten gelesen. Das passiert doch heute nicht, oder?“
„Nein, natürlich nicht! Warum liest du auch so eine Scheiße?“
Der Hüne kam schließlich vor seinem Freund zum Stehen, blickte ihm tief in die Augen. „Hältst du mich für komisch, Frank?“
Kohlhaas räusperte sich leise und grinste dann. „Nein, ich kann dich ja verstehen, aber mach dich doch nicht verrückt. Es geht heute alles gut.“
Es verging noch eine unruhige halbe Stunde, bis endlich ein Arzt die Tür öffnete und Alf und Karina zu sich rief. Bäumer gaffte den Mediziner mit weit aufgerissenen Augen an. Dann rannte er Mutter Karina beinahe über den Haufen. Schließlich stand auch Frank von seinem Stuhl auf und folgte den beiden.
„Was ist, Herr Doktor? Alles klar? Geht es Svetlana und dem Baby gut?“, stammelte Alf in holprigem Russisch.

„Kommen Sie einfach mit, Herr Bäumer!“, entgegnete ihm der Arzt; er schritt einen langen Gang herunter und führte die Anwesenden in ein Zimmer.
„Jaaa!“, brüllte Alfred einen Augenblick später und stürmte in den Raum, als würde er sich gerade im schlimmsten Häuserkampf befinden.
Dort lag Svetlana in ihrem Bett, ein kleines, zappelndes Etwas in den Armen haltend. Eine hübsche Krankenschwester lächelte den Besuchern zu und verließ dann den Raum.
„Das ist unsere Tochter!“, hauchte sie Bäumer zu, während das Neugeborene einen quäkenden Schrei ausstieß.
„Glückwunsch!“, sagte Frank gelassen und klopfte seinem hünenhaften Freund auf die breite Schulter. Dieser begann vor Freude zu weinen. Er umarmte nacheinander Svetlana, Karina und schließlich auch Frank.
„Meine Kleine!“, sagte Svetlanas Mutter liebevoll und streichelte das Baby, welches noch recht zerknittert aussah.
„Das … Das ist so wundervoll“, heulte Alf und wirkte wie ein großer Bär, der gerade einen romantischen Liebesfilm ansah.
„Du bist ja eine Süße“, sagte Kohlhaas, Alfs Tochter sanft über die Wange streichelnd.
Das Baby stieß noch einen Schrei aus und strampelte wild mit den Füßen. Svetlana drückte es fest an sich, sie wirkte vollkommen erschöpft.
Endlich sagte auch der Arzt etwas und wandte sich dem stolzen Vater mit einem Lächeln zu: „Sind Sie zufrieden, Herr Bäumer?“
„Ja, sicher!“, brachte dieser nur heraus und umarmte nun auch den Arzt, der angestrengt schnaufte, als ihn Alfs muskulöse Arme beinahe vor Freude erdrückten.

Nach der Geburt seiner Tochter war Bäumer tagelang in einem Zustand ungebremster Euphorie. Er kam ständig mit Svetlana zu Besuch. Die beiden hatten sich entschlossen, das Kind doch Sieglinde zu nennen. Inzwischen stand der „Tag der russischen Einheit" in Tula kurz bevor und Frank war sich noch immer nicht sicher, ob er in diesem Jahr wirklich an der gewaltigen Massenkundgebung teilnehmen sollte. Zu oft hatte er sich in den letzten Wochen über Tschistokjows befremdliche Politik geärgert und sprach mittlerweile davon, ihn „boykottieren" zu wollen. Alf erging es trotz der Freude über die Geburt seiner Tochter nicht anders. Er war ebenfalls von der ständigen Anbiederei des russischen Staatschefs an den Weltverbund angewidert.

„Eigentlich sollte in diesem Jahr keiner von uns zu Arturs großer Selbstbeweihräucherungsshow gehen", meinte Kohlhaas. Julia nickte.

„Ich frage mich auch, wofür ihr all die Jahre gekämpft habt, wenn er sich jetzt mit unseren Todfeinden anfreundet", ergänzte die Tochter des Außenministers.

Alfred schimpfte leise vor sich hin; er bemerkte, dass viele große Männer der Geschichte spätestens dann nicht mehr groß gewesen waren, als sie ihre Seele dem Reichtum verschrieben hatten.

Im Laufe des Nachmittags ließen sie alle kaum noch ein gutes Haar an Tschistokjow, dem sie noch vor einiger Zeit in blinder Verehrung gefolgt waren. Inzwischen nannten sie ihn einen „Schwätzer" und „Wendehals".

Lediglich Svetlana, die sich ansonsten nicht so sehr für Politik interessierte, bemerkte zwischendurch einmal, dass der Anführer der Rus vielleicht auch lediglich „taktisch geschickt" vorging. Das aber konnten sich Frank und Alfred nicht vorstellen, denn Artur Tschistokjow war ein

Mann klarer Worte und wenn er etwas tat, dann immer aus Überzeugung. Selbst wenn es das Falsche war und er sich hatte täuschen lassen.
„Andererseits ist die Veranstaltung in Tula ja schon geil", sagte Frank. Er überlegte noch immer, ob sie nun zum „Tag der russischen Einheit" fahren sollten oder nicht.
„Ja, aber ich kann Arturs große Sprüche im Moment nicht mehr ertragen", warf Alf in die Runde.
„Was haltet ihr davon, wenn wir uns einfach sein Gequatsche von Wohlstand und Aufstieg anhören, danach ein wenig in der Masse untertauchen und einen Trinken gehen", schlug Kohlhaas vor.
„Ja, meinetwegen!", brummte Bäumer. „Obwohl ich auf die lange Anfahrt nach Tula eigentlich keinen Bock habe."
„Wir saufen uns bereits einen im Zug, dann geht das schon", gab Frank als glänzende Idee von sich. Julia verdrehte die Augen.
„Das kannst du vergessen. Ich werde bestimmt nicht mitfahren, wenn du dich schon im Zug voll laufen lässt und dann daneben benimmst. Und welchen Eindruck macht das denn bei den Leuten? Du bist „General Kohlhaas", ein gefeierter Volksheld. Vergiss das nicht!"
„Is' gut, Julchen!", murmelte Frank zurück.
„Dann fahren wir jetzt nach Tula, oder was?", hakte Alf nach.
„Ja, warum auch nicht?", erwiderte Kohlhaas.

Ludwig Orthmann war stundenlang mit dem Zug nach Tula unterwegs gewesen, er hatte sich schon lange darauf gefreut, den „Tag der russischen Einheit" einmal selbst mitzuerleben. Seit einigen Monaten lebte er nun schon bei Klinsty, nahe der weißrussischen Grenze, und hatte in einem kleinen Dorf nördlich der Stadt eine neue

Heimat gefunden. Etwa 50 weitere Deutsche waren dort ebenfalls angesiedelt worden, zudem etwa 200 Flüchtlinge aus anderen europäischen Ländern, hauptsächlich Franzosen.
Der nach Russland ausgewanderte Bewunderer Tschistokjows hatte sich noch nie so frei gefühlt, zudem konnte er hier seiner neuen Tätigkeit als Landwirt nachgehen, da ihm der russische Staat eine große, eigene Anbaufläche zur Verfügung gestellt hatte. Anfangs war dieses Leben für den Stadtmenschen aus Westeuropa noch ein wenig gewöhnungsbedürftig gewesen, doch Orthmann hatte sich schnell mit den neuen Verhältnissen arrangiert und da man sich unter den Dorfbewohnern gegenseitig aushalf, konnten die alltäglichen Mühen und Arbeiten des Lebens gut bewältigt werden.
Langsam lernte sich die neue Dorfgemeinschaft besser kennen und Ludwig Orthmann hatte vor allem unter seinen Landsleuten, aber auch den Franzosen, einige neue Freunde gefunden. Politisch waren sie alle auf einer Wellenlänge, teilten die tiefe Bewunderung für die Freiheitsbewegung der Rus und Artur Tschistokjow.
Der Deutsche war seit zwei Wochen nun auch Mitglied der Massenorganisation und hatte sich fest vorgenommen, sich in Zukunft kräftig zu engagieren, um seinen Beitrag zum Aufbau des Landes zu leisten.
Heute sollte sich jedenfalls einer seiner Träume erfüllen, denn der Gründer und Anführer der Freiheitsbewegung war auf dem Weg zum Versammlungsgelände, wie eine Durchsage soeben verkündet hatte.
Ludwig Orthmanns Herz klopfte, er versuchte sich näher in Richtung der von zahllosen Menschen belagerten Bühne vorzuschieben. Irgendwo standen auch einige Freunde aus seinem neuen Heimatdorf, doch sie waren längst in der

gigantischen Menschenmasse verschwunden und Orthmann konnte sie nirgendwo mehr ausmachen.
Wie viele Besucher heute zum „Tag der russischen Einheit“ gekommen waren, konnte der Deutsche schwer abschätzen, aber es mussten Hunderttausende sein. Die johlende Menge erstreckte sich über den imposanten Platz über sämtliche Zufahrtsstraßen bis hin zum Horizont.
Ludwig Orthmann betrachtete die leuchten Drachenkopffahnen, die sich an den weißen Säulen in einiger Entfernung sanft im Wind bewegten und wie lange, zuckende Schlangen aussahen. In der Mitte des Platzes, mitten im Menschengewühl, erhob sich ein mehrere Dutzend Meter hohes Steinmonument in den Himmel, das auf einem breiten Sockel stand. Es war ein Abbild des von den Rus verehrten Warägerkönigs Rurik.
Plötzlich schrie und jubelte die Menge, denn ein Mann mit blonden Haaren betrat die Bühne und ging hinter ein Rednerpult, von dem eine Drachenkopffahne herabhing. Es war Artur Tschistokjow.
Ludwig Orthmann stellte sich auf die Zehenspitzen; er war aufgeregt und versuchte etwas mehr zu sehen, während alle um ihn herum in einen Beifallssturm ausbrachen.
Doch Tschistokjow blieb nur ein kleiner Fleck in der Ferne. Näher kam der Deutsche im allgemeinen Getöse nicht an ihn heran. Glücklicherweise konnte man aber alles auf riesigen Videoleinwänden verfolgen.
„Ich grüße euch, meine russischen Landsleute!“, hallte es von der Bühne und die zahllosen Besucher des Spektakels versanken in einem Freudentaumel.
„Tschistokjow! Tschistokjow! Tschistokjow!“, donnerte ein ohrenbetäubend lauter Sprechchor über den Platz und verstummte erst nach einigen Minuten. Ludwig Orthmann war von der Atmosphäre um ihn herum begeistert und

spitzte die Ohren, um möglichst viel von der russischen Rede zu verstehen.
„Heute, drei Jahre nach dem Sieg über den Kollektivismus, dieser Irrlehre der Aufspaltung und der gegenseitigen Zerfleischung, ist das russische Volk einiger denn je. Und wir arbeiten weiter daran, alle Schichten Russlands wieder zu einem einzigen Volk zusammenzufügen. Denn wir müssen unseren Landsmann achten und lieben und ihm helfen, auch wenn er nicht zu unseren Berufsgruppe oder Schicht gehört. Eben weil er Russe ist und sein Schicksal von dem unseren nicht getrennt werden kann!", rief Tschistokjow.
„Das, was wir geschaffen haben, steht in krassem Gegensatz zur verfallenden und verfaulenden Realität des Egoismus, der Zersplitterung und der gegenseitigen Missachtung, die in den Ländern der Weltregierung herrscht. Die Kämpfe der Zukunft können wir nur gemeinsam bestehen. Wir können nur siegen, wenn unser Zusammenhalt und unsere Moral die unserer Feinde übertrifft! Und das wird sie!"
Wieder stießen Hunderttausende einen lauten Jubelsturm aus. Ludwig Orthmann schrie so laut er konnte mit. Obwohl er nur einige Fetzen der Rede richtig verstanden hatte, freute er sich wie ein Kind, endlich Artur Tschistokjow mit eigenen Augen zu sehen.

Frank stand mit Julia im hinteren Teil der großen Bühne und blickte auf den Rücken des Anführers der Rus, der die riesige Menge vor sich zum Kochen brachte. Um ihn herum hatten sich Dutzende von führenden Persönlichkeiten der Freiheitsbewegung gestellt, die schweigend zuhörten.
„Kämpfe der Zukunft …", brummelte Frank leise vor sich hin, seinen Mund zu einem verächtlichen Lächeln verziehend.

„Was hast du gesagt, Schatz?“, fragte Julia.
„Artur redet von den Kämpfen der Zukunft, dabei will er mit den Logenbrüdern doch nur noch Handel treiben“, flüsterte Kohlhaas seiner Freundin ins Ohr. Diese grinste verhalten und nickte.
„Was haben wir in den letzten Monaten geschaffen, meine russischen Landsleute und Brüder! Dieses Land erblüht dank unserem unermüdlichen Einsatz. Wenn ich auf euch sehe und die vielen jungen Menschen erblicke, dann weiß ich, dass die Kämpfe der Vergangenheit nicht umsonst gewesen sind. Heute kann ich sagen, dass Russland gerettet worden ist. Heute kann ich sagen, dass unser Volk nicht aussterben und verschwinden wird, wie es sich unsere Gegner wünschen. Und heute kann ich sagen, dass auf uns eine goldene Zukunft wartet.
Die Reste der Arbeitslosigkeit werden wir in den nächsten Monaten vollständig beseitigen, die russische Familie werden wir noch intensiver fördern und den Kinderreichtum unseres Volks erhöhen, die Jugend werden wir noch weiter bilden und im Geiste der Freiheitsbewegung erziehen. Wir haben noch viel vor uns, aber ich bin frohen Mutes, wenn ich sehe, was wir bereits gemeinsam geschaffen haben!“
„Manchmal geht er mir auf die Nerven“, wisperte Frank Julia ins Ohr.
„Ich weiß!“, sagte sie leise.
„In letzter Zeit kommt er mir vor, als ob er Wasser predigt und Wein trinkt …“
„Er hat sich verändert, oder?“
„Ja, dieses ganze Verhandeln mit dem Weltverbund macht mich einfach stutzig. Das ist alles irgendwie seltsam.“
„Finde ich auch, Frank. Und du solltest meinen Vater mal hören. Der ist langsam richtig sauer auf Artur.“

„Ist mir schon klar. Thorsten misstraut ihm regelrecht und ich tue es langsam auch."
Doch während Frank und Julia leise hinter seinem Rücken tuschelten und man auch den Gesichtern einiger Funktionäre der Freiheitsbewegung ihren Missmut ansehen konnte, redete der russische Staatschef weiter und das Volk hing an seinen Lippen.

Nach zwei Stunden hatte Tschistokjow seine flammende Rede beendet und das Massenspektakel wurde mit Musikbeiträgen und leichter Unterhaltung fortgesetzt. Inzwischen hatte sich die heiße Nachmittagssonne zurückgezogen; es wurde ein wenig kühler.
Frank und Julia hatten sich mit Alf und seiner Freundin an einem Würstchenstand etwas außerhalb des Platzes verabredet und standen nun dort, um sich einen Happen zu genehmigen. Alle paar Minuten kamen Besucher der Veranstaltung zu Kohlhaas herüber und fragten ihn, ob er tatsächlich der berühmte General der Warägergarde sei. Einige jüngere Männer baten ihn sogar um ein Autogramm.
„Ich bin doch kein Hollywood-Star", erklärte ihnen Frank.
„Sie sind unser aller Vorbild, Herr General!", meinten die Burschen ehrfürchtig. Kohlhaas grinste und gab ihnen ihr Autogramm.
Kurz darauf kam eine ganze Schar russischer Frauen, umkreiste ihn mit schwärmerischen Blicken, kichernd und tuschelnd. Frank konnte lediglich verstehen, dass sie seinen Namen mehrfach nannten. Als er zu ihnen herübersah, kicherten sie schließlich noch lauter und verschwanden dann.
„Du bist offenbar sehr begehrt", bemerkte Julia etwas verstimmt.

„Ja, das ist er!“, fügte Alf hinzu.
„Vielleicht sollten wir uns noch ein wenig vom Platz entfernen und dahin gehen, wo nicht so viele Menschen sind. Ich wollte heute eigentlich meine Ruhe haben“, sagte Kohlhaas.
Der General bestellte sich noch ein Würstchen. Dann fragte ihn auch noch der Inhaber des kleinen Standes, ob er wirklich „der“ Frank Kohlhaas sei.
„Ja, ich bin es wirklich“, erwiderte dieser genervt.
„Sei froh, wenn dich alle Menschen lieben, Frank!“, gab ihm Svetlana auf Deutsch zu verstehen. Kohlhaas drehte ihr den Kopf zu.
„Bin ich ja auch, aber manchmal geht mir das auf die Nerven. Ich bin heute sowieso nicht so gut gelaunt, was hauptsächlich an Artur Tschistokjows Eskapaden in der letzten Zeit liegt“, antwortete er.
Die vier bildeten einen Kreis und widmeten sich ihren heißen Würstchen, doch es dauerte nur einige Minuten, bis Frank erneut angesprochen wurde. Diesmal allerdings in seiner Muttersprache.
„Entschuldigen Sie, sind Sie General Kohlhaas?“
„Ja, bin ich!“ gab der schmatzende Volksheld zurück und stöhnte auf.
„Es … es ist mir eine Ehre, Sie kennen zu lernen“, stammelte der Mann, der offenbar aus Deutschland stammte.
„Danke!“, antwortete Frank.
„Mein Name ist Ludwig Orthmann. Ich möchte Sie auch nicht weiter stören, Herr General, aber ich habe viel über sie im Fernsehen gesehen und im Internet gelesen.“
„Sie sind also ein Landsmann …“, sagte Frank. Jetzt freute er sich doch, auf einen Deutschen zu treffen.
„Ja, ich bin aus Rostock!“, erklärte Orthmann.

„Und Sie gehören zu den Flüchtlingen aus Westeuropa, wie?"
„So kann man es sagen. Ich bin seit Januar diesen Jahres in Russland."
„Gefällt es Ihnen hier denn?"
„Sehr! Ja, wirklich sehr! Kein Vergleich zu Europa-Mitte, Herr Kohlhaas."
Frank lächelte fröhlich, lud den Mann auf ein Würstchen ein. Dann kamen sie ins Gespräch und redeten bis es dunkel wurde.

Lediglich Tschistokjows Chauffeur wusste, wohin er seinen Chef heute fuhr. Die große, bombensicher gebaute Karosse des russischen Staatschefs hatte sich auf den Weg nach Wilna in Litauen gemacht, denn Tschistokjow war mit Prof. Karl Hammer in dessen Wohnung verabredet, um einige Projekte durchzusprechen. Keinem seiner Getreuen hatte er etwas davon gesagt, da er in den letzten Wochen zunehmend misstrauischer geworden war. Die Limousine hielt vor dem kleinen Haus des Wissenschaftlers in einem Vorort der litauischen Hauptstadt an und der Präsident hastete mit schnellen Schritten über die Straße, um sofort im Gebäude zu verschwinden. Derweil entfernte sich das Auto wieder und parkte in einer Nebenstraße.
„Ich begrüße Sie, Herr Tschistokjow!", sagte der weißhaarige Wissenschaftler aus Deutschland und schüttelte diesem die Hand.
„Guten Tag, Herr Professor!", erwiderte das russische Staatsoberhaupt leise.
Sie setzten sich ins Wohnzimmer, Tschistokjow zog die Gardinen zu. Prof. Hammer brachte ihm etwas zu trinken und sie begannen sofort mit ihrer Unterredung.

„Haben Sie den Laserkanone schon fertig?“, fragte der Gast; er hatte offenbar vor, Deutsch zu sprechen.
Sein Gegenüber schüttelte den Kopf. „Leider nicht! Wir kommen bei unseren Forschungen nicht richtig weiter.“
Tschistokjow winkte ab. „Das ist nicht so wichtig. Ich bin gekommen für eine andere Sache.“
Der Wissenschaftler schob seine buschigen, grauen Augenbrauen nach oben. „Aha?“
„Wir brauchen eine Schutz gegen Atombomben, Herr Professor“, sagte der russische Präsident ernst.
„Einen Schutz gegen Atombomben? Meinen Sie, dass es bald zu einem nuklearen Krieg kommen wird?“ Der in die Jahre gekommene Physiker wirkte verstört.
„Nein, ich habe nicht das gesagt, aber wir brauchen trotzdem eine Schutz gegen solche Waffen.“
„Das ist nicht so einfach, Herr Tschistokjow. Es wird lange dauern, da etwas zu entwickeln …“
„Vergessen Sie die Forschung für Plasmawerfer und Laserkanone und so weiter. Arbeiten Sie nur noch an eine Möglichkeit für Schutz gegen Atombomben“, sagte das russische Staatsoberhaupt und lächelte.
„Nun, die von uns entwickelten Plasmawaffen sind ja für den Einsatz im Feld sehr gut, aber einen Anti-Atomwaffen-Schild zu entwickeln, geht nicht von heute auf morgen.“
„Das ist mir klar, Herr Professor. Was Sie glauben, wie lange würden Sie brauchen, das zu machen?“
Der Wissenschaftler zuckte mit den Achseln und erwiderte, dass er keine Zeitvorgaben machen könne, wenn es ihm denn überhaupt gelänge, so etwas zu entwickeln.
„Drei Jahre oder noch länger?“
„Ich kann das so spontan nicht sagen, Herr Präsident!“, erwiderte Prof. Hammer überfordert.

„Von heutige Tag an, Ihr ganzes Team muss nur noch forschen an diese Sache“, ordnete Tschistokjow an.
„Wie Sie meinen, Herr Präsident!“
„Sie sind eine Genie, Professor. Und Sie werden das schaffen mit Erfolg!“
„Vielen Dank, Herr Tschistokjow!“
Der Physiker stand auf, ging ins obere Stockwerk und kam mit seinem Laptop unter dem Arm zurück ins Wohnzimmer. Der russische Staatschef blickte ihn erwartungsvoll an, während er zusah, wie der Professor an dem Gerät herumhantierte.
„Ich wollte Ihnen noch etwas zeigen“, sagte Prof. Hammer, während der Laptop mit einem leisen Summen hochfuhr.

Frank und Ludwig Orthmann hatten sich gleich sympathisch gefunden und wenige Tage nach dem „Tag der russischen Einheit“ noch einmal miteinander telefoniert. Anfang November besuchte der politische Flüchtling aus Deutschland schließlich Frank und Julia in ihrer Wohnung in Minsk.
Orthmann war mehr als stolz, dass ihn General Kohlhaas höchstpersönlich zu einem Treffen eingeladen hatte. Frank hingegen konnte schon allein wegen der seinem eigenen Schicksal so ähnlichen Leidensgeschichte des Gastes mit diesem mitfühlen. Auch Julia hatte den äußerst höflichen und zurückhaltenden Deutschen aus Rostock schnell ins Herz geschlossen. Für Alf galt das Gleiche. Ludwig Orthmann blieb fast eine Woche lang bei Frank und Julia, die ihn in endlose Gespräche verwickelten und sich von den Verhältnissen in der alten Heimat aus erster Hand berichten ließen.
Der Verwaltungssektor Europa-Mitte war inzwischen zu einem Gebiet voller Armut, Überwachung und ethnisch-

religiöser Konflikte geworden. Es war im Vergleich zu der Zeit, als Frank aus diesem riesigen Käfig geflohen war, überall nur noch schlimmer geworden. Großstädte wie Berlin oder urbane Zonen wie das Ruhrgebiet glichen in weiten Teilen gigantischen Slums, die hauptsächlich von den Nachfahren fremdländischer Einwanderer bewohnt wurden und in denen sozialer Verfall und eine hohe Kriminalitätsrate an der Tagesordnung waren.
Die mittlerweile überall zur Minderheit gewordene deutsche Restbevölkerung hatte die zerfallenen Großstädte wie Berlin, Hamburg, Köln oder Frankfurt zum größten Teil verlassen und war in Kleinstädte oder ländliche Regionen gezogen. Eine Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit, bestimmt vom Kampf ums nackte Überleben auf dem vollkommen globalisierten Arbeitsmarkt, hatte sich der etwa 90 Millionen Menschen verschiedenster Herkunft auf dem Gebiet der ehemaligen Bundesrepublik Deutschland bemächtigt.
Die Deutschen selbst hatten inzwischen eine so niedrige Geburtenrate, dass sie in den nächsten Jahrzehnten völlig auszusterben drohten. Ähnlich erging es auch den Franzosen, Engländern und den übrigen Völkern Westeuropas.
Trotzdem hatten sich in den letzten Jahren in vielen Ländern politische Untergrundgruppen gebildet, die die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer alten Nationen forderten, obwohl die Mächtigen derartige Tendenzen brutaler denn je unterdrückten und Dissidenten gnadenlos verfolgen, einsperren oder ermorden ließen.
In Deutschland waren derartige Gruppierungen besonders auf dem Gebiet der früheren DDR, das inzwischen in weiten Teilen einer verlassenen Ruinenlandschaft glich, und in den ländlichen Regionen Westdeutschlands aktiv. Im Regionalsektor „D-Ost I“, dem ehemaligen Bundes-

land „Mecklenburg-Vorpommern", und den Nachbarregionen waren systemfeindliche Kräfte in den letzten Jahren immer aktiver geworden. Dort hatte es bereits eine Reihe von Attentaten auf Vertreter des politischen Systems gegeben, wobei sich die Lage kontinuierlich zuspitzte.
Laut GSA-Studien waren in den nächsten Jahren in allen größeren Ländern Westeuropas bürgerkriegsähnliche Zustände zu erwarten, denn die Spannungen unter den oft recht aggressiven Vertretern der einzelnen Ethnien, wie auch zwischen diesen und der zunehmend unzufriedener werdenden ursprünglichen Bevölkerung, nahmen mit jedem Jahr weiter zu.
Doch diese Tatsache bereitete den Logenbrüdern keine allzu großen Sorgen, denn solange sich die verstreuten Völkersplitter unterschiedlichster Herkunft gegenseitig zerfleischten, hatten sie selbst wenig zu befürchten.
Einen Monat später besuchte Frank seinen neuen Bekannten schließlich in seinem Dorf nahe Klinsty und war von den freundlichen Bewohnern, die ihm genau wie Ludwig Orthmann mit größter Bewunderung begegneten, positiv beeindruckt.
Kohlhaas wollte dafür sorgen, dass auch Wilden den gebildeten und freundlichen Flüchtling aus der alten Heimat kennenlernte. Ludwig Orthmann konnte es kaum fassen. Er hatte nicht nur die Bekanntschaft des berühmten Frank Kohlhaas machen dürfen, sondern wurde jetzt sogar keinem Geringeren als dem Außenminister des Nationenbundes – zugleich Franks Schwiegervater in Spe – vorgestellt.

Der gekaufte Anführer?

Wilden ließ die Regierungsgeschäfte endlich einmal ruhen und stattete Frank, seiner Tochter und dem kleinen Friedrich noch einen Besuch in Minsk ab, bevor sie alle zusammen nach Ivas reisen wollten, um dort das Weihnachtsfest zu verbringen. Nun sollte der Außenminister auch Ludwig Orthmann kennenlernen, der bei Frank übernachtet hatte und immer nervöser wurde, als ihm Kohlhaas erklärte, dass Wilden jeden Moment eintreffen würde.
„Er ist ein ganz normaler Mensch, genau wie ich", beruhigte Frank seinen Gast und brachte ihm noch eine Tasse Kaffee aus der Küche.
„Seit wann bist du normal, Hasi?", kam es von der Seite. Julia grinste Orthmann zu.
„Da, Herr Ludwig …", sagte Friedrich und legte diesem einen Teddybär in den Schoß.
„Was soll das denn?", wunderte sich Frank.
„Das ist ein Geschenk!", trällerte sein kleiner Sohn. Er flitzte zurück ins Kinderzimmer.
„Siehst du, Ludwig, selbst Friedrich macht sich keinen Stress", scherzte Kohlhaas und der Flüchtling aus Deutschland schmunzelte.
„Ein Teddy! Dann kann ja nichts mehr schief gehen", bemerkte Orthmann leise.
Plötzlich klingelte es an der Tür, dann kam jemand das Treppenhaus hochgelaufen. Ludwig Orthmann stand auf und postierte sich mit aufgeregt pochendem Herzen an der Eingangstür. Schließlich kam der Außenminister herein und begrüßte Frank, Julia, seinen vor Freude hüpfenden Enkel und den ihm noch unbekanntem Mann aus Europa-Mitte.

„Guten Tag, Herr Außenminister! Mein Name ist Ludwig Orthmann und ich bin aus Deutschland!“, sagte jener verlegen.
„Thorsten Wilden! Ich bin erfreut, endlich noch einmal einem Landsmann die Hand schütteln zu können“, antwortete der ältere Herr, sich leicht verneigend.
„Opa, guck mal!“, quiekte Friedrich. Der Außenminister bekam eine kleine Plastikfigur in die Hand gedrückt.
„Danke, Friedrich!“, gab Wilden zurück und tätschelte den kleinen Kerl zärtlich.
„Er hat heute seinen spendablen Tag“, erläuterte Julia.
„Mir hat er eben einen Teddy überreicht“, fügte Orthmann hinzu.
Es dauerte nicht lange, da hatte Wilden, der sich stets für sämtliche Neuigkeiten aus aller Welt interessierte, den politischen Dissidenten aus dem Verwaltungssektor Europa-Mitte schon in ein Gespräch verwickelt und dieser wirkte zunehmend gelöster. Bald redeten beide munter drauf los, denn der Außenminister löcherte den erst 2045 aus Deutschland geflohenen Gast mit zahllosen Fragen bezüglich der Verhältnisse in seinem alten Heimatland.
Mit einer Mischung aus Interesse und immer wieder aufkeimendem Entsetzen hörte Wilden den stundenlangen Berichten seines Landsmannes zu. Ludwig Orthmann betonte, dass die Deutschen inzwischen zwar ärmer denn je wären, ihnen aber jedes Selbstvertrauen fehlte. Die jahrzehntelange Gehirnwäsche durch die Medien hatte sie in ein verängstigtes und lethargisches Volk verwandelt, dass sich selbst schon lange aufgegeben hatte und in einem Zustand aus Verzweiflung und Ohnmacht vor sich hin vegetierte.
Aber bei den Franzosen wäre es nicht viel anders, meinte Orthmann, denn von der ehemaligen Grande Nation war

auch nicht viel mehr übrig geblieben als ein verrottetes, krisengebeuteltes Land, das von einer multiethnischen Sklavenmasse bewohnt wurde.
„Ganz schlimm ist es bei den Engländern", erklärte der deutsche Flüchtling, „denn sie haben ihre Selbstständigkeit schon vor langer Zeit aufgegeben und sind der Weltregierung wie kein anderes Volk ergeben, obwohl sich ihr Land ebenfalls in völliger Agonie befindet. Fast 90% von ihnen haben inzwischen implantierte Scanchips unter der Haut. Die Briten, die vor langer Zeit einmal ein weltumspannendes Empire besessen haben, sind heute nur noch ein Häufchen versklavter Zombies; sie führen jeden Befehl der Logenbrüder in hündischer Ergebenheit aus."
Der ursprünglich aus Westfalen stammende Außenminister Russlands wirkte betrübt und wütend zugleich, als er hören musste, wie es in seinem alten Heimatland und im übrigen Westeuropa mittlerweile aussah. Frank erging es nicht anders. Manchmal ballte er seine Faust vor Zorn unter dem Tisch, wenn Ludwig Orthmann bei seinen Schilderungen in wenig erfreuliche Details ging.
„Gut, dass wir es wenigstens in Russland geschafft haben, das höllische Sklavenjoch abzuschütteln und dieses Volk vor dem Untergang zu retten", sagte Wilden und stieß einen leisen Seufzer aus.
„Meine Eltern sagen immer, dass sie sich nichts mehr wünschen, als einen Tschistokjow in Deutschland. Und so reden Millionen Deutsche unter vorgehaltener Hand, doch von alleine werden sie sich nicht befreien können. Dafür wurden sie schon zu sehr kaputt gemacht", erwiderte Orthmann resignierend.
„Diese Teufel!", zischte Wilden und fletschte die Zähne. „Aber wenigstens ist Russland gerettet geworden. Artur Tschistokjow hat mir vor einigen Tagen erzählt, dass

immer mehr Europäer zu uns kommen, um sich der Kontrolle der Weltregierung zu entziehen."
Orthmann lächelte gequält. „Wenn die Medien in Westeuropa Tschistokjow nicht tagtäglich als Teufel in Menschengestalt darstellen und einmal die Wahrheit sagen würden, dann würde fast jeder Deutsche nach Russland auswandern.
Es heißt immer, dass Russland bettelarm sei und Tschistokjow jeden sofort erschießen lässt, der nicht seiner Meinung ist, aber wer einmal die Verfolgung und Unterdrückung durch die Weltregierung mitgemacht hat, der kann über solche Lügenmärchen nur noch lachen."
„Ist es noch immer so schlimm mit der Hetze gegen uns?", fragte Frank verdutzt.
Der Gast erwiderte: „Nun, sie hat schon ein wenig nachgelassen, seitdem die Friedensgespräche stattfinden, aber durch die Blume stellen sie Russland weiterhin negativ dar."
„Die Friedensgespräche! Das ist auch so eine Sache!", brummte der Außenminister leise. „Die Lüge ist jedenfalls die mächtigste Waffe dieser Ratten!"
„Dennoch! Trotz der ständigen Hetze wünschen sich Millionen Europäer einen Artur Tschistokjow und es ist auch nicht jeder so dumm, dass er die Unwahrheiten im Fernsehen noch so blind glaubt, wie vor einigen Jahren", erklärte Orthmann und wirkte, als ob er doch noch einen Funken Hoffnung im Herzen hätte.

Auch Wilden war von dem Flüchtling aus Rostock begeistert gewesen und hatte sich seine Telefonnummer geben lassen, damit sie in Kontakt bleiben konnten. Nachdem auch der Rest des Jahres 2045 verstrichen war und sich wieder einmal ein eisiger Winter über Russland legte, herrschte bis zum April des kommenden Jahres eine

allgemeine Ruhepause. Frank fuhr als General der Warägergarde in dieser Zeit einige Kasernen ab, um nach dem Rechten zu sehen oder die Ausbildung neuer Rekruten zu inspizieren. Ansonsten pendelte er zwischen Ivas und Minsk umher und widmete sich seiner Familie.
Als er im März das Ausbildungslager der Volksarmee in Lipetsk besucht hatte, war er Pjotr Balkov begegnet, der inzwischen selbst Ausbildungsoffizier bei den Warägern geworden war. Der junge Russe, dessen Leben Frank im Bürgerkrieg verschont hatte, war mittlerweile eine staatliche Erscheinung geworden. Noch immer verehrte ihn der blonde Warägeroffizier aus Ivanovo und war überglücklich, als ihn Frank zu sich nach Minsk einlud.
Am 12. Juni 2046 kündigte sich erneut hoher Staatsbesuch aus Westeuropa an. Der seit drei Jahren für Europa-Mitte zuständige Gouverneur Rupert Goldner traf sich mit Artur Tschistokjow zu weiteren Verhandlungen in St. Petersburg.
Goldner folgten der Sub-Gouverneur des Unterverwaltungssektors „Deutschland", Dieter Bückling, der Sub-Gouverneur der britischen Inseln, Jerry Diamond, der Gouverneur von Europa-Süd, Rafaelo Argento, der Sub-Gouverneur des skandinavischen Verwaltungssektors und der Gouverneur von Europa-Ost, das nach Tschistokjows Sieg im russischen Bürgerkrieg flächenmäßig arg zusammengeschrumpft war und nur noch die Länder Polen, Ungarn, die Slowakei und Tschechien umfasste.
Zu guter Letzt bat auch der von der Weltregierung neu eingesetzte Gouverneur des Sektors Innerasien-Sibirien, Isaac Bruckheimer, das russische Staatsoberhaupt um Gespräche, denn dieser verwaltete jetzt die Länder östlich des Uralgebirges im Auftrag des Weltverbundes.

Der Anführer der Rus, der sich in den vergangenen Wochen wieder zahlreichen wirtschaftlichen Aufbauprojekten von der Ukraine bis zum Ural gewidmet hatte, war sehr erfreut über die Gesprächsbereitschaft der hochrangigen Politiker und Logenbrüder; er zeigte sich ihnen gegenüber äußerst zuvorkommend und moderat.
Die bis Ende April andauernden Verhandlungen wurden von der internationalen Presse erneut gefeiert und Artur Tschistokjow erntete durchaus Lob. Seiner Ansicht nach war der diplomatische Austausch zwischen dem Nationenbund und der Weltregierung äußerst erfolgreich verlaufen.
Die Grenzen des Nationenbundes wurden von der Weltregierung nun auch formal anerkannt, während Tschistokjow den Gouverneuren und Sub-Gouverneuren zusicherte, nicht nur die russische Wirtschaft weiter für Importwaren zu öffnen, sondern auch deren Territorien zu achten.
Der von Warschau, dem neuen Verwaltungszentrum von Europa-Ost, aus regierende Gouverneur Edwin Ravinski, äußerte mehrfach seine Sorge bezüglich des Verhältnisses zu Russland, doch Tschistokjow gelang es, ihn zu beruhigen, wobei er versicherte, dass ihm kriegerische Absichten fern lägen.
Ähnlich erging es Isaac Bruckheimer aus Sibirien, der nach wie vor befürchtete, dass der Nationenbund der Rus sein Gebiet eines Tages nach Osten ausdehnen würde. Doch auch hier vermochten es Artur Tschistokjow und Außenminister Wilden, die Ängste ihres Verhandlungspartners zumindest oberflächlich zu zerstreuen. Sie unterschrieben eine Erklärung, welche die Grenze des Sektors Innerasien-Sibirien garantierte.
Die von Tschistokjow selbst in die Verhandlungen eingebrachten Wünsche, etwa die Forderung nach einer Locke-

rung der allgemeinen Überwachung im Verwaltungssektor Europa-Mitte, wurden von den Gouverneuren allerdings ignoriert. Meist traten die Gäste gönnerhaft und arrogant auf, als ob Tschistokjow froh sein könne, dass sie überhaupt mit ihm sprachen. Doch dieser blieb souverän und ruhig, stets bemüht, alle Zweifel an seiner Friedfertigkeit zu beseitigen, so wie es auch seine Verhandlungspartner taten.
Schließlich vermittelte der oberste Verwalter des Unterdistrikts „Skandinavien", Adley Weissborg, dem russischen Staatsoberhaupt sogar noch einen weiteren Aufbaukredit über nicht weniger als 100 Milliarden Globes beim Global Bank Trust.

„Sieglinde!", flüsterte Frank und beugte sich zu dem kleinen Wesen in Svetlanas Armen herab.
Das Baby gab ein glückliches Kichern von sich. Dann griff es mit seinen winzigen Fingerchen nach Franks Arm.
„Na, du kleine Maus!", sagte Kohlhaas leise.
„Uiiiekaaah!", machte Sieglinde und lächelte ihn an.
„Die ist echt total süß …", sagte Julia, das Baby liebevoll betrachtend.
„Sie ist noch total winzig!", meinte Friedrich und musterte die Kleine, die einen Sabberfaden abgab.
„Ihhh, guck mal!", stieß der Junge aus, wobei er auf den Sabbertropfen zeigte.
„So sind Babies nun einmal. Du hast auch ständig gesabbert, als du noch so klein wie Sieglinde warst", erklärte Julia ihrem Sohn. Bäumer lachte.
„Wirklich?"
„Ja, natürlich, Friedrich! Alle Babys sabbern rum und du warst ein besonders großer Sabbersack!", neckte Frank seinen Filius.

„Ha, ha!“, machte jener empört und stemmte die Ärmchen in die Hüften.
„Wir sind froh, dass wir haben eine Kind“, sagte Svetlana. Sie sah zufrieden in die Runde.
„Und? Ist Alf denn auch ein guter Papa?“, kam von Frank.
„Natürlich! Der Beste der Welt!“, erwiderte Bäumer und schnappte sich ein paar Kartoffelchips vom Wohnzimmertisch.
„Was habt ihr zwei in den nächsten Wochen denn so vor?“, fragte Julia Svetlana und Alf.
Bäumer überlegte kurz. „Nicht Besonderes! Wir sehen Sieglinde jetzt einfach erst einmal beim Wachsen zu. Ansonsten steht ja nichts an – und das ist auch gut so. Ich will keine Kasernen oder Waräger mehr sehen.“
„Ich glaube, das werden wir auch nur noch sporadisch. Nun, wo wir dank Artur mit dem Weltverbund fast in einer Art Freundschaft leben, wird man uns wohl in Zukunft an keiner Front mehr benötigen. Gott sei Dank! Revolution hin oder her. Ich wollte eigentlich immer nur in Frieden leben“, sagte Kohlhaas.
„Da hast du vor ein paar Tagen aber noch ganz anders geredet, Frank. Du hast Artur als Verräter bezeichnet und mir groß erklärt, dass du die Befreiung Deutschlands noch miterleben willst“, kam von Julia.
„Naja …“, sagte Frank lediglich.
„Tatsache ist nämlich, dass es von der Tagesform meines lieben Herzchens abhängt, ob er kämpfen will oder nicht. Das wirst du nicht ableugnen können, Frank“, meinte die Tochter des Außenministers.
„Manchmal rege ich mich halt noch immer über diese verdammten Logenbrüder auf. Das ist ja auch normal. Allerdings ist mir die Politik zunehmend gleichgültiger.

Artur macht ohnehin, was er will, und ich halte mich da besser raus“, brummte Frank.
„Also Papa schimpft in letzter Zeit nur noch und ist vollkommen enttäuscht von Artur“, fügte Julia hinzu.
„Aber wenn kein Krieg ist und uns gut geht, dann ist doch die Beste für ganz Russland“, bemerkte Svetlana und konnte offenbar nicht richtig nachvollziehen, was an Tschistokjows Friedenspolitik verwerflich sein sollte.
„Du hast doch von Politik gar keine Ahnung, Schatz!“, knurrte sie Bäumer an.
„Warum das? Ich haben … ich weiß doch von Politik, und Frieden ist gut, Alf!“, verteidigte sich Svetlana.
„Darum geht es aber überhaupt nicht!“, erklärte Bäumer.
Seine Freundin wechselte wieder in ihre Muttersprache und betonte, dass sie keinerlei Wert darauf legte, dass Sieglinde in ihrem Leben einen Krieg miterleben musste.
Plötzlich war die Stimmung unter den Anwesenden gereizt. Frank bat Alf, die unselige Diskussion zu beenden und über etwas anderes zu reden. Doch der Hüne beharrte darauf, seiner Frau zu verdeutlichen, dass es seiner Meinung nach mit dem Feind auf Dauer keinen Frieden geben konnte.
Irgendwann fauchte ihn Svetlana wütend an und verschwand mit Sieglinde, die inzwischen zu weinen angefangen hatte, aus dem Wohnzimmer.
„Musste das jetzt sein?“, rügte Frank seinen besten Freund.
„Aber sie hat keine Ahnung von Weltpolitik und ich kann dieses naive Weibergeschwätz nicht ertragen!“, grollte Alf.
„Gut, dass wir euch Männer haben, sonst würde sich ja niemand finden, der die Welt am Ende doch noch kaputt schlägt“, hielt Julia Bäumer entgegen.
„Ich wollte heute eigentlich nicht wieder ständig über Tschistokjows Politik sprechen. Vielleicht sollten wir

wirklich langsam mal anfangen, unser Leben zu genießen und uns am Frieden zu erfreuen“, sagte Kohlhaas.
„Und das aus deinem Munde …“, neckte ihn Julia.
Nun kam Svetlana mit dem Baby zurück ins Wohnzimmer, sie war äußerst missgestimmt. Nachdrücklich forderte die junge Russin Alf auf, mit ihr nach Hause zu gehen. Damit war die gemütliche Zusammenkunft beendet.

„Er hat alles mit sich machen lassen und sich fast wie ein Hund unterworfen. Ich habe gestern mit dem japanischen Außenminister Mori telefoniert und auch dieser hat mir berichtet, dass er inzwischen starke Zweifel an Arturs Bündnistreue hegt“, erzählte Wilden dem russischen Wirtschaftsminister Dr. Gugin mit zurückhaltender Stimme, während sich jener verstört umschaute.
„Das hat er gesagt?“, fragte Dr. Gugin verdutzt.
„Ja, aber ich kann ihn verstehen. Artur hat den Nationenbund bereits mit 300 Milliarden Globes beim Global Bank Trust verschuldet und offenbar hat er vor, sich noch mehr Geld von den Logenbrüdern zu leihen. Wohin gehen diese riesigen Summen?“
Der grauhaarige Russe machte den Anschein, als ob ihn diese Frage beunruhigte und erwiderte: „Herr Wilden, dieses Geld wird zum Teil für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Russlands verwendet, für den Bau eines neuen Verkehrsnetzes oder ähnliche Dinge.“
Wilden fixierte den Wirtschaftsminister mit seinen stechenden, blauen Augen. „Und wo geht der andere Teil des Geldes hin?“
Dr. Gugin stockte. Dann sah er sich noch einmal um, damit er sicher gehen konnte, dass niemand ihr Gespräch belauschte.
„Herr Wilden …“, wisperte er.

„Wohin geht der Rest des Geldes?“, hakte der Deutsche nach.
„Ich darf darüber mit niemandem sprechen.“
„Verdammt, Herr Dr. Gugin! Wir sollten innerhalb des Kabinetts mit offenen Karten spielen. Wir haben doch nicht die Revolution in Gang gebracht, um uns jetzt gegenseitig etwas vorzumachen, oder?“, flüsterte der Außenminister.
„Es wurden etwa 171 Milliarden Globes in die Wirtschaft des Nationenbundes investiert …“, erklärte der Minister leise.
„Und der Rest?“
„Der ist auf streng geheime Konten gewandert und diese überwacht Tschistokjow persönlich.“
„Es sind 129 Milliarden Globes auf irgendwelche Geheimkonten geflossen?“, rief Wilden erbost.
„Seien Sie still, Herr Außenminister! Nicht so laut!“, ermahnte ihn Dr. Gugin und suchte die Umgebung erneut nach unerwünschten Mithörern ab.
„Und Artur verwaltet diese Konten ganz allein?“
„Ja, nur er kennt die Codes. Er hat das Geld mehr oder weniger einfrieren lassen. Ich bin sicher, dass er sich noch weitere Summen von den internationalen Banken leihen wird.“
„Was?“, fauchte Wilden aufgebracht.
„Ja, das hat er jedenfalls angedeutet“, sagte Dr. Gugin und schluckte.
„Was zum Teufel will Artur denn mit diesem Geld? Warum leiht er sich überhaupt etwas bei diesen Verbrechern und macht sich damit von ihnen abhängig? Und warum investiert er es nicht in die russische Wirtschaft und den Aufbau, wenn er es schon hat?“
„Ich weiß es nicht, Herr Außenminister.“

„Diese Schweine haben ihn längst gekauft. Wir haben es doch in den letzten Monaten gesehen, wo sein revolutionärer Geist geblieben ist. Und wir haben es bei den ganzen Gesprächen und Verhandlungen erlebt, wie sie ihn mittlerweile vor sich her schieben und er sich auf jede ihrer Forderungen einlässt."
„Sie haben ja Recht, Herr Wilden", stöhnte Dr. Gugin betrübt.
„Das ist nicht mehr der Artur Tschistokjow, der Weißrussland befreit und den russischen Bürgerkrieg gewonnen hat. Er ist eine Marionette der Logenbrüder geworden."
„Das sind sehr schwere Vorwürfe, Herr Wilden."
„Es ist aber so!", schnaubte der Deutsche.
„Vielleicht schätzen wir Artur aber auch falsch ein", gab Dr. Gugin zu bedenken.
„Falsch einschätzen? Was gibt es denn da falsch einzuschätzen? Er macht in letzter Zeit alle Fehler, die man in seiner Position nur machen kann. Irgendwann gliedert er den Nationenbund der Rus wieder dem Weltverbund an und …"
„Jetzt übertreiben Sie aber, Herr Wilden!", fuhr ihm Dr. Gugin in die Parade. Er schien langsam wütend zu werden. „Artur baut Russland zu einem blühenden Land und zu einer Weltmacht auf …"
„Wenn er seine Seele verkauft, dann nützt das alles auf Dauer nichts. Die Logenbrüder haben in der Vergangenheit die Nationen Europas und auch den Rest der Welt unterwandert und vergiftet. Dieses alte Spiel wiederholt sich gerade vor unseren Augen. Sie wollen keinen Frieden mit uns, sie wollen in Ruhe aufrüsten und uns von innen heraus schwächen. Das wissen Sie doch, Dr. Gugin."
„Ja, natürlich, Herr Wilden!"
„Und wenn wir schwach genug sind, werden sie Russland und alles was uns lieb und teuer ist, für immer

niederbrennen und auslöschen!“, donnerte der Außenminister.
„Sicherlich haben Sie nicht ganz Unrecht …“, antwortete Dr. Gugin seinem langsam vor Zorn errötenden Gesprächspartner. Dieser holte indes ein Buch aus seinem Aktenkoffer und blätterte hastig darin herum.
„Mit den Kräften der Völkerzersetzung können wir nicht verhandeln, denn während sie von Vertrauen reden, denken sie daran, uns im Schlaf zu erdrosseln. Unser Kampf läuft auf einen finalen Konflikt hinaus, in dem der Mensch Europas und auch sämtliche andere Menschen dieser Erde an eine Weggabelung kommen werden: Der eine Weg führt in die Hölle der ewigen Sklaverei und des Untergangs, während der andere Weg das Menschengeschlecht zu Freiheit und Aufstieg leitet.
Mit den Weltvergiftern kann es daher auch keinen Frieden geben. Es werden auf Dauer nur wir oder sie weiterexistieren können. Und ich bin entschlossen, meinen Weg niemals zu verlassen. Ich habe den Propheten des Zerfalls einen kompromisslosen Kampf angesagt, der erst mit meinem Tod enden wird.“
Dr. Gugin schwieg, denn er wusste, woraus diese Zeilen stammten. Sie waren aus Artur Tschistokjow Werk „Der Weg der Rus“ …

Krieg ist Frieden

Frank hatte sich inzwischen fest vorgenommen, ein Leben ohne Kriege und Revolutionen zu führen, was natürlich nicht heißen sollte, dass er es auf Dauer auch tat.
„Spiel doch ab!“, brüllte Alf und fasste sich an den Kopf.
Frank glotzte schon stark angetrunken auf den Fernsehbildschirm; er stieß einen Fluch aus. Heute spielte „Drachenboot Minsk“ gegen den „Sportclub Rjazan“. Minsk hatte bereits zwei Treffer kassiert.
„Dieser Ivaninski ist doch ein dummes Arschloch! Wie kann man diesen verdammten Ball nicht reinmachen?“, lallte Kohlhaas, um anschließend einen kräftigen Schluck Bier zu sich zu nehmen.
„Scheiße!“, blökte Alf durch das Wohnzimmer und ließ einen donnernden Rülpser folgen.
Eigentlich waren die beiden bisher keine sonderlich großen Fußballfans gewesen, aber in letzter Zeit hatten sie aus lauter Langeweile damit angefangen, sich sämtliche Spiele der Minsker Mannschaft anzusehen.
„Wieso spielt die dumme Sau nicht ab?“
„Weil er ‘ne dumme Sau is’!“
„Bei dir merkt man, dass du aus’m Ruhrpott stammst, Bäumer!“, meinte Frank.
„Wieso das denn?“
„Du hast manchmal so einen komischen Slang. Man hört es halt, Alter“.
„Wat kann ich dafür? Und wenn du redest, hört man noch immer den Berliner raus, Kohlkopp.“
„Dit sach ick dir!“
„Scheiße!“, brüllte Alf und schüttete vor Erregung sein Bier über die Couch.

„Was ist denn, Mensch?“
„Der Ivaninski hat schon wieder nicht getroffen!“
„Warum wechseln die den nicht aus, ey?“
„Weiß ich auch nicht …“
„Der dumme Arsch trifft nie was!“
„Der Kasten ist leer. Hast du noch Bier da, Frank?“
„Ja, im Kühlschrank.“
Der Achilles von Weißrussland, der heute seinen Ruhestand im Suff verbrachte, torkelte in die Küche und kam kurz darauf mit einem Sechserpack Bier zurück.
„Da!“, sagte er und warf Bäumer eine Bierpulle in den Schoß. Der Hüne riss den Deckel der Flasche ab und leerte sie zur Hälfte. Anschließend ließ ein weiterer Rülpser das Wohnzimmer erbeben.
„Scheiße!“, röhrte Alf, nachdem der Mittelstürmer von Minsk die nächste Torchance vergeigt hatte.
„Nicht so laut, Alter! Wir wohnen hier nicht alleine im Haus!“, rügte Frank seinen abgefüllten und leicht asozialen Kumpanen.
„’Tschuldigung!“
„Dortmunder Assi!“
„Fresse!“
„Selber Fresse!“
„Wo is’ Julia eigentlich?“
„Einkaufen! Die kauft Klamotten und Schuhe und so. Die kommt vielleicht gleich wieder. Also brüll hier nicht das halbe Haus zusammen!“
„’Tschuldigung, ey!“, lallte Bäumer verlegen.
„Scheiße!“, schrie er in der nächsten Sekunde und donnerte mit der Faust auf den Tisch. „Hast du das gesehen? Das gibt es doch nicht!“
„Schnauze! Nicht so laut!“, brummelte Kohlhaas, sich auch noch eine Flasche nehmend.

Wenig später schossen die Minsker Fußballer den Anschlusstreffer und Alf ging vor Begeisterung wie eine Rakete vom Sofa hoch. Dabei ging der Glastisch zu Bruch.
„Idiot! Da wird Julia platzen! Kannst du nicht aufpassen?“, schimpfte Frank dazwischen.
So ging es noch fast eine Stunde lang weiter, dann kamen Julia und Friedrich aus der Stadt zurück. Sie hatten das betrunkene Gezeter der beiden Herren schon im Treppenhaus gehört und die Tochter des Außenministers hielt Frank schließlich eine gehörige Standpauke. Das war der beste Beweis, dass es auch im Frieden immer noch Ärger geben konnte.

Diesmal tagte der Rat der Weisen an einem geheimen Ort im Nahen Osten, denn es ging um die Vorbereitung eines Militärschlages gegen den Nationenbund der Rus. Aufgrund der Tragweite dieses Vorhabens durften ausnahmsweise auch einige hohe Logenmeister aus dem untergeordneten Rat der 300, etwa der Chef der GSA, des internationalen Geheimdienstes, an der vertraulichen Besprechung teilnehmen.
Der Weltpräsident hatte die Sitzung mit einigen grundsätzlichen Informationen eröffnet und gab nun das Wort an den obersten Mann der GSA weiter, der die aktuellen Geheimdienstberichte präsentieren sollte.
„Die russische Armee ist nach unseren Erkenntnissen definitiv nicht kleiner, sondern deutlich größer geworden. Allen Beteuerungen Tschistokjows zum Trotz findet zwar unserer Meinung nach keine massive, aber dennoch eine stetige und zielgerichtete Aufrüstung in Russland statt. Allerdings gilt das nicht für die Herstellung weiterer Atomwaffen des Nationenbundes. Hier haben wir keine erhöhte Produktion feststellen können“, erklärte der GSA-Chef.

„Also hält sich Tschistokjow an unsere Abrüstungsvereinbarungen?“, hakte der Vorsitzende des Rates der Weisen noch einmal nach.
„Ja, wir denken schon! Jedenfalls hat man uns nichts Gegenteiliges berichtet. Wir haben den einen oder anderen Informanten in den höchsten Regierungskreisen, aber diese haben uns nichts in dieser Richtung mitgeteilt. Im Gegenteil, der russische Präsident spricht auch im Kreise seines Kabinetts nur noch vom Frieden, man könnte fast meinen, dass er es damit tatsächlich ernst meint.“
„Er ist im Grunde seines Herzens eben doch nur ein hoffnungsloser Idealist und Träumer!“, bemerkte der Weltpräsident hämisch.
Das Oberhaupt der Global Security Agency fuhr mit seinen Ausführungen fort: „Artur Tschistokjow ist durch seine Friedenspolitik bei vielen Führungspersonen der Freiheitsbewegung der Rus bereits in die Kritik geraten und einige scheinen ihm nicht mehr ganz zu vertrauen.
Selbst Leute wie Thorsten Wilden haben sich mit ihm zerstritten, wie uns erzählt worden ist. Ich denke, wenn der russische Staatschef wirklich auf Krieg aus wäre, dann hätte er sicher Regierungsmitglieder ins Vertrauen gezogen. Aber das hat er, so weit wir wissen, nicht.“
Der Vorsitzende des obersten Rates stutzte. „Ich kann nicht so recht glauben, dass Tschistokjow wirklich so naiv ist.“
„Verzeihen Sie, Meister, aber wenn der Aufbau einer geheimen Atomwaffenarmada wirklich in großem Stil stattfinden würde, dann wäre uns davon längst berichtet worden!“, betonte der Geheimdienstchef.
„Was ist mit diesen seltsamen Forschungszentren, in denen angeblich die neuen Waffen der Rus entwickelt werden? Haben Sie da schon genauere Informationen

bekommen können?“, fragte ein ergrautes Ratsmitglied den Chef der GSA.
„Bisher wissen wir noch nicht genau, wo sich diese Labors befinden. Wir tippen auf Weißrussland oder das Baltikum. Allerdings ist es äußerst schwierig, das geheime Forschungsteam Tschistokjows zu infiltrieren, denn die ADR überwacht jeden Wissenschaftler rund um die Uhr. Artur Tschistokjow hat jedem der Forscher drakonische Strafen angedroht, wenn er sich nicht an den Geheimhaltungsbefehl hält. Man hat uns erzählt, dass ADR-Chef Ulljewski bereits vier Wissenschaftler nur auf Verdacht hin hat erschießen lassen.“
Jetzt schlenderte der Weltpräsident in seiner üblichen arroganten Art durch das Besprechungszimmer und lehnte sich an die Kante eines prunkvollen Tisches aus dunklem Eichenholz.
„Nehmen wir doch einmal an, dass unser russischer Freund wirklich nur ein naiver Trottel ist, der tatsächlich an unser Friedengeschwätz glaubt. Das wäre doch gar nicht so abwegig, oder? Es könnte doch sein? Er wäre nicht der erste Staatsmann und auch nicht der erste König oder Kaiser, den wir mit einfachen Versprechen und Schmeicheleien zu Fall gebracht haben. Diese bewährte Methode hat uns einen großen Teil unserer heutigen Macht gebracht. Unsere Feinde waren immer zu gutgläubig. Warum sollte es Tschistokjow nicht auch sein?“
Ein leises Murmeln breitete sich unter den Logenbrüdern aus, der Vorsitzende des Rates der 13 schaltete sich ein.
„Ich befehle, dass der Aufbau einer GCF-Invasionsarmee schneller vorangetrieben wird. Wir müssen den Nationenbund und Japan in naher Zukunft vernichten. Die Wirtschaft in den Verwaltungssektoren muss daher Stück für Stück auf Krieg umgestellt werden, damit Waffen, Panzer,

Flugzeuge und so weiter hergestellt werden können. Weiterhin werde ich unseren Medien frühzeitig den Befehl geben, die Kriegsstimmung gegen Artur Tschistokjow zu schüren“, sagte der oberste Weise.
„Ich schlage vor, dass vor allem die Medien, die ich nach wie vor als unsere wichtigsten Werkzeuge betrachte, noch eine Weile gute Miene zum bösen Spiel machen, damit sich dieser Bastard Tschistokjow auch wirklich sicher fühlt und nicht doch noch auf die Idee kommt, selbst massiv aufzurüsten.
Wir müssen ihm weiter schmeicheln, ihn loben und umgarnen, bis wir bereit sind, ihn und sein Land zu Asche zu verbrennen. Soll er noch eine Weile an den Frieden glauben, dieser Narr! Das Erwachen aus diesem Traum wird für ihn dann umso grausamer sein!“, bemerkte der Weltpräsident und der Vorsitzende des Rates nickte zustimmend.

Nach und nach begann die Weltregierung nun mit intensiven Kriegsvorbereitungen und die Global Control Force wurde mit Massen von neuen Rekruten aufgestockt. Wann es zum Konflikt mit dem Nationenbund der Rus kommen sollte, war von den Strategen des Weltverbundes noch nicht genau festgelegt worden, aber es ergingen inzwischen die ersten Befehle an die Gouverneure der einzelnen Verwaltungssektoren, die besagten, dass sie verpflichtet wären, neue Regimenter für die GCF auszuheben.
Auf Dauer sollte eine Armee von etwa 10 Millionen Soldaten in Nord- und Südamerika aufgestellt werden, die dann in Europa an Land gehen sollte, um Tschistokjows Reich anzugreifen.
Der afrikanische Kontinent sollte vorerst etwa 3 Millionen neue Soldaten zur Verfügung stellen und im Nahen Osten

und Arabien lautete der Befehl, ungefähr die gleiche Anzahl neuer Truppen zu rekrutieren. Australien sollte eine halbe Million Soldaten für einen zweiten Angriff auf Japan sammeln, die Sub-Gouverneure von Indonesien, China und Indien erhielten die Anweisung, der GCF bis zum Beginn des Krieges mindestens 15 Millionen bewaffnete Männer zur Verfügung zu stellen. Dieses asiatische Kontingent sollte sich sowohl Russland als auch Japan zuwenden, wenn die Zeit gekommen war.
Die Weltregierung nahm Artur Tschistokjow und Haruto Matsumoto demnach ernster, als sie es nach außen hin erscheinen ließ, denn was sie hier Schritt für Schritt einleitete, war nichts anderes, als die Vorbereitung eines gewaltigen Angriffs, wie es ihn seit 100 Jahren nicht mehr gegeben hatte.
Die Aufstellung derartiger Millionenheere kostete den Weltverbund viele Milliarden Globes, dazu kamen weitere umfangreiche Rüstungsvorbereitungen. Die Industrie wurde auf Krieg umgestellt, damit sie in Zukunft Panzer, Kriegsschiffe, Bomber und Geschütze in Massen ausspucken konnte. Außerdem wurde auch atomar weiter aufgerüstet, Überwachungssatelliten wurden modernisiert und vor allem der auf dem nordamerikanischen Kontinent, den britischen Inseln und im Nahen Osten installierte Schutzschild aus Abwehrraketen wurde noch ausgebaut.
Nach außen hin sprachen die Logenbrüder weiterhin vom Weltfrieden und lobten Artur Tschistokjow bezüglich seines neuen, liberaleren Weges. Sie waren gerissen genug, keinerlei größere Truppenverbände an den Grenzen seines Reiches oder in den europäischen Verwaltungssektoren zu postieren.
Die Diplomatie, die schon in der Vergangenheit immer wieder die schönsten Lieder am Vorabend des Abschlach-

tens der Völker gezwitschert hatte, tanzte auf der internationalen Verhandlungsbühne und sang milde von Übereinkunft und Versöhnung.
Aber der russische Staatschef hatte sich augenscheinlich längst auf das perfide Spiel seiner Gegner eingelassen; er wirkte in der Öffentlichkeit unbeschwert und glücklich. So vertiefte er sich ganz in seinen Traum vom weiteren Aufbau Russlands und trat überall als Gönner und Wohltäter seines Volkes auf, eine Rolle, die er mehr als alles andere zu lieben schien. Und ohne Zweifel hatte seine hingebungsvolle Politik bei der Sanierung Russlands schon großartige Früchte getragen und immer mehr Bürgern ein Leben in Wohlstand und sozialer Sicherheit garantiert. Auch hatte Tschistokjow seinem Volk wieder Selbstvertrauen und klare Wertvorstellungen geschenkt, sowie die Rückkehr zur eigenen Kultur gefördert.
Das änderte allerdings nichts daran, dass die vor Groll und Neid flackernden Augen der Logenbrüder sein beeindruckendes Werk voller Hass beäugten, sich nichts lieber wünschend, als es eines Tages wieder in den Staub zu werfen.

Derweil war die ODV-Seuche in Indien weiter vorangeschritten. Zwar hatten die Sicherheitsmaßnahmen des indischen Sub-Gouverneurs, die meist aus der kompletten Abschottung ganzer Großstädte bestanden, ihre Ausbreitung ein wenig verlangsamt, doch war die Epidemie nach wie vor die Geißel des asiatischen Subkontinents. Fast eine halbe Milliarde Menschen war bereits in Folge der schrecklichen Seuche gestorben und auch in Pakistan, Nepal, Thailand und China wütete der unaufhaltsame Erreger mittlerweile.
Die breite Masse der Inder hatte sich allerdings noch immer nicht zu einem organisierten Widerstand gegen die

Weltregierung zusammenfinden können, obwohl inzwischen viele Anzeichen dafür sprachen, dass ODV tatsächlich eine von den Logenbrüdern eingesetzte biologische Waffe war. Das war jedoch für den gewöhnlichen Inder, der schlichtweg um sein Leben fürchtete, eine zu abstrakte und unfassbare Vorstellung. Weiterhin standen etwa vier Millionen GCF-Soldaten auf dem Subkontinent und schossen überall dort, wo es zu Aufständen und Revolten kam, die Menschenmassen gnadenlos zusammen.

Es waren schreckliche Bilder, die die Medien ihrem gaffenden Publikum in aller Welt in regelmäßigen Abständen präsentierten, und mit der Zeit hatten sich viele Bürger des Weltverbundes bereits an die Existenz der furchtbaren Seuche gewöhnt und waren froh, wenn sie selbst von ihr verschont blieben.

Auch in Russland waren schon vereinzelt Fälle von ODV aufgetreten, doch Artur Tschistokjow hatte die ADR persönlich damit beauftragt, die Verbreitung der Epidemie im Keim zu ersticken. So wurden einige Hundert Menschen im Süden Russlands in Quarantänezonen gebracht, wo sie qualvoll verendeten.

Zu einer flächenmäßigen Ausbreitung von ODV kam es allerdings dank umfangreicher Sicherheitsmaßnahmen und der Tatsache, dass der Nationenbund der Rus ein striktes Einreiseverbot verhängt hatte, nicht.

Haruto Matsumoto verhinderte mit ähnlich harten Maßnahmen, dass mit ODV infizierte Menschen nach Japan gelangen konnten und bewahrte sein Volk dadurch ebenfalls vor den Auswirkungen der tödlichen Seuche.

Ende März 2047 wurden allerdings mehrere GSA-Agenten von Peter Ulljewskis unermüdlicher Abwehr dabei erwischt, als sie mit ODV-Viren verseuchte Substanzen in

einige Talsperren kippen wollten. Es war ein ungeheurer Vorfall, doch Artur Tschistokjow verzichtete darauf, die Sache überhaupt öffentlich anzusprechen. Er erklärte seinen engsten Mitstreitern, die vor Wut und Empörung rasten, dass es sich hierbei offenbar lediglich um eine Aktion verwirrter Einzeltäter gehandelt habe.
Als daraufhin Kritik von allen Seiten erschallte, befahl der russische Staatschef einfach, dass niemand mehr über den Vorfall sprechen dürfe. Schließlich fügten sich seine Getreuen der Anweisung ihres Chefs und mussten die Sache auf sich beruhen lassen. So wütete die ODV-Epidemie unerbittlich weiter, entvölkerte ganze Regionen, schaufelte das Grab für weitere Millionen Menschen, während der Weltverbund alles dafür tat, einen Krieg apokalyptischen Ausmaßes einzuleiten.

George Lehmann, der Banker aus London, der sich seit einigen Monaten in Moskau niedergelassen hatte und mit seinen Mitarbeitern dank der neuen, freiheitlichen Wirtschaftspolitik des russischen Präsidenten schon satte Zinsgewinne hatte erwirtschaften können, war heute von diesem zu einem Gespräch nach St. Petersburg gerufen worden. Der korpulente Logenbruder, der schon so manches Land bereist hatte und sich überall dort zu Hause fühlte, wo man Geld verdienen konnte, hatte heute zum ersten Mal die Ehre, mit dem russischen Staatsoberhaupt selbst zu sprechen.
Nun hatten Tschistokjow und er schon eine halbe Stunde belanglosen Smalltalk hinter sich gebracht, um schließlich zu den geschäftlichen Dingen zu kommen.
„Werden Sie Ihre Schulden denn auch irgendwann zurückzahlen können, Herr Präsident?“, fragte Mr. Lehmann mit mildem Unterton.

„Haben Sie eigentlich schon immer in England gelebt?“, fiel ihm Tschistokjow ins Wort.
George Lehmann stutzte. Offenbar war er auf diese Frage nicht vorbereitet. „Nein, nicht immer. Auch mal in Nordamerika, Südamerika und Japan – vor Matsumoto natürlich. Ich war immer da, wo mich das Business hingezogen hat, Herr Tschistokjow“, gab der Geschäftsmann zurück, seine Zähne zu einem Grinsen entblößend.
„Also wenn ich Sie einmal suchen muss, dann frage ich einfach dort nach, wo gerade die besten Geschäfte auf der Erde laufen, oder?“, neckte der russische Präsident seinen Gast.
Mr. Lehmann lächelte. „Ja, das kann man so sehen!“
„Dann suchen Sie sich Ihre Heimat also nur nach den Möglichkeiten des Geschäftemachens aus. Ist das richtig?“
„Ja, Herr Tschistokjow. In gewisser Hinsicht schon …“
„Aber muss man da nicht ständig umziehen, Mr. Lehmann?“, ulkte der Anführer der Rus. Er stieß einen kurzen Lacher aus.
„Des Öfteren muss man das …“, gab der Gast zurück.
„Dann kann ich Sie ja beruhigen, denn Russland ist ein Land voller Geschäftschancen. Wir benötigen Geld, viel Geld, um die Wirtschaft am Laufen zu halten. Da ist also etwas für Sie drin und für uns auch“, erklärte Tschistokjow nüchtern.
„Hört sich gut an, Herr Präsident.“
„Ist auch gut, Mr. Lehmann!“, witzelte der blonde Politiker und hob scherzhaft den Zeigefinger.
„Aber wie sieht es mit Ihren Schulden beim Global Bank Trust aus, Herr Tschistokjow? Werden Sie die Gelder denn wieder aufbringen können?“
„Selbstverständlich!“, erwiderte der russische Präsident leicht empört. „Die Wirtschaft des Nationenbundes

befindet sich doch in einem rasanten Aufwärtstrend und ich denke, dass Russland mit den Rückzahlungen in etwa drei Jahren beginnen kann."
„Aber denken Sie an die Zinsen, Herr Präsident."
„Was wäre die Welt ohne sie …"
„Ohne wen?"
„Die Zinsen! Der, der Gelder verleiht und nicht unbedingt produktiv arbeiten möchte, benötigt sie doch, damit auch er leben kann, nicht?", sagte Tschistokjow zynisch.
„Wenn Sie das so sehen …", brummte Mr. Lehmann leicht verschnupft.
„Gut, ich würde gerne über Ihre Bank weitere 40 Milliarden Globes organisieren. Die russische Schwerindustrie ist nach wie vor noch nicht so modernisiert, wie ich es gerne hätte. Wir brauchen also noch weitere finanzielle Hilfe."
Der Banker runzelte seine breite Stirn und dachte nach. Nach einigen Minuten gab er seinem Verhandlungspartner zu verstehen, dass er über einen Kredit von solcher Höhe erst mit den anderen Vorstandsmitgliedern seiner Bank verhandeln müsse.
„Lassen Sie sich Zeit. Es war auch nur eine Bitte. Wenn Sie sich nicht dazu bereit erklären, Mr. Lehmann, kann ich das gut verstehen. Denken Sie aber auch an den Gewinn und die Zinsen …", sagte Artur Tschistokjow leise.
Der Geschäftmann aus London lächelte erneut, seine Augen leuchteten. Offenbar schien er schon an die wundervolle Ausbeute zu denken und wirkte einen kurzen Augenblick später fröhlich und gelöst.
„Ich melde mich wieder bei Ihnen, Herr Tschistokjow!", sagte der Banker und schüttelte diesem die Hand.
„Mr. Lehmann, ich habe noch eine Bitte …", bemerkte der russische Präsident.

„Was kann ich noch für Sie tun, Herr Tschistokjow?“, säuselte der Logenbruder und seine speckigen Backen bebten dabei.
„Dieses Geschäft ist nicht mit meinem Kabinett abgesprochen worden, wenn Sie wissen, was ich meine. Bewahren Sie daher bitte die nötige Diskretion“, wisperte der Politiker dem Geschäftsmann ins Ohr.
„Ich werde schweigen wie ein Grab, Herr Präsident!“, flüsterte der Mann zurück.
Mr. Lehmann verließ das Besprechungszimmer, nachdem er sich noch einmal herzlichst von seinem neuen Klienten verabschiedet hatte, und verschwand. Artur Tschistokjow starrte ihm aus dem Fenster hinterher, sah dabei zu, wie er unten auf der Straße in eine große Limousine stieg. Der Anführer der Rus presste seine schmalen Lippen zu einem dünnen Spalt zusammen.
„Auf Wiedersehen, Mr. Lehmann!“, murmelte er kaum hörbar vor sich hin. Seine blauen Augen funkelten unheimlich.

Friedrich umklammerte seine Schultüte, die fast so groß wie er selbst war, und lächelte in die Kamera, als ihn seine Mutter mit einem leisen Klicken für die Nachwelt festhielt. Heute wurde der Sohn in der „Dimitri-Donskoi-Grundschule“ in Minsk eingeschult. Friedrich konnte seine Freude kaum in Worte fassen. Durch das ständige Pendeln seiner Eltern zwischen Ivas und Minsk hatte sich sein lang ersehnter Schulbesuch etwas verzögert, aber nun hatten sich Julia und Frank endlich entschieden. Außerdem war der Junge den anderen Kindern ohnehin schon weit voraus, was das Lesen und Schreiben betraf. Er würde wohl ein paar Klassen überspringen können, meinte Frank.

Friedrichs Einschulung bedeutete auch für seine stolzen Eltern, dass ihr Hauptwohnsitz nun endgültig nach Minsk verlegt werden musste, denn in Ivas konnte der Junge keine ihm angemessene Schule besuchen. Das sah Julia jedenfalls so, obwohl sie selbst noch immer in der behelfsmäßigen Dorfschule, die Frau de Vries vor einigen Jahren gegründet hatte, als Lehrerin aushalf. Die Schule im Herzen der weißrussischen Hauptstadt war allerdings etwas völlig anderes, hier würde Friedrich ein wesentlich größeres Lernangebot vorfinden, was auch für Frank sehr wichtig war.
Inzwischen bewegte sich Julia auf ihr Examen zu und hatte sich fest vorgenommen, ihr Pädagogikstudium an der Universität von Minsk in den nächsten Monaten abzuschließen.
„Ich werde bald ganze Bücher lesen", flötete Friedrich und schlug glücklich die leuchtenden Augen auf, während er sich an seine Mama presste.
„Guck mal, wie viele nette Kinder hier sind!", sagte Frank, eine Schar herumtollender Knirpse mit Schultüten betrachtend.
Sie gingen in das Schulgebäude hinein und schüttelten einem in die Jahre gekommenen, freundlich lächelnden Lehrer die Hand.
„Sie sind Herr Kohlhaas, nicht wahr?", sagte dieser zu Frank. Der Mann blickte ihn erwartungsvoll an.
„Ja, so ist es!", gab der General zurück.
„Ich freue mich, Ihren Sohn hier in unserer Schule begrüßen zu dürfen", erklärte der Lehrer. „Mein Name ist Fjodor Kalita."
„Sehr erfreut!", antworteten Frank und Julia im Chor.
„Ich lese bald Bücher!", plapperte Friedrich dazwischen.
„Ab morgen beginnt das Lernen, mein Junge", erklärte Herr Kalita schmunzelnd und tätschelte Friedrichs Kopf.

„Jaaa!“, stieß dieser aus, um dann auf der Stelle herumzuhüpfen.
„Nun ist gut!“, beruhigte Julia ihren übereifrigen Sohn.
„Auf Ihren Jungen werde ich besonders gut aufpassen und ihn fördern, Herr Kohlhaas“, sicherte der Lehrer Frank zu.
„Hauptsache, es gefällt ihm hier!“
„Davon kannst du ausgehen, Schatz!“, sagte Julia.
„Sie sind ein Held, Herr General. Ich habe den Kindern im Schulunterricht schon viel über Sie erzählt. Es ist wichtig, dass die junge Generation Vorbilder hat und eines davon sind ohne Zweifel Sie!“, bemerkte Kalita.
„Naja, wenn Sie das sagen“, erwiderte Frank leicht verlegen.
„Doch! Ich meine das ganz ernst! Wir haben Jahrzehnte des Zerfalls hinter uns und unsere jungen Leute benötigen Männer, zu denen sie aufschauen können. Nicht nur zu Artur Tschistokjow selbst, sondern auch zu General Kohlhaas und den vielen anderen Verteidigern unseres Vaterlandes.“
„Das schmeichelt mir aber“, murmelte Frank und wurde etwas rot.
„Eigentlich mag Frank ja überhaupt keine Lehrer, wenn ich das einmal erwähnen darf“, kam jetzt von Julia.
„Das ist auch nachvollziehbar!“, sagte Herr Kalita.
„Ach, meinen Sie?“
„Natürlich, Sie sind schließlich in Europa-Mitte aufgewachsen und da ist das völlig verständlich. Dort haben die Lehrer nämlich die Aufgabe, die Seelen der jungen Menschen im Auftrag ihrer Brötchengeber zu vergiften, aber hier ist es nicht so. Wir bringen unserer Jugend das exakte Gegenteil von dem bei, was in Europa-Mitte gelehrt wird. Darauf achtet nicht nur Präsident Tschistokjow, sondern auch das gesamte Lehrerkollegi-

um unserer Schule. Darauf können Sie sich verlassen, Herr General."
Frank lächelte. „Das tue ich, Herr Kalita."
„Ich studiere übrigens auch Pädagogik, wenn ich das einmal erwähnen darf", bemerkte Julia.
„Oh!", antwortete Herr Kalita mit einem Lächeln. „Eine zukünftige Kollegin also?"
„Sozusagen!", gab Julia Wilden zurück.
Der weißrussische Pädagoge schien beeindruckt zu sein und überlegte einen Augenblick, um anschließend zu antworten: „Die werte Tochter unseres genialen Außenministers und Herr General Kohlhaas, unser größter Soldat. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll."
Die beiden lächelten und versicherten Herrn Kalita, dass seine Schule einen hervorragenden Eindruck auf sie machte und sie glücklich wären, dass Friedrich einen solchen Lehrer bekam.
Nachdem sie sich noch eine Weile unterhalten hatten, ging der Lehrer weiter, um einige andere Eltern zu begrüßen. Friedrich tippelte inzwischen aufgeregt auf der Stelle herum; er drängte darauf, endlich seinen Klassenraum zu sehen.
„Er hat mich ständig „Herr General" genannt …", flüsterte Frank Julia zu. „Komisch, oder?"
„Das ist wirklich ein besonders engagierter Lehrer. Komm, wir gehen in die 1. Etage. Da ist Friedrichs Klasse!", sagte die stolze Mutter und stieg mit ihrem Kleinen einige Stufen hinauf.
General Kohlhaas ließ seinen Blick durch den langen Flur des Schulgebäudes schweifen. Er folgte ihr nach, wobei er an seine eigene Zeit als Schüler denken musste. Dies hier war eine völlig andere Welt, zum Glück.

Eine Woche später kam Pjotr Balkov zu Besuch und Frank freute sich riesig, den Nachwuchsoffizier der Warägergarde noch einmal zu sehen. Nun stand der junge, hochgewachsene Mann im Wohnzimmer, strahlend wie ein Kind, denn Franks Gesellschaft genoss er nach wie vor sehr. Julia brachte dem in der letzten Zeit vielbeschäftigten Russen ein kühles Getränk und setzte sich dann auf das Sofa.

„Das hat ja lange gedauert, Pjotr! Wo warst du in den letzten Wochen denn überall?", fragte Kohlhaas.

„Ich bin nach wie vor nur im Stress, aber heute habe ich mir mal freigenommen. Seit vierzehn Tagen bin ich in der „Prinz-Eugen-Kaserne" in Wolgograd stationiert, bilde rund um die Uhr neue Waräger aus", sagte Balkov.

„Wirklich?", wunderte sich Frank, der sich angesichts dieser Information ein wenig übergangen fühlte.

„Ja, Herr General! Es kommen jeden Tag Hunderte neue Rekruten hinzu. Es sind wahre Massen."

„Ach?"

„Wir haben vor drei Wochen mit Tausenden von Soldaten ein riesiges Manöver in der Einöde nördlich von Kirow durchgeführt. Panzer, Geschütze, alles war dabei. Das war ein Akt, sage ich Ihnen", bemerkte der Russe.

„Wundert mich irgendwie …", murmelte Frank.

„Haben Sie davon nichts mitbekommen, Herr General?"

„Nun, ich befinde mich seit Monaten in einem seltsamen Schwebezustand, so einer Art ‚Dauerurlaub', den mir Artur Tschistokjow gewährt hat. Mein Bedarf an Krieg und Soldaten ist wirklich gedeckt, wenn ich ehrlich bin. Und Artur lässt mir diese Ruhe auch. Allerdings wundert es mich schon, dass ich anscheinend in letzter Zeit recht viel verpasst habe."

„Die Warägergarde wächst jedenfalls und das Gleiche gilt für die Volksarmee selbst. Wir sind alle ständig dran:

Gefechtsmanöver, Häuserkämpfe, Angriffe auf befestigte Stellungen, Fern- und Nahkämpfe. Wir müssen den Neuen alles unter großem Zeitdruck einpauken", erläuterte Balkov.
„Hmmm!", stieß Frank lediglich aus.
„Bei dem Manöver sind drei Rekruten draufgegangen, Herr General."
„So?"
„Ja, die haben mit scharfer Munition rumgeballert, diese Trottel."
„Hmmm!"
Frank stand von seinem Platz auf, um vor das Fenster zu treten. Dann schwieg er für eine Minute.
„Ich bin der Anführer der Warägergarde gewesen. Der Gründer oder zumindest einer davon. Und jetzt geschieht scheinbar viel hinter meinem Rücken, von dem ich offenbar nichts mitbekommen soll. Zwar reiße ich mich nicht darum, ständig von einer Kaserne zur nächsten zu tingeln, aber es ist trotzdem irgendwie seltsam."
„Wie meinen Sie das, Herr General?", fragte Pjotr.
„Ich meine damit, dass ich einer von Tschistokjows engsten Vertrauten bin – oder eher war. Und dafür bekomme ich verdammt wenig mit. Ab und zu werde ich zum Inspizieren irgendwelcher Trupps gerufen, aber ansonsten scheint Artur nicht unglücklich zu sein, wenn ich mich nicht allzu oft sehen lasse. Alfred Bäumer ergeht es ja ähnlich", erklärte Frank und starrte auf die Straße.
„Sie haben so viel für unsere Sache gekämpft, dass Sie sich doch ruhig einmal eine Pause gönnen dürfen. Genießen Sie die Ruhe, Herr General."
„Ich mache mir da nur so meine Gedanken, aber vielleicht irre ich mich auch, Pjotr …", flüsterte Frank mit nachdenklichem Blick.

„Was für Gedanken denn?“
„Ach! Wahrscheinlich bin ich einfach nicht mehr ganz auf dem Laufenden und schätze somit viele Dinge falsch ein. Schon gut, Pjotr. Lassen wir es gut sein. Willst du heute hier übernachten?“
Balkov lächelte. „Wenn das möglich wäre, dann gerne …“
„Ja, ist doch kein Thema, Pjotr. Wir könnten ja heute Abend mal einen Happen in Minsk essen gehen. Ich kenne da ein sehr nettes Restaurant“, sagte Frank. Er wandte sich wieder seinem Gast zu.
„Gerne! Das hört sich gut an, Herr General!“, freute sich Balkov.
„Und nenn mich jetzt endlich Frank und nicht immer „Herr General“. Ich bin doch längst wieder Zivilist – mehr oder weniger jedenfalls“, bemerkte Kohlhaas und zwinkerte dem jungen Mann zu.

Gegen uns!

Die 40 Milliarden Globes, die Mr. Lehmann beschaffen wollte, waren mittlerweile stillschweigend bei Artur Tschistokjow eingegangen. Lediglich Wirtschaftsminister Dr. Gugin, der stets die Staatsfinanzen des Nationenbundes im Blick hatte, wusste davon, hatte sich dem russischen Staatsoberhaupt jedoch gegenüber verpflichtet, den anderen Regierungsmitgliedern nichts von der Transaktion zu erzählen. Der sonnige Juli des Jahres 2047 näherte sich seinem Ende und die Freiheitsbewegung hatte in den letzten Wochen wieder im ganzen Land Massenkundgebungen und Paraden abgehalten.
Hunderttausende Menschen waren allein in St. Petersburg und Minsk zusammengekommen, um die Kolonnen der Rus bei ihren Ehrenmärschen für die Gefallenen der Revolution zu bewundern. Hier hatten sich endlose, fahnenschwingende Demonstrationszüge in perfekter Disziplin unter dem euphorischen Jubel der Zuschauer durch die Straßen bewegt.
Artur Tschistokjow war erneut auf Tournee durch viele russische, baltische und ukrainische Städte gewesen, um seine Landsleute noch fester an das Drachenkopfbanner zu binden. Den Höhepunkt der öffentlichen Auftritte des russischen Präsidenten sollte allerdings auch in diesem Jahr der „Tag der russischen Einheit“ darstellen.
Zudem waren die nationalen Medien zu einer neuen, groß angelegten und von Tschistokjow persönlich befohlenen Werbeoffensive übergegangen. Seitdem kamen den ganzen Tag lang Fernsehreportagen und Radioberichte über die erfolgreiche Arbeit der russischen Regierung über den Äther. Man konnte meinen, dass Artur Tschistokjow

keinen der über 150 Millionen Menschen in seinem Nationenbund auslassen wollte, wenn es darum ging, die weltanschaulichen Grundsätze der Freiheitsbewegung wieder und wieder in jeden einzelnen Kopf zu hämmern.
„Sie müssen notfalls alle hinter uns stehen, ich werde auch noch den letzten Russen in unseren Kampfbund einbinden!“, hatte er seinem inzwischen auf Distanz gegangenen Freund Thorsten Wilden erzählt. Dieser jedoch konnte nicht nachvollziehen, warum Tschistokjow einerseits im Volk seine revolutionären Ideen verbreitete und andererseits der Weltregierung Zugeständnisse machte und sich sogar bei ihr verschuldete.
„Wenn Artur zu seinem Volk redet, dann könnte man fast glauben, dass er immer noch der Alte ist, aber sein Verhalten spricht eindeutig dagegen“, hatte der Außenminister Frank vor ein paar Tagen erklärt. Dieser gab ihm Recht, er konnte sich auf das oft widersprüchliche Verhalten des russischen Staatsoberhauptes ebenfalls keinen Reim machen.
Selbst Ludwig Orthmann, der Frank, Alfred und Wilden inzwischen ein guter Freund geworden war, sich regelmäßig mit ihnen austauschte oder sie in Minsk besuchte, hegte langsam Zweifel an der Aufrichtigkeit des Revolutionsführers.
Nach und nach lernten Kohlhaas und die anderen auch weitere deutsche Flüchtlinge kennen, die als Mitglieder der Freiheitsbewegung im September 2047 die DSDR, die Deutsche Sektion der Rus, gegründet hatten und kräftig bei ihren Landsleuten für die Organisation warben.
Eigentlich war die Gründung dieser Untersektion der Freiheitsbewegung Wildens Idee gewesen, doch Ludwig Orthmann hatte sich sofort begeistert gezeigt, sie in die Tat umgesetzt und eine führende Position eingenommen.

Den Vorsitz der DSDR hatte allerdings Julius Kaltmeyer übernommen. Der aus Trier stammende Lehrer war bereits vor drei Jahren nach Russland geflüchtet.
Mittlerweile tingelte Ludwig Orthmann durch die Dörfer und Städte Russlands und versuchte, seine überall verstreuten deutschen Landsleute für die DSDR zu gewinnen. Frank und Alfred, die an einem Erstarken dieser Untersektion der Freiheitsbewegung selbst ein großes Interesse hatten, begleiteten ihn mit Genehmigung Artur Tschistokjows auf einigen seiner Reisen und waren immer wieder erfreut, wenn sie mit anderen deutschen Auswanderern ins Gespräch kamen.
So träumten die aus dem Verwaltungssektor Europa-Mitte geflohenen Deutschen von einer Heimat, die eines Tages wieder frei sein würde, und von der Rettung ihres gefangenen, untergehenden Volkes. Alle setzten sie ihre Hoffnungen in Artur Tschistokjow, doch dieser schien das Interesse am übrigen Europa längst verloren zu haben.
Nach und nach zogen schließlich auch die Auswanderer aus den anderen Ländern Europas nach, gründeten ihrerseits Untersektionen innerhalb der Freiheitsbewegung für die Angehörigen ihrer jeweiligen Volksgruppe.
Sogar eine Amerikanische Sektion der Rus wurde von einigen Amerikanern europäischer Herkunft gegründet, denn auch aus dem Sektor Amerika-Nord waren inzwischen schon mehrere Tausend Menschen nach Russland geflohen. Und selbst die Nachfahren der meist englischen und deutschen Auswanderer aus Australien, Neuseeland oder Südafrika kamen allmählich in immer größerer Zahl bei Nacht und Nebel in Tschistokjows Reich.
Das russische Staatsoberhaupt, das die Gründung der DSDR sehr begrüßt hatte, da er seit jeher ein deutsch-russisches Bündnis propagiert hatte, betrachtete einige

der anderen Untergruppen jedoch mit einer gewissen Skepsis.
„Wie würden sich die englischen Mitglieder der Freiheitsbewegung verhalten, wenn wir zum Beispiel die britischen Inseln im Zuge eines Krieges bombardieren müssten?", hatte Tschistokjow Frank einmal gefragt, doch dieser war lediglich sarkastisch geworden, hatte erwidert, dass seine gegenwärtige, liberale Politik so etwas doch recht unwahrscheinlich erscheinen ließe. Der Anführer der Rus hatte diese Aussage gründlich in den falschen Hals bekommen und Frank war anschließend mehrere Wochen lang von ihm ignoriert worden.

Etwa 400 deutsche Flüchtlinge hatten sich heute unter der Leitung von Ludwig Orthmann und Julius Kaltmeyer in Kursk eingefunden, um die erste größere Versammlung der DSDR durchzuführen. Als Ehrengäste waren auch die Vorsitzenden einiger anderer Untersektionen, etwa der französischen, holländischen und ungarischen, erschienen, um dem Treffen beizuwohnen.
Frank und Alfred waren ebenfalls mitgekommen, obwohl sie bereits nach einigen Minuten feststellen mussten, dass sich bei dieser Veranstaltung eher Träumer als Revolutionäre versammelt hatten. Dieses Treffen der DSDR machte von Beginn an den Eindruck geschwätziger Vereinsmeierei. Eine Versammlung der Freiheitsbewegung der Rus sah anders aus
„Es ist wundervoll, so viele meiner Landsleute heute hier zu sehen und ich bin sicher, dass wir in Zukunft immer mehr werden und die DSDR irgendwann keine kleine Rolle mehr innerhalb der Freiheitsbewegung spielen wird!", rief Ludwig Orthmann seinen klatschenden Zuhörern entgegen.

„Naja …“, flüsterte Frank seinem Freund Alf zu. Er verzog den Mund.
„Sie meinen es doch nur gut“, gab jener leise zurück.
„Ich möchte zuerst zwei ganz besondere Gäste begrüßen, die es sich nicht haben nehmen lassen, den weiten Weg von Minsk bis hierher nach Kursk anzutreten, um der DSDR die Ehre zu erweisen: General Frank Kohlhaas und Major Alfred Bäumer!“
Frenetischer Jubel brandete den beiden entgegen; die zwei Volkshelden grinsten ihren begeisterten Landsleuten zu. Dann fuhr Orthmann fort: „Diese Männer, die an unzähligen Fronten für die Freiheit Siege errungen haben, sind neben unserem Außenminister Thorsten Wilden die wahrhaft größten Söhne des deutschen Volkes in dieser Epoche! Sie sind Helden und Vorbilder für Millionen von uns!“
„Jetzt trägt er aber dick auf. Seit wann bist du eigentlich Major, Alf?“, wisperte Frank dem Hünen durch den aufbrausenden Applaus ins Ohr.
„Seit einer Woche.“ Bäumer grinste breit.
„Glückwunsch!“
„Danke!“
„Als ersten Tagesordnungspunkt möchte ich nun mit den Mitgliederzahlen der DSDR beginnen, meine lieben Freunde. Dann widmen wir uns der Frage, ob wir eine Exilregierung für Deutschland aufstellen sollen, die sich bereits hier in Russland auf den „Tag X“ vorbereitet, wenn unsere Heimat endlich befreit wird“, rief Orthmann und alle waren von seinen Worten angetan.
Schließlich übernahm Julius Kaltmeyer das Reden und man merkte ihm an, dass er vorher jahrelang vor Schulklassen gesprochen hatte.
In trockener, oberlehrerhafter Manier erläuterte er den Anwesenden, dass es langsam Zeit wäre, sich über einen

Führungsstab von kompetenten Männern Gedanken zu machen, denn er hoffte, dass Deutschland eines Tages doch noch frei werden würde.
„Die Franzosen von der FSDR sind auch schon dabei, eine Exilregierung für Frankreich aufzustellen. Und bei einigen anderen Untergruppen der Freiheitsbewegung sind bereits ähnliche Tendenzen im Gange“, meinte Kaltmeyer und hob immer wieder den Zeigefinger.

„Die haben gut reden. Als ob wir eben mal die ganze Welt befreien könnten“, sagte Frank leise zu Alf.
„Keiner dieser Leute hat bisher einen Krieg erlebt, deshalb schwärmen sie auch so vom Freiheitskampf“, antwortete dieser.
Derweil begann Kaltmeyer sogar die von ihm ausgearbeiteten ersten Maßnahmen der Exilregierung, nachdem man „mal eben“ die Freiheit erkämpft hatte, vorzulesen. Die Prozedur dauerte über eine Stunde und die monotone Stimme des in die Jahre gekommenen Lehrers wirkte mit der Zeit regelrecht einschläfernd.
Als die Versammlung zu Ende war, wurden Frank und Alfred wie zwei Filmstars von einem Pulk ihrer begeisterten Landsleute belagert. Zu guter Letzt waren sie froh, als sie den Saal endlich hinter sich lassen konnten.
Zwei Tage später erteilte Artur Tschistokjow sämtlichen Bemühungen, Exilregierungen aufzustellen, eine klare Abfuhr. Er war der Ansicht, dass man sich durch solche Maßnahmen im Ausland lächerlich machen würde. Schließlich blieb den enttäuschten Flüchtlingen aus Europa nichts anderes übrig, als weiter auf den großen Tag der Befreiung ihrer alten Heimatländer zu hoffen. Allerdings schien dieser mehr denn je ein Wunschtraum zu bleiben.

Während zahlreiche Flüchtlinge aus Westeuropa noch immer glaubten, dass Tschistokjow auch ihre gepeinigten Heimatländer eines Tages vom Joch der Sklaverei befreien würde, schien dieser nicht mehr im Traum daran zu denken und ignorierte Fragen, die sich auf dieses Thema bezogen.
„Ich will Frieden, Aufbau und eine gesunde Wirtschaft", sagte er höchstens, wenn sich Frank oder Wilden bei ihm bezüglich seiner Meinung zur „deutschen Frage" erkundigten.
Daraufhin hielt der Außenminister Tschistokjow das einst von ihm selbst verfasste Buch „Der Weg der Rus" unter die Nase und las ihm daraus vor: „Wenn Europa noch einmal vor dem Untergang gerettet werden soll, dann müssen zunächst die beiden bevölkerungsreichsten Länder, Russland und Deutschland, durch eine revolutionäre Bewegung befreit werden. Letzteres ist dazu kaum noch in der Lage, denn das Volk der Dichter und Denker hat in den letzten Jahrzehnten schon so viel von seiner ethnischen und kulturellen Substanz verloren, dass es sich wohl von alleine nicht mehr aufrichten wird.
Daher muss Russland die Aufgabe zukommen, die europäische Freiheit nicht nur zuerst zu erkämpfen, sondern sie auch später nach Westeuropa hineinzutragen. Würde es je gelingen, sowohl Russland als auch Deutschland aus den Klauen der Logenbrüder zu reißen, wieder zu eigenständigen, starken Nationen zu machen und zu einem festen Bündnis zusammen zu schmieden, so hätte das eine enorme weltpolitische Bedeutung.
Diese neue Macht könnte es einst schaffen, der Weltregierung politisch und militärisch das Rückgrat zu brechen. Ein Bündnis zweier so erfindungsreicher Nationen wäre durch seine Kraft schließlich auch in der Lage, dem übri-

gen Europa die Freiheit zu erkämpfen. Russland allein würde jedoch auf Dauer den harten Kampf gegen die Menschheitsvergifter nicht bestehen können. Vor allem wenn es vergisst, welche Verantwortung es in diesem Zeitalter gegenüber dem übrigen Europa hat …“
Nachdem Wilden diese Zeilen gelesen hatte, ließ ihn Tschistokjow einfach stehen und ging wortlos davon, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen. Und so verstrich der Rest des Jahres 2047 im Frieden, während der nächste eisige Winter Russland unter seinen Schneemassen begrub.

Frank liebkoste Julias warmen, weißen Bauch, um sie dann zärtlich auf den Mund zu küssen. Soeben hatten sie sich geliebt und er fühlte ihr Herz noch immer wild neben seinem Ohr pochen. Frank legte sich auf den Rücken, während Julia ihren Kopf an seine Brust schmiegte. Die blonden Haare der schönen Frau fühlten sich weich und geschmeidig an, Kohlhaas liebte es, sie zu berühren.
Wie Flachs sahen sie aus und sie leuchteten im schwachen Mondlicht, welches durch das Fenster drang. Es war tief in der Nacht und der kleine Friedrich schlief ruhig in seinem Bett. So sollte es immer sein, dachte sich Frank, seiner Geliebten ein mildes Lächeln schenkend.
Die letzten Tage waren unbeschwert gewesen. Das Pärchen hatte sich kaum noch mit Artur Tschistokjow, der Freiheitsbewegung oder irgendwelcher Politik beschäftigt. Es schien fast so, als hätten sie es aufgegeben, sich noch weitere Gedanken über das Für und Wider von Arturs neuem Weg zu machen.
Vielleicht war es auch besser so, hatte Julia zu ihm gesagt, denn Frank war des ewigen Kämpfens längst müde geworden. Er hatte sich genug eingesetzt, genug Opfer gebracht. Jetzt waren endlich die anderen an der Reihe und konnten

ihre Leben riskieren, wenn sie es denn wollten. In den letzten Tagen war Kohlhaas oft kurz davor gewesen, die Führung der Warägergarde ganz abzugeben, allem den Rücken zu kehren. Wenn dieser vielleicht faule Frieden wenigstens noch bis zum Ende seines Lebens andauern würde, dann wäre das zumindest besser als noch mehr Krieg, dachte er sich gelegentlich.
Doch tief im Inneren befürchtete er, dass diese Rechnung ohnehin nicht aufgehen würde. Und was sollte aus Friedrich werden? Würde er ganz von vorne beginnen müssen, wenn der Nationenbund der Rus eines Tages doch wieder zusammenbrach? War der Traum von Freiheit nicht von Anfang an nur eine Illusion gewesen?
Der übermächtig erscheinende Feind würde am Ende ja doch siegen, so wie er es in dieser Epoche immer getan hatte. Hatte er umsonst all die Schrecken erlitten?
Heute war er bemüht, sich nicht allzu sehr in derartige Gedankengänge zu vertiefen. Es hatte sowieso keinen Zweck, kostete nur wertvolle Lebenszeit, die man auch sinnvoller nutzen konnte.
„Was ist los mit dir, Schatz? Denkst du nach?“, fragte Julia plötzlich.
„Nein, ich entspanne mich nur“, gab Frank zurück, doch das war nicht ganz die Wahrheit.
„Willst du die Führung über die Waräger denn jetzt wirklich abgeben?“, fing sie wieder an.
„Ich weiß es noch nicht, aber vielleicht verschaffe ich mir diesmal endgültig Ruhe“, sagte Kohlhaas und drückte seine Freundin fest an sich.
„Sie werden dich nicht mehr brauchen. Sie haben doch längst jüngere Offiziere. Du hast genug getan!“, meinte Julia.
Frank schwieg, stand aus dem Bett auf, starrte schweigend aus dem Fenster. Der Mond war heute Nacht dick und

rund, er schien heller als sonst. Draußen auf den Straßen von Minsk war alles ruhig. Man vernahm keinen Laut, nicht einmal ein Auto war zu hören und es brannte kaum noch Licht in den Häusern gegenüber.
„Vielleicht sollte ich wirklich aufgeben und mich ins Privatleben zurückziehen", murmelte Frank leise und betrachtete die dunkle Straße noch eine Weile.

Es war 3.12 Uhr morgens, als der General endlich einschlief und sofort in die Welt der Träume hinabglitt. Frank fand sich plötzlich inmitten eines wundervollen Parks auf einer Bank wieder. Neben ihm saß ein dunkelhaariger Mann, der eine Zeitung las und ihn zunächst nicht zu beachten schien. Ansonsten waren keine anderen Menschen zu sehen und es war ungewöhnlich still. Man hörte nicht einmal einen Vogel zwitschern oder sonst irgendein Geräusch.
Kohlhaas wunderte sich und warf einen kurzen Blick auf den Mann neben sich, der auf einmal seine Zeitung zusammenfaltete, sie neben sich auf die Bank legte und ihm den Kopf zudrehte. Dann lächelte er Frank an und sagte: „Sie haben sich ja keine schöne Realität ausgesucht, mein Lieber."
Der General kratzte sich am Kopf, wirkte verstört. Schließlich fragte er: „Wer sind Sie?"
„Verzeihen Sie, ich hätte mich zuerst vorstellen sollen. Wie unhöflich von mir. Mein Name ist Blair, Eric Blair."
„Sehr erfreut, ich bin Frank Kohlhaas!"
„Ich weiß!", antwortete der Mann. Er neigte seinen Kopf leicht zur Seite. „Sie werden mich vermutlich eher unter meinem Pseudonym kennen, Herr Kohlhaas. Ich bin George Orwell."
Frank riss die Augen auf. „George Orwell? Der berühmte Buchautor?"

Dieser nickte. „So ist es!“
„Das ist ja der Wahnsinn. Ich dachte, dass Sie schon lange tot sind, Herr Orwell. Und nun treffe ich Sie hier?“
„Sehr richtig, ich bin schon länger tot, aber das tut nichts weiter zur Sache“, erwiderte der dunkelhaarige Mann mit dem hageren Gesicht.
Kohlhaas wusste für einen kurzen Moment nicht, was er sagen sollte. Irgendwann meinte er: „Thorsten Wilden hat mir Ihre weltberühmten Romane „1984“ und „Die Farm der Tiere“ ausgeliehen – ich habe sie damals regelrecht verschlungen.“
Orwell lächelte. „Thorsten Wilden liebt diese alten Schinken, ich weiß.“
„Aber was tun Sie hier, Herr Orwell?“, wollte Frank wissen und starrte den Autor an.
„Wenn ich ehrlich bin, dann wollte ich Sie einmal persönlich kennenlernen, Herr Kohlhaas. Sie sind ein interessanter Charakter, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf“, erklärte der Schriftsteller mit einem breiten Grinsen.
„Sie tun gerade so, als wäre ich eine Romanfigur“, erwiderte Frank verdutzt.
„Wie auch immer, Sie sind der, der tatsächlich glaubt, das Unabänderliche ändern zu können“, meinte sein Gesprächspartner. „Das ist bemerkenswert – und zugleich auch ein wenig naiv, wobei ich Sie jetzt nicht beleidigen möchte.“
„Was ist unabänderlich?“, gab Frank zurück.
„Das Schicksal, Herr Kohlhaas. Ihre Realität gleicht einer furchtbaren Dystopie. Und Dystopien enden stets tragisch. Trotzdem weigern Sie sich, das anzuerkennen!“, sagte Orwell.
„So tragisch wie Ihr Roman ‚1984‘?“
„Zum Beispiel!“

„Warum hat Ihr Protagonist Winston Smith denn nie gekämpft?“, fragte Kohlhaas.
„Warum? Was hätte er denn tun sollen? Er hatte von Anfang an keine Chance, denn sein Feind war übermächtig. Sein Schicksal war von der ersten Seite an besiegelt gewesen, genau wie Ihres und das Schicksal Ihrer ganzen Widerstandsbewegung. Dystopien enden tragisch, denken Sie daran, Herr Kohlhaas“, bemerkte der Autor mit ernster Miene.
Inzwischen war Frank etwas ungehalten worden. Mürrisch stand er von der Bank auf. „Sie irren sich, Herr Orwell. Es gibt immer Hoffnung und am Ende siegt das Gute doch. Warum hat Ihr Winston denn London niemals verlassen? Warum ist er nicht an einen Ort gegangen, wo vielleicht doch Widerstand möglich gewesen wäre? Warum hat er nicht …?“
George Orwell winkte ab. „Es ist kein Widerstand möglich, wenn der Feind so überlegen ist. Sehen Sie es doch ein, Herr Kohlhaas. Winstons Widerstand gegen die Regierung von Ozeanien hätte genau so geendet, wie Ihr Widerstand gegen die Weltregierung – im Tod. Es gibt in der Geschichte Zeiten, in denen alle Hoffnung verloren ist. Und Sie leben in einer solchen Zeit. Es tut mir leid, wenn ich so etwas sagen muss, aber es die Wahrheit.“
Frank verzog sein Gesicht zu einer wütenden Grimasse und schrie: „Sie sind ein verfluchter Pessimist, Orwell! Das habe ich an Ihren Büchern nie gemocht, so genial sie auch sonst sein mögen! Es gibt Hoffnung! Wir werden diese elende Weltregierung stürzen. Notfalls werden wir genau so brutal vorgehen wie die Logenbrüder oder ‚Die Partei‘ in Ihrem Roman. Scheiß was drauf!“
„Wie ich ihn liebe, diesen Himmelsstürmer!“, stieß Orwell amüsiert aus und klatschte in die Hände. „Eines

muss ich Ihnen ja lassen, Herr Kohlhaas, diesen Kampfgeist hatte mein Winston Smith nicht. Ja, das muss ich zugeben."
„Ich bitte meinen Ausfall zu entschuldigen, Herr Orwell. Ihre Worte haben mich wirklich zornig gemacht", antwortete Frank, nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte.
„So sind Sie eben, mein Guter! Immer mit dem Kopf durch die Wand, genau wie Artur Tschistokjow und all die anderen. Und … zudem …", sprach der Autor, um sich dann selbst zu unterbrechen.
„Was wollten Sie sagen, Herr Orwell?"
„Nun, ein wenig haben Sie ja auch schon erreicht. Ehrlich gesagt mehr, als ich Ihnen jemals zugetraut hätte", fügte der dunkelhaarige Schriftsteller hinzu und begann milde zu lächeln.
„Warten wir es ab!", antwortete Frank trotzig.
„Verzeihen Sie mir, Herr Kohlhaas, aber ich muss jetzt wieder zurück. Eigentlich dürfte ich ja gar nicht hier sein. Sie wissen schon: „Big Brother is watching you!" Verstehen Sie?", flüsterte Orwell, auf den blauen Himmel über sich deutend.
„Big Brother?"
„Der da oben! Der hat solche Ausflüge eigentlich nicht so gern", meinte Orwell und schüttelte Frank zum Abschied die Hand.
„Ich verstehe!", sagte dieser.
Der Schriftsteller ging schnellen Schrittes davon und überquerte die Wiese, während ihm Frank nachdenklich hinterher schaute.
„Es war nett mit Ihnen zu plaudern, Herr Kohlhaas! Vielleicht irre ich mich auch! Wie Sie bereits selbst sagten: Warten wir es ab!", rief George Orwell noch, bevor er am Horizont verschwand.

Frank hatte schon den ganzen Morgen über den seltsamen Traum nachgedacht. Diese Vision war nach wie vor verstörend für ihn. Brütend saß er in seinem Wohnzimmer, als plötzlich das Telefon klingelte und ihn aus seiner Grübelei riss. Er nahm das Gespräch entgegen. Eine vertraute Stimme begrüßte ihn. Es war Wilden.
„Jetzt halte dich fest, Frank!“, sagte der Außenminister lachend.
„Was ist denn los?“, wollte Frank wissen.
„Du kennst doch das neue Filmzentrum in Tula, das Artur bauen lässt, oder?“
„Ja, ich habe davon gehört“, meinte Kohlhaas.
„Artur stampft da gerade ein russisches Hollywood aus dem Boden. Ich war da, es ist ein riesiges Areal. Dort sollen in Zukunft alle möglichen Filme gedreht werden – bis hin zu teuren Monumentalstreifen.“
„Aha?“
„Es wird noch ein paar Jahre dauern, bis alles fertig ist, aber was Artur dort errichten lässt, ist der absolute Wahnsinn“, ereiferte sich Wilden.
„Hört sich gut an …“
„Ist auch gut, Frank!“
„Und?“
„Rate mal, über wen er den ersten Film drehen lassen will?“, fragte Wilden.
„Keine Ahnung!“
„Na, über dich, du Depp! Es sollen sogar mehrere Teile werden, richtig monumental und episch. Dein Leben wird verfilmt. Es geht los mit eurer Aktion in Paris, der Titel ist ‚Der Rächer von Paris‘. Toll, nicht?“, schwärmte Wilden.
„Ja, klingt gut!“, antwortete Frank, wusste allerdings nicht so richtig, was er davon halten sollte.

„Warte, es geht ja noch weiter. Teil II wird dann „Der japanische Krieg“. Der Kampf um Sapporo, die Operation auf Okinawa und so weiter“, erklärte der Außenminister überschwänglich.
„Da ist ja dann einiges in der Mache, was?“
„Es sind sechs oder sieben Filme über dich geplant. Dein heldenhaftes Leben auf der Kinoleinwand. Ist das nicht großartig, Frank?“
Kohlhaas schwieg für einen Moment und antwortete schließlich: „Mein Leben ist ja noch im Gange …“
„Ja, sicher!“, gab Wilden nur verblüfft zurück.
„Ich meine ja auch nur.“
„Aber freust du dich denn nicht, Junge?“
„Doch! Das schmeichelt mir, aber ich hoffe, dass wir den letzten Teil nicht irgendwann „Der Dritte Weltkrieg“ nennen müssen“, erklärte Frank mit einem Anflug von Zynismus.
Nun hörte sich Wilden etwas verärgert an. „Du solltest stolz auf deine Heldentaten sein. Da hätte ich ein wenig mehr Freude erwartet …“
„Das letzte Kapitel ist aber noch nicht geschrieben, Thorsten. Oder wie George Orwell immer sagt: Warten wir es ab!“, sprach Frank.

Peter Ulljewski, der Geheimdienstchef, hastete mit einem Laptop unter dem Arm über die mit rotem Samt bedeckten Stufen in die oberste Etage des neuen Präsidentenpalastes in St. Petersburg. Inzwischen war der prunkvolle Bau schon fast fertig; lediglich einige kleinere Baugerüste rund um die mit antiken Schnörkeln und Figuren aus Marmor verzierte Fassade des Riesengebäudes waren noch zu sehen.
Der bullige Russe ging schnellen Schrittes in Richtung von Tschistokjows Büro. Als er endlich die Tür erreichte, war er ganz außer Atem.

„Peter!“, bemerkte der russische Präsident und lächelte seinem ältesten Gefährten zu.
„Hallo, Artur!“, schnaufte dieser nur.
„Was kann ich für dich tun, mein Freund?“
„Ich habe den aktuellen ADR-Bericht. Keine guten Neuigkeiten, Artur …“, japste Ulljewski und klappte den Laptop auseinander.
„So? Was gibt es denn?“, fragte Tschistokjow ruhig.
„Das sind die neuen Berichte unserer Agenten und Spitzel aus Übersee und Europa. Die planen da was!“
„Wer plant was?“
„Die Weltregierung! Wer sonst?“
„Aha?“
„Ja, es werden, von Europa abgesehen, gewaltige GCF-Truppenkontingente aufgestellt. Angeblich soll der Sektor Amerika-Nord schon fast 6 Millionen neue Soldaten ausgehoben haben und es werden immer mehr. Auch an anderen Orten wird massiv aufgerüstet!“
„Aufgerüstet?“
„Ja, verdammt! Die stellen ein riesiges Heer auf. So groß, als planten sie den Dritten Weltkrieg!“, sagte Ulljewski mit kreidebleichem Gesicht.
„Und da bist du dir sicher, Peter?“
„Natürlich bin ich das! Dies sind offizielle Berichte unserer Leute. Die Logenbrüder lassen Panzer und Flugzeuge in Massen produzieren, haben ihre gesamte Industrie auf Krieg umgestellt!“
„Krieg? Gegen wen denn?“, wollte Tschistokjow wissen und klang wie ein naiver, kleiner Knabe.
„Gegen wen? Gegen uns!“, schrie Ulljewski.
„Gegen uns? Bist du sicher!“
„Gegen wen denn sonst, Artur?“

„Vielleicht sind das auch Truppenverbände, die nach Asien geschickt werden sollen.“
„So viele Soldaten braucht die GCF in Asien nicht! Das ist eine ganze verfluchte Armada und es werden immer mehr!“, schnaubte der Geheimdienstchef wütend.
„Aber wir haben doch Frieden mit der Weltregierung. Es gibt keinen Grund, warum sie uns angreifen sollten“, antwortete der Anführer der Rus.
„Keinen Grund?“
„Ja, es gibt keinen Grund. Der Nationenbund ist friedfertig und tut niemandem etwas. Außerdem sind wir für den Weltverbund inzwischen fast so etwas wie richtige Handelspartner. Denke doch an die ganze finanzielle Unterstützung, die sie uns gewährt hat, Peter“, bemerkte Tschistokjow gelassen.
Sein ältester Freund schwankte einige Schritte zurück, hielt sich brummend den Kopf. Dann bekam er einen regelrechten Wutanfall.
„Die … die werden uns in Stücke reißen, wenn wir uns nicht verteidigen können. Was ist nur mit dir passiert, Artur? Haben die dir eine Lobotomie verpasst?“, brüllte Ulljewski.
„Ruhig, Peter! Der Weltpräsident hat mir noch vor zwei Monaten versichert, dass er auch weiterhin bereit ist, Russland anzuerkennen. Wir werden noch dieses Jahr einen gegenseitigen Friedensvertrag unterzeichnen und du redest von Kriegsgefahr, Peter?“
„Es dauert nicht mehr lange, dann schlag ich dir in die Fresse, Artur!“, knurrte Ulljewski wie ein zorniger Bullterrier.
„Nein, das wirst du sicherlich nicht tun!“, entgegnete ihm Tschistokjow nüchtern.
„Doch, das werde ich! Vielleicht fängt das Gehirn in deinem Schädel dann wieder an zu arbeiten. Du bist ein

selbstgerechter Großkotz geworden, der sich nicht einmal zu schade ist, mit denen Geschäfte zu machen, die unsere Vernichtung anstreben. Wegen deiner Ignoranz wird Russland eines Tages noch untergehen!"
„Nein, auf keinen Fall!", gab der blonde Politiker leise zurück.
„Zur Hölle mit dir! Wenn du so weitermachst, dann lege ich mein Amt als Geheimdienstchef nieder und kündige dir die Freundschaft, Artur. Und mir werden dann viele deiner alten Weggefährten folgen, glaube mir das!", grollte der bullige Straßenkämpfer und ballte die Fäuste.
„Ich habe dir bereits vor Monaten gesagt, dass du mir vertrauen sollst, Peter. Habe ich dich jemals enttäuscht?"
„Ja, und das habe ich dir auch schon oft genug gesagt!", schnaubte Ulljewski.
„Russland wird nicht untergehen", sagte Artur Tschistokjow. Er erhob sich aus seinem Bürosessel.
„Leck mich doch!", zischte ihm Peter Ulljewski entgegen und verließ den Raum.

„Kredite für den Frieden!", las Frank laut vor, den Bildschirm seines Computers mit zornigem Blick fixierend.
„Langsam wird die Sache wirklich haarig", kommentierte Bäumer den Leitartikel einer großen westeuropäischen Zeitung.
Kohlhaas durchforstete weiter die Online-Ausgabe des Blattes und hielt sich nach einer Weile den Kopf. Dann murmelte er: „Die neue Wirtschaftspolitik des Nationenbundes der Rus erfreut vor allem die Banken an der Wallstreet. Viele führende Bankhäuser haben sich inzwischen bereit erklärt, mit Artur Tschistokjow als einem Freund und Geschäftspartner zusammen zu arbeiten – zum Wohle Russlands …"

„Hör mir mit diesem Mist auf! Da muss ich ja fast kotzen!“, schimpfte Bäumer und rannte aus dem Raum, ehe Frank noch weitere Abschnitte des Zeitungsartikels vorlesen konnte.
Dessen Begeisterung hielt sich ebenfalls mehr als in Grenzen und schließlich ließ er den Computer herunterfahren, um seinem Freund in die Küche zu folgen.
Dort saß Bäumer, er grummelte wütend vor sich hin. „Das macht mir langsam Angst. Was ist nur mit Artur los? Es wird immer schlimmer mit ihm. So kann das nicht mehr weitergehen, wir müssen etwas unternehmen!“
„Was schlägst du denn vor? Ihn stürzen?“
„Ich hätte nie gedacht, dass ich so etwas jemals sage, aber in letzter Zeit denke ich manchmal an derartige Dinge, Frank.“
„Das wäre Verrat, oder?“
„Wenn er uns verrät, dann ist es unsere Pflicht, ihn zu stoppen. Ich glaube kaum, dass die Führungsriege der Freiheitsbewegung seinem Treiben ewig zusehen wird. Artur verspielt gerade sehr viele Sympathien und scheinbar merkt er es nicht einmal, weil er sich jetzt für den großen Geschäftsmann hält“, murrte Alf.
„Was sagt Thorsten denn dazu?“
„Das, was er seit Monaten sagt. Wir müssen auf Artur endlich einwirken und ihn von seinem Irrweg abbringen oder er muss seinen Posten räumen.“
„Das sagt Wilden?“
„Ja, und zwar in aller Schärfe. Artur ignoriert ihn seit Wochen, lässt ihn kaum noch an sich heran. Er kapselt sich in einer Weise von seinen alten Gefährten ab, dass es einem seltsam vorkommt. Glaubt er denn, dass wir das alle einfach so hinnehmen?“
Frank überlegte und antwortete dann: „Ich verstehe Artur einfach nicht mehr. Er redet einerseits bei unseren Veran-

staltungen mit der ihm eigenen Radikalität vom Fortgang der Revolution und bandelt dann mit unseren Feinden an. Das ist alles vollkommen widersinnig."
„Ich sage dir, dass er sich hat kaufen lassen. Vielleicht liefert er uns, seine alten Mitstreiter, eines Tages sogar ans Messer, um den Wünschen der Logenbrüder entgegen zu kommen. Es wundert mich langsam nichts mehr!", zischte Bäumer.
„Wir sollten uns noch einmal mit Thorsten und einigen anderen Führungsköpfen der Freiheitsbewegung kurzschließen, Alf. Es muss endlich etwas geschehen, sonst bricht bald eine Katastrophe über uns herein", warnte Kohlhaas.
„Ich rufe Wilden morgen an und verlange, dass wir gemeinsam über Tschistokjow sprechen. Wir haben für ihn in den Straßen geblutet und jetzt stehen wir wie Idioten da, während er sich einen Lenz macht!", schimpfte Alf.
Die beiden Freunde diskutierten noch geschlagene zwei Stunden über den Anführer der Rus und steigerten sich immer weiter in ihren Unmut hinein. Sie fühlten sich mehr denn je hintergangen, doch es sollte noch schlimmer kommen.

Im Juli des Jahres 2048 machte eine für viele Rus nicht sehr erfreuliche Story aus der Regenbogenpresse weltweit die Runde. Der russische Souverän hatte sich nach der Einweihungsfeier eines neuen Industriezentrums in Syktyvkar mit einem breiten Grinsen und zwei hübschen, halbnackten Blondinen im Arm ablichten lassen. Auf dem Foto wirkte er zudem äußerst beschwipst.
Wer es gemacht hatte, konnte letztendlich niemand mehr sagen, aber das Bild fand seinen Weg in die Redaktionen der internationalen Medienorgane und wurde dort dankbar aufgenommen.

„Vom Asketen zum Partylöwen!“, titelte das New Star Magazine aus Nordamerika und verschaffte dem offensichtlich alkoholfreudigen und sexgeilen Tschistokjow einen Platz auf der Titelseite. Die anderen Medien zogen nach. Schlagzeilen wie „Artur Tschistokjow – Vom Revolutionär zum Lebemann“ oder „Tschistokjow gesteht: Ich stehe auf geile Russenmodels!“ prasselten tagelang auf die sensationsgierige Weltöffentlichkeit ein.
Zwar entschuldigte sich der russische Präsident bei seinen Mitstreitern und Anhängern mehrfach für das leicht obszöne Foto, doch stand Tschistokjow nun einer Welle der Kritik in den eigenen Reihen gegenüber, was dazu führte, dass er sich tagelang in seinem Büro verkroch.
Zwar störte die Affäre die Masse der Russen und Ukrainer weniger, aber Tschistokjows engste Weggefährten waren außer sich vor Wut und Enttäuschung.
Die Logenbrüder schienen hingegen äußerst zufrieden zu sein, dass der einst so willensstarke und gefährliche Revolutionär mittlerweile offenbar mehr Interesse an langbeinigen Girls als an der Befreiung Europas hatte.
Langsam wirkte es ganz so, als wäre er in den Kreis derer aufgestiegen, die zwar eine gewisse Macht hatten, aber ansonsten harmlose, politische Gestalten waren. Bald verniedlichten ihn die Medien gar zu einem geläuterten „Ex-Störenfried“ innerhalb der Weltgemeinschaft und die zur „Sexaffäre“ umgedeutete Foto-Geschichte trug vor allem außerhalb der Grenzen des Nationenbundes dazu bei, dass der russische Souverän das Image eines inzwischen satt und träge gewordenen Politikers erhielt.
Derweil formierte sich Widerstand in den Reihen der Freiheitsbewegung und Tschistokjow hatte größte Mühe, die unter der Oberfläche kochende Wut noch im Zaum zu halten. Schließlich wurden erste Rücktrittsforderungen

laut, die er allerdings einfach ignorierte. Die Revolutionsbewegung wurde in diesen Tagen von einem Sturm des Unmuts erschüttert, während sich die Millionenheere der Weltregierung fernab von Europa versammelten, um gegen Russland und Japan einen Angriff nie gekannten Ausmaßes zu unternehmen.

„Dieser Tschistokjow ist auf dem besten Weg, sich endgültig zum Affen zu machen!“, lachte der Weltpräsident und die Logenbrüder um ihn herum grinsten zufrieden, als er die Titelseite des New Star Magazins hochhielt. Darauf konnte man den russischen Staatschef sehen, der breit in die Kamera grinste und ganz einem feierfreudigen, neureichen Lebemann glich.
„Ist das die aktuelle Story?“, fragte einer der Weisen des obersten Rates. Er schmunzelte.
„Ja!“, sagte der Weltpräsident. „Unser Freund hat sich mal wieder mit einem Sektglas in der Hand vor seinem neuen Sportwagen ablichten lassen. Lächerlich, nicht?“
Der Vorsitzende des Rates der 13 hielt sich ebenfalls den Bauch vor Lachen und bemerkte: „Es geht ihm halt gut. Gestern war er noch ein verarmter, kleiner Hund und heute ist er Millionär. Er hat eine prächtige Villa, teure Karossen und vögelt gerne russische Models. Vielleicht kommt er schon morgen zu uns gekrochen, gliedert seinen Nationenbund der Rus wieder dem Weltverbund an und bettelt, dass wir ihn zum Gouverneur von Europa-Ost machen.“
„Würden wir es tun?“, wollte ein ergrauter Milliardär wissen.
„Aber natürlich! Aus einem guten Freund machen wir meistens schnell einen treuen Diener des großen Plans“, erwiderte der Vorsitzende und verzog seine wulstigen Lippen.

Der Weltpräsident hob die Hand und verlangte zu sprechen. „Lassen wir die Scherze! In absehbarer Zeit müssen unsere Armeen bereitstehen, um Tschistokjow und Matsumoto vom Antlitz der Erde zu fegen. Die jüngsten GSA-Studien berichten uns nur wenig von russischen und japanischen Rüstungsvorbereitungen. Weiterhin haben unsere Spitzel, die die Führungsspitze der Freiheitsbewegung inzwischen recht gut infiltriert haben, fast übereinstimmend geäußert, dass Artur Tschistokjow wirklich an unseren Willen zum Frieden glaubt."
„Und es gibt keine gegenteiligen Aussagen?", erkundigte sich ein Logenbruder verwundert.
„Nein, jedenfalls keine sonderlich besorgniserregenden …", erklärte das Oberhaupt des Weltverbundes.
„Wirklich nicht?", hakte das Ratmitglied nach.
„Die GSA hat beispielweise einige E-Mails zwischen Außenminister Wilden und Artur Tschistokjow abfangen können und in diesen E-Mails kritisiert der Deutsche den Anführer der Rus aufgrund seiner nicht mehr sehr revolutionären Haltung. Das Interessante ist, dass Tschistokjow ihm gegenüber seinen Friedenskurs in jedem Satz verteidigt, ständig betonend, dass er keineswegs an die Notwendigkeit einer weiteren Aufrüstung gegen uns glaubt. Er nennt uns sogar „Geschäftspartner" und scheint glücklich darüber, dass wir uns mittlerweile so sehr vertrauen."
Ein lautes Gelächter schallte durch den Raum, einige Ratsmitglieder schlugen sich auf die Schenkel. Nun grinste auch der Weltpräsident hämisch. Dann fuhr er fort.
„Wenn sich Tschistokjow bei einem seiner engsten und ältesten Vertrauten in dieser Form äußert, dann liegt meiner Meinung nach die Vermutung durchaus nahe, dass er doch naiver und ungefährlicher ist, als auch ich es am Anfang gedacht habe."

Der Vorsitzende erhob sich von seinem Platz. „Der große Rebellenführer, der uns noch vor ein paar Jahren vernichten wollte, ist inzwischen fett und müde geworden. Es gibt in der Geschichte so viele Beispiele wie Artur Tschistokjow. Sobald diese Revoluzzer von einst einmal am Trog der Reichen gefressen hatten, wurden sie zahmer als jedes Lämmchen. So ist es wohl auch bei ihm. Als Dank für seine Kooperation werden wir Tschistokjow jedenfalls den Kopf abschlagen – und seinem gesamten Volk auch."
„So ist es!", stieß der Weltpräsident aus, den Zeigefinger in die Höhe hebend. „Es dauert nicht mehr lange, dann werden unsere Truppen bereit für den tödlichen Streich sein. Schon jetzt werden ununterbrochen Soldaten ausgehoben und Waffen produziert. Wir werden eine Armada gegen diesen Emporkömmling und seinen Freund Matsumoto aufstellen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat."
Der Oberste der Weisen blickte die übrigen Ratsmitglieder an und legte seine knochigen Hände auf den Tisch. Seine von tiefen Falten und Furchen umgebenen Augen stierten ins Leere. Für einige Minuten herrschte andächtiges Schweigen in dem kleinen Konferenzraum, in dem sich die Spitze der Weltpolitik versammelt hatte.
„Ich hatte eigentlich gedacht, dass Artur Tschistokjow eines Tages ein Gegner sein würde, den man zumindest irgendwie fürchten könnte. Aber auch er hat sich diesbezüglich als Enttäuschung erwiesen. Er ist wie so viele andere vor ihm, die uns dann doch in Windeseile ihre Seele verkauften, sobald wir ihnen Geld und Gold unter die Nase gehalten haben.
Es war immer so und es wird auch in Zukunft so bleiben. Wir herrschen und diese Tiere müssen dienen. Und sind es

denn mehr als Tiere, wenn wir immer so leichtes Spiel mit ihnen haben? Nein, sie sind Dreck! Vieh! Geistloser Abschaum! Fressendes, fickendes, scheißendes Gewürm! Was haben sie anderes als Sklaverei verdient?“

Ende der Vorstellung

Wilden war vor zwei Tagen – ohne vorherige Absprache mit Tschistokjow – nach Japan geflogen, um sich mit Außenminister Akira Mori zu treffen. Letzterer hatte ausdrücklich darum gebeten, denn sowohl er selbst als auch der japanische Präsident Matsumoto, waren seit Tschistokjows letzten Eskapaden äußerst enttäuscht und sorgten sich um das mit Russland geschlossene Bündnis.
Heute war Wilden zu Moris Villa am Stadtrand von Tokio herausgefahren und die beiden Politiker machten einen Spaziergang durch das weiträumige Anwesen des japanischen Außenministers.
„Herr Tschistokjow weiß nicht, dass ich hier in Japan bin. Er glaubt, dass ich mich in Litauen aufhalte. Deshalb muss diese Unterredung ein Geheimnis bleiben“, sagte Wilden auf Englisch.
„Sie können auf mich zählen, Herr Wilden. Nur Präsident Matsumoto weiß von diesem Treffen“, versicherte der Japaner.
„Ich kann mir Tschistokjows Verhalten in den letzten Monaten nicht mehr erklären – und ich vertraue ihm auch nicht mehr. Das ist die traurige Wahrheit, Herr Mori“, bemerkte der Gast aus Russland mit betretener Miene.
„Präsident Matsumoto und ich sind in der gleichen Lage.”
„Nun, was schlagen Sie vor? Wie sollen wir in Zukunft mit Tschistokjow umgehen? Hat er unsere Sache verraten? Haben ihn die Logenbrüder gekauft?“, wollte Wilden wissen.
Mori überlegte; er betrachtete einen kleinen Teich voller schillernder Zierfische. Dann wandte er sich wieder seinem Gast zu: „Meiner Ansicht nach muss Tschistokjow durch

einen anderen Führer der Freiheitsbewegung ersetzt werden, wenn er sein Verhalten nicht ändert.“
Wilden schluckte. Derartige Gedanken waren ihm ein Graus, doch das änderte nichts daran, dass Artur Tschistokjow in letzter Zeit viel dafür getan hatte, sein Vertrauen zu verspielen. Der Deutsche befürchtete inzwischen, dass alles, was so viele Idealisten und auch er selbst aufgebaut hatten, vom Untergang bedroht war. Auch Tschistokjow hatte sich einer übergeordneten Instanz zu beugen, nämlich der Revolution!
„Ich weiß nicht, Herr Mori...”, brachte Wilden nur verunsichert heraus.
„Wer könnte Tschistokjow ersetzen? Sie?”, hakte der Japaner nach.
Sein Gast schwieg, atmete schwer. „Ich denke, dass die meisten Russen so etwas nicht akzeptieren würden. Sie lieben Tschistokjow...”
„Aber die meisten Führungspersonen der Freiheitsbewegung vertrauen ihm nicht mehr, oder?”
„Viele von ihnen sind verärgert aufgrund seines Verhaltens und seines sogenannten neuen Weges.”
Akira Mori sah Wilden mit durchdringendem Blick an und erklärte: „Präsident Matsumoto und ich haben genug von Tschistokjows neuem Weg! Er leiht sich Milliarden Globes beim Global Bank Trust und tut alles, was die Weltregierung von ihm verlangt. Diese Politik wird unser Bündnis über kurz oder lang zerstören. Er muss sich ändern oder gestürzt werden, Herr Wilden!“, sagte Mori nachdrücklich.
„Ich weiß!”, stöhnte Wilden leise.
Die beiden Politiker schwiegen und gingen weiter durch das Anwesen Akira Moris.
„Ich möchte keine Palastrevolte gegen Tschistokjow starten. Es ist furchtbar, dass ich über solche Dinge über-

haupt nachdenken muss. Er ist noch immer mein Freund, aber ich mache mir Sorgen um die Freiheitsbewegung“, erläuterte der Deutsche traurig.
„Die Rus müssen einen Weg finden, mit Tschistokjow umzugehen. Und Japan muss einen Weg finden, um zu überleben – mit oder ohne Bündnispartner!“, stellte der Außenminister des Inselreiches klar.

Ludwig Orthmann wirkte mehr als enttäuscht und sah betreten in die Runde. Gestern hatte Artur Tschistokjow Julius Kaltmeyer und ihm in einem persönlichen Gespräch in aller Deutlichkeit gesagt, dass er nichts von der Aufstellung einer Exilregierung für Deutschland hielte und es auch keinen Grund dafür gäbe.
„Der Sektor Europa-Mitte muss abgeschrieben werden. Die dort lebenden Völker werden untergehen. Ich kann es leider nicht ändern“, hatte der russische Präsident zu Julius Kaltmeyer gesagt und ihn dann gehen lassen.
Heute hatten sich Orthmann, Frank, Alf und Wilden in einer kleinen Kneipe in Minsk getroffen. Ihre Stimmung befand sich auf einem furchtbaren Tiefpunkt.
„Ich werde keinen Finger mehr für die Freiheitsbewegung krumm machen. Da kann sich Tschistokjow in Zukunft andere Wasserträger suchen“, brummte Orthmann und der ansonsten so stark und entschlossen wirkende Deutsche mit den kantigen Gesichtszügen machte den Eindruck, als hätte man ihm alle Lebenskraft ausgesaugt.
„Der hat sie nicht mehr alle! Ich kann zwar verstehen, dass er wegen dem Rest Europas keinen Krieg riskiert, aber darum geht es nicht. Es geht darum, wie er euch und uns behandelt. Als wären wir ein Haufen Idioten. Ich habe ihm seinen verdammten Arsch gerettet. Damals, als ihm ein Scharfschütze den Schädel wegballern wollte. Da

war Artur noch der große Himmelsstürmer, aber jetzt ist er ein arrogantes, reiches Arschloch geworden, das den Logenbrüdern schamlos hinten rein kriecht!“, grollte Frank.
„Wir haben uns eben in ihm getäuscht“, fügte Alf hinzu.
„Sicherlich geht es nicht darum, einen Krieg anzufangen, aber wie wäre es, wenn er wenigstens Forderungen an die Weltregierung stellen würde? Auch das macht er nicht. Nein, er will sie offenbar als Handelspartner gewinnen. Lange mache ich das jedenfalls nicht mehr mit. Ich denke darüber nach, mein Amt als Außenminister niederzulegen“, bemerkte Wilden erbost.
„Wirklich?“, fragte Orthmann.
„Ja, ich habe Arturs Verhalten gründlich satt. Ist das der Dank, dass wir seine Bewegung aufgebaut und ihm all die Jahre geholfen haben?“, knurrte Wilden. Frank und Alf bestellten sich noch ein Bier und schwiegen.
„Auch ich habe auf das falsche Pferd gesetzt. Alle Europäer, die hier nach Russland geflohen sind, haben sich in Tschistokjow getäuscht. Das ist das Schlimmste an der ganzen Sache. Ja, er hat uns die Hoffnung genommen und bald wird auch sein toller Nationenbund der Rus von unseren Feinden völlig unterwandert sein. Da fallen mir genügend Beispiele ein, in denen es in der Vergangenheit genau so gelaufen ist“, schimpfte Orthmann.
„Was sagt Kaltmeyer denn dazu?“, wollte Alf wissen.
„Was soll er schon sagen? Er findet das auch beschissen und hat mir angeboten, die Führung der DSDR zu übernehmen, wenn Artur Tschistokjow uns weiter so vor den Kopf schlägt. Aber ich weiß nicht, ob ich das überhaupt noch will“, antwortete Ludwig Orthmann.
Frank schüttelte den Kopf, schlug mit der Faust auf den Tisch. „Dieser eitle Gockel! Was zur Hölle ist mit ihm

passiert? Das ist doch nicht mehr der gleiche Mann, der den russischen Bürgerkrieg gewonnen hat, oder?"
„Ich weiß es auch nicht. Artur ignoriert mich und lässt mich kaum noch zu sich. Er hat sich in den letzten Monaten von der gesamten Führungsspitze der Freiheitsbewegung so sehr abgekapselt, dass man einfach nicht mehr an ihn herankommt. Er redet mit niemandem mehr, zieht sich oft tagelang in sein Büro zurück und lässt sich verleugnen. Fragt mich nicht, was mit ihm los ist", sagte Wilden betrübt.
„Das war's!", flüsterte Kohlhaas wütend.
„Was meinst du, Frank?", erkundigte sich Alf.
„Ich werde in den nächsten Wochen die Führung der Warägergarde abgeben und dann kann mich Artur am Arsch lecken. Wir alle haben an der Front für ihn geblutet und das lasse ich mir nicht mehr länger gefallen. Im Ausland schreiben sie über ihn, er wäre ein partygeiler Lebemann geworden.
Vor einigen Tagen habe ich im Internet gelesen, dass Artur einer amerikanischen Illustrierten ein Interview gegeben hat. Da erzählt er, dass er inzwischen das Kochen als neues Hobby entdeckt hat", zeterte Frank vor sich hin.
„Beruhige dich mal wieder!", ermahnte ihn Bäumer.
„Das Kochen?", wunderte sich Wilden.
„Ja, das war ein Interview in diesem Magazin Star Gala – oder wie das hirnlose Scheißblatt heißt. Da erzählt Artur von seinen Kochkünsten, zeigt seine neuen Luxusautos, quatscht über seinen Lieblingssekt. Lächerlich! Kein Wunder, dass ihn langsam niemand mehr ernst nimmt!"
„Muss ich mir mal durchlesen", sagte Orthmann und verzog sein Gesicht.
„Vom gefürchteten Revolutionär und Befreier Russlands zum neureichen Hobbykoch. Das kann doch alles nicht

wahr sein!“, schimpfte Wilden. Er bezahlte seine Getränke und verschwand.

„Einen weiteren Kredit können wir Ihnen nicht geben, Herr Tschistokjow, denn Sie sind mittlerweile mit über 340 Milliarden Globes beim Global Bank Trust und anderen Finanzhäusern verschuldet“, sagte Mr. Lehmann, der Banker, der in Moskau seine vorübergehende Heimat gefunden hatte.
Artur Tschistokjow setzte einen beinahe mitleidserregenden Blick auf und erwiderte: „Ich weiß, dass Sie mit Ihrem Geld haushalten müssen, aber bedenken Sie die Möglichkeiten des Gewinns, die ich Ihnen bieten kann.“
Der Geschäftsmann überlegte. „Aber 100 Milliarden können wir Ihnen kaum gewähren, Herr Präsident.“
Der russische Souverän verschränkte die Arme vor der Brust, wirkte wie ein beleidigtes Kind. Dann flehte er Mr. Lehmann regelrecht an: „Die Existenz der russischen Schwerindustrie steht auf dem Spiel. Wir haben einige Veränderungen in der Produktion vorzunehmen und das wird viel Geld kosten.“
„Aber Ihrer Wirtschaft geht es doch augenscheinlich gut, Herr Tschistokjow!“
„Ja, im Prinzip schon, aber ich weiß nicht, ob wir unsere Kosten allein mit den Geldern aus dem Staatshaushalt decken können, Mr. Lehmann.“
„Aber 100 Milliarden sind definitiv zu viel, Herr Präsident.“
„Ich bitte Sie ein letztes Mal um Ihre Hilfe, Mr. Lehmann. Lassen Sie mich nicht hängen und beschaffen Sie mir das Geld“, bettelte der russische Staatschef.

„Vielleicht kann ich mit meinen Geschäftspartnern über 70 Milliarden sprechen, Herr Tschistokjow“, gab der Banker zurück.
„Das wäre auch schon eine große Hilfe, Mr. Lehmann!“
„Allerdings wären wir auf recht hohe Zinssätze angewiesen, wenn wir Ihnen das Geld leihen. Es tut mir leid, aber unter einem Zinssatz von fünfzig Prozent können wir nicht ins Geschäft kommen.“
Der Staatschef wirkte für einen kurzen Moment nachdenklich, dann klatschte er freudig in die Hände.
„Einverstanden!“
„Ja, gut! Ich werde mit meinen Leuten darüber reden, aber versprechen kann ich noch nichts.“
„Ich bräuchte das Geld bis Ende Oktober. Wäre das möglich?“
„Das ist sehr kurzfristig, Herr Präsident.“
„Ich weiß, aber ich kann es nicht ändern, Mr. Lehmann.“
„Ich werde sehen, was sich tun lässt.“
Artur Tschistokjow beugte sich ein wenig zu seinem Gast herüber. „Hätten Sie Interesse an unserer Produktion teilzuhaben?“
„Wie meinen Sie das, Herr Tschistokjow?“
„Nun, es gäbe die Chance, dass ich Ihnen die Möglichkeit verschaffe, sich in die russische Industrie einzukaufen, Mr. Lehmann.“
Die Augen des Bankers blitzten auf, als der russische Präsident von einer derartigen Aussicht auf Gewinn sprach. Der Gast atmete tief durch. „Tatsächlich?“
„Ja, ich habe beschlossen, die russische Wirtschaft noch weiter für ausländische Investoren zu öffnen. Es spricht nichts dagegen, der Börse wieder einen Zutritt zu gewähren. Das wäre für uns alle äußerst profitabel.“

„Hört sich sehr interessant an, Herr Tschistokjow. Wie würde eine Beteiligung an der russischen Produktion denn genau aussehen?“
„Das sollten wir bei einem weiteren Treffen besprechen, Mr. Lehmann. So etwas würde heute einfach den Rahmen sprengen.“
„Sie werden langsam ein richtiger Geschäftsmann, Herr Präsident!“, lobte der Banker.
„Wir müssen alle sehen, wo unsere Länder bleiben. Es war töricht von mir, dass ich die Prinzipien des Wirtschaftsliberalismus bisher nicht ausreichend beachtet habe, aber inzwischen weiß ich, dass nur eine funktionierende Ökonomie auf Dauer den Erfolg bringt.“
„Da gebe ich Ihnen Recht, Herr Tschistokjow!“, betonte Mr. Lehmann freudig.
Nach einer Weile verabschiedete sich der Besucher mit einem freudigen Lächeln und kehrte nach Moskau zurück. Es dauerte noch nicht einmal zwei Wochen, da erhielt Tschistokjow einen weiteren Kredit von nicht weniger als 100 Milliarden Globes. Die Aussicht auf eine Beteiligung an der russischen Wirtschaft hatte Mr. Lehmann schließlich doch schwach werden lassen und durch seine internationalen Kontakte gelang es ihm schließlich, die von Artur Tschistokjow gewünschte Summe in voller Höhe aufzubringen.

Frank gähnte und kroch aus den Federn. Soeben hatte ihn sein DC-Stick, den er gestern Abend in der Hosentasche vergessen hatte, mit einem lauten Piepen aus dem Schlaf gerissen. Fluchend richtete sich der noch müde General auf und kramte in seinen Klamotten herum.
„Was ist denn los, Schatz? Wir haben 6.00 Uhr morgens!“, schnaufte Julia leise und drehte sich genervt um.

„Der verdammte DC-Stick hat gepiept …“
„Das macht er doch normalerweise nicht“, sagte die junge Frau.
„Was weiß ich? Keine Ahnung, wer da nervt“, erwiderte Frank.
Kohlhaas brummelte irgendwas in seinen Dreitagebart, doch Julia konnte ihn nicht verstehen. Schließlich klappte er den DC-Stick auseinander, tippte sich durch das Menü des elektronischen Datenträgers und starrte verwirrt auf das Display.
„Was?“, brachte er nur heraus.
„Was ist denn?“, murmelte Julia.
„Hä?“, kam zurück.
„Was ist denn?“
„Das frage ich mich auch!“, grübelte Frank.
„Was ist das denn für eine Nachricht?“
„Vom Oberkommando …“
„Ja, und?“

„General Kohlhaas, begeben Sie sich unverzüglich zur Kaserne nach Tula. Das Oberkommando der Volksarmee der Rus hat befohlen, das Sie die nächsten Wochen bei der Ausbildung neuer Warägergardisten helfen müssen. Zudem hat Artur Tschistokjow noch einmal betont, dass Sie auch weiterhin die Führung der Warägergarde behalten werden! Diese Nachricht unterliegt der Geheimhaltungsstufe „Alpha“. Sie sind verpflichtet, sie nach der Kenntnisnahme umgehen zu löschen!

Gez. General Rostislaw.“

Julia richtete sich erschrocken auf, nachdem Frank ihr den Inhalt der Nachricht vorgelesen hatte. Für einige Minuten fehlten ihr die Worte.

„Was hat das zu bedeuten? Ich dachte, dass wir endlich einmal unsere Ruhe haben“, schimpfte sie dann.
„Das wird wieder so eine Routinesache sein …“, brummte Frank.
„Da steht doch, dass du die nächsten Wochen weg sein wirst. Warum denn?“, rief die Tochter des Außenministers und war auf einmal hellwach.
Frank zuckte mit den Achseln. „Was weiß ich denn? Keine Ahnung!“

Peter Ulljewski hatte sich in den letzten Wochen Artur Tschistokjows Aufmerksamkeit entzogen und sich bei seinem besten und ältesten Freund nie mehr als nötig gezeigt. Heute waren sie sich im Zuge einer wichtigen Sitzung in St. Petersburg wieder begegnet, hatten aber kaum Blicke ausgetauscht. Ähnlich war es auch bei Frank und Außenminister Wilden gewesen, die inzwischen überhaupt nichts mehr von Tschistokjow hielten und ihn mehr oder weniger offen als Verräter an den Idealen der Revolution bezeichneten.
Der russische Staatschef winkte Ulljewski, der am anderen Ende des riesigen Konferenztisches Platz genommen hatte, zu sich heran und bat ihn, mit in sein Büro zu kommen. Widerwillig trottete ihm der Geheimdienstchef durch die langen Gänge des Präsidentenpalastes hinterher, kurz darauf erreichten die beiden alten Freunde Tschistokjows Arbeitszimmer.
„Nun komm schon rein!“, sagte der Anführer der Rus, doch Peter Ulljewski folgte ihm nur zögerlich und schwieg.
„Alles klar, alter Freund?“, fragte Tschistokjow.
„Was willst du von mir, Artur?“, brummte der bullige Russe zurück.
„Du warst enttäuscht von mir, nicht wahr?“

„Ja, ich bin es immer noch!“, knurrte Ulljewski und wich Tschistokjows Blick aus.
„Du hast gedacht, ich habe unsere Ideale verraten …“
„Was du leider auch getan hast!“
„Nein, Peter! Das habe ich nicht!“, verteidigte sich Tschistokjow mit ruhiger Stimme.
„Was willst du denn jetzt von mir?“
„Ich will, dass du mir vertraust, Peter.“
„Das kann ich aber nicht mehr!“, murmelte dieser.
Der Anführer der Rus sagte für einen kurzen Augenblick nichts, er atmete lediglich leise. Dann kam er langsam zu seinem Freund Peter herüber und sah ihn an.
„Kannst du dich noch an Gomel erinnern? Diese Demonstration, als die weißrussische Polizei unsere Leute wie Vieh zusammengeschossen hat?“
„Natürlich kann ich das!“, gab Ulljewski traurig zurück.
„Hast du noch in Erinnerung, wie unsere Brüder in unseren Armen gestorben sind, wie das Blut aus faustgroßen Löchern, die die Geschosse der Maschinenkanonen in sie gerissen hatten, auf den Asphalt geströmt ist.“
„Ja, natürlich. Das werde ich niemals vergessen, Artur!“, erwiderte Peter Ulljewski betroffen.
„Unsere toten Brüder sehen auf uns herab und sie verlangen von uns, dass wir ihrem Kampf treu bleiben!“, flüsterte Tschistokjow.
Peter Ulljewski war verwirrt, er nickte nur, antwortete seinem Freund jedoch nicht.
„Glaubst du wirklich, ich hätte all die tapferen Männer vergessen, die für unsere Sache gefallen sind?“
„Manchmal glaube ich das, Artur …“, erwiderte Peter.
„Was soll ich all den Männern sagen, die sich für mich geopfert haben, wenn ich ihnen einst im Jenseits gegenüberstehe? Dass sie sich umsonst ins Gewehrfeuer geworfen

haben? Dass ich ihr Opfer verraten habe, weil ich gut leben wollte?“
„Ich weiß es nicht, Artur! Was ist bloß los mit dir? Warum paktierst du mit unseren Feinden, die so viele unserer Leute auf dem Gewissen haben?“
„Tue ich das, Peter?“
„Ja, oder wie soll ich das nennen, was du in letzter Zeit machst?“, gab Peter Ulljewski zurück.
„Ich bin unserer Sache immer treu geblieben, du musst mir das glauben. Von allen meinen Getreuen, will ich besonders, dass du mir vertraust, Peter. Mein ältester und bester Freund! Du bist wie ein Bruder für mich und seit so vielen Jahren an meiner Seite. Niemals würde ich dich verraten.“
„Aber wie soll ich dir noch vertrauen, Artur? Nach allem, was du getan hast?“, fragte der kräftige Russe verzweifelt mit Tränen in den Augen.
„Morgen wirst du wieder felsenfest an meiner Seite stehen, Peter!“, prophezeite Tschistokjow.
„Ich weiß es nicht. Mein Glauben an dich ist erschüttert, Artur!“, entgegnete ihm der alte Gefährte.
„Glaube an mich und vertraue mir, mein Freund“, sprach der Anführer der Rus.
„Ich werde mich bemühen, aber ich weiß nicht, ob ich das noch kann!“, sagte Ulljewski leise.
Auf einmal kam Artur Tschistokjow zu ihm herüber, um ihn zu umarmen. Nun begannen ihm selbst die Tränen über das Gesicht zu rinnen. Er drückte seinen besten Freund fest an sich und schwieg für einen Moment. Dann sah er ihn an und flüsterte: „Die Zeit ist gekommen, Peter. Bist du bereit für den größten Krieg der Menschheitsgeschichte?“

„Die Warägergarde ist inzwischen auf 200.000 Mann aufgestockt worden. So groß war sie noch nie, überall im

Land werden neue Rekruten ausgebildet", erklärte Pjotr Balkov und betrachtete eine Hundertschaft junger Männer, die laut schnaufend und japsend unter einem Gewirr aus Stacheldraht vorwärts robbte.
„Ich soll noch länger hier im Ausbildungslager bleiben. Kam gestern als E-Mail vom Oberkommando", sagte Frank und wunderte sich.
„Ja, ist schon seltsam, Herr General!", gab Balkov leise zurück.
„Ich habe Gerüchte gehört, dass die Volksarmee ebenfalls gewaltig vergrößert werden soll. Mir hat einer der anderen Offiziere vor ein paar Tagen etwas von 50 neuen Divisionen erzählt, die zurzeit bewaffnet und ausgebildet werden", bemerkte Frank.
„Nicht so lahm, ihr Schnecken! Das muss schneller gehen!", hörten sie einen Ausbildungsoffizier vom Übungsplatz dazwischen brüllen.
Pjotr Balkov wandte sich Kohlhaas zu. Er kratzte sich am Kopf. „50 neue Divisionen?"
„Wurde mir jedenfalls berichtet", antwortete dieser.
„Aber warum das denn?"
Frank zuckte mit den Achseln. „Weiß ich auch nicht! Aber das soll erst der Anfang sein. Ich habe außerdem gehört, dass die russische Schwerindustrie angefangen haben soll, massenhaft Waffen und Kriegsgerät herzustellen."
„Tatsächlich?"
„Irgendetwas ist da im Busch …"
„Und die GCF rüstet ebenfalls massiv auf. Habe ich im Internet gelesen, Herr General."
„So, so!", murmelte Frank.
„Glauben Sie, dass es irgendwann Krieg geben wird, Herr General?"

„Das kann ich nicht sagen, denn Artur Tschistokjow äußert sich zu derartigen Dingen mir gegenüber seit Monaten nicht mehr und ist ansonsten auch absolut verschlossen. Wer weiß schon noch, was mittlerweile in seinem Kopf vorgeht?“
„Das klingt in der Tat beunruhigend, Herr General“, meinte Pjotr.
„Du darfst mich ruhig Frank nennen“, gab Kohlhaas mit einem Lächeln zurück.
„In Ordnung, Frank!“, erwiderte der Russe.
Jetzt kam einer der Ausbildungsoffiziere angerannt, stellte sich vor Kohlhaas und schlug die Hacken zusammen. „Wir sind mit der Übung fertig! Was sollen die Rekruten als nächstes machen, Herr General?“
Dieser überlegte kurz und erwiderte dann: „Fahren Sie mit den Schießübungen fort. Die Rekruten müssen die neuen Pika Sturmgewehre noch besser beherrschen lernen!“, ordnete Frank an.
„Jawohl, Herr General!“, rief der Ausbildungsoffizier und machte wieder auf dem Absatz kehrt. Dann ließ er die jungen Soldaten antreten und zum Schießplatz marschieren.
„Was halten Sie von den neuen Waffen aus russischer Produktion, Herr General?“, wollte Balkov wissen.
„Frank, Pjotr! Frank!“
„Ja, meine ich doch.“
„Sehr viel! Sie sind den Reaper Sturmgewehren der GCF keineswegs unterlegen und haben eine sehr hohe Feuerrate“, antwortete Kohlhaas.
„Irgendetwas Seltsames geht hier seit einigen Wochen vor sich. Wir bekommen ständig neue Ausrüstung und neue Waffen. Immer mehr Rekruten strömen in die Kasernen. Vielleicht gibt es bald sogar eine Generalmobilmachung“, sinnierte der junge Russe.

„Wie kommst du denn darauf?“, wunderte sich Frank. „Hast du diesbezüglich etwas gehört?“
„Nein, aber irgendwie ahne ich, dass bald unser halbes Volk zu den Waffen gerufen wird.“
Frank stutzte. „Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Artur Tschistokjow investiert seine Milliarden sicherlich nicht in Rüstungsprojekte. Er redet doch nur noch vom wirtschaftlichen Aufbau Russlands; man sollte nicht alle Gerüchte ernst nehmen.“

Doch an den Gerüchten war mehr dran, als es sich Frank zunächst vorstellen konnte, denn Anfang des Jahres 2049 gab der russische Staatschef offiziell den Befehl zur Aufrüstung im großen Stil. Ganze Industriekomplexe stellten bald nur noch Waffen, Panzer oder Flugzeuge her und viele von Tschistokjows Beratern und Getreuen wunderten sich, woher dieser auf einmal die finanziellen Mittel dazu hatte. Gegenüber seinen Anhängern schlug der Anführer der Rus nun auch einen äußerst aggressiven Ton an und sprach wieder von Revolution und Krieg.
Schließlich begann er eine erneute Tournee durch das ganze Land und füllte die Plätze und Arenen der russischen Städte mit Zehntausenden von Menschen, denen er seine politischen Forderungen mit einer Radikalität einhämmerte, die sogar Wilden verwunderte.
In Moskau sprach er am 15. Februar vor unzähligen seiner Anhänger davon, dass alles, was bisher erreicht worden war, in Zukunft mit Schweiß und Blut erhalten werden müsse. Weiterhin griff er die Weltregierung mit heftigen Vorwürfen an und forderte sie auf, sämtliche Truppen aus Westeuropa abzuziehen, um den Nationenbund nicht weiter zu provozieren.

Schließlich kam der „Tag der russischen Einheit“ in Tula, wo sich nach einer riesigen Werbekampagne in diesem Jahr fast 2,5 Millionen Besucher einfanden. Artur Tschistokjow lief zu alter, revolutionärer Höchstform auf. Seine dreistündige Rede rechnete in auffällig harter Form mit der Politik der Weltregierung ab und die Logenbrüder wurden als „Sklaventreiber“ und „Blutsauger“ betitelt.
Unzählige Rus hatten sich diesmal zu riesigen Drachenkopfsymbolen formiert, als wollten sie vor dem Himmel selbst ein Zeugnis ihrer Stärke ablegen. Begleitet vom Lichtschein gewaltiger Scheinwerfer, die die Szenerie erleuchteten, zogen sie in endlosen Kolonnen an Tschistokjow und den hohen Säulen voller Fahnen vorbei, während ihnen ihr Anführer von einem neuen Zeitalter der Herrlichkeit predigte. Doch dessen Geburt würde Opfer verlangen, sprach er. Und die zahllosen Menschen schienen bereit zu sein, ihm bis ans Ende der Welt zu folgen, treu ergeben und gläubig, als hätte ihnen Gott den Erlöser gesandt.
„Eines Tages“, so gelobte Tschistokjow, „wird unsere Revolution auch in den anderen Ländern Europas das Ende der Völkervergifter einleiten und dann werden wir mit ihnen abrechnen!“
Und so ging es den ganzen Sommer hindurch weiter. Wo der Anführer der Rus auftauchte, da hallte seine donnernde Stimme von den Rednerbühnen hinab und manchmal verfiel er bei seinen Ansprachen regelrecht in Ekstase.
Anfang August kehrte Frank nach Minsk zurück, wo er einige Tage mit seiner Familie verbrachte. Auch Alf und Svetlana waren mit ihrer Tochter zu Besuch und schließlich kam auch Ludwig Orthmann noch einmal vorbei und erzählte, dass die DSDR inzwischen mehrere Hundert neue Mitglieder im ganzen Land gewonnen hatte.

Wenig später mussten Kohlhaas und Bäumer wieder zurück nach Russland, um in Voronezh bei der Ausbildung neuer Warägergardisten zu helfen.
Inzwischen hatte Frank auf eigene Faust etwas mehr über Tschistokjows Rüstungsvorbereitungen herausgefunden, doch er konnte sich noch immer nicht vorstellen, was das russische Staatsoberhaupt, das sich seinen Kabinettsmitgliedern gegenüber weiterhin ausschwieg, genau vorhatte. Die von den Rus kontrollierten Medien berichteten hingegen mit keinem Wort von den Neurekrutierungen von Soldaten und der ständig anwachsenden Waffenproduktion des Nationenbundes. Bei ihnen ging es nach wie vor hauptsächlich um die Zurschaustellung der wirtschaftlichen Errungenschaften der Freiheitsbewegung und um die Einschwörung des Volkes auf Tschistokjows politische Grundsätze. Die ununterbrochene Propaganda ging nach einer Weile selbst Frank und Alfred auf die Nerven und immer häufiger schalteten sie den Fernseher ab.
Währenddessen waren auch die Armeen der Weltregierung weiter angewachsen, allerdings außerhalb Europas. Die Kriegsflotten der Logenbrüder waren durch einige neuartige Flugzeugträger und Transportschiffe, die Tausende von Soldaten aufnehmen konnten, ergänzt worden. Nach außen hin sprach die Weltregierung ihrerseits auch nicht von den gigantischen Aufrüstungen, die im Hintergrund liefen, stattdessen versorgte sie die übrige Menschheit mit leichter Unterhaltung, Spielshows und Friedensbeteuerungen.

„Wenn wir durch die Lande zieh'n,
töten wir den Feind und seine Herrn!
Hört ihr ihn, den Siegesschrei?
Die neue Zeit erwartet uns!

Wir fürchten selbst den Teufel nicht,
drum komm' unsern Pikas nicht zu nah'!
Töten für Russland ist der Befehl,
denn wir sind vom Warägertrupp!"

Julia und Friedrich betrachteten eine Hundertschaft Rekruten der Warägergarde, die das russische Lied unter lautem Schnaufen sangen und in Formation hinter ihrem Leutnant hertrabten. Dann gingen sie weiter und kamen zu einer großen Wiese, wo junge Soldaten auf Zielscheiben feuerten, während ein Ausbildungsoffizier herumbrüllte und den Männern gelegentlich Tritte verpasste oder sie mit einer Rute schlug. Franks Freundin war von dem herzlosen Drill um sie herum wenig begeistert und hoffte, dass sie Kohlhaas endlich auf dem riesigen Kasernenareal ausfindig machen konnte.
„Wo ist denn Papa?", wollte Friedrich wissen.
„Irgendwo hier auf dem Gelände", antwortete Julia.
„Glaubst du, es gibt Krieg, Mama? Oder warum sind so viele Soldaten hier?", fragte der kleine Junge.
„Nein! Das hat nichts zu bedeuten", kam von seiner Mutter. Sie streichelte Friedrichs Kopf.
„Komm jetzt!", sagte sie und die beiden gingen in einen anderen Teil des gewaltigen Kasernengeländes.
An jeder Ecke wurden Soldaten gedrillt oder marschierten in Formation umher. Schüsse hallten von den Übungsplätzen zu ihnen herüber, Kommandos wurden zwischen den grauen Baracken gebrüllt.
Nach einer Weile hatten sie Frank endlich gefunden. Dieser stand neben einem schlammigen Feld, auf dem mehrere Hundert Rekruten diverse Schieß- und Gefechtsübungen machten.

„Papa!“, rief Friedrich glücklich und stürmte in Windeseile auf Kohlhaas zu. Dieser drehte sich verdutzt um, denn Frau und Sohn besuchten ihn heute überraschend.
„Friedrich! Was machst du denn hier?“, stieß Frank lachend aus und nahm den kleinen Jungen in den Arm. Julia folgte und begrüßte ihn mit einem Kuss.
„Das ist ja eine gelungene Überraschung“, sagte der General freudig. Für einen Moment wandte er sich von den Rekruten ab.
„Hier ist ja ganz schön was los“, bemerkte Julia nachdenklich.
„Das kannst du laut sagen. So viele neue Rekruten habe ich noch nie gesehen – und es werden täglich mehr. Es kommen ganze Zugladungen hier in der Kaserne an“, erklärte Frank.
„Geht es dir denn gut, Schatz?“, wollte Julia wissen.
Kohlhaas lächelte. „Ja, alles bestens. Schön, dass ihr hier seid.“
„Wie viele Soldaten sind das? Hunderttausend?“, erkundigte sich der kleine Friedrich und beobachtete ehrfurchtsvoll die zahlreichen Rekruten vor sich.
„Nein, so viele sind das nicht, aber hier im Lager sind schon einige Tausend, mein Junge“, erläuterte Frank.
„Und die lernen alle kämpfen?“
„Ja, natürlich! Dafür gibt es diese Kaserne, Friedrich.“
„Und dann gehen sie in den Krieg, Papa?“
Frank und Julia sahen sich verwundert an und sagten nichts, doch ihr kleiner Sohn bohrte nach.
„Nein, hier zieht niemand einfach in den Krieg. Die Soldaten werden erst einmal ausgebildet, Friedrich“, erläuterte Frank.
„Und dann gehen sie in den Krieg, oder?“
„Nein, Friedrich! Die werden erst einmal nur ausgebildet.“

„Aber Soldaten werden doch für den Krieg ausgebildet, oder nicht?"
Kohlhaas antwortete seinem Sohn nicht und kratzte sich verlegen am Kinn. Im Prinzip hatte der kleine Kerl die Sachlage logisch analysiert.

Gesegnetes Armageddon

Artur Tschistokjow war überhastet nach Japan geflogen und hatte Präsident Matsumoto von heute auf morgen zu einem Geheimtreffen gedrängt. Schließlich hatte sich der Japaner überreden lassen, obwohl sein Terminkalender wie üblich bis zum Anschlag mit wichtigen Dingen belegt war.
Heute Morgen war Tschistokjow, der nur in Begleitung einiger Leibwächter gereist war, in Tokio eingetroffen. Jetzt saß er Matsumoto in einem unscheinbaren Hotelzimmer gegenüber. Es galt einiges abzusprechen, wie der russische Souverän betonte. Letztendlich war es dem japanischen Staatsoberhaupt sogar recht, dass Tschistokjow gekommen war, denn nun konnte er mit diesem endlich einmal Klartext reden.
Noch bevor der Gast aus Russland etwas sagen konnte, begann Matsumotos Dolmetscher das Gespräch, nachdem der japanische Präsident mit ernster Miene gesprochen hatte: „Ich möchte ehrlich zu Ihnen sein, Herr Tschistokjow. Ich bin nicht erfreut über Ihre Politik. Japan braucht keine sogenannten Freunde wie den Weltverbund und wir brauchen auch das Geld des Global Bank Trusts nicht."
Tschistokjow lächelte. „Das ist der richtige Weg, Herr Matsumoto. Meine Politik wird sich ändern."
„Wie meinen Sie das?", hakte Matsumoto nach.
„Russland hat Geld und Zeit gebraucht, um sich zu entwickeln. Diese Phase ist nun weitgehend abgeschlossen. Die nächste Phase wird der finale Krieg gegen unsere Feinde sein", erklärte der Russe.
Sein Gegenüber starrte ihn verwundert an, verständnislos mit den Achseln zuckend.

„Die Weltregierung hat eine riesige Armee aufgestellt, um Russland und Japan anzugreifen. Sie werden kommen – in den nächsten Monaten!“, sagte Tschistokjow ernst.
„Sie glauben wirklich, dass es Krieg geben wird?“, stieß Matsumoto aus.
„Ja! Natürlich! Es wird kein Entrinnen vor der entscheidenden Schlacht gegen die Feinde der Menschheit geben. Ich denke, dass Ihnen das bewusst ist. Asien ist bereits voller GCF-Truppen, die auf die Invasion Japans warten.“
„Ich bin mir nicht sicher …”, übersetzte Matsumotos Dolmetscher und wirkte selbst entsetzt.
„Natürlich sind Sie sich sicher! Wir beide wissen, dass der Krieg kommen wird und wir müssen jetzt fester denn je zusammenstehen. Wir müssen eine eiserne Allianz bilden und diesen Waffengang bis zum bitteren Ende durchstehen.“
„Aber was ist mit Ihren Aktionen in der letzten Zeit, Herr Tschistokjow? Viele Mitglieder Ihres Kabinetts waren sehr erbost, als Sie mit unseren Feinden …“
Der Russe unterbrach den Japaner, er winkte ab. „Ich muss mich dafür entschuldigen. Jetzt aber haben sich die Zeiten geändert. Wissen Sie, manchmal ist Politik nur ein großes Theater. So ist das eben!“, erklärte der Anführer der Rus.
„Und was schlagen Sie vor?”, wollte Matsumoto wissen.
Artur Tschistokjow sah seinem Bündnispartner in die Augen; er hob den Zeigefinger.
„Japan muss sich für den großen Krieg bereitmachen. Bewaffnen Sie Ihr Volk mit allem, was Sie haben. Die japanische Wirtschaft muss kriegsfähig gemacht werden und die Geister der Japaner müssen auf den kommenden Konflikt vorbereitet werden“, sagte Tschistokjow.
Präsident Matsumoto schwieg, seinen Gast mit besorgter Miene ansehend. Der Russe ballte die Faust und holte tief Luft.

„Die Zeit ist gekommen, um das Schicksal der Menschheit zu verändern – für die nächsten Jahrtausende. Der entscheidende Kampf rückt immer näher, ob wir wollen oder nicht. Und Russland wird zuerst zuschlagen!“
„Gibt es denn keine andere Lösung?”, fragte Matsumoto kleinlaut.
„Nein! Die einzige Lösung ist unser Sieg! Sie wissen, dass ich Recht habe. Es kann keinen Frieden zwischen der Weltregierung und uns geben. Eine Seite wird in diesem Krieg fallen und ausgelöscht werden. Es geht hier um alles!“, predigte der russische Souverän.
„Aber Japan will keinen Krieg!”, sagte Matsumoto verunsichert.
„Russland auch nicht, aber das Schicksal wird uns nicht danach fragen. Die Armeen der Weltregierung werden kommen und uns angreifen – es gibt kein Zurück mehr, mein Freund.“
„Was soll ich denn jetzt tun?”, murmelte Matsumoto und blickte Tschistokjow fragend an.
„Bereiten Sie die japanische Armee auf den Einmarsch in die Mandschurei vor!“, erwiderte dieser mit Nachdruck. „Die Volksarmee wird hingegen in den Sektor Europa-Ost einmarschieren.”

Frank war nach Ivas zurückgekehrt. Er hatte die letzten Tage mit ausgiebigen Waldspaziergängen und langen Gesprächen mit Julia verbracht. Eine seltsam unruhige Atmosphäre hatte sich gleich einer unsichtbaren Glocke über die kleine Familie gestülpt und unter der Oberfläche der scheinbar heilen Welt nagten die Sorgen und Ängste immer heftiger und intensiver. Der Anführer der Warägergarde war sich immer noch nicht ganz im Klaren darüber, was Artur Tschistokjow genau vorhatte, doch er war

intelligent genug, um sich ausmalen zu können, dass bald etwas Schreckliches passieren würde. Zwar schwafelten sowohl die internationalen Medien des Weltverbundes, als auch die Zeitungen und Fernsehsender des Nationenbundes weiterhin vom Frieden, doch wirkten diese Beteuerungen zunehmend fadenscheiniger und unglaubwürdiger.
Ein schrecklicher Sud aus Misstrauen und Hass wurde auf beiden Seiten hinter den Kulissen gebraut und wer Artur Tschistokjow bei seinen öffentlichen Auftritten reden hörte, der erlebte ihn zunehmend kämpferischer und aggressiver.
„Wer den Frieden will, der rüste zum Krieg!“, hatte der Anführer der Rus bei einer seiner letzten Volksreden in die Menge gerufen. Frank glaubte langsam, dass er es damit wirklich ernst meinte.
An diesem Nachmittag waren Julia und er einige Kilometer weit in den wundervollen Mischwald gegangen, der Ivas im Sommer stets wie ein großes, grünes Kissen umgab. Inzwischen wirkte er jedoch bräunlich, nass und herbstlich, dennoch aber schön wie immer. Sie versuchten, einen klaren Kopf zu bekommen, doch vor allem Frank wollte gerade das nicht gelingen.
„Was ist denn? Du bist wieder so schweigsam heute, Schatz“, sagte Julia. Kohlhaas wirkte vollkommen in Gedanken versunken und trottete nur stur geradeaus.
„Wir sollten heiraten!“, gab er dann leise von sich.
„Was?“
„Heiraten! Wir sollten heiraten! Oder?“
„Wie kommst du denn jetzt darauf, Frank?“
„Nur so! Fiel mir gerade ein. Sollten wir nicht endlich einmal heiraten, Julia?“
Die hübsche Blondine stutzte für einen Moment. Dann schloss sie zu Frank auf.

„Ja, das will ich schon die ganze Zeit, Schatz."
„Ja?"
„Ja, sicher!"
„Dann lass uns demnächst heiraten", murmelte Frank.
„Soll das jetzt ein Heiratsantrag sein?"
„Ja, genau!"
„Ist ja sehr romantisch!", stöhnte Julia.
„Aber immerhin", bemerkte Kohlhaas. „Also, willst du mich heiraten, schöne Frau?"
Julia verdrehte die Augen; sie hatte sich offenbar eine etwas größere Einfühlsamkeit gewünscht. Schließlich gab sie Frank einen Kuss.
„Du bist echt ein kompletter Härtefall. Womit habe ich das bloß verdient?"
„Was denn?"
„Ach, schon gut! Ja, ich will dich heiraten!"
„Ja, ich will dich auch heiraten!", gab Frank zurück.
„Amen!", murmelte die Blondine desillusioniert.
„Super! Und wann?", fragte Kohlhaas.

Die oberste Riege der weltweiten Logenorganisation hatte sich an diesem verregneten Tag im Hotel Bilderblick in der Schweiz versammelt und alle waren sie gekommen. Die milliardenschweren Bosse der Banken, die Inhaber von Zeitungskartellen und Fernsehsendern und viele andere einflussreiche Persönlichkeiten der Weltpolitik.
Hier, im Hotel Bilderblick, einem 2020 errichteten Luxusgebäude von beeindruckender Pracht und Größe, waren der gesamte Rat der 13, der unter ihm stehende Rat der 300 und zahlreiche weitere Logenbrüder aus aller Welt zusammengekommen, um der Rede des Oberhauptes des internationalen Geheimbundes zu lauschen. Heute ging es um den bevorstehenden Krieg mit dem Nationenbund der

Rus und Japan. Einer Angelegenheit, die für die Logenbrüder inzwischen höchste Priorität hatte.
„Meine lieben Brüder!", rief der Erste der Weisen und blickte von einer Bühne auf seine vielköpfige Zuhörerschaft herab. „Im kommenden Jahr wird der große Krieg gegen unsere Todfeinde beginnen und er wird mit ihrer endgültigen Vernichtung enden. Dann wird sich niemand mehr der letzten Stufe des großen Planes in den Weg stellen können und wir werden für alle Ewigkeit über diese Erde herrschen!"
Ein donnernder Applaus schallte durch die riesige Versammlungshalle. Der gedrungene, grauhaarige Mann im feinen Zwirn fuhr fort.
„Es stehen inzwischen fast 12 Millionen GCF-Soldaten in Nord- und Südamerika bereit, um nach Europa verschifft zu werden. Über 6 Millionen Soldaten sind in Nordafrika und Arabien stationiert und warten auf den Befehl zum Großangriff gegen Russland.
Weiterhin sind in Asien und Australien nicht weniger als 17 Millionen bewaffnete Männer versammelt worden, die sich auf die Invasion Japans und der östlichen Gebiete des Nationenbundes der Rus vorbereiten. Und es werden mit jedem weiteren Tag Tausende neue Soldaten hinzukommen. Wer soll dieser Armee trotzen?", predigte der oberste Logenbruder mit bebender Stimme, während seine treuen Diener erneut in einen tosenden Beifallssturm ausbrachen.
„Diesen Soldaten werden zahlreiche Panzer folgen, ganze Schwärme von Bombern und ganze Flotten von Kriegsschiffen. Hinter unseren Soldaten stehen die Atomraketen des Weltverbundes, wie die blitzenden Bajonette einer unbesiegbaren Armee. Dieser Angriff wird so gewaltig und erschütternd sein, dass er unsere Feinde in einem Ozean aus Blut ertränken wird. Die größte Armada der Weltge-

schichte ist unter unserem Befehl vereint und sie wird die Herrlichkeit des großen Plans mit einem letzten, blutigen Akt besiegeln. Sie wird ganze Länder verheeren, ganzen Völkern die Ausrottung bringen. Artur Tschistokjow und Haruto Matsumoto. Diese beiden Narren haben es gewagt, sich unserer Macht in den Weg zu stellen.

Wir verzeihen das nicht, wir bringen ihnen und ihren Völkern dafür die Strafe, die restlose Vernichtung. Unsere Soldaten werden Russland und Japan unter ihren Stiefeln zertreten.

Dann, meine Brüder, wird es niemanden mehr geben, der uns widerstehen kann. Dann führen wir die Massen in die ewige Knechtschaft, denn so befiehlt es der große Plan. Die gesamte Welt soll für alle Zeiten unser Weidegrund sein und jedes Kind, das geboren wird, soll das Mal des Sklaven auf seiner Stirne tragen!

Ihr alle werdet Zeuge dieses heiligen Krieges, dieses gesegneten Armageddons für die noch widerstrebenden Völker sein."

Nun gab es für viele der Zuhörer kein Halten mehr, sie schrieen und johlten voller Ekstase und Begeisterung, nachdem der oberste Weise diese Worte verkündet hatte.

„Brüder, jetzt müsst ihr alle Soldaten der Loge sein! Eure Zeitungen müssen Hass und Verleumdung auf unsere Feinde speien! Eure Bankhäuser müssen das gesegnete Gemetzel mit ihren Geldströmen nähren wie Mütter ihre Säuglinge!

Durch Frankreich werden die Truppen aus Nord- und Südamerika nach Osten vorstoßen. Dann werden auch alle europäischen Verwaltungssektoren den Befehl zur Generalmobilmachung erhalten. Durch die russischen und asiatischen Steppen werden unsere Panzer gegen Tschistokjows Reich vorrücken, durch China, Korea und

Sibirien werden unsere Diener den Krieg nach Japan tragen. Zeitgleich werden sie auch über Südeuropa, den Balkan und den Nahen Osten in Scharen gegen Russland ziehen. Sie werden von der See aus kommen, durch die Lüfte, von allen Seiten.
Mögen unsere Sklaven sterben, wenn wir es wünschen. Mögen sie das Menschenfleisch sein, dass der Schlund unseres Sieges als Opfer verlangt. Wenn wir unsere Feinde in den Staub getreten haben, dann wird unser Stern aufgehen und wie eine Sonne unser Weltimperium beleuchten. Niemand hat uns je trotzen können! Und auch Tschistokjows und Matsumotos Totenglocke hat nun zu läuten begonnen! Ihr Ende ist nah! Zieht in den Krieg, meine Brüder, und schwingt eure tödlichen Waffen! Erstickt unsere Feinde unter den Lawinen eures Geldes, lasst eure Lügen sie erwürgen!"
Die versammelten Kinder der Logen verfielen in einen unheimlichen Taumel aus teuflischer Begeisterung für den kommenden Weltkrieg. Sie warfen die Arme in die Höhe, kreischten wie von Sinnen und flehten ihren finsteren Gott an, dass er ihnen den Sieg in diesem finalen Kampf schenken möge.

Am 12. Dezember 2049 kam der Weltpräsident wieder nach St. Petersburg, um den mit Artur Tschistokjow vereinbarten Friedensvertrag zu unterzeichnen. Es war erneut ein gewaltiges Medienspektakel und ganze Legionen von Reportern und Journalisten überschwemmten die russische Hauptstadt. Grinsend zeigten sich die beiden Politiker vor den Linsen der zahllosen Kameras, ihre freundlich lächelnden Gesichter in das Blitzlichtgewitter der Fotografen haltend. Diesmal sollte die Unterredung, auf Tschistokjows ausdrücklichen Wunsch, noch einmal

unter Ausschluss weiterer Teilnehmer stattfinden und so fanden sich der Weltpräsident und er unter vier Augen in einem großen Konferenzraum ein.
„Wie ich sehe, geht es mit dem Nationenbund weiter bergauf“, erklärte der Vorsitzende des Weltverbundes und sah seinen Verhandlungspartner mit merkwürdig kaltem Blick an.
„Ja, ich bin zufrieden, Herr Weltpräsident!“, entgegnete Tschistokjow.
„Und ich bin froh, wenn wir heute endlich offiziell den Friedenswunsch unserer Mächte schwarz auf weiß festhalten können, Herr Tschistokjow“, bemerkte der prominente Gast kühl.
„Ein wahrhaft historischer Tag!“, sagte der russische Staatschef leise.
Der Weltpräsident zögerte für einige Sekunden. Dann schloss er die Augen, räusperte sich.
„Aber es gibt da noch eine Sache, die Sie mir erklären sollten, Herr Tschistokjow …“
„Was meinen Sie?“
„Nun, wir haben seltsame Berichte über angebliche Aufrüstungsvorbereitungen des Nationenbundes gehört. Angeblich sollen Sie neue Truppen aufstellen und massenhaft Kriegsgerät erzeugen lassen. Ist das wahr?“
Tschistokjow räusperte sich ebenfalls, um auf diesen Vorstoß zu reagieren. „Was verstehen Sie unter massiver Aufrüstung?“
„Darunter verstehe ich, dass sich die Zahl Ihrer unter Waffen gestellten Männer immer weiter erhöht. Es gibt sogar Gerüchte von einer geplanten Generalmobilmachung, Herr Tschistokjow.“
„Das ist lediglich Geschwätz sensationsgeiler Medienvertreter. Russland rüstet nicht auf. Von einer Generalmobilmachung kann keine Rede sein.“

„Dann sind das nur Gerüchte?“
„Ja, natürlich! Ich bekomme auch ständig Berichte, dass der Weltverbund angeblich aufrüstet, und gebe nichts auf irgendwelche Mutmaßungen.“
„Wir rüsten sicherlich nicht gegen Russland auf. Wenn es eine Neuaufstellung von Truppen gibt, dann dient sie keinesfalls dazu, einen feindlichen Akt gegen den Nationenbund der Rus vorzubereiten, sondern lediglich, um in Asien weiterhin die Ordnung aufrecht zu erhalten. Zudem entwickelt sich der Iran wieder einmal zu einem Krisenherd und deshalb müssen dort ebenfalls zusätzliche GCF-Verbände stationiert werden.“
Artur Tschistokjow zögerte für einen Augenblick. Er sah den Weltpräsidenten mit einem milden Lächeln an.
„Wussten Sie, dass es mittlerweile zwischen uns und den Japanern einige sehr große Meinungsverschiedenheiten gibt?“
Der Gast aus New York zuckte verwundert zurück. „Nein, das ist mir neu.“
„Präsident Matsumoto beansprucht das östliche Sibirien und hat offenbar vor, seinen Einfluss auf Innerasien auszudehnen.“
„Wie kommen Sie zu dieser Annahme, Herr Tschistokjow?“
„Das sind interne Dinge zwischen uns und den Japanern. Der Nationenbund hat jedenfalls langsam das Vertrauen in Präsident Matsumoto verloren und ich möchte mit diesem Friedensvertrag auch unser Verhältnis zur Weltregierung weiter intensivieren, Herr Weltpräsident. Manchmal bin ich mir nicht mehr so sicher, ob Japan noch der richtige Bündnispartner für uns ist.“
„Diese angeblichen japanischen Expansionspläne halte ich ebenfalls für ein Gerücht, Herr Tschistokjow“, erklärte der Weltpräsident; er winkte ab.

„Ich möchte Herrn Matsumoto auch nichts unterstellen, aber ich halte eine verstärkte Orientierung nach Westen auf lange Sicht für die vernünftigere Lösung."
„Dann steht unserem Friedenvertrag ja nichts mehr im Wege, nicht wahr?"
„Nein, ich begrüße ihn aus ganzem Herzen!", antwortete Tschistokjow mit einem Lächeln.
„Darf ich mir diesbezüglich noch eine weitere Forderung erlauben?", fragte der Weltpräsident.
„Sie dürfen!", gab der russische Souverän zurück.
„Der Weltverbund würde gerne noch einmal einige internationale Beobachter einen Blick auf Ihre Atomwaffenbasen werfen lassen. Wäre das möglich?"
„Selbstverständlich!", betonte Tschistokjow zuvorkommend und faltete die Hände.
„Und die Berichte, dass Sie den Weltverbund in Ihren Reden der letzten Zeit wieder massiv angegangen sind, kann ich dann auch als Gerüchte und Desinformationen abtun?", schob der Gast aus Übersee nach.
„Welche Reden meinen Sie genau?"
„Beispielsweise die in Tula, beim „Tag der russischen Einheit", Herr Tschistokjow."
„Man hat mich offenbar missverstanden. Ich wüsste nicht, dass ich die Weltregierung offen angegriffen habe."
Der Vorsitzende des Weltverbundes nickte wortlos, wobei er Tschistokjow mit stechendem Blick ansah.
„Vermutlich hat man Sie missverstanden. Dann wollen wir auch nicht weiter auf diese Sache eingehen. Ich freue mich jedenfalls, dass wir heute den Frieden feiern können, Herr Tschistokjow", bemerkte der Weltpräsident mit dem Grinsen einer Giftschlange.
„Ich freue mich ebenfalls!", sagte Artur Tschistokjow leise, die Augen zu einem dünnen Spalt verziehend.

Schließlich wurde der Friedenvertrag zwischen dem Nationenbund der Rus und der Weltregierung am 12. Dezember 2049 von Artur Tschistokjow und dem Weltpräsidenten unterzeichnet. Die internationale Presse feierte das Ereignis am anderen Tag als „großen Sieg für den Weltfrieden". Dennoch begannen die ausländischen Medien nun langsam die Lobeshymnen auf den russischen Präsidenten einzustellen und zeigten ihn wieder zunehmend in einem schlechten Licht. Zwar hielten sie sich zunächst mit einer offenen Hetzkampagne zurück, doch äußerten sie verstärkt ihre Sorge darüber, dass in Russland noch immer die Menschenrechte missachtet würden.
Außerdem hatte der Weltpräsident Artur Tschistokjows Beteuerungen keineswegs geglaubt; er ahnte, dass dieser irgendetwas im Schilde führte. Und nicht anders war es auch im Falle des russischen Präsidenten selbst, denn dieser hatte seinem Verhandlungspartner zu keiner Sekunde getraut und wusste, was er von dessen angeblichen Friedenswünschen zu halten hatte.
Frank verbrachte den Jahreswechsel zusammen mit Julia und seinen Freunden in Minsk. Eingeschneit von enormen Schneemassen kümmerten sie sich alle einige Wochen lang überhaupt nicht mehr um die große Politik und genossen den jetzt sogar mit einem Vertrag bestätigten Frieden mit der Weltregierung.
Ab und zu ließ sich Wilden oder auch Ludwig Orthmann sehen, um mit ihnen lange Gespräche zu führen. Als der Februar kam, wurde Frank wieder nach St. Petersburg gerufen, um an einer rüstungspolitischen Beratung teil zu nehmen.
Prof. Hammer hatte seine Forschungen bezüglich eines Abwehrschildes gegen feindliche Atomraketen inzwischen fortgesetzt und eine Reihe beeindruckender Ergebnisse

erzielt. Schließlich stellte er einige Prototypen, die er als EMP-Geschütze bezeichnete, einer Gruppe hochrangiger Militärs vor, zu der auch Frank gehörte. Angeblich sollten diese Geräte eines Tages als wirksames Abwehrmittel gegen gegnerische Nuklearwaffenangriffe eingesetzt werden. Wie das genau funktionieren sollte, verstand Kohlhaas allerdings nicht so richtig.

Ähnlich erging es ihm mit den EMP-Bomben, an deren Entwicklung das Team aus russischen Wissenschaftlern unter Leitung von Prof. Hammer Tag und Nacht arbeitete. Diese Geschosse waren offenbar in der Lage, die Stromversorgung in einem größeren Radius zu unterbrechen und damit ganze Städte lahm zu legen. Frank war beeindruckt, obwohl er sich auch in diesem Fall nicht so recht vorstellen konnte, wie die neuen Waffen genau funktionierten.

Artur Tschistokjow wies den deutschen Physiker an, die Forschungen so schnell wie möglich fortzuführen, und als Frank aus Prof. Hammers unterirdischem Forschungslabor an die Oberfläche trat, dämmerte es ihm endlich, dass ein Krieg in naher Zukunft äußerst wahrscheinlich war.

Thorsten Wilden war für einige Tage nach Minsk gekommen und hatte Frank überraschend besucht. Er wollte seine Meinung zu einer wichtigen Sache hören, wie er am Telefon gesagt hatte, und stand eine Stunde später bereits vor Franks Wohnungstür.

„Ich habe da etwas, das duldet keinen Aufschub!“, sagte der Außenminister, an Frank in Richtung Wohnzimmer vorbeihuschend.

„Opa!“, rief Friedrich begeistert aus, als er Wilden erblickte, und stürmte aus dem Kinderzimmer.

Nun kam auch Julia. Sie umarmte ihren Vater. Dieser wirkte hingegen sehr gestresst und vergaß sogar den Mantel auszuziehen.
„Möchtest du etwas trinken, Papa?“, fragte Julia.
„Nein! Ich bin in Eile! Frank, wir brauchen Computerexperten! Dringend!“, schnaufte Wilden und sah Kohlhaas hilfesuchend an.
„Was?“
„Leute, die sich sehr gut mit Computern auskennen. Hacker!“, sagte der ältere Herr aufgeregt.
„Warum das denn?“, wollte Frank wissen.
„Wegen der implantierten Scanchips in Deutschland und ganz Europa. Deshalb!“, versuchte Wilden zu erklären.
Frank schüttelte den Kopf, er wusste nicht, was sein Schwiegervater in spe überhaupt von ihm wollte.
„Wie bitte?“
„Angenommen, wir rücken mit unseren Truppen in Westeuropa ein, dann könnte es sein, dass die Logenbrüder einfach die implantierten Scanchips abschalten und auf diese Weise Millionen Menschen auf einen Schlag töten. Zuzutrauen wäre ihnen das!“, sagte Wilden.
„Hat Artur jetzt doch vor, Europa zu befreien?“, fragte Kohlhaas verwundert.
Wilden zuckte mit den Achseln. „Nur mal rein theoretisch. Das könnte doch passieren. Wir brauchen deshalb Computerexperten.“
„Sollen die dem Weltpräsidenten eine E-Mail schicken?“, hänselte Frank seinen Freund.
„Nein, hör doch mal mit dem Unsinn auf! Die implantierten Scanchips können per Satellit abgeschaltet werden, wie unsere ADR-Männer herausgefunden haben. Demnach brauchen wir fähige Leute am Computer, die die Satellitenverbindungen lahm legen können. Das ist allerdings

nicht eben mal getan, es bedarf einiger Wochen oder gar Monate Vorbereitungszeit. Artur will, dass ich ihm helfe, ein Team zusammenzustellen, das diese wichtige Aufgabe erledigen kann."

„Aha?", kam von Julia.

„In Deutschland besitzen inzwischen fast 50 Millionen Menschen einen implantierten Scanchip. Das sind über 50% der Bevölkerung. Kannst du dir vorstellen, was passieren würde, wenn die Logenbrüder die in diesen Scheißdingern vorhandenen Nano-Giftkapseln einfach per Knopfdruck aktivieren?", stieß Wilden besorgt aus.

Frank riss die Augen auf und schluckte. Für einen Augenblick jagten schreckliche Szenarien durch seinen Kopf.

„Das wäre schlimmer als jeder Atomschlag …", brachte er dann heraus.

„Das Gleiche gilt für Frankreich und die anderen Länder Europas. Wir müssen es schaffen, diese verdammten Übertragungssatelliten auszuschalten, sonst können wir die Befreiung Europas vergessen", betonte Wilden.

„Wie viele Satelliten sind es denn?"

„Was weiß ich? Die ADR hat darüber umfangreiche Studien gemacht. Vermutlich mehrere Dutzend. Keine Ahnung!"

„Aber ich habe von Computern keine allzu große Ahnung. Was soll ich denn tun, Thorsten?"

Der Außenminister strich sich durch seine grauen Haare. Anschließend antwortete er: „An dich habe ich auch nicht gedacht, sondern an HOK."

„HOK?", wunderte sich Frank. „Aber der will sich doch aus allem raushalten."

„Das wird er nicht tun! Fahre nach Ivas! Bring ihn nach Russland! Das ist ein Befehl!", schnaubte Wilden.

„Schon gut!", beruhigte ihn Kohlhaas.

„In spätestens drei Tagen machst du dich auf den Weg, Frank! Artur hat das persönlich befohlen! Wir brauchen jeden Mann!“
„Aber warum das alles? Will Artur etwa den Sektor Europa-Mitte angreifen?“, fragte Julia dazwischen.
„Das war nur eine theoretische Überlegung, Kind!“, brummte ihr Wilden entgegen.
„Aber Frank soll HOK dennoch „praktisch“ nach Russland holen, oder wie?“, entgegnete die junge Frau ihrem Vater.

Am nächsten Tag saß Frank mehrere Stunden nachdenklich in der Küche herum und grübelte vor sich hin. Die ganze Sache mit den Scanchips, den Satelliten und HOK hatte ihn mehr als nachdenklich werden lassen. Warum sollte Artur Tschistokjow Teams von Computerhackern zusammenstellen, um irgendwelche Übertragungssatelliten auszuschalten, wenn er keinen militärischen Vorstoß nach Westeuropa unternehmen wollte?
Plötzlich kam der kleine Friedrich herein und riss Frank aus seiner tiefen Grübelei. Etwas verwirrt wandte sich Kohlhaas dem Knaben zu. „Was gibt es denn?“
„Spielt du mit mir Verstecken, Papa?“, bat der Kleine.
„Jetzt nicht! Papa geht es nicht gut. Er muss nachdenken“, antwortete ihm Frank.
„Was hast du denn?“
„Schon gut, Friedrich! Mach dir keine Sorgen.“
„Bist du krank, Papa?“
„Nein, natürlich nicht! Schon gut!“
„Und worüber denkst du nach?“
„Ich denke über gar nichts nach …“
„Aber man kann doch gar nicht an nichts denken, Papa.“
Frank schnaufte leise, nahm Friedrich in den Arm. Dann musste er schmunzeln.

„Man kann dem Jungen einfach nichts vormachen“, dachte er sich und war ein wenig stolz auf seinen geistig wachen Spross.
„Denkst du wieder an den Krieg, der bald kommt?“, fragte Friedrich dann. Das Kind wirkte besorgt.
„Nein! Es kommt kein Krieg! Wie kommst du darauf?“, wunderte sich Frank.
„Also unser Lehrer hat gesagt, dass wir Minsk vielleicht bald verlassen müssen, weil es Krieg geben könnte.“
„Das hat er gesagt?“
„Ja, gestern in der Schule.“
„So, so …“, brummte Frank leise und sah Friedrich an.
„Du hast Angst davor, oder Papa?“
„Ich hoffe, dass alles friedlich bleibt, mein Junge.“
Der Knabe klopfte ihm auf den Oberschenkel, schenkte ihm ein beruhigendes Lächeln.
„Du sollst dann wieder kämpfen, nicht wahr?“
„Jetzt hör auf damit!“, knurrte Kohlhaas seinen Sohn an. „Es wird keinen Krieg geben. An so etwas solltest du in deinem Alter überhaupt nicht denken.“
„Gut, dann denke ich daran, mit dir Verstecken zu spielen, Papa“, erwiderte Friedrich und grinste.
„Von mir aus!“, stöhnte Frank. Er folgte dem Kleinen ins Wohnzimmer.
Für einige Minuten herrschte ein seltsames Schweigen zwischen Vater und Sohn. Frank fand es regelrecht unheimlich, welchen Instinkt der kleine Junge besaß und wie klar er einige Vorzeichen deuten konnte.
„Wo ist denn Mama hin?“, wollte Kohlhaas wissen.
„Die wollte was kaufen“, gab Friedrich zurück.
„Aha …“
„Spielen wir jetzt Verstecken, Papa?“, drängelte der Junge.
„Ja, gut!“, sagte Frank kleinlaut.

„Dann verstecke ich mich jetzt und du musst bis 30 zählen“, erklärte Friedrich.
„Gut!“
„Du darfst aber nicht heimlich gucken, Papa!“
„Ja, is’ klar!“
„Ich verstecke mich jetzt …“
Frank hielt die Hände vor die Augen und begann zu zählen, während sich sein Sohn irgendwo in der Wohnung verkroch. Für einen kurzen Moment vergaß er seine wenig erbaulichen Gedanken und freute sich einfach, dass Friedrich da war.

Ludwig Orthmann hatte gerade den alten Schuppen hinter seinem Bauernhaus aufgeräumt und war noch ganz verschwitzt, als sein Handy klingelte. Der Deutsche hastete einige Stufen hinauf, stieß die angelehnte Haustür auf und griff nach dem kleinen Fernsprecher, den er auf einem Schränkchen im Flur abgelegt hatte.
„Ja?“, schnaufte er und atmete erst einmal durch.
„Hallo, Ludwig! Ich bin es, Thorsten Wilden“, hörte er am anderen Ende der Leitung.
„Sei gegrüßt, Thorsten! Was kann ich für dich tun?“
„Ich habe interessante Neuigkeiten für dich. Was macht die DSDR, Ludwig?“
Der Deutsche verdrehte die Augen. „Naja, es läuft alles ein wenig auf Sparflamme, seitdem uns Artur eine Abfuhr erteilt hat. Ich war gerade draußen, habe im Schuppen aufgeräumt. Gut, dass ich das Handy noch rechtzeitig gehört habe.“
„Ja, das stimmt!“, sagte Wilden.
„Was gibt es denn für Neuigkeiten, Thorsten?“
„Artur Tschistokjow hat mich gestern damit beauftragt, dafür zu sorgen, dass eine Exilregierung für Deutschland aufgestellt wird.“

„Was?“
„Ja, das ist kein Scherz!“
„Aber er hat uns doch eine klare Absage erteilt“, wunderte sich Orthmann und kratzte sich am Hinterkopf.
„Das hat sich alles geändert. Artur will, dass die DSDR so schnell wie möglich ein Exilkabinett aufstellt. Er sagt, dass entweder Julius Kaltmeyer oder Ludwig Orthmann zum Oberhaupt eines zukünftigen deutschen Staates gemacht werden soll“, erklärte der Außenminister.
„Jetzt auf einmal?“, fragte Orthmann verstört.
„Ja, wir sollen keine Zeit verlieren!“
„Rein in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln. So etwas mag ich ja überhaupt nicht, Thorsten. Will er die DSDR zum Narren halten?“
„Nein, er meint es todernst!“, bekräftige Wilden.
„Aber wofür denn? Er hat mir eindeutig gesagt, dass er den Rest Europas abgeschrieben hat und sich nur noch um den Nationenbund der Rus kümmern wird“, bemerkte Orthmann mürrisch.
„Das war offenbar nur Taktik. Jetzt sollt ihr jedenfalls eine Exilregierung aufstellen“, erläuterte der Außenminister.
Ludwig Orthmanns Gesichtszüge erhellten sich schlagartig.
„Ist das wirklich dein Ernst, Thorsten?“
„Ja, so glaube mir doch!“
„Dann will Tschistokjow demnächst Europa befreien?“, jubelte Orthmann.
„Ich kann dir nicht genau sagen, was er vorhat. Auf jeden Fall will er eine Exilregierung aufgestellt sehen. In einer Woche muss das über die Bühne gegangen sein, Ludwig. Die Zeit drängt“, betonte Wilden ernst.
„Ich … ich … werde sofort die Mitglieder zusammenrufen. Noch heute mache ich mich an die Arbeit!“, rief Orthmann mit größter Begeisterung.

„Du kümmerst dich also darum und ich kann mich auf dich verlassen?“, hakte Wilden noch einmal nach.
„So wahr ich „Orthmann“ heiße!“, stieß dieser glücklich grinsend hervor.
„Gut, melde dich, wenn alles vorbereitet ist“, wies ihn Wilden an.
„Ja, natürlich! Mach’s gut, Thorsten!“, verabschiedete sich Ludwig und drückte das Gespräch weg.
Der Flüchtling aus Deutschland legte das Handy zurück auf das kleine Schränkchen, um dann siegesgewiss die Fäuste zu ballen. Er stieß einen so lauten Freudenschrei aus, dass man ihn im ganzen Dorf hören könnte. Mit einem alten Lied auf den Lippen schritt er fröhlich singend über die Dorfstraße. Zuerst wollte er seinen deutschen Nachbarn die frohe Botschaft verkünden.

Hacker und Hetzfilme

Frank hatte sich derweil auf den Weg nach Ivas gemacht, um seinen Freund HOK nach Russland zu holen. Er ging über die schlammige Hauptstraße des litauischen Dörfchens und machte sich dann auf den Weg zu HOKs verwahrlostem Haus. Zwischendurch kam er an seinem eigenen Heim, das nunmehr seit einiger Zeit leer stand, vorbei. Mittlerweile hatte sich die wilde Natur wieder des Gartens bemächtigt und überall quoll Unkraut und Gestrüpp zwischen den Ritzen hervor. In den letzten Monaten war Frank kaum noch in seinem alten Haus gewesen, allerdings hielten sich Alf und Svetlana gelegentlich noch darin auf, wenn sie in Ivas zu Besuch waren. Frank selbst war dann meistens mit Julia bei den Wildens.
„HOK!“, rief Kohlhaas. Er bollerte gegen die schäbige Tür des Informatikers und wie üblich dauerte es eine Weile, bis er drinnen Lebenszeichen hörte.
Kurz darauf öffnete der Computerexperte die Tür, er wirkte wie immer leicht verschlafen.
„Frank! Was machst du denn hier?“
„Ich muss mit dir reden, HOK! Lass mich rein!“
Der korpulente Mann, dessen Augen von tiefen Ringen umgeben waren, stieß ein leises Schnaufen aus. Er ließ Kohlhaas ins Haus.
„Er ist noch dicker geworden“, dachte sich Frank, als er HOKs massiges Hinterteil vor sich her schwanken sah.
„Willst du Battle Hammer spielen?“, fragte HOK in freudiger Erwartung, doch Frank winkte ab.
„Nein! Ich habe einen sehr wichtigen Auftrag für dich – oder sagen wir besser einen Befehl!“, kam zurück.
„Einen Befehl?“, stöhnte der Informatiker.

„Ja, du musst mit mir nach Russland kommen!"
„Nach Russland? Das ist ein Witz, oder?"
„Nein! Artur Tschistokjow sucht Computerfachleute für eine sehr wichtige militärische Angelegenheit und Wilden hat dich vorgeschlagen", erläuterte Frank. HOK wirkte wenig begeistert.
„Macht doch dieses Zeug ohne mich. Ich will hier meine Ruhe haben und bin glücklich", maulte HOK.
„Das ist keine Bitte, sondern ein Befehl!", murrte Frank.
„Ach, Mann! Was soll das denn? Ich habe mich doch aus der ganzen Sache zurückgezogen. Das weißt du doch, Frank", erwiderte der Informatiker genervt.
„Möchtest du das gerne dem Oberkommando der Volksarmee oder der ADR erklären? Sind wir hier beim verdammten Glücksrad?", zischte Kohlhaas.
„Ich will doch nur meine Ruhe …", jammerte HOK.
„Du hast hier nur deine Ruhe, weil Leute wie ich tausendfach ihr Leben riskiert haben, um dieses Land frei zu machen. So, und jetzt will ich kein Gewimmer mehr hören! Pack deine Sachen, folge mir nach Russland!", schnaubte Kohlhaas erbost.
„Du hörst dich an wie ein richtiger General", bemerkte der gemütliche Dickwanst genervt.
„Ich bin ja auch einer. Und jetzt mach dir nicht ins Hemd und komm endlich", drängte Frank.
„Was soll ich denn da hinten überhaupt?"
„Wird dir alles noch genau erklärt. Wir brauchen dich, HOK!"
„Kann ich wenigstens noch was essen?"
„Ja, sicher! Aber schwing deinen wohlgenährten Hintern, Alter", neckte Frank den Computerfachmann und zwickte ihn in den Hüftspeck.
„Aua!", machte HOK. Kohlhaas grinste hämisch.

„Alter Dickie!“
„Sehr witzig! Wer dick ist, wird schwerer übersehen.“
„Essen einwerfen, Sachen packen, losfahren!“, zählte Frank auf und setzte sich in die Küche.
„Schon gut!“, brummte HOK und trottete zum Kühlschrank.

Akribisch dokumentierten die drei Militärbeobachter des Weltverbundes alles, was sie auf der russischen Atomwaffenbasis vor die Augen bekamen. Sie waren heute Morgen auf die im Nordmeer liegende Insel Semlya geflogen, um einen tiefergehenden Blick auf einen der größten Nuklearwaffenstützpunkte des Nationenbundes zu werfen.
Neben den drei Männern aus Übersee befanden sich zehn Langstreckenraketen, die in Abschussvorrichtungen eingelassen waren und bedrohlich bis fast an die Decke der unterirdischen Halle hinaufragten.
Artur Tschistokjow hatte seine Gäste aus Nordamerika heute persönlich empfangen, unterhielt sie, lächelte ihnen seit einer Stunde ununterbrochen zu. Das Gleiche galt für seine beiden Begleiter, Verteidigungsminister Lossov und General Titov von der Volksarmee der Rus.
„Wie Sie sehen, haben wir nur zehn funktionstüchtige Atomraketen in dieser Militärbasis”, sagte Lossov auf Englisch zu den drei Männern, die sich interessiert in der Halle umsahen.
„Nur zehn? In einer so großen Basis?“, kam von einem Militärbeobachter zurück.
„Ja, denn wir haben ein Abkommen mit dem Weltverbund“, betonte Artur Tschistokjow.
„Aha...”, murmelte einer der Fremden und tippte einige Daten in seinen DC-Stick.

„Was ist mit den anderen Atomwaffenbasen im Uralgebirge, Herr Tschistokjow?”, wollte sein Nebenmann wissen.
Der russische Staatschef zog die Augenbrauen nach oben, er wunderte sich. „Basen im Uralgebirge?“
„Wir haben Gerüchte über ein Dutzend oder mehr unterirdisch gelegene Atomwaffenstützpunkte im Uralgebirge gehört. Was sagen Sie zu diesen Gerüchten, Herr Präsident?“
„Es gibt keine geheimen Basen im Ural! Sie sollten nicht jedes Ammenmärchen glauben, das man ihnen in Nordamerika erzählt“, entgegnete General Titov mürrisch.
Die Militärbeobachter blickten skeptisch; dann steckten sie die Köpfe zusammen. Nach einem kurzen Getuschel wandten sie sich wieder den drei Russen zu.
„Wir würden uns gerne einige Fabriken in Russland ansehen. Hier ist eine Liste!”, sagte einer der Gäste und hielt Tschistokjow ein Dokument unter die Nase.
„Warum wollen Sie alle diese Fabriken sehen?“, erkundigte sich der Anführer der Rus.
„Warum nicht? Es ist nun einmal unser Job, das russische Nuklearwaffenprogramm zu untersuchen.”
„Und jetzt wollen Sie jedes kleine Loch in Russland untersuchen, um irgendwelche Atomraketen zu finden?“, fragte Tschistokjow mit leichtem Sarkasmus.
„Es ist unser Job!”, brummte einer der Militärbeobachter.
„Kein Problem, Mister! Sie können unter jeden Stein in Russland schauen, aber das wird sehr lange dauern”, scherzte Lossov.
„Ja, ja!”, murmelte einer der Männer aus Amerika.
Kurz darauf gingen die Militärbeobachter noch einmal in einen anderen Teil der Halle, dann verlangten sie nach einer weiteren Stunde voller Fotos und Fragen von der Insel Semlya gebracht zu werden.

Artur Tschistokjow und seine beiden Begleiter folgten ihnen nach draußen, wobei sie sie mit ein wenig Smalltalk beschäftigten. Irgendwann ging es zurück auf das Festland, wo die Militärbeobachter noch einiges inspizieren wollten.

HOK, der Computerfreak aus Ivas, hatte sich nach Saransk begeben und fand sich nach seiner Ankunft in der zentralrussischen Stadt schon bald in einer großen, unterirdischen Halle wieder. Hier waren zahlreiche Computer, Datenspeicher und Großrechner aufgestellt worden, Dutzende von russischen Informatikern und Computerexperten saßen davor und arbeiteten bereits emsig vor sich hin. Der korpulente Deutsche keuchte angestrengt, nachdem er eine lange Treppe in das unter der Erde gelegene Betongewölbe hinuntergegangen war. Misstrauisch sah er sich um.
In einer halbdunklen Ecke der Halle konnte er einen Offizier der Volksarmee erkennen, der sich schnellen Schrittes auf ihn zu bewegte. Der Armeeangehörige postierte sich vor ihm, den Neuling mit ernstem Blick musternd.
„Gospodin Golger Kober?“, fragte er.
„Da! I ‘m Holger Kober!“, erwiderte HOK und lächelte freundlich.
„Priwjet!“ stieß der Soldat aus, um daraufhin zu grinsen.
„Can we speak English? My Russian is not good enough”, bat HOK.
„Okay, tij njemez?”
„Yes, I’m German!”
„Like minister Wilden! Another German …“, murmelte der Russe.
HOK lächelte. „Mr. Wilden is a friend of mine. We are from the same village in Lithuania.”

„Really?”, wunderte sich der Soldat.
„Yes! It's true!“, betonte HOK und ließ sich von dem Offizier in der unterirdischen Halle herumführen.
„What shall I do here?“, fragte der Informatiker.
„It is your job to hack the access codes for a number of satellites over Central Europe, Mr. Kober”, kam zurück.
HOK setzte sich vor einen Rechner und starrte auf den Bildschirm. Sein Gesichtsausdruck ließ erahnen, dass er sich ausmalen konnte, was ihn in den nächsten Tagen und Wochen in diesem Gewölbe erwartete.
„Ach, du Scheiße!“, flüsterte er.
„What?“, fragte der Volksarmist.
„Nothing! Everything is okay!“, antwortete HOK und tippte los.
„The World Government can shut off the implanted Scanchips by satellite. It means that they can kill millions of Europeans just by pressing a few buttons, Mr. Kober!”, erläuterte der Russe.
„Those satellites are responsible for the implanted Scanchips?”, stieß HOK aufgeregt aus.
„Yes! And you computer-experts must disable them, before we attack Western Europe!”, sagte der Offizier.
„Attack Western Europe?”
„Do your job!”, wies ihn der russische Soldat mürrisch an und sah sich um. Offenbar dämmerte es ihm, dass er dem Deutschen vielleicht etwas mehr verraten hatte, als ihm erlaubt worden war.
Nachdem sich HOK für einen Moment gewundert hatte, verfiel er wieder in den tranceartigen Zustand, den ein Computer bei ihm für gewöhnlich auslöste. Eine halbe Stunde später war er vollkommen in das riesige Universum der Datenbanken und Codes eingetaucht. Er sollte für mehrere Tage kaum noch essen und schlafen. Um ihn

herum taten es ihm zahlreiche russische Informatiker gleich. Hier vor den Bildschirmen führten sie ihren eigenen Krieg gegen Firewalls und hochkomplizierte Sicherheitsprogramme. Wenn sie versagten, konnte das Millionen Menschen das Leben kosten.

Mitte April 2050 begann die Weltregierung damit, die Einschiffung ihrer Truppen aus Nord- und Südamerika vorzubereiten. Inzwischen war eine Armee von nicht weniger als 12 Millionen Soldaten aufgestellt worden und ihr Transport nach Westeuropa erforderte umfassende logistische Vorbereitungen, die noch etwas Zeit beanspruchen sollten.
Mit den Truppen galt es tonnenweise Kriegsmaterial nach Übersee zu bringen. Trotz der gewaltig angewachsenen Kriegsflotte des Verwaltungssektors Amerika-Nord war es kaum möglich, die riesige Masse von Soldaten auf einmal nach Europa zu verschiffen, weshalb sie in mehreren Schüben transportiert werden musste.
Auch an anderen Orten versammelten sich die neu ausgehobenen GCF-Truppen, um irgendwann im Laufe dieses Jahres den Befehl zu erhalten, entweder gegen Russland oder Japan zu ziehen.
In Nordindien und Pakistan standen bereits 8 Millionen bewaffnete Männer, der Unterverwaltungssektor „China“ hatte dem Weltverbund etwa 10 Millionen Soldaten zur Verfügung gestellt. Des Weiteren wurden Heerlager und Stützpunkte in Nordafrika, der Türkei und anderen Regionen Kleinasiens für einen zukünftigen Vorstoß der GCF über Südeuropa und den Kaukasus errichtet.
Westeuropa selbst war nach wie vor nur von kleineren Verbänden der Global Control Force besetzt, denn hier waren gemäß den strategischen Überlegungen des Welt-

verbundes noch keine neuen Truppenaushebungen erfolgt, um Tschistokjow nicht zu verunsichern. Allerdings sollten diese Aufrüstungsvorbereitungen spätestens im Mai 2050 beginnen.
Die Logenbrüder planten, den Nationenbund der Rus und Japan mit einem Angriff nie gekannter Größe von der Landkarte zu fegen. Doch dieses gewaltige Unternehmen musste gewissenhaft vorbereitet werden. Deshalb galt es, den russischen Staatschef und seinen Verbündeten in Ostasien weiterhin mit Friedensbeteuerungen ruhig zu stellen und den schönen Schein zu wahren.
Die internationalen Medien erwähnten die sich langsam auf verschiedenen Kontinenten formierende GCF-Armada entweder überhaupt nicht oder behaupteten, dass die neuen Truppen demnächst nach Indien und China geschickt würden.
„Ich glaube kaum, dass Artur Tschistokjow eine Ahnung vom ganzen Ausmaß unserer Invasionsvorbereitungen hat“, bemerkte der Weltpräsident in diesen Tagen immer wieder gegenüber seinen Brüdern.
Nun mussten die Mächtigen des Weltverbundes allerdings auch langsam dazu übergehen, die Weltbevölkerung kriegswillig zu machen. Aus diesem Grund erging der Befehl an die Presseorgane und Fernsehsender, erneut den Hass gegen Russland und Japan aufkochen zu lassen.
Die großangelegte Kampagne startete schließlich einen Monat später mit einem in Hollywood produzierten Kinofilm.
„Artus Schistoroff – Herrscher der Perversionen“ hieß der neueste Streifen, der mit einer gigantischen Werbeoffensive auf unzähligen Sendern im Ausland angepriesen wurde. Frank und Alfred hatten sich den Film bereits nach einigen Tagen aus dem Internet heruntergeladen, waren aber

schon nach der ersten halben Stunde von der beispiellosen Hetze vollkommen angewidert gewesen.
Das russische Staatsoberhaupt wurde in diesem Propagandastreifen als vollkommen verrückter, abgrundtief perverser Kriegstreiber dargestellt, der sich mit seinem homosexuellen Beraterstab ständig an kleinen russischen Knaben verging. Ansonsten überfiel er am liebsten sämtliche Nachbarländer mit seinen dummen, brutalen Soldaten, während er ununterbrochen von Weltherrschaft und Krieg faselte. Das hetzerische Machwerk war derart abartig, dass es selbst bei vielen Kinobesuchern einen Zustand der Verstörung hervorrief – doch das hatten die Produzenten durchaus beabsichtigt.
Artur Tschistokjow selbst tat im Kreise seiner engsten Mitstreiter hingegen so, als hätte er nichts anderes von seinen Gegnern erwartet, doch die Bösartigkeit der Verleumdungskampagne traf ihn bis ins Mark. Mehrere Tage lang war er übellaunig und gereizt.
In Russland und Japan wurde der niveaulose Hetzstreifen natürlich sofort verboten, doch der russische Souverän fürchtete, dass sich auch dort viele Jugendliche den international beworbenen Kinofilm irgendwie beschafften und ansahen. In den folgenden Wochen nahm die Agitation gegen Russland immer weiter zu und erreichte bald einen Stand wie zu Zeiten des russischen Bürgerkrieges. Mehrere Forderungen an den Weltverbund, in denen Tschistokjow eine sofortige Einstellung der antirussischen Lügenkampagne verlangte, wurden von diesem einfach ignoriert.

Am 10.07.2050 heirateten Frank und Julia in der Dorfkirche von Ivas. Es war ein wundervoller Tag, den Kohlhaas niemals vergessen sollte. Mehrere Hundert Gäste, darunter auch Artur Tschistokjow selbst, waren in das beschauliche

Örtchen gekommen, um diesem Ereignis beizuwohnen. Zwar hatte Frank darum gebeten, die Sache nicht allzu publik zu machen, doch waren schließlich auch Vertreter der russischen Presse und viele seiner Bewunderer angereist.
Julia sah in ihrem wallenden, weißen Brautkleid wie ein leibhaftiger Engel aus. Frank verschlug es die Sprache, als er sie an der Haustür abholte.
Doch auch der General hatte sich dermaßen in Schale geworfen, dass ihn seine Angebetete kaum wiedererkannte. Majestätisch schritten die beiden zur kleinen Dorfkirche von Ivas, wo sie Hunderte von jubelnden Menschen und ein weißhaariger Geistlicher erwarteten. Alfred Bäumer rannen die Freudentränen über die Wangen, als er das Hochzeitspaar an sich vorbeiziehen sah. Demnächst, so hatte er angekündigt, wollte er auch seine Svetlana vor den Traualtar führen.
„Jetzt ist der Spaß vorbei!“, flüsterte ihm Kohlhaas mit einem Grinsen ins Ohr.
In Wahrheit hatte Frank jedoch seit Jahren von diesem Moment geträumt und genoss es, die schöne Julia an seiner Seite zu bewundern.
„Wie makellos sie ist!“, dachte er sich, als sie vor dem Altar standen und der russische Priester eine kurze Ansprache hielt.
Dann gaben sie sich das Jawort, besiegelten ihre Ehe mit einem leidenschaftlichen Kuss. Von allen Seiten strömten die Gratulanten auf das junge Pärchen ein und Frank konnte sich kaum daran erinnern, jemals so viele Hände geschüttelt zu haben. Wilden setzte ein stolzes Vaterlächeln auf, während Agatha mit den Tränen kämpfte. Auch Tschistokjow war gerührt. Er umarmte die beiden voller Freude.

„Ob meine Mutter und mein Vater mich jetzt sehen können?“, dachte sich Frank und betrachtete für einen Moment melancholisch die freudigen Hochzeitsgäste um sich herum.
Er hoffte, dass seine toten Eltern etwas von diesem glücklichen Moment mitbekamen und ihm von der anderen Seite aus zusahen.
Nach der Trauung machten sich alle auf den Weg in eine große, umgebaute Scheune, um ein reiches Mahl zu genießen. Frank drückte seine Julia fest an sich, er war im siebten Himmel angelangt. Bis in die frühen Morgenstunden wurde gefeiert, gesungen, gelacht. An irgendwelche Kriege dachten sie an diesem herrlichen Tag nicht, was nichts daran änderte, dass Frank wenig später von Artur Tschistokjow erneut nach Russland gerufen wurde.

Während Frank und Alf als Offiziere der Warägergarde unterwegs waren, um neue Rekruten auszubilden und diverse andere Aufgaben zu erledigen, versammelten sich einige Hundert deutsche Flüchtlinge in der Nähe von Tula. Voller Vorfreude hatten sie Ludwig Orthmann und Julius Kaltmeyer zu dieser Veranstaltung eingeladen, denn es galt, eine „Exilregierung für das befreite Deutschland“ aufzustellen – so hatte es Kaltmeyer jedenfalls in seinem Einladungsschreiben formuliert.
Außenminister Wilden war als prominenter Gast ebenfalls gekommen und eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Rede. Überschwängliche Euphorie schlug ihm entgegen, die meisten der Anwesenden waren sich sicher, dass der Befreiungskampf um Europa in den nächsten Monaten beginnen würde. So gut wie alle von ihnen hatten sich bereits bei der Volksarmee als Freiwillige gemeldet und Orthmann hatte die Organisation und Aufstellung

weiterer Freiwilligenverbände aus deutschen Auswanderern übernommen. Schließlich wurde Julius Kaltmeyer zum Oberhaupt der Exilregierung ernannt. Ludwig Orthmann wurde sein Stellvertreter. Mehrere Dutzend weitere Männer erhielten Posten als Minister oder Regionalverwalter.

Frank und Alfred wären ebenfalls gerne zu dieser Veranstaltung gekommen, aber ihr inzwischen gut gefüllter Terminkalender hatte das nicht erlaubt. Trotzdem wurde vor allem General Kohlhaas wieder und wieder als Volksheld gewürdigt und sowohl Wilden als auch Kaltmeyer erwähnten ihn mehrfach lobend in ihren Reden. Artur Tschistokjow, dem die Zukunft Deutschlands sehr am Herzen lag, hatte sich allerdings nicht nach Tula begeben, um der Versammlung keinen allzu offiziellen Anstrich zu verleihen und keine unnötige Aufmerksamkeit zu erregen. Weiterhin hatte er sogar darum gebeten, über die während der Versammlung beschlossenen Dinge zunächst Stillschweigen zu bewahren. Auch war es den Medien verboten worden, darüber zu berichten.

Als der Tag schließlich zu Ende ging, wurden Außenminister Wilden, Julius Kaltmeyer und Ludwig Orthmann mit lang anhaltendem Jubel verabschiedet und alle verließen Tula in einem Zustand größter Freude und Zuversicht. Für viele der deutschen Flüchtlinge war nun klar, dass der große Kampf um die Freiheit ihrer alten Heimat bald beginnen würde. Sie waren frohen Mutes, denn für die meisten zeichnete sich die Erfüllung eines lang gehegten Lebenstraumes ab. Allerdings schienen viele in ihrer Euphorie zu vergessen, was der Preis für dies alles sein würde.

Es war der 20.08.2050, General Kohlhaas war vor einer Woche vom Oberkommando der Volksarmee nach Byaroza im Westen Weißrusslands geschickt worden, um dort die Truppen zu inspizieren. Inzwischen standen Alf und er schon den ganzen Tag am Rande einer staubigen Landstraße, die nach Brest führte. Ununterbrochen zogen endlose Kolonnen von Volksarmisten, Panzerverbänden und Geschützbatterien an ihnen vorbei in Richtung der Westgrenze des Nationenbundes.

Dies war mehr als nur eine große Gefechtsübung, dachte sich Kohlhaas, nachdenklich die Schlange aus grau uniformierten Soldaten musternd, welche sich bis an den Horizont erstreckte.

„Was soll dieser ganze Aufzug? Will Artur morgen den Verwaltungssektor Europa-Ost angreifen oder was?“, brummte Bäumer von der Seite. Der Hüne runzelte die Stirn.

„Ich weiß es nicht. Offiziell ist das jedenfalls ein Manöver“, erklärte Frank und betrachtete weiterhin ungläubig die gewaltige Masse der Volksarmisten.

„So viele Soldaten für ein Manöver?“, wunderte sich Alf.

„Ja, das ist schon sehr seltsam. Wir sollen übrigens mit den uns unterstellten Warägerverbänden in einer Woche nach Brest marschieren“, bemerkte Kohlhaas.

„Was?“, stieß Bäumer aus.

„Das ist unser Befehl, Alf!“

„Wieso sagt Artur denn nicht, was Sache ist? Soll das eine Provokation der Weltregierung werden? Du musst doch mehr wissen als ich!“, schimpfte Bäumer.

„Das tue ich aber nicht. Mir wurde lediglich gesagt, dass das ein Manöver ist und die Waräger nach Brest sollen. Das war alles, was mir Artur mitgeteilt hat“, verteidigte sich Frank.

Alf deutete auf eine große Anzahl Panzer, die sich über die Sichtlinie am Horizont schob und dann auf sie zukam.

„Das sind bestimmt über hundert Gunjins. Was wollen die alle hier?“
Kohlhaas wirkte aufgrund von Bäumers ständiger Fragerei allmählich genervt und zischte: „Jetzt geh mir nicht auf den Zeiger, Alf! Ich weiß doch auch nicht genau, was der ganze Riesenaufmarsch hier soll!“
Der Freund stieß einen Fluch aus und ging zu einer Gruppe Warägergardisten herüber. Frank starrte immer noch ungläubig in die Ferne, wo sich bereits die nächste Panzergruppe zeigte.
Plötzlich knackte sein Funkgerät. „Lassen Sie Ihre Verbände in Richtung Kobryn vorrücken und dort Stellung beziehen, General!“
„Zu Befehl!“, gab Kohlhaas zurück. Er stutzte.
Dann leitete er den Befehl weiter und Zehntausende von Soldaten in schwarz-grauen Rüstungen marschierten in einer langen Kolonne immer weiter nach Westen.
Das war definitiv kein Manöver, das war die Vorbereitung für den Einmarsch in den Verwaltungssektor Europa-Ost. Frank war sich inzwischen sicher.

Edwin Ravinski, der Gouverneur des Verwaltungssektors Europa-Ost, war am 24.08.2050 kurzfristig nach St. Petersburg gekommen, um Artur Tschistokjow zu sprechen. Er war überstürzt angereist; lediglich einige seiner engsten Mitarbeiter begleiteten ihn. Der russische Souverän hatte ihm zwar zuerst ausrichten lassen, dass es ihm aus zeitlichen Gründen nicht möglich wäre, eine Unterredung stattfinden zu lassen, doch Ravinski ließ nicht locker und drängte ihn zu einem Gespräch. Schließlich willigte Tschistokjow mürrisch ein und es kam zu einer Unterredung unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

„Ich freue mich, dass Sie sich doch noch Zeit für mich nehmen konnten“, bemerkte Ravinski mit sarkastischem Unterton, dem russischen Staatschef die Hand schüttelnd.
„Seit Wochen jage ich von einem Termin zum nächsten und weiß kaum noch, wo mir der Kopf steht“, antwortete Tschistokjow lächelnd.
„Herr Präsident, lassen Sie mich direkt auf den Punkt kommen: Was soll die massive Truppenpräsenz an der Grenze zum Verwaltungssektor Europa-Ost? Gibt es dafür einen bestimmten Grund?“, wollte Ravinski wissen und blickte Tschistokjow unfreundlich an.
„Wie bitte?“, gab dieser zurück.
„Die Truppen! Warum stehen so viele Soldaten des Nationenbundes an der Westgrenze Weißrusslands und der Ukraine? Hat das etwas zu bedeuten?“, hakte der Gouverneur aus Warschau nach.
„Was könnte es bedeuten?“, erwiderte der russische Staatschef und verzog seinen Mund zu einem Grinsen.
„Halten Sie mich nicht zum Narren, Herr Tschistokjow! Was haben so viele Soldaten an der Grenze zu Europa-Ost verloren?“
„Ist es etwa verboten, wenn sie auf unserem eigenen Territorium aufmarschieren?“, entgegnete der Präsident.
„Es beunruhigt mich eben!“, zischte Ravinski ungehalten.
Artur Tschistokjow sah mit einem Anflug von Verachtung an seinem Gegenüber vorbei. Für einen Augenblick schwieg er.
„Es beunruhigt Sie also, Herr Gouverneur. Nun, vielleicht beunruhigen mich auch die Millionen Soldaten der Weltregierung, die sich auf allen Kontinenten versammeln …“
„Das ist nicht mein Zuständigkeitsbereich!“, lenkte Ravinski ab.

„Stimmt! Ihre Aufgabe ist es ja, den Verwaltungssektor Europa-Ost im Auge zu behalten. Sie sind der Verwalter dieses Sektors, nicht wahr?“, sagte Tschistokjow gedehnt.
„Ja, das bin ich und jetzt beantworten Sie meine Frage, Herr Präsident!“, forderte Ravinski wütend.
Der russische Souverän erschien unnatürlich ruhig, sein eisiger Blick bohrte sich tief in seinen Gast hinein.
„Früher waren es Länder Europas und heute sind es Verwaltungssektoren. Das ist irgendwie seltsam, meinen Sie nicht auch, Herr Gouverneur?“, sagte er leise.
Edwin Ravinski wirkte auf einmal verunsichert und sah Tschistokjow, der ihm ein bösartiges Schmunzeln schenkte, fragend an.
„Was soll dieses dumme Geschwätz, Herr Präsident? Erklären Sie mir, was diese Truppenaufmärsche zu bedeuten haben.“
„Es ist also ‚dummes Geschwätz‘, wenn ich die unumstößliche Tatsache ausspreche, dass aus den Ländern Europas, also den Heimatländern der Europäer, inzwischen Verwaltungssektoren geworden sind?“, antwortete der Anführer der Rus und erhob sich von seinem Platz.
„Ich möchte mit Ihnen hier nicht über einen veralteten Volks- und Heimatbegriff oder sonst etwas reden, sondern über die Truppen …“, bemerkte Ravinski, doch Artur Tschistokjow fiel ihm ins Wort.
„Die Begriffe ‚Volk‘ und ‚Heimat‘ sind also veraltet, nicht wahr, Herr Gouverneur? Und was ist für Sie der angeblich moderne Ersatz für diese Begriffe? ‚Sklavenmasse‘ und ‚Verwaltungssektor‘ vielleicht?“
„Um diese Frage geht es bei unserem Gespräch nicht, Herr Tschistokjow!“, gab ihm Edwin Ravinski zu verstehen.
„Nicht?“, säuselte der russische Staatschef.

„Nein! Definitiv nicht!“, erwiderte der Gouverneur und winkte ab.
Plötzlich stellte sich Artur Tschistokjow vor ihn und starrte ihn mit hasserfüllten Augen an. Dann ballte er die Faust und schrie: „Doch! Doch! Doch! Darum geht es heute, Herr Ravinski! Genau darüber sprechen wir!“
Erschrocken taumelte der Gouverneur einige Schritte zurück und seine nächste Frage blieb ihm im Halse stecken.
„Euresgleichen hat die Welt wie ein Pilz befallen, aber das wird sich ändern!“, brüllte der Anführer der Rus.
„Haben Sie den Verstand verloren, Herr Tschistokjow?“, stammelte Ravinski entsetzt und riss sein Jackett vom Kleiderbügel.
„Nein!“, flüsterte dieser, sein Blick wirkte unheimlich und kalt. „Mein Verstand ist klar und rein, Herr Gouverneur.“
„Ich werde dem Weltverbund von Ihrem Verhalten berichten und jetzt gehen“, sagte Ravinski mit zitternder Stimme.
„Sie werden nirgendwo mehr hingegen!“, fauchte ihn Tschistokjow wie eine zornige Kobra an. Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür.

Edwin Ravinski und seine Begleiter wurden von Peter Ulljewskis ADR-Männern verhaftet, fortgebracht und nie mehr wieder gesehen. Für den nächsten Tag hatte Artur Tschistokjow die gesamte Führungsspitze der Volksarmee und der Freiheitsbewegung, darunter auch Frank und Alfred, nach St. Petersburg geladen, wo er sie über seine nächsten Pläne in Kenntnis setzte.

„Meine lieben Mitstreiter und Landsleute!
Eine Millionenmasse von GCF-Soldaten sammelt sich derzeit außerhalb Europas, um in naher Zukunft den Krieg nach Russland und Japan zu tragen. Wie es aktuelle Berich-

te der ADR belegen, ist diese gewaltige Armee jedoch nur die Vorstufe dessen, was die Weltregierung gegen uns plant. Die scheinheiligen Beteuerungen von Frieden und Versöhnung sind das geblieben, was sie von Anfang an gewesen sind: Lügen!
Auch wenn der eine oder andere von euch in den letzten Jahren geglaubt hat, dass ich mich vom Weg unserer Freiheitsbewegung entfernt und sogar mit unseren Todfeinden paktiert habe, so kann ich euch alle beruhigen.
Artur Tschistokjow ist immer der Alte geblieben und ist heute noch härter, noch entschlossener und noch eifriger, unseren Kampf zum Sieg zu führen!“

Ein Chor grimmiger Zustimmung donnerte durch die riesige Versammlungshalle und minutenlang brandete eine Woge von Jubelschreien auf. Der russische Präsident signalisierte durch eine kurze Handbewegung, dass er weitersprechen wollte, und langsam kehrte wieder Ruhe ein. Frank sah Alf verdutzt an und schwieg.

„Ich habe das Theater der Verwirrung nur so lange mitgespielt, wie es unserem Land von Nutzen gewesen ist. Und ich habe es für euch alle getan. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, unseren Feinden die einzige Medizin zu geben, die bei ihnen wirksam ist: das geschliffene Schwert!
Der Nationenbund der Rus und auch unsere Verbündeten im fernen Osten werden nicht warten, bis die Weltregierung ihre riesige Angriffsarmee in Ruhe vor unseren Toren postiert hat. Wir werden ihnen mit unseren Soldaten entgegen eilen und sie dort angreifen, wo ihre Verbände noch nicht in Massen angetreten sind.
Sie haben Europa bisher nicht mit ihrer Armada besetzt, offenbar in der irrigen Annahme, dass ich auf ihre Lügen

und Schmeicheleien hereinfalle und unachtsam werde. Doch sie haben sich in mir gründlich getäuscht!“, rief Artur Tschistokjow und seine Anhänger jubelten.
„Viele von euch haben mich kritisiert, weil ich mir von den internationalen Banken Geld geliehen habe. Doch dieses Geld habe ich ausgegeben für Waffen und Panzer und Flugzeuge und Geschütze! Über 200 Milliarden von diesen Blutsaugern!
Und sie werden keinen Globe mehr davon sehen, denn sie haben uns damit den Strick geliefert, an dem wir sie morgen aufhängen werden!“, donnerte der Anführer der Rus.
„Jetzt werden wir nach Westeuropa vorstoßen und unseren Brudervölkern dort die Freiheit erkämpfen. Noch bevor der Feind vor unseren Toren steht, werden wir die seinen berennen und einreißen!“

Tschistokjows Anhänger verfielen in einen Taumel aus Begeisterung und Zustimmung. Nur wenige unter ihnen blickten nachdenklich auf ihren Anführer. Frank wusste nicht, ob er sich wirklich freuen sollte, dass sie bald ausrückten, um auch Deutschland zu befreien. Ludwig Orthmann, der sich irgendwo im Menschengewühl vor Freude die Kehle heiser brüllte, tat es jedenfalls. Doch er hatte noch keinen Krieg mitgemacht. Kohlhaas hingegen wusste, was Artur Tschistokjows nächster Schritt auslösen würde. Es war der Startschuss für einen Krieg epischen Ausmaßes, der das Schicksal der gesamten Menschheit bestimmen würde.
„Es ist besser, wenn wir zuerst angreifen, bevor die Millionenheere des Weltverbundes gegen uns in Position gebracht worden sind“, schossen ihm Tschistokjows Worte durch den Kopf. Sicherlich war diese Entscheidung strategisch gesehen richtig, aber der Gedanke daran, was die Welt nun erwartete, löste in Frank eine Lawine der Angst aus.

Noch eine halbe Stunde …

Es war der 30. August 2050 und die Mitternachtsstunde war nah. Frank, Alfred und 50.000 Warägergardisten lagerten rund um Kobryn und Brest. Große Panzerverbände und Bomberstaffeln waren in ihrem Rücken postiert worden und entlang der weißrussischen Grenze hatte sich eine halbe Million Volksarmisten versammelt. Weitere Hunderttausende von Soldaten standen an der Ostgrenze der Slowakei. Sie wurden ebenfalls von Hunderten Panzern und Flugzeugen begleitet.
Zwei wichtige strategische Ziele sollten zuerst eingenommen oder zerstört werden, um die Ordnung im Verwaltungssektor Europa-Ost zum Einsturz zu bringen: Warschau und Bratislava. General Kohlhaas sollte mit den ihm unterstellten Truppen am Angriff auf Warschau, dem Verwaltungszentrum des Sektors, teilnehmen.
Diese Nacht war ungewöhnlich kühl und regnerisch. Frank musterte immer wieder nachdenklich seinen DC-Stick und starrte auf die Zeitanzeige. Genau um 0.00 Uhr sollten die Truppen die Grenze überschreiten und sich so schnell wie möglich auf Warschau zu bewegen. Diese Operation stand wieder einmal unter enormem Zeitdruck, denn es galt, die wenigen GCF-Verbände im Verwaltungssektor Europa-Ost so kalt wie möglich zu erwischen.
Noch waren die Millionenheere der Weltregierung nicht in Europa an Land gegangen, aber die gewaltige Armada begann sich in der Ferne immer schneller zu formieren.
Eben noch hatte Kohlhaas mit Julia, die vor einigen Tagen mit blankem Entsetzen vernommen hatte, was Tschistokjows nächsten Schritt darstellen sollte, telefoniert. Auch mit Friedrich hatte Frank einige Worte gewechselt. Der

Junge hatte ihm erzählt, dass sie gestern in der Schule eine „doofe Mathearbeit“ geschrieben hatten.
General Kohlhaas war jetzt 46 Jahre alt und die Befreiung seiner alten Heimat sollte heute Nacht in die Wege geleitet werden. Nicht weniger als 22 lange Jahre hatte er darauf gehofft, dafür gebetet, daran noch in seinem Leben teilhaben zu dürfen. Seinem treuen Freund Alf und vielen anderen geflüchteten Deutschen erging es nicht anders und auch Ludwig Orthmann hatte sich freiwillig bei der Volksarmee gemeldet, um nach Westeuropa zu ziehen.
Doch heute Nacht, in diesen kalten und nervösen Stunden, freute sich Frank nicht. Im Gegenteil, die Panik verschnürte ihm die Kehle, denn der jetzt ausbrechende Krieg sollte mehr sein, als nur der Kampf um Europa. Hier ging es um das Schicksal der gesamten Welt und sobald dieser Konflikt einmal entfacht war, würden die Feuer des Krieges den gesamten Erdball entzünden, da war sich Kohlhaas sicher.
Er wusste nicht, was ihn erwartete, doch Frank war davon überzeugt, dass es die Hölle sein würde. Die Weltregierung konnte in diesem Konflikt auf Dauer nicht klein beigeben und wer sie kannte, der wusste auch, dass sie notfalls zu allem bereit war – sogar zu einem Atomkrieg.
Doch der Lauf der Ereignisse war nicht mehr aufzuhalten. Artur Tschistokjow hatte bereits angekündigt, am 01. September die Generalmobilmachung einzuleiten, um Millionen Männer in den Grenzen des Nationenbundes zu den Waffen zu rufen. Letztendlich würde in diesem kommenden Titanenkampf einer Seite das Rückgrat gebrochen werden, dachte sich Frank. Entweder den Logenbrüdern oder der übrigen Menschheit.
„Noch eine halbe Stunde!“, flüsterte Kohlhaas und steckte seinen DC-Stick wieder in die Hosentasche.

Grübelnd fummelte er am Brustpanzer seiner Ferroplastinrüstung herum, betrachtete still seine Waffe. Bäumer schwieg und man merkte ihm die unglaubliche Anspannung an.
„Das wird der Dritte Weltkrieg, Alf!“, sagte Frank und betastete mit nervösen Fingern seinen Helm.
Bäumer schluckte. „Meinst du das ernst?“
Kohlhaas legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte für einen Moment nichts. Schließlich erklärte er: „Wenn wir gleich die Grenze zum Sektor Europa-Ost überschreiten, dann werden wir den größten Krieg aller Zeiten beginnen. Das ist dir doch klar, oder?“
„Ich weiß nicht …“, stammelte Alf entsetzt.
„Doch! Du weißt es genau so gut wie ich. Dann wird es knallen, wie es noch nie geknallt hat. Dagegen wird alles, was wir bisher erlebt haben, ein Kinderspiel gewesen sein.“
„Vielleicht geht es auch gut“, versuchte sich Alf zu beruhigen, doch man sah ihm an, dass er Franks schrecklichen Ausführungen Glauben schenkte.
„Darauf warten unsere Feinde doch nur! Glaubst du, dass sie die halbe Welt aus reiner Langeweile gegen uns mobilisiert haben? Wenn wir gleich vorrücken, dann gibt es kein Zurück mehr. Dann werden morgen vielleicht sogar Atombomben gezündet und ganze Städte vernichtet. Glaube es mir, Alf! So wird es kommen! Ich fühle es!“, sagte Frank mit beinahe gespenstischer Überzeugungskraft.
„In 17 Minuten geht es los!“, schallte es aus dem Funkgerät. Kohlhaas gab kurz zu verstehen, dass seine Leute bereit waren.
„Ist es das wert, Frank?“, wollte Bäumer wissen und hielt sich den Kopf.
„Es ist nicht aufzuhalten. Entweder wir greifen an oder sie. In verdammten 17 Minuten beginnt es. Nein, jetzt sind es

nur noch 16 Minuten. Verfluchte 16 Minuten bis zum Dritten Weltkrieg!", sagte Frank und krallte sich an seiner Waffe fest.
Überall um die beiden herum marschierten derweil unzählige Soldaten durch die Nacht. Am dunklen Horizont konnte Kohlhaas die Geschützrohe der mobilen Artillerie vorbeiziehen sehen. Dann kamen Dutzende von Panzern, die mit röhrenden Motoren an den Warägern vorbeirasten.
„Noch sieben Minuten!", wisperte Frank durch die Finsternis.
Alfred schwieg und war inzwischen kreideweiß. Mit zittrigen Fingern zündete er sich eine Zigarette an; er erinnerte Frank an einen Todeskandidaten, der auf den elektrischen Stuhl wartete.
„Vier Minuten!"
„General Kohlhaas, ich schicke Ihnen die aktualisierten Einsatzbefehle jetzt jede halbe Stunde auf ihren DC-Stick", hörte dieser eine schnarrende Stimme aus dem Komm-Sprechgerät schallen.
„Ich glaube nicht, dass es direkt zum Dritten Weltkrieg kommen wird, nur weil wir in den Sektor Europa-Ost einmarschieren", versuchte Alf seinen Freund noch einmal umzustimmen, doch er schien selbst nicht an seine Worte zu glauben.
„Noch 117 Sekunden bis zum Dritten Weltkrieg!", gab dieser nur zurück und starrte angespannt auf seine Digitaluhr.
„War es nicht das, was wir seit Jahren wollten? Europa befreien? Deutschland befreien?", fragte Frank.
„Ja, eigentlich schon, aber ich …", stotterte Bäumer.
„Jetzt haben wir die Gelegenheit dazu, doch wir müssen auch den Preis zahlen", erwiderte sein Freund.
„Aber Frank …", jammerte Alf total verstört.

Der Anführer der Warägergarde schwieg. Das Funkgerät knisterte erneut, übermittelte den Befehl zum Vormarsch nach Westen. General Kohlhaas murmelte ein letztes, kurzes Gebet. Dann begann es.

In den dunklen Morgenstunden des 31. August 2050 überschritten die Soldaten der Volksarmee die Grenze zum Verwaltungssektor Europa-Ost und stießen auf polnisches und slowakisches Gebiet vor. Hunderte von Flugzeugen zischten über ihren Köpfen hinweg und flogen in Richtung Horizont, um Warschau zu bombardieren. Zuerst sollten die neuartigen EMP-Bomben zum Einsatz kommen, um die Stromversorgung der Metropole außer Kraft zu setzen. Anschließend galt es, wichtige strategische Ziele zu zerstören. Inzwischen ging schon die Sonne auf und die motorisierten Warägertrupps erreichten zuerst die polnische Grenzstadt Biala Podlaska, während ihnen die Verbände der Volksarmee im Eiltempo folgten.

Die noch verschlafen und halb verlassen wirkende Stadt wurde widerstandslos eingenommen. Einige EMP-Bomben hatten die Stromversorgung Biala Podlaskas unterbrochen und nun brausten die Transportpanzer der Waräger durch die Straßen, wo sie von den verdutzten Einwohnern angegafft wurden. Soldaten der Global Control Force waren in der unscheinbaren Grenzstadt nicht anzutreffen und so konnte sie problemlos von einem kleinen Verband der Volksarmee besetzt werden, während der Rest der riesigen Armee unbeirrt weiter nach Westen vorstieß.

„Das ist ja mal ruhig verlaufen“, bemerkte Frank erleichtert und einer seiner russischen Soldaten nickte ihm zufrieden zu.

„Wollen Sie eine Zigarette, General?“, fragte der Waräger mit einem verhaltenen Lächeln.

„Eigentlich rauche ich ja nicht“, gab Kohlhaas zurück. „Aber sicherlich wird unsere Gesundheit bald anderweitig viel mehr gefährdet.“
„Schauen wir mal“, antwortete der Russe gelassen.
Frank zündete die Zigarette an, genoss sie mit tiefen Zügen. Er ließ seinen Blick über die schmutzige, von trostlosen, grauen Häusern umsäumte Straße huschen und betrachtete einige der Einwohner, die aus den Fenstern schauten.
„Ist die Stadt gesichert? Können wir weiter?“, fragte Kohlhaas einen Offizier der Volksarmee.
„Ja, im Prinzip schon! Machen Sie sich mit den motorisierten Trupps auf den Weg. Wir packen das hier schon“, sagte der Russe.
Eine halbe Stunde später hatte Frank seine Unterführer informiert und es ging weiter. Ein ganzer Schwarm von Transportpanzern und Lastwagen brauste nach Westen und ließ Biala Podlaskas hinter sich.
Alfred Bäumer war mit seiner Truppe weiter im Norden unterwegs, wie Kohlhaas in Erfahrung bringen konnte. Sie konnten sich keine Pause gönnen. Umso schneller sie vor Warschau lagen, umso besser, hatte Artur Tschistokjow gesagt. Bisher war noch kaum ein Schuss gefallen, eine nennenswerte Feindpräsenz gab es hier im Osten Polens offenbar nicht. So ergriff Frank kurzzeitig eine unterschwellige Siegesgewissheit, doch dafür gab es keinen Grund. Die große Schlacht hatte noch gar nicht begonnen.

Die erste Septemberwoche verlief erstaunlich ruhig. Noch immer hatten sich Tschistokjows vorrückenden Truppen kaum GCF-Soldaten in den Weg gestellt, denn ihre Anzahl war in Polen und der Slowakei gering. Kleinere Scharmützel hatte es in Bialystok und Lublin gegeben, doch die

wenige tausend Mann starken Verbände der Weltregierung hatten keine Chance gegen die wesentlich größere Streitmacht der Volksarmee gehabt und waren schon nach wenigen Tagen aufgerieben worden.
Schließlich fielen den Rus in dieser ersten Woche auch die Städte Siedlce, Sowalki, Tanobrzeg und Lomza fast kampflos in die Hände. Gelegentlich jubelte ihnen die Bevölkerung zu und begrüßte sie als Befreier, doch insgesamt stand die überwiegende Masse der Polen den Volksarmisten mit einer gewissen Teilnahmslosigkeit gegenüber und dachte auch nicht daran, sich ihrerseits zum Widerstand gegen die Weltregierung zu formieren. Anders war das bei der großen Anzahl der in Ostpolen lebenden Weißrussen und Ukrainer, die in einen regelrechten Freudentaumel ausbrachen, als sie die Truppen des Nationenbundes erblickten.
Und auch die Slowaken reagierten wesentlich euphorischer auf Tschistokjows Soldaten als die Polen. Unzählige von ihnen schlugen sich sofort auf die Seite der Volksarmee und meldeten sich freiwillig, um dieser dabei zu helfen, ihr Land von der Herrschaft der Logenbrüder zu befreien.
Der Weltverbund und die internationalen Medien reagierten auf Artur Tschistokjows Vorstoß so, wie dieser es erwartet hatte. Man berief eine Vollversammlung in New York ein und der Weltpräsident betonte seine Empörung über den „hinterlistigen Angriff des Nationenbundes“ vor der versammelten Weltpresse:

„Es kann nicht sein, dass Artur Tschistokjow, entgegen seinen öffentlichen Bekundungen, ohne jeden Grund einen Angriff auf den friedliebenden Verwaltungssektor Europa-Ost unternimmt und wir dabei tatenlos zusehen.
Die internationale Gemeinschaft ist entschlossen, dem imperialistischen Angriffskrieg des Nationenbundes der

Rus ein Ende zu bereiten. Artur Tschistokjow ist das, was er schon immer gewesen ist: Ein bösartiger Tyrann und ein Krebsgeschwür zwischen allen pazifistischen Nationen dieser Erde.
Wenn wir jetzt nicht militärisch eingreifen, wird Europa von Tschistokjows Eroberungswut und seiner unstillbaren Gier nach Land verschlungen werden. Wir kennen die Pläne dieses irren Kriegstreibers nur zu gut. Sie reichen von den Wahnideen eines großrussischen Weltreiches bis hin zu blutigem Genozid und ethnischen Säuberungen in Europa.
Ich aber, als Oberhaupt des Weltverbundes, verspreche den verängstigten Menschen in Europa Schutz. Die Global Control Force ist bereit, den brutalen Horden des russischen Diktators entschlossen entgegen zu treten. Alle freiheitsliebenden Völker der Erde müssen in dieser schweren Stunde zusammenstehen, damit unsere Welt endlich von den menschenverachtenden Tyranneien, die Tschistokjow und Matsumoto geschaffen haben, befreit werden kann. Hiermit rufe ich offiziell den Kriegszustand aus und gelobe, dass wir so lange kämpfen werden, bis die Menschheit wieder in Frieden und Sicherheit leben kann."

Diesmal war der japanische Außenminister nach Russland gekommen und hatte Wilden noch einmal um eine Audienz gebeten. Tschistokjow hatte angekündigt, dass er sich aus dem Gespräch heraushalten würde. Allerdings betonte er, dass Japan jetzt seiner Bündnispflicht nachzukommen habe.
„Der Krieg ist nicht mehr aufzuhalten und Matsumoto soll sich bereitmachen. Ich verlange, dass das japanische Volk uns nicht im Stich lässt!", hatte der russische Souverän

seinem Freund Thorsten Wilden immer wieder eingeschärft.
Als Mori schließlich in St. Petersburg ankam, wirkte er zutiefst beunruhigt und unsicher, denn er konnte sich denken, was der Vorstoß in den Verwaltungssektor Europa-Ost auslösen würde.
„Japan does not want a world war!“, sagte der Gast aus Ostasien beständig, während Wilden nicht wusste, wie er ihn besänftigen sollte.
„The enemy is at the gates of your country. There is no way out”, musste ihm der Deutsche erklären.
Und das war die bittere Wahrheit. An der Tatsache, dass sich Millionen GCF-Soldaten an der koreanischen und chinesischen Küste versammelten, um das Inselreich anzugreifen, gab es nichts zu rütteln.
Alles Lamentieren war zwecklos, auch wenn Präsident Matsumoto und sein Freund Akira Mori es offenbar noch immer nicht wahrhaben wollten, dass der große Kampf längst entbrannt war.
Wilden bekräftigte seine Forderung, dass die japanische Armee die sich sammelnden Truppen der Weltregierung in der Mandschurei angreifen und sich auf die Verteidigung des Landes vorbereiten müsse.
Nach und nach sah dies schließlich auch Akria Mori ein und blieb am Ende der Unterredung wie ein Häufchen Elend zurück. Der Japaner befürchtete vor allem, dass der Weltverbund früher oder später Atomwaffen gegen sein dichtbesiedeltes Heimatland einsetzen würde. Es grauste ihm bei dem Gedanken an die kommende Katastrophe, die sein Volk erwartete. Letztendlich kehrte er wieder nach Tokio zurück und überbrachte Präsident Matsumoto die unerfreuliche Nachricht, dass der Nationenbund der Rus längst dazu übergegangen war, alles auf eine Karte zu

setzen. Nun gab es auch für die Japaner nur noch die Flucht nach vorn.

Am 12. September 2050 besetzte die Volksarmee Kaliningrad, um dann durch den Norden Polens bis nach Gdansk vorzustoßen. Auch hier traf sie kaum auf Widerstand. Die wenigen GCF-Soldaten ergaben sich angesichts der gewaltigen Anzahl ihrer Gegner oder zogen sich nach Westen zurück. General Kohlhaas und seine Waräger begannen derweil zusammen mit Hunderttausenden von Volksarmisten Warschau einzukreisen, während sich andere Verbände zügig nach Westen vorarbeiteten. In Warschau, dem politischen Zentrum des Verwaltungssektors Europa-Ost, hatte sich der größte Teil der in Polen stationierten GCF-Besatzungstruppen, etwa 50.000 Mann, verschanzt. Diese Streitmacht hatte den Befehl, die Metropole so lange wie möglich zu halten.
Mittlerweile waren die von der Ukraine aus vorrückenden Streitkräfte Tschistokjows bis vor die Tore Bratislavas vorgerückt, wo sich Zehntausende von Slowaken gegen die spärlich vertretene Besatzungstruppe der GCF erhoben und die Rus unterstützten. Es sollte keine Woche dauern, bis die wenigen tausend Soldaten der Global Control Force Bratislava räumen und nach Westen fliehen mussten. Diese Tatsache bewahrte die größte Stadt der Slowakei vor nennenswerten Zerstörungen und vollendete die Befreiung des kleinen osteuropäischen Landes fast ohne Blutvergießen.
Inzwischen hatte auch der Rat der 13 einem Teil seiner gigantischen Armada den Marschbefehl gegeben und Schritt für Schritt wurden nun Hunderttausende von GCF-Soldaten auf die Verschiffung nach Europa vorbereitet. Zudem wurden die im Nahen Osten und in Afrika rekru-

tierten Truppen der Global Control Force weiter gesammelt und instruiert. Das Gleiche galt für Ostasien, wo sich ebenfalls ganze Millionenheere für einen Vorstoß nach Russland und Japan formierten.
Doch noch hatte Artur Tschistokjow ein wenig Zeit, denn die logistischen und militärischen Vorbereitungen für den Großangriff der Weltregierung konnten sich noch Wochen oder gar Monate hinziehen. Panzer, Kriegsschiffe, Flugzeugträger und anderes Kriegsgerät mussten ebenso wie die Soldaten selbst zunächst strategisch geschickt auf der Weltkarte verteilt werden. Letztendlich gab es in diesen Tagen auch für die internationalen Medien noch einiges zu tun, denn der geplante Krieg bedurfte weiterer Stimmungsmache und einer intensivierten Hasspropaganda gegen Tschistokjow und Matsumoto. Es dauerte immer eine gewisse Zeit, bis der gewöhnliche GCF-Soldat endlich „begriffen" hatte, warum er in Ländern, die mit seiner Heimat überhaupt nichts zu tun hatten, für die Weltregierung sterben sollte.
Aber auch die zeitlichen Verzögerungen und der bisher weitgehend ungehinderte Vormarsch der Volksarmee konnten die losgetretene Lawine nicht mehr aufhalten. Dieser Krieg steckte noch in den Kinderschuhen; nichtsdestotrotz wuchs er unaufhaltsam zu einem grauenhaften Monstrum heran.
Es war schlichtweg töricht, anzunehmen, dass der Gegner Angst hatte oder gar unentschlossen und schwach geworden war, obwohl dies einige führende Rus in den ersten Kriegstagen zu glauben schienen. Nein, so war es keineswegs, denn die Weltregierung bereitete ihre gewaltigen Streitkräfte in aller Ruhe auf den Gegenangriff vor. Allerdings hatten die Logenbrüder, auch wenn sie es nicht offen zugaben, nicht mit einem so großen

Angriff Tschistokjows gerechnet. Sein Schneid hatte sie zweifellos überrascht, in gewisser Hinsicht auch kalt erwischt. Umso stärker brannte jetzt ihr Hass auf den Gegner und sie gaben sich finsteren Visionen der Vernichtung hin, während ihre Medien die Kriegspropaganda tagtäglich wie einen teuflischen Katechismus herunterbeteten.

Warschau wurde mittlerweile von der Volksarmee belagert, die Stadt war bereits vollkommen eingeschlossen worden. Der ranghöchste GCF-Kommandant hatte es vor einigen Tagen abgelehnt, sich mit seinen Truppen zu ergeben, obwohl Artur Tschistokjow allen in der Stadt befindlichen Soldaten des Weltverbundes freies Geleit angeboten hatte, wenn sie die Waffen streckten. Frank konnte es immer noch nicht glauben, dass der gegnerische Oberbefehlshaber seine eigenen Soldaten in dieser aussichtslosen Situation nicht hatte retten wollen und nach wie vor die Durchhaltebefehle der Weltregierung befolgte.
Seit Stunden regneten Bombenteppiche auf Warschau hernieder und gewaltige Qualmwolken zogen zwischen den brennenden Häusern gen Himmel. Von den GCF-Soldaten durfte kaum noch die Hälfte am Leben sein, dachte sich Frank, und ließ seine Warägergardisten in Richtung Innenstadt vorrücken. Hunderttausende von Volksarmisten bewegten sich währenddessen ebenfalls in einem immer enger werdenden Kreis auf den zerstörten Kern der Metropole zu.
„Heute Abend ist die Stadt gefallen“, erklärte er seinem Freund Alfred, der in seiner Ferroplastinrüstung geradezu riesig wirkte.
„Sie haben sich im Regierungsviertel verschanzt, obwohl davon nicht mehr viel übrig ist“, erklärte Bäumer seinen

Männern. Diese hasteten an ihm vorbei durch die trümmerübersäten Straßenzüge.
In der Ferne hörten sie Schüsse und Explosionen donnern. Das waren die Panzer der Volksarmee, die das zerbombte Regierungsviertel von Warschau zu Hunderten angriffen und die dort verschanzten GCF-Soldaten zusammenschossen.
„Waräger vorrücken bis zum Planquadrat O-37!", befahl Kohlhaas und kroch hinter einen Mauervorsprung.
Jetzt kam auch Alf zu ihm. „Was passiert da vorne?"
„Unsere Panzer legen alles in Schutt und Asche! Warum geben diese Narren nicht auf?", fragte sich Frank.
Die Waräger pirschten sich weiter durch die Häuserruinen, dem Gemetzel im Regierungsviertel immer näher kommend. Doch es gab nicht mehr viel für sie zu tun. Überall trieben die Panzer die Gegner bereits aus ihren Stellungen, so dass sie direkt vor die Mündungen der Volksarmisten in ihrem Rücken flüchteten. General Kohlhaas befahl seinen Leuten in Deckung zu bleiben und die anderen die blutige Arbeit erledigen zu lassen.
„Das ist nur noch ein reines Abknallen! Wir sind dafür nicht nötig!", flüsterte er Alf zu und dieser nickte erschöpft.
So ging es noch mehrere Stunden weiter, bis die wenigen überlebenden GCF-Soldaten schließlich mit weißen Fahnen aus den zerstörten Gebäuden herauskrochen und endlich kapitulierten.

Damit war die Eroberung Warschaus Ende September endgültig abgeschlossen und das politische und logistische Zentrum des Verwaltungssektors Europa-Ost in die Hände der Rus gefallen. Der Kampf um die ehemalige Hauptstadt des Staates Polen war keine spektakuläre

Schlacht gewesen, eher ein systematisches Zertrümmern der zahlenmäßig weit unterlegenen Feindstreitkräfte mit überlegenen Mitteln. Viele der Volksarmisten brachen dennoch in einen ungebremsten Siegestaumel aus und auch Artur Tschistokjow sprach von einem „heldenhaften Triumph der Freiheit". Doch Frank und Alf, die selbst dabei gewesen waren, sahen die Angelegenheit weitaus nüchterner. Trotz allem aber war die größte und wichtigste Stadt auf polnischem Gebiet jetzt eingenommen worden und den wenigen verbliebenen GCF-Streitkräften im Verwaltungssektor Europa-Ost blieb nur noch der Rückzug nach Westen.

Eine Welle der Euphorie ergriff Tschistokjows Soldaten nach dem Fall von Warschau und die meisten von ihnen konnten es kaum fassen, wie problemlos sie durch das übrige Polen hindurchstoßen konnten. Bis nach Poznan konnten sämtliche Städte ohne nennenswerten Widerstand von der Volksarmee besetzt werden. In der ersten Oktoberwoche versuchte der polnische Kollektivistenführer Gregor Wainizki mit einigen Hundert bewaffneten Milizionären die Stadt Opole im Südwesten Polens gegen die Rus zu verteidigen, doch dieser Versuch war geradezu lächerlich. Es dauerte keine zwei Tage, da waren Wainizki und seine Anhänger von den Warägern aus ihren Stellungen getrieben und niedergemacht worden.

Bald erreichten die Soldaten der Volksarmee der Rus jenen Teil Polens, der vor über 100 Jahren noch ein Teil des Deutschen Reiches gewesen war. Und auch hier regte sich keine bedeutsame Gegenwehr, denn die meisten GCF-Verbände waren schon längst nach Deutschland oder in die Tschechei geflüchtet.

Das polnische Volk selbst verhielt sich nach wie vor passiv, es schien ihm egal zu sein, was sich gerade in

seinem Heimatland abspielte. Sicherlich war Artur Tschistokjow den meisten Polen wesentlich lieber als die Weltregierung, doch großartige Begeisterungsstürme erntete er deshalb nicht.
Als Frank und Alf durch die polnischen Städte und Landschaften fuhren, waren sie ihrerseits immer wieder verwundert, wie heruntergekommen dieses Land war. Der größte Teil der mittlerweile vollkommen zerbröckelten Infrastruktur Polens war über 100 Jahre alt oder noch älter. Sämtliche Städte verfielen, manche erschienen fast so, als wären sie bereits von ihren Bewohnern aufgegeben worden. Armut und Lethargie hatten sich der Polen seit Jahrzehnten bemächtigt und 2018, als die Weltregierung die Macht übernommen hatte, war alles noch schlimmer geworden.
Frank bezeichnete Polen in diesen Tagen mehrfach als „abgestorbenes Land" und hatte damit nicht Unrecht. Als sie schließlich in den westlichen Teil des Gebietes, der ursprünglich zu Deutschland gehörte hatte, kamen, mussten sie erkennen, dass auch hier die Städte und Dörfer verfallen und verkommen waren. Es war ein bedrückendes Gefühl, die ehemals schönen Fassaden der alten Häuser verfaulen zu sehen. Frank befürchtete allerdings, dass es in seiner alten Heimat inzwischen auch nicht viel besser aussah.

Und während sich die Volksarmee bis an die Grenze des Verwaltungssektors Europa-Mitte vorkämpfte, reagierte das übrige Europa auf Tschistokjows Angriff. Rupert Goldner, der oberste Verwalter in Mitteleuropa, ließ auf Anweisung des Weltverbundes am 17.10.2050 die Generalmobilmachung ausrufen und begann mit der Aufstellung zusätzlicher Truppen. Sein Amtskollege im Verwaltungs-

sektor Europa-Süd folgte ihm einen Tag später und alle verfügbaren GCF-Soldaten wurden in Richtung Deutschland und Österreich abkommandiert.
Dieter Bückling, der Sub-Gouverneur, der Deutschland direkt verwaltete, äußerte vor der Weltöffentlichkeit seine „tiefe Betroffenheit über den russischen Militarismus". Weiterhin betonte er, dass sich jetzt vor allem die deutsche Restbevölkerung bemühen müsse, möglichst viele Soldaten für die GCF zu stellen, um ein „Opfer für den Weltfrieden" zu bringen.
„Europa wehrt sich gegen die russische Aggression!", titelte derweil die New Britain Times aus London und überall in der alten Welt begannen die Zeitungen und Fernsehsender die Bevölkerung auf den politischen Kurs des Weltverbundes einzuschwören.
Eine intensive, aber auch überhastete Rekrutierung neuer GCF-Soldaten setzte ein, denn man befürchtete, dass Artur Tschistokjows Truppen den Sektor Europa-Mitte schneller als erwartet erreichen würden. Nun sollten die jungen Männer in Europa ihre Heimatländer gegen den fremden Aggressor verteidigen, tönten die Medien. Auf einmal durften sie wieder Heimatgefühle und sogar Patriotismus zeigen, denn dafür opferten immer noch die meisten Soldaten ihr Leben. Das wussten die Mächtigen der Weltpolitik, die ansonsten jedes Nationalgefühl bis ins Mark verteufelten.
Und viele Deutsche und Europäer glaubten ihre Propaganda, dachten tatsächlich, dass sie etwas für ihr vorher von den gleichen Mächten zu Grunde gerichtetes Land taten, wenn sie den Einberufungsbefehlen der GCF Folge leisteten.

Auf deutschem Boden

„Artur Tschistokjows Truppen stehen schon fast an der Oder und Neiße!“ Der Vorsitzende des Rates der Weisen klang nicht erfreut.
„Ich hätte nicht gedacht, dass er tatsächlich von sich aus Europa-Ost angreift“, bemerkte ein Logenbruder im Hintergrund.
„Damit hat er etwas losgetreten, das er sich nicht im Entferntesten ausmalen kann“, giftete der Weltpräsident und schlug mit der Faust auf den Tisch.
„Der Nationenbund der Rus hat jedenfalls eine Armee, die moderner ist, als wir gedacht haben“, gab ein Ratsmitglied zu bedenken.
„Das ist doch Unsinn! Unsere Streitmacht wird sie wegfegen wie Staubkörner! Die Volksarmee wird schon sehen, was ihr noch blüht“, drohte der Weltpräsident ungehalten.
Daraufhin schaltete sich der Oberste der Weisen ein und erklärte: „Wir haben noch nicht ausreichend Truppen im Sektor Europa-Mitte postiert, um Tschistokjows Armee auf Dauer aufhalten zu können. Er hat uns mit seinem vorzeitigen Angriff in gewisser Weise einen Strich durch die Rechnung gemacht, das müssen wir zugeben. Ich hätte nicht erwartet, dass er sich so schnell zu diesem Schritt entschließt. Daher erwarte ich Ihre Vorschläge, meine Brüder.“
„Wir können ihm Europa keinesfalls überlassen!“, brummte ein Ratsmitglied aus dem Hintergrund.
„Das werden wir auch nicht!“, fauchte der Weltpräsident. „Wir werden ihm gar nichts überlassen. Er wird von Europa nichts mehr haben, wenn wir mit ihm fertig sind. Unsere Truppen sind auf dem Weg und die Volksarmee

wird die eroberten Regionen auf Dauer unmöglich gegen unsere Übermacht verteidigen können."
„Aber was ist, wenn sie es doch schaffen?", sorgte sich ein ergrauter Herr am anderen Ende des Konferenztisches.
„Das ist unmöglich, Bruder! Dafür hat Tschistokjow nicht die Mittel. Sollten wir, was vollkommen unwahrscheinlich ist, den konventionellen Krieg in Europa verlieren, nur einmal angenommen, dann bin ich dafür, die Scanchips der Bürger abzuschalten und Atombomben einzusetzen. Wir überlassen Tschistokjow sein geliebtes Europa nicht. Wenn er seine Truppen nicht abzieht, dann werden die Völker dieses Kontinents diesen Krieg nicht überleben, dann leitet der russische Bastard damit selbst ihre Vernichtung ein, das schwöre ich!", grollte der Weltpräsident.
Der Vorsitzende des Rates lächelte selbstsicher, er bat das Oberhaupt des Weltverbundes sich wieder zu beruhigen.
„Tschistokjow wird diesen Krieg verlieren. Das ist vollkommen klar. Wir werden die ganze Welt gegen ihn mobilisieren, wenn es sein muss. Europa wird in unserer Hand bleiben", sagte er.
„Aber wir sollten Russland und Japan militärisch nicht unterschätzen", warnte einer der Brüder.
„Die Völker Europas gehören uns, alle gehören sie uns. Und die implantierten Scanchips sind das Brandzeichen, das wir diesen Tieren gegeben haben. Es wird sich niemand gegen uns erheben und auch niemand jemals wieder frei sein! Wir werden, wenn es sein muss, die Scanchips von 50 Millionen Deutschen, 40 Millionen Franzosen und …", schrie der Weltpräsident das Ratsmitglied an.
„Das genügt, Bruder! Es gibt keinen Grund, sich so aufzuregen oder sich Sorgen zu machen. Lassen Sie die Rus doch noch ein paar Städte einnehmen. Das führt lediglich dazu, dass sich ihre Kräfte zersplittern und über endlose

Frontlinien verteilen. Wenn unser Großangriff einmal eingeleitet ist, dann wird er alles hinwegspülen!“, bemerkte der oberste Weise ruhig.
Doch seine Zuversicht sprang nicht auf alle Mitglieder des Hohen Rates über. Einige waren nach wie vor durch Artur Tschistokjows Erfolge beunruhigt. Schließlich einigten sich die hohen Herren der Logenorganisation darauf, im Extremfall auch die extremsten Mittel einzusetzen.

Frank blickte am Horizont auf die zerstörte Stadt Legnica, die noch immer Rauchwolken von sich gab. Hier hatten sich einige Tausend GCF-Soldaten eingegraben und verbissenen Widerstand geleistet. Doch letztendlich waren auch sie der Masse der Volksarmisten und Waräger, die ihre Stellungen attackiert und überrannt hatten, unterlegen gewesen. Jetzt war so gut wie aller Widerstand auf polnischem Gebiet zerschlagen, Hunderttausende von Soldaten rückten in einer gewaltigen Linie immer näher in Richtung des Verwaltungssektors Europa-Mitte vor. In einigen Tagen würden sie auf deutschen Boden vorstoßen. Frank schwankte zwischen einem Gefühl heimatlicher Vorfreude und bohrender Angst.
Heute lagerten sie im Schatten eines großen Waldes, dessen erhabene Bäume ihnen ein wenig Schutz vor der grellen Herbstsonne gaben. Bäumer kam mit gemütlichem Schritt zwischen zwei Transportpanzern hervor; er setzte sich neben Frank auf einen Baumstumpf.
„Alles klar?“, fragte er und schaute zu seinem Freund herüber.
Dieser betrachtete das Gras zu seinen Füßen und beobachtete einen Käfer, der immer wieder vergeblich versuchte, an einem dünnen Halm hinaufzukriechen.
„Bei dem Käfer hier ist jedenfalls nicht alles klar“, brummte der General.

„Was für ein Käfer?"
„Der da! Sieh doch!"
„Aha, ja …"
„Der kleine Kerl müht sich genauso ab wie wir", sinnierte Frank.
„Aber er fällt immer wieder auf die Füße", erwiderte Bäumer fast philosophisch.
„Also gerade ist er auf den Rücken geplumpst."
„Aber er dreht sich doch immer wieder um und klettert weiter, oder?", meinte Alf.
Plötzlich hatte der Käfer keine Lust mehr auf seine Sisyphusarbeit und krabbelte frustriert davon, um unter einem Stein zu verschwinden.
„Er hat aufgegeben. Das war zu viel für den kleinen Kerl. Man muss wissen, wann man Erfolg haben kann und wann nicht", bemerkte Frank grübelnd.
„Was soll das denn bedeuten? Willst du uns allen die Laune vermiesen?", knurrte Bäumer.
„Nein! Vergiss es! Tut mir leid", gab Kohlhaas leise zurück.
„Ich gehe jetzt!", brummte Alf und stand von seinem Platz auf.
„Mach dir keine Sorgen …", gab ihm Frank mit auf den Weg, doch Bäumer antwortete nicht.
Die Waräger rasteten noch eine weitere Stunde, dann kam der Befehl zum Weitermarsch nach Westen. Tiefer und tiefer stießen sie in Feindesland vor und vielen Soldaten schien nicht einmal ansatzweise bewusst zu sein, worauf sie sich eingelassen hatten.

Am 06. November 2050 erreichten etwa 1,5 Millionen Volksarmisten und Waräger, gefolgt von Panzerdivisionen und Flugzeugstaffeln, die Grenze des Verwaltungssektors

Europa-Mitte. Polen war inzwischen vollständig von den Rus besetzt worden. Artur Tschistokjow bestand darauf, dem Weltverbund nicht mehr Zeit als unbedingt notwendig zu gewähren, denn die Truppenpräsenz der GCF war auch in Deutschland und Österreich noch nicht allzu groß, obwohl sie schon wesentlich höher als in Polen war. Der russische Präsident hatte den Vorstoß über die ostdeutsche Grenze für den 10.11.2050 angeordnet und Frank Kohlhaas wurde bewusst, dass er seit über 20 Jahren wieder und wieder von diesem Tag geträumt hatte.
Im Jahre 2028, als ihn die Schergen der Weltregierung völlig ohne Grund in eine Holozelle gesteckt hatten und er Deutschland hatte verlassen müssen, hätte es Frank niemals für möglich gehalten, dass er eines Tages als General einer Befreiungsarmee in seine alte Heimat zurückkehren und den verhassten Unterdrückern das Schwert bringen würde.
Heute lagerten Tausende seiner Soldaten nur wenige Kilometer von der Ostgrenze Deutschlands entfernt auf polnischem Boden. Frank konnte am Horizont die winzigen Siedlungen, Berge und Wälder erkennen, die schon zum Sektor Europa-Mitte gehörten. Bald würde er mit seinen Truppen vorrücken, den Boden der alten Heimat unter seinen Füßen spüren. Nein, an so etwas hätte er vor 20 Jahren nicht geglaubt und bei allen Sorgen und Zweifeln, die ihn in diesen Tagen zu Recht plagten, empfand er auch so etwas wie Freude und Zuversicht.
Ludwig Orthmann war heute extra an die vorderste Front gekommen, um mit dabei zu sein, wenn sie endlich die Grenze überschritten. Frank hatte schon den ganzen Tag nach ihm Ausschau gehalten. Jetzt kam er auf ihn zu und betrachtete den sonnendurchfluteten Horizont in der Ferne mit fast melancholischem Blick.

„Morgen geht es nach Deutschland!“, sagte er leise und sah Kohlhaas lächelnd an.
„Ja, ich kann es auch kaum fassen“, erwiderte dieser.
„Vielleicht zieht sich der Feind ja zurück, wenn wir kommen, und überlässt uns Europa“, sagte Orthmann.
Kohlhaas starrte ihn ungläubig an. „Glaubst du das wirklich, Ludwig?“
„Könnte doch sein. In Polen und der Slowakei hat die GCF auch kaum Widerstand geleistet. Das hatte ich mir schlimmer vorgestellt“, antwortete der deutsche Flüchtling.
„Du täuschst dich, wenn du das glaubst. Die große Armee aus Übersee kommt noch und es sind Millionen. Deutschland, Frankreich und der Rest von Europa werden noch zu furchtbaren Schlachtfeldern werden. Dieser Krieg hat noch gar nicht richtig begonnen und es graut mir vor dem, was uns erwartet“, sagte Frank.
„Nun mach dir mal nicht solche Sorgen. Wir schaffen das schon!“, erwiderte Orthmann zuversichtlich.
„Deinen Optimismus will ich haben. Nein, das wird kein Spaziergang. Wenn wir Pech haben, dann werden wir alle auf deutschem Boden sterben“, gab Kohlhaas mit bedrückter Miene zurück.
Auf einmal wurde sein Landsmann ärgerlich und seine kantigen Gesichtszüge versteinerten sich. Wütend stampfte er auf. „Wie kannst du so etwas sagen, Frank? Jetzt erfüllt sich unser Traum und du siehst lediglich schwarz!“
„Vergib mir, aber ich habe schon viel zu viel Krieg erlebt. Ludwig, das hier wird der größte und schlimmste Kampf, den die Menschheit jemals gesehen hat. Denk doch einmal realistisch …“
„Na, und? Dann sterben wir eben! Mir ist es das wert! Die Volksarmee der Rus und Tschistokjow werden am Ende siegen, ich bin mir ganz sicher. Und dann spülen wir

unsere Feinde mit ihrem eigenen Blut aus Europa heraus!", grollte Orthmann und blickte grimmig zum Horizont herüber.
„Warten wir es ab, Ludwig! Ich möchte jetzt nicht mehr darüber sprechen", antwortete Frank und ging davon. Ludwig Orthmann blickte ihm mit einem mürrischen Kopfschütteln hinterher.

Artur Tschistokjow ließ es sich nicht nehmen, den Triumph im Sektor Europa-Ost mit einer gewaltigen Siegesfeier in St. Petersburg zu bekräftigen. Mehrere Hunderttausend Menschen versammelten sich in den Straßen der russischen Hauptstadt, um seine Rede zu hören. Vor einem Meer aus Russland- und Drachenkopffahnen trat Tschistokjow auf eine riesige Bühne und sprach zu seinem Volk, das zwischen Euphorie und Sorge schwankte. Mit markigen Worten untermauerte er die Rechtmäßigkeit seines Angriffs auf den Verwaltungssektor Europa-Ost, da er dem Ansturm der GCF-Heere auf den Nationenbund lediglich zuvorgekommen war.
„Es ist meine feste Überzeugung, dass wir keine andere Wahl gehabt haben. Millionen Soldaten hat die Weltregierung gegen Japan und uns aufgestellt, gleichzeitig aber ihre Friedenslügen verbreitet. Hätten wir einfach ins offene Messer laufen sollen? Hätten wir nichts tun und wie das erstarrte Kaninchen auf den Biss der Schlange warten sollen?
Ich wollte immer den Frieden, aber den kann es nicht geben, solange der Weltfeind nicht vernichtet ist. Alles andere ist und bleibt Selbstbetrug.
Mit notorischen Lügnern und Völkervergiftern kann man keinen Frieden schließen und diese Verbrecher haben das auch niemals gewollt. Ihnen ging es von Anfang an nur

darum, uns einzuschläfern, damit sie aufrüsten konnten. Heute geben mir die Millionenheere feindlicher Soldaten, die unsere japanischen Freunde und uns vernichten wollen, eindeutig Recht!“, rief Tschistokjow seinem Volk zu.
Tausende jubelten, aber in ihrer Begeisterung steckte ein besorgter Unterton. Doch der Anführer der Rus hatte nicht vor, seinen Anhängern etwas vorzulügen. Das war die schreckliche Realität, Russland musste sie akzeptieren.
„Wer von euch heute Angst im Herzen hat, den kann ich gut verstehen, denn auch ich habe Angst. Trotzdem müsst ihr mir gerade jetzt folgen, damit ich euch durch die Finsternis zum Licht führen kann. Überwindet eure Angst, meine lieben Landsleute! Wir sind die Kämpfer für Freiheit und Wahrheit! Gott ist auf unserer Seite und er verlangt von uns, dass wir die Diener der Hölle hier auf Erden in die Schranken weisen!
Wir kämpfen für die Ehrlichkeit, während sie die Verkünder der Lüge sind. Wir machen uns daran, die Welt aufzubauen, während sie unsere Kinder und Enkel als Sklaven in die Dunkelheit treiben wollen.
Wir wollen erbauen, arbeiten und blühende Länder erschaffen, sie implantieren Millionen Menschen vergiftete Scanchips und verbreiten tödliche Seuchen! Volk von Russland, du musst mir folgen! Du musst mir vertrauen und sei sicher, dass Gott selbst unseren Sieg in diesem Kampf erzwingen wird!“
Artur Tschistokjow redete erneut voller Leidenschaft und schaffte es am Ende, die verunsicherte Masse mit dem Glauben an den Sieg zu erfüllen. Seiner flammenden Rede folgten Paraden der Jugendorganisation der Rus und ein großes Siegesfest. Tschistokjow war heute wieder einmal der Krieger des Wortes, während Frank, Alfred und Millionen andere echte Soldaten in echten Schlachten waren.

Maschinengewehrfeuer tackerte durch das Dickicht und die Geschütze von schweren Panzern röhrten in einiger Entfernung, als die Warägergarde die Stellungen der Global Control Force-Soldaten vor Eisenhüttenstadt attackierte. Frank und Alf standen an vorderster Front, kämpften sich mit ihren Männern durch ein Waldstück im Süden der trostlosen Plattenbaustadt. Grimmig schielte Frank zu einem Graben herüber, der von einigen Hundert GCF-Soldaten besetzt war. Dahinter konnte er die Geschützrohre schwerer Artillerie erkennen, die zwischen einigen Bäumen hervorlugten.
Irgendwo hinter ihm schlug eine Granate ein und eine Fontäne aus Schlamm wurde aufgewirbelt. Kohlhaas klammerte sich an seinen Plasmawerfer, robbte dann einige Meter über den Waldboden.
„Wir müssen so schnell wie möglich durchbrechen!“, schrie er in sein Komm-Sprechgerät und gab einige Schüsse in Richtung des Grabens ab.
„Der 3. Zug ist bereit, General!“, erhielt er als Antwort.
„Linke Flanke! Sturmangriff! Geht durch Vogelsang!“, befahl Frank und Hunderte von Warägern stürmten los.
Sekunden später schlugen weitere Granaten zwischen ihnen ein und ein gelblicher Nebel begann sich auszubreiten. Reflexartig sprang Frank in ein kleines Erdloch.
„Die Schweine setzen Giftgas ein! Gasmasken auf! Schnell!“, brüllte er aus vollem Halse, während seine Soldaten von Panik ergriffen wurden.
Dutzende reagierten zu spät und das ätzende Gas drang in ihre Lungen ein, um diese von innen heraus zu zersetzen. Als Frank aus dem Loch herausschaute, sah er einige seiner Männer von der gelblichen Wolke eingehüllt in einem verzweifelten Todeskampf. Kohlhaas betrachtete mit Entsetzen einen jungen Waräger, der röchelte und dabei

einen Schwall Blut auf den Waldboden spuckte. Für ihn war es zu spät – und für viele andere auch.
Der Giftgasnebel hielt die Warägergardisten für eine Weile nieder, während Frank die Panzer herbeirief. Kurz darauf antworteten die Tanks der Volksarmee mit einem wütenden Feuerhagel auf die GCF-Soldaten in ihren Schützengräben. Einige der Panzer hatten Plasmakanonen auf ihre Türme montiert und schossen gleißende Energieblitze ab, die die Bäume in der Ferne versengten.
Frank rief einen Trupp Waräger zusammen und huschte mit ihnen durch das Unterholz. Dann begutachtete er seinen DC-Stick, um die Lage näher zu sondieren. Innerhalb von Sekunden lieferte der Mini-Computer genaue strategische und geographische Daten. Der General gab einige Anweisungen, damit seine Soldaten die GCF-Stellungen möglichst an beiden Flanken umgehen konnten. Dann ging es los.
Geduckt hasteten die gepanzerten Elitekrieger einige Dutzend Meter vorwärts und gingen in Deckung. Frank fletschte unter der Gasmaske die Zähne und richtete noch einmal seinen verrutschten Helm. Er konnte einige Gegner in der Ferne erkennen, starrte zornig in ihre Richtung.
„Jetzt gilt es!", schrie er in sein Funkgerät. „Macht euch keine Sorgen, Männer! Die Panzer geben uns Feuerschutz! Vorwärts! Tötet, Männer!"
Unverzüglich stürmten die Warägergardisten aus ihren Deckungen und jagten durch das Unterholz, während ihnen Projektile und Granaten entgegenflogen. Neben ihnen brachen die Panzer zwischen den Bäumen hervor, die Stellungen der Feinde mit Geschütz- und Plasmafeuer überschüttend. Frank rannte immer weiter vorwärts und stierte verbissen durch die Augengläser seiner Gasmaske. Er fühlte, wie eine Kugel von seinem Schulterpanzer

abprallte, zuckte reflexartig zusammen, sprintete voraus. Dann waren seine Männer nahe genug herangekommen, um die GCF-Soldaten mit ihren Sturmgewehren unter Feuer zu nehmen.
Kohlhaas schleuderte eine Handgranate in den Graben vor sich und mähte einen GCF-Soldaten, der sich zu weit aus seiner Deckung herausgewagt hatte, mit einem kurzen Feuerstoß seines Plasmawerfers nieder. Überall ertönten jetzt Schreie und Schüsse. Eine Schar Waräger fiel mit zerschossenen Gliedern einen Erdwall herunter, doch ihre Kameraden stürmten entschlossen weiter vorwärts.
Flammenwerfer rauschten und hüllten die Gegner in ein brennendes Inferno ein. Frank griff nach Pistole und Machete, während er seinen unhandlichen Plasmawerfer einfach auf den Boden fallen ließ. Mit einem dumpfen Schnaufen sprang er zwischen den Bäumen hervor, um sich dann wieselflink auf die gegnerische Stellung zu zu bewegen.
Die meisten GCF-Soldaten waren bereits tot oder geflüchtet, doch einige wehrten sich noch immer und feuerten auf die angreifenden Waräger. Kohlhaas pirschte sich an eine MG-Stellung heran und verzog die Augen zu einem schmalen Schlitz. Mit einer Handgranate schaltete er drei feindliche Schützen aus. Dann stürmte er in den Nahkampf.

Während die Volksarmee auf das Gebiet der ehemaligen DDR vorrückte und Frankfurt an der Oder zu belagern begann, ging die erste Million GCF-Soldaten aus Nordamerika in Frankreich an Land. Eine weitere Million aus Südamerika erreichte Spanien und Italien, um dann in Richtung Norden vorzurücken. Zudem marschierten noch 500.000 GCF-Soldaten durch die östliche Türkei in Rich-

tung Georgien, um in die südliche Ukraine einzudringen. Doch das war erst die Vorhut der gewaltigen Invasionsstreitmacht des Weltverbundes, die sich nun nach und nach formierte. Auch im Süden Englands warteten inzwischen über 100.000 Soldaten der Weltregierung auf ihren Einsatz auf dem europäischen Festland. Sie sollten in Holland und Westdeutschland eine Abwehrfront gegen die Volksarmee aufbauen. Dieter Bückling, der für das Gebiet des ehemaligen deutschen Staates zuständige Sub-Governeur, hatte 200.000 Soldaten der internationalen Streitkräfte zur Verfügung, von denen zunächst etwa die Hälfte das westdeutsche Gebiet absichern sollte, während der Rest an die ostdeutsche Grenze geschickt wurde, um die dort liegenden Städte, vor allem Berlin, zu schützen.
Die größte Stadt auf deutschem Boden, jener „verfaulte Großstadtmoloch“, wie Frank seine Heimatstadt häufig verächtlich nannte, wurde von etwa 50.000 Verteidigern und zahlreichen Flak-Geschützen abgesichert.
Diese Streitmacht war nicht sehr groß, denn die gewaltigen Verstärkungen aus Übersee und den europäischen Nachbarländern waren noch nicht in Deutschland eingetroffen. Daher hatte die Volksarmee der Rus nach wie vor gute Chancen, Berlin einzunehmen.
Die Nachricht vom Einmarsch der Truppen Tschistokjows löste in ganz Deutschland eine Atmosphäre aus, die zwischen Jubel und Angst schwankte. Jene Deutschen, die die Lügen der internationalen Medien glaubten, waren besorgt und sahen in den Volksarmisten grausame Eroberer, während andere sich die Freiheit und einen eigenen Staat erhofften.
Die Massen der Nichtdeutschen hingegen pendelten zwischen Gleichgültigkeit, Verwirrung und offener Aggression gegen die vorrückenden Rus und die einheimischen

Deutschen. Den Fremden hatte Sub-Gouverneur Dieter Bückling in Zukunft eigene Kleinstaaten für ihre jeweiligen Volksgruppen versprochen, wenn sie die GCF unterstützten und mithalfen, Tschistokjow aufzuhalten.
So hatte Bückling angekündigt, dass die große türkischstämmige Bevölkerungsgruppe rund um Berlin, in Teilen des Ruhrgebietes und an vielen anderen Orten nach dem Krieg eigene, autonome Kleinstaaten auf deutschem Boden bilden dürfe. Zudem wurden den Nichtdeutschen verlockende Privilegien gegenüber den Einheimischen in Aussicht gestellt, wenn sie sich jetzt als loyale Bürger des Weltstaates erwiesen.
Schließlich wurden sogar „Vielvölkermilizen", sogenannte VVMs, auf ausdrücklichen Wunsch Dieter Bücklings aufgestellt und mit Waffen versorgt.
Diese Strategie führte jedoch bereits nach kurzer Zeit zu schweren Unruhen in den deutschen Großstädten, denn vielfach benutzten diese Vielvölkertrupps ihre neuen Waffen dazu, Raubzüge und Überfälle durchzuführen. Manchmal zerstritten sie sich auch untereinander oder gingen gegen die in den Vororten der Städte und den ländlichen Regionen lebenden Deutschen vor.
In Berlin und im Ruhrgebiet entbrannte bald das schlimmste Chaos und ganze Straßenzüge wurden von wütenden Mobs verwüstet. Viele Deutsche flüchteten aus ihren Häusern in den Vororten der Großstädte, als sich einige neu ausgehobene Vielvölkermilizen auf eigene Faust aufmachten, um dort zu plündern.

Nach den Kämpfen um Görlitz stieß die Volksarmee zu Beginn des neuen Jahres weiter nach Löbau in Sachsen vor und traf hier auf keinen nennenswerten Widerstand. Stattdessen zogen Frank, Alfred und Tausende Soldaten

unter dem frenetischen Jubel der Bevölkerung durch die Straßen der Stadt. Hier wurden sie, wie in Görlitz auch, als Befreier begrüßt und die Masse der hier wohnenden Deutschen empfing sie mit Blumensträußen und lauten „Tschistokjow! Tschistokjow!“ Rufen.
General Kohlhaas ließ den Freudentaumel auf sich wirken, er lehnte sich zufrieden gegen eine Luke auf der Ladefläche eines Lastwagens, der rumpelnd über das holprige Pflaster brauste. Ihre nächsten Ziele waren Pirna und Bautzen, wo sich laut den Berichten der Pioniertrupps nur wenige Gegner aufhielten.
„Unsere Leute haben Pasewalk und Ückermünde in Mecklenburg besetzt, ebenso Schwedt und Eberswalde. Überall ist die Bevölkerung außer sich vor Freude, dass wir endlich kommen!“, erklärte Bäumer und las weitere Nachrichten auf seinem DC-Stick vor.
„Das hört sich doch sehr gut an. Ich kann es immer noch nicht glauben, dass wir in Deutschland sind!“, sagte Frank und schloss die Augen, um den Jubel am Straßenrand zu genießen.
Alf stockte kurz, um dann zu bemerken: „In Dresden haben sich seit heute Mittag Zehntausende von Menschen versammelt und demonstrieren gegen den Weltverbund. Sie fordern einen eigenen Staat und den Abzug der GCF-Truppen aus Deutschland. Lies selbst!“
Bäumer hielt Frank seinen DC-Stick unter die Nase und dieser überflog die neueste E-Mail mit einem erschöpften Lächeln.
„Scheinbar hat unser Volk doch noch mehr Eier in der Hose, als es sich die Logenbrüder wünschen“, schnaufte er und lehnte sich wieder zurück.
„Aus Berlin gibt es bisher keine neuen Nachrichten. Da sind wohl noch immer schwere Unruhen“, sagte Alf.

„Wenn wir gegen Berlin vorrücken, gibt es erst richtig Zunder. Ich hoffe inständig, dass ich Dieter Bückling eines Tages in die Finger bekomme!“, zischte Frank und rieb sich die Hände.
Bäumer nickte, grinste bösartig und betrachtete gedankenverloren sein Bajonett.
Franks DC-Stick stieß ein kurzes Klingeln aus. „Eine neue Anweisung!“, rief der General.
„Pirna und Bautzen umgehen! Heeresgruppe Süd bewegt sich sofort auf Dresden zu! Kaum Feindpräsenz in der Stadt! Gezeichnet, General Albertow“, las er langsam vor.
„Hat das Oberkommando den Plan geändert?“, wollte Alf wissen. Er schien verdutzt.
„Ja, wir sollen zuerst Dresden einnehmen. Da wird nicht viel los sein, hoffe ich“, erklärte Frank.
„Hast du das von diesen Vielvölkermilizen gehört?“
„Ja, am Rande …“, antwortete Kohlhaas.
„Dieter Bückling hat in Berlin und in Westdeutschland einige davon aufstellen lassen und die machen sich jetzt selbstständig“, erläuterte Bäumer.
„Das habe ich nicht anders erwartet. Glaubt er wirklich, dass sie sich für Leute wie ihn opfern werden, wenn es ernst wird?“
„Offenbar glaubt er das.“
„Hier, im Osten Deutschlands, gibt es weniger Fremde als im Westen oder in Berlin. Ich glaube kaum, dass uns hier allzu viele dieser Vielvölkermilizen über den Weg laufen werden“, sprach Kohlhaas gelassen.
„Das wäre auch sehr ungesund für diese Herrschaften!“, stieß Alf grimmig aus.
„Was soll’s!“, sagte Frank und ordnete einige Daten im Menü seines DC-Sticks. „Ich gebe jetzt die Befehle weiter! Auf nach Dresden!“

Julia war mit Friedrich nach Ivas gefahren; sie wirkte depressiv und traurig. Dazu hatte sie auch allen Grund, denn Frank war wieder einmal im Krieg und sie mit ihrem Sohn allein. Inzwischen war der jungen Frau auch bewusst geworden, dass sich vor ihren Augen gerade der Dritte Weltkrieg entzündete.
„Du hast dich auf ihn eingelassen!“, schimpfte Agatha Wilden und hob den Zeigefinger. „Hättest du dir keinen anderen Mann suchen können?“
Julia fing an zu weinen und drückte den kleinen Friedrich fest an sich.
„Eines Tages kommt er nicht mehr zurück!“, schob Frau Wilden nach.
Ihre Tochter wurde ungehalten. „Und Vater?“
„Was ist mit ihm?“, fragte Agatha erbost.
„Du hast dich doch auch auf ihn eingelassen. War das vielleicht die bessere Entscheidung? Ist er denn anders als Frank, Mutter?“, wimmerte Julia.
Frau Wilden zuckte zusammen, rang nach Luft. Für einige Sekunden hielt sie den Mund.
„Das kann man nicht vergleichen“, erwiderte sie dann.
„Was?“, schrie Julia. „Papa ist der Außenminister des Nationenbundes und lebt ebenfalls in ständiger Gefahr. Seit Jahren haben wir beide doch schon nichts mehr von ihm. Politik hier und Politik da! Es gibt doch für ihn seit einer Ewigkeit nichts anderes mehr.“
„Und was soll aus Friedrich werden, wenn Frank eines Tages fällt?“, wollte Agatha wissen.
„Dann muss er ohne Vater aufwachsen. Glaubst du, ich weiß das nicht?“, schimpfte Julia.
„Ich mag Frank ja, aber es war trotzdem ein Fehler …“
„Und dich mit Vater einzulassen, war auch ein Fehler.“
„Das ist nicht das Gleiche!“, schnaubte Agatha.

„Doch! Frank und er sind vollkommen gleich! Erzähl mir doch keinen Unsinn, Mama! Wenn ich dumm war, dann warst du es auch!“
Mutter Wilden verzog den Mund und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Es reicht jetzt, Kind!“
„Dann mische dich nicht in meine Ehe ein! Mehr verlange ich nicht!“, brummte Julia und wischte sich eine Träne von der Wange.
„Mach doch, was du willst …“
„Du solltest froh sein, dass Frank für uns kämpft! Wenn wir verlieren, dann gibt es für uns alle nur noch Sklaverei und Untergang!“
Agatha Wilden grinste gequält. „Oh, haben dir Vater und Frank aus ‚Der Weg der Rus‘“ vorgelesen?“
„Lass mich in Ruhe!“, zischte Julia; sie packte Friedrich am Arm.
„Willst du jetzt gehen, Mama?“, wollte dieser wissen. Mehr wagte er nicht mehr zu sagen.
„Ja, wir gehen jetzt in Papas Haus und da schlafen wir heute Nacht auch“, erklärte Julia.
„Wie du meinst“, erwiderte Mutter Wilden eingeschnappt.
„Warum bist du denn böse auf uns, Oma?“, fragte Friedrich.
„Nein, es ist schon gut! Tut mir leid, ich wollte euch nicht schimpfen“, gab Agatha kleinlaut zurück.
„Wie auch immer. Wir beide schlafen heute Nacht in Franks altem Haus und ich bitte auch darum, dass sich derartige Diskussionen nicht mehr wiederholen“, rief Julia wütend in Richtung ihrer Mutter. Dann verließ sie mit ihrem Sohn das Haus, ohne sich zu verabschieden.

Berliner Luft

Die Weltregierung stellte Artur Tschistokjow in diesen Tagen noch ein letztes Ultimatum bis zum 20.01.2051. Er sollte sämtliche Truppen aus dem Sektor Europa-Mitte zurückziehen. Doch das war nur der Versuch, etwas mehr Zeit zu gewinnen, um die eigenen Armeen besser in Position bringen zu können. Inzwischen transportierten ganze Kriegsflotten immer neue Truppenverbände aus Nordamerika nach Europa. Und auch in Asien, Afrika und im Nahen Osten bildeten die internationalen Streitkräfte eine langsam auf breiter Front vorrückende Linie. Der russische Souverän ignorierte erwartungsgemäß das Ultimatum der Logenbrüder und stellte seinerseits dem Weltverbund eine einwöchige Frist, in der dieser seine Streitkräfte aus Europa entfernen sollte. So provozierten sich beide Seiten noch ein wenig.
Was Artur Tschistokjow allerdings eine Atempause gewährte, war der glückliche Umstand, dass der Iran Anfang Oktober erneut von einem Aufstand islamischer Rebellen erschüttert wurde, was die Aufmerksamkeit der Weltregierung für kurze Zeit von Russland ablenkte. Die iranischen Freischärler, die seit Jahren mit der GCF im Krieg lagen, hatten sich unter dem Banner eines neuen Anführers namens Darian Aref einiger Regionen im Norden des Landes bemächtigt und die Städte Mashhad und Sarakhs erobert. Nun musste der Weltverbund einige GCF-Verbände zur Bekämpfung der Aufständischen freimachen, damit sich die Situation im Iran nicht zu einem Flächenbrand in der islamischen Welt ausweitete.
Die Volksarmee hatte inzwischen Dresden ohne Widerstand eingenommen, denn die wenigen Hundert GCF-

Besatzer hatten die Stadt stillschweigend geräumt und sich nach Berlin zurückgezogen. Hier in Dresden erwartete die Befreier ein herzlicher Empfang durch die Bevölkerung. Zehntausende von Menschen jubelten den durch die Straßen marschierenden Rus zu und ganz Dresden glich einem einzigen, großen Volksfest. Auch wenn die Stadt schmutzig und heruntergekommen war, so war sie immer noch irgendwie schön, meinte Frank.
Alfred und ihm schossen die Freudentränen in die Augen, als sie die dankbare Euphorie ihrer geschundenen Landsleute spüren, hören und sehen konnten. Für einen Tag vergaßen sie, was sie noch an Schrecken und Blutvergießen in den kommenden Wochen erwartete und gaben sich ganz dem unbeschwerten, befreienden Siegestaumel in den Straßen der Elbstadt hin.
Auch Ludwig Orthmann und einige Dutzend weitere Freiwillige aus Deutschland stießen in Dresden zu ihnen und waren von dem Meer aus Deutschlandfahnen, das vor ihren Augen wogte, hingerissen. Manchmal musste Frank ein wenig schmunzeln, wenn er sah, wie einige junge Leute sogar die Drachenkopffahnen der Freiheitsbewegung schwangen oder Porträts von Artur Tschistokjow durch die Gassen trugen.
Den Logenbrüdern und Dieter Bückling mussten diese Bilder hingegen wie ein schrecklicher Alptraum vorkommen, denn sie hatten in den letzten Jahrzehnten mit allen Mitteln versucht, den Bewohnern von Europa-Mitte Derartiges auszutreiben. Doch jetzt, wo ihre Soldaten geflohen waren, konnte man sehen, dass der Geist vieler Deutscher doch nicht in dem Maße gebrochen worden war, wie sie es geplant hatten.

Diesmal musste sich HOK eingestehen, dass er mit seiner Aufgabe einfach überfordert war. Seit Wochen arbeiteten die russischen Informatiker und er nun schon daran, den Zugangscode für das Satellitennetzwerk über Europa zu knacken, doch sie waren bisher alle gescheitert. Hunderte Mal war der dickliche Computerfachmann nun schon gegen den massiven Schutzwall aus Sicherheitsprogrammen und Anti-Hacker-Firewalls angerannt und hatte sich jedes Mal vergeblich die Zähne ausgebissen. Langsam setzte eine lähmende Frustration ein. HOKs Augen schmerzten heute entsetzlich, sie fühlten sich an, als würden sie gleich in ihren Höhlen verglühen.
Stündlich generierten die überall in der ungemütlichen Halle aufgestellten Großrechner neue Zugangscodes, die von den Informatikern eingegeben wurden, doch es schien Millionen Möglichkeiten zu geben und die Sicherheitssoftware des Feindes hatte sich bisher als unüberwindbar erwiesen.
„Verdammte Scheiße!“, murrte HOK, sich den Kopf haltend, während ihm die Schweißperlen über die Stirn rannen.
Schließlich holte der Informatiker ein Mineralwasser aus dem Rucksack, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und machte erst einmal Pause.
Die Russen neben ihm hämmerten derweil weiter ununterbrochen auf ihren Tastaturen herum und das leise Klackern Hunderter Finger hallte durch die unterirdische Halle.
„What’s up, Mr. Kober?“, fragte ihn einer der Offiziere der Volksarmee und war offensichtlich nicht erfreut darüber, dass sich HOK ausruhen wollte.
„I need a little break please. My eyes hurt”, antwortete der Deutsche und blickte den Soldaten mit blutunterlaufenen Augen an.

„Just 15 minutes, okay?“, gab dieser zurück.
„Okay!“, schnaufte HOK. Er kühlte seine Schläfe mit der Mineralwasserflasche.
„Das ist doch alles Wahnsinn“, flüsterte der Informatiker in sich hinein und wirkte vollkommen erschöpft.
„What?“, fragte der Offzier.
„Nothing! It's okay …“, murmelte HOK zurück.
Dann verließ ihn der Russe wieder und begutachtete die Arbeit der anderen Computerfachleute, die ebenfalls recht verzweifelt aussahen.
Nach einer Viertelstunde ging es weiter. HOK kopierte einen neuen, möglichen Zugangscode in ein kleines Feld am unteren Bildschirmrand und erhielt die Antwort, die er erwartet hatte: „Access denied!“
Er stieß einen leisen Fluch aus, fuhr jedoch unbeirrt mit seiner Arbeit fort. Schon hatte ihm einer der Großrechner einen Haufen neuer Zugangsdaten geschickt.
Langsam dröhnte HOKs Schädel, eine Migräne bahnte sich an. Das stundenlange Hocken vor dem Rechner hatte nicht nur seine Augen, sondern auch Rücken und Nacken in Mitleidenschaft gezogen.
„Nicht das noch“, brummte der korpulente Deutsche und warf eine Schmerztablette ein.
Nach einer weiteren halben Stunde stand er schließlich auf und drückte sich den Rücken durch. Nicht weniger als 14 Stunden hatte er jetzt schon vor dem Bildschirm gesessen. HOK hatte fast pausenlos Zugangscodes eingetippt, Daten umgeschrieben und alle möglichen Tricks angewandt, doch es war umsonst gewesen. Die für die Satteliten zuständigen Barrieren waren nicht zu überwinden.
„Mir reicht es!“, zischte Holger. Er machte Anstalten, die Halle zu verlassen und an die Oberfläche zu gehen, um wenigstens etwas frische Luft zu schnappen.

„Where do you want to go?“, hörte er den Offizier hinter sich rufen.
„I must have some fresh air”, stammelte HOK und ging weiter.
„You had had your break, Mr. Kober! Go on with your work!”, befahl der Russe mürrisch, doch Holger ließ ihn stehen und ging nach oben.
Daraufhin rannte ihm der Offizier der Volksarmee hinterher und schimpfte: „This is an order! You had had your break …“
„Mein Schädel platzt gleich, du Arschgesicht!“, knurrte ihn HOK an und winkte ab.
„What?“
„My skull is exploding. I have a headache!“
„What is wrong with you, Mr. Kober?”
„Everything is fucked up. We have no chance to hack those damn satellites.”
Verdutzt blieb der russische Soldat stehen, während HOK die Treppe heraufging und sich den Kopf hielt. Glücklicherweise war er jetzt endlich an der frischen Luft.
Verzweifelt setzte sich der Computerfachmann auf den Boden und schwieg einige Minuten lang. Dann kam auch der Offizier hinauf. Der Russe klopfte ihm auf die Schulter.
„Okay, I can understand you. If you have a headache you can go home for today”, erklärte der Mann nachsichtig.
„Das ist doch alles Scheiße! Wir schaffen das nie!“, jammerte HOK und stand auf. Der Volksarmist sah ihn nur verdutzt an und zuckte mit den Achseln, da er nichts verstanden hatte.
Einen Augenblick später ertönte ein ohrenbetäubender Jubelschrei aus dem unterirdischen Gewölbe und die beiden schreckten auf. Halb benommen torkelte HOK

wieder die Treppen hinunter und erblickte einen Informatiker, der siegesgewiss die Fäuste in die Höhe riss, während sich Dutzende Männer um seinen Rechner scharten.
Schnaufend kämpfte sich der Deutsche durch den Pulk der anderen hindurch und warf einen Blick auf den Bildschirm des Computers. Dann verzog er seinen Mund, trotz der immer schlimmer werdenden Migräne, zu einem Grinsen. Am unteren Rand des Monitors stand: „Access authorized!"

Die südliche Heeresgruppe der Volksarmee hatte zwischen Riesa und Lauchhammer einen Verband von etwa 20.000 GCF-Soldaten eingekreist und zerschlagen. Nun zog sie an Torgau vorbei in Richtung Wittenberg. Langsam nahm der Widerstand der Gegner zu, ihre Zahl erhöhte sich stetig. Zwischen Jüterborg und Wittenberg kam es Mitte Oktober zu schweren Kämpfen mit den Truppen des Weltverbundes, die aber durch einen konzentrierten Panzerangriff zu Gunsten der Rus entschieden werden konnten. Noch immer waren die Verteidiger des Verwaltungssektors Europa-Mitte nicht in der Lage, sich den zahlenmäßig weit überlegenen Verbänden der Volksarmee erfolgreich entgegen zu stellen, denn die Verstärkungen von Westen trafen bisher nur spärlich ein. Am 12.02.2051 gab Artur Tschistokjow der „Heeresgruppe Zentrum" schließlich den Befehl, gegen Berlin selbst vorzurücken, während sich von Norden und Süden weitere Truppenteile der Volksarmee auf die Metropole zu bewegten.
Mittlerweile kämpften sich Frank und seine Waräger durch die Märkische Heide im Süden von Luckenwalde. Hier hatten sich mehrere Tausend GCF-Soldaten und VVM-Milizionäre eingegraben, die ihnen schon den halben Tag einen Hagel von Granaten und Projektilen entgegenschickten.

Zwischen den Bäumen schlug immer wieder schweres Artilleriefeuer ein, Schmutz und Holzsplitter in die Luft wirbelnd. Frank blickte zu einem klaffenden Krater hinüber. Wo sich eben noch einige seiner Männer befunden hatten, war jetzt ein Loch, das mit Leichen- und Rüstungsteilen übersät war.
„Wir gehen im Bogen durch den Sektor W-31 und greifen die VVM-Truppe dort hinten an“, flüsterte Frank in sein Komm-Sprechgerät und huschte an seinen Männern vorbei ins Dickicht des Waldes.
Überall ratterten MG-Schüsse durch das Unterholz, doch nun antworteten die mobilen Gefechtsmörser der Rus mit einem Gegenschlag. Laut zischten und jaulten die Geschütze in Franks Rücken und ihre Geschosse schlugen kurz darauf in einiger Entfernung zwischen den feindlichen Gräben ein. Kohlhaas konnte das Glühen von Plasmaexplosionen zwischen den Bäumen ausmachen und befahl seinen vorrückenden Soldaten, noch einmal kurz in Deckung zu gehen, bevor sie den Sturmangriff begannen.
Nach einigen Minuten war der Artillerieschlag vorbei und General Kohlhaas gab den Geschützpanzern per Funk Bescheid, dass jetzt seine Waräger an der Reihe wären. Flink und schnell hasteten sie im Schutze von Sträuchern und Bäumen weiter vorwärts und waren bald in unmittelbarer Nähe einiger Erdaushübe, hinter denen sich mehrere Dutzend VVM-Milizionäre verschanzt hatten.
Frank konnte ihr Schreien und Johlen hören, gelegentlich feuerte einer von ihnen mit dem Sturmgewehr in Richtung seiner Männer.
„Handgranaten bereit! Eins, zwei, drei …“, rief Frank seinen russischen Kameraden zu, während die Warägergardisten schon wie Raubtiere aus ihren Deckungen heraussprangen.

Fast synchron schleuderten sie ihre Handgranaten auf die VVM-Soldaten hinter den Erdaushüben, um dann los zu sprinten. Dumpfe Schläge und Schreie ertönten, verzweifelt feuerten die Gegner auf den Schwarm der heranstürmenden Angreifer. Jetzt waren sie ganz nah und Frank sprang hinter einen entwurzelten Baum, wobei er die Feinde von dort aus unter Feuer nahm. Sein Pika Sturmgewehr durchlöcherte mehrere Milizionäre mit einer wuchtigen Salve. Dann jagte er weiter durch das Dickicht und sah, wie seine Waräger mit Flammenwerfern und Bajonetten auf ihre Gegner losgingen.
Kohlhaas stieß einen Schrei aus und sprang mit einem hohen Satz mitten in das Nahkampfgetümmel vor sich. Ein VVM-Milizionär stieß im Gegenzug ein angstvolles Kreischen aus und starrte Frank mit panischem Blick an, als dieser direkt neben ihm landete. Der General zog ihn blitzartig an sich heran und rammte ihm sein Messer in den Unterleib. Während der Mann an ihm vorbei in den Schlamm taumelte, riss Frank seine Pistole aus dem Halfter und verwandelte den Hinterkopf eines weiteren VVM-Milizionärs mit einem gezielten Schuss in eine Wolke aus Blut und Knochenteilchen.
Sofort schnellte Kohlhaas wieder herum und richtete die Waffe auf die hinter ihm auf dem Boden liegende Gestalt. Der schwer verwundete Milizionär starrte Frank für einen kurzen Moment mit seinen dunklen Augen an und hielt sich den Bauch, aus dem ein Blutstrom hervorquoll. In seinem Blick mischten sich Hass und Furcht. Frank hingegen verzog keine Miene; er machte noch einen Schritt vorwärts und schoss dem Feind dann in den Kopf.
Der Anführer der Waräger wischte sich einige Blutspritzer vom Brustpanzer seiner Ferroplastinrüstung ab und sah sich um. Die Stellung war genommen worden, seine

bestens ausgebildeten Elitekämpfer hatten Dutzende von VVM-Männern niedergemacht. Niemand hatte überlebt.
Großartige Chancen hatten die überhastet rekrutierten Milizionäre gegen seine gepanzerten und kriegserfahrenen Soldaten nicht gehabt. Sie waren lediglich Kanonenfutter für Dieter Bückling und Konsorten, wie Frank bemerkte. Wofür diese VVM-Milizionäre genau gekämpft hatten, war diesen wohl selbst nicht bewusst gewesen. Vielleicht hatten sie lediglich einmal Krieg spielen wollen. Doch die Waräger waren keine verweichlichten und verängstigten Vorstadtbewohner, die sich von großen Sprüchen und Gewehren beeindrucken ließen, sondern die Elite der Rus.
„Was nun, Herr General?“, fragte ein junger Russe. Er klopfte Frank auf den Schulterpanzer seiner Rüstung.
„Weiter zu den Stellungen der GCF dort hinten“, antwortete ihm dieser und spähte zwischen den Bäumen hindurch.

Tschistokjows Euphorie hatte soeben einen gehörigen Dämpfer bekommen, denn Verteidigungsminister Lossov hatte ihm ein paar Frontberichte vorgelesen, die ihm seine Stimmung nachhaltig vermiest hatten. Neben ihm stand Wilden, der plötzlich sehr nachdenklich aussah.
„Gerade jetzt, wo alles so gut läuft!“, knurrte der russische Staatschef und setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch.
„Es geht nicht mehr anders, Herr Präsident!“, betonte Lossov mit betretener Miene.
„Dann ziehen wir einige Verbände von der Südfront ab und schicken sie nach Westeuropa“, brummte Tschistokjow.
„Nein! Auf gar keinen Fall!“, antwortete der Verteidigungsminister vehement.
„Davon rate auch ich dringend ab. Wir können es uns nicht erlauben, dass die GCF im Süden Russlands durchbricht. Diese Front ist schwer genug zu halten und ich

habe große Zweifel, dass wir es dort schaffen werden, den Feind aufzuhalten“, schaltete sich Wilden ein.
Tschistokjow stieß ein Brummen aus. „Dann sind unsere Truppen im Westen jetzt auf sich allein gestellt?“
„Bedauerlicherweise ja, Herr Präsident. Wir haben nicht unendliche Ressourcen an Soldaten. Außerdem müssen wir die Entwicklung dieses Krieges erst einmal abwarten, damit wir wissen, wo wir die neu rekrutierten Truppen am besten einsetzen“, erklärte Lossov.
„Ich verstehe!“, murrte der Anführer der Rus und strich sich durch die Haare.
„Bisher läuft doch trotzdem alles gut …“, kam von Wilden, doch Tschistokjow sprang von seinem Platz auf und fuhr dazwischen.
„Wenn die große Armee von GCF kommt, dann gibt es einen Krieg in den Graben!“, zischte er auf Deutsch. „Dann können unsere Truppen nicht mehr so einfach brechen!“
„Durchbrechen!“, sagte Wilden.
„Durch die Linie von dem Feind, verstehst du?“
Lossov kratzte sich am Kopf und fragte den Präsidenten, was er gesagt hatte. Kurz darauf nickte er.
„Ich hoffe, dass wenigstens Berlin schnell eingenommen werden kann. Wenn wir uns dort zu lange die Zähne ausbeißen, dann wäre das eine Katastrophe!“, wetterte Tschistokjow ungehalten.
„Berlin muss als Bollwerk fallen und wir müssen es wiederum zu unserem Bollwerk machen, nachdem wir die Stadt erobert haben. Dann hätten wir zumindest eine wichtige Position besetzt, wenn die Hauptstreitmacht der Weltregierung kommt“, meinte Lossov.
„Umso schneller unsere Truppen die nacheinander kommenden Verbände der GCF erreichen, umso besser!“,

meinte Wilden, doch der russische Staatschef sah das anders.
„Sollen unsere Soldaten bis zur Meeresküste durchmarschieren? Unsinn! Sie sollen Berlin und die anderen Städte im Umkreis einnehmen und dann erst einmal abwarten. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht – und den Grabenkrieg werden wir auch nicht verhindern können“, knurrte dieser.
„Das halte ich auch für die bessere Strategie. Zudem wissen wir nicht, wie sich die Situation an der russischen Südfront entwickeln wird“, sagte der Verteidigungsminister etwas ratlos.
„Ich verlange, dass jeder waffenfähige Mann aufgestellt wird. Also rekrutieren Sie schneller!“, herrschte ihn Tschistokjow an.
„Glauben Sie mir, Herr Präsident, ich tue, was ich kann. So schnell geht das aber nicht. Was denken Sie, was uns allein der russische Bürgerkrieg schon an jungen Männern gekostet hat. Wie gesagt, unsere Ressourcen sind nicht endlos, was nicht heißt, dass wir keine neuen Truppen aufstellen können. Nur eben nicht von heute auf morgen“, verteidigte sich Lossov verärgert.
„Ich muss nachdenken! Die Unterredung ist beendet!“, schnaubte der Anführer der Rus und ging wütend zur Tür. Dann schlug er sie mit einem lauten Knall hinter sich zu. Für den Rest des Tages verkroch sich Tschistokjow in seinen Privaträumen.

Frank gähnte und schlüpfte in seinen Schlafsack. Dieser Tag hatte nur aus einem langen Marsch Richtung Westen bestanden, gekämpft hatten seine Männer und er heute jedoch nicht. Trotzdem war er furchtbar erschöpft und schlief sofort ein, um nach kurzer Zeit in die Welt der Träume abzugleiten.

In seinem Traum fand er sich in einer hell erleuchteten Halle wieder, deren hohe Decken mit kunstvollen Gemälden verziert waren. Um ihn herum drängten sich zahlreiche Menschen und betrachteten eine Vielzahl seltsamer Dinge, die in großen Vitrinen standen. Frank fühlte sich an eine Art Museum erinnert. Direkt vor ihm befanden sich ein hochgewachsener Mann und eine hübsche Frau, die von drei Kindern begleitet wurden. Nun gingen sie weiter und schlossen sich einer größeren Gruppe von Personen an, die sich um einen ergrauten Mann herum versammelt hatte.
„Diese Halle des Goldmenschenpalastes befasst sich ausschließlich mit der Urgeschichte Terras, meine Damen und Herren. Hier sehen Sie Relikte, die Tausende von Jahren alt sind und ihnen aus den frühesten Tagen der aureanischen Menschheit berichten“, erklärte der Museumsführer.
„Oh!“, stieß ein kleiner, blonder Junge neben Frank aus, deutete auf einige Vitrinen und zupfte am Gewand seiner Mutter.
„Still, Flavius!“, flüsterte diese und versuchte, etwas zu verstehen.
„Wie lange der Geburtskrieg schon her ist, wissen die Archivatoren und Archäologen der Gegenwart noch immer nicht genau und wir können nach wie vor nur darüber spekulieren. Man nimmt aber an, dass dieser sagenhafte Kampf der aureanischen Urgeschichte vor etwa 13.000 Jahren stattgefunden hat. Aus dieser frühesten Epoche stammen auch die Legenden um Artur den Großen und die Farancu Collas Sage“, sprach der grauhaarige Mann.
Der kleine Junge stellte sich direkt neben Frank und sein größerer Bruder folgte ihm, schließlich schenkte er Kohlhaas ein verlegenes Lächeln. Dieser lächelte zurück.

„Farancu Collas?“, flüsterte Frank verdutzt in sich hinein.
Kurz darauf ging der Museumsführer mit der Besuchergruppe zu einer Reihe von Vitrinen und fuhr mit seinen Erklärungen fort. „Was Sie hier sehen, ist eines der erstaunlichsten Relikte der Vorgeschichte. Dieses Signum mit den seltsamen Schriftzeichen dürfte ein Kultobjekt aus der Frühzeit sein. Einige Archivatoren behaupten, dass sich dieses Fundstück, das auf den Inseln von Angla ausgegraben wurde, auf den legendären Urkönig Artur den Großen bezieht. Darauf steht in der längst vergangenen Sprache der Urmenschen von Angla: ‚Gepriesen sei der Gottkaiser Arther‘. Das behaupten jedenfalls die führenden Historiker des Goldenen Reiches.“
Frank riss die Augen auf, verwundert auf das verrostete Schild hinter der Scheibe aus dickem Panzerglas starrend. „London, House of Modern Arts“, las er leise vor.
„Ob das alles so stimmt …“, hörte er den Vater des blonden Jungen neben sich murmeln.
„Ach, Norec, die Archivatoren wissen das doch besser als du!“, meinte dessen Frau.
Die Besuchergruppe folgte dem Museumsführer daraufhin zu einer weiteren Vitrine und Frank stockte der Atem, als er den Gegenstand sah, der dort ausgestellt wurde. Es war eine vollkommen verwitterte Ferroplastinrüstung.
„Gehörte die einem Urmenschen?“, stieß der blonde Knirps begeistert aus und begann, aufgeregt auf der Stelle herumzuhüpfen. Schließlich versuchte er sogar, die Glasscheibe zu berühren.
„Flavius, nicht anfassen!“, herrschte ihn seine Mutter an. Sie zog ihn zurück. „So etwas macht man nicht!“
Der ergraute Museumsführer warf dem kleinen Jungen einen leicht verärgerten Blick zu. Dann deutete er auf die Rüstung. „Dieses Relikt ist eines der wertvollsten Fundstü-

cke im gesamten Goldmenschenpalast, von der im Jahre 49 nach Malogor heilig gesprochenen Atombombe aus dem Geburtskrieg einmal abgesehen. Die gesegnete Waffe der Altvorderen befindet sich übrigens im Nordtrakt, wo Sie auch ein antikes Raumschiff bewundern können. Dieser primitive Körperschutz hier soll jedenfalls von keinem Geringeren als dem berühmten Sagenhelden Farancu Collas getragen worden sein."
„Die würde ich gerne mal anfassen, Mama. Hat die wirklich Farancu Collas gehört?", ereiferte sich der kleine Junge und hüpfte erneut auf und ab, um genauer hinsehen zu können.
Seine ältere Schwester stöhnte gelangweilt: „Mir tun die Füße weh! Können wir nicht gleich mal eine Pause machen?"
„Nein, jetzt nicht! Diese Halle wollte ich mir schon immer einmal ansehen. Später gehen wir einen Happen essen", erklärte ihr der Vater.
„Farancu Collas ist der größte Held, den es je gegeben hat!", meinte der kleine Blondschopf, während ihm sein älterer Bruder einen Seitenhieb verpasste.
„Ich habe sogar einen Halo-Simulator, da kann man Farancu spielen. Aber du bist leider noch zu jung dafür!", sagte er.
„Kann ich das nicht auch mal spielen?", quengelte der Kleine.
„Nein, solche Spiele sind noch nichts für dich, Flavius. Vor allem dieses Farancu Collas Spiel finde ich überhaupt nicht gut. Immer nur kämpfen …", schaltete sich seine Mutter ein.
„Sag ich doch, das ist nichts für dich!", fügte der ältere Bruder hinzu.
„Xentor, du bist doof! Mama, Xentor ärgert mich schon wieder!", maulte Flavius.

Frank beobachtete die Menschen vor sich und war immer noch verblüfft. Plötzlich sagte der Museumsführer: „Gemäß den alten Überlieferungen war der berühmte Sagenheld etwa 2,20 Meter groß und bärenstark. Außerdem heißt es, dass er ein wahrer Übermensch gewesen ist. Man denke nur an die Geschichten über seine Unverwundbarkeit. Farancu Collas wird in den antiken Quellen meistens als blonder, muskulöser Hüne mit den Fähigkeiten eines Halbgottes beschrieben."
„Er war der Größte!", sagte der kleine Junge und betrachtete ehrfurchtsvoll das uralte Relikt.
Wenig später ging die Besuchergruppe weiter zu einigen anderen Ausstellungsstücken, während Frank noch immer vor der Ferroplastinrüstung in der Vitrine stand und sie ungläubig anstarrte. Auf einmal bemerkte er, dass der kleine, blonde Junge den anderen auch nicht gefolgt war und nach wie vor neben ihm stand. Frank beugte sich zu ihm herunter, lächelte ihn an und sagte: „Das fasziniert dich, nicht wahr?"
„Wenn ich groß bin, dann will ich auch mal so ein Held wie Farancu Collas werden. Er war der beste Kämpfer und niemand konnte ihn besiegen!", schwärmte der Knirps.
„Glaubst du wirklich, dass er ein Halbgott gewesen ist?", fragte ihn Frank.
„Ja, ich bin mir ganz sicher. Er war bestimmt ein Halbgott!", meinte Flavius begeistert.
Frank betrachtete das Kind für einen Moment, strich ihm dann sanft durch das Haar und antwortete: „Nein, mein Junge, er war nur ein gewöhnlicher Mann und kein Halbgott. Lediglich ein kleiner Mensch voller Ängste und Zweifel, der endlos gelitten und geopfert hat, damit du heute leben kannst."

Flavius schaute zu ihm auf. Er sah, wie sich Franks Augen mit Tränen der Rührung füllten.

Über 1,4 Millionen Soldaten der Volksarmee hatten zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer eine kilometerlange Abwehrfront bezogen, die nun von den aus Georgien kommenden GCF-Truppen berannt wurde. Schließlich entbrannte eine gewaltige Schlacht im russischen Süden, während zugleich die Kämpfe im Norden von Kasachstan begannen. Die Japaner hatten die sibirische Insel Sakhalin derweil mit zahlreichen Festungen und Bunkern abgesichert und bereiteten fieberhaft die Verteidigung ihres Heimatlandes vor, während sich Hunderttausende von feindlichen Soldaten an der chinesischen, koreanischen und sibirischen Küste versammelten, um in naher Zukunft gegen den Inselstaat anzurennen. Bis auf einige kleinere Gefechte in der Mandschurei war es für Präsident Matsumoto allerdings bisher ruhig geblieben. Im Pazifik zog die Weltregierung jedoch eine riesige Kriegsflotte zusammen, die den Osten der japanischen Inselgruppe bedrohte.
Inzwischen neigte sich der Oktober dem Ende zu und im fernen Europa hatten 150.000 GCF-Soldaten von den britischen Inseln das Festland betreten und sich in Holland und Belgien festgesetzt. Hier hoben sie Graben- und Tunnelsysteme aus, während zwei weitere Millionen GCF-Soldaten aus Nordamerika Frankreich erreicht hatten und nun auf breiter Front in Richtung Deutschland und Österreich marschierten. Noch immer waren für die Volksarmee der Rus, die in Westeuropa mit fast 2 Millionen Mann im Feld stand, die großen und verlustreichen Schlachten ausgeblieben. Bisher hatte es die Streitmacht Tschistokjows immer wieder geschafft, die zahlenmäßig unterlege-

nen und schlecht organisierten Gegner in Polen und Ostdeutschland zu überwinden, doch mit jedem verstreichenden Tag versammelten sich die Heere der Weltregierung zu immer größeren Verbänden, die sich auf den entscheidenden Schlag vorbereiteten. Die zentrale und größte Heeresgruppe der Volksarmee hatte derweil Berlin erreicht und wartete auf die Ankunft weiterer von Norden und Süden kommender Verbände.
Frank und die von ihm befehligten Waräger hatten mit Hilfe der Volksarmee schließlich auch Luckenwalde und einige weitere Kleinstädte einnehmen können. Südlich von Potsdam hatten sie eine notdürftig eingerichtete Verteidigungslinie aus GCF-Verbänden und VVM-Trupps durchstoßen und den Gegner nach Westen vertrieben.
Am 22. März erreichte die südliche Heeresgruppe endlich Berlin und postierte sich einige Kilometer vom Stadtrand entfernt. Am folgenden Tag hatten sich auch die aus dem Norden kommenden Volksarmisten am Rande der Metropole formiert und die Belagerung konnte beginnen.
Inzwischen befanden sich fast 100.000 GCF-Soldaten und etwa 40.000 VVM-Milizionäre im noch immer von sozialen und ethnischen Unruhen erschütterten Hexenkessel Berlin. Keine sehr große Zahl, wenn man sie mit der geballt aufmarschierenden Streitmacht Artur Tschistokjows verglich. Doch die Zeit drängte, denn gewaltige Verbände feindlicher Soldaten waren von Westen her auf dem Weg nach Deutschland und sie wurden täglich größer.

„Die Rus sind da!“, jammerte Sub-Gouverneur Dieter Bückling und krallte sich am Telefonhörer fest.
Um ihn herum hatten sich Dutzende seiner Mitarbeiter versammelt, denen man die Angst deutlich ansehen konnte.

Sein Gesprächspartner war kein Geringerer als der Weltpräsident selbst und dieser reagierte äußerst ungehalten, als er das ängstliche Gewimmer Bücklings am anderen Ende der Leitung vernahm.
„Die GCF-Truppen müssen die Stadt so lange wie möglich verteidigen! Haben Sie das verstanden?”, knurrte das Oberhaupt des Weltverbundes.
„Ja, Sir! Sie werden bis zum Tod kämpfen! Aber meine politischen Berater und ich bitten um die Erlaubnis, Berlin verlassen zu dürfen, Herr Weltpräsident! Bitte!”, bettelte der Sub-Gouverneur.
„Aber Berlin ist die Hauptstadt Ihres Sub-Sektors, Herr Bückling!“, betonte der Weltpräsident mit sarkastischem Unterton.
„Ja, Sir!”, kam nur zurück.
„Wollen Sie Ihre Stadt denn nicht verteidigen, Herr Bückling?”
„Ich weiß nicht …”
„Sie sind ein erbärmlicher Feigling! Genau wie die anderen Abgeordneten Ihres Sub-Sektors und Ihr ganzer Stab aus Beratern! Sie sind nicht würdig, überhaupt Mitglied in einer Loge zu sein!“, schrie der Weise seinen deutschen Diener an.
„Aber die Rus werden uns alle umbringen! Wir bitten Sie um die Erlaubnis, in den Westteil von Deutschland fliehen zu dürfen”, winselte Bückling.
„Wie viele russische Soldaten belagern Berlin?”
„Eine riesige Armee, Herr Weltpräsident! Wir werden nicht in der Lage sein, die Stadt zu halten...”
Der Weltpräsident fluchte und herrschte seinen Knecht an, die Fassung zu bewahren, doch dieser hörte nicht auf zu wimmern. Schließlich gab der zweithöchste Logenbruder aus Nordamerika Bückling die Erlaubnis, mit seinem

politischen Stab zu flüchten, bevor die Volksarmee die Stadt gänzlich eingeschlossen hatte. Leute wie Bückling, so betonte das Oberhaupt des Weltverbundes, waren den GCF-Soldaten ohnehin keine große Hilfe, wenn sie sich so feige verhielten wie der Sub-Gouverneur.
Als das Gespräch zu Ende war, wirkte der Verwalter erleichtert und wischte sich den Angstschweiß aus dem Gesicht. Dann wandte er sich seinen ebenfalls kreidebleichen Beratern zu. Offenbar wussten sie alle, was ihnen blühte, wenn sie den Volksarmisten, den ADR-Trupps oder gar den deutschen Freiwilligen in die Hände fielen.
„Wir verschwinden nach Westen!“, erklärte Bückling und kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da hasteten seine Gehilfen schon auf schnellen Füßen aus dem Raum.
Hals über Kopf türmten sie alle innerhalb einer Stunde aus Berlin, ließen alles stehen und liegen, nur um ihre Haut zu retten. Die GCF-Soldaten und ihre vorher so hochgelobten VVM-Verbände blieben nun allein zurück und hatten die unangenehme Aufgabe, Berlin bis zum letzten Mann zu halten. Die Kunde von der panischen Flucht der gesamten Führung des Sub-Verwaltungssektors „Deutschland“ machte innerhalb der zur Verteidigung abgestellten Truppen schnell die Runde und wirkte sich äußerst negativ auf deren Kampfmoral aus.
Doch wer Leute wie Dieter Bückling kannte, dem war klar, dass diese im Ernstfall niemals ihr Leben für ihre angeblich so ehrenhaften Ziele einsetzen würden. Sie waren lediglich Vasallen der Mächtigen. Und Vasallen rannten immer zuerst, wenn es um ihre eigene Haut ging.

Frank blickte auf seine Geburtsstadt, deren Konturen sich im Halbdunkel der Abenddämmerung am Horizont

abzeichneten. Neben ihm stand Alf, der wiederum nachdenklich seinen Freund betrachtete.
„Morgen geht es los“, murmelte er dann.
„Ja, dann schnuppern wir ein wenig Berliner Luft“, erwiderte Frank sarkastisch und verzog seinen Mund.
„Freust du dich denn, dass du deine alte Heimatstadt wiedersehen wirst?“, fragte Bäumer.
„Unter derartigen Umständen? Tja, die Frage kannst du dir doch selber beantworten, oder?“, brummte der General leise.
„Aus welchem Teil kommst du noch mal?“
„Ich bin in Malchow aufgewachsen, habe aber später lange in Lichtenberg gewohnt. Wie auch immer, meine Heimatgefühle für dieses verschimmelte Dreckloch halten sich inzwischen in Grenzen. Trotzdem tut es mir weh, wenn ich daran denke, dass bald auch in den Straßen Berlins Krieg herrschen wird“, meinte Frank.
„Es ist trotz allem deine Heimat und die Stadt selbst kann nichts dafür, dass man sie hat verrotten lassen“, bemerkte Alf.
„Ja, du hast ja Recht. Das Gleiche gilt für dein Dortmund und all die anderen Städte Deutschlands, die diese Schweine zu Grunde gerichtet haben. Wenn wir Berlin unter Kontrolle haben, dann werden eine Menge Leute Besuch von der ADR bekommen, darauf kannst du Gift nehmen. Aber ich halte mich da raus. Mir reicht schon der ständige Kampf“, sagte Kohlhaas. Er wirkte erschöpft.
„Hast du keine Rachegelüste mehr?“, wunderte sich Bäumer.
Sein Freund schüttelte den Kopf. „Ach, ich bin diesen ganzen Zorn in meinem Inneren so leid, Alf. Es wird noch so viel Blut in diesem Krieg fließen, dass ich daran gar nicht mehr denken will. Rache hier und Rache da. Unsere

Aufgabe ist es, Schlachten zu gewinnen. Das reicht mir völlig aus und ist schon schrecklich genug. Alles andere sollen die Einheiten von der ADR oder die deutschen Freiwilligenverbände erledigen. Ich will einfach nur noch überleben …“, stöhnte Frank.
„Du wirst offenbar immer älter und weiser!“, meinte Bäumer und setzte ein Grinsen auf.
Der General grinste zurück und antwortete: „Wäre ja auch schlimm, wenn nicht, oder? Hat lange genug gedauert, nicht wahr?“
Alf fasste Frank an der Schulter und schlug vor, wieder zurück ins Lager zu gehen, um endlich zu schlafen. Der nächste Tag würde anstrengend genug werden, denn inzwischen waren es nur noch wenige Stunden bis zum Sturm auf die ehemalige deutsche Hauptstadt.

Im Morgengrauen begann es. Hunderte von Bombern der russischen Luftwaffe starteten den Großangriff auf Berlin und wandten sich zunächst ausschließlich strategischen und militärischen Zielen zu. Die für die Stadt verantwortlichen Elektrizitätswerke wurden bombardiert, ebenso die Zentren der Wasserversorgung. Ganze Stadtteile wurden mit EMP-Bomben eingedeckt und viele der in der Morgensonne aufflackernden Lichter erloschen wieder. Artur Tschistokjow wollte Berlin keineswegs zerstören lassen und hoffte, dass die GCF-Truppen schnell die Waffen strecken würden.
Zudem hatte die Volksarmee bereits Hunderttausenden von Berlinern geholfen, aus der Stadt zu fliehen, damit sie bei den nun folgenden Kämpfen nicht verletzt oder getötet wurden. So hatte etwa die Hälfte der fast 6,5 Millionen Einwohner Berlins die deutsche Metropole bereits verlassen, als die Belagerung begann. Die meisten Berliner waren

nach Osten geflüchtet, wo sie von Tschistokjows Soldaten hinter die sichere Frontlinie gebracht wurden.
Frank war trotzdem äußerst verärgert darüber, dass noch immer über 3 Millionen Einwohner in der Stadt ausharrten und die stetigen Warnungen der Volksarmee ignoriert hatten. Viele der noch in Berlin Gebliebenen waren Angehörige verschiedenster Völker, die augenscheinlich dachten, dass sie der Krieg zwischen dem Weltverbund und dem Nationenbund der Rus nichts anginge.
Stunde um Stunde zischten die Kampfjets nun durch den wolkenverhangenen Himmel und zwischen ihnen rasten die Feuer der Flakgeschütze aus dem Häusermeer nach oben. Gegen Mittag erhielten die Soldaten den Befehl, die Vororte der Riesenstadt anzugreifen und Frank wusste, dass jetzt ein blutiger Häuserkampf auf ihn und seine Männer wartete.
Tausende von Warägern drangen in die Stadtteile Lichtenrade und Lankwitz ein, während sie von Panzerverbänden und mobilen Geschützbatterien begleitet wurden.
Wo feindliche Stellungen zwischen den Häusern entdeckt wurden, ließ die Artillerie einen tödlichen Regen aus Spreng- und Plasmageschossen auf den Feind niedergehen.
General Kohlhaas war heute nicht mit an die Front gekommen und koordinierte die Angriffe seiner Männer in seinem Gefechtsstand am Rande Berlins. Auf kleinen Teleschirmen konnte er dank Hunderter von Minikameras das Vorgehen seiner Waräger akribisch nachverfolgen und seine Augen huschten ständig zwischen Dutzenden von flackernden Bildschirmen umher.
Schreckliche Bilder voller Explosionen, Flammen, Mündungsfeuer und zerfetzten Soldaten flimmerten an diesem ersten Tag vor seinen Augen und der General musste mit Entsetzen erkennen, dass die Verluste der Warägergarde

gewaltig waren. Das Gleiche galt für die Soldaten der Volksarmee, die zu Hunderttausenden durch die Straßenzüge der Berliner Vororte stürmten und in Massen zusammengeschossen wurden.
„Planquadrat T-456! Dieses Gebiet ist voller GCF-Scharfschützen! Wir haben ihre Stellungen ausgemacht! Sollen wir wirklich da reingehen, General Kohlhaas?“, schallte Frank eine heisere Stimme aus dem Funkgerät entgegen.
„Wie stark ist die Flugabwehr in diesem Bereich?“, wollte Kohlhaas wissen.
„Kann ich nicht sagen, Herr General!“
„Ich versuche, euch ein paar Bomber herbeizuschicken. Die sollen die feindlichen Stellungen erst einmal beschießen“, gab Frank zurück. Er tat sein Möglichstes, um den nervösen Offizier am anderen Ende der Leitung irgendwie zu beruhigen.
Der General ließ sich mit einigen Stellen verbinden, doch diese berichteten ihm, dass die Waräger keine Luftunterstützung in diesem Abschnitt bekommen würden. Sämtliche Kampfjets waren anderswo im Einsatz und lieferten sich heftige Gefechte mit gegnerischen Flugzeugen oder versuchten, diverse Ziele zu attackieren.
Allerdings konnte Kohlhaas wenigstens einige Geschützpanzer herbeirufen, die den Weg unter schweren Verlusten freischießen konnten. So ging es noch bis tief in die Nacht hinein. Wo Alf und seine Leute gerade waren, wusste Frank nicht. Er vermutete, dass sie sich durch Rudow oder Neukölln kämpften. Hier hatten sich nicht nur sehr viele VVM-Trupps, sondern auch mehrere Tausend GCF-Soldaten in gut geschützten Stellungen verschanzt. Auch Pjotr Balkov, der sich vor einigen Tagen noch einmal bei Frank hatte sehen lassen, befand sich irgendwo am südli-

chen Stadtrand Berlins. Dieser erste Tag war ein furchtbares Gemetzel und Frank war froh, dass er diesmal nicht direkt an der Front stehen musste.

„Wie sieht es bei euch aus?“, fragte Julia. Frank presste sein Handy noch fester ans Ohr, er war glücklich ihre Stimme zu hören.
„Den Umständen entsprechend gut, wenn man das so sagen kann“, gab Kohlhaas zurück.
„Werdet ihr Berlin denn einnehmen können? Wie stark ist der Widerstand? Operiert der Feind aus gut geschützten Positionen heraus? Wie ist die gegnerische Kampfmoral?“, hakte die Tochter des Außenministers nach.
Frank musste schmunzeln. „Telefoniere ich gerade mit einem vom Oberkommando oder mit meinem Schatz?“
„Ich meinte ja nur …“, erwiderte Julia und lachte laut auf.
„Du hast dich eben angehört wie eine germanische Schildmaid. Vielleicht warst du in deinem früheren Leben ja eine Walküre“, scherzte Kohlhaas.
„Sehr witzig, Frank! Nun sag schon?“
„Möchtest du jetzt einen detaillierten Bericht über Kampfverläufe und Truppenpositionen haben, Schnucki?“
„Auch wenn du es nicht glaubst, mich interessiert schon, ob ihr Berlin einnehmen könnt oder nicht. Immerhin entscheidet sich in diesem verfluchten Krieg auch mein Schicksal“, antwortete Julia etwas verschnupft.
„Nun ja, ich denke, dass wir es schaffen. Noch ist die Hauptarmee der Weltregierung nicht da und die in Berlin verschanzten Truppen werden uns nicht ewig aufhalten können“, erklärte Frank zuversichtlich.
„Sind auch Grunts dabei?“
„Nein, jedenfalls haben wir bisher mit keinen zu tun gehabt.“
„Und diese komischen VVM-Soldaten?“

„Ja, davon sind einige da. Aber die sind recht undiszipliniert und nehmen meistens die Beine in die Hand, wenn sie richtig Feuer kriegen. Die GCF-Soldaten sind da wesentlich härter“, erläuterte der General.
„Wartet erst einmal, bevor ihr mit der Infanterie stürmt. Lasst immer zuerst die Panzer vorrücken. Das minimiert die Verluste, vor allem bei einem derartigen Kräfteverhältnis und unzureichenden PAK-Geschützen des Gegners“, dozierte Julia.
„Du solltest meine Stellvertreterin werden. Ich werde dem Oberkommando sagen, dass sie dich in eine Uniform stecken und raus an die Front bringen sollen“, meinte Frank erheitert.
„Idiot!“, sagte Julia.
„So eine Spezialuniform würde dir sicherlich gut stehen. So ähnlich wie die von Tschistokjows Frauenorganisation, nur vielleicht mit einem etwas kürzeren Rock, damit deine langen, schlanken Beine besser …“, sinnierte Kohlhaas und schweifte gedanklich etwas ab.
„Ja, ganze Regimenter aus Blondinen in Miniröcken und sehr knappen Uniformen. Das könnte dir so passen, wie?“, neckte ihn Julia.
„Oh, ja! Es gäbe Schlimmeres!“, bemerkte Frank.
„Dürfte ich Sie darum bitten, wieder mit dem Kopf zu denken, Herr General“, lachte Wildens Tochter.
„Ähem … ja …“
„Ihr schafft das schon, mein Schatz. Macht die verfluchte GCF fertig!“
„Das werden wir!“, gelobte Frank.
„So, jetzt gebe ich dir mal den kleinen Quälgeist, der hier ständig am Hörer rupft“, meinte Julia und schickte Frank einen lauten Schmatzer durch den Hörer.

Wenige Sekunden später erschallte Friedrichs aufgeregte Stimme.
„Hallo Papa!“, rief der Junge und freute sich wie ein Schneekönig.
„Hallo, Kleiner! Alles klar?“
„Ja! Sag mal, ist Berlin eine Burg?“
„Nun, so könnte man es beschreiben …“
„Habt ihr auch Katapulte?“
„Nein, aber Geschütze …“
„Ich habe mir auch was überlegt, Papa.“
„Aha?“
„Wenn ich mit meinen Plastiksoldaten spiele und die eine Burg angreifen, dann schießen die immer zuerst mit den Katapulten auf die anderen Ritters. Dann fallen die von den Mauern und meine Ritters können dann angreifen. Macht ihr das auch so?“, fragte Friedrich.
Frank stöhnte auf, dann stieß er einen brüllenden Lacher aus. „Himmel! Der nächste Kandidat für das Oberkommando …“

Die Übermacht der Volksarmee an Soldaten und Kriegsgerät zahlte sich in den folgenden Tagen immer mehr aus, auch wenn die Ausfälle hoch waren. Am 30. März hatten sich die Angreifer schon weit durch die Häuserschluchten Berlins vorgekämpft. Etwa 60.000 GCF-Soldaten waren bei den ununterbrochenen Sturmangriffen auf die größte Metropole Deutschlands bereits gefallen, wobei die Verluste der Volksarmee der Rus mehr als doppelt so hoch waren.
Da sich im Stadtkern Berlins noch immer Gegner verschanzt hatten und auch die Flugabwehr der GCF noch weitgehend intakt war, waren die Vorstöße der Belagerer nach wie vor sehr entbehrungsreich und obwohl Artur

Tschistokjow befohlen hatte, möglichst wenig von Berlin zu zerstören, blieb der Volksarmee oft nichts anderes übrig, als einige Stadtteile erst einmal sturmreif zu schießen, bevor man die Infanterie hineinschicken konnte.
Alfred war vor zwei Tagen von einer Gewehrkugel in den Arm getroffen worden. Er lag inzwischen in einem Feldlazarett außerhalb des Belagerungsrings. Für ihn war die Schlacht um Berlin vorüber und er war auch nicht unglücklich darüber, wie er Frank unter Schmerzen gestand.
Fast zwei Millionen GCF-Soldaten waren derweil über die einstige Westgrenze der BRD vorgerückt und marschierten durch die ehemaligen Bundesländer Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz weiter nach Osten.
Im Süden Russlands hatten die Kämpfe in den letzten Tagen ebenfalls stetig zugenommen und bereits unzählige Menschenleben gefordert. Die Rus waren mittlerweile von den immer größer werdenden GCF-Verbänden bis auf die Höhe von Stavropol zurückgedrängt worden, während die Abwehrfront der Volksarmee nun auch am südlichen Ende des Uralgebirges angegriffen wurde. Die Städte Orenburg und Oral waren von der Luftwaffe der Global Control Force vollkommen zerstört worden. Außerdem versuchten GCF-Verbände über Finnland nach Karelien einzudringen, um eine weitere Front zu eröffnen.
In Ostasien hatten die Kriegsschiffe der GCF derweil begonnen, die Kampfhandlungen gegen Japan zu eröffnen und beschossen die Küstenstädte des Inselstaates vom Meer aus. Südlich von Hokkaido, in den blauen Weiten des pazifischen Ozeans, lieferte sich die japanische Flotte eine tagelange Seeschlacht mit der Armada des Weltverbundes, musste sich am Ende jedoch unter großen Verlusten zurückziehen.

Während sich langsam aber sicher ein weltweiter Krieg anbahnte, stürzte die ODV-Seuche Indien und China weiter ins Chaos. Etwa 60 Millionen Chinesen waren schon an den Folgen der Epidemie gestorben. Aufstände und Hungersnöte waren im südlichen Teil Chinas längst an der Tagesordnung, was die Weltregierung dazu veranlasste, ihre geplante Landinvasion gegen Japan noch einmal zu verschieben. Es war unumgänglich, dass große GCF-Verbände auch zukünftig in China und Indien blieben, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und Millionen Menschen, die dem Weltverbund inzwischen mit offenem Hass gegenüberstanden, im Zaum zu halten.
Letztendlich hatten auch die islamischen Rebellen unter Führung von Darian Aref in den letzten Wochen die allgemeine Verwirrung im Nahen Osten genutzt, um weitere Städte zu erobern. Nun war ihre Zahl so sehr angewachsen, dass sie sogar Sub-Gouverneur Hassan Basari in Teheran gefährlich werden konnten. Mittlerweile war es eine Tatsache, dass nicht nur die Rus und ihre Verbündeten an immer mehr Fronten kämpfen mussten, sondern auch die Weltregierung selbst.

„Bis zum Flughafen Tempelhof ist es nicht mehr weit. Die Volksarmee ist im Osten bereits bis nach Friedrichshain vorgerückt. Dort toben noch immer heftige Häuserkämpfe!“, erklärte Frank einigen Unterführern der Warägergarde und steckte seinen DC-Stick, der ihn stündlich mit neuen Meldungen versorgte, wieder in die Hosentasche.
Um ihn herum donnerte und krachte es. Die feindlichen Geschütze feuerten einmal mehr auf ihre Stellungen in Schöneberg. Kohlhaas spähte über die Straße, um dann hinter eine Hauswand zu rennen. Heute war er wieder einmal ganz vorne mit dabei, wobei er gerne darauf

verzichtet hätte. Gedankenverloren betrachtete er einige tote VVM-Milizionäre, die in der verwüsteten Gasse gegenüber auf dem Asphalt lagen. Kurz darauf rückten die Waräger weiter vor. Sie sprangen in Deckung, als ihnen eine MG-Garbe aus einem Häuserblock entgegenflog.
„Mist!“, fluchte Frank, einen Plasmawerfer umklammernd. Seine Männer antworteten mit heftigem Gegenfeuer aus ihren Granatwerfern und Maschinengewehren. Kurz darauf rannten sie geduckt los, versuchten den Häuserblock einzunehmen. Doch sie kamen nicht weit. Ein Dutzend feindliche Simson Panzer stellten sich ihnen in den Weg und ihre Geschütze und Maschinenkanonen donnerten los. Mehrere Waräger wurden von Explosionen zerfetzt, während andere von ratternden Maschinenkanonen durchlöchert wurden. Gegen diese gefürchteten, großkalibrigen Waffen halfen auch keine Ferroplastinrüstungen.
„Wo kommen die denn jetzt her?“, schrie Kohlhaas wütend und rief seine Soldaten zusammen.
„Das wissen wir auch nicht, Herr General! Scheiße!“, stieß ein russischer Kamerad aus.
Die GCF-Panzer kamen näher. Frank gab den Befehl, sie unter konzentriertes Plasmafeuer zu nehmen. Nur eine Minute später flogen den grauen Tanks gleißende Energiebälle entgegen und ließen vier von ihnen explodieren.
Die übrigen Panzer näherten sich dennoch unaufhaltsam und beschossen die Stellungen der Waräger. Trümmerstücke stürzten neben Frank auf den Boden und eine gewaltige Staubwolke umhüllte ihn. Hustend kroch er aus seiner Deckung heraus und gab seinen Leuten den Befehl, sich hinter die nächste Straßenkreuzung zurückzuziehen, wo die Kameraden von der Volksarmee lagen.

„Knallt diese verdammten Simsons ab!“, brüllte Frank in sein Komm-Sprechgerät; er fluchte lauthals.
Die Volksarmisten schickten den heranrollenden Fahrzeugen einen Geschosshagel aus ihren PAK-Geschützen entgegen und brachten drei weitere von ihnen zum Halten. Daraufhin drehte der Rest der Tanks ab und verschwand in einer Nebenstraße.
„Warägergarde, vorwärts! Wir nehmen uns jetzt diesen verdammten Häuserblock vor!“, rief Frank und rannte mit seinen Leuten erneut nach vorne.
Unter schwerem Beschuss kämpften sie sich von einem Schutthaufen zum nächsten und erreichten endlich die untere Etage des mehrstöckigen Wohnhauses. Über ihren Köpfen feuerten die GCF-Soldaten weiter auf die Waräger in den Straßen.
General Kohlhaas war sich sicher, dass die Feinde ihn und etwa ein Dutzend Männer, die sich im Schutz einer Häuserruine von der Seite aus herangepirscht hatten, im allgemeinen Getümmel übersehen hatten.
Mit dem Gewehr im Anschlag schlichen die Elitekrieger der Rus die Stufen des Treppenhauses bis ganz nach oben hinauf und rannten gebückt durch einen dunklen Etagenflur. Irgendwo hier, am Ende des düsteren Ganges, ratterte ein Maschinengewehr. Frank signalisierte seinem Trupp, dass sie ihm folgen sollten.
„Da hinten!“, flüsterte er leise, auf einen kleinen Raum zeigend.
Die Waräger kamen herangekrochen und einer von ihnen ließ eine Plasmagranate durch den Hausflur kullern. Es dauerte keine zehn Sekunden, da wurde das kleine Zimmer von einem grellen Zischen erfüllt und Schreie gellten heraus.
„Wir haben sie erwischt!“, rief ein Russe und deutete auf einen GCF-Soldat, der halb verbrannt auf den Gang taumelte.

Frank warf einen Blick um die Ecke und sah drei weitere Tote, deren Körper von der Plasmadetonation wie Brennholz von einer Flamme versengt worden waren.
Der General betrachte den offenbar aus Asien stammenden Soldaten, der vor ihm sterbend auf dem Boden des Korridors lag. Seine dunklen Schlitzaugen starrten ihn noch für einige Sekunden an, dann wurden sie starr.
„Warum zur Hölle kämpft ihr für die Schweine von der Weltregierung? Sie sind doch auch eure Feinde!“, sagte Kohlhaas leise zu dem toten Gegner und überlegte, aus welchem Land er wohl hier nach Berlin geschickt worden war, um diese Stadt für Leute wie Dieter Bückling zu verteidigen. Frank schüttelte den Kopf. Er folgte seinen Männern, die aus dem Wohnblock wieder heraus auf die Straße stürmten.

Dutzende von führenden Mitgliedern der Freiheitsbewegung hatten sich in einem großen Besprechungsraum in der oberen Etage des Präsidentenpalastes von St. Petersburg eingefunden, um Artur Tschistokjows Schilderung der politischen und militärischen Lage zu hören. Der Anführer der Rus wirkte an diesem Tag äußerst zufrieden, denn er hatte heute Morgen die Meldung erhalten, dass Berlin schon fast eingenommen worden war.
Mit einem befriedigten Lächeln stolzierte der blonde Mann vor seinen Getreuen auf und ab. Dann wandte er sich seinen gespannt wartenden Mitstreitern zu, um zu sagen: „Ich bin absolut überzeugt davon, dass sich unsere Feinde inzwischen die Haare raufen, denn damit haben sie nicht gerechnet. Unser frühzeitiger Angriff war der Schlüssel zu unseren Erfolgen in Westeuropa. Das wird auch der Rat der 13 einsehen müssen, egal wie sehr er versucht, die

ganze Sache schön zu reden. Berlin, Deutschlands alte Hauptstadt, ist unser!“

Tschistokjows Getreue klatschten und der russische Staatschef fuhr mit seinen Ausführungen fort. Wilden war ebenfalls unter den Anwesenden, wirkte jedoch nicht so euphorisch wie die anderen Männer.

„Wie mir das Oberkommando der Volksarmee versichert hat, gibt es nur noch wenige Widerstandsnester in Berlin, die jedoch in den nächsten Tagen eingenommen werden. Die restlichen GCF-Verbände und auch diese lächerlichen VVM-Milizen haben keine Chance mehr.“

„Was ist mit der russischen Südfront?“, fragte Verteidigungsminister Lossov dazwischen.

Tschistokjow zögerte für einige Sekunden, seine Begeisterung schien ein wenig abzuebben. Er räusperte sich und antwortete: „Nun, ich habe keine ganz aktuellen Berichte, Herr Lossov. Es ist mehr oder weniger alles unverändert geblieben – allerdings mit einer für unsere Truppen eher ungünstigen Tendenz. Die GCF-Armee erhält täglich neue Verstärkungen und ich kann nur hoffen, dass unsere Soldaten die Front halten können. Mehr kann ich derzeit nicht sagen.“

Ein leises Gemurmel ging durch den Konferenzraum und schließlich meldete sich Wilden.

„Ich möchte ausdrücklich davor warnen, angesichts der Eroberung Berlins in allzu große Vorfreude auszubrechen. Wir haben zwar ein strategisch wichtiges Bollwerk gewonnen, aber der große Kampf wird erst noch kommen. Weiterhin haben wir kaum Möglichkeiten, die Volksarmee in Westeuropa weiter zu verstärken, da alle neuen Truppen benötigt werden, um den Nationenbund zu verteidigen. Demnach gilt es abzuwarten, was passieren wird, wenn die Hauptstreitmacht der GCF in Westeuropa aufmarschiert ist.“

„Daher müssen unsere Truppen auch so schnell wie möglich weiter nach Westen vorrücken und den Feind angreifen, so lange er noch nicht vollständig angetreten ist“, unterbrach ihn Tschistokjow.
„Unsere Westarmee müsste es bis nach Frankreich schaffen, aber ich bin mir zurzeit nicht sicher, ob sie …“, sagte der Außenminister.
„Höre jetzt mit so etwas auf, Thorsten!“, knurrte der russische Präsident auf Deutsch und erschien gereizt. Wilden winkte ab.
„Schon gut!“, sagte er dann.
Der Anführer der Rus verschränkte die Arme vor der Brust und lief durch den Raum, während ihn seine Männer beobachteten und schwiegen. Für einige Minuten herrschte angespannte Stille.

Nach und nach zerschlug die Volksarmee der Rus den Widerstand der verbliebenen GCF-Truppen und VVM-Einheiten in Berlin und brachte die Metropole schließlich nach harten Kämpfen am 18. April endgültig unter Kontrolle. Dieter Bückling und sein Stab aus Politikern und Verwaltern hatten die Stadt längst verlassen und waren nach Frankfurt am Main geflohen. Hier, im Westen Deutschlands, waren währenddessen Hunderttausende von GCF-Soldaten zu einer waffenstarrenden Abwehrfront aufgereiht worden.
Die unter den Fahnen der Volksarmee kämpfenden Deutschen und die ADR-Trupps durchkämmten Berlin nun nach Kollaborateuren und Verrätern, wobei viele der einst nach Russland geflüchteten Deutschen eine unstillbare Gier nach Vergeltung in sich trugen.
Frank jedoch hielt sich bei dem blutigen Rachefeldzug gegen die entmachtete politische Klasse Berlins zurück und

überließ das Strafgericht seinen vor Hass rasenden Landsleuten, die besonders zornig darüber waren, dass sie Dieter Bückling selbst nicht in die Finger bekommen konnten. So ließen sie ihre über Jahrzehnte aufgestaute Wut an anderen aus, denn Kollaborateure gab es in Berlin genug.
Kohlhaas, der bereits im Jahre 2028 seiner alten Heimat den Rücken gekehrt hatte, musste sich hingegen eingestehen, dass das Berlin seiner Jugend kaum noch existierte. Er fühlte sich mittlerweile fremd in dieser riesigen, heruntergekommenen Stadt und auch als er den Stadtteil Lichtenberg, in dem er lange gelebt hatte, besuchte, hielten sich seine Heimatgefühle in Grenzen. Verfall und bitterste Armut zeichneten den hässlichen Plattenbaustadtteil mehr denn je aus. Frank wurde regelrecht depressiv, als er sehen musste, was die Mächtigen aus seiner Geburtsstadt gemacht hatten.
„Ganz Berlin ist ein einziger Sauhaufen geworden!“, erklärte er seinen russischen Kameraden und kehrte der Stadt nach einigen Tagen enttäuscht den Rücken.
Artur Tschistokjow ließ Berlin mit fast 200.000 Volksarmisten besetzen und erteilte den Befehl, die Metropole so gut es ging gegen die sich aus Westdeutschland nähernden Heere der Global Control Force abzusichern. Ansonsten begegneten die meisten der noch in Berlin verbliebenen Deutschen den Rus mit großer Freundlichkeit und bedankten sich dafür, dass sie die GCF vertrieben hatten.
„Bald wird in der deutschen Hauptstadt wieder die Ordnung hergestellt und die Zeit des Leidens beendet sein!“, ließ Tschistokjow den Berlinern in einer über die besetzten Fernsehstationen ausgestrahlten Videobotschaft verkünden.
Ob seine Truppen die Metropole jedoch auf Dauer gegen die anrückenden Riesenheere der GCF würden halten können, war mehr als fraglich.

Der Rat der Weisen hatte sich an diesem regnerischen Tag nach Mount Reaver begeben. Hier, in einer unterirdischen Anlage von gewaltiger Größe, tief unter den Rocky Mountains, befand sich das streng geheime Rechenzentrum der Weltregierung. An diesem verborgenen Ort liefen Milliarden Daten aus aller Welt zusammen. Sämtliche Scanchips weltweit konnten von Mount Reaver aus nach Informationen durchforstet werden. Aber das war nicht das eigentlich Außergewöhnliche an dieser gigantischen Anlage, denn sie hatte eine weitaus wichtigere Eigenschaft – von hier aus konnte man die implantierten Scanchips abschalten.

Der Weltpräsident und der Oberste der Weisen drängten sich an einigen ihrer Brüder vorbei und stellten sich vor einen GSA-Mitarbeiter, der die mächtigen Gäste eben in Empfang genommen hatte. Der Mann verneigte sich tief, versuchte zu lächeln. „Wie kann ich den Herrschaften behilflich sein?“

„Lassen Sie die Formalitäten!“, brummte der Vorsitzende des Rates der 13 und kratzte sich am Kinn. „Sie wissen, warum wir heute hier sind …“

„Es … es ist alles vorbereitet, Eure Exzellenz!“, antwortete der GSA-Mann. Er räusperte sich. „Folgen Sie mir bitte.“

Das Oberhaupt der Logenbrüder nickte und die Besucher folgten dem Mitarbeiter des internationalen Geheimdienstes durch eine Reihe langer Korridore. Kurz darauf fuhren sie mit einem Aufzug in eine noch tiefer unter der Erde liegende Etage und kamen schließlich in eine große Halle voller Computer und Großrechner.

„Wir haben eine Liste potentiell gefährlicher Personen in West- und Mitteleuropa zusammengestellt. Unter „gefährlichen Personen“ verstehen wir jene, die bereits durch subversive Aussagen oder politisch unkorrekte Äußerungen und Interessen aufgefallen sind. Natürlich nur die, die

auch einen implantierten Scanchip haben. Jedenfalls sind diese Chipträger potentielle Risikofaktoren und kämen rein theoretisch als Unterstützer der Rus in Frage“, erklärte der GSA-Mann, nachdem er die Gäste zu einem großen Computer geführt hatte.
„Ja, natürlich!“, knurrte der Weltpräsident und verdrehte die Augen.
„Es sind etwa 21 Millionen Personen in ganz Europa!“, fügte der Geheimdienstmitarbeiter hinzu. Einige Männer, die hinter breiten Bildschirmen saßen, drehten sich flüchtig nach ihm und seinen Begleitern um.
„Gut! Dann fangen wir zunächst mit denen an!“, sagte der Vorsitzende des Rates der 13, wobei er keine Miene verzog.
„Dann hat unser Freund Tschistokjow demnächst ein paar Sympathisanten weniger …“, ergänzte der Weltpräsident kalt.
Der GSA-Mitarbeiter kratzte sich am Kopf; er schien für einen kurzen Moment darüber nachzudenken, was er gleich in die Wege leiten sollte. Schließlich sah er seine Gäste an, sagte jedoch nichts
„Wollen Sie wirklich die ganzen Scanchips … ich meine … vielleicht gibt es ja eine andere Möglichkeit …“, bemerkte er unsicher.
„Deshalb sind wir hier!“, unterbrach ihn der Weltpräsident barsch.
„Aber vielleicht …“, brachte der Mann vor ihm nur heraus, während das Oberhaupt des Weltverbundes nickte und mit dem Finger auf den Computer zeigte.
„Tun Sie Ihre Pflicht!“, schnaubte eines der Ratsmitglieder hinter ihm und der Geheimdienstmitarbeiter zuckte zusammen.

„Ich … ich … gebe aber zu bedenken, dass ein derart großer Abschaltvorgang mehrere Tage dauern kann. Die Datenmenge ist gewaltig und …“
„Dann fangen Sie endlich an!“, befahl der oberste Weise.
Nach kurzem Zögern setzte sich der GSA-Mitarbeiter an seinen Computer und begann unter leisem Schnaufen und mit zitternden Fingern, einige Passwörter einzugeben.
Die Logenbrüder hinter seinem Rücken starrten mit versteinerten Gesichtern auf den Bildschirm und keiner von ihnen sagte auch nur ein Wort. Nach etwa einer Viertelstunde hatte der GSA-Mann alles vorbereitet und drehte sich zu seinen Gästen um. Inzwischen war er kreidebleich geworden. Schweißperlen rannen seine Stirn herunter.
„Geht es Ihnen nicht gut?“, fragte ihn der Weltpräsident mit zynischem Unterton.
„Doch! Es … es ist alles in … Ordnung. Es ist nur sehr heiß hier unten …“, stammelte der Diener nervös. „Ich gebe jetzt den Code ein, der den Abschaltungsvorgang einleitet. Soll ich das jetzt tun?“
„Wie oft soll ich Ihnen denn noch erklären, dass wir nicht nach Mount Reaver gekommen sind, um eine Bergtour zu machen? Ich finde es hier unten übrigens eher kühl“, entgegnete der Weltpräsident.
Schwer atmend gab der GSA-Mann einen langen Code ein und drückte anschließend auf einen kleinen Knopf, der den Abschaltungsvorgang einleitete. Nun suchte der Großrechnung die Verbindung zum Satellitennetzwerk, um die Scanchip-Deaktivierung zu starten.
„Das haben Sie sehr gut gemacht! Stellen Sie sich darauf ein, dass dies nicht die letzte Abschaltungswelle sein wird. Das ist nämlich erst einmal eine kleine Warnung“, bemerkte der Vorsitzende des Rates der Weisen, während der

GSA-Mann nach Luft rang und sich bemühte, die Fassung zu bewahren.
Für einige Minuten betrachteten die Ratsmitglieder den Computerbildschirm und eisiges Schweigen breitete sich in der unterirdischen Halle aus. Plötzlich murmelte der GSA-Mitarbeiter jedoch einige unverständliche Dinge, um sich wieder vor den Computer zu setzen und hektisch auf der Tastatur herumzuhämmern.
„Was ist los?", fragte ihn der Weltpräsident verärgert, die Schulter des Mannes ergreifend.
„Ich weiß es nicht …", antwortete sein Diener und stöhnte aufgeregt.
„Stimmt etwas nicht?"
„Ich verstehe das nicht, Eure Exzellenz. Der Computer zeigt an, dass die Satellitenverbindung nicht hergestellt werden kann …", erklärte der Geheimdienstmitarbeiter verstört.

„Diese grauenhaften Bilder wurden einem unserer Auslandskorrespondenten zugespielt. Sie zeigen, was Artur Tschistokjow und seine Truppen mit ihren Gegnern machen. Auf dieser Wiese nahe der ostdeutschen Stadt Luckau hat ein Killerkommando der ADR mehrere Tausend Menschen zusammengetrieben und erschossen.
Dies ist Teil der neuen Terrortaktik des russischen Diktators, der seine blutrünstigen Soldaten auf jeden hetzt, der seiner Meinung nach beseitigt werden muss. Unter den zahlreichen Opfern dieses Massakers befinden sich Politiker des Verwaltungssektors Europa-Mitte, Mitglieder von angeblich verräterischen Geheimbünden, vermeintliche Kollektivisten und viele mehr.
Wer diese schrecklichen Bluttaten sieht, kann sich ausmalen, was Europa erwartet, wenn es dem Weltverbund nicht

gelingt, Artur Tschistokjow aufzuhalten. Dieser Vorfall ist nämlich nur einer von vielen. Überall wüten die Todesschwadronen der ADR hinter den Linien der vorrückenden Volksarmee der Rus. Aufgehetzt von Tschistokjows irrsinniger Hasspropaganda fallen diese skrupellosen Fanatiker über Männer, Frauen und Kinder her, metzeln sie zu Tausenden nieder, erschießen sie, hängen sie auf, schlachten sie ab. Würde eine Bestie wie der russische Diktator diesen Krieg gewinnen, so würden Millionen unschuldiger Menschen in ganz Europa im Zuge seiner sogenannten „Säuberungen" dahingemordet werden. Wir alle haben es bereits in Russland gesehen, die niemals enden wollenden Liquidierungswellen, die endlosen Schrecken …"

Frank schloss den Videobericht und verließ die Internetseite. Schließlich steckte er seinen DC-Stick wieder in die Tasche, um sich Alf zuzuwenden.

„Ich würde so gerne einfach verschwinden. Mein Gott, wie ich diese ganzen Kämpfe satt habe", brummte Kohlhaas und setzte sich auf einen kleinen Hocker.

„Bisher läuft doch alles", antwortete Bäumer.

„Was läuft?"

„Dieser ganze Feldzug. Wir marschieren von einem Sieg zum nächsten."

„Ach, Alf! Das hier ist doch erst der Anfang. Glaub nicht, dass das noch ewig so weitergehen wird. Der Feind ist doch noch gar nicht richtig da. Die kommen schon noch und dann bricht hier die Hölle los."

„Wir werden die GCF wieder schlagen. Ich bin mir da inzwischen sicher. Wir werfen sie aus Europa raus und dann wird die Weltregierung endlich einen echten Frieden akzeptieren müssen", meinte Alfred.

Kohlhaas verdrehte die Augen und erwiderte: „In diesem Krieg wird keine der beiden Parteien halbe Sachen ma-

chen. Hier geht es um die Weltherrschaft – nicht nur um Deutschland, Frankreich oder irgendwelche einzelnen Länder. Die ganze Sache wird nach und nach immer weiter eskalieren und am Ende wird alles in einem furchtbaren Vernichtungskrieg enden. Sei doch endlich realistisch!"
„Dann sollen sie kommen. Wir werden sie erneut besiegen", bemerkte Bäumer, er schien sich langsam über Franks Pessimismus zu ärgern.
„Das werden sie auch tun. Die paar GCF-Verbände, die wir bisher zerschlagen haben, waren nur die gewöhnlichen Besatzungstruppen, die der Weltverbund in den von uns befreiten Ländern postiert hatte. Bald kommt die richtige Armada, warte es ab", sagte der General.
Bäumer sah das anders. „Du überschätzt die Weltregierung, mein Lieber. Wir werden ihre Sklavenarmeen hier in Europa zu Boden schlagen und dann kümmern wir uns um das ganze Verräterpack."
„Lassen wir das, Alf! Ich lege mich jetzt schlafen. Morgen geht es nach Potsdam. Ich hoffe, es wird alles so einfach laufen, wie du es dir wünschst. Ja, das hoffe ich wirklich!", bemerkte Kohlhaas abschließend, legte sich in sein Feldbett und drehte sich zur Seite.

Der Rat der Weisen hatte sich nach seinem Besuch in Mount Reaver diesmal kurzfristig zu einer weiteren Unterredung zusammengefunden und die versammelten Herren waren außer sich vor Zorn.
„Diese verfluchten Rus haben unser Satellitennetzwerk lahmgelegt. Die Leute in Mount Reaver haben gesagt, dass sie massiven Schaden angerichtet haben und die gesamte Anlage vermutlich nicht mehr repariert werden kann!", grollte der Weltpräsident und ballte die Faust.

„Und es ist unseren Leuten nicht einmal aufgefallen!“, fügte ein Ratsmitglied wütend hinzu.
Der Oberste der Weisen hob die Hände, befahl den anderen Männern zu schweigen. Dann sagte er: „Wir haben unsere Gegner unterschätzt. Auch in diesem Punkt. Dieser Tschistokjow hat uns damit ein äußerst wirksames Machtmittel aus der Hand geschlagen. Das müssen wir zugeben. Seine Popularität in Europa wächst und wie ich gehört habe, stellen die Rus inzwischen große Freiwilligenverbände auf.
Tausende Deutsche, Slowaken, Tschechen, Ungarn, Holländer, Franzosen, Skandinavier und andere sollen in den letzten Wochen von der Volksarmee rekrutiert worden sein. Und es werden immer mehr. Wenn das ein Flächenbrand wird, dann bekommen wir ernsthafte Probleme. Außerdem ist da auch ein neuer Moslemführer aufgetaucht, der uns eines Tages im Nahen Osten Schwierigkeiten bereiten könnte. Wenn er die arabische Welt vereinen könnte, dann wären unsere Zentren dort ernsthaft bedroht.“
„Was schlagen Sie denn jetzt vor?“, fragte ein besorgt wirkendes Ratsmitglied und sah den obersten Weisen an.
„Wir müssen härtere Maßnahmen ergreifen!“, zischte der Weltpräsident dazwischen. Er schlug mit der Faust auf den Tisch.
„Ich fürchte, unser Bruder hat Recht. Wir sollten uns nicht mehr allein auf die konventionelle Kriegsführung verlassen. Es wird Zeit, ein Exempel zu statuieren!“, meinte der Ratsvorsitzende.
„Vielleicht glaubt Tschistokjow inzwischen wirklich, dass wir ihm Europa überlassen werden, doch diesen Irrglauben sollten wir ihm austreiben. Soll sich dieser Narr ruhig noch eine Weile freuen. Bald wird ihm das Lachen im Halse

stecken bleiben!“, knurrte das Oberhaupt des Weltverbundes und zog die Augen zu einem schmalen Schlitz zusammen.

Artur Tschistokjow und Thorsten Wilden saßen in einem kleinen Besprechungsraum in der unteren Etage des Präsidentenpalastes. Schon den ganzen Tag über versuchte sich der russische Staatschef ein wenig zu entspannen. Er genoss es, mit seinem deutschen Freund zu philosophieren und zu plaudern. Auf diese Weise konnte er die Realität für einen Augenblick abstreifen.
„Das wir beide uns gefunden haben ist eine Zeichen von den Schicksal, Thorsten“, meinte Tschistokjow und lächelte seinem grauhaarigen Gefährten zu.
„Man sagt „Wink des Schicksals“ im Deutschen“, antwortete Wilden.
„Ja, das wollte ich so formulieren. Es klingt sehr schön … Wink des Schicksals. Zwei Männer von zwei großen Völkern kämpfen zusammen. So sollte es sein“, sinnierte der Russe.
„Und du glaubst, dass wir es schaffen können, Artur?“, fragte der Außenminister.
„Vielleicht, ja, warum sollten wir es nicht schaffen? Vielleicht es geht alles gut. Und wenn wir es schaffen, dann bauen wir alles neu auf, Thorsten.“
„Du wirst Europa dann so aufbauen, wie du es in „Der Weg der Rus“ beschreibst, nicht wahr?“
„Ja, ein deutsch-russisches Bündnis soll die Grundlage sein für ein kommende, starke Europa, das gegen unsere Feind aushalten kann“, erklärte Tschistokjow auf Deutsch.
„Die Völker Westeuropas wieder aufzurichten, wird allerdings ein langwieriger und schwerer Akt werden. Ich hoffe, dass das überhaupt noch möglich ist“, erwiderte Wilden.

Der Anführer der Rus nickte und bemerkte: „Wir müssen die Reste der Völker, die wir für eine neue Aufbau gebrauchen können, wieder zusammenfügen, verstehst du? Es ist überall noch eine Kern der Völker übrig geblieben und aus diesen Kern kann man wieder ein ganzes Volk machen. Vor allen im Land ist dieser Kern noch vorhanden."
„Du meinst in den ländlichen Regionen und Kleinstädten?"
„Richtig! Dort hat sich das Volk erhalten, auch in Deutschland. Wir werden es genauso machen, wie ich es in „Der Weg der Rus" beschreibe, mit eine neue Bevölkerungspolitik. So haben wir es ja auch in Russland getan", erläuterte Tschistokjow.
Wilden sah seinen Freund mit ernster Miene an und sagte für einen Moment nichts. Nach einer Weile fügte er jedoch hinzu: „Trotzdem müssen wir Europa erst einmal befreien – und das wird ein Kraftakt ungeahnter Größe."
„Natürlich!", gab sein Freund zurück. „Wir werden uns mit diesen ganzen Dingen intensiv befassen, wenn wir diesen Krieg gewonnen haben. Aber man sollte trotzdem träumen, denn das ist gut für den Gemüt."
„Niemand weiß, was die Zukunft bringen wird. Ich hoffe nur, dass die große Katastrophe ausbleibt und dieser Krieg nicht eines Tages außer Kontrolle gerät", murmelte Wilden besogt.
„Ich auch …", antwortete Tschistokjow, wobei sein Blick erahnen ließ, dass er bereits mit dem Schlimmsten rechnete.

Tabubruch

Julia lag ihrer Mutter in den Armen und die beiden jubelten, während der Fernseher im Hintergrund dröhnte. Friedrich hüpfte ebenfalls auf dem Sofa auf und ab, obwohl er gar nicht genau wusste weshalb. Aber wenn sich Mama und Oma freuten, konnte er das auch.
„Langsam stellen unsere Truppen wieder die Ordnung in Berlin her. Nachdem die Sklavenarmee des Weltverbundes und die von dem inzwischen feige geflohenen Sub-Gouverneur Dieter Bückling aufgestellten VVM-Milizen die Waffen niedergelegt haben, geht es nun darum, das Leben in der verkommensten Metropole Deutschlands zu regeln.
Mit dem Sieg unserer heldenhaften Truppen ist der Weltregierung ein weiterer, schwerer Schlag versetzt und die wichtigste Stadt Deutschlands befreit worden. Artur Tschistokjow hat bereits angekündigt, dass seine politischen Vorgaben jetzt so schnell wie möglich in die Tat umgesetzt werden.
Inzwischen schallt unseren siegreichen Soldaten überall der Jubel der geknechteten, deutschen Bevölkerung entgegen, die jahrzehnte lang unter dem Terrorregime der Logenbrüder gelitten hat. Weiterhin haben sich in den letzten Wochen bereits über 30.000 deutsche Kriegsfreiwillige, die nun bewaffnet werden, bei der Volksarmee gemeldet, um unseren tapferen Männern in der großen Befreiungsschlacht um Europa beizustehen. Artur Tschistokjow hat in diesem Zusammenhang proklamiert …“
Julia schaltete den Fernseher wieder aus, Friedrich hörte auf zu hüpfen. Schließlich schaute er seine Mutter verwundert an.

„Papa hat den Krieg gewonnen!“, stieß der kleine Junge aus und grinste breit.
„Nein, das hat er nicht …“, murmelte Julia. Sie schickte Friedrich ins Kinderzimmer.
„Ich hätte nicht gedacht, dass alles so einfach gehen würde. Jetzt haben sie schon Berlin befreit, ich bin noch ganz außer mir. Wenn es so weitergeht, dann stehen unsere Soldaten bald in Frankreich und Belgien. Und dann hat Tschistokjow gesiegt“, freute sich Agatha.
„Du hast da etwas missverstanden, Mama. Das sind seine Etappenziele, was die Befreiung Europas betrifft. Du hast übrigens Italien und den Balkan vergessen. Ich weiß es , denn so steht es in ‚Der Weg der Rus‘. Damit ist der Krieg aber keinesfalls beendet – das ist nämlich nur die erste Phase des Krieges“, erklärte Julia.
„Hast du Tschistokjows Schriften so genau gelesen?“, fragte Agatha erstaunt.
„Ich bin Lehrerin. Sein Buch ist die neue Bibel und dessen Inhalt wird in jeder zweiten Unterrichtsstunde durchgekaut!“, erwiderte die Tochter nüchtern.
„Dann glaubst du, dass es ewig so weitergehen wird?“, kam von Agatha.
„Ich kann nicht vorhersehen, wie die Weltregierung reagieren wird, aber sie werden sich mit Sicherheit nicht einfach geschlagen geben, nur weil Berlin befreit worden ist“, meinte Julia wissend.
„Du siehst das ein wenig zu schwarz, meine Kleine“, meinte Mutter Wilden kopfschüttelnd.
Ihre Tochter verschwand und ging in einen Nebenraum, um wenige Minuten später mit Tschistokjows Buch in der Hand zurück ins Wohnzimmer zu kommen. Sie blätterte in dem dicken Wälzer mit dem kaminroten Ledereinband und begann Agatha schließlich etwas daraus vorzulesen: „Eini-

ge von uns stellen sich die Frage, woher die Logenbrüder das Recht nehmen, so viele Millionen Menschenleben auszulöschen, Kriege zu inszenieren, ganze Nationen zu zerstören und den Erdball mit den eisernen Ketten ihrer grausamen Sklaverei zu belegen.

Ich selbst stelle mir diese Frage nicht mehr, denn diese Todfeinde aller freien Völker haben sich ihre Machtposition redlich verdient und sind dort, wo sie sind, weil sie erfolgreich waren. Dass sie die Mittel der Lüge, des Verrats und der Zersetzung rücksichtslos angewandt haben, um ihre Ziele zu erreichen, spielt dabei leider keine Rolle. Im ewigen Kampf auf dieser Welt zählt nur der Erfolg.

Europas Völker hingegen haben im Grunde nur das bekommen, was sie verdienten. Es ist die schreckliche Strafe für ihre Ignoranz, ihre dumme Gutmütigkeit, ihre Dekadenz und ihren Egoismus. Zwar haben die Hintergrundmächte diese Laster nach Kräften gefördert, doch haben die Europäer ihre teuflischen Versuchungen in der Masse auch gerne angenommen. In den Zeiten, in denen sie mit Konsum und Wohlstand fett und träge gemacht worden waren, vergötterten die Europäer den Komfort und den Mammon. Was morgen sein würde, interessierte die Generationen vor uns nicht. Ob die Kinder und Enkel eines Tages in Armut und Verfall hausen würden, war den Wohlstandsbürgern der Vergangenheit vollkommen gleich. Keinen Gedanken verschwendeten diese Leute an die wenigen kritischen Stimmen, die vor dem Chaos und der Katastrophe zu warnen versucht hatten. Nein, diese mutigen Männer und Frauen der Vergangenheit wurden von ihren Landsleuten sogar verlacht und verspottet.

Heute wissen wir, dass sie Recht hatten und es noch schlimmer gekommen ist, als sie es damals vorausgesagt

haben. Da die Völker Europas in der Vergangenheit nichts von ihrem drohenden Untergang hören wollten, müssen sie heute dafür bezahlen. Das ist die Strafe Gottes für die Sünden der Ignoranz, der Selbstverleugnung und des Egoismus. Damals waren sie zu faul, um sich zu wehren. Heute müssen sie dafür in der Hölle auf Erden ein freudloses Dasein fristen.
Wenn es für uns einen neuen Morgen geben soll, dann wird er nur durch gewaltige Opfer erkämpft werden können. Dann werden die leidenden Menschen der Gegenwart ihre Großväter und Väter noch in ihren Gräbern verfluchen."
Agatha Wilden verzog den Mund. Sie schien von diesen Aussichten wenig angetan zu sein. Julia legte das Buch wieder auf den Wohnzimmertisch und sagte: „Die Sache ist noch lange nicht beendet. Warte es ab."

Pjotr Balkov, der junge Soldat, dem Frank im russischen Bürgerkrieg das Leben gerettet hatte, gähnte und nahm einen Schluck Limonade zu sich. Er saß schon den ganzen Tag in einem zum Kommandostand der Volksarmee umgewandelten, Haus in der Nähe des Brandenburger Tores. Es gab für ihn derzeit nicht viel zu tun und er war glücklich darüber. Die Kämpfe der letzten Tage hatten ihn viele Nerven gekostet und Pjotr war fest entschlossen, erst einmal seine übermüdeten Glieder für eine Weile baumeln zu lassen. Das Kalenderblatt zeigte heute den 12. Mai des Jahres 2051 und es war 15.34 Uhr nachmittags. Der blonde Russe gähnte erneut, als einer der Offiziere in den Raum kam und ihn zu einer Runde Schach aufforderte.
„Ich bin total müde, Sergej!", stöhnte Pjotr, sich auf seinem Stuhl räkelnd.

„Stell dich nicht so an, Balkov! Wir gehen ein paar Straßen runter, setzen uns irgendwo hin und machen ein Spiel“, sagte der Offizier der Volksarmee und lächelte.
„Nein, nicht jetzt!“, brummte der Waräger.
„Ach, komm! Dawaj!“, drängte der andere.
Pjotr Balkov verdrehte die Augen und stand von seinem Platz auf. „Von mir aus!“
Der Offizier grinste zufrieden; dann klemmte er sich ein kleines Schachbrett unter den Arm. Balkov trottete ihm hinterher und sie verließen den Kommandostand. Einige Volksarmisten kamen ihnen entgegen und murmelten eine kurze Begrüßung. Kurz darauf setzten sich die beiden auf eine kleine Mauer und gönnten sich ein wenig Zerstreuung beim Schach. Pjotr blickte auf die Umrisse des Brandenburger Tores, dessen oberer Teil in einiger Entfernung über den Häuserdächern hervorlugte.
„Diese Stadt muss einmal schön gewesen sein, bevor man sie zu Grunde gerichtet hat“, murmelte er.
„Keine politischen Vorträge heute“, bat der Volksarmist und ließ einen seiner Bauern vorrücken.
„Was soll der Zug denn?“, wunderte sich Pjotr und rieb sich das Kinn.
„Das wirst du gleich sehen. Ich habe mir neulich mal ein Buch über Schach reingezogen.“
„Wir werden ja merken, ob es was geholfen hat …“, scherzte Balkov. Er strich sich grübelnd durch die Haare. Nun machte auch er einen Zug. Er schnaufte, wartete ab.
„Ganz schön heiß ist es heute, obwohl wir erst Mai haben“, bemerkte der Offizier der Volksarmee beiläufig, doch Balkov meditierte über dem kleinen Schachbrett und schwieg.
Sein Gegner bewegte einen seiner Türme und Pjotr wirkte, als ob er nicht verstand, was dieser genau vorhatte.

„Mal sehen, ob du meine Taktik errätst?“, sagte der Volksarmist.
„Hmmm …“, machte der junge Waräger lediglich und dachte nach.
Eine Gruppe kleiner Kinder rannte an den beiden vorbei und ihre lauten, schrillen Stimmen rissen Pjotr aus seinem Zustand der Konzentration. Für einen kurzen Augenblick wandte er seinen Blick den Kleinen zu. Diese musterten die beiden Soldaten auf der Mauer mit großen Augen.
Balkov schenkte ihnen ein flüchtiges Lächeln und vertiefte sich wieder in das Schachspiel. Er ließ eines seiner Pferde vorrücken und kratzte sich am Kopf.
„Du nimmst dein Pferd und ich nehme jetzt …“, flüsterte der Offizier der Volksarmee leise vor sich hin.
„Das ist eben das Interessante am Schach: Man weiß nie, welchen Zug der Gegner als nächstes macht“, meinte Pjotr.
Sein Kamerad setzte einen weiteren Bauern ein Feld nach vorn, wobei er breit grinste. Es verging eine weitere Viertelstunde und die beiden Männer waren inzwischen voll und ganz mit den Gedanken in ihrem Spiel versunken.
Balkov sah sich zu den Kindern um, die die beiden Schachspieler noch immer neugierig beäugten. Er lächelte ihnen abermals zu. Ein kleines Mädchen kicherte und tuschelte etwas. Dann winkte es Pjotr flüchtig zu und verschwand mit den anderen Kindern in einer Nebenstraße.
Der Offizier der Volksarmee sah nachdenklich auf die Uhr und dann wieder auf das kleine Schachbrett vor sich, während Balkov den blauen Himmel über sich betrachtete und seinen Blick über die umliegenden Häuser schweifen ließ.
„Du bist am Zug!“, bemerkte der Volksarmist und tippte ihm auf die Schulter.

Der Waräger antwortete nicht, er blickte indes nur gedankenverloren zum Brandenburger Tor herüber.
„Was ist denn? Du bist dran!“, brummte sein Spielpartner noch einmal.
Plötzlich zeriss ein dumpfes Grollen in einigen Hundert Metern Entfernung die Stille und ein gleißendes Licht erfüllte den Horizont. Pjotr starrte für den Bruchteil einer Sekunde auf das unheimliche Schauspiel vor seinen Augen. Blankes Entsetzen schoss ihm in die Glieder und tief in seinem Inneren wusste er, dass dieses grelle Licht das Letzte sein würde, was er je sah.

Wilden hatte sich fest vorgenommen, Agatha, Julia und den kleinen Friedrich zu beruhigen und war extra nach Ivas gefahren, um nach ihnen zu sehen. Doch auch er selbst stand noch immer unter Schock, hatte Mühe einen klaren Gedanken zu fassen. Der Außenminister hatte es heute morgen gehört und sich von Tschistokjow, der ebenfalls wie vom Blitz getroffen zusammengesunken war, die Erlaubnis geholt, zu seiner Familie nach Litauen zu fahren.
Als Wilden endlich zu Hause angekommen war, wurde er von Julia, die die Hiobsbotschaft erst vor einer Stunde durch die Nachrichten erfahren hatte, unter Tränen begrüßt. Er ging ins Wohnzimmer, wo Agatha und Friedrich schweigend auf dem Sofa saßen.
„Ihr … ihr dürft jetzt nicht die Nerven verlieren“, stammelte er, während seine Frau laut zu weinen begann.
„Frank hat sich bei mir gemeldet, er lebt. Gott sei Dank!“, sagte Julia verstört und klammerte sich an ihren Vater.
„Geht es jetzt los?“, wimmerte Agatha. Sie nahm Friedrich in den Arm.
„Was soll ich sagen? Ich kann …“, murmelte Wilden leise.

Julia winkte Friedrich zu sich, brachte ihn ins Kinderzimmer. „Das ist nichts für kleine Jungs. Spiel ein bisschen mit Papas Orks, aber mach sie nicht kaputt."
„In Ordnung!", wisperte der Junge und sah seine Mutter besorgt an. „Was ist denn passiert, Mama? Sag es mir doch!"
„Spiel mit Papas Figuren, Friedrich."
„Aber Papa sagt immer, ich darf da nicht dran …"
„Heute darfst du es!", hauchte Julia und schluckte einige Tränen herunter. Daraufhin schloss sie die Tür des Kinderzimmers wieder und ging zurück ins Wohnzimmer.
Inzwischen hatte Wilden seine Frau in den Arm genommen, beide starrten ausdruckslos ins Leere.
„Hat Artur schon etwas gesagt? Was will er jetzt tun?", fragte Julia und versuchte, gefasst zu wirken.
„Ich weiß es nicht. Nein, er steht noch zu sehr unter Schock. Damit hat er nicht gerechnet – und ich auch nicht. Diese verfluchten Schweine", flüsterte Wilden.
„Aber er muss jetzt etwas tun! Vielleicht sollten sich unsere Truppen wieder aus Westeuropa zurückziehen, um eine Eskalation zu verhindern", meinte Julia.
Ihr Vater lächelte gequält und erwiderte: „Artur wird das niemals tun. Er ist notfalls zu allem bereit. Ich kenne ihn besser als du. Nein, er wird keinen Meter zurückweichen! Außerdem würde ein Rückzug nicht den ersehnten Frieden bringen. Im Gegenteil, dann wüssten die Logenbrüder, dass sie uns diesmal wirklich getroffen haben."
„Gott im Himmel! Wie wird Artur denn jetzt reagieren?", schrie Julia verzweifelt.
„Ich muss gleich wieder zurück nach St. Petersburg. Wir werden heute Abend alles Weitere mit ihm besprechen. Anschließend verlassen wir sofort die Stadt. Wir werden uns jetzt lange Zeit nicht mehr sehen, mein Schatz. Ihr

müsst von nun an in Ivas bleiben und dürft auf keinen Fall in irgendeine größere Stadt fahren. Habt ihr das verstanden? Hier seid ihr halbwegs sicher!", sagte Wilden.
Julia und Agatha schwiegen und begannen wieder, leise zu weinen. Thorsten schwieg nun auch, denn diesmal wusste der ansonsten so wortgewandte Mann nichts mehr zu sagen. Er verharrte auf seinem Stuhl und starrte erneut ins Leere.

Vier Atombomben hatten die Metropole Berlin am 12. Mai des Jahres 2051 vom Antlitz der Erde getilgt und innerhalb von Minuten über 3 Millionen Menschenleben ausgelöscht. Von der größten Stadt Deutschlands war nach diesem Angriff nicht viel mehr als eine rauchende, verstrahlte Trümmerwüste übriggeblieben.
Die Weltregierung hatte mit diesem Schritt eine neue, furchtbare Phase des Krieges eröffnet und gezeigt, dass sie es mit ihren Drohungen mehr als ernst meinte. Berlin, als alte Hauptstadt des deutschen Staates, egal wie verkommen sie inzwischen gewesen war, hatte noch immer ein Symbol dargestellt. Und es war den Logenbrüdern darum gegangen, genau dieses Symbol zu vernichten. Nun existierte die Metropole nicht mehr und an ihre Stelle war eine mit zahllosen verkohlten Leichen bedeckte, apokalyptische Mondlandschaft getreten.
Weder Artur Tschistokjow, noch seine Freunde und Berater, hatten damit gerechnet, dass die Weltregierung als nächstes einen derart brutalen Gegenschlag unternehmen würde. Einige Tage lang waren sie alle wie gelähmt.
Das Gleiche galt für Frank und Alfred. General Kohlhaas war zu seinem großen Glück mit einigen Warägerverbänden inzwischen bis nach Rathenow vorgestoßen, so dass er dem nuklearen Feuersturm, der so gut wie alles Leben in Berlin ausradiert hatte, entkommen war.

Bäumer hingegen war schon vor einigen Tagen in ein Krankenhaus nach Frankfurt an der Oder gebracht worden und war ebenfalls zu weit von der Katastrophe entfernt gewesen, um Schaden nehmen zu können. Trotzdem waren durch den Atomschlag etwa 200.000 Volksarmisten vernichtet worden, zudem eine Vielzahl von Panzern und Flugzeugen.

Allein dafür hatte sich der Kernwaffeneinsatz aus Sicht der Logenbrüder bereits „gelohnt". Doch der wichtigste Grund für den Atombombenabwurf auf Berlin war die psychologische Schockwirkung, die er auf die Rus und auch die übrige Welt ausübte. Milliarden Menschen stockte der Atem, als sie hörten, was in Mitteleuropa geschehen war, und welche entsetzlichen Konsequenzen daraus entstehen konnten.

Der Weltpräsident trat schließlich vor die Kameras der Fernsehsender und „bedauerte" die Tatsache, dass der Weltverbund zu solchen Mitteln hatte greifen müssen, um Tschistokjows Vormarsch zu stoppen.

„Der russische Diktator hatte selbst vor, einige Städte in Europa, Nordamerika und im Nahen Osten mit Atomwaffen zu bombardieren, wie aktuelle GSA-Berichte beweisen. Es blieb uns keine andere Wahl!", log das Oberhaupt des Weltverbundes in der Öffentlichkeit.

Die von den Logenbrüdern kontrollierten Massenmedien setzten ihre altbewährte Verdrehungstaktik in den nächsten Tagen und Wochen unbeirrt fort und relativierten den Atombombenangriff auf Berlin mit allen Mitteln der Lüge.

Und während die Welt in Schockstarre verfiel, raste auch der konventionelle Krieg an der russischen Südfront, in Asien und Europa weiter über die zerstörten Landschaften und wurde immer schrecklicher. Auf den Weltmeeren standen sich Kriegsflotten in blutigen Seegefechten gegen-

über und riesige Schwärme aus Bombern ebneten ganze Städte unter sich mit ihrer todbringenden Fracht ein.
Der Vormarsch der Volksarmee der Rus war durch die nukleare Vernichtung Berlins jedenfalls zunächst gestoppt worden und Tschistokjow ließ seine Soldaten auf die Frontlinie östlich von Berlin zurückfallen.
Der russische Souverän wusste in diesen Tagen selbst nicht, was er nun tun sollte, denn er war eigentlich nicht bereit, den Atomwaffenangriff des Weltverbundes mit den gleichen Mitteln zu beantworten. Nicht anders erging es Präsident Matsumoto in Japan, der sich kaum von der Schreckensnachricht aus Europa erholen konnte.

Artur Tschistokjow, Außenminister Wilden und die anderen Mitglieder des russischen Kabinetts verharrten nach wie vor in einem Zustand aus Verwirrung und Entsetzen. Der Anführer der Rus tigerte bereits seit Stunden durch die Gänge des Präsidentenpalastes in St. Petersburg und kam einfach nicht zur Ruhe. Schließlich war er in seinen Büroraum in der obersten Etage zurückgekehrt und sinnierte mit seinen Getreuen über das weitere Vorgehen in diesem Krieg.
„Können wir uns überhaupt ausreichend verteidigen, Artur?“, wollte Wilden von Tschistokjow wissen und bat ihn um eine ehrliche Antwort.
„Ja, mir du musst glauben, Thorsten! Wir können das!“, erwiderte der russische Staatschef zerknirscht auf Deutsch.
„Auch gegen Atomwaffenangriffe?“
„Ja, ich denken schon!“
Jetzt wechselte Tschistokjow wieder in die russische Sprache, fragte seine Minister und Generäle, ob sie inzwischen schon etwas von Peter Ulljewski gehört hätten.

Doch diese schüttelten lediglich die Köpfe und sagten, dass sie glaubten, der ADR-Chef wäre zuletzt im Umkreis von Dresden gesehen worden.
Schließlich redete Wilden wieder auf Tschistokjow ein und löcherte ihn mit Fragen bezüglich einer Abwehrstrategie gegen Kernwaffenbeschuss. Verteidigungsminister Lossov fiel ihm ins Wort.
„Wir arbeiten an einigen neuartigen Waffen, um uns gegen derartige Angriffe zu schützen. Die Entwicklung steht kurz vor dem Abschluss, aber die Geräte sind noch nicht voll einsatzbereit", erklärte Lossov.
„Was für Geräte?", wollte der Außenminister wissen.
„Das ist nach wie vor streng geheim. Es dauert noch ein paar Wochen, bis wir mit der Herstellung beginnen können", gab der Russe zurück.
Auf einmal öffnete sich die Tür des Büros und Tschistokjows Sekretär kam hereingestürmt. Die versammelten Männer schreckten auf und der Anführer der Rus fuhr ihn barsch an: „Wie wäre es, wenn Sie in Zukunft anklopfen, Herr Medbedow?"
„Es tut mir Leid, Herr Präsident! Ich muss Ihnen etwas mitteilen. Bitte setzen Sie sich erst einmal", antwortete dieser nervös.
„Was ist denn?", brummte Tschistokjow.
„Ich habe eine sehr unangenehme Nachricht für Sie, Herr Präsident?"
„Dann reden Sie endlich!"
„Herr Peter Ulljewski ist bei dem Atombombenangriff auf Berlin ums Leben gekommen. Das ist heute Morgen als Meldung vom Oberkommando durchgekommen", erklärte der Sekretär.
Artur Tschistokjow riss die Augen auf und starrte seinen Mitarbeiter mit offenem Munde an.

„Was?“, schrie er.
„Ja, es tut mir Leid, Herr Präsident!“
„Das kann nicht sein! Peter war doch in Dresden oder nicht?“
„Nein, das ist leider nicht richtig. Er war an besagtem Tag mit einigen ADR-Trupps in Berlin unterwegs“, berichtigte ihn der Sekretär.
„Ganz sicher?“, stammelte Tschistokjow.
„Ja, Herr Präsident! Ganz sicher!“
Der Anführer der Freiheitsbewegung schwieg für einige Minuten und sprang dann mit Tränen in den Augen aus seinem Bürostuhl. Er hastete zum Fenster, unverständliche Satzfetzen vor sich hin brabbelnd. Wilden und einige andere versuchten, ihn zu beruhigen, aber die Nachricht vom Tode seines besten und ältesten Freundes war zu viel für Artur Tschistokjow. Er stieß einen klagenden Schrei aus und begann dann wie ein kleines Kind zu lamentieren.
„Nicht Peter! Oh, Gott! Nein!“, wimmerte er.
Wilden fasste ihn an der Schulter, wollte ihn an sich drücken, doch Tschistokjow schüttelte seine Hand ab und rannte zum anderen Ende des Raumes. Dann drehte er sich um und stellte sich vor seine Getreuen. Für einen Augenblick rang er nach Luft, suchte nach den passenden Worten. Schließlich sagte er: „St. Petersburg, Minsk, Moskau, Kiew und alle größeren Städte des Nationenbundes müssen ab morgen evakuiert werden.“
„Was hast du vor, Artur?“, fragte Wilden verunsichert.
„Sie werden es wieder tun und diesmal werde ich ihnen antworten“, knurrte Tschistokjow mit einem Anflug von traurigem Jähzorn.
„Was wollen Sie unternehmen, Herr Präsident?“, hakte ein russischer General nach.

Der Anführer der Rus strich sich durch seine blonden Haare, wischte sich einige Tränen aus dem Gesicht. Dann blickte er seine Mitstreiter mit vor Wut flackernden Augen an. „Ich werde ihre Nester ausräuchern!“, schrie er und ballte die Fäuste.

Frank hatte die Front für einige Tage verlassen und war nach Frankfurt an der Oder gefahren, um Alf im Krankenhaus zu besuchen. Inzwischen hatte die Volksarmee den Vormarsch nach Westen gestoppt. Das Oberkommando hatte den Befehl gegeben, zunächst einmal östlich von Berlin eine vorläufige Frontlinie zu bilden. Der nukleare Terrorangriff auf Berlin hatte die Rus gestoppt. Kohlhaas versuchte hingegen, die nagenden Sorgen und Ängste in seinem Kopf zu unterdrücken, allerdings freute er sich darauf, seinen besten Freund wiederzusehen.
„Zimmer 234 …“, sagte er leise zu sich selbst und lief einen langen Korridor herunter.
Mehrere Ärzte kamen ihm entgegen, musterten ihn mit flüchtigen Blicken. Schließlich betrat er das Krankenzimmer, in dem Alf zusammen mit sechs weiteren Verwundeten lag. Zwei der Männer schliefen, sie waren schwer verletzt, die anderen lächelten ihm zu und begrüßten ihn. Bäumer richtete sich leise stöhnend auf und sagte: „Endlich! Ich habe mir schon Sorgen um dich gemacht, alter Junge.“
„Ich lebe noch, wie du siehst …“, antwortete Frank, sich neben Alfs Bett auf einen Stuhl setzend.
„Mir geht es auch wieder relativ gut. Die haben mir die Kugel aus dem Arm entfernt. Wird wieder alles verheilen, haben sie gesagt“, erklärte der Hüne.
„Dann bin ich ja beruhigt“, meinte Frank und nickte mit ernstem Blick.

Sein Freund rückte sich das Kissen hinter dem Rücken zurecht, er schnaufte, hielt sich den Kopf. „Ich habe gestern mit Svetlana telefoniert. Ihr und Sieglinde geht es auch gut."
Frank lächelte und reichte Alf ein Glas Mineralwasser. Dieser ließ sich brummend zurücksinken und meinte: „Ich wäre auch in Berlin gewesen, wenn sie mich nicht vorher angeschossen hätten. Verfluchte Scheiße!"
„Alles purer Wahnsinn …", murmelte Kohlhaas.
„Was wird denn jetzt passieren? Wird Artur auf die gleiche Weise zurückschlagen? Wird das am Ende ein verdammter Atomkrieg?", sorgte sich Alf. Er sah seinen Freund entsetzt an.
Dieser zuckte mit den Achseln und sagte nichts. Schließlich stand Bäumer auf und legte Frank die Hand auf die Schulter. „Was meinst du denn dazu? Sag doch was!"
„Du kennst Artur und du kennst unsere Feinde. Keine Seite wird aufgeben, ich kann dir diese Frage einfach nicht beantworten …"
„Ich habe große Angst, Frank!", gestand Alfred schwer atmend. „Wie soll es denn jetzt weitergehen?"
„Wenn wir ehrlich zu uns sind, dann kennen wir die Antwort doch bereits, oder? Möge Gott uns helfen, bei dem, was nun kommen wird!", flüsterte Frank und starrte auf den Boden.

Glossar

Abwehrsektion der Rus (ADR)
Der Geheimdienst und die politische Polizei des Nationenbundes der Rus.

DC-Stick
Der „Data Carrier Stick" (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Freiheitsbewegung der Rus
Politische Revolutionsbewegung unter Führung von Artur Tschistokjow, die nach dem Ende des russischen Bürgerkrieges im Jahre 2042 in Weißrussland, Russland, dem Baltikum und der Ukraine die Macht übernommen hat.

Global Control Force (GCF)
Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)
Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)
Die GSA ist der gefürchtete internationale Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe
Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als globale Währungseinheit eingeführt. Jeder Verwaltungssektor der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel akzeptieren.

Nationenbund der Rus
Von Artur Tschistokjow beherrschtes Staatsgebilde, das Weißrussland, das Baltikum, die Ukraine und Russland bis zum Uralgebirge umfasst.

Scanchip
Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr abgeschafft und jeder Bürger hat nur noch ein Scanchip-Konto.
Weiterhin ist ein Scanchip eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Weltregierung
Die Weltregierung beherrscht seit 2018 den gesamten Planeten. Lediglich der Nationenbund der Rus und Japan sind eigenständige Staatsgebilde, die sich in der Zeit nach 2032 im Zuge von Artur Tschistokjows Revolution bzw. dem japanischen Unabhängigkeitskrieg gebildet haben. Das von der Weltregierung beherrschte Imperium wird auch als „Weltverbund“ bezeichnet.

Weitere Romane von Alexander Merow:
Jetzt überall im Buchhandel erhältlich!



Alexander Merow

Beutewelt I
Bürger 1-564398B-278843

ISBN 78-3-86901-839-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 12x19
250 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die Welt im Jahr 2028: Die Menschheit befindet sich im Würgegriff einer alles überwachenden Weltregierung. Frank Kohlhaas, ein unbedeutender Bürger, fristet sein trostloses Leben als Leiharbeiter in einem Stahlwerk, bis er eines Tages durch ein unglückliches Ereignis mit dem tyrannischen Überwachungsstaat in Konflikt gerät. Er wird im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens zu fünf Jahren Haft verurteilt und verschwindet in einer Haftanstalt, wo er einem grausamen System der Gehirnwäsche ausgesetzt wird. Mental und körperlich am Ende, wird er nach acht Monaten in ein anderes Gefängnis verlegt. Auf dem Weg dorthin geschieht das Unerwartete. Plötzlich verändert sich alles und Frank befindet sich zwischen den Fronten.



Alexander Merow

Beutewelt II
Aufstand in der Ferne

ISBN 978-3-86901-970-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 19x12
251 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Unterdrückung und Manipulation sind im Jahre 2030 an der Tagesordnung. Nur ein einziger Staat hat sich mutig aus dem Versklavungssystem der Weltregierung herausgelöst und unabhängig gemacht: Japan. – Frank Kohlhaas, Alfred Bäumer und Millionen unzufriedene Menschen in allen Ländern richten in diesen finsteren Tagen ihren Blick voller Hoffnung auf den japanischen Präsidenten Matsumoto, welcher seinem Volk die Freiheit erkämpft hat. Doch die Mächtigen denken nicht daran, den abtrünnigen Staat in Ruhe zu lassen und überschütten ihn mit Verleumdung. Sie bereiten einen Großangriff auf Japan vor, um die rebellische Nation zu zerschlagen. Frank und Alfred beschließen, als Freiwillige am japanischen Freiheitskampf teilzunehmen. Schon bald spitzt sich die Situation immer weiter zu und die beiden Rebellen befinden sich in auswegloser Lage …



Alexander Merow

Beutewelt III
Organisierte Wut

ISBN 978-3-86268-162-4
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
246 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die wirtschaftliche Situation in Europa ist im Jahre 2033 hoffnungsloser denn je.
Die Weltregierung presst die von ihr beherrschten Länder erbarmungslos aus.
Artur Tschistokjow, ein junger Dissident aus Weißrussland, übernimmt die Führung der Freiheitsbewegung der Rus, einer kleinen Widerstandsgruppe, die im Untergrund gegen die Mächtigen kämpft.
Während sich in Weißrussland eine furchtbare Wirtschaftskrise anbahnt, bauen die Rebellen eine revolutionäre Bewegung auf, der sich immer mehr Unzufriedene anschließen. Unter Führung des zu allem entschlossenen Tschistokjow, folgen auch Frank und seine Gefährten dem Rebellenführer, bis es für sie nur noch die Flucht nach vorn gibt …



Alexander Merow

Beutewelt IV
Die Gegenrevolution

ISBN 978-3-86268-565-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
264 Seiten, Preis: 12,90 EUR

Weißrussland und Litauen können unter der Regierung Artur Tschistokjows aufatmen. Doch sein Versuch, die Rebellion gegen die Weltregierung auf ganz Russland auszuweiten, ist von Rückschlägen begleitet. Eine rivalisierende Revolutionsbewegung taucht scheinbar aus dem Nichts auf und zieht Millionen unzufriedene Russen in ihren Bann. Frank Kohlhaas und sein Freund Alfred Bäumer geraten als Kämpfer der Freiheitsbewegung mitten in den Konflikt um die Macht in Russland. Diesmal scheint es für Frank kein gutes Ende zu nehmen …



Alexander Merow

Beutewelt V
Bürgerkrieg 2038

ISBN 978-3-95488-229-8
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 19x12
283 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Der Bürgerkrieg zwischen Kollektivisten und Rus bricht in voller Härte aus. Die Weltregierung greift ein und unterstützt Tschistokjows Gegner mit Waffen und Geld, während die Freiheitsbewegung der Rus an Boden verliert. Unterdessen beginnt Kollektivistenführer Uljanin im Auftrag der Logenbrüder, ganz Russland mit seiner Übermacht zu erobern und die Freiheitsbewegung zu vernichten. Die Lage scheint aussichtslos. Und zu allem Unglück ist auch General Frank Kohlhaas, der Anführer von Tschistokjows Warägergarde, nach wie vor spurlos verschwunden…

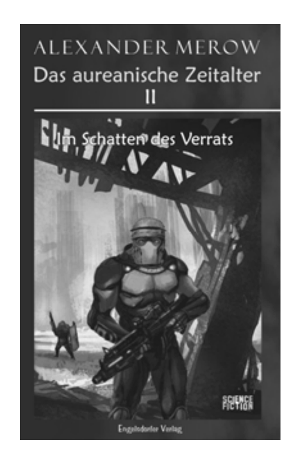


Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter I

ISBN 978-3-86268-299-7
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
301 Seiten, Preis: 12,95 EURO

In einer fernen Zukunft herrscht das Goldene Reich, das älteste und mächtigste Imperium der Menschheit, über die Erde und ihre Kolonieplaneten. Flavius Princeps, ein junger Mann aus gutem Hause, lebt ein sorgloses Leben in Wohlstand und Überfluss. Doch mit dem Amtsantritt eines neuen Imperators, welcher umfassende Reformen im Goldenen Reich durchführen will, ändert sich die Situation dramatisch. Der ehrgeizige Herrscher trifft bei seinen Vorhaben auf den erbitterten Widerstand der reichen Senatoren und schon bald wird das Imperium von politischen Intrigen erschüttert. Unerwartete Ereignisse nehmen ihren Lauf und es dauert nicht lange, da bekommt auch die heile Welt von Flavius Risse und er wird in einen Machtkampf gewaltigen Ausmaßes hineingezogen …



Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter II

ISBN 978-3-86268-834-0
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
291 Seiten, Preis: 12,95 EURO

Nach dem Thracan-Feldzug freuen sich Flavius und sein Freund Kleitos darauf, endlich nach Terra zurückzukehren. Doch diese Hoffnung währt nicht lange, denn Oberstrategos Aswin Leukos schickt die Soldaten der 562. Legion auf eine Erkundungsmission ins Nachbarsystem, während der Rest der terranischen Streitkräfte zur Erde zurückfliegt. Nicht ahnend, welcher Verrat sich inzwischen hinter seinem Rücken abgespielt hat, gerät Leukos in eine geschickt konstruierte Falle des neuen Imperators Juan Sobos. Währenddessen finden sich Flavius, Kleitos und ihre Kameraden auf dem Eisplaneten Colod wieder, auf dem es einige seltsame Vorfälle zu untersuchen gibt. Was anfangs nach einem gewöhnlichen Routineeinsatz aussieht, entwickelt sich bald zu einem verzweifelten Kampf ums Überleben …



Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter III
Die Hölle von Thracan

ISBN 978-3-95488-537-4
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
310 Seiten, Preis: 12,95 EURO

Flavius, Kleitos und die Überlebenden der 562. Legion kehren nach Thracan zurück, wo der Kampf zwischen Aswin Leukos und den Optimaten bereits in vollem Gange ist. Ehe sie sich versehen, finden sie sich auf dem Schlachtfeld wieder, während der Bruderkrieg immer mehr eskaliert und sich auf das gesamte Proxima Centauri System ausweitet. Nero Poros, der Anführer der verräterischen Optimaten, fasst den Plan, die gegnerische Armee auf dem Nordkontinent auszuhungern. Es dauert nicht lange, da sind Milliarden Leben in Gefahr …

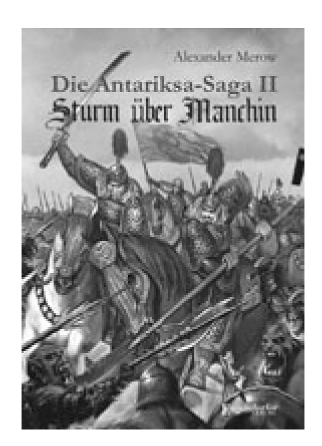


Alexander Merow

Die Antariksa-Sage I
Grimzhag der Ork

ISBN 978-3-95488-015-7
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
245 Seiten, Preis: 12,95

Grimzhag, der Sohn des Orkhäuptlings Morruk, und seine Stammesgenossen fristen in den kargen Steppen des Nordens ein trostloses Dasein. Als die Orks einen besonders harten Winter überstehen müssen, entschließen sich Grimzhag und einige der anderen Krieger zu einem Raubzug bei den Menschen, um Nahrung für ihren Stamm zu beschaffen. Sie treffen auf Zaydan Shargut, einen undurchsichtigen Kaufmann, der ihnen ein verlockendes Angebot macht. Doch der Pakt mit den Menschen beschwört eine Katastrophe herauf …

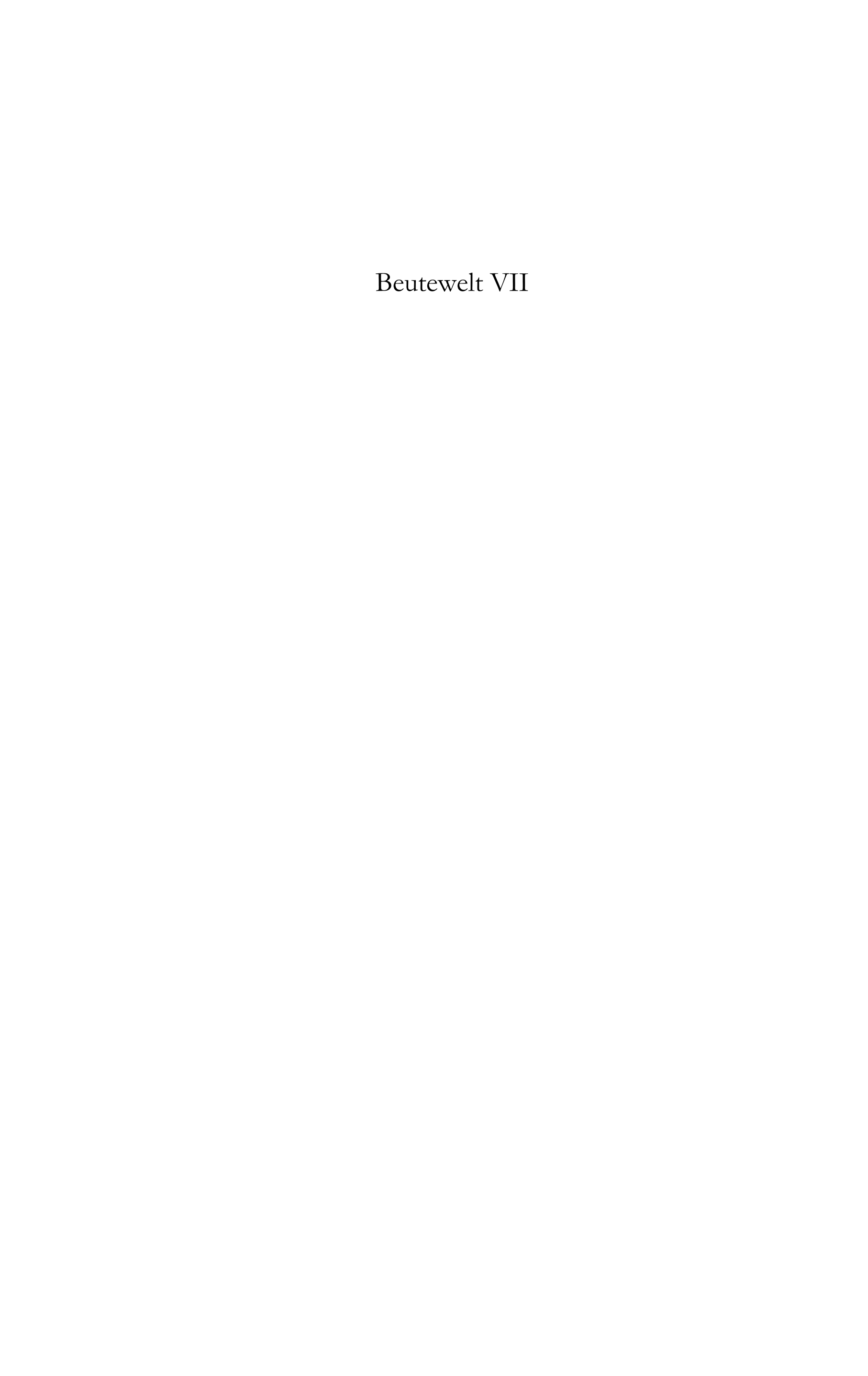


Alexander Merow

Die Antariksa-Saga II
Sturm über Manchin

ISBN 978-3-95488-737-8
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
249 Seiten, Preis: 12,95

Nachdem Grimzhag das Land der Khuzbaath erobert hat, macht er sich daran, sein eigenes Reich aufzubauen. Als der Orkkönig eine wichtige Handelsstraße sperren lässt, ruft das Zaydan Shargut und die anderen Kaufleute auf den Plan. Der einflussreiche Händler unternimmt im Gegenzug alles, um Grimzhag zu Fall zu bringen. Bald ist selbst der Himmelskaiser von Manchin in einem Netzwerk aus Intrigen gefangen und die Zeichen stehen auf Krieg …



Beutewelt VII

Alexander Merow

BEUTEWELT VII

Weltenbrand

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2015

Bibliografische Information durch die Deutsche National-
bibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://dnb.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-95744-594-0

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,90 Euro (D)

Inhalt

Der Dritte Weltkrieg

General Kohlhaas betrachtete den Horizont und sah einigen Vögeln zu, die langsam durch die Lüfte glitten. Hinter ihm standen ein Dutzend schwere Gunjin Panzer und drei mobile Geschütze, weiterhin einige Soldaten der Warägergarde, der Elitetruppe der Volksarmee. Etwas weiter entfernt hatten seine Männer ihr Lager aufgeschlagen. Alle warteten bereits seit mehreren Tagen auf eine Entscheidung des Oberkommandos.

Tschistokjows Soldaten hatten sich nach der atomaren Vernichtung Berlins wieder nach Osten zurückgezogen. Dieser Krieg hatte die nächste Stufe erklommen, das wusste Frank tief in seinem Inneren. Der Schrecken, der nun kommen würde, war nicht mehr aufzuhalten. Die Logenbrüder hatten seine Geburtsstadt mit einem furchtbaren Nuklearschlag vom Antlitz der Erde gefegt. Frank war noch immer schockiert und verstört aufgrund dieses barbarischen Aktes.

„Es war dir doch von Anfang an klar gewesen, oder?“, sagte er leise zu sich selbst. „Warst du tatsächlich so naiv, zu glauben, dass sie vor dem Einsatz von Atomwaffen zurückschrecken würden? Nein, Frank, du wusstest von Anfang an, dass sie es eines Tages tun würden.“

Über 3 Millionen Menschen waren in den Feuerstürmen der Atombomben verglüht, ganze Straßenzüge von der nuklearen Hölle verschluckt worden; große und kleine Häuser, schöne und hässliche Gebäude, Frauen, Kinder, Greise – der atomare Tod hatte keine Unterschiede gemacht und einfach alles ausgetilgt.

Frank ging noch einige Meter geradeaus, um für einen Moment ganz für sich zu sein. Niemand sollte ihn in diesem Zustand sehen, ihn, den „Achilles von Weißrussland“, den größten Helden der Volksarmee. Wie hatte ihn die Kriegspropaganda der Rus schon verherrlicht, seinen Mythos als unverwundbaren, furchtlosen Recken aufgebaut und genährt. Und das war jetzt der große „Achilles“, diese verunsicherte, depressive und müde Jammergestalt, die irgendwo in Ostdeutschland auf einer Wiese stand und nicht mehr ein noch aus wusste.

„Warum hast du mir dieses Leben gegeben, Gott?“, flüsterte er, den Blick zum Himmel gewandt. „Warum hast du mich in dieses Zeitalter der Finsternis geschickt? Was habe ich in meinen früheren Leben verbrochen, dass du mir das antun musstest?“

Kohlhaas dachte an seine geliebte Julia und seinen Sohn Friedrich, die sich im kleinen Dörfchen Ivas im fernen Litauen verkrochen hatten und darauf warteten, dass dieser Krieg mit all seinen alptraumhaften Schrecken weiterging. Und so wie sie zitterten Milliarden Menschen in allen Erdteilen, wissend, dass der Tod seine riesige Sense gerade erst erhoben hatte. Über kurz oder lang würde der atomare Gegenschlag folgen, denn Artur Tschistokjow würde niemals kapitulieren und konnte diesen Terrorangriff auch nicht ignorieren. Die Vernichtung Berlins war demnach nur der Auftakt zu einem Reigen des Entsetzens, der nun auf die unglückliche Menschheit wartete. Frank war felsenfest davon überzeugt und sein Instinkt hatte ihn bisher nur selten getäuscht.

Sein bester Freund, Alfred Bäumer, lag noch immer in einem Krankenhaus in Frankfurt an der Oder. Er hatte Berlin aufgrund einer Armverletzung verlassen müssen,

was zugleich sein großes Glück gewesen war. Und auch Frank selbst hatte sich mit einigen seiner Trupps bereits aus der ehemaligen Hauptstadt Deutschlands entfernt gehabt, als die Atombomben eingeschlagen hatten. Sonst wäre auch er nicht mehr am Leben, sinnierte der General, während er von immer größerer Panik ergriffen wurde.

Nach einer Weile kehrte Kohlhaas schließlich wieder ins Lager zurück, um sich in seinem Kommandostand zu verkriechen. Was als nächstes passierte, konnte er lediglich erahnen; verhindern konnte er es jedoch nicht. Auch ein „Achilles von Weißrussland“ hatte nicht die Kraft, den ins Rollen gebrachten Stein noch aufzuhalten. Nein, dafür waren selbst die größten Helden zu schwach.

Artur Tschistokjow und der Führungsstab des Nationenbundes der Rus befanden sich inzwischen in einem Atombunker am Fuße des Uralgebirges, tief unter der Erde. Akira Mori, der japanische Außenminister, hatte den russischen Präsidenten um eine Unterredung gebeten. Er war sofort nach Russland geflogen, nachdem er die Nachricht vom Atombombenabwurf auf Berlin erhalten hatte. Mori machte keinen Hehl daraus, dass weder er noch Präsident Matsumoto wussten, wie sie auf die neue Situation reagieren sollten.

Nun redeten und diskutierten die Männer schon seit Stunden über das Für und Wider eines atomaren Gegenschlages. Matsumoto hatte Tschistokjow ausrichten lassen, dass Japan einen nuklearen Schlagabtausch mehr als alles andere fürchtete und keineswegs bereit war, sich auf das Spiel der Weltregierung einzulassen. Der russische Staatschef hingegen betonte, dass es jetzt notwendig war, dem Feind die eigene Entschlossenheit zu beweisen.

„Sie werden erst ruhen, wenn sie uns vernichtet haben. Das wird auch nicht der letzte Kernwaffenangriff des Weltverbundes sein, davon bin ich überzeugt. Wir müssen jetzt hart bleiben!“, meinte Tschistokjow verbittert, während ihn seine Getreuen und sein japanischer Gast verunsichert ansahen.

„Aber ein derartiger Wahnsinn ist doch keine Lösung“, bemerkte ein General der Volksarmee.

Der Anführer der Rus sah ihn an. „Was sollen wir denn tun? Warten, bis diese Verbrecher die nächsten Städte in Schutt und Asche legen? Sollen wir uns einfach abschlachten lassen, ohne uns zu wehren?“

„Ich weiß nicht, was wir tun sollen“, bemerkte Wilden resignierend und starrte an Tschistokjow vorbei. „Ich gebe es offen und ehrlich zu: Diesmal bin ich mit meinem Latein am Ende.“

Außenminister Mori saß mit versteinertem Gesicht auf einem Stuhl am anderen Ende des spartanisch eingerichteten Bunkerraumes. Er schwieg.

„Der einfache Bürger des Weltstaates, wie auch der einfache Bürger des Nationenbundes, hat kaum eine Ahnung, wer oder was unsere Feinde wirklich sind. Er weiß nicht, wie ihre führenden Köpfe denken und welche Dogmen und Doktrinen ihr Handeln bestimmen.

Diese Kräfte haben die Untugend zur Tugend erklärt, sie haben die Lüge zu ihrer Waffe gemacht und verehren sie als wirksames Kampfmittel gegen alle ihre Gegner. Wir sind jedoch die Eingeweihten, wir studieren ihre Pläne und Schriften seit vielen Jahren und haben ihre Teufelsfratzen schon lange hinter der Maske aus Verdrehung und Täuschung erkannt. Für diese Verbrecher sind wir nur die

geborenen Sklaven, nichts weiter als Tiere, deren Tötung gemäß ihren Lehren nicht einmal eine Sünde darstellt.

Sie halten sich für Auserkorene, die das Recht haben, alle Völker dieses Planeten zu unterjochen und notfalls auch zu vernichten, wenn sie sich zu wehren versuchen. Demnach dürfen wir nie vergessen, dass unsere Feinde selbst keinerlei Skrupel kennen und ihnen auch Millionen Menschenleben nichts bedeuten.

Unser Wissen verpflichtet uns daher, so zu handeln, wie wir handeln müssen, um nicht unterzugehen. Wir müssen hart sein, denn bei diesem Gegner ist nichts anderes denkbar. Glaube mir, Thorsten, es fällt mir unglaublich schwer, mich auf die gleiche grausame Stufe zu stellen, wie unser Feind, aber es bleibt mir keine andere Wahl. Sie lassen mir einfach keine andere Möglichkeit mehr. Möge Gott mir vergeben, bei dem, was ich jetzt anordnen muss!", sagte Tschistokjow zu Wilden mit belegter Stimme.

Dieser sagte nichts. Er schloss die Augen und strich sich mit der Hand durch seine schweißnassen Haare. Der alte Mann wusste, was ihm Artur Tschistokjow damit sagen wollte, und die anderen Anwesenden konnten sich ebenfalls denken, was als nächstes geschehen würde.

„Artur Tschistokjow hat diese Sprache verstanden!", hatte die Washington News Gazette am 15. Mai 2051 in ihrer Morgenausgabe verkündet. Damit spielte das Blatt auf die Tatsache an, dass sich die Volksarmee der Rus seit der Zerstörung Berlins immer weiter in die Gebiete östlich der verwüsteten Metropole zurückzog.

Die von den Logenbrüdern kontrollierten Medien verhöhnten Tschistokjow lauthals und berichteten hämisch vom allgemeinen Rückzug seiner Truppen aus Mitteleuro-

pa. Doch sie sollten sich einmal mehr in seiner Entschlossenheit täuschen. Das Oberhaupt des Nationenbundes war nämlich felsenfest davon überzeugt, dass nun Feuer mit Feuer bekämpft werden müsse.

Die Weltregierung hatte mit der ohne jede Vorwarnung vollzogenen Auslöschung Berlins ein Tabu gebrochen, das zwischen den beiden Kriegsparteien stillschweigend im Raum gestanden hatte: Sie hatte in diesem Konflikt erstmals von Kernwaffen Gebrauch gemacht.

Jetzt wollte Tschistokjow seinen Gegnern beweisen, dass auch der Nationenbund zu allem bereit war. London sollte das Ziel seiner nuklearen Vergeltung werden. Die englische Metropole, die seit langer Zeit eines der wichtigsten Machtzentren der internationalen Logenorganisation darstellte, sollte nun als Rache für den Angriff auf Berlin in Schutt und Asche gelegt werden. Viele von Tschistokjows Beratern und Freunden, genau wie der japanische Präsident Matsumoto selbst, hatten diesen gebeten, von einem derart brutalen Gegenschlag Abstand zu nehmen, doch der Anführer der Rus ließ sich nicht mehr beirren. Er betonte, dass seine Feinde bald ohnehin weitere Städte in Russland und Japan mit Atomraketen bombardieren würden.

„Wir müssen hart sein!“, predigte Tschistokjow wieder und wieder.

Längst hatte der russische Souverän seine Hauptstadt St. Petersburg, wo die Evakuierung der Millionenbevölkerung noch immer in vollem Gange war, mit seinem Führungsstab verlassen, um sich in einem riesigen Atombunker im Nordwesten des Uralgebirges zu verbergen. Hier wollte er ausharren – notfalls bis zum bitteren Ende eines Krieges, in dem nun auch die furchtbarsten Vernichtungswaffen eingesetzt wurden.

Am 01.06.2051 erhielt der Weltverbund schließlich die Antwort auf die Zerstörung Berlins. Artur Tschistokjow ließ sieben Wasserstoffbomben auf verschiedene Gebiete des Londoner Ballungszentrums abfeuern. Es war gegen 5.00 Uhr morgens, als das Inferno über die noch verschlafene Stadt hereinbrach und riesige Atompilze mit unheimlichem Getöse in den blutroten Morgenhimmel wuchsen. Die Bevölkerung Londons war bisher nur zu einem geringen Teil in die außerhalb der Riesenstadt gelegenen Gebiete evakuiert worden, denn Jerry Diamond, der Sub-Gouverneur der britischen Inseln, hatte nicht ernsthaft mit einem atomaren Vergeltungsangriff des Nationenbundes gerechnet.

Als die tosenden Feuerorkane der Massenvernichtungswaffen jedoch durch das Häusermeer Londons rasten, war es für die Bevölkerung zu spät. Über 8 Millionen Menschen starben bei dem grausamen Vernichtungsschlag, der den gesamten Ballungsraum rund um die größte Stadt Europas vollkommen dem Erdboden gleichmachte.

Die Menschen in allen Erdteilen hielten den Atem an, als sie die Schreckensnachricht erfuhren; sie dachten mit Entsetzen daran, was sie erwartete, wenn sich nun beide Seiten in einer Kettenreaktion mit Atomwaffen beschossen. Inzwischen konnte niemand mehr daran zweifeln, dass der Dritte Weltkrieg, jener Alptraum, der die Menschheit seit über 100 Jahren quälte, endgültig begonnen hatte.

Indes gingen auch die Kämpfe in Ostdeutschland unbarmherzig weiter. Über 2 Millionen GCF-Soldaten waren mittlerweile auf die Volksarmee der Rus getroffen und lieferten sich blutige Schlachten zwischen der Ostseeküste und der Grenze zu Tschechien. Zugleich gewannen die internationalen Streitkräfte auch im Süden Russlands

immer mehr an Boden. Mitte Juni waren sie schon fast bis nach Wolgograd vorgedrungen.

In Ostasien wurde Matsumotos Reich derweil zunehmend von der Kriegsflotte der Weltregierung unter Beschuss genommen, während sich Millionen Soldaten auf die Invasion Japans vorbereiteten.

Julia meldete sich am anderen Ende der Leitung, sie hörte sich müde und traurig an. Die junge Frau stieß ein leises Seufzen aus und schwieg dann für einen Augenblick. Schließlich fragte sie: „Wie schlimm ist es bei euch da draußen?“

„Jetzt ist hoffentlich erst einmal für ein paar Stunden Ruhe. Vielleicht bis morgen früh, dann marschieren wir weiter. Es ist immer das Gleiche: Vorrücken, kämpfen, verrecken. Ich warte noch auf die Entscheidung des Oberkommandos“, stöhnte Frank.

„Friedrich hat ein Bild für dich gemalt“, antwortete Julia, bemüht, ihren Mann irgendwie aufzuheitern.

„Das ist schön. Wäre ich doch bei euch in Ivas“, flüsterte dieser leise und verzog traurig das Gesicht.

„Er hat dich als Ritter gemalt“, erklärte Julia.

„Wenn ich nur einer wäre …“, kam zurück.

„Er redet den ganzen Tag davon, dass du diesen Krieg gewinnen wirst. Manchmal geht er mir damit richtig auf die Nerven. Dann schreie ich ihn an, dass er endlich den Mund halten soll.“

„Ich werde hier gar nichts mehr gewinnen. Welchen Einfluss habe ich noch auf Atombomben oder diesen ganzen Irrsinn insgesamt? Ich bin auch nur ein Blatt in einem immer größer werdenden Sturm, der die ganze Welt erfasst, Julia.“

„Du musst in erster Linie überleben, Frank. Das ist das einzig Wichtige – nur überleben! Pass ja auf dich auf, gehe kein Risiko ein, verstanden?“

„Ja, ich versuche jeden Tag aufs Neue, nicht drauf zu gehen. Und ich werde auch meine Männer nicht sinnlos in den Tod schicken, denn sie wollen eines Tages auch ihre Frauen und Kinder wiedersehen. Aber was kann ich schon tun? Es gerät alles immer mehr außer Kontrolle. Da hilft auch der tolle „Achilles von Weißrussland“ nichts mehr, der kann nämlich keine verdammten Atomraketen auffangen oder die Weltkugel anhalten“, murmelte Kohlhaas resignierend.

„Ich will auch keinen Achilles, sondern dich, meinen geliebten Frank“, erwiderte Julia.

„Ich weiß! Und ich bin es auch leid, diese Rolle immer noch spielen zu müssen …“

„Es waren wieder einige Berichte und Reportagen über dich im russischen Fernsehen. Tschistokjows Propaganda erwähnt dich ständig als leuchtendes Beispiel des Heldentums, um die Moral der Soldaten zu stärken“, bemerkte Wildens Tochter.

Frank lächelte gequält. „Dieses ganze Gequatsche kenne ich zur Genüge. Mir wird schlecht, wenn ich es höre. Ich habe manchmal Angst, dass ich irgendwann den Verstand verliere und mir einfach eine Kugel durch den Kopf jage, auf dass ich endlich Frieden finde. Ihr seid der einzige Grund, warum ich das noch nicht getan habe.“

„Das wirst du auf keinen Fall tun!“, herrschte ihn Julia wütend an. Frank schreckte vor ihrer schrillen, lauten Stimme zurück.

„Nein, das werde ich auch nicht“, sagte er. „Vielleicht tut es ja dafür bald ein anderer oder die knallen uns noch ein Bömbchen auf den Kopf.“

„Hör jetzt auf damit, Frank! So einen Unsinn will ich nicht hören! Dieser elende Krieg verlangt auch mir alles ab. Ich kann seit Wochen nicht mehr richtig schlafen und es wird immer schlimmer. Wir können nur siegen – es gibt keinen anderen Ausweg!“, antwortete Julia.

„Jetzt fängst du auch noch damit an“, brummte Kohlhaas.

„Wir müssen durchhalten und wir werden siegen! Glaube an Artur Tschistokjow und die Kraft unserer Armee! Wir sind das Licht! Gott ist auf unserer Seite!“, predigte die junge Frau, wobei sie sich regelrecht fanatisch anhörte.

„Wenn du das sagst, Hasi …“, antwortete Frank und musste plötzlich schmunzeln.

„Ich weiß, dass ich wie die übliche Kriegspropaganda klinge, aber das ist eben so. Du musst durchhalten und die Nerven behalten, Frank! Kein Zurückweichen! Durchhalten bis zu unserem Sieg!“, rief Julia mit bebender Stimme.

„Warum musste ich mich ausgerechnet in die Tochter von Thorsten Wilden verlieben?“, sagte der General, um dann leise zu lachen.

„Eine bessere Wahl hättest du gar nicht treffen können! Jetzt hast du sogar eine persönliche Motivationstrainerin, Schnucki!“, erwiderte Julia.

Die 12 Weisen des obersten Rates der internationalen Bruderschaft hatten sich heute auf einem Landgut, fernab von neugierigen Blicken und jeder Zivilisation, an der amerikanischen Ostküste getroffen, um das weitere Vorgehen in diesem Krieg zu besprechen. Artur Tschistokjows

atomarer Gegenangriff und die vollständige Zerstörung Londons, eines ihrer ältesten und wichtigsten Zentren, hatte die hohen Herren nachhaltiger schockiert als sie es sich gegenseitig eingestehen wollten. Der überraschende Atomschlag gegen die ehemalige Hauptstadt Englands hatte Tausenden der ihren den Tod gebracht und von einem der wichtigsten Knotenpunkte der Organisation nur noch eine verstrahlte Ruinenlandschaft übrig gelassen. Der Weltpräsident, wie auch der Vorsitzende des Rates, schwankten noch immer zwischen rasender Wut und einer sich langsam ausbreitenden Unsicherheit.

„Er zögert nicht, genauso rücksichtslos wie wir selbst zuzuschlagen! Das wissen wir jetzt! Folglich wird das ein Kampf bis aufs Messer werden!", grollte das Oberhaupt des Weltverbundes, seine Mitbrüder mit finsterem Blick anstarrend.

„Das ist wohl wahr. Auch der Atombombenangriff auf Berlin hat diesen Hund nicht gestoppt. Zudem hat er uns mit der Zerstörung Londons gewaltigen Schaden zugefügt. Wir haben ein paar wichtige Zentren auf der Welt, die wir keinesfalls verlieren dürfen – London war eines davon!", sagte der Vorsitzende des Rates.

„Einige Mitglieder meiner Sippe sind tot! Das hat dieser Bastard nicht umsonst getan! Wir müssen uns rächen! Diesmal mit einem Vernichtungsschlag, der ganz Russland in ein brennendes Gräberfeld verwandelt!", schrie der Weltpräsident und hämmerte mit der Faust auf den Konferenztisch.

„Schon gut!", herrschte ihn der oberste Weise an, wobei er keine Miene verzog. „Wir müssen uns den nächsten Schritt in Ruhe überlegen, damit wir keine Fehler machen. Außerdem wissen wir nicht, wie stark Tschistokjows

Atommacht wirklich ist. Er weiß, wo unsere wichtigsten Stützpunkte sind und wird diese als nächstes mit seinen Atomraketen vernichten, wenn wir ihn erneut angreifen."

Einige der Anwesenden redeten laut durcheinander, während der Weltpräsident einen regelrechten Wutanfall bekam. Zornig rannte er durch den Raum und fauchte: „Wir haben wesentlich mehr Atombomben als Tschistokjow und Matsumoto zusammen! Ich verlange einen nuklearen Rachefeldzug gegen diese Hurensöhne! Das vergossene Blut der Unseren muss mit einem noch viel größeren Blutbad vergolten werden! Auge um Auge! Zahn um Zahn! Worauf warten wir noch?"

Der Vorsitzende des Rates der 13 winkte ab. Dann stand er von seinem Platz auf. Er breitete die Arme aus, um mit ruhiger Stimme zu bemerken: „Die Zerstörung Londons hat auch mich erschüttert, aber das darf uns nicht zu unüberlegten Kurzschlussreaktionen verleiten. Wir wissen allerdings jetzt, dass unsere Feinde ebenfalls zu allem entschlossen sind. Trotzdem werden wir sie auf Dauer auch mit konventionellen Mitteln in die Knie zwingen können.

Einen flächendeckenden Großangriff mit Atomwaffen halte ich derzeit für übertrieben und unklug. Außerdem können wir die Stärke des Gegenschlages nach wie vor nicht genau einschätzen."

„Sollen wir etwa zögerlich reagieren?", wetterte der Weltpräsident und war noch immer außer sich vor Wut.

„Nein, wir reagieren niemals zögerlich, Bruder! Wir reagieren lediglich schlau – ganz wie es unsere Art ist. Die Rache wird noch folgen und sie wird unvorstellbar grausam sein. Aber ich befehle hiermit, dass wir zunächst abwarten und unsere Nuklearwaffen in der Hinterhand

behalten. Die Zeit ist noch nicht reif für einen ausgewachsenen Atomkrieg. Außerdem sind unsere Zentren auch nicht unverwundbar. Deshalb werden wir so vorgehen, wie wir es zu Beginn dieses Krieges beschlossen haben. Wo wir Tschistokjow und Matsumoto mit konventionellen Mitteln aufhalten können, werden wir keine Atomwaffen einsetzen. Um unser selbst willen."

Der Weltpräsident stieß ein lautes Schnaufen aus, fluchte und ließ sich schließlich wieder auf seinem Platz nieder. Einige der anderen Ratsmitglieder wollten sich noch zu Wort melden, doch der oberste Weise befahl ihnen zu schweigen.

Letztendlich konnte sich das Oberhaupt des Weltverbundes jedoch nicht zurückhalten und schnaubte: „Wollen wir jetzt etwa anfangen, Rücksicht auf die armen, armen Menschen zu nehmen?"

Der Vorsitzende des Rates kniff die Augen verärgert zusammen; drohend hob er den Zeigefinger und maßregelte seinen Stellvertreter. „Nein, natürlich nicht. Eine kluge Taktik führt aber zum Ziel, nicht geistlose Raserei. Wenn wir die Knochen unserer Feinde gebrochen haben und sie am Boden liegen, dann werden wir ihnen einen langsamen, qualvollen Tod bereiten."

Es war in den letzten Wochen, von ein paar Scharmützeln abgesehen, recht ruhig geblieben. Die Volkarmee der Rus und die Warägergarde hatten sich im Osten Deutschlands auf breiter Front eingegraben und waren nicht mehr weiter vorgerückt. Derzeit herrschte, zumindest in dieser Region, eine gespenstische Ruhe. Im Süden Russlands und an vielen anderen Orten der Welt tobten die Kämpfe jedoch

unbeirrt weiter. Der sich aufblähende Weltkrieg verschlang mit jedem weiteren Tag mehr und mehr Menschen.

In der Barentssee lieferten sich die Kriegsschiffe und U-Boote des Nationenbundes schwere Gefechte mit den Seestreitkräften des Weltverbundes, während die schon stark dezimierte japanische Flotte den Gegner im ostchinesischen Meer zurückzudrängen versuchte. Erbitterte Luftschlachten tobten zugleich über den russischen Weiten, denn die GCF hatte damit begonnen, immer verheerendere Bombenangriffe auf die russischen Städte zu fliegen.

Frank und die von ihm befehligten Soldaten lagerten inzwischen nahe der sächsischen Stadt Meißen. Dort verharrten sie und verhielten sich zunächst ruhig. Einige andere Verbände der Warägergarde, die General Kohlhaas direkt unterstellt waren, hatten sich hingegen weiter nördlich eingegraben, um dort die Frontlinie der Volksarmee zu verstärken.

Mittlerweile war es sehr heiß geworden, die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel herab. Frank hatte seinen Unterstand schon den ganzen Tag lang nicht verlassen. Er hockte in einer dunklen, kühlen Ecke und wartete ab, genau wie die anderen Offiziere, die mit ihm in diesem Loch hausen mussten. Soeben hatte er noch eine kurze Nachricht von Alf, dem es wieder besser ging, erhalten. Doch auch das konnte Franks Laune nicht merklich steigern.

Um den Deutschen herum saßen oder lagen seine russischen Kameraden in dem halbdunklen, mit einem langen Schützengraben verbundenen Unterstand. Die Russen unterhielten sich leise, ihre Stimmen hörten sich für Frank nach einer Weile wie ein unterschwelliges Brummeln im

Hintergrund an. Der General kauerte schweigend in einer Ecke und starrte auf den Boden. Plötzlich kam einer der Offiziere zu ihm herüber und überreichte ihm einen Datenträger mit Anweisungen des Oberkommandos.

„Ich danke Ihnen, Major Merkin!“, sagte Kohlhaas, er versuchte zu lächeln.

„Machen Sie doch nicht so ein trauriges Gesicht, Herr General. Die nächste Weihnachtsfeier halten wir bestimmt schon an der Atlantikküste ab“, bemerkte einer der Russen.

„Oder wir schauen uns bald die Welt vom Himmel aus an“, meinte Frank. Ein zynisches Grinsen folgte.

„Oder wir sitzen neben dem Teufel und trinken eine Pulle Wodka in der Hölle“, gab der Offizier zurück, während die anderen lachten.

Daraufhin schwiegen sie alle wieder, bis einer der Soldaten auf einmal anfing zu singen. Er sang ein altes, russisches Volkslied und Frank spitzte die Ohren, um den mit rauer Stimme vorgetragenen Text zu verstehen. Das Lied handelte davon, wie schön Russlands Wälder im Frühling sind. Schließlich begann auch Frank die Melodie leise zu summen und vergaß für eine Weile, dass er sich in einem Schützengraben irgendwo an der Front befand. Draußen begann es derweil zu regnen und es wurde schlagartig kälter.

Bis Ende Juni blieben die Soldaten beider Seiten noch in ihren Stellungen und warteten ab, während eine drückende Sommerhitze über Sachsen herfiel. Schließlich versuchte die Volksarmee der Rus über Döbeln und Grimma nach Leipzig vorzustoßen, wo sich der Gegner bereits in Position gebracht hatte. Immer mehr GCF-Soldaten trafen indes

auch im Ostteil des Verwaltungssektors Europa-Mitte ein, wo sie eine breite Abwehrfront bildeten, die durch zahlreiche Panzer und Geschütze verstärkt wurde. Die Verluste der Volksarmee hatten sich mittlerweile stark erhöht, genau wie der ständig wachsende Widerstand des Gegners.

In Ostasien waren die Japaner ihrerseits mit über 1 Million Soldaten zu einer Großoffensive in der Mandschurei übergegangen und versuchten, die sich dort formierenden GCF-Truppen so lange wie möglich aufzuhalten und auf dem Festland zu binden. Von diesem kühnen Vorstoß erhoffte sich Präsident Matsumoto, dass er ein wenig mehr Zeit gewinnen konnte, um sein Inselreich weiter zu befestigen und vor allem gegen eventuelle Atombombenangriffe zu schützen. Doch das extrem dicht besiedelte Japan war nur schwer gegen Nuklearschläge abzusichern; eine geringe Menge von Atombomben reichte bereits aus, um auf einen Streich Abermillionen Menschen zu töten. Dafür musste man nur die übervölkerten Ballungszentren im Herzen der Insel treffen.

Längst war das japanische Volk von einer entsetzlichen Panik ergriffen worden. Seit dem Tag, als es gehört hatte, dass Artur Tschistokjow dem Weltverbund ebenfalls mit seinen Atombomben geantwortet hatte, regierte die Furcht. Ununterbrochen wurden jetzt Evakuierungs- und Umsiedlungspläne in die Tat umgesetzt, was nichts daran änderte, dass Japan einfach zu klein und zu sehr mit Menschen überlaufen war, dass sich diese im Falle eines Atomschlages allzu erfolgreich verstecken konnten.

Währenddessen rückten auch die über den Balkan und Italien kommenden GCF-Verbände nach Norden vor, um in der Slowakei und Polen eine neue Front gegen die Volksarmee zu eröffnen. Unter den hier versammelten

Soldaten der Global Control Force befanden sich Hunderttausende von Afrikanern und Arabern, die den Einberufsbefehlen der Weltregierung oft nur widerwillig gefolgt waren und keine sonderlich gute Disziplin aufwiesen. Allerdings waren sie zahlreich. Aus Sicht der Weltregierung stellten sie entbehrliches Kanonenfutter dar. Am 06. Juli bombardierte die Luftwaffe der internationalen Streitkräfte Bratislava und zerstörte die Infrastruktur der slowakischen Großstadt. Einige Divisionen der Volksarmee wurden daraufhin in den Süden der Slowakei verlegt, um dort die Stellung zu halten.

So wuchs der Weltkrieg mit jeder fortschreitenden Woche zu einem immer größeren Moloch heran. Bisher unbeteiligte Regionen wurden samt ihren unglücklichen Bewohnern von seinen Klauen ergriffen und in riesige Schlachtfelder verwandelt.

Frank und seine Männer lagen mittlerweile vor Eilenburg in Sachsen, das in den letzten Tagen von der GCF besetzt worden war. Am feindlichen Widerstand bissen sich die Waräger und Volksarmisten die Zähne aus, während die Stadt mit jedem weiteren Tag mehr zu einer Ruinenlandschaft wurde.

Aber alle waren in diesen finsteren Tagen zumindest darüber froh, dass keine Atombomben vom Himmel kamen. Die nukleare Vernichtung Berlins und Londons saß den Menschen noch immer tief in den Knochen und sie rechneten jeden Tag damit, dass das gegenseitige Bombardieren mit Kernwaffen fortgesetzt wurde. Doch zunächst verzichteten sowohl die Weltregierung als auch der Nationenbund auf den Einsatz der gefürchteten Massenvernichtungswaffen, die ganze Städte mitsamt ihren Bewohnern, ihren historischen Gebäuden und allen wun-

dervollen Kulturdenkmälern auf einen Schlag ausradieren konnten.

Artur Tschistokjows Gesicht erfüllte den Fernsehbildschirm und der russische Präsident blickte mit ernster Miene in die Kamera. Er saß an einem schmucklosen Schreibtisch in einem hell ausgeleuchteten Raum. Hinter ihm schmückte eine Drachenkopffahne die graue Betonwand des Atombunkers. Heute sprach der Präsident erneut zum russischen Volk. Er wirkte, obwohl man ihn so gut es ging zurechtgemacht hatte, traurig und erschöpft.

„Meine lieben Landsleute!
Die Mächte des Hasses und der Menschheitszerstörung haben unser tapferes Volk inzwischen in einen schrecklichen Krieg gedrängt und versuchen mit allen Mitteln, den Nationenbund zu vernichten. Ihr satanischer Groll gegen alles Schöne und Gute hat sie einmal mehr dazu verleitet, auch mit den unmenschlichsten und furchtbarsten Waffen gegen die Menschen Russlands vorzugehen. Wo ihre Sklavenhorden plündernd und mordend durch die Lande ziehen, da hinterlassen sie Zerstörung, Chaos und Leid. Gehetzt von den knallenden Peitschen ihrer Herren, rennen sie gegen unsere Abwehrfronten an, um in unsere Städte, Dörfer und Landschaften einzudringen. Diese Bestien in Menschengestalt, die unsere Frauen vergewaltigen und unsere Kinder erschlagen, kennen nur ein Ziel: Die völlige Vernichtung von allem, was uns lieb und teuer ist.

Derweil versuchen unsere tapferen Soldaten mit aller Kraft, dem Ansturm des Bösen stand zu halten. Sie setzen

ihr Leben in blutigen Schlachten an unzähligen Orten ein, um unser geliebtes Volk vor dem Untergang zu bewahren. Die atomare Zerstörung Berlins durch unsere Feinde, die Kinder des Teufels, hat mir wieder einmal vor Augen geführt, dass diese geborenen Verbrecher nur mit rücksichtsloser Entschlossenheit und den gleichen brutalen Mitteln aufgehalten werden können. Ihr Hass auf jedes Volk, das lediglich seine Freiheit beansprucht, kennt keine Grenzen. Ihnen ist jede Teufelei recht, um die Menschheit für immer in eine Hölle aus Zerfall und ewiger Sklaverei zu treiben.

Ich bin in diesen Stunden bei euch, meine russischen Brüder und Schwestern. Ich fühle mit euch und weiß, was viele von euch zu erdulden haben. Ich denke an jeden unserer tapferen Soldaten an der Front, an jede russische Frau und jedes russische Kind, das versucht, den Klauen der Völkermörder zu entkommen.

Ich selbst kämpfe nunmehr seit vielen Jahren gegen die Logenbrüder, diese internationale Verbrecherorganisation aus Kriegstreibern und Menschenschindern. Ich selbst kenne das furchtbare Leid, all die Entbehrungen, die der Kampf gegen unsere Feinde beinhaltet. Doch sie sollen wissen, dass sie unseren Willen nicht brechen können. Selbst wenn sie ihre grausamen Sklavenhorden auf unser Volk hetzen oder Millionen unschuldige Menschen mit Atombomben ermorden.

Meine geliebten Brüder und Schwestern, geliebtes russisches Volk, es gibt nun kein Zurück mehr in diesem Krieg, der das Schicksal der Menschheit wie kein zweiter bestimmen wird. Ich habe immer an unseren Sieg geglaubt und ich habe auch jetzt keinen Zweifel daran, dass wir die Krake, die die Welt zu erwürgen droht, am Ende doch

erschlagen werden. Dafür müssen wir jedoch alle wie eine unzerbrechliche Mauer hinter unseren kämpfenden Truppen stehen. Dafür müssen wir aber unsere Herzen mit dem unzerstörbaren Glauben an den Sieg …"

Julia schaltete den Fernseher aus und verließ das Wohnzimmer. Sie ging ins Kinderzimmer, wo sie der kleine Friedrich mit nachdenklichem Blick erwartete.

„Hast du dir wieder Onkel Artur im Fernsehen angesehen, Mama?", fragte der Junge. Er sah zu seiner Mutter auf.

„Ja, der ist ständig im Fernsehen. Allerdings muss ich ihn auch nicht den ganzen Tag hören oder sehen", antwortete Julia genervt.

„Papa ist Arturs bester Soldat, oder?"

„Keine Ahnung, Friedrich! Ich wünschte, er wäre überhaupt kein Soldat."

„In der Grundschule hat uns Herr Kalita einmal gesagt, dass Papa uns alle vor den bösen Leuten gerettet hat. Stimmt das?"

Julia stöhnte auf, sie strich Friedrich über den Kopf. „Kann schon sein. Papa rettet immer alle vor irgendwelchen bösen Leuten …"

„Und jetzt haben die bösen Leute die Stadt zerstört, aus der Papa kommt, oder?"

„Mit solchen Dingen solltest du dich gar nicht beschäftigen, Friedrich. Lies doch noch ein Buch oder male ein Bild", murmelte Julia. Sie ging zum Fenster.

„Aber die Leute in der Stadt, aus der Papa kommt, hat er nicht retten können, oder?", bohrte der Junge nach.

Die Tochter des Außenministers drehte sich wieder um und sah ihren Sohn mit traurigen Augen an. Für einen Moment fehlten ihr die Worte, doch dann sagte sie: „Es

reicht jetzt, Friedrich! Ich will nichts mehr davon hören, verstanden?“

General Kohlhaas hatte seinen Truppen befohlen, sich wieder von Eilenburg abzuwenden, da der Widerstand der GCF zu groß war und der Feind weitere Verstärkungen erhalten hatte. Jetzt galt es, Riesa zu halten, wo sie die Bevölkerung zuvor mit lautem Jubelgeschrei begrüßt hatte. Tausende von Warägern hatten sich inzwischen rund um die Stadt eingegraben und versuchten, den vorrückenden Feind aufzuhalten. Bisher war es lediglich die Vorhut der noch kommenden Hauptstreitmacht der GCF, doch diese war schon groß genug.

Zuerst brachten die Truppen des Weltverbundes ihre Artillerie in Stellung; dann begannen sie sofort damit, Riesa zu beschießen. Neben gewöhnlichen Geschossen wurden die Waräger auch mit einem Hagel aus Giftgasgranaten eingedeckt, um sie aus ihren Stellungen zu treiben. Das mörderische Trommelfeuer dauerte mehrere Stunden und kostete vielen Soldaten das Leben.

Schließlich folgte ein feindlicher Panzer- und Infanterieangriff. Frank und seine Waräger empfingen die vorrückenden GCF-Verbände mit einem wütenden Sperrfeuer, während sich die mit Plasmawerfern ausgerüsteten Männer ausschließlich den Panzern widmeten. Dieser erste Angriff dauerte bis tief in die Nacht hinein, doch es gelang den Verteidigern, Riesa unter großen Verlusten zu halten. Irgendwann zogen sich die GCF-Soldaten wieder zurück, um am nächsten Tag zur Mittagsstunde einen weiteren Sturmangriff zu starten.

So ging es eine ganze Woche lang. Bald waren große Teile der Stadt von der feindlichen Artillerie in Stücke

geschossen worden und noch immer prasselten Schauer aus Giftgasgranaten vom Himmel herab, die unter den Warägern und der Zivilbevölkerung furchtbare Opfer forderten.

Schließlich befahl Frank einen Ausfall und schickte einige motorisierte Trupps los, um die feindlichen Geschütze zu zerstören. Die kühne Aktion gelang, wobei erneut viele Elitesoldaten des Nationenbundes den Tod fanden. Wenig später traf die von Frank angeforderte Verstärkung in Form einiger Volksarmeeverbände ein und die Stellungen konnten verstärkt werden.

Doch der Gegner hatte sich inzwischen geschickt um die Stadt herum positioniert und ebenfalls weiteren Nachschub erhalten. Die Sturmangriffe, Ausfälle und Häuserkämpfe rund um Riesa gingen ohne Pause weiter, wobei keine Seite die Oberhand gewinnen konnte. Nach einer weiteren Woche voller erbitterter Feuergefechte, versammelten sich die GCF-Soldaten schließlich zur großen, alles entscheidenden Attacke.

Grabenkämpfe

Diesmal waren es Tausende. Ganze Schwärme feindlicher Soldaten rückten im Morgengrauen in Richtung Riesa vor; im Schutz der Panzer versuchten sie, näher an die Stellungen der Volksarmisten und Waräger heranzukommen. Um Frank herum war ein ohrenbetäubendes Getöse ausgebrochen. Schwere Maschinengewehre ratterten ununterbrochen und glühende Plasmabälle rasten den gegnerischen Panzern entgegen.

General Kohlhaas brüllte pausenlos in sein Funkgerät und bemühte sich, das Abwehrfeuer seiner Männer so gut es ging zu koordinieren. Diese Dinge waren den Warägern bereits in der Grundausbildung bis zum Exzess eingepaukt worden. Mittlerweile beherrschten sie sie perfekt.

„Plasmawerfer schießen auf die Panzer in W-5! Sperrfeuer auf das Gebiet zwischen Wald und Landstraße! Planquadrat W-9!“, schrie Kohlhaas so laut er konnte.

Die schweren Maschinengewehre der Waräger schossen einen vorstürmenden Trupp GCF-Soldaten in einigen hundert Metern Entfernung zusammen, während konzentriertes Plasmafeuer fünf feindliche Panzer zerstörte.

„Passt auf V-6 auf! Da kommt eine ganze Horde!“, warnte Frank seine Soldaten. Nur Sekunden später wurde das Abwehrfeuer auf ein anderes Ziel umgeleitet.

Zahlreiche GCF-Soldaten brachen daraufhin schreiend zusammen, doch aus dem Hintergrund kamen bereits die nächsten feindlichen Trupps. Irgendwann waren es so viele, dass die wie wild feuernden Volksarmisten und Waräger immer mehr Probleme hatten, den Feind niederzuhalten.

„Granatenwerfer bereithalten!“, brüllte Frank nervös, während die feindliche Infanterie näher kam.

Einige Minuten später schlugen Granaten zwischen den Gegnern ein, Dutzende von ihnen zerfetzend. Dem Granatenwerferbeschuss folgte ein weiterer Kugelhagel aus Pika Sturmgewehren und schweren Stand-MGs.

„Wartet kurz! Lasst sie näher herankommen!“, befahl Kohlhaas.

Die GCF-Soldaten schossen indes selbst mit allem, was sie hatten, zurück. Es gelang ihnen, einige Stellungen der Volksarmisten zu erreichen und diese in einem brutalen Hauen, Schießen und Stechen einzunehmen. Brüllend stürmten sie weiter vorwärts, um mitten in das perfekt koordinierte Abwehrfeuer der Warägergarde hinein zu rennen.

„Warten!“, brüllte Frank in sein Funkgerät und konnte aufgrund des Lärms kaum noch sein eigenes Wort verstehen.

Bald hatte der größte Teil der GCF-Soldaten die Schützengräben der Waräger schon fast erreicht und es hagelte Handgranaten. Dann griffen die Feinde auf breiter Front an; sie wollten die Stellungen der Rus im Sturm erobern.

„Jetzt!“, gellte Kohlhaas.

Zwischen einigen Häuserruinen wurden mehrere Transportpanzer sichtbar. Die schwarzgrauen Fahrzeuge rasten los, umfuhren die Masse der gegnerischen Infanterie an der Flanke und donnerten mit ununterbrochen hämmernden Maschinenkanonen auf die GCF-Soldaten zu. Dann spuckten sie auf einen Schlag mehrere Trupps Warägergardisten in schweren Ferroplastinrüstungen aus.

„Gegenangriff!“, ordnete Frank an.

Seine Männer sprangen aus den Gräben und stürmten wild um sich schießend auf die durch den unerwarteten Flankenangriff in Unordnung geratenen Feinde zu. Innerhalb von Minuten war die Verwirrung in den Reihen der Gegner so groß, dass viele der feindlichen Soldaten die Nerven verloren und sich zur Flucht wandten. Die motorisierten Verbände der Warägergarde und die ungestüm gewordene Infanterie setzten ihnen nach und massakrierten so viele, wie sie erwischen konnten.

Ein feindlicher Panzervorstoß konnte wenig später noch einmal vom Abwehrfeuer der Plasmawaffen zurückgeschlagen werden. Dennoch dauerte die Schlacht noch mehrere Stunden, was nichts daran änderte, dass der feindliche Großangriff auf Riesa am Ende fehlgeschlagen war.

Auch die anderen Stadtteile hatten erfolgreich verteidigt werden können, wenn auch unter großen Verlusten. Nun jedoch waren die Rus am Zug und unternahmen in der folgenden Nacht selbst eine Gegenoffensive. Nach weiteren heftigen Kämpfen musste sich die GCF schließlich einige Kilometer nach Westen zurückziehen, um erst einmal auf Verstärkung zu warten.

General Kohlhaas und seine Männer jubelten. Doch die Freude über diesen im Grunde unbedeutenden Sieg währte nicht lange, denn das Oberkommando gab den Befehl, so schnell wie möglich nach Leipzig vorzurücken. Dort bahnte sich ein Volksaufstand an.

Der Anführer der Freiheitsbewegung lief aufgeregt durch sein grell erleuchtetes Büro im untersten Geschoss des Atombunkers. Diesmal war nur Außenminister Wilden bei ihm. Der Deutsche hörte den endlosen Vorträgen des

russischen Staatsoberhauptes bereits seit Stunden zu. Was er ansonsten selbst gerne in aller Ausgiebigkeit praktizierte, nämlich seinen Mitmenschen die Welt zu erklären, übernahm heute Artur Tschistokjow.

„Bevor sich unsere Feinde der Menschheit offen als Tyrannen gezeigt haben, vertraten sie zum Schein die genau gegenteiligen Thesen, um die Völker der Erde zu verwirren. Sie waren immer die Ersten, die nach „Freiheit", „Gleichheit", „Demokratie" und so weiter geschrieen haben. Und während sie ihre Heucheleien hinausposaunten, haben sie sich neben dem Finanzwesen vor allem auch die Medien unter den Nagel gerissen. Wie töricht und naiv waren unsere Vorfahren, dass sie so etwas zuließen.

Nach außen hin redeten die Logenbrüder von einer angeblich „freien Presse", doch kontrollierten sie die Macht der Medien im Hintergrund mit aller Entschlossenheit. Es kam der Tag, da waren die großen Zeitungen und Fernsehsender allesamt in ihrer Gewalt.

Die alten Staaten gaben die Medien, als wichtigste Instrumente der Massenbeeinflussung, in ihrer Dummheit aus den Händen. Schließlich gehörten sie irgendwann ihren Feinden, dienten ihren Plänen, säten Zweitracht unter den Völkern und manipulierten die Massen so, wie es die Logenbrüder für nötig erachteten.

Wir aber sind von Anfang an ehrlich gewesen! In den von uns beherrschten Gebieten dient jede Zeitung und jeder Fernseh- oder Radiosender unserem Kampf! Sie sind Eigentum unseres Staates, predigen nur und ohne Ausnahme unsere Weltanschauung! Wir haben sie dem Feind aus den Klauen gerissen, der sie als Werkzeuge der Geistesvergiftung für seine Zwecke missbraucht hat. Nun

gehören sie uns und sind unsere Waffen in diesem Glaubensweltkrieg.

Alle unsere Medien haben nur ein Ziel, auch wenn sie von der Art und Weise, wie sie es tun, manchmal unterschiedlich vorgehen: Sie impfen das geistige Gegengift in den Kopf unseres Volkes! Nie wieder werden wir sie aus den Händen geben! Sie sind die Artillerie des gesprochenen und geschriebenen Wortes, die an vorderster Front mithilft, den Weltfeind zu vernichten!"

Wilden schmunzelte, denn diese Dinge wusste er selbst nur zu gut. „Alles andere wäre dumm und hätte uns schon längst das Genick gebrochen."

Artur Tschistokjow wechselte ins Deutsche und erwiderte: „Daran es gibt keine Zweifel, mein Freund. Eine andere Form von Widerstand, als wie wir ihn machen, ist einfach gar nicht möglich, verstehst du? Dafür der Feind ist viel zu gefährlich und hat zu großen Macht. Wir mussten eine Bewegung machen, die aufgebaut ist wie ein Armee."

„Heute wirkst du jedenfalls etwas entspannter als in den letzten Tagen, Artur. Das freut mich", bemerkte Wilden.

Der blonde Russe versuchte zu lächeln. Er nickte, um sich dann auf den Stuhl hinter seinem Schreibtisch zu setzen.

„Den ganzen Tag ich mache nichts anderes als nur auf die Karte der Welt schauen. Kämpfen hier und überall. Es ist eine Qual für meine Nerven", gestand Tschistokjow.

„Es ist für uns alle ein Graus!", antwortete der grauhaarige Deutsche und stieß einen leisen Seufzer aus.

„Graus? Was ist das?", wunderte sich Tschistokjow.

„So etwas wie „Qual". Es ist schrecklich", erklärte Wilden schmunzelnd.

Der Anführer der Rus sank hinter dem Schreibtisch zusammen und sagte für einen Moment nichts. Schließlich nahm er eine Flasche Limonade in die Hand und füllte sein Glas.

„Ich will eigentlich seit Jahren wieder anfangen, mein Deutsch zu verbessern, aber mir fehlt einfach die Zeit. Ich lese kaum noch ein Buch und gönne mir überhaupt nichts mehr. Ich habe einfach für nichts mehr Zeit – und schon gar nicht für eine Frau oder gar eine Familie. Es ist ein trostloses Leben“, murmelte Tschistokjow auf Russisch, Wilden traurig ansehend.

„Die großen Werke der Weltliteratur können wir erst wieder genießen, wenn dieser Krieg vorbei ist. Vorher werden wir kaum eine Stunde Zeit für etwas Schönes haben“, meinte der Außenminister.

„Dieser Krieg! Wann wird er enden, Thorsten? Mir kommt es jetzt schon so vor, als würden wir ihn seit tausend Jahren führen. Ich kenne nur noch Wut, Hass und Rache. Hier unten mutiere ich zu einer tragischen Gestalt, zu einem Gespenst in den dunklen Gängen dieses verfluchten Atombunkers. Manchmal sehe ich mich im Spiegel an und frage mich, was aus Artur Tschistokjow, dem ehemals guten Menschen, inzwischen geworden ist.“

„Wir werden das schon überstehen“, versuchte Wilden seinen Gefährten zu beruhigen.

„Das Einzige, was mir noch Freude bereitet, sind die kleinen Gespräche, die wir beide führen. Mit dir kann ich offen sprechen, die anderen verstehen mich doch gar nicht. Jetzt, wo Peter tot ist, habe ich nur noch dich zum reden. Millionen Menschen befolgen meine Befehle, schauen zu mir auf, vergöttern und umgarnen mich – und doch bin ich immer allein“, sagte Tschistokjow.

„Es werden schon noch schönere Zeiten kommen“, antwortete Wilden nur, denn etwas Besseres fiel ihm in diesem Moment nicht ein.

Inzwischen befanden sich Frank und seine Waräger an einer anderen Front, diesmal kurz vor der sächsischen Stadt Leipzig. Es war wie immer: Vorrücken, eingraben, warten und am Ende angreifen.

Müde hockte Kohlhaas in einer Ecke seines Unterstandes, mit dem Rücken an einer großen Munitionskiste gelehnt. Er hatte die Augen geschlossen, versuchte an nichts zu denken. In einigen Tagen, vielleicht schon morgen, würden sie Leipzig angreifen. Erneut kämpfen, töten, fallen. Es war eine ermüdende Endlosschleife und Frank wurde bewusst, dass er Situationen wie diese schon unzählige Mal erlebt hatte. Die Stunden vor dem Beginn einer Offensive waren immer die schlimmsten.

Plötzlich schob jemand die feldgraue Plane, die den Eingang des Unterstandes verdeckte, langsam zur Seite und kam in die halbdunkle Höhle hinein. Es war ein Offizier der Warägergarde.

„Herr General, verzeihen Sie die Störung, aber ich sollte Sie doch immer auf dem Laufenden halten, was der Junge macht“, sagte der Russe.

„Wovon sprechen Sie?“, brummte Frank.

„Von Pjotr Balkov!“, antwortete der Offizier kleinlaut.

Kohlhaas stand auf und ging einige Schritte auf ihn zu. „Balkov? Was ist mit ihm?“

„Sie haben mich einmal gebeten, dass ich Sie immer informieren soll, was er macht, Herr General.“

„Was macht er denn? Ich habe seit Wochen nichts mehr von ihm gehört. An welcher Front ist er denn jetzt?“, bohrte Frank nach. Langsam wurde er ungeduldig.

„An keiner Front … ich meine …“

„Drücken Sie sich klar aus!“, murrte Frank.

„Der Junge ist leider verstoben. Es ist inzwischen offiziell. Er ist beim Atombombenabwurf auf Berlin getötet worden“, erklärte der Russe und überreichte Frank eine endlos erscheinende Liste mit Namen von Gefallenen.

Frank zuckte zusammen, er nahm den dicken Stapel Papiere entgegen.

„Es ist auf Seite 278. Ich habe seinen Namen rot markiert, wie Sie sehen können, Herr General. Es sind alle Verluste der Waräger Sturmdivisionen im Frontabschnitt 14 bis 19 vermerkt worden und …“

Kohlhaas herrschte ihn an, den Mund zu halten. Kurz darauf fand er die rot markierte Stelle am unteren Ende der besagten Seite.

„Die Verluste der Volksarmee sind allerdings von einer anderen Dienststelle bearbeitet worden, aufgrund der …“, erklärte der Offizier.

„Halten Sie den Mund!“, schrie ihn Frank an. „Verschwinden Sie! Sofort!“

„Es tut mir sehr Leid, Herr General!“

„Raus!“

Kaum hatte der Waräger den Unterstand wieder verlassen, da schleuderte Frank den Stapel Papiere wie eine Giftspinne von sich und trat gegen einen Plastikstuhl.

„Zur Hölle mit dieser ganzen Scheiße!“, flüsterte er und hielt sich den Kopf.

Es dauerte nur noch Sekunden, dann konnte Frank seine Tränen nicht mehr zurückhalten. Leise weinend setzte er

sich in eine dunkle Ecke. Jetzt wusste er es endlich. Auch der sympathische, junge Pjotr, dessen Leben Frank im russischen Bürgerkrieg gerettet hatte, war von diesem Krieg verschlungen worden.

In diesem Moment wurde dem General wieder einmal klar, dass Gott, wenn er denn überhaupt existierte, niemanden beschützte oder liebte. Er hatte die Menschen wohl schon lange verlassen und den Blick von seiner Schöpfung abgewandt. Vielleicht schaute er aber auch zu, als zynischer Voyeur, der die kleinen Kreaturen, die er geschaffen hatte, mit kaltem Blick beim Sterben betrachtete.

Seit Tagen versuchte die GCF, die immer wütender und aufsässiger werdenden Bewohner von Leipzig im Zaum zu halten. Als diese von der herannahenden Volksarmee und den ihr folgenden deutschen Freiwilligenmilizen hörten, geriet die Situation endgültig außer Kontrolle. Bereits vor einer Woche war der oberste Stadtverwalter von Leipzig von einem Unbekannten vor dem Rathaus erschossen worden. Wenige Stunden später hatten mehrere Hundert mit Knüppeln, Äxten und Schusswaffen aller Art bewaffneten Männer Anstalten gemacht, das Gebäude zu besetzen. GCF-Soldaten und VVM-Männer hatten schließlich dazwischengeschossen und die Aufständischen in die Flucht geschlagen.

Nun, da die Bevölkerung Leipzigs wusste, dass die Volksarmee im Anmarsch war, versammelten sich Tausende von Menschen in der Innenstadt und protestierten zunächst friedlich gegen die Besatzungstruppen der Weltregierung. Doch das änderte sich innerhalb kürzester Zeit, denn die aus vielen Ländern nach Deutschland gebrachten GCF-

Soldaten verloren angesichts der vorrückenden Truppen des Nationenbundes am Ende die Nerven und schossen erneut auf die Demonstranten.

Damit wurde ganz Leipzig ins Chaos gestürzt. Die ganze Nacht hindurch tobten Straßenschlachten und Unruhen in den Gassen. Schließlich gingen die Volksarmisten sofort zum Angriff über, um Leipzig so schnell wie möglich zu befreien.

„Wir müssen uns beeilen und die Stadt einnehmen, bevor weitere GCF-Truppen eintreffen!", schärfte Frank seinen unter großem Zeitdruck vorrückenden Soldaten ein.

Diese griffen die feindlichen Verbände, die sich in Fuchshain und Großpösna verschanzt hatten, entschlossen an, nachdem die mobile Artillerie der Rus einige Straßenzüge mit heftigem Trommelfeuer eingeebnet hatte.

Die von Ludwig Orthmann angeführten deutschen Freiwilligenverbände hatten derweil Paunsdorf erreicht und befanden sich bereits in schweren Häuserkämpfen mit einigen VVM-Trupps.

Frank betrachtete den Bildschirm im Vorderteil seines Kommandopanzers. Ständig zeigten kleine Kameras, die an der Außenhülle des Tanks angebracht waren, neue Bilder und Eindrücke. Zudem wurden ununterbrochen Informationen und Außenaufnahmen von den anderen Transportpanzern, die überall Waräger an die Front brachten, übertragen.

Der General war bemüht, sich in diesem Chaos halbwegs zurechtzufinden und den Angriff so gut es ging zu koordinieren.

„Unsere Geschütze sollen die VVM-Stellungen in Holzhausen unter Feuer nehmen!", befahl er und drehte sich zu einem Leutnant um.

„Wir sollten die VVMs generell gezielt mit unseren Panzern und Sturmtruppen angreifen. Die rennen schneller weg, wenn es ernst wird. So können wir die Abwehrfront des Feindes leichter aufreißen“, meinte der Russe. Frank nickte.

„Ja, eine gute Idee. Ich werde den Angriffsplan noch einmal modifizieren.“

Hunderte von grau uniformierten Volksarmisten und schwer gerüsteten Warägern rannten inzwischen gegen die gegnerischen Linien an und arbeiteten sich durch heftiges Sperrfeuer vor. Kohlhaas hatte derartige Sturmangriffe schon viele Mal erlebt, immer waren sie verlustreich und blutig. Doch es gab keine andere Möglichkeit, Leipzig einzunehmen. Außerdem musste es schnell gehen, bevor der Feind weitere Hilfe aus dem Hinterland bekam.

Schließlich dauerten die Gefechte bis zur Abenddämmerung und es gelang den Warägern, den Gegner zumindest aus Fuchshain zu vertreiben. Morgen würden sie versuchen, bis nach Großpösna vorzudringen, beschlossen Frank und die anderen Offiziere vor Ort. Wenn es überhaupt gelang, Leipzig im Sturm zu nehmen, dann nur unter großen Opfern, denn die GCF- und VVM-Soldaten hatten sich mittlerweile überall in gut geschützten Positionen verschanzt.

Doch in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages ereignete sich etwas, womit niemand gerechnet hatte. In der tiefen Dunkelheit griffen mehrere Hundert Leipziger, die sich mit allem Möglichen bewaffnet hatten, die GCF-Soldaten und ihre Helfer von den VVM plötzlich von hinten an. Offenbar hatten die Aufständischen zuvor mit Ludwig Orthmann Kontakt aufgenommen und sich mit ihm abgesprochen.

Zunächst überfielen sie nur einige Stellungen, die mit unachtsamen VVM-Milizionären bemannt worden waren, und töteten die Männer im Schlaf. Dann rückten sie jedoch weiter durch die dunklen Gassen vor und attackierten in einer selbstmörderischen Aktion die überraschten Soldaten der Weltregierung. Laut brüllend fielen sie über die verwirrten Feinde mit Knüppeln, Äxten und Gewehren her, mit einer solchen Kühnheit angreifend, dass sie den GCF-Soldaten ernsthafte Probleme bereiteten.

Die Aufständischen schleuderten Handgranaten in die Gräben und Unterkünfte der oft noch schlafenden Feinde und metzelten jeden nieder, der sich nicht schnell genug verteidigen konnte. Und es wurden immer mehr. Zunächst waren es nur einige hundert Männer gewesen, doch als die Sonne aufging, waren es plötzlich Tausende.

Den vor der Stadt liegenden Volksarmisten blieb das in den Straßen Leipzigs ausgebrochene Chaos nicht verborgen und Frank befahl einen sofortigen Großangriff mit allen verfügbaren Truppen.

Innerhalb weniger Stunden schafften es die Volksarmisten und Waräger, bis in die Leipziger Innenstadt vorzudringen. Hier hatten die Aufständischen bereits sämtliche Feinde getötet oder in die Flucht geschlagen.

Zugleich strömten Zehntausende von Menschen auf die Straßen und gegen Abend brach ein regelrechter Volksaufstand aus. Während die restlichen GCF-Soldaten in stundenlangen Häuserkämpfen bis in den Westen Leipzigs zurückgedrängt werden konnten, wandte sich die Wut der Leipziger nun gegen jeden Diener der Weltregierung, der noch nicht geflohen war. Der Volksaufstand und die Straßenkämpfe im Leipziger Westen tobten weitere zwei

Tage, dann hatten die GCF-Soldaten und ihre Helfer von den VVM die Stadt endgültig geräumt.

Etwa 500 Mitglieder der internationalen Logenorganisation hatten sich heute an einem geheimen Ort irgendwo im Gebiet des ehemaligen US-Bundesstaates Iowa getroffen, um wichtige Dinge zu besprechen und vor allem die Befehle des obersten Rates persönlich zu empfangen. Aus Sicherheitsgründen hatte man das Treffen, welches eigentlich in New York hatte stattfinden sollen, in diese unscheinbare, ländliche Region verlegt. Zahlreiche Logenbrüder aus England, Deutschland, Frankreich, dem Nahen Osten und vielen anderen Regionen der Welt waren nach Nordamerika gekommen, was für nicht wenige von ihnen nervenaufreibend und mühsam gewesen war.

Mittlerweile war das Lachen, das zu Beginn dieses Krieges noch auf vielen Gesichtern zu sehen gewesen war, aus denselben verschwunden, denn langsam wurde den Logenbrüdern klar, dass auch sie nicht unverwundbar waren. Vor allem die Zerstörung Londons saß den Mitgliedern der weltweiten Bruderschaft noch immer in den Knochen. Außerdem fürchteten sie, dass Tschistokjow oder Matsumoto eines Tages auch die anderen Zentren ihrer Macht vernichten könnten. Dass vor allem der Nationenbund der Rus ebenfalls zu allem bereit war, hatte Tschistokjow mittlerweile unter Beweis gestellt. Der eine oder andere Anwesende war aus Angst vor den ADR-Trupps bereits in den Verwaltungssektor „Amerika-Nord“ geflohen.

Doch der Rat der Weisen rief die untergeordneten Brüder immer wieder zur Ordnung, er duldete keine Feigheit vor dem Feind. So war es in den letzten Wochen bereits dazu gekommen, dass die GSA in den eigenen Reihen einige

Exempel an pflichtvergessenen oder fahnenflüchtigen Mitgliedern der Organisation statuiert hatte.

Der Vorsitzende des obersten Rates, wie auch sein Stellvertreter, der Weltpräsident, fuhren inzwischen eine harte Linie gegen alle, die ihre Befehle missachteten. Nur so könne die Disziplin aufrecht erhalten werden, meinten sie.

„Meine lieben Brüder!
Als oberster Weiser und Kopf unseres Bundes werde ich euch die Entscheidungen des Rates überbringen. Zunächst einmal gilt es aber, noch einmal einige grundliegende Dinge klar zu stellen. Es hat in den letzten Wochen ein paar Vorfälle in unseren Reihen gegeben, die mich sehr verärgert und auch besorgt haben. Einige wenige Mitglieder unserer Vereinigung haben tatsächlich die Frechheit besessen, den Rat der 13 zu bitten, mit Tschistokjow und Matsumoto ernsthafte Friedensgespräche zu beginnen. Vermutlich haben sie das aus Angst, dass sie morgen von ein paar ADR-Männern aus ihren schönen Villen geschleift werden und mit einem Genickschuss im Straßengraben enden könnten, getan. Der Rat hat allerdings reagiert und diesen elenden Feiglingen die wohlverdiente Quittung für derartige Unverschämtheiten überreicht. Was die ADR kann, das kann die GSA nämlich schon lange, und so haben wir diesen Verrätern demonstriert, dass sie nicht auf die ADR zu warten brauchen, um einen Genickschuss zu bekommen!“, donnerte der Vorsitzende des Rates.

„Dies soll allen Mitgliedern unserer Organisation eine Lehre sein. Feigheit und Verrat werden bestraft – gnadenlos! Bei zukünftigen Anfragen dieser Art wird der Rat nicht anders reagieren!“

Ein verhaltenes Klatschen ertönte. Einige der anwesenden Brüder starrten den obersten Weisen mit angstvollen Blicken an.

„Jetzt komme ich zu den Entscheidungen des Rates, die in ihrer Ausrichtung nach wie vor klar und unmissverständlich sind. Wir werden die Atombombenangriffe gegen den Nationenbund und Japan unbeirrt fortsetzen, denn wir haben das größere Arsenal an Kernwaffen. Unser nächstes Etappenziel ist die Zerschlagung des russisch-japanischen Bündnisses, wobei Matsumoto der Schwachpunkt dieser Allianz ist. Wenn wir sein dicht besiedeltes Land mit Nuklearwaffen angreifen, dann werden wir sehen, ob der edle Samurai noch weiter sein Schwert gegen uns schwingen wird.

Wenn er vor zehn oder zwanzig Millionen Toten und riesigen Ruinenlandschaften steht, dann werden wir herausfinden, ob er noch die Nerven hat, weiterzukämpfen. Da er sein Volk ja so sehr liebt und immer nur das Beste für Japan will, werden wir ihm jetzt einen Vernichtungsschlag präsentieren, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.“

Wieder ertönte Applaus, diesmal wirkte er jedoch lauter und zuversichtlicher. Die meisten der Anwesenden schienen sich sicher zu sein, dass der nächste Atombombenangriff Japan in die Knie zwingen würde.

„Und auch wenn Tschistokjow und Matsumoto dann noch immer nicht zermürbt sein sollten, haben wir noch eine Vielzahl weiter Atombomben für sie. Notfalls lassen wir von ihren Landschaften und Städten nur noch verbrannte Erde übrig“, rief der Vorsitzende des hohen Rates mit geballter Faust.

Die geheime Versammlung dauerte noch mehrere Stunden und am Ende war die Vorgehensweise unzweideutig festgelegt worden. Jetzt sollte es die Japaner treffen. In einer Weise, wie es sich Matsumoto in seinen kühnsten Alpträumen nicht vorstellen konnte.

Die Befreiung Leipzigs und der dort ausgebrochene Volksaufstand wurde von Tschistokjows Propaganda bis zum Exzess ausgeschlachtet.

„Deutschland erhebt sich gegen die Logenbrüder!", titelten die großen Zeitungen des Nationenbundes und auch in Deutschland selbst wurde die Bevölkerung nun wesentlich kämpferischer und rebellischer.

„Das hatte ich unseren Landsleuten gar nicht mehr zugetraut. Offenbar sind doch noch ein paar darunter, die keine Feiglinge sind", meinte Ludwig Orthmann und lächelte Frank zu.

„Es mangelte ihnen einfach an Selbstvertrauen. Und woher sollten sie es auch haben? Man hat ihnen immer nur eingeredet, dass sie auf Knien leben müssen und der Feind unbesiegbar ist. Das ist er aber nicht!", antwortete Frank mit Blick auf die jubelnde Masse, welche die Straßen der Innenstadt verstopfte.

Zehntausende von Deutschen ließen ein ohrenbetäubendes Geschrei erklingen und viele von ihnen schwangen die Fahnen des alten, deutschen Staates oder die der Freiheitsbewegung. In den letzten Tagen waren einige ADR-Trupps nach Leipzig gekommen, wo sie nun damit beschäftigt waren, die Macht der Weltregierung endgültig zu zerschlagen. Außerdem waren der Volksarmee eine Reihe von Waffendepots der GCF in die Hände gefallen, was bei der Ausrüstung weiterer Freiwilligenmilizen sehr hilfreich war.

Die hier versammelten Waräger hatten derweil den Befehl bekommen, schon morgen weiter nach Westen zu marschieren, um durch die GCF-Frontlinie bei Zeitz zu stoßen. Doch heute wollten sie erst einmal ihren Sieg in den Straßen von Leipzig feiern.

Frank und Ludwig Orthmann bahnten sich ihren Weg durch die vor Freude pulsierende Menge. Immer wieder wurde General Kohlhaas mit einem Schulterklopfen begrüßt oder man überreichte ihm Blumen. Schließlich gingen die beiden durch den Haupteingang des Rathauses, das von einem Trupp deutscher Freiwilliger besetzt worden war. Kurz darauf kamen sie in die oberste Etage, wo sich das Büro des ehemaligen Stadtverwalters befand.

Einige grinsende Freiwillige erwarteten sie bereits. Einer von ihnen sagte zu Ludwig Orthmann: „Den Arsch hier können Sie direkt auch noch entsorgen!"

Dann deutete er auf das Bild Dieter Bücklings an der Wand hinter sich.

„Mit Vergnügen!", antwortete Orthmann, das Porträt vom Haken nehmend.

Kohlhaas stieß derweil eines der großen Fenster auf und winkte den jubelnden Leipzigern zu. Neben dem Fenster hing noch immer die Fahne der Weltregierung, die Frank nun abriss und durch die Deutschlandfahne ersetzte.

Kaum hatte die Flagge des Weltverbundes den Boden erreicht, wurde sie von unzähligen, gierigen Händen ergriffen und unter dem lauten Geschrei der Menge verbrannt. Indes kam Orthmann von hinten heran. Er hatte Bücklings Porträt in der Hand.

„Gestatten Sie, Herr Kohlhaas?", sagte er lachend, schob den General ein wenig zur Seite und hielt das große Bild des Sub-Governeurs aus dem Fenster.

Die Menschenmasse antwortete augenblicklich mit einem zornigen Raunen, während Orthmann grimmig nach unten starrte.

„Guten Flug, Dieter!“, zischte er dann und das Porträt fiel hinab, um mit einem lauten Krachen auf dem Straßenpflaster zu zerbersten.

Inzwischen hatten sich Hunderttausende von GCF-Soldaten durch den Norden von Kasachstan bis nach Saratov an der Wolga gekämpft, wo sie in den russischen Weiten Fuß zu fassen versuchten. Welle um Welle von Volksarmisten brandete ihnen entgegen, um sie am Vordringen über den Strom zu hindern. Unzählige Soldaten starben auf beiden Seiten in diesem mörderischen Grabenkrieg. Auch hier wurde inzwischen alles eingesetzt, was sich der menschliche Erfindergeist an Tötungsmitteln hatte ausdenken können. Flugzeuge warfen Tausende von chemischen Bomben auf die Truppen unter sich ab und ließen ganze Landstriche in tödlichen Giftgasnebeln versinken, während das gegenseitige Abschlachten auf beiden Seiten immer mehr in eine regelrechte Barbarei ausartete. Panzerverbände rannten gegen befestigte Stellungen an, walzten ihre unglücklichen Gegner nieder, während Schwärme von Skydragons die Schlachtfelder mit Raketen verwüsteten.

Die GCF griff mit riesigen Massen von Soldaten an und es wurden täglich mehr. Trotzdem versuchten Tschistokjows Truppen die Frontlinie mit dem Mut der Verzweiflung zu halten und die Kriegspropaganda der Rus bemühte sich, aus jedem erfolgreich verteidigten Fleckchen Erde einen „gewaltigen Sieg“ zu formen.

Umso bedrohlicher die Situation im Süden Russlands wurde, umso brutalere Mittel setzte schließlich auch die Volksarmee ein. Irgendwann ließ das Oberkommando ebenfalls Giftgas und jede andere verfügbare Waffe hervorholen, um den Feind aufzuhalten. Artur Tschistokjow dachte nun sogar daran, die vorrückenden GCF-Verbände mit taktischen Atombomben zu dezimieren, doch er fürchtete eine weitere Eskalation des Krieges, wenn er jetzt mit einem neuen nuklearen Schlagabtausch begann.

So wurden einige Regionen im Süden Russlands und vor allem in Kasachstan innerhalb kürzerster Zeit vollkommen verwüstet. Astana, Aqtau, Priekule und viele weitere Städte waren bereits zerstört worden und ein Ende der schrecklichen Grabenkämpfe war nicht in Sicht. Täglich strömten neue Soldaten beider Seiten an die Front, um oft schon nach wenigen Tagen auf den von Granattrichtern und brennenden Wracks übersäten Schlachtfeldern ihre Leben auszuhauchen.

Währenddessen predigten die Logenbrüder wie auch ihre Gegner den Hass und steigerten sich immer weiter in ein zorniges Kriegsgebrüll hinein. Doch der ganze Schrecken der konventionellen Schlachten sollte harmlos erscheinen, im Vergleich zu dem, was auf die angsterfüllte Menschheit noch im Hintergrund wartete.

Glühende Landschaften

Prof. Karl Hammer, der geniale Physiker, der vor einigen Jahren aus Europa-Mitte nach Weißrussland geflüchtet war, verbrachte jeden Tag mindestens 16 Stunden unter der Erde. Manchmal blieb er auch eine ganze Woche in seinem streng geheimen, unterirdischen Forschungszentrum, ohne überhaupt das Tageslicht zu sehen. Den etwa 300 anderen Forschern, Wissenschaftlern und Ingenieuren, die seinem Team inzwischen angehörten, erging es nicht anders, denn hier unten wurde niemals Pause gemacht und ununterbrochen gearbeitet, erfunden und geforscht.

Der mittlerweile erweiterte Forschungskomplex lag einige Hundert Kilometer nördlich von Tschistokjows Atombunker; ebenfalls am Fuße des Uralgebirges, irgendwo in den russischen Weiten. Es war der von der ADR am besten überwachte Ort im ganzen Nationenbund, vom atombombensicheren Hauptquartier der Staatsführung einmal abgesehen.

Heute war der Anführer der Rus noch einmal persönlich angereist, um sich von Prof. Hammer die neuartigen EMP-Geschütze zeigen zu lassen. Wilden und die übrige Führungsspitze der Freiheitsbewegung waren im Atombunker geblieben. Lediglich Tschistokjows schwer bewaffnete Leibwächter und Verteidigungsminister Lossov hatten den russischen Souverän nach Norden begleitet.

Nachdem das Oberhaupt des Nationenbundes mehrere Panzerschotts und elektrische Gatter passiert hatte und von einigen ADR-Wachen als „echter Tschistokjow“ bestätigt worden war, gelangte er nach einem langen

Marsch durch halbdunkle Zugangskorridore in eine riesige Halle unter der Erde.

„Herr Präsident, es ist soweit!“, begrüßte ihn Prof. Hammer freudestrahlend auf Deutsch, wohl wissend, wie sehr sein prominenter Gast so etwas mochte.

„Ich bin hocherfreut!“, gab Tschistokjow zurück. „Sagt man das so, Herr Professor? Hocherfreut?“

„Ja, das kann man sagen …“, antwortete der weißhaarige Deutsche und lachte.

Nachdem sich alle Anwesenden gegenseitig begrüßt hatten, führten die Wissenschaftler den Präsidenten und seinen Verteidigungsminister zu einem fahrbaren Konstrukt, das einem mobilen Artilleriegeschütz ähnelte. Allerdings hatte die neuartige EMP-Waffe eine Vielzahl langer Rohre, die Erinnerungen an eine Kirchenorgel weckten.

Prof. Hammer grinste. „Nun, dies ist das erste einsatzbereite EMP-Geschütz. Die Peilgeschosse, die diese fahrbare Abschussvorrichtung abfeuert, haben die Aufgabe, heranfliegende Atomraketen zu orten, sie anzufliegen und schließlich in ihrer unmittelbaren Nähe einen elektromagnetischen Puls auszulösen. Dieser Puls soll das Zündungschip der gegnerischen Atombombe zerstören und diese damit unschädlich machen.“

„Aha?“, murmelte Tschistokjow, die Abschussvorrichtung nachdenklich musternd.

„Ein derartiges Geschütz kann auf einen Schlag etwa 10 zielsuchende Peilgeschosse abfeuern. Der Flugradius dieser Kleinraketen ist allerdings zunächst auf etwa 150 Kilometer beschränkt, aber wir werden uns bemühen, die Effektivität der Waffe so schnell es geht zu steigern“, fuhr Prof. Hammer fort.

„Ich kann nur hoffen, dass es funktionieren wird“, meinte Lossov.

„Es ist die wichtigste Waffe in diesem ganzen Krieg. Diese Erfindung kann kriegsentscheidend sein“, betonte Tschistokjow.

„Wir arbeiten weiterhin rund um die Uhr, Herr Präsident. Außerdem haben wir auch unsere gewöhnlichen Abwehrraketen mit einem neuartigen Ortungs- und Peilsystem verbessert, so dass auch diese die feindlichen Atombomben in Zukunft wesentlich erfolgreicher aufspüren und bereits in der Luft vernichten können“, erklärte der deutsche Wissenschaftler. Seine russischen Kollegen nickten.

Tschistokjow stellte sich vor ihn, sah ihm tief in die Augen. Dann sagte er: „Von Ihren Erfindungen hängen die Leben von Millionen Menschen ab, Herr Professor. Vergessen Sie das niemals. Wenn Ihre Arbeit erfolgreich ist, so wird das ganze Städte vor der Auslöschung bewahren.“

Der Physiker lächelte, um daraufhin zu erwidern: „Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Präsident. Wir werden alles geben, um diese neuen Waffensysteme immer weiter zu verbessern. Hunderte von Wissenschaftlern arbeiten hier bis zur völligen Erschöpfung. Wir werden uns keine Pause gönnen. Darauf können Sie sich verlassen. Entschuldigen Sie, dass wir nicht früher Ergebnisse liefern konnten, aber wir …“

„Schon gut! Ich bin mehr als stolz auf Sie alle, meine Herren!“, stieß Tschistokjow freudig aus.

„Wann sollen wir mit der industriellen Produktion der EMP-Geschütze und Peilgeschosse beginnen?“, fragte Prof. Hammer erwartungsvoll.

„Wann?“, rief der Anführer der Rus mit ernstem Blick. „Sofort!“

Bis Ende August hatte die Volksarmee die Frontlinie an der Grenze zu Moldawien noch halten können, dann jedoch waren die in Massen anrückenden GCF-Truppen durchgebrochen. Inzwischen trieben sie ihre demoralisierten Gegner vor sich her. Etwa eine halbe Million Tote waren auf den Schlachtfeldern zwischen der Slowakei und der Küste des Schwarzen Meeres geblieben, doch Artur Tschistokjow befahl nach wie vor, dass kein Meter des Vaterlandes kampflos aufgegeben werden dürfe und ließ immer mehr junge Soldaten in die Ukraine bringen.

Schließlich erreichten die Armeen der Global Control Force am 17. September 2051 Kiew und begannen mit der Belagerung der Großstadt.

„Das große Kiew – Von den Rus gegründet! Von den Rus gehalten!“, schrieben die Presseorgane des Nationenbundes und Tschistokjows Kriegspropaganda wurde nicht müde, den „Heldengeist der alten Wikinger“ bei der Bevölkerung der ukrainischen Metropole zu erwecken.

Im Gegenzug verkündeten die Zeitungen und Fernsehsender des Weltverbundes, dass Artur Tschistokjow langsam der Atem ausgehe und er bald für das Verbrechen am englischen Volk, womit sie die Zerstörung Londons meinten, bezahlen würde.

Und während sich Millionen Soldaten in einem weltumspannenden Konflikt an unzähligen kleinen und großen Fronten mit allen Mitteln massakrierten und sich weitere Millionen junge Männer bereitmachten, zu den Schlachtfeldern gekarrt zu werden, leitete die Weltregierung den nächsten Atomschlag ein.

Diesmal sollte es die Japaner, die bereits im August 1945 den Schrecken der Atombombe erlebt hatten, treffen. Nach diesem nuklearen Angriff sollte endlich auch die zweite Landinvasion gegen das Inselreich erfolgen. Zuvor wollte man Japan allerdings erst einmal in Schutt und Asche legen, damit es sich nicht erneut gegen den Ansturm der GCF-Heere verteidigen konnte, wie in den Jahren 2031 bis 2033.

So beschoss die Pazifikflotte der GCF Tokio am 20. September 2051 mit fünf Atombomben. Drei weitere wurden auf Kawasaki, zwei auf die Industriestadt Yokohama abgefeuert. Das von Matsumotos Wissenschaftlern konstruierte Raketenabwehrschild konnte lediglich drei der zehn Kernwaffen außer Gefecht setzen, die anderen trafen ihre Ziele und brachten dem urbanen Herzen Japans eine apokalyptische Verwüstung. Tokios Innenstadt wurde vollkommen zerstört und insgesamt starben, trotz der vorher von Matsumoto durchgeführten Evakuierungsmaßnahmen, nicht weniger als 8 Millionen Menschen.

Doch das genügte den Logenbrüdern noch immer nicht. Einen Tag später ließen sie weitere sechs Atombomben auf Sapporo niedergehen; sie wurden exakt so platziert, dass nicht nur die Innenstadt der ihnen so verhassten Metropole, sondern auch sämtliche Außenbezirke vom atomaren Vernichtungsfeuer eingeäschert wurden. So gut wie alle Einwohner der Stadt, die Sapporo nicht schon vorher in weiser Voraussicht verlassen hatten, wurden bei diesem Angriff getötet. Insgesamt waren es fast zwei Millionen Menschen, die bei dem Atomschlag ihr Ende fanden.

Nur wenige Stunden später folgten die Städte Hiroshima und Nagasaki, die aufgrund ihrer symbolischen Bedeutung

ausgewählt worden waren. Jeweils zwei Wasserstoffbomben machten sie dem Erdboden gleich. Am 22. September endete der Atomwaffenangriff auf Japan schließlich mit einem letzten Bombenabwurf auf Kagoshima im Süden der Inselgruppe.

„Ihr seid im Wald gewesen und habt Pilze gesammelt?", fragte Frank schmunzelnd.

„Ja, und wir haben sogar ein paar leckere Steinpilze gefunden. Sieglinde ist noch ganz aufgeregt", erklärte Bäumer.

„Und sonst, Alf?"

„Alles klar soweit – bis auf einen kleinen Weltkrieg."

„Sehr witzig!"

„Ja, finde ich auch …"

„Aber es geht dir wieder gut, oder?"

„Alles bestens!"

„Super! Das freut mich, Alf!"

„Und bei dir?"

„Immer das Gleiche. In den letzten Tagen war es aber recht ruhig. Gott sei Dank."

„Hör bloß auf, ich muss auch bald wieder raus."

„An die Front?"

„Ja! Wohin sonst?"

„Kommst du zu uns?"

„Ich glaube eher, dass man mich an die Balkanfront schicken wird. Dort unten brennt es an jeder Ecke, Frank."

„An die Balkanfront?"

„Ja, irgendwo da unten. Das Oberkommando plant scheinbar eine Gegenoffensive. Was weiß ich …"

„Fuck!"

„Das kannst du laut sagen!"

„Aber Svetlana und Sieglinde geht es gut?“

„Im Prinzip schon, aber wem geht es in diesen Tagen schon gut?“

„Niemandem!“

„So ist es.“

„Und was habt ihr so in den letzten Tagen gemacht, Alter?“

„Nicht viel! Ich verschlafe den halben Tag oder spaziere mit Frau und Kind durch Ivas. Die Glotze lasse ich grundsätzlich aus. Ich kann die ganze Scheiße nicht mehr sehen.“

„Du meinst Arturs zahlreiche Volksreden?“

„Alles eben! Diesen ganzen verdammten Krieg.“

„Geht mir auch so, mein Lieber. Ich bin froh, wenn sie mich alle in Ruhe lassen“, sagte Frank müde.

„Wir waren gestern bei Steffen de Vries. Das war total nett, ich soll dich übrigens grüßen.“

„Ach? Und wie geht es dem so?“

„Der macht halt sein Ding und hält sich raus. Sieglinde liebt seine Milchshakes und hat gestern …“

„Moment mal, Alf. Da kommt einer in den Unterstand!“, unterbrach Frank seinen Freund.

Ein hochgewachsener Offizier der Warägergarde salutierte und winkte Kohlhaas zu sich. „Verzeihen Sie die Störung, Herr General, aber es gibt schreckliche Neuigkeiten.“

„Ich rufe dich später wieder an. Bis dann!“, sagte Frank und legte auf.

„Ich habe keine schönen Nachrichten für Sie, Herr General. Haben Sie schon die neuesten E-Mails auf Ihrem DC-Stick gelesen?“

„Nein! Wenn ich ehrlich bin, habe ich seit drei Tagen nicht mehr in mein Postfach geschaut“, gestand Frank genervt.

„Seit drei Tagen? Herr General, Sie wissen doch, dass es Vorschrift ist, alle zwei Stunden die neuesten Meldungen …“, bemerkte der Offizier verstört.

„Scheiße! Ja! Was ist denn?“, knurrte Kohlhaas.

„Es hat die Japaner erwischt!“, erklärte der Russe, während Frank erschrocken die Augen aufriss.

Haruto Matsumoto blickte auf das grauenvolle Szenario vor seinen Augen und musste sich bemühen, nicht vor Entsetzen zusammenzubrechen. Der japanische Präsident hatte heute Morgen seinen Atombunker, der bei Akita mehrere Kilometer tief in den Fels gehauen worden war, mit seinem Führungsstab verlassen und war nach Tokio gefahren, um sich die Auswirkungen des Atomwaffenangriffes anzusehen.

Was seine mit Tränen gefüllten Augen erblickten, überstieg sämtliche Schreckensvisionen noch bei weitem. Dichter, schwarzer Qualm lag über dem Trümmermeer, das einst die stolze Hauptstadt Japans gewesen war. Wie von einer riesigen Dampfwalze waren ganze Straßenzüge zermalmt worden und oft ragten nur noch die zerfallenen, versengten Ruinen der großen Wolkenkratzer in den Himmel. Was die Japaner in den letzten Jahren mühsam aufgebaut hatten, war in der Zeit eines Wimpernschlages von ihren Feinden ausgelöscht worden.

Dass sie Japan eines Tages so massiv angreifen und eine solche Zerstörung bringen würden, hatte Matsumoto immer zu verdrängen versucht. Warum ihm seine Gegner seit Jahren mit einem derartigen Hass gegenüberstanden,

konnte er sich noch immer nicht erklären. Er selbst wäre nicht einmal im Traum darauf gekommen, einem anderen Land so etwas anzutun.

„Warum haben sie Millionen Menschen vernichtet?“, fragte er sich immer wieder. „Weil sie unabhängig sein wollten? Weil sie die Wirtschaftsinteressen der Weltregierung behindert haben? Weil sie sich keine Scanchips implantieren lassen wollten?“

Er fand keine Antwort. Seinem alten Freund, dem japanischen Außenminister Akira Mori, erging es nicht anders.

„Ich gehe noch weiter …“, sagte Matsumoto und atmete schwer in seinem stickigen Schutzanzug.

„Bitte seien Sie vorsichtig, Herr Präsident! Wir wissen nicht, wie stark hier die Strahlung ist“, warnte einer seiner Berater.

„Wozu haben wir dann diese Anzüge?“, knurrte dieser und ging einige Hundert Meter in Richtung des gigantischen Ruinenmeeres vor sich.

„Das ist die Hölle auf Erden …“, hörte Matsumoto einen seiner Begleiter murmeln.

Die Innenstadt von Tokio lag noch mehrere Kilometer weiter östlich. Diese verbannte Einöde war lediglich ein Außenbezirk, der jedoch ebenfalls die volle Wucht einer atomaren Explosion abbekommen hatte.

Zwischen den rußgeschwärzten Wänden konnte Matsumoto mehrere verkohlte Leichen erkennen, die sich wie Säuglinge zusammengekrümmt hatten. Lediglich ihre weißen Zähne schauten gespenstisch aus dem Haufen gegrilltem Menschenfleisch hervor und der Präsident musste sich zusammenreißen, um sich nicht in seinen Strahlenschutzanzug zu übergeben.

Dennoch ging er weiter durch die zerstörten Straßen, vollkommen verstört und paralysiert. Dieses Grauen war zu viel für seinen Verstand und irgendwann war er froh, dass ihn seine ebenfalls vollkommen entsetzten Begleiter einfach anhielten und zurückschleifen wollten.

Am Ende begann Matsumoto leise zu wimmern und zu schluchzen. Leise brabbelte er einige Wortfetzen unter dem Visier seines Helmes vor sich hin. Man konnte ihn kaum verstehen, und seine Begleiter baten ihn, diesen höllischen Ort wieder so schnell wie möglich zu verlassen.

Der japanische Präsident konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Man hörte ihn angestrengt schnaufen, so sehr hatte ihn das Entsetzen getroffen.

„Komm schon, Haruto! Du hast genug gesehen …“, sagte Akira Mori leise und fasste seinen Freund an der Schulter.

„10 Millionen Tote! Oder noch mehr … in nur drei Tagen“, hörte der Außenminister den Präsidenten flüstern.

„Komm jetzt bitte, Haruto!“, bat Mori. Er zog Matsumoto mit sich.

Als die Männer in den Schutzanzügen durch die schreckliche Trümmerlandschaft zurück gingen, hörten sie auf einmal Schritte hinter sich. Sie drehten sich um und erblickten ein kleines Mädchen, dessen Gesicht schmutzig war.

Haruto Matsumoto starrte die Kleine entgeistert an und fragte sie: „Wo kommst du denn her?“

Sie aber antwortete nicht, sah ihn nur mit kalten, leeren Augen an, als wäre sie selbst auch schon tot. Nun fiel der japanische Präsident vor ihr auf die Knie und weinte. „Glaubst du mir, dass das hier nicht meine Schuld ist, Kind?“, stieß er aus.

Doch sie sagte nichts und starrte ihn nur mit ausdrucksloser Miene an.

„Es ist nicht meine Schuld, oder?“, schluchzte Matsumoto und griff nach ihrer verdreckten, kleinen Hand. „Sag mir doch bitte, dass ich nicht daran schuld bin!“

„Es ist gut, Haruto! Komm jetzt und lass sie in Ruhe“, sagte Akira Mori traurig.

In nächsten Augenblick lief die Kleine davon und ließ den weinenden Präsidenten zurück in dem endlosen Ruinenmeer, das von Tokio übrig geblieben war.

Mit Erleichterung blickte Frank auf den sich nähernden Zug, der ihn nach Osten bringen sollte. Das Oberkommando hatte ihm einen zwei Wochen langen Fronturlaub gewährt und er war überglücklich, endlich für ein paar Tage verschwinden zu können. Indes gingen die Kämpfe im Osten Deutschlands und an vielen anderen Fronten weiter. Doch seine Waräger würden auch ohne ihn auskommen, hoffte der General.

Der Zug hielt mit einem leisen Brummen an und eine Gruppe laut schwatzender Soldaten stieg ein. Frank folgte den Männern wortlos und ließ sich in einem der hinteren Abteile nieder, nachdem er sein Gepäck verstaut hatte.

Es ging zurück durch Polen in Richtung Weißrussland, dann weiter nach Litauen. Kohlhaas sinnierte kurz über die Frage, ob noch alle Gleise intakt waren, um sich daraufhin mit einem gequälten Stöhnen zurückfallen zu lassen und die Augen zu schließen. Er fühlte sich ausgelaugt und war vollkommen erschöpft.

Nachdem er für einen kurzen Moment eingenickt war, ließ ihn plötzlich das Piepen seines Handys aufschrecken. Mit einem leisen Fluchen kramte er es aus dem Seesack.

„Ja?“

„Ich bin es, Frank!“, sagte Julia. „Bist du schon unterwegs?“

„Bin eben eingestiegen. Jetzt geht es endlich wieder zurück nach Ivas. Mein Gott, bin ich fertig.“

„Bald kannst du dich wenigstens ein wenig ausruhen“, versuchte ihn seine Frau aufzuheitern.

„Was?“

„Ich sagte, bald kannst du dich ausruhen!“

„Ja! Das werde ich auch tun. Ich verstehe dich schlecht, dieser Zug ist ganz schön laut.“

„Kein Problem, ist ja nicht schlimm.“

„Jedenfalls habe ich erst mal zwei Wochen Ruhe.“

„Das mit Japan hast du sicherlich schon gehört, oder?“

„Wie?“

„Das mit Japan!“

„Was ist damit?“

„Mit den Atombomben!“

„Ja, ich weiß, Julia!“

„Und was kommt nun?“ Die junge Frau klang besorgt.

„Keine Ahnung! Vermutlich der Gegenschlag …“

„Ich habe solche Angst, Frank.“

„Wir reden darüber, wenn ich zu Hause bin.“

„Worüber?“

„Wir reden darüber – zu Hause!“

„In Ordnung!“

„Bis dann, mein Schatz.“

„Ich freue mich total auf dich, Frank!“

„Wie?“

„Ja, bis dann! Tschüß!“

Kohlhaas ließ das Handy in seiner Tasche verschwinden und legte sich schließlich lang auf den Sitz, den Kopf auf

seinen Rucksack gestützt. Er wollte nur noch schlafen, hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich wegen Japan oder dem Rest der Welt Sorgen zu machen. Sollte doch die ganze Menschheit zum Teufel gehen. Hauptsache, er hatte endlich einmal seine Ruhe.

Ratternd raste der Zug durch das trostlose Polen in Richtung Weißrussland und brachte Frank schließlich immer weiter nach Osten. Der General verschlief einen großen Teil der eintönigen Fahrt, jedes Geräusch und Gerede um sich herum ignorierend. Zwei Wochen! Ganze vierzehn Tage ohne Krieg! Das war großartig!

Während Frank seinen Fronturlaub antrat, versuchten Artur Tschistokjow und seine Berater irgendwie mit dem erneuten Atombombenangriff der Weltregierung umzugehen. Wilden, der den Atombunker am Fuße des Uralgebirges nunmehr seit Wochen nicht verlassen hatte, hatte heute Morgen Herrn Taishi, seinen alten Freund aus Japan, angerufen. Es ginge ihnen allen gut, hatte ihm der frühere Geschäftsmann berichtet. Das hatte Wildens Laune für einige Stunden merklich verbessert, auch wenn Herr Taishi mit „gut" lediglich meinte, dass sie nicht im atomaren Feuersturm verbrannt waren.

Glücklicherweise hatte sich der in die Jahre gekommene Asiate mit seiner Frau und seiner Tochter bereits vor drei Wochen nach Aomori im Norden des Landes zurückgezogen. Hier, so hatte er gehofft, würden keine Atombomben einschlagen. Und er hatte Recht behalten, zumindest bisher. Allerdings hatte der massive Angriff des Weltverbundes deutlich gemacht, dass nun kaum noch ein Japaner vor Atomschlägen sicher war – auch nicht in Aomori oder an irgendeinem anderen Ort auf den Inseln.

Masaru Taishi, der bereits seinen Sohn im japanischen Krieg verloren hatte, war dennoch ebenso panisch und verunsichert wie seine Landsleute, denn es konnte jeden Tag so weit sein, dass erneut Atomraketen vom Himmel fielen. An den Taishis, so dachte sich Wilden, konnte man, so zynisch es auch war, eindrucksvoll sehen, wie wirksam dieser Terrorangriff gewesen war.

„Ganz Japan lebt nur noch in Angst!", hatte der Japaner am Telefon gewimmert, während Wilden versucht hatte, ihn irgendwie zu beruhigen.

Derweil diskutierten Artur Tschistokjow und seine engsten Berater schon den halben Tag darüber, wie sie reagieren sollten. Der russische Staatschef, so entsetzt er auch im ersten Moment gewesen war, als er die Nachricht vom Atombombenangriff auf Japan gehört hatte, war schnell wieder zu seiner harten Linie zurückgekehrt. Das bedeutete für ihn, erneut mit gleichen Mitteln zurückzuschlagen.

„Auge um Auge!", war wieder einmal seine Losung. Wilden, Verteidigungsminister Lossov und der größte Teil der anwesenden Generäle und Führungsköpfe der Freiheitsbewegung waren hingegen zutiefst verunsichert und wussten nicht, was sie Tschistokjow raten sollten.

Der EMP-Schutzschild war noch keineswegs technisch ausgereift und würde kaum in der Lage sein, einen flächendeckenden Atomwaffenangriff des Weltverbundes abzuhalten. Das wusste auch der Anführer der Rus, der trotz allem die Ansicht vertrat, dass man Gewalt mit Gewalt brechen müsse.

Letztendlich hatte man ihm auch die alleinige Entscheidungsgewalt übertragen, was allerdings nicht bedeutete, dass Tschistokjow die Einwände seiner Berater ignorierte. Am Ende blieb er jedoch erneut hart und erklärte, dass er

nun von Matsumoto ein „entschlossenes Vorgehen“ erwartete. Das hieß nichts anderes, als dem Feind wiederum mit dem gleichen nuklearen Terror zu antworten, den er zuvor über Japan gebracht hatte.

Eine laute Fanfare schmetterte aus dem Fernseher und eine wehende Drachenkopffahne erfüllte den Bildschirm. Dann ertönte eine markige Stimme: „Gestern ist es den tapferen Soldaten der Volksarmee gelungen, den Feind südöstlich von Donezk mehrere Kilometer weit zurückzudrängen und durch die gegnerische Front zu stoßen. Dabei konnte eine große Anzahl von Geschützen erbeutet werden. Dieses heldenhafte Beispiel zeigt einmal mehr, dass die GCF trotz zahlenmäßiger Überlegenheit den Kampfgeist und den Opfermut unserer Soldaten nicht brechen kann.

Der junge Rekrut Nikolai Zhukov wird uns jetzt berichten, wie er im Zuge der Gegenoffensive ganz allein zwei feindliche Panzer durch seinen selbstlosen Einsatz ausgeschaltet hat!“

Daraufhin zeigte die Kamera einen kaum 20 Jahre alten Burschen, der den Zuschauern von seinem heroischen Einsatz berichtete und betonte, dass ihn selbst in Momenten größter Gefahr der Glaube an Artur Tschistokjow und die Liebe zum russischen Vaterland beflügelt hätten. Dann grinste er verlegen und grüßte noch seine Eltern.

„Derweil sind auch die Kämpfe um die Frontstadt Orsk an der Grenze zu Kasachstan mit unverminderter Härte weitergegangen!“, fuhr der Nachrichtensprecher fort. „Auch hier zeigen unsere Soldaten eine eisenharte Kampfentschlossenheit und lassen den Gegner nicht zur Ruhe

kommen. Das 14. Pionierbataillon der Volksarmee hat es sogar geschafft …"

Frank stellte den Fernseher ab. Seufzend setzte er sich auf das Sofa, er lächelte gequält.

„Siege an allen Fronten! So wie in jeder Propagandasendung und in jedem Krieg!", sagte er leise zu sich selbst.

„Wir lassen die verfluchte Glotze jetzt einfach aus", schimpfte Julia und ließ sich neben Frank auf dem Sofa nieder; dann nahm sie ihn in den Arm.

„Das mit Japan hat mir den Rest gegeben. Jetzt werden wir zurückschlagen, dann die anderen – dann wieder wir und so weiter. Am Ende wird keine Seite mehr irgendwelche Hemmungen kennen und die ganze Welt wird brennen", stöhnte Kohlhaas verzweifelt.

Julia fiel keine passende Antwort mehr ein, stattdessen begann sie leise zu weinen. Ihr hübsches, schmales Gesicht war inzwischen aufgedunsen und gerötet, da sie jeden Tag eine große Anzahl von Beruhigungs- und Schlafmitteln nehmen musste, um nicht vollkommen durchzudrehen. Die schreckliche Endzeitstimmung, die die gesamte Familie ergriffen hatte, war auch an Friedrich nicht spurlos vorübergegangen. Dieser verkroch sich oft tagelang in seinem Zimmer oder lag lediglich reglos im Bett.

Manchmal fragte sich Frank, wie viel Schrecken und Leid ein Mensch überhaupt ertragen konnte, bevor er endlich zerbrach. Mittlerweile kämpfte auch er wieder gegen Alpträume und böse Erinnerungen. Vor einigen Tagen hatte er erneut eine verstörende Vision gehabt, in der nicht Artur Tschistokjow, sondern „Herr Irrsinn", sein imaginärer Freund aus der Holozelle, eine Rede an die Nation gehalten hatte.

Er hatte mit der Stimme des russischen Staatschefs gesprochen, in dessen Büro im Atombunker, mit der Drachenkopffahne im Hintergrund.

„Der Irrsinn konnte in den letzten Monaten um 26% gesteigert werden. Ich bin stolz auf mein Volk, doch wir werden ihn noch viel weiter ausdehnen. Wir müssen nur an den Irrsinn glauben! Felsenfest und unbeirrt!", hatte „Herr Irrsinn" erklärt. Schließlich hatte er seinen kahlen, bleichen Schädel aus der Fernsehkiste herausgeschoben und Frank zynisch angelächelt.

„Hallo, General Kohlhaas! Ich bin stolz auf Sie, denn Sie haben den Irrsinn an vorderster Front verbreitet. Wer hätte je gedacht, dass Sie mir eines Tages so viel Arbeit abnehmen?"

Frank war zusammengezuckt, sprachlos vor lauter Entsetzen, während „Herr Irrsinn" weiter auf ihn eingeredet hatte.

„He, Franky! Achilles, großer Held, großer Mörder, großer Psychopath! Freust du dich denn nicht, deinen alten Freund wiederzusehen?"

Irgendwann war Frank mit einem Schrei aufgewacht und hatte sich wimmernd an Julia geklammert. Dieses Traumgesicht war so unheimlich wie verwirrend gewesen. Außerdem wusste Kohlhaas, dass „Herr Irrsinn" niemals auftauchte, wenn es dafür nicht einen handfesten Grund gab.

Die über eine gut verschlüsselte Verbindung abgehaltene Telefonkonferenz dauerte nunmehr schon fast zwei Stunden. Sowohl Artur Tschistokjow als auch Präsident Matsumoto hatten es diesmal für zu gefährlich gehalten, ihre Atombunker noch für einen persönlichen Staatsbesuch zu verlassen. Das Risiko, in einem Flugzeug vom

Feind erwischt und abgeschossen zu werden, egal wie geheim man alles gehalten hatte, war inzwischen viel zu groß. Vor allem Tschistokjow war in den letzten Wochen immer paranoider geworden und sah überall Verräter, Spione und Attentäter, die ihn vergiften oder in die Luft sprengen wollten. Zwar wurde er rund um die Uhr von ADR-Mitarbeitern und einer großen Anzahl Leibwächter bewacht, doch änderte das nichts an seiner wachsenden Angst vor Mordanschlägen. Allerdings waren seine Sorgen auch nicht unberechtigt, denn die GSA versuchte, seinen Führungsstab mit allen Mitteln zu infiltrieren. Das Gleiche galt auch für Matsumoto.

„Sie haben unfassbares Leid angerichtet. Ich kann diese Grausamkeit noch immer nicht nachvollziehen. Was soll aus Japan werden, wenn sie nicht mit derartigen Angriffen aufhören? Wir können uns kaum verstecken! Es ist ein Alptraum, Herr Tschistokjow!“, übersetzte Matsumotos Dolmetscher.

Tschistokjow starrte auf den großen Bildschirm an der Wand und ging in seinem Büro auf und ab. Wilden und einige hochrangige Funktionäre der Freiheitsbewegung betrachteten ihn schweigend.

„Nehmen Sie Ihre neu entwickelten Tenshi Bomber und schlagen Sie zurück, Herr Präsident. Sie müssen es sofort tun, damit sich unsere Feinde keinen falschen Hoffnungen hingeben“, knurrte Tschistokjow.

Wenige Minuten später erhielt er die Antwort. „Ich kann es nicht verantworten, diesen Atombombenwahnsinn weiter mitzumachen. Nein, ich kann das einfach nicht.“

Wilden versuchte, etwas zu sagen und auch Verteidigungsminister Lossov meldete sich zu Wort, doch Tschistokjow würgte die beiden ab.

„Sie müssen es tun, sonst werden die Logenbrüder Japan ganz in Schutt und Asche legen! Verstehen Sie das denn nicht? Wir dürfen uns nicht einschüchtern lassen. Unsere Feinde sind in einigen bestimmten Metropolen konzentriert und diese Metropolen müssen wir ihnen jetzt nehmen!“

Akira Moris kreidebleiches Gesicht erfüllte den Bildschirm. Der Japaner erwiderte: „Wir sind uns noch immer nicht sicher, ob wir diesmal selbst Atombomben werfen sollen. Außerdem haben wir noch nicht viele der neuartigen Tenshi Bomber bauen lassen.“

„Übersetzen Sie das!“, schrie Tschistokjow seinen Dolmetscher an und dieser zuckte vor Schreck zusammen. Dann entgegnete er: „Wenn Japan nicht reagiert, werden wir es tun. Ein Angriff auf Japan ist ein Angriff auf uns – und jetzt kommt die Antwort! Auge um Auge! Etwas anderes versteht diese Verbrecherbrut nicht!“

Schließlich überließ Matsumoto seinem Außenminister das Reden; er wirkte, als ob er kurz vor einem völligen Nervenzusammenbruch stände. Bald saß er klein und niedergeschlagen am unteren Rand des Bildschirms und hielt sich den Kopf.

„Wir können es nicht genau abschätzen, wie sich die Situation nach einem nuklearen Gegenschlag entwickeln wird. Ein entfesselter Atomkrieg würde das japanische Volk an den Rand der Vernichtung bringen“, sorgte sich Mori. „Wir sind auf unseren Inseln gefangen und können hier nicht weg. Das ist bei einem Land wie Russland vollkommen anders, denn sie können dem atomaren Feuer aufgrund der Größe des Territoriums viel leichter entfliehen als wir.“

„Und was heißt das nun?“, grollte Tschistokjow.

„Präsident Matsumoto hat in den letzten Tagen noch einmal darüber nachgedacht, die Weltregierung um Frieden zu bitten“, fügte Mori hinzu.

Die Gesichtsfarbe des russischen Staatschefs wechselte innerhalb einer halben Minute von weiß zu rot.

„Das werden Sie nicht tun, Mori! Die werden keinen Frieden annehmen! Die wollen uns vernichten! Und die werden uns vernichten, wenn wir uns nicht wehren! Haben Sie das verstanden?“

Wilden eilte zu Tschistokjow und überreichte ihm ein Glas Wasser.

„Vielleicht haben Sie Recht, aber wir …“, stotterte der japanische Dolmetscher, doch der Anführer der Rus donnerte dazwischen.

„Zögern Sie nicht länger! Machen Sie die Tenshi Bomber startklar und schlagen Sie endlich zurück, Herr Matsumoto! Wenn Sie es nicht tun, dann tun wir es! Ich schwöre es, so wahr ich Artur Tschistokjow heiße!“

„Bitte beruhigen Sie sich wieder, Herr Präsident …“, mischte sich einer der Generäle ein, doch sein Chef winkte ab.

Matsumoto und Mori schwiegen. Sie sahen sich mit betretenen Mienen an, während ihr Bündnispartner vor sich hin wetterte und immer wütender wurde.

„Ich habe die Ziele für den atomaren Gegenschlag bereits ausgewählt. Halten Sie sich an unsere Vereinbarungen! Wir weichen nicht zurück! Niemals!“, fauchte Tschistokjow und sein Dolmetscher wischte sich den Schweiß von der Stirn, um dann zu übersetzen.

Der Anführer der Rus hatte Haruto Matsumoto gegen Ende des Gespräches noch mehrfach eindringlich darauf

hingewiesen, dass das russisch-japanische Bündnis dem Gegner seine Entschlossenheit zeigen müsse. Schließlich hatte sich dieser schweren Herzens dazu überreden lassen, nun ebenfalls Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Während die Kämpfe in der Mandschurei und auf See weiter tobten und mehrere Hunderttausend GCF-Soldaten mittlerweile im Süden Japans an Land gegangen waren, gab der japanische Präsident seinerseits den Befehl, Städte an der nordamerikanischen Westküste mit Atombomben zu beschießen. Als Ziele hatte Artur Tschistokjow Los Angeles und San Francisco vorgeschlagen. Matsumoto hatte ihm letztendlich zugestimmt.

So erhoben sich am 09. Oktober 2051 vier hoch technisierte Tenshi Tarnkappenbomber, die von feindlichen Radaranlagen nicht geortet werden konnten, von Kobe aus in die Lüfte, um den beiden amerikanischen Großstädten die schreckliche Rache zu bringen. Es dauerte nicht lange, da hatten sie die Küste erreicht und entluden ihre tödliche Fracht. Acht Atombomben gingen auf Los Angeles und die umliegenden Gebiete nieder, vier weitere auf San Francisco.

Aus der Höhe konnten die Piloten der Maschinen die grellen Explosionen der Massenvernichtungswaffen aufblitzen sehen und innerhalb weniger Minuten fraß sich eine höllische Feuersbrunst durch Beton, Stahl und Fleisch. Über 7 Millionen Menschen wurden bei diesem Bombenangriff getötet, was Präsident Matsumoto schwere Gewissensbisse bescherte.

Artur Tschistokjow reagierte hingegen mit grimmiger Genugtuung und bemerkte, dass die Amerikaner jetzt endlich wüssten, was Krieg ist. Seine Reaktion zeigte, wie

verbittert er inzwischen war und was dieser Krieg bereits aus ihm gemacht hatte.

Der russische Souverän hatte einen nuklearen Schlagabtausch niemals gewollt, aber schon an dem Tag, als er sich dazu entschlossen hatte, in die Politik zu gehen, war ihm tief im Inneren klar gewesen, dass gegen einen Feind wie die Weltregierung eines Tages nur die brutalsten Mittel erfolgreich sein würden.

Das war der Unterschied zwischen ihm und Präsident Matsumoto. Letzterer war ein japanischer Patriot, der lediglich das Beste für sein Land wollte, während Artur Tschistokjow ein weltanschaulicher Glaubenskrieger war, der die Zerschlagung der Weltregierung als eine unumgängliche Notwendigkeit betrachtete, um sein Volk, Europa und auch die übrige Welt vor dem Untergang zu bewahren. Demnach war er, auch wenn es ihm äußerst schwer fiel, diese harte Linie durchzuhalten, eher bereit, notfalls die gleichen rücksichtslosen Kampfmittel wie seine durch und durch skrupellosen Gegner einzusetzen.

Und der Kampf wurde immer grausamer und schrecklicher. Die Volksarmee der Rus befand sich im Süden Russlands mittlerweile in einem verzweifelten Abwehrkampf und versuchte, die belagerte Stadt Kiew unter allen Umständen zu halten. Im Zuge einer verlustreichen Gegenoffensive gelang es Tschistokjows Truppen schließlich, den Feind Mitte Oktober wieder über die Wolga zurückzutreiben.

An der sich zwischen der Slowakei und der Küste des Schwarzen Meeres erstreckenden Front sah es hingegen weniger gut aus, denn die GCF eroberte am 14.10.2051 Bratislava und stieß über Moldawien bis in die Ukraine vor.

Ähnlich bedrückend hatte sich auch die Lage in Ostdeutschland entwickelt, denn frische Streitkräfte aus Süd- und Nordamerika waren in Frankreich eingetroffen und rückten auf deutschen Boden vor. Die Truppen der Global Control Force, die von den britischen Inseln gekommen waren, hatten sich inzwischen bis nach Mecklenburg-Vorpommern vorgearbeitet und die Frontlinie der Volksarmee weiter nach Osten geschoben.

Hin und her

Der nukleare Gegenschlag des russisch-japanischen Bündnisses war für den Rat der Weisen Anlass genug, noch einmal kurzfristig zusammenzukommen, um die nächsten Schritte in diesem Krieg zu besprechen. Die Hartnäckigkeit ihrer Gegner hatte die hohen Herren in einen Zustand versetzt, der zwischen grenzenloser Wut und Verunsicherung schwankte. Doch wer sie kannte, dem war bewusst, dass sie sich auf Dauer auch von Millionen Toten nicht beeindrucken ließen. Zwar waren bei der Vernichtung von Los Angeles und San Francisco erneut Tausende der ihren getötet worden, darunter auch einflussreiche Film- und Medienbosse, doch waren das Kollateralschäden, die kompensiert werden konnten. Dennoch wirkte der Schock über den rücksichtslosen Gegenschlag auch unter den Weisen nach.

„Unsere Leute müssen die Metropolen und Großstädte aus Sicherheitsgründen verlassen. Das müssen wir ihnen endlich einschärfen", sagte der Weltpräsident.

„Darauf dürften sie jetzt auch von selbst kommen. Die Atombombenabwürfe auf Los Angeles und San Francisco haben eine klare Sprache gesprochen und es gibt inzwischen keinen Zweifel mehr daran, dass Tschistokjow und Matsumoto ebenfalls keine Skrupel haben, ihre Atomwaffen gegen uns einzusetzen", meinte der oberste Weise.

„Die Sache wird ernster, als wir gedacht haben", sorgte sich ein anderes Ratsmitglied. „Was ist, wenn demnächst unsere anderen Zentren in Flammen aufgehen? Diese

verfluchten Hunde wissen genau, wo unsere Macht und unsere Leute konzentriert sind."

„Wir können es nicht ändern. Unsere Feinde wollen den totalen Krieg und den werden sie bekommen. Ich bin zu allem bereit. Wir haben genügend Atombomben in der Hinterhand. Die Sache geht gerade erst los!", giftete der Weltpräsident und starrte den Bruder zornig an.

„Wir müssen nach wie vor zuerst Japan vernichten, um das feindliche Bündnis zu zerschlagen. Außerdem können wir dort mit unseren Atomwaffen den größten Schaden anrichten. Ein konzentrierter Beschuss der japanischen Inseln kann dort das ganze Volk ausrotten", bemerkte ein ergrauter Herr am Ende des Tisches.

„Immer mit der Ruhe!", mischte sich der Vorsitzende des Rates ein. „Vielleicht sollten wir uns zunächst doch wieder auf die konventionelle Kriegsführung konzentrieren. Japan ist auf dem Weg in die militärische Niederlage und auch die Truppen des Nationenbundes werden nicht mehr ewig gegen unsere Übermacht standhalten können. Ich bin da sehr zuversichtlich. Bevor wir den nächsten atomaren Schlagabtausch einleiten, kämpfen wir den Gegner erst einmal mit unseren konventionellen Streitkräften nieder. Wenn Tschistokjows und Matsumotos Armeen zerschlagen sind, dann können wir ihre Länder noch immer mit Nuklearwaffen verwüsten. Alles zu seiner Zeit."

Der Weltpräsident stand von seinem Platz auf und tigerte durch den Raum. Schließlich drehte er sich den anderen Ratsmitgliedern mit einem kalten Lächeln zu.

„Der oberste Weise sieht die Lage vollkommen richtig. Wir haben viel Zeit, unsere Feinde langsam mit unseren Heeren auszubluten. Irgendwann bricht ihre Abwehr zusammen und sie werden immer hilfloser werden. Außer-

dem sind sie dann unserer Gewalt ausgeliefert und ich brauche niemandem zu sagen, was von Russland und Japan übrigbleiben wird …“

„Vielleicht hat unser Bruder Recht. Warten wir den weiteren Verlauf des Krieges einfach ab. Die japanische Offensive in der Mandschurei ist bereits fehlgeschlagen, unsere Truppen gewinnen überall an Boden. So lange unsere Feinde nicht mit Atomwaffen reagieren, können wir ruhig zusehen, wie sie langsam verrecken“, sagte ein Ratsmitglied.

„Bisher verläuft dieser Krieg weitgehend nach Plan. London, Los Angeles und San Francisco sind ärgerliche Verluste, aber sie sind zu verkraften. Matsumoto scheint übrigens nervlich nicht mehr lange durchzuhalten, wie mir einige GSA-Agenten berichtet haben. An Tschistokjow kommen wir allerdings gegenwärtig nicht heran. Versuche, seinen Führungsstab zu infiltrieren, sind von der ADR vereitelt worden. Die haben unsere Spione entdeckt und sofort erschossen. Wie auch immer, das sind Kleinigkeiten, meine Herren.

Zuerst werden wir jetzt Japan zerschlagen und anschließend den Nationenbund in die Knie zwingen. Und am Ende werden wir unsere Feinde mit einem Strafgericht konfrontieren, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Wir brauchen uns keine Sorgen machen, denn wir haben diesen Krieg auch weiterhin unter Kontrolle“, meinte der Vorsitzende des Rates der 13 und wirkte wieder gelassen.

„Und jetzt sollten wir darüber sprechen, wie wir die Vernichtung von Los Angeles und San Francisco positiv für unsere Zwecke ausschlachten können. Vielleicht hat uns der Feind damit mehr in die Hände gespielt, als er denkt“, höhnte der Weltpräsident.

„Ein wichtiger Punkt!“, stieß der oberste Weise aus. Er nahm einige Dokumente zur Hand.

Die Logenbrüder hatten die atomare Zerstörung von Los Angeles und San Francisco in den letzten Wochen dazu genutzt, den amerikanischen Patriotismus mit einer gewaltigen Medienkampagne anzuheizen. Nun setzten sie auf die Rachegefühle der Bevölkerung des Verwaltungssektors Amerika-Nord. Das Fernsehen malte Millionen Amerikanern indes tagtäglich furchtbare Horrorszenarien auf, wenn Tschistokjow und Matsumoto nicht aufgehalten werden konnten.

„Artur Tschistokjow und Haruto Matsumoto planen die Vernichtung der Menschheit!“, titelte die größte Zeitung des Sektors Amerika-Nord und versuchte, die dort lebende Bevölkerung mit allen Mitteln der Propaganda gegen ihre Gegner aufzuhetzen. Das Gleiche taten sämtliche Fernsehsender und Radiostationen, die die Massen ohne Pause mit neuen Schreckensmeldungen überschütteten.

„Da sie diesen Krieg nicht mehr gewinnen können und sich ihre Terrorherrschaft dem Ende zuneigt, planen die beiden wahnsinnigen Diktatoren die Vernichtung der kompletten Menschheit. Das belegen geheime GSA-Studien, die nun erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind. Sowohl der Nationenbund der Rus, als auch Japan, haben in den letzten Jahren riesige Mengen von Massenvernichtungswaffen gehortet, die sie nun einsetzen wollen, um Milliarden Menschen zu ermorden.

„Wenn ich die Welt nicht beherrschen kann, dann soll es auch niemand sonst tun!“, soll Artur Tschistokjow dem engsten Führungskreis seiner sogenannten „Freiheitsbewegung“ erklärt haben. Auch Matsumoto ist inzwischen

vollkommen dem Wahnsinn verfallen und redet ununterbrochen davon, die übrige Menschheit auszulöschen, wenn sie sich nicht der japanischen Herrschaft beugt.

Der bekannte Psychologe Dr. Steven Redstein hat die beiden Staatsmänner nach einer intensiven Studie eindeutig als „klinisch geisteskrank“ bezeichnet.

Während Tschistokjows mordende Horden derweil Europa verwüsten und die Todesschwadronen der ADR ganze Völker abschlachten, hat die russisch-japanische Unheilsallianz erneut Millionen Menschen mit Atombomben ermordet. Der hinterhältige Angriff auf Los Angeles und San Francisco hat der freien Welt erneut vor Augen geführt, dass gegen diese beiden Tyrannen und ihre Mordschergen nur die härtesten Maßnahmen erfolgreich sein können.

Um ihre Heimat vor der Vernichtung durch die irren Weltbrandstifter zu bewahren, haben sich inzwischen Zehntausende von Freiwilligen bei der GCF gemeldet - sie wollen die Mächte der Zerstörung endlich aufhalten. Entschlossen steht die gesamte Menschheit auf und strömt zu den Rekrutierungsbüros der Global Control Force, denn sie ist nicht länger willens, der Ermordung Unschuldiger noch länger tatenlos zuzusehen“, verkündete die internationale Presse.

Eine der wichtigsten Propagandawaffen der Logenbrüder war allerdings im Zuge des Atombombenabwurfs auf Los Angeles zerstört worden: Hollywood.

Das Herz der feindlichen Filmindustrie existierte nicht mehr, was dem Rat der 13 große Kopfschmerzen bereitete. Trotzdem verfügte die Weltregierung aber noch immer über unzählige kleine und große Medien, die weiterhin pausenlos den Krieg der Worte fortsetzten. Tschistokjow

versuchte hingegen, die lokalen Medien in den von seinen Soldaten eingenommenen Städten so gut es ging für seine eigenen Zwecke zu nutzen; bald verbreiteten diese ebenfalls ununterbrochen die Propaganda der Rus.

Wann es endlich zu einem flächendeckenden Schlagabtausch mit Atomwaffen kommen würde, konnte in diesen Tagen niemand genau sagen. Doch dass er über kurz oder lang zu erwarten war, war den meisten Menschen inzwischen klar.

Agatha Wilden und Julia sahen schweigend zu Frank herüber. Dieser saß am anderen Ende des Küchentischs und starrte ins Leere. Das Oberkommando hatte ihm erlaubt, noch etwas länger zu Hause zu bleiben, doch das hob die Laune des Generals nicht. Es herrschte eine bedrückende Stille und selbst Friedrich, der sich in einer Ecke des Raumes mit einigen Plastikfiguren beschäftigte, wirkte nachdenklich und besorgt.

„Ich kämpfe auch gegen die GCF!", sagte der Junge leise und hielt seinem Vater zwei der Figuren unter die Nase.

„Wenn doch alles nur ein Spiel wäre …", murmelte Frank. Er streichelte Friedrich den Kopf.

Schließlich betrachtete er die beiden Spielzeugfiguren und riss die Augen auf. „Ach, du liebe Güte!"

„Das sind die neuen Lieblinge deines Sohnes", meinte Julia, genervt die Augen verdrehend.

„Ja!", antwortete Friedrich begeistert. „Guck mal, Papa! Das ist einer von den Guten, der ist von den Warägern. Und der hier ist von den Bösen, von der Global Death Force."

Frank musterte eine Actionfigur in der grau-schwarzen Rüstung der Warägergarde, die andere war ein Soldat der

Global Control Force. Man hatte die Gesichtszüge des Bösewichtes entstellt, so dass er ein dämonisches Grinsen und tiefe, dunkle Augenringe hatte. Die Gesichtsfarbe war gräulich; er ähnelte eher einem Zombie als einem Menschen.

„Ich wusste gar nicht, dass es inzwischen solche Spielfiguren gibt", bemerkte Frank erstaunt.

„Ich musste extra nach Wilna fahren, damit Friedrich seine neuen Figuren bekommt. Die Jungs sind da ganz wild drauf. Arturs neue Propagandawaffe im Kinderzimmer", meinte Julia sarkastisch.

„Ich habe sogar dich, Papa!", fuhr Friedrich fort und flitzte in sein Zimmer. Kurz darauf kam er mit einer weiteren Actionfigur, die noch in ihrer Verpackung steckte, zurück in die Küche gestürmt.

„Tataaah!", rief er und überreichte sie stolz seinem Vater.

„General Frank Kohlhaas, der Achilles von Weißrussland", las dieser den Text auf der Vorderseite der Verpackung. Er schüttelte den Kopf.

„Ich bin inzwischen 'ne verdammte Actionfigur!", brummte Frank mit wenig Begeisterung.

„Jetzt weißt du es ja, ich wollte dich eigentlich mit diesem Unsinn nicht auch noch nerven, Schatz", bemerkte Julia.

Frank drehte die Verpackung wortlos um, las auch noch den Text auf der Rückseite. „General Frank Kohlhaas ist der größte Held aller Zeiten. Er kämpft seit vielen Jahren gegen die Armeen des Bösen und hat sie in unzähligen Kämpfen besiegt, um die guten und unschuldigen Menschen zu retten. Ganz Russland und jedes Kind liebt den großen General. Er ist unverwundbar und kann mit seinem Super-Plasmawerfer jeden Feind niederstrecken."

„Papa ist aus Plastik!", lachte Friedrich.

„Gibt es den Weltpräsidenten eigentlich auch als Actionfigur?“, wollte Frank wissen.

„Ja, der ist der Chef der Global Death Force. Aber den habe ich unserem Sprössling nicht gekauft. Irgendwann reicht es …“, sagte Julia.

„Der Weltpräsident sieht aus wie ein Teufel. Der hat so Hörner und einen langen, schwarzen Umhang, Papa!“, erläuterte Friedrich, der sich mit der neuen Figurenserie bereits bestens auskannte.

„Was soll ich dazu sagen? Die Weltregierung hat ihren dämlichen Sergeant Powers und wir haben jetzt mich. Da komme ich echt nicht mehr mit“, sagte Frank verdutzt.

„Artur hat diese Figuren persönlich in Auftrag gegeben und inzwischen werden sie sogar an den Schulen verteilt. Es gibt sie in jedem Laden, an jeder Ecke“, bemerkte Agatha Wilden.

„Wer ist Satchnt Pauers, Papa?“, fragte Friedrich dazwischen.

Frank winkte ab. „Ach, auch so eine Figur für Kinder. Nur von der anderen Seite …“

„Ist der bei den Bösen?“

„So in der Richtung, mein Junge.“

„Aber der ist nicht stärker als du, oder?“

„Sergeant Powers ist nur eine Plastikfigur.“

„Du wirst ihn besiegen. Deine Waräger machen die Globl Def Forz fertig!“, meinte Friedrich, sein Blick verfinsterte sich.

„Nerve uns bitte nicht weiter mit diesem Unsinn. Mir geht es nicht gut. Morgen muss ich wieder fort und werde sehr lange nicht mehr hier sein“, sagte Frank und nahm seinen Sohn in den Arm.

„Die Waräger werden dich beschützen, Papa!“, antwortete Friedrich und krallte sich am Hemd seines Vaters fest.

„Mein lieber Junge, jetzt lass mich bitte mal für einen Moment allein. Ich muss mit Mama und Oma noch ein paar Dinge besprechen.“

General Kohlhaas kehrte an die Front zurück und zog mit seinen Warägerverbänden in Richtung Leipzig. Er hatte vom Oberkommando den Befehl erhalten, die Verteidigung der nach wie vor von der Volksarmee besetzten Stadt zu organisieren. Tausende von GCF-Soldaten, zahlreiche Panzer und mobile Geschütze waren mittlerweile im Anmarsch; sie kamen unbeirrt näher, um die strategisch wichtige Stadt, welche mittlerweile zu einem Symbol deutschen Freiheitswillens geworden war, zurückzuerobern.

In den letzten Wochen hatten sich weitere deutsche Freiwillige bei der Volksarmee gemeldet und waren mit Waffen ausgerüstet worden. Und noch immer kamen neue Männer dazu.

„Leipzig wird eine deutsche Festung werden!“, hatte Ludwig Orthmann gestern in einer Radioansprache verkündet. Nun versuchten Tschistokjow Soldaten und die deutschen Milizionäre die Großstadt so gut es ging zu einem Bollwerk auszubauen. Doch ihre Mittel waren begrenzt. Es mangelte an Nachschub und Munition, ebenso wie an wichtigem Kriegsgerät und Geschützen. Vor einigen Tagen hatte die GCF-Luftwaffe eine große Anzahl von Gleisen und Zufahrtsstraßen zerstört, um der Volksarmee die Versorgung zu erschweren. War Frank noch vor kurzem mit dem Zug bis nach Litauen gefahren, so war dies mittlerweile kaum noch möglich.

Der Angriff auf die Nachschubwege der Volksarmee war erfolgreich gewesen, obwohl sich die Luftwaffe des Nationenbundes bemüht hatte, die feindlichen Kampfflugzeuge zurückzuschlagen.

Frank sah sich um. Bis zum Horizont erstreckte sich der graue Heereszug aus Volksarmisten und Warägern. Es war fast alles „Frischfleisch", wie es Frank immer formulierte. Neu rekrutierte, junge Männer aus Russland, der Ukraine oder dem Baltikum. Hastig ausgebildet und mit Durchhaltepropaganda vollgepumpt.

„Sie werden uns ein paar neue Transportflugzeuge schicken", erklärte Kohlhaas einem seiner Offiziere. Er sah den Russen mit ausdrucksloser Miene an.

„Für Luftlandeangriffe?", fragte dieser.

„Ja, das fordere ich seit Monaten, nur das Oberkommando hat mal wieder gepennt. Damit werden wir bei Sturmangriffen wesentlich mobiler sein", meinte Frank.

„Dann können sie uns direkt hinter den feindlichen Linien absetzen und wir kommen noch schneller ins Gefecht. Ist doch auch schön", erwiderte der Offizier zynisch grinsend.

„So wird es wohl sein. Ich werde aber weiterhin die Transportpanzertruppe und meine Jungs befehligen. Damit habe ich die meiste Erfahrung. Dieses Luftlandezeug können andere übernehmen", brummte der General.

„Was halten Sie eigentlich von Ihren Landsleuten, den Kriegsfreiwilligen?", wollte der Russe wissen.

Frank lächelte gequält. „Sie bemühen sich, uns nach Möglichkeit zu helfen. Toll ausgebildet sind sie nicht, aber sie haben trotzdem einen guten Kampfgeist. Das ist nicht nichts. Aber es ist ja bei allen Freiwilligen so. Sie sind euphorisch, weil sie jetzt endlich für die Freiheit ihres

Volkes kämpfen können, allerdings merken auch sie nach einigen Gefechten, dass Krieg kein Abenteuerurlaub ist."

„Sehe ich auch so!", gab der Russe zurück. „Ich bin bereits seit Jahren dabei. Früher bei den Rus, in den ersten Tagen der Freiheitsbewegung, dann der russische Bürgerkrieg und so weiter. Ich habe auch schon genug Schrecken erlebt."

„Ach, dann sind Sie auch ein alter Kämpfer?", freute sich Frank und lächelte anerkennend.

„Sozusagen, Herr General. Ich habe die erste Demonstration der Rus in Smolensk mitgemacht. Das war was, nicht wahr?"

„Allerdings!", stieß Kohlhaas aus.

„Sie waren ja sogar beim Kampf um Weißrussland mit dabei, Herr General. Was soll ich Ihnen also erzählen? Das „Blutopfer von Gomel" und die ganzen anderen Höhepunkte der Revolution", meinte der Russe.

„Es waren keine Höhepunkte. Es war einfach nur schrecklich. Ich wäre damals in Gomel beinahe draufgegangen. Auch wenn man es heute überall verherrlicht und verklärt. Es war schlichtweg grauenhaft. Eigentlich ist es ein Wunder, dass ich überhaupt noch lebe", antwortete Frank nachdenklich.

„Sie sind ja auch unverwundbar, Herr Achilles!", sagte der Offizier mit einem lauten Lachen und klopfte Frank auf den Schulterpanzer seiner Ferroplastinrüstung.

„Dann würde ich diese Rüstung wohl nicht brauchen, oder?", erwiderte der General. Dann lachte er ebenfalls.

Alfred Bäumer war vom Oberkommando der Volksarmee nach Braila, an der Westküste des Schwarzen Meeres, geschickt worden, um dort einige Warägerverbände zu

befehligen. Die oberste Heeresleitung des Nationenbundes hatte in den letzten Wochen alles dafür getan, einen Gegenangriff in Richtung Rumänien und Bulgarien zu unternehmen und an einigen Stellen war es der Volksarmee tatsächlich gelungen, die gegnerische Frontlinie zu durchbrechen. Inzwischen hatten sich mehrere Zehntausend rumänische und bulgarische Freiwillige gemeldet, um Tschistokjow zu unterstützen, doch die unerfahrenen Milizionäre waren bereits in den ersten Tagen der Gegenoffensive in Massen gefallen.

In der Ägäis und im Schwarzen Meer tobten derweil schwere Seegefechte mit der Kriegsflotte des Weltverbundes. Die U-Boote des Nationenbundes hatten mit Hilfe neuartiger Torpedos zwei schwere GCF-Flugzeugträger und mehrere Zerstörer versenken können, was aber nichts an den hohen eigenen Verlusten änderte und den Kriegsverlauf zunächst kaum beeinflusste.

„Sie werden morgen oder sogar noch heute angreifen!“, erklärte Alf einem Unteroffizier. Er spähte zum Horizont.

Hinter ihm waren die Volksarmisten und Waräger wieder einmal dabei, sich rund um Braila einzugraben und Panzersperren zu errichten. Sie hatten nur noch wenige Geschütze aufzubieten, allmählich mangelte es an allem.

„Dort vorne, zwischen den Bäumen, könnt ihr noch weitere Stacheldrahtbarrieren hinstellen!“, befahl Alf und ein paar grau uniformierte Soldaten begannen mit der Arbeit.

Der Deutsche stöhnte leise, er verdrehte die Augen. Jetzt war er hier gelandet, im trostlosen Bulgarien. Vielleicht würden sie bald von einer Übermacht der inzwischen weit nach Nordosten vorgestoßenen Feinde umzingelt sein. Diese Gegenoffensive hatte lediglich die Aufgabe, den

Feind zu binden, damit der Nationenbund die wichtigsten Fronten in Russland weiter absichern und befestigen konnte – und sie hatte etwas von einer verzweifelten Kamikazeaktion.

„Wäre ich doch mit dem Arsch zu Hause geblieben …“, murmelte Alf leise auf Deutsch und legte seine Ferroplastinrüstung an.

„Die GCF ist nur noch zwei Stunden von hier entfernt. Außerdem hat die Flotte neue Truppen bei Constanta ausgeladen“, schallte es aus dem kleinen Sprechgerät an Bäumers Kragen.

„Dann wissen wir ja jetzt Bescheid“, knurrte dieser.

Nervös marschierte Alf entlang des Schützengrabens, den seine Männer ausgehoben hatten. Sie würden hier nicht lange aushalten können, da war er sich sicher. Wenige Stunden später griffen die Feinde an.

Unterirdische Waffenfabriken, weit draußen in der russischen Einöde gelegen, hatten derweil mit der Produktion von EMP-Geschützen begonnen, um dem Nationenbund einen größeren Schutz vor feindlichem Atomraketenbeschuss zu gewährleisten.

Prof. Hammer und Hunderte weitere Wissenschaftler hatten in einem monatelangen Forschungsmarathon die fortschrittlichen Geräte entwickelt. Die Aufgabe der EMP-Geschütze sollte es nun sein, heranfliegende Atomraketen zu orten und mit Hilfe elektromagnetischer Impulse unschädlich zu machen. Da die modernen Atombomben alle über elektronische Mikrochips gezündet wurden, sollten die neuartigen Sonden diesen Zündmechanismus im Vorfeld unterbrechen und zerstören.

Artur Tschistokjow hatte angeordnet, dass die Geschütze zunächst rund um die wichtigsten russischen Städte postiert werden sollten. Er wartete fieberhaft auf die Fertigstellung der ersten Serie. Ob diese Wunderwaffen wirklich einen wirksamen Schutz gegen Atomwaffen darstellten, sollte sich allerdings erst noch zeigen. Aber wenn sie es waren, dann konnte diese Tatsache den Krieg auf Dauer entscheiden, denn die Weltregierung verfügte offenbar nicht über ähnliche Schutzvorrichtungen.

„Wir können diesen Kampf auf lange Sicht nur durch eine überlegene Waffentechnologie gewinnen!", hatte der russische Staatschef seinen Wissenschaftlern in den letzten Jahren immer wieder eingeschärft.

Es war ohne Zweifel eine Tatsache, dass die technologische Entwicklung in den Ländern des Weltverbundes seit vielen Jahren stagnierte oder gar zurückging. Die von der Weltregierung eingesetzte Militärtechnologie, die meist auf den deutschen Erfindungen des letzten Jahrhunderts basierte, war in den letzten Jahrzehnten kaum weiterentwickelt oder gar durch neue, bahnbrechende Erfindungen ergänzt worden.

Da die Logenbrüder die von ihnen beherrschten Länder kulturell und geistig verkümmern ließen, hatte auch die technologische Entwicklung keine nennenswerten Fortschritte mehr gemacht. Denn wo das allgemeine Credo lediglich Kontrolle und Ausbeutung war, legte man auf die gezielte Förderung von Wissenschaft und Forschung zunehmend weniger Wert.

Es zeigte sich in diesem Kontext, wie enorm wichtig es war, gerade die hochbegabten Teile des Volkes zu fördern und zu vermehren, wie es Artur Tschistokjow tat. Die Logenbrüder hingegen wollten keine Nationen mit starken

Kulturen und großen Denkern hervorbringen, sondern waren an einem Völkerbrei aus identitätslosen und geistig niedrig stehenden Sklaven interessiert.

Damit waren sie jedoch auf dem besten Wege, sich selbst ins eigene Fleisch zu schneiden. Die ehemals hochtechnisierten Völker Europas beispielsweise, die in der Vergangenheit immer wieder Wunderwerke der Erfindung hervorgebracht hatten, schwanden heute dahin und ihre geistige Entwicklung war in den letzten Jahrzehnten immer weiter vertrocknet. Artur Tschistokjow hatte sich dagegen geschworen, diesen Zerfall aufzuhalten und das sterbende Europa doch noch wiederzubeleben. Aber dafür musste er diesen grausamen Krieg gewinnen, wovon er im November des Jahres 2051 meilenweit entfernt war.

Der Anführer der Rus und sein Führungsstab hatten den Atombunker am Fuße des Uralgebirges verlassen und waren unter strengster Geheimhaltung nach Kungur gefahren, um sich dort mit einem engen Vertrauten des islamischen Rebellenführers Darian Aref zu treffen. Sie redeten nunmehr seit Stunden mit dem Iraner und wurden sich langsam einig.

„It is very important that we fight together. If Mr. Aref is able to unleash a bigger rebellion in the Iran and the Arabic world it will be good for Russia too", meinte Wilden.

Der Gast nickte. „I think that we will be able to attack the GCF in the Middle East some day, but we need more weapons to form a revolutionary army, do you understand?"

„Yes! The National Alliance of the Rus is willing to support your fight against the GCF. But we have a lot of

problems here in Russia. The enemy comes closer and closer – and our casualties are great!", bemerkte Tschistokjow.

„Believe me, Mr. Tschistokjow, Millions of young Muslims are waiting for a leader like Darian Aref and the holy war against the World Government, but we don't have enough weapons", antwortete der iranische Freischärler.

„Wenn die moslemischen Rebellen die GCF in einigen Regionen des Mittleren Ostens binden, also eine zweite Front aufmachen und ihre Nachschublinien attackieren, dann hat das für uns große Vorteile", gab einer der anwesenden Generäle zu bedenken.

„Das ist vollkommen richtig, aber wir haben selbst auch nicht unendlich viele Waffen zur Verfügung", bemerkte Wilden. „Trotzdem kann ein flächendeckender Aufstand der islamischen Welt dem Feind im Nahen Osten das Rückgrat brechen."

Der Iraner schaute seine Gesprächspartner fragend an, da er nichts von dem Gesprochenen verstanden hatte. Dann lächelte er.

„Do you want to support us?", fragte er.

Tschistokjow nickte. „Yes! With all we can give! We will send you some weapons at first, and some training officers of the Volksarmee too."

„Sie wollen den Moslems Ausbildungsoffiziere schicken, Herr Präsident?", wunderte sich Verteidigungsminister Lossov.

„Ja, zumindest ein paar. Sie sollen die islamischen Milizionäre trainieren, damit sie gegen die GCF eine Chance haben. Diese Orientalen sind zwar heißblütig, aber es mangelt ihnen an Disziplin und Organisation."

„Es würde unsere Südfront gehörig entlasten, wenn es Aref gelänge, einen Flächenbrand in der islamischen Welt zu entfachen“, betonte Wilden noch einmal.

„So ist es. Das ist eine Chance, die wir nutzen müssen!“, meinte der Anführer der Rus.

„Then I can tell Mr. Aref that the National Alliance of the Rus will support our rebellion, right?”, vergewisserte sich der Unterhändler noch einmal.

“Yes! We are willing to fight together with you against our common enemy“, gelobte Tschistokjow, dem Iraner schließlich die Hand schüttelnd.

Dieser machte sich daraufhin wieder auf den Weg in seine Heimat und der russische Staatschef und seine Getreuen waren froh, einen weiteren Verbündeten zu haben. Darian Aref konnte Großes erreichen, wenn er die Kraft des Islam gegen den gemeinsamen Feind entfesselte. Vielleicht waren die Moslems nicht übermäßig gut ausgebildet und technisiert, doch waren sie zahlreich und voller Hass auf die Weltregierung und die dahinter stehende Macht.

Frank schleuderte eine Handgranate in den Eingang des zerschossenen Ruinenhauses und sprang in Deckung. Sekunden später ließ ein dumpfer Schlag das Gebäude erbeben und die Waräger stürmten vor. Der rauschende Strahl eines Flammenwerfers zischte durch den langen, dunklen Korridor, während Franks Soldaten wie wild auf alles feuerten, was aus den Rauchschwaden heraustaumelte.

„Vorwärts!“, brüllte Kohlhaas in sein Funkgerät und einige seiner Soldaten rannten die Treppen ins obere Stockwerk hinauf, um von einem wütenden Feuerstoß

empfangen zu werden. Ein Soldat, der vor Frank die Stufen hochgerast war, torkelte zurück; er riss den General mit sich.

Dieser sah sich nach seinem reglosen Kameraden um, der mitten im Gesicht getroffen worden war und ein letztes Mal zuckte, bevor er sich nicht mehr rührte.

Frank schleuderte eine weitere Handgranate, sprang die Treppe wieder blitzartig herunter, duckte sich. Eine laute Detonation donnerte durch die obere Etage, während die Waräger erneut versuchten, nach oben zu kommen. Es war ein furchtbares Getöse und ehe sie sich versahen, rannten mehrere GCF-Soldaten mit lautem Gebrüll auf sie zu und stachen mit ihren Bajonetten auf sie ein. General Kohlhaas sah eine blitzende Klinge auf seinen Brustpanzer zurasen, wich dem Stoß jedoch in letzter Sekunde aus. Er hatte wieder zu Pistole und Machete gegriffen. Im Gegenzug trieb er seine rasiermesserscharfe Nahkampfwaffe durch die Körperpanzerung eines GCF-Soldaten. Mit einem lauten Schmerzensschrei taumelte dieser zurück und brach zusammen. Hinter ihm wurde sofort der nächste Gegner sichtbar. Frank reagierte reflexartig; er tötete den Mann mit einem Kopfschuss.

Neben Kohlhaas prasselten einige Projektile gegen die Betonwand, doch der General und seine Männer ignorierten den Beschuss und machten die Feinde auf dem Korridor in einem brutalen Hauen und Stechen nieder.

Nach und nach wurde Frank von einer berserkerhaften Raserei ergriffen und schlug mit der Machete um sich, während er gleichzeitig auf Kopfhöhe feuerte.

„Vorwärts, Brüder! Tötet sie alle!“, brüllte er so laut er konnte und schlitzte einen GCF-Soldaten, der aus einem Nebenraum gesprungen war, mit der Machete auf. Der

Mann ging zu Boden, als Frank auch schon über ihm stand und ihm mehrfach ins Gesicht schoss. Knurrend sah sich der General um. Dann wischte er sich einige Blutspritzer aus den Augen.

Endlich hatten die schwer gepanzerten Waräger diese Etage in ihre Gewalt gebracht. Mehr und mehr von ihnen kamen die Treppenaufgänge hoch und rangen die überall im Gebäude verschanzten GCF-Soldaten mit Bajonetten, Flammenwerfern und Handgranaten nieder.

General Kohlhaas war heute wieder an vorderster Front mit dabei, um seinen Männern und Landsleuten ein Beispiel an Mut und Tapferkeit zu geben. Die Volksarmee und die deutschen Freiwilligen kämpften nunmehr seit Tagen um Leipzig und versuchten, den Großangriff der Global Control Force mit allen Mitteln abzuwehren.

Mittlerweile hatte der Feind die Innenstadt fast erreicht und brach langsam durch den Abwehrgürtel, den die Verteidiger gelegt hatten. Mit der Rückeroberung dieses strategisch günstig liegenden Gebäudes in der Leipziger Innenstadt, direkt neben einem großen Platz, hatten die Waräger eine Stellung gewonnen, an der sich hervorragend Scharfschützen und schwere Waffen postieren ließen.

„Die kommen mit Panzern!", schallte es aus dem Komm-Sprechgerät an Franks Kragen. Der General hastete zurück auf die Straße, die mit Schutt und toten Soldaten übersät war.

„Wie weit sind die Tanks noch weg?", fragte Kohlhaas.

„Ein paar Straßen weiter. Die haben da die Stellungen der Volksarmee mit ihren Geschützen eingeebnet", erhielt er als Antwort.

„Alle Plasmawerfertrupps hierher!", befahl Frank. Wenige Minuten später bezogen die Waräger mit den schweren

Waffen hinter einigen Trümmerhaufen und Mauerresten Stellung.

„GCF-Infantrie rückt durch Quadrat E-7 vor, General!"

Kohlhaas musterte die kleine Karte auf seinem DC-Stick, er gab ein paar Befehle durch.

„Scharfschützen schießen nur auf die Offiziere und Truppführer! Plasmawerfer nur auf die Panzer! Alle anderen knallen den Rest ab! Verzahnte Feuerlinien! Ihr wisst ja, wie es geht, Kameraden!"

Frank kroch zu einer Gruppe seiner Männer hinter eine eingestürzte Mauer und wartete. Nach etwa einer halben Stunde näherten sich mehrere Panzer, die sofort damit anfingen, die Häuser um sich herum in Stücke zu schießen. Schutt und Trümmer flogen durch die Luft, Häuserfronten stürzten krachend auf die Straßen.

„Wartet noch! Lasst sie kommen!", gab der General durch.

„Infanterie folgt den Panzern …", ergänzte einer der Späher.

„Warten, Männer!"

Die Tanks fuhren auf den großen Platz in der Leipziger Innenstadt, den die Waräger, die überall verschanzt waren, in eine Todeszone verwandelt hatten.

„Jetzt!"

Glühende Plasmabälle rasten von einer Sekunde auf die andere in Richtung der Panzer, um sich durch die Außenhüllen der Fahrzeuge zu fressen. Drei der Tanks explodierten, während die anderen weiter vorwärts rollten und ununterbrochen auf die Häuser schossen. Schließlich folgte die GCF-Infanterie, die versuchte, hinter den Panzern oder den überall liegenden Trümmerhaufen Deckung zu finden.

In der Masse der angreifenden Soldaten spritzten plötzlich kleine, blutige Wolken auf, denn die Scharfschützen der Volksarmee hatten damit begonnen, die Truppführer und Offiziere des Gegners gezielt zu töten.

„Verzahnte Feuerlinien!“, gab Frank durch. Augenblicklich donnerten die Sturmgewehre seiner Männer los.

Dutzende GCF-Soldaten, die den großen Platz überqueren wollten, brachen getroffen zusammen, brüllten auf, warfen sich in den Dreck. Derweil explodierten weitere Panzer, die pausenlos von den Plasmawerferschützen unter Feuer genommen wurden.

Es dauerte nur wenige Minuten, dann waren die Gegner so weit in die von den Warägern errichtete Todeszone hineingelaufen, dass sie von allen Seiten beschossen werden konnten und sich der Gegenangriff in ein Blutbad verwandelte. Überall wurden ganze Schwärme feindlicher Soldaten niedergemäht und die vorrückenden Infanteristen purzelten schreiend und sterbend durcheinander.

Schließlich wandten sich die GCF-Soldaten zur Flucht, Frank befahl seinen Männern, die Verfolgung aufzunehmen. Sämtliche Feindpanzer waren mittlerweile entweder zerstört worden oder zogen sich wieder zurück. Feuernd, schreiend und von Franks bebender Stimme vorwärts getrieben, setzten die Waräger den fliehenden Feinden nach und machten jeden nieder, den sie erwischen konnten.

Sie hetzten die panischen Gegner durch die Gassen, während ihnen einige Trupps deutscher Freiwilliger zu Hilfe kamen und die flüchtenden GCF-Soldaten mit ihren Sturmgewehren unter Feuer nahmen.

Frank und seine Waräger hatten derartige Situationen und Taktiken inzwischen unzählige Mal einstudiert, sie mehr

und mehr perfektioniert. Doch dieser kleine Sieg im Herzen von Leipzig war nur ein winziger Ausschnitt aus der großen, erbitterten Abwehrschlacht, die um die sächsische Großstadt entbrannt war.

Die Welt ist eine Holozelle!

Weitere Verbände der Volksarmee waren in Mecklenburg eingetroffen und hatten Rostock nach tagelangen Kämpfen einnehmen können. Ludwig Orthmann und ein Dutzend deutsche Freiwillige aus seinem Dorf waren bei der Offensive dabei gewesen. Sie freuten sich wie die Kinder, als sie unter dem Jubel der Bevölkerung durch die Straßen der befreiten Hansestadt zogen.

Orthmann konnte es noch immer kaum fassen, dass er seine Heimatstadt nun als freier Mann wiedersehen durfte. Tagelang blieb er in einem Zustand überschwänglicher Euphorie. Doch die Freude währte nur kurz, denn schon näherten sich neue GCF-Verbände von Westen, so dass die Kämpfe bei Güstrow und Bad Doberan unerbittlich weitergingen.

Derartige Siege bedeuteten zudem wenig, denn seit Monaten wogte ein ständiges Hin und Her auf den Schlachtfeldern im Osten Deutschlands. Erobern und Zurückerobern, Woche für Woche das Gleiche, während immer mehr Gefallene die verwüsteten Landschaften bedeckten. Und so war es im Prinzip fast überall, obwohl die immer weiter anwachsenden Heere des Weltverbundes die Volksarmee der Rus allmählich zurückdrängten.

Als der Winter im Dezember über die Nordhalbkugel der Erde hereinbrach, so heftig wie seit langem nicht mehr, da verschaffte er Artur Tschistokjow zumindest eine kurze Ruhepause, denn die feindlichen Streitkräfte mussten sich in Russland nun mühsam durch Eis und Schnee vorkämpfen. In Japan waren die Städte Kunamoto und Fukuoka derweil von der Global Control Force erobert worden,

obwohl die japanischen Soldaten, genau wie im ersten Krieg um die Inselgruppe, erneut hartnäckigen Widerstand geleistet hatten. Kagoshima und Nagasaki waren indes von den GCF-Truppen umgangen worden, denn sie waren nur noch verstrahlte Ruinenlandschaften und somit als militärische Angriffsziele uninteressant.

Schließlich setzten die internationalen Truppen auf die Hauptinsel Honshu über, wo sie Millionen fanatische Verteidiger erwarteten. Der brutale Atomschlag gegen Tokio und vor allem die Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki hatten die japanische Volksseele wie einen Hexenkessel aufkochen lassen, und nicht, wie es die Logenbrüder erhofft hatten, die Kampfmoral der Ostasiaten gebrochen.

Bald gingen die Invasoren auch bei Fukui an Land und versuchten, sich im Küstengebiet festzusetzen. Tagelang hatten sie sich durch ausgedehnte Graben- und Bunkeranlagen gekämpft, bis sie endlich ein paar Brückenköpfe errichten konnten. Zwar kämpften die Japaner noch immer äußerst tapfer, doch waren sie in der Mandschurei mittlerweile vernichtend geschlagen worden, während ihr Inselreich zugleich von feindlichen Truppen überschwemmt wurde.

Gute Nachrichten kamen allerdings noch vor dem Jahreswechsel aus dem Iran. Während sich die Weltregierung nämlich ganz auf den Krieg gegen Russland und Japan konzentrierte, hatte Rebellenführer Darian Aref mit seinen Milizen die Städte Kerman, Bander Abbas und Chabarhar erobert. Der in Teheran regierende Vasall der Logenbrüder, Sub-Gouverneur Hassan Basari, befand sich inzwischen in arger Bedrängnis, denn große Teile des iranischen Volkes hatten sich auf die Seite der Aufständischen ge-

schlagen. Inzwischen kontrollierten diese den Süden und Nordosten des Landes und dehnten ihre Macht immer weiter in Richtung Teheran aus.

Darian Aref, der seinen Anhängern eine Synthese zwischen Islam und altpersischer Kultur als neue Philosophie predigte, hatte einen Einfluss gewonnen, der den bei vielen Iranern verhassten Sub-Gouverneur eines Tages zu Fall bringen konnte.

Wieder neigte sich ein Jahr dem Ende zu. Frank und Alf waren für einige Tage nach Ivas gefahren. Hier wollten sie das Weihnachtsfest mit ihren Frauen und Kindern verbringen und die Front für ein paar Tage vergessen. Auch Wilden hatte den Atombunker, der inzwischen sein zweites Zuhause geworden war, verlassen und war nach Litauen zurückgekehrt. Er war mittlerweile, genau wie Frank und Alf, mit den Nerven am Ende und hatte sich trotz aller Warnungen Tschistokjows, der selbst seinen Bunker überhaupt nicht mehr verließ, an die Oberfläche begeben, um noch einmal nach seiner Familie zu sehen.

Erwartungsgemäß verbrachten alle die Weihnachtsfeiertage in gedrückter Stimmung, ständig in Sorge, gleich eine neue Hiobsbotschaft über einbrechende Fronten und Atombombenangriffe zu hören.

Doch noch war alles, zumindest was die weitere Eskalation des Atomkrieges betraf, ruhig geblieben. Die beiden Kriegsparteien hatten es bisher dabei belassen, weiter ihre Armeen gegeneinander anrennen zu lassen und hielten sich mit Nuklearschlägen zurück.

Leipzig und viele andere Städte im Osten Deutschlands wurden noch immer von der GCF belagert, alles stand mehr denn je auf Messers Schneide. Nachschubprobleme

und furchtbare Verluste quälten die Volksarmee inzwischen in zunehmendem Maße; es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis der zahlenmäßig überlegene Gegner endgültig durchbrach und jeden Widerstand zerschlug.

Nun hatten sich die verfeindeten Soldaten jedoch meist in ihre Stellungen zurückgezogen und ruhten sich für einige Tage aus. Selbst die Weltregierung musste ihren Dienern ab und zu eine Ruhepause zugestehen, obwohl das Weihnachtsfest für ihre führenden Vertreter keinerlei Bedeutung hatte. Es hatte sich jedoch unter den Soldaten eingebürgert, dass man sich in dieser Zeit ausnahmsweise nicht gegenseitig niedermetzelte. Zudem konnte man auch die Soldaten der GCF nicht ununterbrochen kämpfen lassen.

Frank hatte sich diesmal vor allem darauf gefreut, seinen alten Gefährten, den russischen Außenminister, wiederzusehen. Wie lange waren sie durch diesen Krieg voneinander getrennt gewesen!

Der eine stand fast pausenlos an irgendeiner Front, während der andere in einem Atombunker tief unter der Erdoberfläche zusammen mit Artur Tschistokjow die Geschicke des Nationenbundes lenkte. Zudem war Wilden für seinen Chef auch zu so etwas wie einem „psychologischen Berater“ - manche hätten ihn sogar als Therapeut bezeichnet - geworden. Er stand Tschistokjow, dessen Nerven immer mehr unter dem furchtbaren Krieg litten, ständig mit Rat und Tat zur Seite, was manchmal äußerst anstrengend war.

Jetzt war Familie Wilden, inklusive des angeheirateten „Achilles von Weißrussland“, jedoch erst einmal zusammen und versuchte, die Weihnachtstage so schön es ging

zu gestalten. Sie waren alle noch nicht tot, wie Alf zynisch bemerkte, und das war immerhin ein Grund zur Freude.

Wilden spazierte mit Frank durch den schneebedeckten Wald, der Ivas wie ein Ring umschloss, und sie plauderten beinahe unbeschwert. Kohlhaas hatte die Vorträge seines Schwiegervaters, die ihm früher nicht selten auf die Nerven gegangen waren, inzwischen regelrecht vermisst. Und der ehemalige Unternehmer aus Westfalen ließ es sich auch diesmal nicht nehmen, seinen jungen Freund ein wenig zu belehren.

„Artur Tschistokjow und seine politische Bewegung sind ein Produkt, eine Ware, die die Menschen kaufen oder auch nicht. Natürlich ist das nicht alles, aber so kann man es sich in gewisser Hinsicht vorstellen“, sagte Wilden.

„Wie meinst du das denn jetzt, Thorsten?“, wunderte sich Frank.

„Ganz einfach! Stell dir einfach vor, dass du einem Fisch, der im Meer schwimmt, ein Glas Meerwasser verkaufen willst. Was würde der Fisch sagen, wenn du ihn ansprichst?“

„Ich verstehe nicht, was du meinst. Keine Ahnung, was der Fisch sagen würde. Vielleicht: „Verschwinde mit deinem Glas Meerwasser! Siehst du denn nicht, dass ich mitten im Meer schwimme und von Millionen Kubikmetern Meerwasser umgeben bin!“, erwiderte Kohlhaas mit einem Achselzucken.

Wilden grinste. „Genau! Genau das würde der Fisch sagen! Er hat doch genug Meerwasser um sich herum und braucht dein Glas mit Sicherheit nicht.“

„Ja, und?“

„Nun stelle dir aber einmal vor, dass eine hohe Welle den Fisch an Land gespült hätte und das arme Tier am Strand liegen würde, mit dem Tode ringend, nach Wasser lechzend“, erklärte der ältere Herr.

„Tja, dann würde der arme Fisch mich wohl anbetteln, ihn in das Glas mit Meerwasser zu stecken, damit er nicht verreckt“, gab Frank zurück.

„Richtig! Du wärst sein Lebensretter. Der Fisch würde alles dafür geben, dass du ihm das lebensnotwendige Meerwasser beschaffst. Verstehst du, was ich damit sagen will?“

„Mehr oder weniger …“, brummte Kohlhaas.

„Artur Tschistokjow, seine Rus und wir alle hätten Millionen Flugblätter verteilen können, jeden Tag Hunderte von Demonstrationen durchführen können, ohne dass irgendwer uns zugehört oder uns gebraucht hätte, wenn es den Leuten weiterhin materiell gut gegangen wäre. Sie hätten uns alle wie der Fisch im Meer behandelt und gesagt: „Egal, ob ihr die besseren Ideale habt oder nicht, uns geht es gut, wir brauchen euch nicht.“

Vor einigen Jahrzehnten war der Wohlstand in Europa noch so groß, dass alle wohlgenährt in ihrer Konsumwelt gelebt haben und es die Masse der Europäer nicht sonderlich interessiert hat, ob sich drohende Schatten am Horizont zusammenbrauten oder nicht. Die Masse denkt nicht und ist auch nicht durch gute Argumente zu überzeugen, so lange es ihr gut geht. Sie musste erst wie der Fisch an Land geschwemmt werden, um Hunger, Leid und Mangel am eigenen Leib zu erfahren. Erst dann benötigte sie einen Retter, dann schrie sie sogar nach einem Retter, und nur so konnte Artur Tschistokjow überhaupt politische Macht erlangen“, dozierte Wilden.

„Da hast du Recht!", meinte Frank.

„Unsere Feinde haben in der Vergangenheit alle ihre Pläne verwirklichen können, weil die Masse fettgefüttert war. Selbst wenn sie nicht mit der Politik einverstanden war, so hat sie doch nichts dagegen getan. „Uns geht es doch noch gut!" war früher immer der allgegenwärtige Spruch der Leute. Ich kann mich noch daran erinnern.

Die schweren Wirtschaftskrisen der Vergangenheit waren gleichzeitig unsere Rettung. Die träge, feige Herde wurde vom Schicksal aus ihrer Ignoranz gepeitscht und wir müssen Gott danken, dass er uns die Not geschenkt hat. Nur die Not hat die Leute wachgerüttelt, keine Ideen oder Programme. Allein der leere Magen, die Angst vor Schmerz und Tod, der wachsende Mangel und die Unzufriedenheit haben uns geholfen. Nur wenige Menschen sind wirklich in der Lage, eigenständig zu denken oder machen sich überhaupt die Mühe, es zu tun. Die Masse aber reagiert immer nach Instinkt, niemals nach Vernunft. Wäre ein Artur Tschistokjow zum Beispiel im Jahre 2010 aufgetaucht, so hätten ihn die wohlgenährten Bürger verlacht und niemand hätte auf ihn gehört.

„Verschwinde mit deiner Revolution! Wir wollen fressen, konsumieren und unterhalten werden! Du störst unseren Frieden und unsere Wohlstandsruhe!", hätte man ihm vorgeworfen und ihn verjagt.

Der Zerfall der Zivilisation, der Zusammenbruch der Sozialsysteme und der Wirtschaft waren Gottesgeschenke. Ohne sie hätte der neue Morgen niemals einen Nährboden gefunden", sprach der Außenminister.

Frank schwieg. Es gab nichts hinzuzufügen. Sein Freund hatte die Lage richtig analysiert.

Nach dem erholsamen Waldspaziergang mit Wilden und einem leckeren Weihnachtsessen war Frank mit Julia zu Bett gegangen. Er hatte sich trotz aller widrigen Umstände im Hintergrund entspannt gefühlt, als er endlich die Augen geschlossen und friedlich eingeschlafen war. Das änderte sich jedoch rasch, nachdem ihn sein Geist wieder einmal in eine verstörende Traumwelt geführt hatte.

Frank riss die Augen auf und starrte mit fassungslosem Entsetzen in das gleißende, grelle Licht, das in seine Augäpfel stach. Dann blickte er an sich herunter. Er war an einen Stuhl geschnallt worden und direkt vor ihm standen zwei große Fernseher, die sich plötzlich wie von selbst einschalteten.

Der General ruckelte an seinen Fesseln und schrie auf, doch er hatte keine Möglichkeit, sich irgendwie zu befreien. Schließlich erkannte er, wo man ihn gefangen hielt. Es war die Holozelle, in der er vor vielen Jahren so entsetzlich gelitten hatte. Hinter den beiden Fernsehern konnte er die Konturen der hellgrauen Kunstlederpritsche und der Toilette an der Wand erkennen. Er war wieder da, an jenem Ort, der ihn in das Auge des Wahnsinns hatte blicken lassen.

Frank richtete seinen Blick auf die Fernseher vor sich und sah, dass der eine Bildschirm mit dem Gesicht des Weltpräsidenten und der andere mit dem Konterfei Artur Tschistokjows ausgefüllt war. Die Konturen der beiden Männer waren seltsam verzerrt, ihre Gesichter glichen dämonischen Fratzen.

Frank schrie erneut auf, versuchte sich los zu reißen, doch es gelang ihm nicht. Er musste auf dem Stuhl bleiben und zusehen. Indes begannen der Weltpräsident und

Tschistokjow zu sprechen, erst ganz leise, dann immer ein wenig lauter.

„Die barbarischen Horden der Weltregierung, die mordend und plündernd durch unsere Heimat ziehen, lassen uns keine Wahl mehr …“, sagte Tschistokjows Fratze.

„Die brutalen Horden des Nationenbundes, die eine Spur des Blutes hinter sich her ziehen …“, sprach das Teufelsgesicht des Weltpräsidenten gleichzeitig.

„Dieser erneute Akt ruchlosen Massenmordes wird von uns nun beantwortet werden müssen …“

„Wir werden diesen erneuten Terrorangriff nicht unbeantwortet lassen …“

„Es wird Zeit, dass wir uns erheben, um den Feind zurück in den Abgrund zu schleudern …“

„Wir müssen uns erheben, um den Feind mit allen Mitteln zu stoppen …“

„Ihr Ziel ist die Vernichtung der freien Welt …“

„Ihr Ziel ist die Vernichtung aller Menschlichkeit …“

„Unsere Truppen werden jetzt keine Gnade mehr kennen …“

„Rache ist jetzt unser oberstes Gebot …“

„Unsere toten Frauen und Kinder …“

„… denn Zerstörung und Leid bringen sie über uns …“

„… werden keine Gefangenen mehr gemacht …“

„… die Schonzeit ist nun vorbei …“

„… müssen wir Gleiches mit Gleichem vergelten …“

„… und Feuer mit Feuer bekämpfen …“

„… heißt es Auge um Auge …“

„… bereiten wir die Gegenoffensive vor …“

„… beginnt unser Großangriff …“

„… bis zum letzten Mann die Front halten …“

„… unter allen Umständen weiterkämpfen …“

„… Frieden ist eine Illusion …“
„… der Glaube an den Sieg …“
„… nur Tschistokjow allein …“
„… einzig der Weltverbund …“
„… einen entschlossenen Gegenschlag …“
„… rücksichtslose Vergeltungsschläge …“
„… müssen jetzt standhalten …“
„… müssen jetzt durchhalten …“
„… müssen jetzt noch härter sein …“
„Gegenfeuer!“
„Sperrfeuer!“
„Trommelfeuer!“
„Abwehrfeuer!“
„Offensive!“
„Gegenoffensive!“
„Erobern!“
„Zurückerobern!“
„Mörder!“
„Vergewaltiger!“
„Bestien!“
„Menschenschinder!“
„Menschenfeinde!“
„Menschheitsvergifter!“
„Rache!“
„Vergeltung!“
„Tod!“
„Vernichtung!“
„Zerstörung!“

Das Gerede der beiden Männer wurde immer lauter und lauter. Irgendwann war es zu einem ohrenbetäubenden Dröhnen geworden, das fast einem Blöken und Brüllen glich. Frank schrie vor Schmerzen und hatte das Gefühl,

als würde ihm gleich der Kopf explodieren, doch die beiden Fratzen redeten immer weiter und der Lärm wurde schließlich unerträglich. Blut floss aus Franks gepeinigten Ohren, während das Getöse schließlich zu einer entsetzlichen Kakophonie wurde. Der General rüttelte in einem Zustand schlimmster Panik immer heftiger an seinen Fesseln, hoffte sich irgendwie befreien zu können, doch es gelang ihm noch immer nicht.

Nach einer Weile, als Frank schon dachte, dass er vor Schmerzen sterben würde, kam ein alter Bekannter aus dem grellen Licht heraus; er ging zu den beiden Fernsehern und schaltete sie aus. Dann stellte er sich vor den Gepeinigten und entblößte seine gelblichen Zähne zu einem bösartigen Grinsen. Für einen Moment sah er Frank tief in die Augen. Dieser starrte mit fassungslosem Schrecken zurück.

„Siehst du, mein Freund, wir haben es endlich geschafft! Jetzt ist die ganze Welt eine einzige, große Holozelle! Nun sind alle Menschen so wie wir!“, sagte Herr Irrsinn und klopfte Frank auf die Schulter.

Die Lage in Japan hatte sich bis Ende März weiter zu Ungunsten Matsumotos gewendet, während sich die Front in Ostdeutschland nicht merklich verschoben hatte. Allerdings stand die ukrainische Front kurz vor dem Zusammenbruch und Kiew war ebenfalls schon fast gefallen. Die fast zehn Monate andauernde Belagerung hatte Hunderttausenden von Soldaten auf beiden Seiten das Leben gekostet und obwohl Artur Tschistokjow die Stadt zu einem gewaltigen Bollwerk hatte ausbauen lassen, war sie so gut wie verloren.

Derweil waren die GCF-Heere bereits bis nach Lubin und Kattowitz in Polen vorgestoßen und hatten den sich zurückziehenden Rus furchtbare Verluste zugefügt. Alfred Bäumer, der an dieser Front mit seinen Warägertrupps noch immer in unermüdlichem Einsatz stand, war inzwischen genau so erschöpft und ausgehungert wie unzählige seiner Kameraden. Langsam drohten die in Ostdeutschland stehenden Truppen der Volksarmee von Westen und Südosten aus eingekesselt zu werden, was einer militärischen Katastrophe gleichkam.

Nirgendwo sah es mehr gut aus, denn die gegnerischen Reserven erschienen unendlich, egal wie viele GCF-Soldaten auf den Schlachtfeldern fielen. Unermüdlich rückten neue Heerscharen, ausgerüstet mit Tausenden von Panzern und Geschützen, in Asien und Europa gegen Tschistokjows und Matsumotos Streitkräfte vor.

Glücklicherweise hatten beide Kriegsparteien in den letzten Monaten wenigstens auf den weiteren Einsatz von Nuklearwaffen verzichtet, so dass zumindest Millionen unschuldige Menschen vor der Vernichtung bewahrt wurden.

Die Propagandamaschinerie des Weltverbundes stand hingegen niemals still und schürte ununterbrochen den Hass gegen den Nationenbund der Rus und Japan, die sich in einem verzweifelten Abwehrkampf befanden.

Mitte Februar 2052 waren weitere Städte Japans von den Invasoren eingenommen worden und langsam schien auch die Rüstungsindustrie Matsumotos am Ende zu sein. Zu viele Fabriken und Produktionskomplexe waren in den letzten Monaten den Bombenangriffen der GCF zum Opfer gefallen. Als der Gegner auch noch die von den Japanern besetzte Insel Sakhalin angriff, um von dort aus

nach Hokkaido einzudringen, wurde die Lage noch trostloser.

„Noch einmal schlägt Japan die GCF nicht zurück!“, triumphierten die nordamerikanischen Zeitungen, den Sieg über das rebellische Inselvolk bereits bejubelnd.

Präsident Matsumoto hatte in den letzten Tagen immer wieder versucht, mit dem für den Sub-Verwaltungssektor „China“ verantwortlichen Hung Bo zu verhandeln, denn ein großer Teil der gegen Japan eingesetzten GCF-Soldaten waren Chinesen. Doch der den Logenbrüdern treu ergebene Politiker lehnte jedes Gespräch ab. Er stellte sein Land nicht nur weiter als Aufmarschzone für immer neue Armeen zur Verfügung, sondern half der Weltregierung auch, Massen neuer Soldaten aufzustellen.

Schließlich entschied sich Haruto Matsumoto, alles auf eine Karte zu setzen, um sein Land vor dem Untergang zu bewahren. Nachdem ihn Hung Bo ein weiteres Mal verhöhnt hatte, gab er einen folgenschweren Befehl.

General Kohlhaas und die von ihm befehligten Warägerverbände warteten einige Kilometer südöstlich von Bitterfeld. Leipzig wurde noch immer von der GCF belagert und inzwischen waren große Teile der ehemals schönen Stadt zerstört worden. Das ständige Erobern und Zurückerobern steigerte sich langsam zu einem derart verlustreichen und erbitterten Grabenkampf, dass sich Frank manchmal an die Schlacht um Sapporo im japanischen Krieg erinnert fühlte. Allerdings hatte ihn das Oberkommando inzwischen aus Leipzig abgezogen, denn Kohlhaas sollte nun mit seinen motorisierten Sturmtruppen und der Eliteinfanterie versuchen, die feindliche Front zwischen Bitterfeld

und Halle zu durchbrechen. Das würde auch die Verteidiger von Leipzig entlasten, meinte das Oberkommando.

Heute lagerten die Waräger nahe einiger kleiner Ortschaften, während Frank schon den halben Tag mit der Vorbereitung und Koordinierung des kommenden Vorstoßes verbracht hatte. Gegen Mittag verließ er seinen Unterstand, müde und ausgelaugt, um ein wenig durch das Lager zu spazieren und frische Luft zu schnappen.

Schließlich ging er in eine der kleinen Ortschaften hinein und sah sich um. Hier wirkte alles wie ausgestorben. Ab und zu begegnete ihm ein schweigender, verängstigter Einwohner, um ihn verhalten zu grüßen oder auch einfach nicht zu beachten.

Frank setzte sich auf eine Bank in der Mitte des Dorfplatzes, er atmete durch. Dann betrachtete er einige alte Häuser, deren Putz langsam abbröckelte, und versuchte, die Sorgen aus seinem Kopf zu verbannen.

Wenig später kam eine junge Frau mit einem kleinen Kind auf den Dorfplatz. Sie warf Frank nur einen flüchtigen Blick zu, doch das Kind schien sich sehr für den Fremden auf der Bank zu interessieren. Laut sagte es zu seiner Mutter: „Guck mal, da ist ein Soldat!“

„Lass den Mann in Frieden, Jonas. Wir halten uns da raus, verstanden?“, flüsterte die Mutter dem Jungen zu und zerrte ihn mit sich.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, ich tue ihnen nichts“, rief Frank über den Platz, wobei er sich ein flüchtiges Lächeln abrang.

„Hallo, Herr Soldat!“, gab der Kleine zurück und winkte.

Schließlich kamen der Junge und die Frau verhalten näher, beide musterten sie Franks Ferroplastinrüstung.

„Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben. Ich spaziere hier nur ein wenig herum, um mich etwas auszuruhen“, betonte Kohlhaas noch einmal.

„Sind Sie von den deutschen Freiwilligen?“, fragte die junge Mutter.

„Nein, ich bin von den Warägern. Mein Name ist Frank Kohlhaas“, antwortete dieser.

„Der deutsche General, der Artur Tschistokjows Truppen befehligt?“

„Ja, allerdings befehlige ich nicht alle Truppen, sondern nur einen Teil der Warägergarde“, stellte Frank klar.

Die rothaarige Frau drückte ihren Sohn etwas fester an sich und ging sofort einen Schritt zurück, als wolle sie es vermeiden, Kohlhaas noch näher zu kommen.

„Ich … ich habe etwas über Sie im Fernsehen gesehen“, bemerkte sie leise, während sie sich hilfesuchend umsah.

„Aha?“, brummte Frank. Er konnte sich seinen Teil denken.

„Sie sind mittlerweile sehr bekannt in Deutschland, Herr General“, fuhr sie fort und lächelte beschwichtigend.

„Was ist mit Ihnen? Haben Sie Angst vor mir?“, fragte sie Frank.

„Nein … habe ich nicht … Sie werden uns doch nichts tun, oder? Wir halten uns hier aus allem raus, werden ihnen und ihren Männern keine Probleme bereiten. Darauf können Sie sich verlassen, Herr Kohlhaas … Herr General …“, stammelte die Frau und wagte kaum noch zu atmen.

„Was hat das Fernsehen denn über mich gesagt?“, bohrte Frank nach. Die junge Frau wurde immer blasser.

Sie lächelte demütig und erwiderte: „Das Sie ein großer Mann sind, Herr General.“

Frank lachte. „Erzählen Sie mir keinen Unsinn. Ich weiß, was die Medien im Sektor Europa-Mitte über mich berichten."

Es dauerte einen Augenblick, doch dann fasste sich die Frau ein Herz und sagte: „Man hört über Sie, dass Sie und Ihre Männern alle Ihre Feinde gnadenlos umbringen. Man sagt im Fernsehen, dass Sie im russischen Bürgerkrieg Hunderte Menschen massakriert, Frauen vergewaltigt und Kinder getötet haben. Ich habe Berichte über Sie gesehen, bei denen mir fast schlecht geworden ist. Wenn ich Sie mir so ansehe, dann wirken Sie aber wie ein Mensch, der im Grunde gut ist. Aber wie konnte es dann sein, dass Sie alle diese Dinge …"

„Das sind Lügen, gute Frau! Das Fernsehen gehört den Feinden unseres Volkes! Glauben Sie kein Wort, das die sagen. Wenn ich das Monster wäre, das die Kriegspropaganda der Weltregierung aus mir zu machen versucht, dann würde ich mich nicht vernünftig mit Ihnen unterhalten."

Der kleine Junge hatte sich inzwischen hinter seiner Mutter versteckt. Ängstlich lugte er an ihr vorbei. Die junge Frau wirkte hingegen etwas entspannter und antwortete: „Ich kann nur wiedergeben, was ich gehört und gesehen habe, Herr General."

„Ja, im Fernsehen! Das sind alles Lügen! Das Fernsehen gehört den Logenbrüdern und die verbreiten diese Gräuelpropaganda über uns. Ich kämpfe seit Jahren dafür, dass Leute wie Sie in Freiheit leben können. Außerdem habe ich niemals Kinder getötet oder Frauen vergewaltigt! Ich habe selbst einen kleinen Sohn. So etwas würde ich nie tun!", sagte Frank enttäuscht.

„Vielleicht haben Sie ja Recht, Herr General", gab die Frau zurück.

„Glauben Sie nicht die Lügenhetze im Fernsehen. Darum bitte ich Sie. Fangen Sie selbst an zu denken!“

„Was sind eigentlich „Logenbrüder“, Herr General? Was meinen Sie damit?“

Frank hielt sich den Kopf und murmelte: „Viele von euch wissen nach wie vor überhaupt nichts. Ich werde Ihnen nachher etwas vorbeibringen und Sie müssen mir versprechen, sich das anzusehen.“

„Wie meinen Sie das, Herr General?“, antwortete die Frau mit Panik in den Augen.

„Wohnen Sie in diesem Dorf?“

„Ja … aber …“

„Wo wohnen Sie? Haben Sie keine Angst, ich möchte Ihnen nur eine Videodisk geben. Mehr nicht!“, beruhigte sie Frank.

„Bitte … ich muss jetzt gehen …“, wimmerte die junge Mutter plötzlich und fiel vor Frank fast auf die Knie.

„Wenn Sie mir nicht sagen, wo Sie wohnen, dann müssen Sie mich jetzt zu meinen Männern begleiten, damit ich Ihnen die Videodisk geben kann“, bemerkte Frank und lächelte.

Die Frau sah ihn flehend an, zitterte und begann leise zu weinen. „Ich habe nichts getan! Bitte, Herr General! Ich flehe Sie an!“

„Mitkommen!“, knurrte Frank. Die junge Mutter und ihr mittlerweile kreidebleicher Sohn wagten es nicht, sich seinem Befehl zu widersetzen.

Schweigend und vollkommen verstört trotteten die beiden Kohlhaas hinterher, bis sie im Lager angekommen waren. Die junge Frau, die offenbar dachte, dass sie gleich von einer Horde Soldaten vergewaltigt und erschlagen

würde, stand bibbernd zwischen einigen Warägern, die sie fragend anstarrten.

„Warten Sie hier!“, sagte Frank. Er ging in seinen Unterstand. Einige Minuten später kam er zurück und drückte der jungen Frau eine Videodisk in die Hand. Auf diesem Datenträger waren die wichtigsten Inhalte aus Artur Tschistokjows „Der Weg der Rus“ als Videopräsentation in deutscher Sprache gespeichert.

„Dürfen wir jetzt gehen, Herr General?“, stotterte die Frau, an deren Bein sich der kleine Junge geklammert hatte.

„Sie gehen jetzt nach Hause, sehen sich die Videopräsentation an und denken anschließend darüber nach, was Sie gesehen haben. Und dann benutzen Sie in Zukunft Ihr eigenes Gehirn. Das ist ein Befehl!“, sagte Frank mit einem Schmunzeln, wobei er der jungen Mutter und ihrem Sohn zuzwinkerte.

„Danke!“, brachte diese nur heraus. Anschließend lief sie erleichtert zurück ins Dorf. Kohlhaas sah ihr schweigend hinterher und schüttelte den Kopf.

Verzweiflung und Zorn

Wer den japanischen Präsidenten in diesen Tagen sah, konnte sich kaum noch vorstellen, dass Haruto Matsumoto einst ein vor Lebensfreude und Optimismus strahlender Mensch gewesen war. Davon war inzwischen nichts mehr übrig. Das Oberhaupt des unabhängigen Staates Japan, jenes Landes, das als erste Nation überhaupt der Weltregierung die Stirn geboten hatte, war nur noch eine bedauernswerte Person. Matsumoto war abgemagert, bleich, ausgedörrt und nervlich vollkommen am Ende.

Die systematische Vernichtung seines Volkes hatte ihn an den Rand des Abgrundes gebracht und sein bester Freund, Außenminister Akira Mori, hatte in den letzten Monaten mehr und mehr die Staatsgeschäfte und die Führung dieses Krieges übernehmen müssen, weil Matsumoto dazu nicht mehr in der Lage war.

Seine Truppen waren in der Mandschurei geschlagen worden und nun kämpfte sich der Gegner von einer japanischen Stadt zur nächsten. Das Ende des tapferen, asiatischen Volkes schien nur noch eine Frage von wenigen Monaten zu sein.

„Ich werde jetzt zum letzten, verzweifelten Mittel greifen, das uns noch geblieben ist, Akira. Wir haben nichts mehr zu verlieren. Ich hasse mich dafür, dies tun zu müssen, aber sie lassen uns keinen anderen Ausweg mehr“, sagte Matsumoto und schlurfte niedergeschlagen durch die trüb beleuchteten Korridore seines Atombunkers.

Mori folgte ihm, fasste ihn an der Schulter. „Leider muss ich dir Recht geben, alter Freund. Es bleibt uns kein anderer Ausweg mehr. Ich würde mir wünschen, dass es

noch einen gäbe, aber wir müssen es tun, damit wir überhaupt noch eine Chance haben zu überleben."

„Sie wollen unser ganzes Volk ausrotten! Du kennst ihre Pläne und Drohungen. Und sie werden sie wahr machen, diese verfluchten Schweine! Diese Teufel kennen kein Mitleid und sind in ihrer Arroganz und Bösartigkeit nicht zu überbieten. Ich habe so oft versucht, mit ihnen zu verhandeln, aber mit diesen Verrückten ist kein Frieden möglich. Du bist mein Zeuge, Akira!", weinte Matsumoto verzweifelt.

„Noch haben sie uns aber nicht ganz vernichtet und wir sind auch noch nicht besiegt. Morgen werden wir ihnen zeigen, wie hart auch wir sein können. Nimm dir ein Beispiel an Artur Tschistokjow, Haruto!", herrschte ihn Mori an.

„Aber ich bin nicht wie er! Ich liebe einfach nur mein Volk!", jammerte der Präsident.

„Das tut Tschistokjow auch. Trotzdem macht er, was gemacht werden muss, damit sein Volk überlebt. Wir werden morgen zurückschlagen - mit den härtesten Mitteln, die uns noch geblieben sind", grollte Mori und wurde immer zorniger.

„Es bereitet mir solche Schmerzen. Ich verliere langsam den Verstand und …", antwortete Matsumoto, doch sein Freund fiel ihm ins Wort.

„Wir tun es jetzt! Die Schwachen und Wankelmütigen werden diesen Krieg nicht überleben! Nur die Starken, nur die Entschlossenen, Haruto! Wir tun es jetzt! Ist das klar?", brüllte Mori. Er schüttelte den Präsidenten.

„Gib du den Befehl, Akira. Ich … ich kann nicht mehr …", bat dieser den Außenminister, um dann an der grauen

Betonwand des Bunkers herunter zu sinken. „Ich kann nicht mehr!“

„Verlasse dich auf mich, Haruto! Ich werde alles in die Wege leiten“, versprach Mori. Er nickte mit verzweifeltem Zorn.

Am 03.03.2052 setzten die Japaner erneut Atomwaffen ein, denn die Asiaten standen inzwischen mit dem Rücken zur Wand und schlugen wie ein gefangenes Tier um sich. Die Weltregierung hatte dem japanischen Präsidenten bereits vor Wochen angedroht, dass nach ihrem Sieg kein Stein auf dem anderen bleiben würde. Große Teile des japanischen Volkes sollten ausgerottet und der Rest umgesiedelt werden, nachdem die GCF jeden Widerstand zerschlagen hatte.

Schließlich ließ Matsumoto das Gebiet zwischen Busan und Ulsan in Südkorea, wo sich große Truppenverbände der Global Control Force für die Einschiffung nach Japan versammelt hatten, mit taktischen Atomraketen beschießen. Weiterhin wurden mehrere Wasserstoffbomben auf Peking abgefeuert, um die Chinesen zur Aufgabe zu zwingen. Das Resultat waren über 20 Millionen Tote innerhalb eines einzigen Tages und ein weiterer Schock, der nicht nur China, sondern auch den Rest der Welt lähmte.

Die Weltregierung hatte damit offenbar nicht gerechnet und reagierte zunächst verstört, zumal Matsumoto angekündigt hatte, seine Atomraketen auf weitere Großstädte Chinas abzufeuern, wenn Hung Bo sie weiter unterstützen würde. Der Unterverwaltungssektor „China“ selbst hatte seit 2020 keine eigenen Kernwaffen mehr, mit denen er hätte zurückschlagen können, denn im Zuge der weltwei-

ten Entmilitarisierung aller Länder nach der Machtübernahme der Logenbrüder, waren seine Atomwaffen in deren Besitz übergegangen und fortgeschafft worden.

Nun musste der japanische Präsident allerdings mit einem nuklearen Gegenschlag der Weltregierung rechnen. Panikartig strömten Millionen Japaner in endlosen Flüchtlingsströmen aus den Ballungszentren heraus, sich über die vier kriegsgebeutelten Inseln so gut es ging verteilend. Einige von ihnen konnten in unterirdischen Bunkeranlagen oder den weit verzweigten U-Bahn-Tunneln der noch verbliebenen Städte untergebracht werden, doch die breite Masse musste irgendwo außerhalb der urbanen Zentren Zuflucht suchen und hoffte, dass sie die nukleare Rache der Weltregierung nicht traf.

Der russische Staatschef wirkte dagegen äußerst beunruhigt, als er von dem Kernwaffenangriff auf Peking hörte, während die internationalen Medien bereits dazu übergegangen waren, laut zu schreien: „Seht ihr, Matsumoto ist ein Irrer, der mit seinen Massenvernichtungswaffen Millionen Unschuldige abschlachtet!"

Tagelang lamentierten die „Menschenfreunde" des Weltverbundes vor laufenden Kameras, immer wieder bekräftigend, dass es jetzt mehr denn je notwendig wäre, Matsumotos Japan den Gnadenstoß zu versetzen. Damit würde man schon einmal den ersten der beiden „Bluthunde" beseitigen, verkündete der Weltpräsident im Fernsehen.

Doch die GCF-Truppen, die sich an der ostchinesischen Küste und in Südkorea versammelt hatten, um nach Japan verschifft zu werden, waren durch den taktischen Atomwaffenangriff auf ihre Aufmarschzone stark verunsichert worden. Fast eine Million Soldaten und viel teures Kriegsgerät waren im Süden der koreanischen Halbinsel vernich-

tet worden. Die chinesischen GCF-Soldaten schwankten nun zwischen einem noch größeren Hass auf Japan und der Angst, vom Feuer der nächsten Atombombe verzehrt zu werden.

Präsident Matsumoto selbst hatte diesen Schritt keineswegs leichtfertig unternommen. Er hatte es für die Zukunft seines Volkes getan, das militärisch in eine auswegslose Lage geraten war und von der Weltregierung keinerlei Gnade zu erwarten hatte. Inzwischen war er zu allem bereit.

„Bevor sie das japanische Volk auslöschen, werde ich notfalls ganz China und Millionen Amerikaner mit in unser Grab nehmen", hatte der Präsident seinem Freund Akira Mori nach dem Atomwaffenangriff mit grimmiger Verzweiflung geschworen.

Hung Bo, der Sub-Gouverneur von China war hingegen selbst nur knapp dem Atomschlag entkommen, da er an diesem Tag in Hongkong unterwegs gewesen war. Nun flehte er die obersten Logenbrüder um Hilfe an und verlangte, dass sie Japan endlich mit ihren Kernwaffen vernichteten. Es war eine schreckliche Situation und es sollte nicht besser werden.

Zehntausende von Menschen verstopften die Straßen in der Innenstadt von Halle und demonstrierten gegen die Besetzung ihres Landes durch die Weltregierung. Der Volkszorn war innerhalb weniger Tage hochgekocht, nachdem GCF-Soldaten ein paar junge Männer erschossen hatten, die angeblich einen Bombenanschlag auf den örtlichen Verwalter vorbereitet hatten.

Innerhalb weniger Stunden gipfelten die öffentlichen Unruhen in Straßenschlachten und Schießereien, denn die

Besatzer gingen mit Gewalt gegen die Aufständischen vor. Frank und seine Warägerverbände, genau wie die Volksarmee und die deutschen Freiwilligen, hatten keine Sekunde lang gezögert, als sie von dem Volksaufstand in Halle gehört hatten. Sie waren sofort nach Westen vorgerückt.

Nahe Bitterfeld trieben sie den Feind durch einen entschlossen Sturmangriff zurück und arbeiteten sich dann im Eiltempo nach Süden vor. Als sie die nördlichen Außenbezirke der ostdeutschen Stadt erreichten, gingen Tschistokjows Truppen unverzüglich zum Angriff über, während sich Halle zugleich in einen riesigen Hexenkessel verwandelte.

„Die feindlichen Truppen in der Stadt sind nicht allzu zahlreich, da die meisten GCF-Verbände weiter nach Leipzig marschiert sind, um die Stadt zu belagern. Das ist unsere Chance. Die motorisierten Trupps rücken in den Norden von Halle ein, während die Volksarmisten und deutschen Freiwilligen von Osten kommen. Vorwärts! Jede Stunde zählt!“, gab Frank an seine Soldaten durch und diese rückten vor.

Die Transportpanzer der Warägergarde brachten einige Trupps in das Straßengewirr der Nordstadt, wo sie die GCF-Soldaten überraschten. Derweil schwärmten die Volksarmisten aus und griffen den Gegner an verschiedenen Stellen an; diesmal wurden sie sogar von ein paar Luftlandeeinheiten unterstützt.

Währenddessen brachen erneut Unruhen in der Innenstadt aus. Tausende Deutsche griffen die Polizisten und Besatzungssoldaten mit Schusswaffen, Pflastersteinen oder Molotow-Cocktails an. Alles endete erneut in Schießereien und blutigem Chaos. Als Tschistokjows Soldaten die GCF-Besatzer schließlich aus dem Norden und Westen vertrie-

ben, liefen auch die örtlichen Polizisten zu den Aufständischen über und versorgten sie mit Waffen.

Zwei Tage später musste die GCF Halle räumen und die Volksarmee besetzte die Stadt unter dem Jubel der Einwohner. Die deutschen Freiwilligen richteten anschließend eine provisorische Verwaltung ein und kümmerten sich um die verbliebenen Kollaborateure. Halle war befreit.

„Wir haben ein neues Problem!“, knurrte der Weltpräsident, auf einige rot markierte Punkte auf der Karte hinter sich deutend.

Die übrigen Mitglieder des Rates der Weisen schwiegen, sie sahen ihn nachdenklich an. Mürrisch fuhr das Oberhaupt des Weltverbundes mit seinen Erläuterungen fort: „Das hätte nicht passieren dürfen. Ein flächendeckender Aufstand der islamischen Völker bahnt sich unter diesem Darian Aref an. Er wird von Tschistokjow inzwischen mit großen Waffenlieferungen unterstützt. Außerdem hat der Nationenbund offenbar auch eine Reihe von Ausbildungsoffizieren in den Iran geschickt, um diese moslemischen Strauchdiebe zu echten Soldaten zu machen. Das entnehme ich jedenfalls diesem GSA-Bericht.“

„Nun, diese Rebellen sind mittlerweile weit mehr als ein Haufen Strauchdiebe, werter Bruder“, meinte der Vorsitzende des Rates verärgert. „Neben den Japanern, die uns in Ostasien einen schweren Rückschlag verpasst haben, ist jetzt eine neue Gefahr aufgetaucht.“

„Das ist mir schon klar!“, erwiderte der Weltpräsident und verschränkte die Arme vor der Brust. „Sie könnten es tatsächlich schaffen, Teheran zu erobern und unseren Sub-Gouverneur zu entmachten. Inzwischen laufen Millionen

Iraner diesem Aref hinterher und seine Macht wächst täglich.“

„Teheran erobern? Glauben Sie das tatsächlich?“, stieß ein Ratsmitglied ungläubig aus.

„Sie sollten öfter die aktuellen GSA-Berichte lesen, Bruder. Diese Rebellen sind längst militärisch organisiert und marschieren auf Teheran zu. Die meisten unserer Leute sind bereits geflohen, denn sie wissen, was Arefs Männer mit ihnen anstellen werden, wenn sie ihnen in die Hände fallen. Dieser Mann ist extrem gefährlich und kann einen Flächenbrand entfachen, der die ganze arabische Welt ergreift. Eine verdammte Katastrophe ist das!“, wetterte der offizielle Kopf der Weltregierung, den anderen Bruder mit grimmiger Miene musternd.

Auch der Vorsitzende des Rates war diesmal zunächst ratlos und wusste nicht, wie er entscheiden sollte.

„Ich kann nur dazu raten, die Entwicklung der islamischen Rebellion abzuwarten. Einen Atomwaffeneinsatz gegen die moslemischen Aufständischen halte ich derzeit für taktisch unklug. Aref durch die GSA ermorden zu lassen, dürfte ebenfalls schwierig werden, da dieser Mann rund um die Uhr von seinen Anhängern bewacht wird. Es ist eine vertrackte Situation, das muss ich zugeben“, murmelte er.

„Wenn es diesem Mann gelingt, die islamische Welt unter seinem Banner zu vereinen, dann werden Millionen rasende Muslime über unsere Zentren im Nahen Osten herfallen und alles kurz und klein schlagen“, meinte ein glatzköpfiger Bankier mit faltigem Gesicht. Sein Blick verriet Entsetzen.

„Dazu wird es nicht kommen! Vorher legen wir notfalls die gesamte islamische Welt mit unseren Atombomben in

Schutt und Asche!“, grollte der Weltpräsident und fletschte die Zähne wie eine wütende Bulldogge.

„Ich halte es für viel gefährlicher, wenn Aref langsam eine richtige Armee aufstellt und damit unsere Truppen im Nahen Osten und auf der arabischen Halbinsel angreift. Dann werden wir ganze Verbände von der russischen Front abziehen müssen, um diese Rebellion niederzuschlagen“, sorgte sich der oberste Weise.

„So wird es Tschistokjow auch geplant haben!“, rief das Oberhaupt des Weltverbundes. Er krallte sich an der Tischplatte fest.

„Und was tun wir jetzt? Sollen wir wirklich abwarten, bis Aref den gesamten Iran in seine Gewalt gebracht hat?“, hakte eines der Ratsmitglieder nach.

„Ich bin dafür, zunächst einmal abzuwarten“, meinte der oberste Weise.

„Das bin ich nicht, Eure Exzellenz!“, antwortete der Weltpräsident. „Wir sollten jetzt frühzeitig reagieren, um Aref in die Schranken zu weisen. Diese Moslems verstehen nur eine Sprache: Gewalt! Lassen Sie mich meinen Standpunkt noch ein wenig deutlicher darlegen, Erleuchteter. Ich bin sicher, dass ich Sie von meiner Strategie doch noch überzeugen kann.“

Der Vorsitzende des Rates der 13 lehnte sich grübelnd in seinem Stuhl zurück, während der Weltpräsident seine Pläne erläuterte.

Darian Aref, der Anführer der iranischen Rebellen, hatte es geschafft. Am 18. März 2052 waren seine Milizen in Teheran einmarschiert. Den verhassten Sub-Gouverneur Hassan Basari hatten die Freischärler samt seinen Beratern aufgehängt. Millionen Iraner standen inzwischen auf der

Seite des charismatischen Revolutionsführers, der nun vor einer gewaltigen Menschenmasse und Abertausenden grünen Fahnen die baldige Unabhängigkeit und Freiheit seines Landes verkündete.

Dank umfangreicher Waffenlieferungen des Nationenbundes war es den rebellischen Milizen mittlerweile gelungen, fast den gesamten Iran unter ihre Kontrolle zu bringen. GCF-Truppen hatten bisher kaum eingegriffen, denn der größte Teil der internationalen Streitkräfte im Mittleren Osten bereitete sich auf die Kämpfe mit der Volksarmee vor oder stand bereits an der russischen Südfront.

Das allgemeine Chaos hatte Darian Aref geschickt genutzt, um seine Position zu festigen. Jetzt sah es ganz danach aus, als ob er in den kommenden Wochen auch noch den in Aufruhr geratenen Westen des Iran einnehmen könne. Sein Erfolg schien die gesamte arabische Welt zu beflügeln und die Rebellion begann sich nun langsam auch auf die Nachbarländer auszuweiten. Zahllose junge Moslems verbrannten auf den Straßen Bagdads öffentlich ihre Einberufungsbescheide, die ihnen die GCF geschickt hatte.

„Tod der Weltregierung! Tod den Logenbrüdern!“, brüllten sie und lieferten sich Straßenschlachten mit der Polizei. Auch in Syrien, Jordanien und im Libanon spielten sich bald ähnliche Szenen ab, was die Mächtigen mehr als beunruhigte. Einen Aufstand der islamischen Völker konnten sie in dieser Phase des Weltkrieges überhaupt nicht gebrauchen.

„Das iranische Volk verjagt seine Peiniger!“, verkündete das russische Fernsehen derweil. Artur Tschistokjow trat an die Öffentlichkeit, um zu verkünden, dass er Darian

Aref die größtmögliche Unterstützung zukommen lassen werde.

„Wenn in der arabischen Welt eine weitere Front gegen die GCF entsteht, dann entlastet das unsere Truppen enorm“, erklärte er seinen Beratern, die ihm zustimmten.

Und während sich der Nationenbund der Rus noch Hoffnungen machte, dass Darian Aref den Iran vollständig vom Joch der Weltregierung befreite, reagierte diese wieder einmal mit rücksichtslosem Terror. Es war in den frühen Morgenstunden des 28.03.2052, als die iranische Metropole Teheran mit fast allen ihren 16 Millionen Einwohnern durch einen Nuklearschlag eingeäschert wurde.

Darian Aref hatten sie jedoch nicht erwischt, denn dieser stand mit seinen Milizen inzwischen vor Desful im Westen des Landes. Fassungslos nahm er die grauenvollen Schilderungen vom Untergang der größten Stadt des Landes entgegen und es dauerte nicht lange, da entbrannte in ihm ein grenzenloser Hass. Seinen Mitstreitern und dem größten Teil des iranischen Volkes erging es nicht anders, denn die Mächtigen hatten die Geisteshaltung der Perser diesmal völlig falsch eingeschätzt. Jetzt forderten Millionen Iraner erst recht Vergeltung und selbst jene Bevölkerungsteile, die sich vorher mit der Fremdherrschaft arrangiert hatten, strömten nun in Massen zu den grünen Fahnen der islamischen Rebellion.

Nachdem die Weltregierung Teheran mit mehreren Wasserstoffbomben, die von Raketenbasen in der Nähe des Roten Meeres aus abgeschossen worden waren, zerstört hatte, brach in der gesamten arabischen Welt ein flächendeckender Aufstand aus. Darian Aref führte seine Truppen Mitte April vom Iran aus nach Bagdad, wo sich ihm Zehntausende Kriegsfreiwillige anschlossen. Unter der

Parole des „Heiligen Krieges für die Freiheit“ rannten die islamischen Freiheitskämpfer gegen die Global Control Force an und verwickelten sie in schwere Kämpfe. Es dauerte nur wenige Wochen, da hatten die Flammen der Rebellion auch Syrien, Jordanien und den Libanon entzündet. Überall rotteten sich Bürgermilizen und Freischärlertrupps zusammen, um gegen die Weltregierung zu kämpfen.

Der Nationenbund der Rus versuchte, seine neuen Verbündeten jetzt so schnell es ging mit Panzern und Geschützen zu versorgen, während er selbst eine gewaltige Gegenoffensive an der russischen Südfront startete.

„Vater, warum musst du schon wieder fort?“, schallte eine Kinderstimme aus dem Radio.

„Ich muss in die Fabrik, mein Sohn. Es wartet wieder eine Menge Arbeit auf uns.“

„Eine Menge Arbeit?“

„Ja, mein Junge. Wir arbeiten rund um die Uhr. Die Räder stehen niemals still, denn die Maschinen in unserer Fabrik kennen keinen Schlaf.“

„Und was stellen die Maschinen her, Vater?“

„Sie stellen Waffen her, mein Kleiner. Sie produzieren Gewehre, Munition, Granaten, Bomben und sogar Plasmawerfer, Ivan.“

„Auch Panzer und Flugzeuge, Papa?“

„Natürlich! Auch Panzer und Flugzeuge. Wir russischen Arbeiter kämpfen jeden Tag an der Front der Produktion, genau wie unsere tapferen Brüder auf den Schlachtfeldern, die jeden Tag ihr Leben einsetzen, um Frauen und Kinder zu retten.“

„Das ist gut, Papa. Denn unsere Soldaten brauchen die Waffen, nicht wahr?“

„Ja, Ivan! Sie brauchen unsere Waffen wie ein kleines Baby die Milch seiner Mutter. Wenn wir nicht pausenlos arbeiten würden, dann könnten sie uns alle nicht beschützen.“

„Das verstehe ich, Vater. Du kämpfst an der Front der Produktion und unsere Soldaten kämpfen an der Front des Krieges.“

„So ist es, mein Sohn. Inzwischen kämpft jeder Russe, Weißrusse, Balte und Ukrainer an der Front und tut alles für unseren Sieg. Männer und Frauen, jeder hat seine Aufgabe und niemand würde sich jemals davor drücken. Alle sind bereit zu kämpfen, zu arbeiten und auch zu opfern, damit unser Volk überleben kann.“

„So wie es uns unser Anführer gelehrt hat, Papa!“

„Das ist richtig, Ivan. So wie es uns Artur Tschistokjow lehrt. Alle sind eine Einheit, vereint unter der Fahne des Drachenkopfes. Soldaten und Arbeiter, Männer und Frauen, alle reichen sich die Hand, erblicken die aufgehende Sonne am Horizont, das Licht der neuen Zeit.“

„Ich bin stolz, dass du mein Vater bist. Ein russischer Held an der Produktionsfront. Du bist genau so wichtig wie unsere kämpfenden Brüder, Vater!“

„Mein Junge, ich tue das alles doch nur für dich. Damit du eine Zukunft hast und in Freiheit leben kannst. So, aber jetzt muss ich in die Fabrik. Die Arbeit wartet und es gibt heute wieder viel zu tun …“

Frank schaltete das Radio aus und verdrehte die Augen. Das war „Der kleine Ivan“, eine fast täglich ausgestrahlte Sendung des Nationenbundes, in welcher dem „Kleinen Ivan“ wieder und wieder anschaulich erklärt wurde, warum

der russische Arbeiter arbeitete, die russische Frau an der sozialen Front kämpfte und die Jungaktivisten der Freiheitsbewegung Werbematerial verteilten und weltanschauliche Schulungen abhielten. Frank ging das alles inzwischen gehörig auf die Nerven.

„Warum haben Sie denn den „Kleinen Ivan“ abgeschaltet, Herr General? Das ist doch total witzig!“, meinte einer der anwesenden Offiziere und sah Kohlhaas fragend an.

„Witzig? Das ist total dämlich!“, knurrte Frank.

„Wenn Sie das so sehen, Herr General …“, gab der Oberstleutnant zurück. Er wirkte beleidigt.

„Der kleine Frank geht jetzt mal raus und vertritt sich die Beine. Und warum, Papa? Damit er morgen wieder fit ist und noch mehr kämpfen kann für unseren Endsieg!“, sagte dieser mit sarkastischem Unterton und verließ den Unterstand.

„Dieser ganze Krieg geht mir nur noch auf den Sack“, dachte sich Frank und schlenderte durch das Lager. Seine Truppen lagen mittlerweile einige Kilometer östlich von Dessau und warteten auf weitere Anweisungen des Oberkommandos. Halle war derweil von der Volksarmee und einigen deutschen Freiwilligenverbänden besetzt worden. Nun stellte man sich auch dort, genau wie im Falle von Leipzig, auf eine Belagerung durch die von Westen vorrückende GCF ein.

Es würde noch ewig so weitergehen, sinnierte der General. Ein mühsamer Grabenkrieg, der sich immer weiter über den Osten Deutschlands ausdehnte. Es war eine einzige, niemals endende Tortur. Weder der „Kleine Ivan“, noch sonst jemand konnte das schönreden.

Artur Tschistokjow hüpfte auf und ab und stieß einen Jubelschrei aus. Soeben hatte er die Nachricht erhalten, dass die Volksarmee im Zuge ihrer Gegenoffensive Kiew zurückerobert hatte. Zwar war dies unter großen Verlusten an Soldaten und Kriegsmaterial geschehen, doch hatte sie die GCF dennoch aus der Stadt werfen können. Auch Wilden und die anderen Führungsköpfe der Freiheitsbewegung waren sichtlich erleichtert und wirkten gelöst.

„Das hätte ich nicht gedacht von unsere Soldaten!“, stieß Tschistokjow freudig auf Deutsch aus, seinen Freund umarmend.

„Wir können aus diesem Sieg einiges machen, Artur. Das wird die Moral unserer Truppen enorm steigern!“, meinte Wilden zuversichtlich.

„Ich habe mir bereits einige Zeitungsüberschriften überlegt, Herr Präsident“, sagte Gregori Wlossow, einer der Propagandaberater des russischen Staatsoberhauptes.

„Zeigen Sie her!“, antwortete Tschistokjow und nahm dem Mann einige Papiere aus der Hand. Leise murmelnd arbeitete er sich durch dessen Vorschläge.

„Totaler Sieg in Kiew – GCF-Verbände restlos vernichtet!“, bemerkte er lächelnd. „Das klingt gut.“

„Sie sind allerdings nicht restlos vernichtet worden, sondern haben sich nur ins Hinterland zurückgezogen und die Stadt geräumt“, gab Minister Gratschin zu bedenken.

„Das spielt keine Rolle!“, erwiderte Tschistokjow. „Es hört sich jedenfalls gut an. „Geben Sie das an unsere Presseabteilung weiter, Herr Wlossow.“

„Sehr wohl, Herr Präsident!“, sagte dieser mit einem Nicken.

Der Anführer der Rus steigerte sich indes in eine regelrechte Euphorie hinein, aufgeregt lief er durch seinen Büroraum in den Tiefen des Atombunkers.

„In Ostdeutschland und im Süden Russlands halten unsere Soldaten aus. Ich habe mich in meinem Volk nicht getäuscht. Ich musste es sehr hart anpacken, um wieder Ordnung und Disziplin herzustellen, aber das zahlt sich jetzt aus."

„Machen Sie sich denn keine Sorgen, dass aufgrund der Japaner dieser Krieg bald wieder mit Atomwaffen fortgesetzt wird, Herr Präsident?", wollte Lossov wissen. Tschistokjow räusperte sich, für einen Moment hielt er inne. Schließlich verpuffte seine gute Laune wieder so schnell, wie sie gekommen war.

„Ich hatte die Vorgänge in Asien ein wenig verdrängt, wenn ich ehrlich bin. Jedenfalls hat Japan die Invasion zunächst verzögern können", erwiderte Tschistokjow.

„Aber zu welchem Preis, Artur? Du weißt, dass da noch eine Reaktion der Weltregierung kommen wird. Die Logenbrüder haben doch auf so etwas nur gewartet", merkte Wilden an.

„Warten wir es ab, Thorsten. Mehr können wir zurzeit nicht tun", brummte der russische Staatschef.

Der Vorsitzende des Rates der 13 sah seine Brüder mit stechendem Blick an, sagte aber für eine Weile nichts. In letzter Zeit hat sich das oberste Gremium der Logenorganisation zunehmend vom Rest der internationalen Bruderschaft abgekapselt und beriet sich fast nur noch in geheimen Treffen. Die untergeordneten Brüder waren inzwischen mehr denn je zu reinen Befehlsempfängern gewor-

den, während die GSA darauf achtete, dass alle Anweisungen des Rates ohne Ausnahme befolgt wurden.

„Ich warte auf Ihre Vorschläge, meine Herren“, sagte der Erste der Weisen und schwieg.

Schließlich erhob sich sein Stellvertreter, der Weltpräsident, von seinem Platz und bemerkte: „Es ist an der Zeit, mit den Kinderspielchen aufzuhören. Japan ist noch immer nicht ganz besiegt und auch der islamische Aufstand dieses Darian Aref konnte trotz harter Maßnahmen nicht niedergerungen werden. Da dies offenbar noch nicht ausreichend gewesen ist, sind wir nun gezwungen, noch härter vorzugehen.“

„Das heißt im Klartext?“, fragte einer der Weisen.

„Es bedeutet, dass wir nun dazu übergehen müssen, unser Atomwaffenarsenal in einem Maße einzusetzen, wie wir es bisher noch nicht getan haben. Noch halten die feindlichen Fronten mehr oder weniger stand, obwohl unsere Truppen zahlenmäßig deutlich überlegen sind und wir auch über mehr konventionelles Kriegsgerät verfügen.“

„Kommen Sie bitte auf den Punkt, Bruder!“, forderte ein Ratsmitglied und trommelte mit den Fingern ungeduldig auf der Tischplatte herum.

„Wir sollten demnächst dazu übergehen, die Volksarmee in Russland, Ostdeutschland und den anderen Gebieten mit taktischen Atomwaffen aufzureiben. Schon jetzt hat der Nationenbund der Rus enorme Verluste an Soldaten zu beklagen und seine Reserven werden nicht mehr ewig ausreichen. Wir haben dagegen genug Menschenmaterial zur Verfügung, selbst wenn Tschistokjow unsere Truppen ebenfalls mit Nuklearwaffen beschießen lässt“, meinte der Weltpräsident.

„Also eine klassische Ausblutungstaktik?“, hakte der Vorsitzende des Rates mit einem gewissen Zynismus nach.

Das Oberhaupt des Weltverbundes lächelte kalt zurück. „Wenn Sie es so ausdrücken wollen, Eure Exzellenz, dann kann man das so sagen.“

„Ich stimme vom Prinzip her zu, allerdings sollten wir noch etwas warten, um unseren Feinden die Illusion zu lassen, dass wir nach dem japanischen Atomschlag nicht sofort mit einem Gegenangriff reagieren. Wir werden eine gewisse Gelassenheit vortäuschen, um uns dann blitzartig die massiert stehenden Truppenverbände unserer Feinde vorzunehmen“, erklärte der Erste der Weisen.

Ein leises Tuscheln ging durch die Gesprächsrunde ergrauter Bankiers und Medienbosse. Dann meldete sich ein Bruder und fragte: „Was ist mit den Gerüchten über Tschistokjows Geheimwaffen? Gibt es da schon nähere Informationen?“

Der Weltpräsident winkte augenblicklich ab. „Nein, die GSA hat es bisher noch nicht geschafft, irgendwelche geheimen Forschungszentren oder Waffenfabriken zu infiltrieren. Trotz intensiver Bemühungen. Die ADR schirmt diese Anlagen mit einer Akribie ab, die bemerkenswert ist. Außerdem hat Tschistokjow derart drakonische Strafen für Verräter und Informanten verhängt, dass diese nur schwer zu finden sind. Dieser Mann macht keine halben Sachen, das muss man ihm lassen.“

„Warum setzen wir dann nicht unser ganzes Atomwaffenarsenal ein und fegen Russland, Japan und die Moslems vom Antlitz der Erde?“, drängte ein Ratsmitglied.

„Eine totale Eskalation des Atomkrieges halte ich beim gegenwärtigen Stand der Dinge für unklug. Wir müssen davon ausgehen, dass Tschistokjow und Matsumoto

zumindest unsere wichtigsten Zentren durch einen Gegenschlag auslöschen können. Und wir benötigen diese Stützpunkte, da dort die Fäden unserer Macht zusammenlaufen. Es genügt, wenn wir den konventionellen Kriegsverlauf durch den Einsatz taktischer Atomwaffen zu unseren Gunsten verändern und den Vormarsch unserer Heere beschleunigen, indem wir die feindlichen Armeen einfach mit Nuklearschlägen vernichten."

„Und Sie glauben, dass das ausreichen wird, Erleuchteter?", zweifelte einer der hohen Herren.

Der Vorsitzende sah ihn mit kalten Augen an und nickte. Dann meinte er: „Ich bin der Kopf unserer Organisation und nicht Sie, Bruder. Bei uns herrscht nach wie vor ein striktes Führerprinzip. Also wird getan, was ich befehle. Ich hoffe, wir haben uns verstanden."

Erneut lag General Kohlhaas mit seinen Warägern nördlich von Leipzig. Er hatte nach dem Kampf um Halle vom Oberkommando den Befehl erhalten, die GCF-Verbände, welche Leipzig belagerten, durch ständige Zermürbungsangriffe mit seinen motorisierten Verbänden zu schwächen. Seitdem griffen die Waräger fast pausenlos die Stellungen des Gegners an, versuchten ihm so viele Verluste wie möglich zuzufügen. Anschließend zogen sie sich stets wieder einige Kilometer hinter die erstarrte Front zurück. Währenddessen wurde Leipzig ausgehungert und Stück für Stück von der feindlichen Artillerie zerstört. Frank hatte bereits die Hälfte seiner Männer verloren. Mittlerweile kam nur noch selten Verstärkung aus Russland.

Heute Abend spazierte der General wieder einmal durch das provisorisch eingerichtete Lager seiner Armee, sprach

jedoch kaum noch mit irgendeinem seiner Offiziere. Er betrachtete die wenigen Sterne, deren schwachen Schein man am bewölkten Nachthimmel erkennen konnte, und dachte an Julia und Friedrich.

Dieser nervenaufreibende Stellungskrieg tobte nunmehr seit Monaten und es war kein Ende in Sicht. Selbst gut ausgebildete und kriegserfahrene Landser wie seine Waräger hatten mehr und mehr Probleme, die immer größeren Massen feindlicher Soldaten aufzuhalten.

Mit einem leisen Schnaufen setzte sich Frank auf eine kleine Metallkiste und beobachtete seinen Atem, der in der kalten Winterluft kleine Wolken bildete. Hinter ihm hörte er das Flüstern einiger Soldaten; gelegentlich lachte einer von ihnen laut auf. Schließlich kramte Kohlhaas seinen DC-Stick aus der Tasche seines langen, grauen Uniformmantels und fragte die neuesten Nachrichten ab.

Es hatte sich nichts verändert, der alte Befehl „Vorstöße nach eigenem Ermessen auf den Belagerungsring rund um Leipzig“ war noch durch keinen neuen ersetzt worden.

„Scheiß drauf!“, stöhnte er leise und ließ den Stick wieder in die Tasche gleiten.

Kurz darauf hörte er das Brummen von Lastwagenmotoren, die irgendwo im Lager angekommen waren. Vermutlich brachten sie Proviant, Munition oder sogar neues „Frischfleisch“ aus dem Hinterland. Frank wusste es nicht und er hatte auch keine Ambitionen nachzusehen. Er blieb einfach auf der Metallkiste sitzen und starrte ins Leere – fast eine halbe Stunde lang. Auf einmal, als er schon fast vor Erschöpfung eingenickt war, spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Frank schreckte auf und schnellte blitzartig herum.

„Was zum Teufel …?“, knurrte er und blickte zu einer breitschultrigen, dunklen Gestalt herauf.

„Melde mich zum Dienst, Alter!“, sagte der Mann lachend. Dann klopfte er Frank auf den Rücken.

„Ich habe mir fast in die Hose gemacht. Schleiche dich nie wieder so an!“, antwortete Kohlhaas, um daraufhin ein breites Grinsen aufzusetzen. Er umarmte seinen besten Freund Alfred Bäumer.

Taktische Atomschläge

Alf hatte sich von der Balkanfront zurück nach Ostdeutschland versetzen lassen. Frank freute sich riesig, seinen treuen Gefährten endlich wieder bei sich zu haben. Jetzt waren die beiden zumindest zusammen und konnten diesen schrecklichen Krieg gemeinsam erdulden. Sie hatten sich stundenlang unterhalten, nachdem Bäumer im Lager angekommen war. Kohlhaas hätte den Hünen aus Dortmund am liebsten vor Freude erdrückt.

Inzwischen waren wieder ein paar Tage vergangen und das Glück der beiden Freunde war erneut dem schrecklichen Kriegsalltag gewichen. Diesmal rannten die Waräger gegen die GCF-Stellungen in Madgeburg an.

Das Poltern und Rattern schwerer Panzerketten ertönte, als die Sturmtanks der Volksarmee die überall verstreuten Häusertrümmer niederwalzten. Die Soldaten der Global Control Force antworteten mit einem Hagel aus Panzerabwehrgranaten, während Volksarmisten und Waräger im Schutze der Stahlungetüme näher an die feindlichen Stellungen heranzukommen versuchten.

Dann antworteten die Geschütze und Plasmakanonen der Sturmtanks, den Feind mit Explosionen und Wolken aus glühender Energie überschüttend. Die Fenster einiger Wohnhäuser zerplatzten, als sich der Feuerorkan der Panzer seinen Weg durch die Straßenzüge im Madgeburger Osten bahnte und zerbrochene Mauerreste auf den Asphalt regnen ließ.

General Kohlhaas folgte den angreifenden Soldaten in seinem Kommandopanzer und beobachtete das Kampfgeschehen auf einem kleinen Bildschirm. Vor ihm kam ein

Gunjin Tank zum Stehen, da seine Kette abgesprengt worden war, während ein anderer in einer donnernden Explosion verging.

Wenig später hatten die Volksarmisten den Gegner endlich erreicht. Sie schleuderten Handgranaten in die Häuserruinen vor sich.

„Planquadrat D-9! Macht diese verdammten MG-Stellungen platt!“, befahl Frank einem der Panzerverbände und diese drehten ihre Geschützrohe augenblicklich in Richtung eines zerschossenen Wohngebäudes, um es mit ihren schweren Waffen einzuebnen.

„Wo bist du jetzt, Alter?“, brüllte Alf aus dem Komm-Sprecher an Franks Kragen.

„Wir arbeiten uns gerade in Richtung Pechau vor. Wie sieht es bei euch aus?“, antwortete Kohlhaas.

„Die Luftlandejungs kommen gerade runter. Ansonsten haben wir es hier mit ein paar Trupps Grunts zu tun, die uns schwer unter Feuer nehmen“, kam zurück.

Kohlhaas betrachtete den Bildschirm vor sich, wandte sich dann einem seiner Offiziere zu.

„Wann werfen wir die Transporter in den Kampf?“, fragte dieser.

„Gleich, Leonid. Wir warten bis die Panzer die MG-Nester ausgeräuchert haben und rücken dann mit allem auf einmal vor“, erklärte Frank ruhig.

Der Oberstleutnant antwortete mit einem Nicken. Draußen röhrten die Tanks und Frank konnte sehen, wie sich einige Plasmawolken durch eine Hauswand fraßen als wäre sie nur ein Stück Butter. Überall krachte und donnerte es, während die Infanterie auf den Befehl zum Sturmangriff wartete.

Eine halbe Stunde später waren die schweren Waffen des Gegners vom unaufhörlichen Beschuss der Panzer ausgeschaltet worden und Frank gab den Befehl zum Vorrücken. Die Transportpanzer, vollgestopft mit Warägern in Ferroplastinrüstungen, brausten auf breiter Front los und die Infanterie griff unter lautem Gebrüll an.

Offenbar hatten die GCF-Offiziere, deren Männer mittlerweile in arger Bedrängnis waren, ihren Soldaten den Befehl gegeben, selbst einen Ausfall zu machen, denn diese stürmten aus ihren Stellungen und griffen die Volksarmisten an. Die Scharen der Soldaten prallten überall aufeinander, so dass das Szenario fast einer mittelalterlichen Schlacht glich.

„Raus jetzt!“, schrie Frank und die Transportpanzer hielten an, um sofort Hunderte von Warägern auszuspucken. Währenddessen schossen sich die GCF-Soldaten und Volksarmisten auf kurze Distanz gegenseitig nieder oder gingen mit Bajonetten, Messern, Handgranaten und Flammenwerfern aufeinander los.

Schließlich verließen Frank und seine Offiziere selbst ihren Transportpanzer, der zeitgleich mit seiner Maschinenkanone feuerte. Sie sprangen hinter einem Schutthaufen in Deckung. Kohlhaas visierte einige heranstürmende GCF-Soldaten in der Ferne an und erledigte sie mit gezielten Kopfschüssen.

„Kein Zurückweichen, Männer! Ich bin bei euch!“, gab er über das Funknetzwerk an sein Gefolge weiter. Dieses befand sich inzwischen im Nahkampf und richtete ein Blutbad unter den GCF-Soldaten an. Der jahrelange Drill machte sich erneut bezahlt, und Frank wildes Gebrüll, das über Funk kam, spornte die ihm ergebenen Elitesoldaten wieder einmal zu Höchstleistungen an.

Kohlhaas und sein Kommandotrupp aus Offizieren schossen indes aus ihrer gut gewählten Position auf die zwischen den Häuserruinen hervorkommenden GCF-Soldaten. Der General selbst hatte sich einen Granatenwerfer geschnappt. Er schickte ein Geschoss nach dem anderen in Richtung der feindlichen Soldaten. Derweil feuerten seine Kameraden mit Plasmawerfern und Pika Sturmgewehren, was das Zeug hielt. Wo Franks Granaten auftrafen, da zerfetzten sie die überraschten Gegner oder trieben sie zurück in ihre Deckungen.

Nach einem chaotischen Kampf zogen sich die GCF-Soldaten schließlich wieder zurück. Der Unterstützungsangriff der gepanzerten Warägergardisten hatte den Volksarmisten einmal mehr den Hals gerettet. Jetzt nahmen Tschistokjows Soldaten die Verfolgung des Feindes auf, um ihm keine Pause zu gönnen. Erneut rückten die verbliebenen Panzer der Volksarmee vor, um die nächsten Straßenzüge im Madgeburger Osten unter Feuer zu nehmen und den Gegner endgültig nieder zu werfen.

„Eine Sache schadet unserem Feind mehr als jede Gewehrkugel oder Bombe: Wenn wir nämlich die Geheimnisse seiner Organisation aufdecken, die Wahrheit herausschreien und den Millionenmassen zeigen, wer hinter all den Verbrechen und Lügen steckt.

Diese Dinge fürchten die Logenbrüder am allermeisten. Sie haben vor nichts mehr Angst, als davor, dass man ihre versteckten Pläne offen legt und ihnen die Masken vor aller Augen herunterreißt“, murmelte Frank und klappte das Buch zu.

Diese Zeilen waren aus „Der Weg der Rus“, der neuen Bibel, wie die Anhänger Tschistokjows dessen Werk

immer häufiger nannten. Es war auch zugleich das einzige Buch, das Frank bei sich trug. Diese ins Deutsche übersetzte Feldausgabe war schlicht gehalten, sie hatte lediglich einen dünnen, dunkelroten Kartoneinband. Inzwischen war das Buch schmutzig und hatte eine Vielzahl von Eselsohren, da es monatelang in Franks Tornister gelegen hatte.

Der General saß schweigend in einem der großen Transportlastwagen und war auf dem Weg nach Minsk. Von dort aus sollte es weiter nach Ivas gehen. Es war schon wieder Herbst geworden, langsam schwand der Sommer des Jahres 2052 dahin. So schnell wie in diesem Krieg hatte Frank seine Lebenszeit noch nie zuvor wie Sand zwischen den Fingern zerfließen sehen. Aber wenigstens lebte er noch, im Gegensatz zu so vielen seiner Kameraden.

Irgendwann würden sie alle wieder in Ivas vereint sein. Julia, Friedrich, Alf, Svetlana – eines Tages, wenn der Horror vorüber war. Das hoffte Frank jedenfalls. HOK hatte sich vor einigen Tagen bei ihm gemeldet und ihm erzählt, dass er noch immer als Computerfachmann für die ADR arbeitete. Derzeit war er in Zentralrussland. Kohlhaas hatte sich total gefreut, noch einmal die Stimme des gemütlichen Zeitgenossen zu vernehmen.

„An Weihnachten spielen wir eine Runde Battle Hammer", hatte HOK vorgeschlagen. Frank war sofort begeistert gewesen.

Danach war dem General eingefallen, dass er von einigen Dorfbewohnern seit langem nichts mehr gehört hatte. Etwa von John Thorphy, dem Iren, oder Steffen de Vries, seinem belgischen Freund. Dieser Krieg hatte zwischen Frank und seinen Mitmenschen längst eine riesige Mauer errichtet – und sie wurde immer höher. Trotzdem war

dieser kurze Fronturlaub die ideale Gelegenheit, sich wieder einmal bei dem einen oder anderen sehen zu lassen.

„Sie freuen sich auch auf zu Hause, nicht wahr, Herr General?“, sprach ihn plötzlich ein grauhaariger Soldat an. Der Mann saß auf der Sitzbank gegenüber.

„Allerdings! Ich freue mich total auf meine Frau und meinen Sohn“, antwortete Frank.

„Ich habe sechs Söhne“, sagte der in die Jahre gekommene Soldat mit einem müden Lächeln.

„Ein halbes Regiment! Hat Tschistokjow Ihnen schon einen Orden verliehen?“, bemerkte Frank sarkastisch.

Sein Gegenüber fand diesen Kommentar offenbar nicht sonderlich lustig und antwortete nicht. Schweigend starrte er auf den Boden.

Einige Minuten später tippte ihm Frank auf die Schulter: „Ich wollte Sie nicht beleidigen, guter Mann. Das war nicht böse gemeint.“

„Schon gut, Herr General!“, kam zurück.

„Dieser Krieg lässt mich immer mehr zum Zyniker werden, aber das dürfen Sie nicht persönlich nehmen“, erklärte Frank.

„Kein Problem, Herr General!“

„Und? Geht es Ihren sechs Söhnen und Ihrer Frau gut?“

„Ja, Herr General, bisher ist der Krieg noch nicht bis nach Kaluga gekommen. Die GCF hat zwar ein paar Fabriken bombardiert, aber ansonsten steht noch alles, wie mir meine Frau gesagt hat.“

„Und Ihre Söhne kämpfen auch?“

„Vier davon, zwei stehen an der Südfront bei Poltava und die anderen beiden sind nahe Krakau stationiert“, erklärte der Volksarmist.

„Ich hoffe, dass keiner Ihrer Söhne fällt.“

Der ergraute Mann nickte wortlos. Er sah Frank betrübt an. Dann antwortete er: „Ich mache mir jeden Tag Sorgen. Inzwischen bin ich 58 Jahre alt, habe mich aber trotzdem noch freiwillig gemeldet. Ob ich draufgehe, spielt keine große Rolle mehr, aber meine Söhne will ich nicht tot sehen, Herr General."

„Wer will das schon, guter Mann …", murmelte Frank.

„Ich heiße übrigens Timur, Herr General."

„Naja, mich kennen Sie ja, Timur!" Kohlhaas lächelte und schüttelte dem Soldaten die Hand.

„Ich darf gar nicht daran denken, dass meinem kleinen Friedrich etwas zustoßen könnte", sinnierte Frank.

„Ihr Sohn heißt Friedrich? Wie Friedrich der Große?"

„Ja, aber noch ist er Friedrich der Kleine", erwiderte der General grinsend.

Er unterhielt sich noch eine lange Zeit mit Timur aus Kaluga, während ihn der Lastwagen in einer endlos erscheinenden Fahrt bis nach Minsk brachte.

Während Frank mit seiner Familie einige halbwegs erholsame Tage in Ivas verbracht hatte, war der Krieg wie ein blutrotes Riesengeschwür angewachsen. Kohlhaas versuchte, die schlechten Neuigkeiten aus aller Welt zu ignorieren, er betrank sich mehrfach mit seinem Freund Alf oder verschlief einfach den halben Tag. Gelegentlich besuchte er auch Steffen de Vries in seinem kleinen Cafe.

John Thorphy war zu Franks Erstaunen schon seit einem halben Jahr nicht mehr in Ivas gewesen, denn er hatte sich freiwillig bei der Volksarmee gemeldet und stand nun an der Südfront bei Wolgograd, wie Steffen de Vries erzählt hatte. Ob er noch lebte, wusste niemand. Allerdings hatte der Ire schon sehr lange nichts von sich hören lassen.

Wilden war hingegen noch immer im Atombunker am Fuße des Urals, wo er an Tschistokjows Seite stand. Inzwischen ging er kaum noch an die Oberfläche, genau wie der russische Präsident selbst.

Fernab von Ivas, dem beschaulichen Dörfchen in Litauen, brach das japanische Volk unter der furchtbaren Last dieses Weltkrieges nun endgültig zusammen. Die GCF hatte die Insel Hokkaido im Norden und die beiden kleinen Inseln im Süden, Kyushu und Shikoku, erobert und flächendeckend verwüstet. Millionen Japaner waren auf die Hauptinsel Honshu geflüchtet oder mittlerweile verhungert.

Letztendlich hatten auch Matsumotos verzweifelte Atomschläge die Niederlage nicht mehr verhindern können. Die Hauptinsel Honshu selbst war ebenfalls schon zum größten Teil zerbombt worden und wurde noch immer von der GCF-Pazifikflotte, die die japanischen Seestreitkräfte inzwischen völlig vernichtet hatte, beschossen.

Nur noch einige Zehntausend japanische Soldaten waren übrig, um die Hauptinsel zu verteidigen. Um sie herum lagen die Großstädte in Trümmern, während ihre Landsleute in den Ruinenlandschaften langsam am Hunger und den Folgen der Atomwaffenangriffe zu Grunde gingen.

Auch an der russischen Südfront und in Osteuropa war die Situation keineswegs mehr so rosig, wie es Tschistokjows Durchhaltepropaganda darzustellen versuchte. Überall fehlte es an Kriegsmaterial und vor allem an Soldaten. Die Verluste der Volksarmee gingen inzwischen in die Millionen und die GCF fraß sich langsam immer weiter nach Norden, brennende Städte und verheerte Landstriche hinter sich zurücklassend.

Aber auch der Weltverbund hatte Rückschläge hinnehmen müssen. Der verbissene Widerstand des Gegners hatte zu derart hohen Verlusten an Menschen und Material geführt, dass die Moral und Disziplin der internationalen Armee zunehmend schlechter wurde. Immer mehr junge Männer in aller Welt versuchten, sich den Einberufungen der Weltregierung zu entziehen oder lehnten sich sogar offen gegen sie auf, denn sie waren nicht mehr gewillt, sich von einer kleinen, anonymen Machtelite in riesige Vernichtungsschlachten schicken zu lassen.

Zudem sprach sich unter der Hand herum, wie die Mächtigen mit neuen Rekruten umgingen. Hunderttausende von ihnen waren nach einer nur unzureichenden Ausbildung als Kanonenfutter über die Schlachtfelder gejagt worden und nicht mehr zurückgekommen.

Diese sich langsam überall vergrößernde Aversion gegen die Weltregierung war zumindest ein kleiner Lichtblick für deren Kontrahenten. Derweil hatten auch die islamischen Rebellen unter Darian Aref weitere Regionen erobert. Die moslemische Welt erhob sich nun schrittweise gegen ihre Unterdrücker. Ende Oktober 2052 kehrten Frank und Alf schließlich wieder an die ostdeutsche Front zurück. Der Kampf ging weiter.

Etwa Hunderttausend Volksarmisten und Waräger lagen noch immer vor Madgeburg, doch sie hatten die Stadt bislang nicht erobern können. Mittlerweile hatte sich das Wetter geändert. Sintflutartige Regenfälle peinigten die Soldaten in den kilometerlangen Gräben und Stellungen, die sich bis an die Ostseeküste erstreckten.

In den letzten Monaten hatte sich die Front in Ostdeutschland kaum verschoben, der Krieg war zu einem

zermürbenden, verlustreichen Grabenkampf erstarrt. Das hatte auch die Weltregierung erkannt und war nicht länger gewillt, die für sie unbefriedigende Pattsituation weiter hinzunehmen.

General Kohlhaas, Major Bäumer und die von ihnen befehligten Waräger waren gestern in die Nähe von Dessau gerufen worden, um dort wieder einmal auszuputzen. Einige Trupps GCF-Soldaten waren durch die Front der Volksarmee gestoßen und Franks Elitesoldaten sollten diese nun abfangen und vernichten.

„Sie sind im Planquadrat H-7, wie mir eben gesagt wurde. Es sind mehrere Tausend Mann und einige Panzer. Sie bewegen sich nach Süden in Richtung Bitterfeld“, erklärte einer der Offiziere, der vor einem kleinen Bildschirm im vorderen Teil des Kommandopanzers saß.

„In Ordnung! In ein paar Stunden haben wir sie und werden sofort angreifen“, bemerkte Frank. Alf stand neben ihm und nickte wortlos.

Nun wandte sich Kohlhaas seinem Freund zu. Er lächelte gequält. „So geht das jetzt schon seit einer Ewigkeit. Wir sind nur unterwegs und müssen aushelfen, wenn die Volksarmee mal wieder nach der Mama schreit.“

„Das kennen wir doch schon aus dem russischen Bürgerkrieg“, antwortete Alf. Die beiden Deutschen hatten sich diesmal extra auf Russisch unterhalten, damit die übrigen Warägeroffiziere um sie herum alles verstehen konnten. Diese lachten durcheinander und stimmten Bäumer zu.

„Nicht nur die hochgelobten Waräger, sondern auch die Volksarmisten riskieren jeden Tag aufs Neue ihre Ärsche. Vergessen Sie das bitte nicht, meine Herren!“, mischte sich der Fahrer des Transportpanzers, der offiziell zur Volksarmee der Rus gehörte, ein.

„Das war auch nur Spaß, Dimitri! Ich stelle mich über niemanden, der genauso blutet wie ich. Wirklich nur Spaß!“, entschuldigte sich Frank.

Die Transportpanzer rasten mit höchstmöglicher Geschwindigkeit vorwärts, während ihnen eine ganze Kolonne weiterer Lastwagen folgte. Heute waren nur die motorisierten Verbände losgeschickt worden, um den Gegner so gut es ging zu überraschen.

„He, Dimitri!“, sagte Frank jetzt zu seinem Panzerfahrer.

„Ja, Herr General?“

„Aber unsere Rüstungen sehen doch einfach nur geil aus, oder? Da schmilzt man doch dahin. Das wird selbst die Volksarmee zugeben müssen, nicht wahr?“

„Ja, die sehen echt sexy aus, Herr General. Ich muss da immer an ein paar Cheerleader denken“, erwiderte der Russe und grinste.

Die hinter ihm versammelten Soldaten lachten erneut auf und auch Frank fing breit zu grinsen an. Dann spähte er durch einen kleinen Sehschlitz in der Hecktür des Panzers und betrachtete mehrere Tanks, die ihnen folgten.

Plötzlich sah er im Augenwinkel einen grellen Lichtschein am Horizont aufleuchten und zuckte entsetzt zusammen. Zwei weitere Blitze folgten nur wenige Sekunden später. Kurz darauf hörte man ein leises Grollen in der Ferne.

„Scheiße! Runter!“, schrie Frank und warf sich auf den Boden. Die Offiziere um ihn herum waren verdutzt, verstört sahen sie ihn an.

„Alle runter! Himmel!“, brüllte er erneut, während es ihm die Offiziere schließlich gleichtaten.

„Fahr, Dimitri, so schnell du kannst!“, kreischte Kohlhaas. Alf kam zu ihm herübergekrochen.

„Was ist da draußen los? Was war das für ein Donner?“, japste Bäumer entsetzt.

„Diese Schweine schmeißen Atombomben!“, antwortete Frank. Er war kreidebleich geworden.

Sein Herz raste wie von Sinnen; ebenso wie Dimitri der Panzerfahrer, der einfach immer weiter geradeaus fuhr und genau wie seine Kameraden hoffte, nicht gleich von einem nuklearen Feuersturm verschlungen zu werden.

Doch sie alle hatten Glück. Der motorisierte Verband wurde von den sich ausbreitenden Flammenmeeren der Atombomben nicht mehr erreicht. Außerdem waren die hier eingesetzten Nuklearwaffen lediglich kleinere Exemplare, die gezielt gegen massiert stehende Truppenverbände eingesetzt wurden. In der unmittelbaren Nähe der Explosionen hatte es jedoch für niemanden ein Entkommen gegeben. An anderen Orten waren an diesem Tag, je nach strategischer Notwendigkeit, auch größere Atombomben eingesetzt worden. Es hatte wieder begonnen.

Artur Tschistokjow saß in seinem Büro im Herzen des riesigen Atombunkers und ließ den Blick über eine Reihe von Weltkarten wandern. Im Hintergrund ertönte leise klassische Musik. Der russische Staatschef wirkte in sich gekehrt, sein Gesicht war blass und ausgemergelt. Wer ihn sah, konnte den ehemals so energiegeladenen Revolutionsführer, der vor einigen Jahren noch Millionen begeistern konnte, kaum noch wiedererkennen. Mittlerweile nahm Tschistokjow eine wachsende Anzahl von Beruhigungsmitteln und Antidepressiva zu sich und stand unter ständiger ärztlicher Kontrolle, denn sein Gesundheitszustand hatte sich in letzter Zeit rapide verschlechtert. Er litt unter massiven Schlafstörungen, fühlte sich permanent er-

schöpft, bekam immer häufiger Panikattacken. Plötzlich klopfte jemand an die Tür und Tschistokjow schreckte kurz aus seiner Grübelei auf.

„Herein!“, murmelte er.

Alexej Leykow, der neue Chef der ADR, betrat den Raum und salutierte vorschriftsmäßig. Dann kam er einen Schritt näher, auf eine Reaktion des Präsidenten wartend.

„Was gibt es, Herr Leykow?“, murrte Tschistokjow genervt.

„Ich wollte ihnen lediglich den aktuellen ADR-Bericht überreichen und ein paar Worte dazu sagen“, erklärte der hochgewachsene, rotblonde Mann, der seit Peter Ulljewskis Tod den Geheimdienst des Nationenbundes leitete. Er war ebenfalls ein Rus der ersten Stunde und hatte sich bereits im zarten Alter von 19 Jahren der Freiheitsbewegung angeschlossen. Leykow stammte aus Nowgorod und war ein glühender Bewunderer jenes Mannes, der in diesem Augenblick traurig und erschöpft vor ihm saß.

„Schießen Sie los!“, kam von Tschistokjow.

Etwas verdutzt aufgrund dieser lapidaren Antwort, begann der Besucher mit seinen Ausführungen. „Das für den Verwaltungssektor Europa-Mitte zuständige Satellitennetzwerk konnte von der Weltregierung auch nach wiederholten Versuchen bisher nicht wieder repariert werden. Unsere Hacker haben es durch ihre ununterbrochenen Angriffe so massiv beschädigt, dass der Weltverbund nach wie vor noch keinen Zugang zu den wichtigsten Aktivierungsprogrammen hat. Außerdem sind inzwischen mehrere Satelliten von unseren Peilraketen zerstört worden, bisher sind noch keine neuen von unseren Gegnern ins All geschossen worden.“

„Hört sich gut an …“, antwortete der Präsident.

„Sie müssen sich darüber im Klaren sein, dass nach wie vor Millionen Europäer implantierte Scanchips haben. Wir haben zwar inzwischen angefangen, einigen Zehntausend von ihnen die gefährlichen Datenträger wieder zu entfernen oder durch die neuartigen EMP-Nadler unschädlich zu machen, doch ist die Situation noch immer sehr ernst“, erläuterte Leykow.

„Diese EMP-Nadler sind die kleinen Geräte, die das Scanchip unter der Haut orten und durch einen elektromagnetischen Puls zerstören – ohne die Nano-Giftkapseln zu aktivieren, nicht wahr?“, fragte Tschistokjow.

„Richtig! Wir werden davon demnächst große Mengen herstellen lassen und sie an unsere Soldaten verteilen, so dass wir die Scanchipträger von diesen Giftdingern befreien können“, fügte der ADR-Chef hinzu.

„Gut! Wir sollten jetzt allerdings so viele Satelliten wie möglich zerstören, damit die Gefahr einer flächendeckenden Scanchipaktivierung in Zukunft gebannt ist. Leiten Sie das augenblicklich in die Wege!“, befahl Tschistokjow.

„Das werde ich tun. Jedenfalls haben unsere Computerexperten seit Beginn dieses Krieges eine Katastrophe verhindert, deren Ausmaß kaum in Worte zu fassen ist, Herr Präsident.“

Tschistokjow nickte. „Ich werde das demnächst noch einmal lobend erwähnen.“

„Die Weltregierung hat allerdings auch einige unserer Satelliten zerstört, was in manchen Regionen Russlands und der Ukraine zu einem Zusammenbruch der Fernseh- und Funkübertragung geführt hat“, sagte Leykow.

„Damit werden wir leben können“, brummte der Anführer der Rus.

„Ich kann Ihnen aber versichern, dass der Schaden, den unsere Leute auf der Gegenseite angerichtet haben, den Feind weitaus härter getroffen hat."

„Sehr gut, ich bin äußerst zufrieden", sagte Tschistokjow leise, während er an seinem Gast vorbeischaute.

„Bezüglich unserer Arbeit in den befreiten Gebieten kann ich nur sagen, dass unsere Männer ununterbrochen unterwegs sind. Wir haben in den letzten Wochen in einigen Logenhäusern diverse Mitgliederlisten gefunden, die uns einen hervorragenden Einblick in die Strukturen der gegnerischen Organisation in Europa-Mitte geben. Außerdem helfen uns die Freiwilligen überall dabei, Kollaborateure der Weltregierung ausfindig zu machen. Wir können somit wesentlich effektiver gegen diese Elemente vorgehen, natürlich entsprechend Ihren Befehlen, Herr Präsident."

„Tun Sie Ihre Arbeit, aber sprechen Sie darüber nicht mehr als nötig. Mir ist bewusst, dass die Männer in den ADR-Trupps jeden Tag Dinge leisten, an denen ein einfaches Soldatengemüt zerbrechen würde", meinte Tschistokjow. Er hielt sich den Kopf.

„Selbstverständlich, Herr Präsident! Was wir tun, verlangt einem jeden von uns alles ab. Aber die meisten unserer Leute halten es psychisch durch, darauf bin ich sehr stolz. Ich wollte Sie übrigens noch über einige weitere Aktionen unterrichten, die unsere Trupps in der letzten Woche im Großraum von …", erklärte der ADR-Chef, doch der Anführer der Freiheitsbewegung winkte ab.

„Sein Sie mir nicht böse, aber ich glaube, ich bekomme gleich eine Migräne, Herr Leykow. Ich bitte Sie, das Gespräch morgen fortzusetzen", stöhnte Tschistokjow.

Der Leiter des russischen Geheimdienstes räusperte sich und fragte, ob er wieder gehen solle.

„Ich bitte darum. Jetzt bin ich ja über die wichtigsten Dinge informiert. Vielen Dank!“, brummte der Präsident. Leykow verließ enttäuscht den Raum.

Der Krieg hatte die nächste Stufe des Grauens erreicht und der Nationenbund der Rus reagierte zwei Tage später auf den Beschuss seiner Truppen mit taktischen Atomraketen. Inzwischen hatte Artur Tschistokjow selbst ein großes Arsenal an Kernwaffen herstellen lassen und zögerte nicht, es zu benutzen.

Die erste Atombombe schlug zwischen Majkop und Nalcik in Georgien ein, wo sich etwa 300000 GCF-Soldaten als Verstärkung für die russische Südfront versammelt hatten. Anschließend wurden die Aufmarschzonen der internationalen Streitkräfte in Armenien, Aserbaidschan und Anatolien mit Nuklearwaffen beschossen, während die Weltregierung die Frontregion zwischen Kattowitz und Opole bombardieren ließ.

Wie riesige Flammenstrahlen brannten die Atombomben gewaltige Lücken in die kilometerlangen Frontlinien und verursachten eine furchtbare Panik unter den unglücklichen Soldaten. Doch sowohl die Weltregierung als auch der Nationenbund setzten diese Vernichtungstaktik nun rücksichtslos fort, während die Soldaten beider Seiten ihre Stellungen panikartig räumten und froh waren, wenn sie irgendwo Deckung finden konnten.

Mit Kernwaffen bestückte U-Boote und Kampfflugzeuge feuerten jetzt mit den tödlichsten aller Waffen auf massiert stehende Armeen und gegnerische Heereszüge, was dazu führte, dass Zehntausende von Soldaten auf einen Schlag

getötet und komplette Truppenverbände innerhalb weniger Tage ausgelöscht wurden.

Ganze Städte und Landstriche wurden bei dieser brutalen Form der Kriegsführung genauso vom nuklearen Feuersturm vernichtet, wie unzählige Soldaten. Aber keine der beiden Seiten gab klein bei, und so geriet die konventionelle Kriegsführung bereits nach einigen Wochen mehr und mehr ins Hintertreffen, um am Ende zur Farce zu werden.

Selbst die größten Helden der Schlachtfelder waren machtlos, wenn plötzlich Atompilze neben ihnen aufblitzten und alles Leben im Umkreis mehrerer Kilometer austilgten. Frank, Alfred und all die anderen Soldaten der Volksarmee gerieten angesichts dieses Wahnsinns in Panik und flüchteten in möglichst ländliche und dünn besiedelte Gebiete. Bis Anfang Dezember setzten die verfeindeten Parteien das blutige Spiel fort und verwüsteten ganze Frontabschnitte in aller Welt mit Dutzenden von Atombomben.

Ostdeutschland war von einer Reihe taktischer Atomraketen getroffen worden, die die gesamte Frontregion zwischen der Ostseeküste und dem Süden Sachsens verstrahlt hatten. Damit war die Abwehrlinie der Volksarmee so gut wie zerschlagen.

Der Nationenbund der Rus hatte hingegen keine Atombomben auf die jetzt vorrückenden GCF-Verbände in Europa abgefeuert, denn Tschistokjow wollte den Kontinent befreien und keineswegs zerstören.

Dafür hatte er jedoch die Aufmarschzonen der GCF in Kasachstan, Georgien und der Türkei mit weiteren Kernwaffenangriffen in verstrahlte Ruinenlandschaften verwandelt. Japan, inzwischen fast vollkommen geschlagen, hatte noch einmal einige Gebiete an der ostchinesischen Grenze

und im Süden Koreas mit Atombomben beschossen und damit einen großen Teil der GCF-Invasionsarmee vernichtet.

Irgendwann herrschte wieder eine gespenstische Ruhe. Der gegenseitige Beschuss hörte schlagartig auf. Millionen Soldaten waren auf beiden Seiten wie Grashalme von den Feuersbrünsten der Atombomben niedergemäht worden. Sowohl die GCF-Soldaten, als auch die Männer der Volksarmee, verweigerten ihren Befehlshabern angesichts dieses Irrsinns schließlich den Gehorsam. Die Überlebenden flohen in alle Richtungen.

Wo unzählige, tapfere Männer noch über Monate hinweg ihre Stellungen mit dem täglichen Einsatz ihres Lebens verteidigt hatten, waren sie in einem kurzen Augenblick durch das nukleare Feuer getötet worden. Diese Form der Kriegsführung lähmte jeden auch nur ansatzweise ehrenvoll erscheinenden Kampfgeist. Am Ende ruhten die verwüsteten Fronten für fast drei Monate.

Frank presste sein Handy noch ein wenig fester ans Ohr und hörte Julia zu. Seine Frau war noch immer vollkommen aufgelöst, sie weinte leise vor sich hin.

„Aber ihr zieht euch jetzt endlich zurück, oder?“, fragte sie noch einmal.

„Ja, wir befinden uns bereits auf dem Rückzug und sind schon fast in Weißrussland. Ich kann dir auch nicht sagen, wie es jetzt weitergehen wird. Wir hoffen einfach alle, dass diese Scheißdinger nicht plötzlich wieder vom Himmel kommen und uns alle töten“, erklärte Frank nervös.

„Darfst du denn endlich nach Hause?“, bohrte Julia nach.

„Demnächst irgendwann. Ich komme so schnell wie möglich, sobald mir das Oberkommando die Erlaubnis

gegeben hat, mich hier zu verpissen“, herrschte sie Frank genervt an.

„Warum bist du so wütend auf mich? Ich kann doch nichts dafür, Schatz.“

„Schon gut, tut mir leid. Wir sind alle mit den Nerven am Ende. Das hat nichts mehr mit Krieg zu tun, das ist Wahnsinn. Wir alle sind nur noch durch Glück am Leben, die haben einfach unsere ganze Frontlinie mit taktischen Atombomben beschossen. Es sind Zehntausende dabei draufgegangen und unzählige Zivilisten. Leipzig hat auch schwer was abbekommen und viele andere Städte in Ostdeutschland. Diese Hurensöhne haben sogar dazwischengeschossen, obwohl ihre eigenen Soldaten noch daneben standen. Die sind genau so krepiert wie unsere Leute“, erzählte Frank aufgeregt.

„Und wie soll es nun weitergehen?“, schluchzte Julia verzweifelt.

„Wir sollen uns bis nach Weißrussland zurückziehen und uns dort irgendwo eingraben. Es sind alle Stellungen weiter westlich geräumt worden. Ich komme so schnell es geht nach Hause! Versprochen!“, gab Kohlhaas zurück.

„Aber dort seid ihr doch auch nicht vor diesen verfluchten Atombomben sicher, Frank.“

„Himmel! Ich kann es einfach nicht sagen. Demnächst wird es erst richtig knallen. Der konventionelle Krieg ist jetzt vorbei, das hat Artur bereits angekündigt. Hast du seine Fernsehansprache gestern nicht gesehen?“

„Doch! Das ist ein Alptraum!“

„Wie geht es Friedrich?“

„Schlecht! Er hat große Angst um dich, genau wie ich.“

„Bleibt ja in Ivas! Jede größere Stadt ist tabu, verstanden?“

„Ja, das weiß ich. Aber in Ivas sind wir sicher, oder?“

„Davon gehe ich aus, Schatz. Die Weltregierung wird wohl andere Ziele mit Atombomben beschießen als kleine Dörfchen in Litauen.“

„Bitte komm so schnell es geht nach Hause, Frank! Ich werde hier fast verrückt vor Sorge.“

„Ich komme heim, sobald ich kann. Denke bloß nicht, dass ich nicht am Ende bin. Wir sollten uns am besten im tiefsten Kellerloch verbarrikadieren, das wir finden können“, meinte Kohlhaas.

Julia sagte nichts mehr. Frank hörte nur noch ihr leises Wimmern und Schluchzen. In diesen Sekunden hätte er am liebsten alles stehen und liegen lassen, um geradewegs nach Ivas zu fliehen.

Wachsender Wahnsinn

Die Volksarmee der Rus hatte sich inzwischen vollständig aus Ostdeutschland zurückgezogen und ihre Stellungen geräumt. Damit war die Taktik der Logenbrüder, die in Deutschland stehenden Verbände Tschistokjows mit taktischen Nuklearwaffen aufzureiben, erfolgreich gewesen. Sie wussten in ihrer satanischen Gerissenheit genau, dass der russische Souverän auf deutschem Gebiet nicht auf die gleiche Weise antworten würde. Dennoch musste sich auch die Weltregierung eingestehen, dass der Feind ihre Armeen mit den gleichen brutalen Mitteln vernichtet oder aufgerieben hatte. Zudem hatten die Befehlsverweigerungen und Desertierungen in den Reihen der internationalen Streitkräfte in den letzten Wochen so sehr zugenommen, dass ein Angriff auf den Nationenbund oder Japan mit konventionellen Mitteln zunächst nicht mehr umsetzbar war.

Währenddessen entglitt der Nahe Osten durch Arefs immer erfolgreicher werdende Rebellion langsam dem eisernen Griff des Weltverbundes. Im Iran und im Irak kontrollierten die islamischen Rebellen inzwischen die größeren Städte und auch Bagdad war nun in ihrer Hand. Es schien nur noch eine Frage von wenigen Wochen oder Monaten zu sein, bis sich die Bevölkerungen der anderen arabischen Staaten unter dem Banner des Islams gegen die Logenbrüder erhoben.

So standen sich die kriegsführenden Fraktionen im Februar des Jahres 2053 wie zwei zum Duell verabredete Cowboys auf einer leergefegten Straße gegenüber. Sie

warteten grimmig auf den Schusswechsel, tasteten nach den Pistolen an ihren Gürteln.

Artur Tschistokjow und Matsumoto machten der Weltregierung in diesen Tagen ein letztes Friedensangebot. Japan bat die Logenbrüder, endlich die Invasion zu beenden, während der russische Souverän sie aufforderte, die GCF-Truppen aus Europa abzuziehen und den Kontinent frei zu geben.

Doch die beiden Politiker, deren Nerven mittlerweile blank lagen, erhielten nicht einmal mehr eine Antwort. Zu sehr hatte die Logenbrüder schon ihr infernalischer Hass übermannt und obwohl selbst zahlreiche Sub-Gouverneure die obersten Weisen anflehten, den wahnsinnigen Weltkrieg endlich zu beenden, dachten diese nicht daran.

„Mir ist es lieber, wenn die gesamte Menschheit untergeht, als dass wir nicht mehr über sie herrschen können!", erklärte der Weltpräsident dem chinesischen Sub-Gouverneur Hung Bo in jenen Tagen mit kalter Miene und dieser wusste um den schrecklichen Gehalt einer solchen Aussage.

Deshalb verweigerte Bo ihm, nachdem er nach China zurückgekehrt war, von nun an den Gehorsam. Er verwehrte der GCF sein von der ODV-Seuche und dem Krieg verheertes Land als Aufmarschzone und Rekrutierungsgebiet.

„China wird sich am Krieg gegen Japan nicht mehr beteiligen!", ließ er dem Weltverbund ausrichten, was dazu führte, dass er zwei Tage später von seinem Stellvertreter Li-Peng, einem nach wie vor loyalen Vasallen, ersetzt wurde.

Wie Hung Bo erging es auch noch weiteren Sub-Gouverneuren, die das blutige Spiel des Weltverbundes

nicht mehr mitspielen wollten und sich weigerten, die Söhne ihrer Völker weiterhin als Kanonenfutter für die Logenbrüder zu den Schlachtfeldern zu karren.

Sie alle wurden gegen Brüder ausgetauscht, die für ein fürstliches Gehalt und umfangreiche Privilegien genau das taten, was ihnen die Mächtigen befahlen. Hung Bo flüchtete Ende Februar sogar nach Japan und ergab sich Matsumoto. Dieser ließ ihn nicht hinrichten und behandelte ihn freundlich, obwohl viele Japaner Rache forderten.

Dieter Bückling, der Sub-Gouverneur des Unterverwaltungssektors „Deutschland", lief nervös durch seinen provisorischen Amtssitz in Frankfurt am Main. Der Logenbruder und sein Beraterstab hatten sich seit einiger Zeit im Frankfurter Römer einquartiert und nahmen nun dort die Befehle ihrer Herren entgegen. Bis auf kleinere Verwaltungstätigkeiten hatte Bückling nicht mehr viel zu tun, denn die Verteidigung des eigentlich ihm zugeteilten Gebietes wurde längst von der GCF organisiert. Der hagere Deutsche, eine farblose und feige Gestalt im Dienste der Weltregierung, hatte sich während des Angriffs der Volksarmee auf Berlin nach Westdeutschland abgesetzt. In den Augen seiner Vorgesetzen hatte er sich schon zu oft als unfähig erwiesen, um ihm jetzt noch wichtige Aufgaben zu überlassen.

Das Telefon klingelte und der Dolmetscher des Gouverneurs von Europa-Mitte meldete sich am anderen Ende der verschlüsselten Leitung. „Ich habe wichtige Informationen für Sie, Herr Bückling!"

„Guten Tag, Herr Gouverneur. Was kann ich für Sie tun?", fragte der Verwalter.

„Sie können zuhören!“, kam zurück. „Verlassen Sie mit ihrem Beraterstab Frankfurt am Main und suchen Sie sich ein sicheres Plätzchen. Darin haben Sie ja inzwischen Erfahrung.“

„Was ist denn los?“

„Es wird demnächst zu einem großen Atomschlag der Weltregierung kommen und es könnte durchaus sein, auch wenn es sehr unwahrscheinlich ist, dass die schöne Stadt Frankfurt ein wenig vom Echo abbekommen wird“, übersetzte der Mann am anderen Ende der Leitung.

„Glauben Sie das wirklich, Herr Diamond?“, stammelte Bückling und wurde noch blasser als sonst.

„Ich kann nicht in die Zukunft sehen, aber tun Sie, was ich Ihnen befehle!“, herrschte ihn der Gouverneur an, der aus seiner Verachtung für Bückling keinen Hehl machte.

„Aber wäre es dann nicht ratsamer, wenn ich mit meinen Beratern den Sub-Verwaltungssektor „Deutschland“ verlasse und mich nach Übersee absetze?“, fragte Bückling ängstlich.

„Wollen Sie das Ihnen zugeteilte Gebiet von dort aus verwalten?“, antwortete Diamond wütend.

„Nein … ich meinte ja auch nur …“, stockte Bückling nervös.

„Sie werden die Befehle des Rates der Weisen und die meinen befolgen, Sub-Gouverneur. Wagen Sie es nicht zu fliehen. Sie sind zwar für die Verteidigung Deutschlands eher ein Hindernis, aber es würde dennoch keinen guten Eindruck machen, wenn Sie einfach Ihren Sektor verlassen. Bleiben Sie gefälligst auf Ihrem Posten, Herr Bückling!“, schnaubte Diamond zurück.

„Aber es macht doch keinen Sinn …“, jammerte der Sub-Gouverneur mit weinerlichem Tonfall.

„Was Sinn macht und was nicht, entscheiden nicht Sie!“, hörte Bückling seinen Vorgesetzten bereits auf Englisch schreien, noch bevor dessen Dolmetscher übersetzt hatte.

„In Ordnung! Dann werden wir uns aus Frankfurt verabschieden, Herr Gouverneur“, flüsterte Bückling. Er war inzwischen weiß wie ein Haufen Löschkalk.

„Ja, machen Sie das! Und wenn alles vorbei ist, dann dürfen Sie wieder so tun, als wären Sie ein richtiger Politiker“, schimpfte Diamond.

„Zu Befehl, Herr Gouverneur!“

„Haben Sie noch weitere dämlich Fragen, Herr Bückling?“

„Nein, Herr Gouverneur!“

„Dann tun Sie, was von Ihnen verlangt wird!“, kam noch aus dem Hörer, bevor der Gouverneur des Verwaltungssektors Europa-Mitte, der zugleich eine Art Statthalter der britischen Inseln war, das Gespräch beendete.

Es dauerte nur wenige Minuten, da war Dieter Bückling bereits auf dem Weg zu seinen Beratern, um sie über die neuesten Anweisungen zu informieren. Am nächsten Tag hatten sie Frankfurt am Main bereits verlassen und sich an einem geheimen Ort irgendwo in der Eifel verkrochen.

Artur Tschistokjow schritt durch die riesenhafte, unterirdische Halle, das Hauptforschungszentrum des Nationenbundes, während Prof. Hammer und einige Physiker mit schnellen Schritten näher kamen. Hinter dem russischen Staatsoberhaupt standen Wilden und etwa ein Dutzend weitere Führungsköpfe der Freiheitsbewegung. Nach einem allgemeinen Händeschütteln führte der weißhaarige Erfinder seine Gäste aus der Halle heraus und geleitete sie

in einen Nebenraum, wo sich eine große Russlandkarte an der Wand befand.

„Was ist das?“, wollte Tschistokjow wissen und erschien verwundert.

„Diese rot markierten Punkte rund um die auf der Karte eingezeichneten Städte sind Batterien von EMP-Geschützen, die um diese Punkte verlaufenen Kreise sind die Wirkungsbereiche der Peilgeschosse“, erklärte Prof. Hammer in akzentfreiem Russisch.

„Das sind ja inzwischen einige …“, murmelte ein in die Jahre gekommener General der Volksarmee, um dann verhalten zu lächeln.

„Rund um die wichtigsten Metropolen sind mittlerweile zahlreiche EMP-Geschütze postiert worden, die den Luftraum in unmittelbarer Nähe hoffentlich ausreichend abschirmen können. Die Generalprobe steht allerdings noch aus“, bemerkte der deutsche Wissenschaftler zynisch.

„Sie haben einen eigenartigen Humor, Professor“, meinte Tschistokjow, wobei er die Augenbrauen nach oben schob.

„Wir wissen sehr wohl, dass das alles kein Spaß ist, aber dieser provisorische EMP-Schutzschild ist ein erster Versuch, den feindlichen Angriffen in Zukunft standzuhalten“, ergänzte einer der russischen Physiker mit ernster Miene.

„Außerdem tun wir alles dafür, den Wirkungsradius der neuartigen Waffen immer weiter auszudehnen. Aber wir können leider nicht zaubern“, sagte Prof. Hammer.

„Ich mache Ihnen auch keine Vorwürfe, meine Herren. Mir ist bewusst, dass Sie hier unten Tag und Nacht forschen und arbeiten. Wir tun in diesen Tagen alle unser Bestes, doch dieser schreckliche Krieg wirft uns immer mehr Knüppel zwischen die Beine“, betonte Tschistokjow.

„Sie sehen es ja selbst, meine Herren, das EMP-Schutzschild wächst und wächst. Allerdings ist seine Wirksamkeit bisher nur im Labor getestet worden. Alles andere wird die schreckliche Realität selbst erledigen“, antwortete Prof. Hammer.

„Jede feindliche Atomrakete, die bereits im Anflug zerstört wird, kann nicht mehr Tausende von Menschen töten. Das ist keinesfalls bedeutungslos, Professor. Ich verstehe, dass wir keine Wunder von Ihnen und Ihrem Team erwarten können, aber das soll Ihre großartige und kriegswichtige Arbeit nicht im Geringsten schmälern“, meinte Verteidigungsminister Lossov.

„Wir werden weiter alles geben! Das schwöre ich, so wahr ich Karl Hammer heiße“, erwiderte dieser.

„Ich fürchte, wir werden bald sehen, was unser neues Abwehrnetz wirklich zu leisten vermag“, sagte Wilden, Tschistokjow und die anderen voller Sorge ansehend.

„Leider haben Sie Recht, Herr Außenminister. Ich wollte Ihnen übrigens noch etwas anderes zeigen, meine Herren. Wir arbeiten zurzeit auch an einer neuartigen Wasserstoffbombe mit extrem großer Sprengkraft“, sprach Prof. Hammer und winkte seine Gäste ein wenig näher zu sich. Dann folgten sie ihm durch einen langen Korridor, um in einen anderen Bereich des riesigen Forschungskomplexes zu gelangen.

General Kohlhaas saß im Zug nach Wilna und hatte die Front, wie etwa die Hälfte der Volksarmisten und Waräger, verlassen, um wieder zu seiner Familie nach Ivas zurückzukehren. Der konventionelle Krieg war jetzt erst einmal vorbei, wie es sowohl Artur Tschistokjow als auch der Weltpräsident angekündigt hatten. Hunderttausende von

Soldaten kehrten nach Hause zurück. Wer allerdings in einer Großstadt lebte, wurde im Zuge von Tschistokjows weitreichenden Evakuierungsbemühungen mit seiner Familie in einer ländlichen Region oder Kleinstadt untergebracht.

Unter der Losung „Russen helfen Russen!“ hatte die Freiheitsbewegung längst damit begonnen, die Bevölkerung der großen Städte im ganzen Land zu verteilen.

„Es ist die Ehrenpflicht eines jeden Russen, seinen Landsleuten Wohnraum zur Verfügung zu stellen!“, verkündete das russische Fernsehen wieder und wieder.

Frank war hingegen völlig erschöpft und diesmal zudem maßlos enttäuscht. Die blutigen Grabenkämpfe der letzten Monate und Jahre erschienen jetzt sinnlos gewesen zu sein, da nun doch Atomwaffen eingesetzt wurden und niemand wissen konnte, welche Auswirkungen eine Eskalation der nuklearen Kriegsführung haben würde.

Traurig saß er in einem schmutzigen Zugabteil auf einer gepolsterten Bank und blätterte einmal mehr in Tschistokjows „Der Weg der Rus“, dem nach wie vor einzigen Buch, das er mit sich führte. Manchmal, in Momenten tiefster Verzweiflung, spendeten ihm Tschistokjows geschriebene Zeilen Trost und Hoffnung.

So auch diesmal, als er in Kapitel VI „Der Weltfeind ohne Maske“ herumblätterte und folgenden Textabschnitt las: „Wie weit haben sie es vor allem in den letzten beiden Jahrhunderten gebracht! Man denke noch an die alten Zeiten, als sie über viele Orte verstreut waren und ihre Pläne im Verborgenen schmiedeten. Damals hatten sie noch nicht die Macht, allzu offen zu agieren, denn wo sie zu auffällig auftraten und ihr wahres Gesicht nicht ausrei-

chend unter dem Mantel der Lüge verbargen, schlug ihnen schnell die Ablehnung der Völker entgegen.

So spannen sie ihre Fäden in den lichtlosen Ecken der von ihnen unterwanderten Nationen und häuften mit der Zeit Dank ihrer Gerissenheit ungeheure Mengen an Geld und große Macht an.

Sie lernten allmählich, ihre Fratzen besser zu verbergen, und konnten auf diese Weise viel leichter in die Gesellschaften der Welt einsickern, so wie Wasser die feinen Ritzen einer starken Burgmauer durchdringt.

Ihre uralten Pläne verloren sie jedoch niemals aus den Augen, penibel beachteten sie die archaischen Verheißungen, die ihnen die Weltherrschaft versprachen. So wuchs ihre Macht im Schatten der Unachtsamkeit ihrer Mitmenschen und umso mächtiger sie wurden, umso mehr gelang es ihnen, die alten Ordnungen durch schleichende Zersetzung oder auch Kriege und Revolutionen zu zerstören.

Sie haben es wahrlich weit gebracht! Auch wenn man sie hasst, so muss man ihre Hartnäckigkeit und Zielstrebigkeit doch bewundern. Heute, in unserer schrecklichen Gegenwart, herrschen sie über die Völker der Erde, so wie es schon immer ihr Bestreben gewesen war.

Diese Tatsache hat jedoch auch einen entscheidenden Nachteil für unsere Feinde, denn heute sind sie nicht mehr so verborgen und verhüllt, wie in den früheren Epochen. Heute zeigen sie sich den Völkern der Erde und wollen es auch, denn es ist ihnen ein inniges und lang zurückgehaltenes Bedürfnis, ihre Macht offen zur Schau zu stellen.

Nun sind sie aber große Meister in der Kunst der Unterwühlung und der Lüge, aber keine Meister in der Kunst des Regierens. Es liegt in ihrer Natur, dass sie in dem Moment, wo sie die vollkommene Herrschaft in den

Händen halten, über die Stränge schlagen. Zu groß ist ihre Gier nach noch mehr Macht und noch mehr Gold. Zu gewaltig sind ihre Hybris und ihr Glaube an die eigene Unverwundbarkeit.

Nein, in dem Augenblick, wo sie regieren müssen, werden sie versagen, denn die Begriffe „Verantwortung“ und „Fürsorge“ sind ihnen vollkommen fremd.

Sie können ganze Völker für sich schuften lassen, schaffen aber selbst nichts und sind auch nicht in der Lage dazu. Sie können weder etwas Großartiges erfinden, noch Kulturen aufbauen. Unsere Feinde sind begnadete Zerstörer, aber keine Schöpfer. Sollen sie doch jetzt die Welt beherrschen und ihre neue Rolle als Tyrannen über alle Völker ausleben! Dann werden sie Fehler machen! Durch ihren ewigen Drang zu zerstören, ihre unstillbare Raffgier, gepaart mit der vollkommenen Unfähigkeit, Höheres selbst zu kreieren, werden sich diese Blutsauger eines Tages das eigene Grab schaufeln.“

Frank legte das dicke, zerfledderte Buch neben sich auf die Sitzbank und grübelte über das, was er soeben gelesen hatte. Hatte Artur Tschistokjow wirklich Recht mit dem, was er da schrieb? War der Feind überhaupt besiegbar? Oder würde am Ende alles doch umsonst gewesen sein?

Der Weltpräsident hatte den Atombunker tief unter den Rocky Mountains für einige Stunden verlassen und spazierte mit dem gedrungenen, leicht dicklichen Inhaber einer einflussreichen Großbank durch ein kleines Waldstück. Für die ihn umgebende Natur hatte das Oberhaupt des Weltverbundes keinerlei Sinn, seine Gedanken waren lediglich auf die Vernichtung Tschistokjows und seines japanischen Verbündeten konzentriert. Langsam schritten

die beiden Männer einen langen, schmalen Pfad entlang und unterhielten sich.

„Diese Wildnis ist widerlich. Ich bin froh, wenn ich wieder in die Stadt zurückkehren kann. Das hier ist ja kaum zum aushalten“, knurrte der Bankier und sah seinen Bruder missmutig an.

„Wir werden wohl noch eine Weile hier bleiben müssen, mein Lieber. Demnächst wird es noch gefährlicher sein, sich in einigen Metropolen aufzuhalten. Sie wissen, worauf ich hinaus will, nicht wahr?“, bemerkte der Weltpräsident.

„Natürlich! Es wird Zeit, langsam ernst zu machen und den Feind dort zu treffen, wo es richtig weh tut. Japan ist ja schon am Ende und nun muss der Nationenbund endlich fallen“, sagte das Ratsmitglied.

„Die Bombardierung der feindlichen Stellungen mit taktischen Atombomben war jedenfalls ein voller Erfolg. Inzwischen geben die Russen überall Fersengeld und ziehen von den Fronten ab. Und jetzt werden wir unsere Nuklearschläge weiter steigern“, meinte der Kopf des Weltverbundes.

„Allerdings hat Tschistokjow auch unsere Truppen furchtbar dezimiert. Das ist nun einmal eine Tatsache“, kam zurück.

Der Weltpräsident lächelte grimmig und wandte sich seinem Bruder zu. Dann erwiderte er: „Das ist alles einkalkuliert worden. Wir haben Reserven und der Feind nicht. Beim nächsten Angriff mit konventionellen Truppen werden unsere Gegner bereits stark geschwächt sein. Zunächst werden wir jedoch die wichtigsten Großstädte Russlands vernichten. Da hat sich Tschistokjow mit seiner neuen Hauptstadt so viel Mühe gegeben und was wird demnächst noch davon übrig sein? Ein gewaltiges Grab!“

„Und der oberste Weise billigt diesen Atomschlag?“, hakte der Bankier nach.

„Was denken Sie denn? Ich habe eben noch lange mit ihm gesprochen. Wir werden jetzt unsere Atomwaffen nach und nach einsetzen. Bedenken Sie, dass unser Arsenal wesentlich größer als das von Tschistokjow und Matsumoto zusammen ist. Wir haben die Macht, die ganze Welt zu vernichten, wenn wir wollen“, zischte der Weltpräsident.

„Aber es werden trotzdem die entsprechenden Gegenschläge kommen“, antwortete das dickliche Ratsmitglied nachdenklich.

„Das mag sein! Vielleicht ein oder zwei Mal werden sich unsere Gegner noch rächen können. Danach werden ihre Länder allerdings so nachhaltig verwüstet und zerstört sein, dass sie kaum noch etwas tun können. Außerdem denke ich, dass Tschistokjow und Matsumoto nicht mehr viele Langstreckenraketen haben. Nein, da kann einfach nicht mehr viel sein. Da bin ich mir sicher.“

„Wir sollten vor allem diesen Russen nicht unterschätzen. Vielleicht hat er eine größere Anzahl an Atomraketen als wir glauben“, meinte der Banker und kratzte sich am Kinn.

Der Weltpräsident schob seine wulstige Lippe nach oben, leicht erbost aufgrund der Zweifel seines Bruders. Schließlich brummte er: „Er wird nicht mehr viel haben. Einen ausgewachsenen Atomkrieg kann er nicht gewinnen, nicht gegen unsere nukleare Armada. Zudem bin ich überzeugt, dass er irgendwann aufgeben wird, wenn er vor den Trümmern seiner Städte und Millionen Toten steht. Er wird in der irrigen Annahme, dass wir sein Volk dann verschonen werden, irgendwann um Frieden flehen.“

„Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Nicht bei Tschistokjow!“, sagte das Ratsmitglied.

„Wenn es eines Tages hart auf hart kommt, dann wird ihm nichts anderes mehr übrig bleiben, als zu kapitulieren. Was will er denn tun, wenn wir sein Land in eine verstrahlte Wüste verwandeln? Vertrauen Sie dem obersten Weisen und mir. Wir haben alles im Blick!“, betonte das Oberhaupt des Weltverbundes gelassen.

Der 21. März 2053 sollte zum Wendepunkt des Kriegsgeschehens werden. Während die Weltregierung den Rückzug der Volksarmee aus Ostdeutschland in ihrer Presse als glänzenden Sieg feiern ließ, begann sie zugleich, Russland selbst mit Atomwaffen anzugreifen.

Artur Tschistokjow hatte die großen Städte des Landes bereits so gut es ging räumen lassen und befand sich nach wie vor in seinem unterirdischen Bunker. Der Nationenbund der Rus rechnete mittlerweile mit dem Schlimmsten.

Jetzt wollten die Logenbrüder den Krieg mit dem rücksichtslosen Einsatz von Atombomben entscheiden; die Totenglocke für Abermillionen Menschen hatte zu läuten begonnen.

Mehrere Hundert EMP-Geschütze waren inzwischen rund um die wichtigsten Städte Russlands positioniert worden und die geheimen, hoch technisierten Fabriken des Landes produzierten ununterbrochen neue Abschussvorrichtungen und Peilgeschosse.

Zuerst sollte St. Petersburg auf ausdrücklichen Befehl des Rates der Weisen zerstört werden. So erhoben sich in den Morgenstunden des 21. März nicht weniger als zehn Atomraketen von einer in England gelegenen Basis aus in die Lüfte, um die russische Hauptstadt zu vernichten.

Artur Tschistokjow dachte mit Entsetzen daran, was die nächste Eskalationsstufe des Krieges von seiner neu

aufgebauten Metropole übrig lassen würde, doch er wusste, dass die Ereignisse nicht mehr aufzuhalten waren.

Um 7.00 Uhr morgens, als fünf der schrecklichen Geschosse zwischen den wundervoll restaurierten Häusern St. Petersburgs einschlugen, erklomm der weltumspannende Konflikt endgültig eine neue, finstere Stufe des Schreckens. Es dauerte nur eine halbe Stunde, bis von der alten russischen Zarenstadt nicht mehr viel übrig war. Etwa 3 Million Menschen fanden an diesem Morgen den Tod, denn sie hatten die Großstadt trotz aller Warnungen nicht verlassen oder waren nicht weit genug davon entfernt gewesen.

Die einzig positive Nachricht war jedoch, dass die anderen fünf Atomraketen ihr Ziel nicht erreicht hatten, da die EMP-Geschosse sie erfolgreich angepeilt und ihre elektronischen Zündvorrichtungen zerstört hatten.

Gegen Mittag des gleichen Tages traf eine von drei Wasserstoffbomben schließlich auch den Stadtkern von Minsk und richtete eine furchtbare Zerstörung an. Allerdings gelang es dem neuen Abwehrschild hier ebenfalls, zwei der tödlichen Waffen noch im Anflug zu entschärfen.

„Lasst den Weltverbund anfangen!“, hatte Artur Tschistokjow in den letzten Wochen immer wieder zu seinen Mitstreitern gesagt, denn er ahnte, was als nächstes kommen würde.

Die Weltregierung hatte mit dem nuklearen Reigen begonnen und setzte ihre Angriffe nun ununterbrochen fort. Einen Tag später flogen sieben Atomraketen in Richtung Moskau, drei davon bohrten sich mit einem höllischen Grollen und Blitzen in das Herz der Metropole, die bereits im russischen Bürgerkrieg so viel Leid und Zerstörung

hatte erdulden müssen. Zurück blieben etwa 4 Millionen Tote und endlose Verwüstungen.

Während sich immer mehr Atomraketen in die Lüfte erhoben, um den russischen Städten die Vernichtung zu bringen, folgte am 22.03.2053 die Antwort des Nationenbundes. Als erstes ordnete Tschistokjow an, die britischen Inseln anzugreifen und ließ Birmingham und Manchester mit mehreren Atombomben zerstören. Damit waren die zwei wichtigsten Industriezentren Englands samt ihrer Infrastruktur und Hunderttausenden von Einwohnern ausgelöscht worden. Cambridge und Oxford sollten am 23. März folgen. Hier schlugen jeweils zwei Atombomben ein und verbrannten die alten Städte mit ihrem Höllenfeuer.

Es folgten drei Tage voller panischer Massenfluchten und irrsinniger Hysterie. Dann wurde Kiew, das die GCF inzwischen wieder geräumt hatte, mit einem weiteren Atomschlag in Schutt und Asche gelegt.

Tschistokjow ließ mit einem vorläufig letzten Gegenschlag indes Liverpool und Coventry bombardieren, was dazu führte, dass die Weltregierung ihre Angriffe für einige Wochen einstellte.

Am Ende blieben Millionen Tote zurück. Sie hatten das nukleare Kräftemessen nicht überlebt. Die größten Städte Russlands, Weißrusslands und der Ukraine waren nun zerstört, ebenso wie die urbanen Zentren Englands.

Artur Tschistokjow versuchte in diesen Tagen noch einmal, seine Feinde zumindest dazu zu bringen, in Zukunft auf weitere Atomangriffe zu verzichten, doch diese hatten mit ihrem Zerstörungswerk gerade erst begonnen.

Wilden hatte seit Tagen nicht mehr richtig geschlafen. Langsam lief er den langen Korridor herunter, der zu Artur

Tschistokjows Büro führte. In diesem Bereich wirkte der Atombunker wie ausgestorben, kein einziger Laut war in den nur von trübem Licht erhellten Gängen zu hören. Irgendwann hatte es der Außenminister zur massiven Stahltür des Büros geschafft und verschnaufte für einen Moment. Dann drückte er den Türgriff nach unten und betrat den Raum.

Wilden schaute sich verdutzt um. Tschistokjow saß nicht hinter seinem Schreibtisch und überall auf dem Boden lagen Aktenordner, Papiere und ein zerschmetterter Laptop. Der Deutsche drehte seinen Kopf leicht zur Seite und sah den Anführer der Rus schließlich in einer dunklen Ecke des Raumes stehen. Wie ein Schatten wirkte der blonde Mann. Er drehte sich nicht um, obwohl er längst gehört haben musste, dass jemand in sein Büro gekommen war. Stattdessen starrte er die graue Betonwand vor seiner Nase an, leise vor sich hin murmelnd.

„Artur, was ist mit dir?“, fragte Wilden entsetzt und betrachtete besorgt seinen Freund.

„Sie können mich sehen, Thorsten! Sie schauen mich seit Tagen an …“, flüsterte Tschistokjow, starr in seiner Position verharrend.

Wilden ging noch einen Schritt auf ihn zu, doch der Russe bewegte sich nicht.

„Wovon sprichst du, Artur? Wer kann dich sehen?“

„Millionen Augen, Millionen Gesichter! Sie starren mich an mit Verbitterung und verzweifelter Wut, sie hassen mich und wünschen mir den Tod …“, wisperte Tschistokjow.

Jetzt fasste Wilden seinen Freund an der Schulter und drehte ihn um. Dann erschrak er. Das Gesicht des russischen Präsidenten war mit roten Flecken übersät, als wäre

es von einem Ausschlag befallen. Tschistokjows Augen waren aufgequollen, Tränen liefen ihm über die Wangen. Er blickte Wilden an und stieß ihn zur Seite.

„Ich kann ihren Blicken nicht entkommen. Sie finden mich überall. Ich höre sie schreien, sie fordern meinen Tod, weil sie durch mich gestorben sind. Es sind so viele Augen, so viele Schreie …“, sagte der Anführer der Rus und wankte durch den Raum.

Auf dem Schreibtisch neben sich sah Wilden eine Vielzahl kleiner Döschen mit Medikamenten und Beruhigungspillen aller Art. Einige davon waren aufgerissen worden und die Pillen lagen über den Schreibtisch verteilt oder waren auf den Boden gekullert.

„Du musst dich beruhigen, Artur!“, sagte der Außenminister, doch Tschistokjow weinte nur leise vor sich hin und versuchte, sein Gesicht von ihm abzuwenden.

„Artur …“, der Deutsche ging erneut zu seinem Freund und stellte sich vor ihn. „Du darfst nicht die Nerven verlieren!“

„Ich … ich habe Angst zu sterben … ich will nicht vor Gott treten müssen … ich will ihn nicht sehen … er wird mich ins tiefste Verlies der Hölle werfen …“, wimmerte Tschistokjow.

„Gott hat damit nichts zu tun …“, antwortete Wilden.

Tschistokjow lächelte gequält und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Dann lachte er leise, wobei er vollkommen irrsinnig wirkte.

„Du … du hast Recht, Thorsten! Gott hat damit nichts zu tun. Er hat mit uns allen schon lange nichts mehr zu tun.“

„Artur, bitte beruhige dich!“

Tschistokjow richtete seinen Blick zur Decke des Betonraumes und ballte die Fäuste. Dann schrie er mit sich überschlagender Stimme: „Du willst mich richten, Gott? Du? Das wäre die größte Heuchelei und das weißt du auch, du dreckiger Bastard! Wer hat diese Welt denn geschaffen? Wer hat uns Menschen all diesen Hass und die Gewalt eingepflanzt? Nicht ich! Du!"

Wilden ging einen Schritt zurück, während Tschistokjow völlig den Verstand zu verlieren schien. Er zeigte mit dem Finger auf die Decke und brüllte: „Da ist er, Thorsten! Der große, selbstgerechte Schöpfer, der uns so gerne verurteilt! Wir sollten dich verurteilen, Gott! Du hast uns verlassen, du hast uns niemals geholfen und du hast die Kinder des Teufels die Weltmacht übernehmen lassen! All ihre Grausamkeiten hast du geduldet und hast nur gesagt: „Die Menschen sollen doch selbst zusehen, wie sie klarkommen. Ich habe die Natur so gemacht, dass nur der Starke überlebt, nur der Brutale herrscht!"

Tschistokjow trat gegen seinen Schreibtisch und steigerte sich immer weiter in seinen Wutanfall hinein: „Das hat er gesagt, Thorsten? Nicht wahr?"

„Artur, diese Aufregung ist nicht gut für dich. Du musst …"

„Halt den Mund, Außenminister! Ich allein entscheide, wer sprechen darf! Ich allein entscheide, wer leben darf! Gott hat mir diese Aufgabe übertragen, weil er auf uns alle schon lange scheißt! Es ist doch so, Vater! Wir interessieren dich einen Dreck! Ob wir leben oder verrecken ist dir vollkommen gleich!", kreischte der Russe.

Wilden schwieg und betrachtete seinen Freund völlig verstört.

„Wo warst du denn, Gott, als sie angefangen haben, deinen Menschen Giftchips einzupflanzen? Hä? Wo warst du denn, als sie angefangen haben, Millionen und Millionen mit einer künstlichen Seuche umzubringen? Wo warst du denn, als sie angefangen haben, ihre Atombomben zu werfen?

Du tust nichts für uns und hilfst uns auch nicht! Also wage es nicht, mich zu richten! Diese Welt ist deine Schuld und nicht meine! Ich hätte so einen Haufen Scheiße niemals erschaffen! Aber du hast es – und du erfreust dich daran!

Misch dich nicht in unsere Angelegenheiten ein, Gott! Wir brauchen keinen Vater, der nur kommt, um uns zu richten und uns ansonsten in unserem Dreck krepieren lässt! Hast du gehört, du elender Heuchler?“

Nachdem sich Tschistokjow heiser gebrüllt hatte, sank er erschöpft und wimmernd in sich zusammen. Er rutschte an der Wand herunter und saß schließlich auf einem Haufen Dokumente, die über den Boden verteilt waren. Mit glasigen Augen starrte er ins Nichts; er schien seinen deutschen Gefährten, der ihm ein Glas Wasser und ein paar weitere Tabletten überreichen wollte, gar nicht mehr wahrzunehmen. Geistesabwesend schluckte Tschistokjow die Pillen herunter und atmete schwer. Wilden strich ihm durch die schweißnassen Haare. Er wachte über seinen Freund, bis dieser wieder halbwegs bei Sinnen war.

Resignation

Frank nahm die Wodkaflasche vom Tisch und füllte sein Glas wieder auf. In den letzten Tagen hatte er mehr und mehr Alkohol getrunken und auch heute Abend war das nicht anders. Alf saß ihm gegenüber in der Küche ihres alten Hauses, ebenfalls schon recht benebelt.

„Die brauchen uns nicht mehr. Jetzt machen sie das alles mit Atomwaffen klar“, brummte der Hüne und stieß ein leises Schnaufen aus.

Frank verzog den Mund und winkte ab. Dann erwiderte er: „Unsere wichtigsten und größten Städte sind jedenfalls hin! Thorsten hat mir gestern einige Details am Telefon erzählt. Man darf gar nicht darüber nachdenken.“

„Was hat er denn gesagt, Alter?“

„Ach, die aktuellen Opferzahlen, diesen ganzen Scheiß. Wie gesagt, ich will gar nicht über diesen Mist sprechen, sonst komme ich überhaupt nicht mehr zurecht“, meinte Kohlhaas resignierend.

„Und dieser komische EMP-Schutzschild hat nichts gebracht?“, fragte Alf.

„Wilden sagt, dass das Oberkommando den letzten Angriff der Weltregierung noch analysiert. Ein paar Atomraketen konnten wohl tatsächlich abgewehrt werden, aber St. Petersburg und Moskau hat das trotzdem nicht gerettet.“

„Immerhin!“, erwiderte Bäumer.

Frank starrte ihn an, seine Miene versteinerte sich. „Wenn sie diesen verdammten Schutzschild nicht bald auf Vordermann bringen, dann wird von uns nicht mehr viel übrig bleiben. Das ist das Einzige, was uns noch den Arsch retten kann. Unser Heldenmut ist in diesen Tagen leider

nicht mehr gefragt und er kann auch nichts mehr bewirken. Nur dieser Abwehrschild ist noch von Bedeutung."

„Und unsere eigenen Atomwaffen, mit denen wir zurückschlagen können. Offenbar hat Artur davon wesentlich mehr herstellen lassen, als wir gedacht haben", kam von Alf.

„Es sieht ganz so aus. Ich vermute, dass er so früh wie möglich mit dem Aufbau eines Atomwaffenarsenals angefangen hat. Damals dachten wir alle noch, dass es vielleicht doch irgendwie friedlich weiterlaufen könnte, aber Artur hat im Geheimen bereits aufrüsten lassen", sagte Frank.

Bäumer schüttelte den Kopf. „Also ich habe das nie gedacht und du auch nicht – wenn ich dich mal an ein paar Aussagen von dir erinnern darf. Dass es eines Tages richtig knallen würde, hatten wir doch immer vorausgesehen."

„Tatsächlich, Alf?"

„Ja, sicher!"

„Seltsam …"

„Was?"

„Als wir damals an der Grenze zum Sektor Europa-Ost standen, hast du mir nicht glauben wollen, als ich sagte, dass der Dritte Weltkrieg bevorsteht. Da hast du mich noch wie ein Schaf angeglotzt, als ich dir erklärte, dass irgendwann die Atombomben fliegen. Versuche dich mal zu erinnern", knurrte Kohlhaas gereizt.

Sein Freund leerte sein Glas mit einem kräftigen Zug und lehnte sich zurück. „Ja, und?"

„Also hast du es nicht vorausgesehen und bist einfach dämlich in diesen verdammten Krieg reingelaufen. Wie so viele andere auch!"

„Was soll das jetzt heißen?"

„Was es eben heißt. Du warst naiv, Alter!"

„Und du hattest den vollen Durchblick, Frank. Is' klar!", antwortete Bäumer giftig.

„Jedenfalls mehr als du!"

Alf lehnte sich über den Tisch. Er starrte Frank mit seinen hellblauen Augen an. „Und jetzt?"

„Was willst du?"

„Gehst du mir jetzt weiter mit dieser Scheiße auf den Sack, oder wie?"

„Gehe ich dir auf den Sack?"

„Ja! Gehörig!"

Plötzlich fiel Kohlhaas auf, wie unangenehm dieses Gespräch geworden war. Für eine Weile sagte er nichts mehr. Schließlich leerten die beiden Freunde schweigend die Wodkaflasche und holten bald eine weitere aus dem Küchenschrank. Die Stunden vergingen, während es draußen immer dunkler wurde.

In der ersten Maiwoche regneten erneut Atombomben auf Russland herab. Die lettische Großstadt Riga, die glücklicherweise bereits im Vorfeld vom größten Teil ihrer Bewohner verlassen worden war, bekam den Schrecken von zwei Wasserstoffbomben zu spüren. Und der Weltverbund griff unbeirrt weiter an.

Dank des EMP-Schutzschildes konnte allerdings diesmal eine für Smolensk bestimmte Rakete abgewehrt werden. Weniger Glück hatten die Bewohner von Rostov am Schwarzen Meer. Zwei von vier für die wichtige Industriestadt bestimmte Atombomben trafen ihr Ziel und richteten furchtbares Leid an.

Der Nationenbund der Rus hatte indes noch immer nicht auf die gleiche Weise geantwortet und Artur Tschistokjow,

der nervlich äußerst angespannt war und tagelang wie ein Zombie durch die Gänge seines Atombunkers wankte, zögerte zunächst, den nuklearen Wahnsinn weiter mitzumachen.

Als am 10. Mai jedoch Tallinn in Estland und vier weitere Städte in Russland ebenfalls durch Wasserstoffbomben ausgelöscht wurden, gab er den Befehl, Ziele in Nordamerika anzugreifen.

Tschistokjow beantwortete den Atomwaffenangriff auf Tallinn und die russischen Städte am folgenden Tag mit einem nuklearen Gegenschlag auf New York und New Jersey. Er ließ nicht weniger als 15 Atomraketen auf das riesige Ballungsgebiet abschießen. Fünf davon konnten durch den Abwehrschild des Sektors Amerika-Nord abgehalten werden, die anderen zehn aber trafen ihre Ziele und ließen eine Hölle aus Feuer und Vernichtung über die amerikanische Ostküste hereinbrechen.

Wie von einem gigantischen Hammerschlag wurden die Wolkenkratzer New Yorks zermalmt und innerhalb einer einzigen Nacht verwandelte sich eine der größten Metropolen der Erde in eine grauenhafte Landschaft des Todes, die sich bis an den Horizont erstreckte. Als die Sonne wieder aufging, ragten die verkohlten Gerippe der New Yorker Wolkenkratzer gleich den abgebrochenen Zähnen eines Raubtieres in den Himmel hinauf. Etwa 11 Millionen Menschen waren dem nuklearen Angriff zum Opfer gefallen. Damit war das größte Machtzentrum der Logenbrüder samt seiner kompletten Infrastruktur vernichtet worden.

Zwei Tage später trafen die Atombomben des Nationenbundes weitere Großstädte an der nordamerikanischen Ostküste. Diesmal wurden Boston, Providence, Connecti-

cut, Atlantic City und Dover von den Feuerstürmen mehrerer Kernwaffen verschlungen und weitere Millionen Menschen starben.

Artur Tschistokjow forderte den Weltverbund anschließend ein letztes Mal auf, endlich auf den Einsatz von Atomwaffen zu verzichten und sämtliche GCF-Truppen aus Europa abzuziehen, doch seine Mahnungen verhallten ungehört im Wind. Längst war der Hass auf beiden Seiten so stark angeschwollen, dass es kein Zurück mehr gab. So war es nur eine Frage der Zeit, bis der Gegner wieder zurückschoss. Schließlich beschloss der russische Staatschef, als nächstes die Großstädte im Zentrum des Verwaltungssektors Amerika-Nord in Schutt und Asche zu legen und ließ weitere Atomraketen in Stellung bringen.

Die Weltregierung hatte vor allem die Vernichtung New Yorks schwer getroffen, denn die Metropole war seit 2018 so etwas wie ihre Hauptstadt gewesen. Jetzt war davon nur noch eine verstrahlte Trümmerwüste übrig. Unzählige Logenbrüder waren bei diesem Atomschlag gestorben.

Die Führungsköpfe des internationalen Geheimbundes hatten New York allerdings schon lange verlassen, denn sie hatten vorausgeahnt, dass Artur Tschistokjow die wichtige Metropole früher oder später als Rache für die seinem Volk zugefügten Leiden mit Atombomben beschießen würde.

Doch die „Menschenfreunde“ ließen sich auch durch die Zerstörung New Yorks nicht beirren, denn sie hatten sich längst in tief unter der Erde liegende Atombunker zurückgezogen, während die Bevölkerung in grenzenloser Panik erstarrte.

So ging der nukleare Schlagabtausch bis Ende des Monats weiter. Als nächstes trafen die Kernwaffen der Welt-

regierung die japanischen Städte Kobe, Mito und Nagoya, was den japanischen Staat endgültig an den Rand des Zusammenbruchs brachte.

Präsident Matsumoto, der sich in den letzten Monaten von einem einst lebensfrohen Mann in eine von Gram und Seelenqualen gezeichnete Jammergestalt verwandelt hatte, ließ daraufhin Richmond, Miami und Kansas City im Atombombenfeuer verglühen. Schließlich sollte es am 02. Juni auch die schöne, alte Stadt Wilna in Litauen treffen. Es folgten noch weitere Städte auf beiden Seiten, bis die Waffen wieder für kurze Zeit schwiegen. Zurück blieben nur endloses Leid und unbeschreibliche Zerstörung.

Mit betretener Miene und glasigen Augen saß Frank am Wohnzimmertisch im Haus der Familie Wilden und starrte seit einer Stunde wortlos die Wand an. Julia spielte mit Friedrich in dessen Kinderzimmer und Agatha Wilden, die Frau des Außenministers, hielt sich schon den ganzen Tag lang in der Küche auf und ging ihrem mürrischen Schwiegersohn aus dem Weg.

„Fuck! Fuck! Fuck!“, flüsterte Frank, eine Schnapsflasche unter dem Tisch hervorholend, um im nächsten Moment einen Schluck Fusel hinunterzuwürgen.

Seine Alkoholreserven, die er vor einer Woche noch einmal in der nahegelegenen Kleinstadt Raseiniai aufgefüllt hatte, neigten sich mittlerweile wieder dem Ende zu. Aber noch waren ein paar Flaschen Wodka da.

Kohlhaas trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte herum und starrte weiter ins Nichts, während sich plötzlich die Wohnzimmertür öffnete.

„Komm doch auch mal zu Friedrich. Der würde gerne mit dir spielen“, sagte Julia und versuchte zu lächeln.

„Jetzt nicht!“, knurrte Frank. Er deutete mit einer Handbewegung an, dass sie verschwinden sollte.

„Geht das schon wieder los?“, stöhnte seine Frau, auf die Schnapsflasche auf dem Tisch deutend.

„Wie du siehst …“, brummte ihr benebelter Gatte.

„Den ganzen Tag zu saufen ist keine Lösung. Reiß dich bitte zusammen, Schatz“, sagte sie genervt.

„Nö!“, gab Frank mit einem verbitterten Grinsen zurück.

Er nahm einen weiteren Schluck und stieß ein lautes „Hach!“ aus. Dann legte er beide Arme auf den Tisch, beugte sich leicht nach vorne und sagte nichts mehr.

„Ich bin diese Sauferei langsam leid, Frank. Irgendwann muss auch mal Schluss sein“, herrschte ihn Julia an und wurde langsam ungehalten.

„Bald ist Schluss, keine Angst …“, meinte Kohlhaas.

„Wenn du saufen willst, dann geh in dein Haus! Ich kann ja verstehen, dass du traurig bist, aber dieses ständige Trinken ändert auch nichts“, antwortete Julia.

„Doch! Es ändert ’ne Menge. Saufen ist Urlaub im Kopf, Schnucki!“, gab Frank zurück.

Die blonde Frau ging einen Schritt zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Sie fixierte Frank mit verärgertem Blick. „Von mir aus! Dann mach deinen Urlaub aber bitte in deinem Haus. Friedrich muss nicht ständig mit ansehen, wie sein Vater besoffen durch die Gegend torkelt.“

„Spiel du mit ihm und schieb ab!“, zischte Kohlhaas.

„Andere Menschen haben auch Sorgen und Ängste! Nicht nur du! Dieser Krieg macht uns alle kaputt, Frank!“

Der General grinste und prostete seiner Frau mit einem sarkastischen Lächeln zu. Dann kippte er einen weiteren Schwall Schnaps hinunter.

„Andere haben einen Scheiß, Julia! Sie haben gar nichts! Nichts haben sie für unseren Kampf getan! Ich hingegen habe immer nur gekämpft und jetzt geht alles in den Arsch! Was soll's! Drauf geschissen!", stieß Frank aus. Er schleuderte die Schnapsflasche auf den Boden.

„Jetzt reicht es langsam!", schrie Julia. Sie stampfe wütend auf.

In diesem Moment kam Agatha Wilden ins Wohnzimmer und schenkte ihrem Schwiegersohn ebenfalls einen zornigen Blick. Dann ging sie auf ihn zu.

„Ich habe alles mitgehört, Frank! Es reicht jetzt wirklich! Dieses permanente Saufen geht mir …", schimpfte sie.

„Hast alles mitgehört, Mama?", unterbrach sie Kohlhaas und stand von seinem Platz auf.

„Ja, habe ich! Mein Mann ist wegen dieses verfluchten Krieges seit Monaten fort und ich …"

„Och, Gottchen!", fiel ihr Frank erneut ins Wort.

„Wenn du dich nicht benehmen kannst, dann geh ihn dein Haus! Hast du verstanden?", fauchte Agatha.

„Ich sag dir mal was, Oma Wilden!", schrie Frank. „Dein Mann sitzt mit seinem Arsch auf einem Stuhl in irgendeinem verschissenen Bunker. Ich hingegen stehe seit Jahren immer nur an der Front, mitten im Feuer. Ich habe einen Haufen Leute getötet und bin selbst durch die Hölle gegangen, um das alles hier aufzubauen. Komm mir nicht mit diesem Mist!"

„Trotzdem reicht uns deine Sauferei. Das wird nichts ändern! Im Gegenteil!", keifte Julia dazwischen.

Nun kam auch Friedrich ins Wohnzimmer und schaute die drei besorgt an.

„Geh in dein Zimmer, Junge!", brüllte ihn Frank augenblicklich an.

„Lass ihn in Ruhe! Er kann nichts dafür!“, kreischte Julia.

„Fickt euch!“, schnaubte Frank. Unsanft schob er Agatha zur Seite. Dann rannte er durch den Hausflur, öffnete die Tür und schlug sie hinter sich zu. Schließlich ging er in sein altes Haus, einige Straßen weiter, um dort die Nacht allein zu verbringen. Allein mit all seinen Sorgen und lediglich ein paar Flaschen Schnaps.

„Wir werden den Atomkrieg jetzt rücksichtslos fortsetzen und Russland gnadenlos vernichten. Die Zerstörung New Yorks hat uns alle schwer getroffen, aber wir dürfen uns auch davon nicht beirren lassen. Bis auf wenige Ausnahmen sind bei dem Atomschlag nur unsere untergeordneten Diener umgekommen. Das ist schmerzlich, aber nicht mehr zu ändern“, sagte der Weltpräsident mit grimmiger Miene.

Eines der Mitglieder des Rates der 13 fuchtelte erregt mit seiner Hand und bat um das Wort. Der oberste Weise nickte.

„Werter Bruder, das ist nicht richtig! Sie versuchen, die Katastrophe in meinen Augen schön zu reden und das kann ich so nicht akzeptieren. Die atomare Vernichtung von New York und New Jersey ist das größte Desaster unserer gesamten Geschichte. Es sind unzählige der unseren gestorben! Einen derartigen Aderlass haben wir noch nie hinnehmen müssen!“, grollte das Ratsmitglied verbittert.

Der Weltpräsident starrte ihn wütend an und schrie: „Ja, das liegt wohl daran, dass die unseren Tschistokjow nicht ernst genug genommen und trotz aller Warnungen die Ostküste nicht verlassen haben. Viele haben damit offenbar nicht gerechnet. Ich kann es nicht ändern, aber glauben

Sie mir, dass mein Hass nun keine Grenzen mehr kennt. Ich kann Ihnen versprechen, dass unsere Rache das russische Volk für immer aus der Geschichte tilgen wird!"

„Dieser Hurensohn hat die halbe Ostküste mit seinen Atombomben verwüstet und Millionen der unseren getötet. Reden Sie das nicht schön, Herr Weltpräsident!", wetterte ein untersetzter, kahlköpfiger Logenbruder am Ende des Tisches.

Der Vorsitzende des Rates schrie dazwischen und befahl seinen Brüdern zu schweigen. Seine kalten, dunklen Augen wanderten über die Gesichter seiner Getreuen und für einige Minuten herrschte eisige Stille.

„Tschistokjow hat bei seinem Angriff keine halben Sachen gemacht. Er hat New York flächendeckend und umfassend zerstört, um möglichst viele von uns zu töten", knurrte er dann.

„Warum setzen wir den konventionellen Krieg denn nicht fort, Erleuchteter? Die Atomangriffe haben uns doch bisher selbst mehr geschadet als genützt!", gab ein Ratsmitglied zu bedenken.

„Unsinn!", brüllte der Weltpräsident. „Wir ziehen das jetzt durch und machen unbeirrt weiter! Wir werden ja sehen, wer am Ende überlebt!"

„Aber Tschistokjow scheint ein viel größeres Atomwaffenarsenal zu haben, als wir es anfangs vermutet haben", warnten einige der Weisen und man sah ihnen an, dass ihre Siegesgewissheit langsam schwand.

Wieder mischte sich der Vorsitzende ein und bemerkte: „Der letzte atomare Schlagabtausch wird derzeit noch von unseren Militärs analysiert. Einige Atomraketen haben ihre Ziele nicht erreicht, das steht inzwischen fest. Wir rätseln noch immer, was da schiefgelaufen ist, aber offenbar

scheint der Nationenbund ein neues Abwehrsystem zu besitzen."

„Wir haben so viele Atomraketen, dass ihm das auf Dauer nichts nützen wird! Wenn wir ein atomares Trommelfeuer auf Russland und Japan niedergehen lassen, wird kein Abwehrsystem der Welt noch etwas dagegen tun können. Jetzt muss jede russische Stadt in Schutt und Asche gelegt werden. Das fordere ich! Keine halbherzigen Angriffe mehr, sondern totale Vernichtung!", schnaubte der Weltpräsident.

„Und auf die Fortführung der konventionellen Kriegsführung sollen wir gänzlich verzichten?", erkundigte sich einer der Weisen noch einmal.

„Ja!", meinte der Vorsitzende des Rates. „Wir setzen die Nuklearschläge fort, bis von unseren Feinden nur noch Asche übrig ist."

Während sowohl die Weltregierung als auch der Nationenbund ihre Truppenverbände inzwischen fast gänzlich von den Fronten abgezogen hatten, begann der Atomkrieg weiter zu eskalieren. Mitte Juni erhoben sich Dutzende von Atomraketen von ihren Stützpunkten in Nordamerika, auf den britischen Inseln und im Nahen Osten innerhalb weniger Stunden in die Lüfte und flogen auf Russland zu.

Kaluga, Tver, Orel, Voronez, Tambow und Tula wurden an einem einzigen Tag durch einen regelrechten Großangriff zerstört. Zwar konnten die von den Rus eingesetzten EMP-Geschütze etwa 60 Atomraketen von ihrem Vernichtungswerk abhalten, doch reichten jene aus, die nicht unschädlich gemacht werden konnten, um furchtbares Leid zu säen. Lediglich Tschistokjows gewissenhafter Evakuierungspolitik der letzten Monate war es zu verdan-

ken, dass dieser bisher größte Atomwaffenangriff nicht noch mehr Opfer fordern konnte.

Eine Woche später sollte auch Warschau von der Landkarte getilgt werden. Die ohnehin schon arg mitgenommene Stadt hatte weder einen Schutzschild, noch war sie ausreichend evakuiert worden, so dass fast zwei Millionen Menschen starben.

Artur Tschistokjow war mittlerweile vollkommen verbittert und seine ständigen Gefühlsausbrüche schwankten zwischen Wutanfällen und Depressionen.

Schließlich bezahlten die Städte Indianapolis, Dallas und Denver am 18.06.2053 für den letzten Vernichtungsangriff der Weltregierung und gingen in Flammen auf.

Bald kannte der Wahnsinn keine Grenzen mehr, er öffnete Tür und Tor für ein atomares Duell mit schrecklichen Folgen. Dutzende von russischen, ukrainischen, baltischen und weißrussischen Großstädten fielen den nuklearen Angriffen des Weltverbundes noch zum Opfer. Ihnen folgten auf der Gegenseite mehrere nordamerikanische Metropolen, unter anderem Oklahoma City, New Orleans, Montreal und am 27. Juni schließlich Washington selbst. Die ehemalige Hauptstadt der USA wurde von Artur Tschistokjow mit einem flächendeckenden Wasserstoffbombenangriff so nachhaltig zerstört, dass so gut wie niemand, der naiv genug gewesen war, die Stadt nicht bereits im Vorfeld zu verlassen, den Nuklearschlag überlebte.

Japan war derweil ebenfalls durch weitere Atomwaffenangriffe verwüstet worden und hatte sich dafür an den Chinesen, Koreanern und Indern, die Matsumoto für ihre Unterstützung der Weltregierung zu strafen geschworen hatte, gerächt. Hongkong, Shanghai, Seoul, Bombay, Neu-

Delhi und weitere Großstädte waren zerstört worden und Abermillionen Menschen hatten auf beiden Seiten ihr Leben gelassen.

Der Nationenbund der Rus hatte sein Abwehrschild aus EMP-Geschützen derweil weiter in fieberhafter Arbeit ausgebaut. Allerdings gab es nicht mehr viele Großstädte, die noch geschützt werden konnten, denn die meisten waren bereits Trümmerfelder.

Einige waren allerdings noch intakt, etwa Wizebsk in Weißrussland, das dank des ausgebauten EMP-Schutzschildes am 04.07.2053 vor zwei Atombomben gerettet werden konnte. Und derartige Erfolge häuften sich langsam, denn eine Vielzahl von EMP-Geschützen war mittlerweile im Einsatz und bildete ein immer dichter werdendes Netz, das den Luftraum über den verbliebenen Städten und Industrieanlagen Russlands zunehmend besser absichern konnte.

Der nukleare Schlagabtausch im Juni und Juli 2053, der sich als ein Ereignis unbeschreiblichen Schreckens in das Gedächtnis der Menschheit einbrennen sollte, ging mit einem letzten Großangriff des Nationenbundes, der die nordamerikanischen Metropolen Chicago, Vancouver, Atlanta und Columbia restlos vernichtete, zu Ende. Anschließend herrschte eine zynische Totenruhe auf Erden und beide Seiten stellten den gegenseitigen Nuklearwaffenbeschuss zunächst ein, um sich die Wunden zu lecken.

Sowohl Frank als auch Alf hatten Ivas in der letzten Zeit nur noch verlassen, um Lebensmittel und vor allem Alkohol zu kaufen. Die beiden waren unrasiert und wirkten schmutzig. Doch das war nur der äußere Eindruck. Im Inneren der zwei Freiheitskämpfer rumorten beständig

Sorgen, Ängste und Zweifel. Es war inzwischen alles außer Kontrolle geraten und wer diesen Krieg am Ende gewinnen würde, war nicht mehr vorhersehbar. Eines war allerdings klar: Der Verlierer dieser riesigen Weltschlacht würde keine Gnade zu erwarten haben. Zumindest in diesem Punkt waren sich beide Kriegsparteien einig.

Heute saß Frank wieder einmal im Wohnzimmer der Wildens und bemühte sich mit aller Kraft, die Finger für ein paar Stunden vom Alkohol zu lassen. Julia und Agatha waren irgendwo im Dorf unterwegs, vermutlich in Steffen de Vries kleinem Lädchen, dachte sich Frank.

Friedrich war jedoch zu Hause geblieben und hockte stumm auf dem Sofa, während sein Vater ebenso stumm am Tisch in der Ecke saß und vor sich hin grübelte. Irgendwann versuchte der Sohn mit seinem Vater ins Gespräch zu kommen und sagte: „Du hast alles gegeben, Papa. Niemand macht dir einen Vorwurf."

Frank drehte ihm den Kopf zu, sah ihn traurig an. „Ich mache mir auch keinen Vorwurf, Junge. Es macht mich nur verrückt, dass ich überhaupt nichts mehr tun kann. Es ist mir alles aus den Händen geglitten."

„Dann warte einfach ab, wie sich dieser Krieg entwickelt. Er wird vermutlich mit Nuklearwaffen entschieden werden und jetzt kommt es darauf an, wer länger durchhält", meinte Friedrich.

Sein Vater starrte ihn verwundert an, als er diese Worte hörte. Für einen Moment war er sprachlos. Dann bemerkte er: „Du bist kein kleines Kind mehr, mein Sohn. Das vergesse ich manchmal, aber leider hast du vollkommen Recht."

„Frau de Vries hat uns alles in der Dorfschule erklärt. Wir haben jetzt übrigens eine Ortsgruppe der Kinder der Rus

in Ivas. Ich bin vor einer Woche zum Gruppenführer ernannt worden“, gab Friedrich zurück.

„Das freut mich, mein Junge. Es tut mir leid, dass ich mich in letzter Zeit kaum noch mit dir beschäftigt habe. Du bist inzwischen bereits ein kleiner Mann geworden und ich habe so viel wertvolle Zeit vertan, die ich mit dir und Mama hätte verbringen können“, antwortete Frank betrübt.

„Du tust nur deine Pflicht, so wie alle Soldaten der Volksarmee. Ich bin nicht böse auf dich, im Gegenteil. Du wirst immer mein großes Vorbild sein, Papa. Ich will eines Tages so werden wie du“, sagte Friedrich und lächelte. Dann kam er zu Frank herüber und dieser nahm ihn in den Arm.

„Ach, Junge. Ich wünsche mir nichts mehr, als dass du nicht so wirst wie ich. Ein Leben wie das meine soll dir erspart bleiben. Ich hoffe lediglich, dass du irgendwann in Frieden leben kannst“, meinte Kohlhaas.

„Der Frieden wird nur bewahrt, wenn man immer kampfbereit ist!“, gab Friedrich zurück.

„Erzählen sie euch das bei den Kindern der Rus?“, brummte Frank. Er verdrehte die Augen.

„Ja! Und es ist die Wahrheit, Papa. Eines Tages will ich richtig bei den Rus mitmachen und beim Aufbau unseres Landes mithelfen“, gelobte sein Sohn selbstbewusst. „Ich glaube an Artur Tschistokjow und unseren endgültigen Sieg!“

Frank erwiderte nichts darauf. Er schnaufte nur leise. Schließlich strich er Friedrich über den Kopf.

„Darf ich dich um etwas bitten, Papa?“, fragte der Junge dann.

„Ich höre!“, gab der General zurück.

„Ich bitte dich, nicht mehr so viel zu trinken. Es ist schädlich, Papa. Wir müssen jetzt alle die Nerven behalten. Gerade in dieser Phase des Krieges müssen wir ruhig bleiben und abwarten“, sagte Friedrich leise. Er klopfte Frank auf die Schulter.

Dieser war vollkommen sprachlos und betrachtete ungläubig seinen Sprössling. Der Knabe stand hingegen lediglich da und nickte ihm mit ernster Miene zu.

Frank und Julia starrten auf den Fernsehbildschirm und schwiegen. Es ertönte leise, traurige Musik und minutenlang wurden nur Häuserruinen, verkohlte Leichen und weinende Frauen und Kinder gezeigt. Menschen, eingehüllt in Lumpen, mit schmutzigen, bleichen Gesichtern, blickten wie Geister in die Kamera, noch immer paralysiert vom endlosen Schrecken des Atomkrieges. Dann wurden Männer gezeigt, die Hunderte von Toten zu riesigen Haufen aufschichteten, um sie zu verbrennen. Dazwischen immer wieder Bilder von Ruinenfeldern, aufgenommen aus der Luft, die sich bis an den Horizont ausdehnten.

Schließlich erklärte eine ernste Stimme: „Dies sind die Auswirkungen der letzten Atombombenangriffe der Weltregierung. Was Sie hier sehen, ist das, was noch von unserer Hauptstadt St. Petersburg übrig geblieben ist. So weit das Auge reicht sehen wir nur noch Trümmer über Trümmer. Überall liegen Tausende von toten Menschen zwischen den verbrannten Ruinen unseres St. Petersburgs. Es ist die Hölle auf Erden, die unsere Feinde über uns gebracht haben.

Es hört nicht auf, das Schreien und Wehklagen unserer Kinder, deren Eltern durch diese heimtückischen Angriffe

aus dem Leben gerissen worden sind. Niemals zuvor hat diese Welt ein derartiges Grauen gesehen."

Daraufhin erklang leise Klaviermusik und der Bildschirm wurde für eine Weile mit dem Gesicht eines kleinen, blonden Jungen erfüllt, dem die Tränen aus den Augen kullerten und der laut nach seiner Mutter schrie. Die Stimme des Kindes wurde immer lauter und verwandelte sich am Ende in ein hilfloses, hysterisches Gekreische, das durch Mark und Bein ging.

„Dieses unschuldige Kind ist eines von Millionen. Seine Eltern wurden ihm genommen von unseren teuflischen Feinden, den Feinden der Menschheit, den Vergiftern und Mördern der Völker. Es ist nicht mehr in Worte zu fassen, wie abgrundtief und bösartig der Hass der Logenbrüder hier gewütet hat. Für sie sind wir keine Menschen, sondern nur Tiere, nur Vieh! Wer aber diese Bilder sieht, erkennt, dass sie die herzlosen Bestien sind. Unsere Feinde sind grausame Kreaturen, die noch unter jedem Tier stehen."

Julia begann jetzt selbst zu weinen, während Frank die Zähne zusammenbiss.

„Doch trotz all dieses satanischen Terrors bricht der Wille unseres Volkes nicht. Es verlangt weiterhin seine Freiheit und wird sie am Ende auch bekommen. Nun sind wir jedoch gezwungen, den Menschenwürgern der Weltregierung in einer Sprache zu antworten, die sie verstehen. Es ist die einzige Sprache, der diese Völkerfresser mächtig sind."

Plötzlich zeigte der Fernseher marschierende Soldaten der Volksarmee, vorwärtsrollende Panzer, feuernde Geschützbatterien und schließlich ganze Phalanxen aus Atomraketen.

„In diesem Moment der Ohmacht wächst unser Zorn, unser Hass! Wir schreien unsere grenzenlose Wut heraus und fordern Rache für unsere toten Brüder und Schwestern, für unsere toten Kinder, die in den Trümmern der Städte verfaulen.

Wir kennen jetzt kein Erbarmen mehr, wir werden kein Mitleid mehr zeigen. Diese Welt muss vom Übel erlöst werden, der Krebs muss herausgeschnitten werden!“, predigte der Sprecher und seine Stimme wurde immer lauter und dröhnender.

Kurz darauf sah man Bilder, die abfliegende Atomraketen zeigten, dazwischen immer wieder jubelnde Menschen mit Drachenkopffahnen.

„In diesem Moment starten erneut unsere Vergeltungswaffen, um die Geschwüre auf Erden auszubrennen! Sie erheben sich mit feurigen Schweifen in die Lüfte, um die Niststätten der Verbrecherbrut mit ihren Flammen zu reinigen! Sie haben es so gewollt, als sie unser armes Volk mit Lüge und Hetze in diesen Vernichtungskrieg getrieben haben – und nun werden sie ihre Antwort bekommen!“

Frank und Julia ließen den Fernsehbericht noch eine Viertelstunde auf sich einwirken. Dann schalteten sie das Gerät ab und sagten nichts mehr. Julia weinte leise vor sich hin, ging irgendwann in Friedrichs Zimmer, um nach ihm zu sehen. Ihr Mann blieb mit finsterem Blick brütend auf dem Sofa sitzen und starrte stumpf geradeaus. Unter seiner Schädeldecke kochte es. Obwohl Frank wusste, dass er soeben Kriegspropaganda gesehen hatte, wusste er doch, wer die Welt am Ende in diesen wahnsinnigen Krieg gehetzt hatte. Es waren die Logenbrüder gewesen, nicht Artur Tschistokjow, rumorte es in seinem Hirn.

Sie waren Schuld, sie hatten uns allen keine andere Wahl gelassen. Sie waren Schuld an diesem ganzen Leid, sie allein! Artur hätte sie in Ruhe gelassen, sagte er sich.

Oder war dieser finale Kampf auf Leben und Tod doch von Anfang an unvermeidlich gewesen? Frank konnte sich diese Frage nicht beantworten und im Grunde war sie auch nicht mehr von Bedeutung.

Eines war jedenfalls klar, sein Zorn wuchs angesichts dieser Bilder immer weiter an und als Julia schließlich wieder ins Wohnzimmer zurückkam, fand sie Frank mit verbissener Miene auf dem Sofa sitzend vor, innerlich brodelnd.

„Ich will wieder an die Front, Julia! Wir werden am Ende siegen und wenn dabei die ganze, verdammte Erde verbrennt! Und wenn wir mit den letzten Überlebenden von uns die letzten Überlebenden von denen mit bloßen Händen erwürgen müssen! Sie werden uns nicht mehr stoppen! Diesmal werden wir sie vernichten! Sollen sie doch ihre Atombomben schmeißen! Wir werden ihnen antworten und antworten und antworten und sie am Ende alle töten! Das schwöre ich vor Gott dem Herrn!“, brüllte Frank wie von Sinnen und zerschmetterte in einem furchtbaren Wutanfall den Wohnzimmertisch.

Julia zuckte entsetzt zusammen, während sie Franks vor rasendem Hass und wahnsinnigem Fanatismus glühende Augen anstarrten. So zornig hatte sie ihren Mann selten erlebt. Dieser verzog sein Gesicht zu einer schrecklichen Grimasse.

„Ab jetzt werden keine Gefangenen mehr gemacht und keiner wird mehr verschont! Diese Höllenbrut muss ausgemerzt werden!“, grollte der General, um dann fluchend aus dem Wohnzimmer zu rennen.

Es dauerte nicht mehr lange, da wurde General Kohlhaas von Tschistokjow gerufen, um an einer wichtigen militärstrategischen Unterredung teilzunehmen. Das bedeutete, dass Frank eine lange Zugreise bis zum Uralgebirge vor sich hatte. Widerwillig fügte er sich dem Befehl und machte sich schließlich auf den Weg durch die russischen Weiten.

Inzwischen war er seit mehreren Stunden unterwegs, die Zugfahrt kam ihm bereits wie eine Ewigkeit vor. Das eintönige Rattern der Räder, die Langeweile und die immer wiederkehrende Erschöpfung waren seine stetigen Begleiter in diesem fast leeren Abteil.

Als der Zug Moskau erreichte, starrte Frank mit einem unguten Gefühl aus dem Fenster. Eine gespenstische Ruinenlandschaft zog am Horizont an seinen Augen vorbei und der General erschauerte angesichts dieses schrecklichen Anblicks. Doch Eindrücke wie diesen würde es nun immer öfter geben, da war sich Frank sicher. Trümmerfelder, Häuserruinen und verbrannte Erde kennzeichneten inzwischen ganze Regionen in Russland und es konnte nur noch schlimmer werden. Der atomare Wahnsinn kannte längst keine Grenzen mehr. Wo es zuvor noch vor Leben pulsierende Städte gegeben hatte, befanden sich jetzt verstrahlte Orte des Todes.

Ihn selbst hatten die furchtbaren Massenvernichtungswaffen bisher verschont. Zehntausende von Volksarmisten und Millionen Zivilisten waren hingegen von den Flammenorkanen der Atombomben dahingemäht worden. Aber Frank lebte noch und konnte weiterkämpfen. Vielleicht ging es jenen, die bereits den Feuerstürmen, Atomstrahlen und Hungersnöten zum Opfer gefallen waren, sogar besser als den Lebenden, dachte der General manchmal.

Für ihn war der Alptraum des Dritten Weltkrieges noch nicht vorbei. Er war nach wie vor in dieser Hölle auf Erden gefangen und die apokalyptische Schlacht tobte weiter. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat. Die Feuer des Krieges fraßen sich quer durch Europa und Asien und auch in Nord- und Südamerika war man nicht mehr vor den Atombomben sicher.

Wer wird in diesem Kampf der Sieger sein? Wird es überhaupt einen Sieger geben? Diese Fragen nagten in Franks Gehirn, peinigten ihn, ließen ihn nicht mehr zur Ruhe kommen.

Kohlhaas hatte inzwischen so viele Schlachtfelder gesehen, von Sapporo bis Nowgorod hatte er im Feuer gestanden. Doch diesmal wurde nicht nur um ein einzelnes Land gekämpft, sondern um die gesamte Welt. Dieser Weltkrieg war die finale Schlacht und zugleich die große Chance, den Weltfeind endlich zu besiegen. Doch Frank zweifelte daran, dass sie es wirklich schaffen konnten. Wenn überhaupt, dann konnten nur Tschistokjows Spezialwaffen etwas gegen den zahlenmäßig überlegenen Gegner ausrichten, dachte er sich.

Und so wie Frank litten auch seine Gefährten und Freunde; ein jeder auf seine Weise. So fühlte sich Tschistokjow, der Anführer der Rus, mittlerweile im Inneren wie versteinert. Seine positive und idealistische Lebenseinstellung war längst von der Härte und Grausamkeit dieses Krieges absorbiert worden. Aber er zwang sich, nicht schwach zu werden. Das hämmerte er sich wieder und wieder ein. Die Logenbrüder waren zu jeder Teufelei bereit und er musste es auch sein, wenn er sein Volk und Europa vor dem endgültigen Untergang retten wollte.

So befahl der russische Staatschef das, was Frank und seine Soldaten an der Front ausführten: Das endlose Kämpfen und Töten für den neuen, strahlenden Morgen, den er ihnen allen versprochen hatte.

Frank grübelte häufig über seinen Freund Artur nach und stellte ihn sich eingeschlossen in seinem Bunker vor. Zusammen mit Wilden erlitt der Anführer der Rus sicherlich Tag für Tag seelische Höllenqualen tief unter der Erde.

Und während Frank vor sich hin sinnierte, ließ der Zug das zerstörte Moskau hinter sich und raste weiter durch die Weiten in Richtung Osten. Müde lehnte sich Kohlhaas mit dem Kopf an die Lehne seiner Sitzbank und versuchte, ein wenig zu dösen.

Er war fast allein in diesem Zugabteil. Lediglich eine alte Frau hatte sich in einer Ecke im hinteren Teil des Waggons verkrochen. Die Zugstrecke war bis nach Syktyvkar noch intakt, dahinter waren die Gleise bereits von der GCF-Luftwaffe zerstört und noch nicht wieder repariert worden. Im Allgemeinen vermieden die meisten Zivilisten in diesen Tagen das Reisen mit dem Zug, denn sie fürchteten Fliegerangriffe. Frank war gegenüber dieser Gefahr jedoch völlig abgestumpft und wirkte gleichgültig. Die Front war weitaus gefährlicher als jede Zugfahrt. Außerdem stand der Tod mittlerweile ohnehin mit erhobener Sense hinter jedem Soldaten und Zivilisten, um ihn niederzustrecken, wenn die Zeit gekommen war.

Unruhen in Nordamerika

Nachdem General Kohlhaas eine Vielzahl von Sicherheitsschleusen und Absperrungen und sogar eine DNA-Überprüfung hinter sich gebracht hatte, geleiteten ihn zwei schwerbewaffnete ADR-Wachposten zu einem Aufzug, der ihn ins Herz des riesenhaften, unterirdischen Atombunkers brachte. Die Anlage befand sich bis auf einige kleine, gut getarnte Außenstände und Bunkerstellungen vollkommen unter der Erdoberfläche und bestand aus mehreren Etagen. Die ihn umgebenden Betonwände schienen meterdick zu sein. Das dachte Frank jedenfalls, als ihn zwei weitere ADR-Männer mit Maschinenpistolen an der Aufzugtür abholten und ihn durch endlos erscheinende, halbdunkle Korridore ins Innere der subterranen Festung führten. Kurz darauf führten ihn die Wachposten in einen geräumigen Konferenzraum, wo er auf Artur Tschistokjow, Wilden und einige Dutzend hohe Militärs und Funktionäre der Freiheitsbewegung traf.

„Frank!“, rief der Anführer der Rus; er eilte auf ihn zu und schüttelte ihm freudestrahlend die Hand. Wilden folgte, dann kam auch der Rest der anwesenden Männer.

Kohlhaas musterte Tschistokjow für einen Moment und betrachtete besorgt sein bleiches Gesicht, das eingefallen und kränklich aussah. Er hatte den russischen Präsidenten seit Monaten nicht mehr gesehen. Jetzt war er entsetzt, was inzwischen aus ihm geworden war.

Wilden sah nicht viel besser aus, auch ihm merkte man die Folgen dieses zermürbenden Krieges deutlich an. Tiefe Augenringe, zahlreiche Falten und ungepflegt wirkende

weiße Haare bestimmten seine Erscheinung. Nach einigen kurzen Gesprächen betraten Prof. Hammer und weitere Physiker den Konferenzraum. Das allgemeine Händeschütteln wurde fortgesetzt.

Der deutsche Wissenschaftler setzte sich an einen großen, langgezogenen Tisch, der den halben Raum ausfüllte, und alle Anwesenden ließen sich ebenfalls auf ihren Stühlen nieder. Daraufhin bereitete der Professor eine Videopräsentation vor, stellte sich vor eine Leinwand und begann mit seinen Ausführungen: „Meine Herren, ich habe die erfreuliche Aufgabe, Ihnen allen im Namen unseres Forschungsteams zu verkünden, dass wir nun mit der Produktion der zweiten Generation der EMP-Geschütze beginnen können."

Die Anwesenden klatschten, Prof. Hammer verneigte sich ein wenig theatralisch. Dann fuhr er fort. „Was Sie hier sehen, ist ein Vergleich der alten EMP-Geschützgeneration mit der neuen, verbesserten Serie. Die hier eingezeichneten Kreise sind die Wirkungsbereiche unserer Peilgeschosse. Es ist unschwer zu erkennen, dass es zwischen Serie A und Serie B große Unterschiede gibt. Mit anderen Worten, die Effektivität unserer Abwehrwaffen konnte von uns mehr als verdoppelt werden."

Wieder ertönte lauter Applaus. Tschistokjow nickte Prof. Hammer lächelnd zu.

„Es ist uns gelungen, die Peilgeschosse so zu modifizieren, dass feindliche Atomraketen in wesentlich größerer Höhe angepeilt und ausgeschaltet werden können. Der Radius des EMP ist zudem fast um das Dreifache erhöht worden. Sehen Sie hier …"

Eine kurzer Videofilm zeigte noch einmal die Wirkungsweise der verbesserten Abwehrwaffen in anschaulicher

Weise, während Prof. Hammer seine Zuhörer stolz und zufrieden betrachtete.

„Großartig!", stieß Tschistokjow aus.

„Vielen Dank, Herr Präsident! Der Produktionsbefehl für die neue Serie ist bereits vor einer Woche von mir erteilt worden, genau wie Sie es angeordnet haben", erklärte der deutsche Physiker.

„Hervorragend!", erwiderte der Anführer der Rus und wirkte erleichtert.

„Bevor ich Ihnen die neue Generation unserer Wasserstoffbomben vorstelle und deren Wirkungsweise anhand ausgewählter Beispiele mit einer weiteren Videopräsentation vorführe, möchte ich noch ein paar Worte zu den verbesserten EMP-Waffen sagen. Bereits jetzt können wir annehmen, dass das von uns aufgebaute Schutzschild mit einer mathematischen Wahrscheinlichkeit von …"

„Mathematische Wahrscheinlichkeit!", flüsterte Frank in sich hinein und sah dem enthusiastischen Professor am Ende des Raumes zu. Dieser erklärte mit wachsender Begeisterung, wie man die eigenen Städte besser schützen und die feindlichen Städte besser vernichten konnte. Das Schicksal von Millionen Menschen wurde inzwischen nur noch in Prozentzahlen und Statistiken ausgedrückt. Mit einer Mischung aus Zuversicht und tiefer Sorge lauschte Frank den weiteren Ausführungen des Physikers. Prof. Hammers Vortrag dauerte noch Stunden.

Die Logenbrüder mussten mittlerweile mehr und mehr einsehen, dass der Nationenbund der Rus ihrer atomaren Macht durchaus gewachsen war. Sie zerbrachen sich die Köpfe darüber, warum mehr als die Hälfte der von ihnen abgefeuerten Atomraketen ihre Ziele nicht erreicht hatten.

Selbst durch ihre brutalen Vernichtungsschläge hatten sie Artur Tschistokjow nicht brechen können, obwohl die meisten Metropolen und Großstädte Russlands inzwischen nur noch Ruinenlandschaften waren. Das Land seines Verbündeten Matsumoto war bereits so sehr verwüstet, dass das Inselvolk militärisch und wirtschaftlich am Ende war. Dennoch hatte der russische Souverän nicht kapituliert und schien weiterhin fest entschlossen zu sein, diesen Krieg fortzusetzen und zu gewinnen.

Außerdem standen die hohen Herren der Weltpolitik nun selbst vor den Trümmern ihrer großen Zentren in Nordamerika. New York, Washington und viele andere für sie äußerst wichtige Metropolen waren vollkommen zerstört worden. Das Gleiche galt für die Knotenpunkte ihrer Macht in England. Nicht nur London war ausgelöscht worden, sondern auch die anderen urbanen Zentren des Landes. Und ohne diese Zentren waren die Logenbrüder auf Dauer beinahe handlungsunfähig.

Weiterhin befanden sich sämtliche Länder des Erdballs in einem Zustand der Schockstarre und es wurde zunehmend schwieriger, die eigenen Soldaten in die blutigen Schlachten um die Weltmacht zu schicken.

Auf jeden Terror, den sie ausgeübt hatten, war mit gleichem Terror geantwortet worden. Jeder Vernichtungsschlag gegen die Rus war mit einem genau so brutalen Gegenschlag beantwortet worden. Langsam brach überall das Chaos aus. Der Nahe Osten brannte inzwischen lichterloh und die islamischen Rebellen hatten sich in den letzten Monaten auch von atomaren Drohungen nicht einschüchtern lassen. Mittlerweile standen sie in Allianz mit Tschistokjow und dieser belieferte sie weiter mit Waffen für ihren „Heiligen Krieg“.

Der Irak und Syrien waren längst der Kontrolle der Logenbrüder entglitten und auch in Jordanien stand die Abschüttelung ihrer Herrschaft kurz bevor. In Darian Aref hatte die islamische Welt einen Rebellenführer gefunden, der zunehmend einflussreicher wurde und ihre Zentren im Nahen Osten bedrohte.

Als ihnen der für die Türkei zuständige Sub-Gouverneur Mustafa Özer im Januar ausrichten ließ, dass er sein Land nicht länger als Aufmarschzone für die GCF zur Verfügung stellen würde, weil er weitere Atomschläge des Nationenbundes fürchtete, wurde die Lage noch brenzliger. Artur Tschistokjow hatte Özer gedroht, als nächstes Ankara und Istanbul mit einem Nuklearschlag zu vernichten, wenn die Türkei weiter als Basis für die internationalen Streitkräfte diente. Und Özer hatte sich ihm am Ende gebeugt.

Nicht zuletzt brachen schließlich auch in Nordamerika Unruhen aus, denn Millionen Amerikaner waren die Kriegstreiberei ihrer Herren leid.

Die Rus sammelten währenddessen neue Kräfte und versuchten, sich vom letzten, atomaren Kräftemessen zu erholen. Mit einem nuklearen Ping-Pong-Spiel war ihnen trotz aller Zerstörungen und Verwüstungen jedenfalls nicht beizukommen, denn die Bevölkerung des Nationenbundes stand mittlerweile fester als jemals zuvor hinter Tschistokjow. Dieser bereitete derweil wieder einen Gegenangriff mit konventionellen Streitkräften vor.

Sowohl der Anführer der Rus und sein Führungsstab, als auch die Weisen des internationalen Geheimbundes hockten nunmehr seit Monaten in ihren unterirdischen Atombunkern, während über ihnen Abermillionen Men-

schen starben. Versteckt in dunklen Verließen, eingraben in Beton und Fels, wetterten sie vor sich hin, wünschten dem Feind Tod und Verderben.

Allerdings waren der Rat der 13 und die Brüder aus dem Rat der 300, die tief unter den Rocky Mountains versteckt den weiteren Verlauf des Weltkrieges verfolgten, mittlerweile zutiefst beunruhigt. An vielen Orten der Welt waren ihnen die Völker bereits aus den Händen geglitten und es wurde immer schlimmer. Außerdem regte sich auch in den eigenen Reihen wachsender Protest gegen die Politik der obersten Räte, was jedoch lediglich dazu führte, dass die GSA sämtliche Kritiker mit noch größerer Härte verfolgte und liquidierte. Seit einiger Zeit gab es schon eine Reihe von Konzentrationslagern, weit draußen in den dünnbesiedelten Regionen Nordamerikas, die eigens für Dissidenten und Störenfriede in den eigenen Reihen errichtet worden waren. Daneben existierten noch Dutzende weitere Lager, in denen gewöhnliche „unliebsame Personen" aus dem ganzen Sektor Amerika-Nord gefangen gehalten wurden. Längst hatte die GSA auf Befehl des Rates der Weisen auch damit begonnen, die Scanchips von Bürgern, die eines Tages ein Sicherheitsrisiko darstellen konnten, abzuschalten. Etwa 14 Millionen Menschen waren auf dem Gebiet der ehemaligen USA bereits auf diese Weise liquidiert worden.

Im Zuge dieser Massentötung war es kaum noch möglich, die Tatsache zu verheimlichen, dass die implantierten Scanchips tatsächlich Nanogiftkapseln enthielten. Doch die Logenbrüder nahmen dies in Kauf, denn die Ausschaltung potentieller Rebellen hatte für sie oberste Priorität. Außerdem rechnete der Rat der 13 nicht mit direktem

Widerstand der amerikanischen Bevölkerung; dafür wurde sie als zu dumm und unterwürfig eingestuft.

Allerdings hatten sich viele Gegner der Weltregierung bis zum Schluss der Registrierung entzogen und der schließlich ausgebrochene Weltkrieg hatte sie zunächst auch davor bewahrt. Jetzt hatten die Logenbrüder andere Sorgen, als sich noch um die Implantationschips zu kümmern, denn mittlerweile wuchsen ihnen die Probleme über den Kopf. In ihrer wachsenden Panik vor flächendeckenden Aufständen und Unruhen in Europa beschlossen sie, den Atomkrieg noch intensiver zu führen und auf Dauer ihr gesamtes Kernwaffenarsenal einzusetzen. Zugleich sollte auch die GCF erneut in den Kampf geschickt werden, um den Gegner weiter unter Druck zu setzen. Doch während die Führungsköpfe der internationalen Logenbruderschaft noch in ihren Bunkerhallen vor sich hin konspirierten, entwickelten die Ereignisse an der Oberfläche eine unkontrollierbare Eigendynamik.

Die Weltregierung und der Nationenbund der Rus begannen erneut damit, ihre Truppen zu formieren. Derweil brachen in einigen Regionen der ehemaligen USA schwere Unruhen aus. Zu den immer größer werdenden Hungersnöten, die der Zusammenbruch der Infrastruktur des Landes mit sich brachte, gesellten sich in weiten Teilen Nordamerikas Anarchie und Chaos. Der inzwischen vorwiegend von Latinos bewohnte, ehemalige US-Bundesstaat New Mexico wurde von einem Aufstand der Hispanics, die ihren eigenen Staat forderten, erschüttert. Unter Führung eines Mannes namens Ricardo Calderon bildete sich eine separatistische Bewegung, welche die Macht rund um die von Atombomben verwüstete Stadt

Santa Fe zu ergreifen versuchte. Hispanische Milizen, die sich auf eigene Faust bewaffnet hatten, griffen die Polizei und die wenigen GCF-Besatzungssoldaten an und vertrieben sie aus einigen Kleinstädten. Anschließend verjagten sie die Angehörigen der schwarzen und weißen Bevölkerungsgruppen.

Fast zeitgleich griff auch die „True American Militia" (TAM), eine ehemals unbedeutende, weiße Separatistengruppe, im Nordwesten der ehemaligen USA unter Führung eines Oliver Lang zu den Waffen. Sie startete einen Guerillakrieg gegen die schwankende Staatsgewalt. Lang erhielt schnell großen Zulauf in dem noch vorwiegend von Weißen bewohnten Gebiet der ehemaligen US-Bundesstaaten Washington und Oregon. Die True American Militia begann ihren Aufstand zunächst mit Anschlägen und Attentaten auf Regierungsvertreter und besetzte einige Dörfer und Kleinstädte. Es dauerte allerdings nur wenige Wochen, da befand sich die TAM schon in einem immer weiter eskalierenden Kleinkrieg mit den wenigen GCF-Soldaten und Polizisten, die hier noch für die Weltregierung die Stellung zu halten versuchten.

Während Portland, die größte Stadt der Region, bereits von Tschistokjows Atomraketen zerstört worden war, waren die Städte Olympia und Salem noch intakt. Schließlich versuchte die TAM, sie in ihre Gewalt zu bringen. Nach einem verheerenden Sprengstoffanschlag, der das Hauptverwaltungsgebäude von Olympia völlig zerstörte, brach auch hier die Macht der Weltregierung zusammen und Langs Milizsoldaten eroberten nach tagelangen Straßenkämpfen die Stadt. Sie vertrieben die nichtweiße Bevölkerung nach Süden, wobei sie ähnlich vorgingen wie Calderons Anhänger in New Mexico.

Während Oliver Lang und Ricardo Calderon innerhalb kürzester Zeit zu den wichtigsten Separatistenführern auf nordamerikanischem Boden wurden, brachen in anderen Teilen des Sektors Amerika-Nord weitere Aufstände aus.

So wüteten auf dem Gebiet der ehemaligen US-Bundesstaaten Louisiana und Mississippi Aufstände von Schwarzen, die hier ihren eigenen Staat „New Africa" errichten wollten. Und der Flächenbrand aus ethnischen Unruhen und Hungerrevolten weitete sich innerhalb weniger Wochen derartig aus, dass die Polizei und die GCF-Besatzungstruppen kaum noch Herr der Lage werden konnten.

Wirklich organisiert gingen jedoch nur die Rebellen der TAM und Calderons Milizen vor. Oliver Lang hatte nach der erfolgreichen Besetzung Olympias damit begonnen, die übrigen Städte des ehemaligen Bundesstaates Washington einzunehmen. Dabei schlossen sich ihm viele der noch verbliebenen Polizisten an. Langs Männer gingen äußerst brutal gegen die noch verbliebenen GCF-Soldaten vor Ort vor und schafften es schließlich, sie ebenfalls nach Süden zu vertreiben. Die Tatsache, dass es dem charismatischen Rebellenführer tatsächlich gelang, eine vorläufige Nahrungsmittelversorgung für die hungernde Bevölkerung aufzubauen, machte Lang rund um Olympia zu einer Art Volksheld. Doch dies sollte erst der Anfang eines blutigen Bürgerkrieges auf dem nordamerikanischen Kontinent sein.

Es war der 22. Oktober 2053 als General Kohlhaas, sein Freund Alfred Bäumer und Hunderttausende von Volksarmisten und Warägern wieder an die Front zurückkehrten. Sie waren mit dem Zug nach Ostpolen gebracht worden

und wurden nun mit langen Lastwagenkolonnen weiter Richtung Westen transportiert. Inzwischen war Frank schon 50 Jahre alt, Bäumer ging sogar schon auf das 52. Lebensjahr zu. Die beiden Freunde wirkten längst nicht mehr wie zwei junge Helden. Falten, Furchen und graue Haare gesellten sich bei ihnen zu der Hoffnung, dass dies ihr letzter Marsch in den Krieg sein würde.

„Rund um Warschau herum sind sämtlich Gleise zerstört worden, aber wir kommen schon an“, sagte Alf, der seinen Freund nachdenklich betrachtete.

„Das ist unsere geringste Sorge, mein Lieber. Ich hoffe nur, dass die uns nicht wieder mit taktischen Atombomben beschießen“, gab Kohlhaas zurück.

„Das Oberkommando meint, dass die Zeit reif für eine Großoffensive ist. Diesmal machen wir die Bastarde fertig, Frank!“

Der General war sich da nicht so sicher, er wirkte besorgt. Andererseits war die Gefahr, dass die Weltregierung taktische Atombomben einsetzte, immer gegeben, dachte er. Über den sich nun langsam in Westeuropa neu formierenden GCF-Truppen schwebte zudem das gleiche Damoklesschwert.

„Wir werden ja sehen, was passiert. Jedenfalls haben sie uns bisher nicht klein gekriegt – und sie wissen, dass keine Atombombe ohne Konsequenzen für sie bleiben wird“, sagte Frank nach einem kurzen Augenblick des Grübelns.

„Das haben diese Schweine hoffentlich inzwischen begriffen“, schnaubte Bäumer.

„Wir werden es schon irgendwie schaffen“, mischte sich einer der anderen Soldaten ein. Er nickte zuversichtlich.

Alf sah seine Kameraden an und bemerkte: „Habt ihr gehört, Leute? Auch in Nordamerika sind mittlerweile

Unruhen ausgebrochen. Im Nordwesten der ehemaligen USA geht es jetzt offenbar richtig zur Sache. Da ist so eine neue Rebellenbewegung aufgetaucht, die nennt sich True American Militia. Die haben da hinten schon einen Haufen Sprengstoffanschläge gemacht und kämpfen sogar gegen die GCF. Außerdem gibt es auch noch irgendwelche aufständischen Mexikaner, die ähnlich vorgehen und den Hurensöhnen Dampf vor der Haustür machen. Es geht aufwärts, Männer!"

„Ich habe das auch im Fernsehen gesehen, Major Bäumer. Es sieht wirklich ganz so aus, als ob es da hinten langsam auch losgeht", sagte einer der Waräger und grinste.

„Das gibt einem tatsächlich Hoffnung. Wenn den Logenbrüdern in Nordamerika der Boden unter den Füßen wegbricht, dann kann das für uns nur von Vorteil sein", meinte Kohlhaas.

Einige Stunden später hatten sie Warschau erreicht und hielten für einen Moment an, um sich die zerstörte Großstadt aus der Ferne anzusehen. Die Soldaten schwiegen, als ihnen erneut der Schrecken eines Atombombenangriffs bewusst wurde. Dann ging es weiter und die Kolonne ließ Warschau hinter sich. Den Soldaten folgten an diesem Tag erneut Hunderttausende von Kameraden nach Westen, um den Kampf um Europa fortzusetzen. Ob es wieder in einer panischen Massenflucht und dem nächsten atomaren Desaster enden würde, konnte niemand von ihnen voraussehen.

„Ich habe mir gestern die neuesten Meldungen unserer ADR-Agenten aus dem Verwaltungssektor Amerika-Nord

angesehen. Dort haben unsere atomaren Vergeltungsschläge genau das ausgelöst, was ich prophezeit habe: Chaos!

Natürlich sind viele unserer russischen Städte ebenso schwer getroffen worden wie New York und die anderen US-Metropolen, aber es besteht trotzdem ein gewaltiger Unterschied, was die Reaktion des russischen Volkes und die der Bevölkerung Nordamerikas betrifft. Während es bei uns fast keine Plünderungen in den zerstörten Städten gibt, ist das in Amerika-Nord vollkommen anders. Dort werden nämlich inzwischen ganze Regionen von Rassenunruhen, Krawallen und Plünderungen erschüttert. Die einzelnen Völkersplitter wenden sich gegeneinander, denn jeder versucht nur, selbst zu überleben und höchstens noch die Angehörigen seiner jeweiligen Gruppe zu versorgen. Solidarität sucht man dort vergebens.

Die Tatsache, dass es bei uns vollkommen anders ist, zeigt den Erfolg unserer Politik. Bei uns gibt es eine feste russische Volkseinheit, eine gemeinsame Solidarität, die uns alle wie eine große Klammer umfasst. Wir sehen uns als kulturelle und ethnische Gemeinschaft, was auch für die mit uns verwandten Brudervölker in der Ukraine, in Weißrussland und im Baltikum gilt. Daher gehen wir anders mit den Zerstörungen und dem Leid dieses Weltkrieges um.

Es ist die Lehre der Rus, die jetzt ihre Früchte trägt. Weg von der Zersplitterung, hin zur Einheit des russischen Volkes. Wir sehen die Erfolge unserer Erziehung überall. Wir helfen unseren Landsleuten, die aus den Städten flüchten mussten, wir geben ihnen ein Dach über dem Kopf, versorgen sie mit Lebensmitteln – ein in sich geeintes Volk unterstützt sich selbst in der Not. Wir sehen eine starke und geistig gesunde Jugend mit einem politischen

Glauben und großen Visionen. Unsere Feinde können unser Volk nicht mehr brechen und sie wissen auch, dass ihr Untergang nah ist.

Wir sind heute eine im Inneren zusammengeschweißte Gemeinschaft von Menschen gleicher Art, die Bevölkerung Nordamerikas ist ein in sich zerrissener Flickenteppich verschiedenster Ethnien, die sich untereinander nicht verstehen. Dort gibt es keinerlei Zusammengehörigkeitsgefühl, sondern nur Chaos, Anarchie und Hass.

Somit sind wir geistig überlegen, besser erzogen, besser ausgebildet und besser gestählt für die gewaltigen Anforderungen dieses Weltkampfes. Das Gift des Zerfalls haben wir aus dem russischen Volk herausgesogen und wir werden auch die anderen Völker Europas davon befreien.

Unsere Feinde haben den Niedergang der ihnen ausgelieferten Nationen selbst heraufbeschworen und gefördert. Nun rächt sich dieser Wahnsinn.

Man schaue sich auch unsere Soldaten an: Der Volksarmist kämpft voller Glauben, gerechtem Zorn und Vaterlandsliebe, der Soldat der Global Control Force kämpft, weil es ihm seine Herren befehlen. Er ist nur ein Söldner, der sterben soll, um einer kleinen Gruppe skrupelloser Verbrecher zur Weltmacht zu verhelfen.

Wir haben eine Weltanschauung, einen festen Glauben, während unsere Feinde nichts haben außer Lügen und geistiger Fäulnis.

Am Ende dieses furchtbaren Krieges werden Russland und Europa und auch der Rest der Welt wieder frei, stark und gesund sein. Wir werden die Mächte der Völkerzersetzung beseitigen, genau wie die Folgen ihrer Zerstörungspolitik. Und wir werden alles wieder aufbauen, schöner

und prächtiger als jemals zuvor. Das gelobe ich vor Gott dem Herrn und meinem russischen Volk!“

Frank schaltete das Radio aus und nickte zustimmend. Wie wahr die Worte Tschistokjows doch waren und wie viel Hoffnung sie ihm gaben.

Inzwischen hatten General Kohlhaas und die von ihm befehligten Waräger beinahe Cottbus erreicht. Diese Region befand sich bereits in einem Zustand der Anarchie und wurde von niemandem mehr kontrolliert. Nun marschierte jedoch die Volksarmee in dieses Gebiet ein, um noch etwas weiter westlich eine Front aufzubauen.

Langsam schöpfte Frank Hoffnung, dass sie es schaffen konnten, seine alte Heimat endlich zu befreien. Ja, Artur Tschistokjow hatte Recht - der Feind schwankte.

„Japan stirbt! Sie müssen uns helfen!“, sagte Matsumotos Dolmetscher, dessen Miene ebenso betreten war wie die seines Präsidenten.

„Und die GCF versammelt sich erneut?“, fragte Tschistokjow noch einmal nach.

„Ja! Einige feindliche Truppenverbände sind noch im Süden Japans geblieben und halten dort die Stellung. Die gegnerische Hauptarmee wird aber soeben an der ostchinesischen Küste und in Korea zusammengezogen. Es sind erneut mehrere Millionen Soldaten, vor allem Chinesen“, erklärte Matsumoto.

„Damit habe ich nicht gerechnet, wenn ich ehrlich bin“, gab der russische Souverän zu. „Zumindest bin ich überrascht, wie schnell die GCF wieder zum Angriff antritt.“

„Lassen Sie Japan nicht im Stich, Herr Tschistokjow. Bei uns liegt alles in Trümmern, Millionen Menschen sind bereits verhungert. Diesmal können wir uns nicht mehr

verteidigen. Wir sind am Ende, unsere kriegswichtige Industrie ist völlig zerstört worden, wir sind inzwischen wehrlos“, übersetzte der Dolmetscher mit fast weinerlichem Ton.

Tschistokjow stieß ein leises Knurren aus. Dann lief er nervös vor dem großen Wandbildschirm in seinem Büro auf und ab. Hinter ihm standen Wilden und zwei Dutzend weitere Mitglieder seiner Regierung.

„Was verlangen Sie?“, wollte er wissen.

„Sie müssen China angreifen, damit Li-Peng endlich mit diesem Wahnsinn aufhört“, antwortete der japanische Präsident.

„China angreifen? Wir haben nicht so viele Soldaten, um Japan direkt helfen zu können. Nein, das ist unmöglich“, meinte sein Verbündeter.

„Sie wissen, was ich meine. Machen Sie einen Atomschlag, Herr Tschistokjow! Wir können nicht mehr viel tun und haben selbst nur noch wenige Kernwaffen. Sie haben ein weit größeres Arsenal. Benutzen Sie es!“, forderte Matsumoto.

„Soll ich jetzt wieder mit diesem Wahnsinn anfangen? Ich bin froh, wenn die Weltregierung uns nicht mit Nuklearwaffen angreift“, gab Tschistokjow zurück.

Matsumoto verlor daraufhin die Nerven und schlug mit der Faust auf den Tisch. Dann brüllte er: „Das sind Sie uns schuldig, Herr Präsident! Wir haben Sie von Anfang an mit Waffen und Ausrüstung unterstützt! Damals, als Ihre Bewegung noch ganz klein war. Haben Sie das etwa vergessen? Ohne Japan würde es keinen Nationenbund der Rus geben!“

Das russische Staatsoberhaupt kratzte sich nachdenklich am Kopf und unterhielt sich für einen kurzen Augenblick mit seinem Dolmetscher.

„Es ist für mich nicht leicht, einen Atombombenangriff auf China zu befehlen. Das würde erneut eine Kettenreaktion auslösen“, murmelte Tschistokjow verunsichert.

„Wenn Sie uns nicht helfen, wird das japanische Volk vollkommen vernichtet werden. Die Logenbrüder werden uns auslöschen! Sind wir jetzt Bündnispartner oder nicht?“, schrie Matsumoto.

„Ja, natürlich!“

„Dann helfen Sie uns!“

„Nun…“

„Haben wir Sie jemals im Stich gelassen? Bei Ihrer Revolution in Weißrussland? Im russischen Bürgerkrieg? Oder auch in diesem Krieg?“

„Nein, mein Freund!“, erwiderte Tschistokjow.

„Dann greifen Sie China an, um Japan vor der Vernichtung zu bewahren!“, forderte Matsumoto mit hochrotem Kopf.

Der Anführer der Rus antwortete für einen kurzen Augenblick nicht, er blickte lediglich mit ernster Miene auf den in die Betonwand eingelassenen Bildschirm. Matsumoto starrte mit versteinertem Gesicht zurück; der Büroraum war von eisigem Schweigen erfüllt. Schließlich nickte der russische Präsident seinem Verbündeten wortlos zu und beendete daraufhin das Gespräch.

Artur Tschistokjow ließ Li-Peng, dem Sub-Gouverneur des Unterwaltungsbezirkes „China“, und dem Gouverneur der Verwaltungsregion Asien-Ost, Jack Brandeis, am 26.11.2053 eine letzte Warnung zukommen. Mittlerweile

hatten sich an der ostchinesischen Küste, in Korea und Taiwan große GCF-Verbände versammelt, um die Landinvasion Japans fortzuführen. Matsumotos Heimat war inzwischen von Hungersnöten und allgemeinem Chaos ergriffen worden, in weiten Teilen lag alles in Trümmern. Zudem hatte die GCF erneut eine Kriegsflotte im Pazifik zusammengezogen und die Küstenstadt Sendai einen Tag zuvor mit Atomwaffen zerstört.

Sub-Gouverneur Li-Peng und Gouverneur Brandeis aber ignorierten Tschistokjows Warnungen und bekräftigen stattdessen im Gegenzug ihren Willen, Japan mit einem letzten Ansturm endgültig zu vernichten.

So unterstrich der Nationenbund der Rus seine Forderungen mit einem nuklearen Großangriff auf China, Taiwan und Korea, der am 29.11.2053 eingeleitet wurde. Nicht weniger als 70 chinesische Großstädte wurden mit einem furchtbaren Hagel aus Wasserstoffbomben eingedeckt und etwa 130 Millionen Menschen getötet. Anschließend trafen mehrere Atomraketen die taiwanesische Hauptstadt Taipeh, Pjöngjang und Changwon in Korea, und die ostchinesische Küstenregion, wo weitere Millionen sterben mussten.

Durch diesen bisher größten Atomwaffenangriff des Weltkrieges brach die ostasiatische Front gegen Japan, das selbst schon über die Hälfte seiner Bevölkerung verloren hatte, zusammen. Das mittlerweile von der ODV-Seuche geschwächte chinesische Volk verweigerte daraufhin Li-Peng und Brandeis den Gehorsam. Endlich war es nicht länger bereit, seine Söhne noch in den Krieg gegen Japan zu schicken.

Der für Indien zuständige Sub-Gouverneur Rajya Shaikh sicherte aus Angst vor einem ähnlichen Atomschlag gegen

sein Land, dessen Bevölkerung durch die ODV-Seuche bereits um über 700 Millionen zurückgegangen war, Artur Tschistokjow zu, der Weltregierung keine weiteren Truppen mehr zur Verfügung zu stellen. Der russische Staatschef akzeptierte das Angebot und schloss daraufhin sogar einen Friedensvertrag mit Indien, obwohl die Weltregierung lauthals dagegen protestierte.

Damit war der Krieg gegen Japan so gut wie beendet und in Ostasien kehrte, von der weiter wütenden ODV-Seuche abgesehen, wieder eine gewisse Ruhe ein.

Am 17.12.2053 streckte auch Australien die Waffen, nachdem Tschistokjow ihm die atomare Auslöschung sämtlicher Großstädte angedroht hatte.

Wenig später erhob sich das philippinische Volk erneut gegen den Hauptverwalter der Weltregierung in Manila und setzte ihn ab. Anfang des Jahres 2054 wurde eine neue Regierung eingesetzt und das Land machte sich vom Weltverbund unabhängig. Schon im Jahre 2035 hatten sich die Philippinen gegen die Bevormundung durch die Logenbrüder gewehrt, waren jedoch letztendlich mit ihrem Widerstand gescheitert. Diesmal aber waren sie erfolgreich, denn die Macht der Weltregierung war in Ostasien inzwischen nicht mehr groß genug, um die Rebellion noch niederschlagen zu können.

Artur Tschistokjow wartete währenddessen auf den Gegenschlag seiner Feinde, doch dieser blieb zunächst aus. Es wurden keine weiteren Nuklearraketen gegen die noch intakten Städte Russlands geschickt. Die Logenbrüder mussten ihre Niederlage in Ostasien am Ende stillschweigend akzeptieren.

Der Nationenbund der Rus nutzte die Ruhepause, um das Abwehrnetz aus EMP-Geschützen rund um seine

verbliebenen Städte auszubauen. Bis Ende März, so plante es Tschistokjow, sollte es für den Feind so gut wie unmöglich werden, sein Imperium noch mit Kernwaffen anzugreifen.

Prof. Karl Hammer und Hunderte weiterer Wissenschaftler hatten den Wirkungsradius der neuartigen Abwehrwaffen inzwischen noch weiter erhöhen können, so dass sie den Luftraum immer erfolgreicher gegen Raketenangriffe abschirmen konnten.

Bald wurden auch die ersten EMP-Geschütze nach Polen gebracht, um dort ein erstes, allerdings noch recht provisorisches Abwehrnetz aufzubauen. Die Volksarmee hatte derweil wieder Stellung an der Grenze zu Ostdeutschland bezogen, wo ihr die GCF, welche Dresden und Leipzig erneut besetzt hatte, gegenüberstand. Nun wartete der Kampf um Deutschland und Europa auf seine Wiederaufnahme, obwohl über den Soldaten noch immer der drohende Schatten des nuklearen Todes schwebte.

Frank riss die Augen auf und starrte auf den kleinen Bildschirm seines DC-Sticks. Er musste mehrmals hinsehen, um es zu begreifen.

„Die Logenbrüder kapitulieren in Ostasien! Die Unterverwaltungssektoren „China“ und „Indien“ bitten Artur Tschistokjow um einen Waffenstillstand. GCF-Truppen ziehen sich von den Fronten in Ostasien zurück!“, las sich Frank leise selbst vor und konnte es kaum glauben.

Aufgeregt tippte er sich durch das Menü des Datenträgers, um noch weitere E-Mails zu lesen. Es war unglaublich. Sie hatten den Feind im Osten tatsächlich in die Knie gezwungen.

„Wir haben die Japaner gerettet!“, schrie Frank schließlich, jubelnd aus seinem Unterstand herausrennend. Zuerst suchte er Alf, der am anderen Ende des riesigen Heerlagers mit einigen Russen Karten spielte.

Als Bäumer seinen Freund wie einen Marathonläufer, der mit einen DC-Stick herumfuchtelte, heransprinten sah, glotzte er diesen völlig verdutzt an.

„Alf! Alf! Ostasien!“, schrie Kohlhaas.

Der Hüne aus Dortmund kratzte sich am Kopf. „Hä?“

„Ostasien! Sieg in Ostasien!“

Nun drehten sich zahlreiche Augenpaare in Franks Richtung. Alle starrten ihn an, sahen, wie er mit Riesenschritten auf Bäumer zustürmte, zum Sprung ansetzte und dem Hünen um den Hals fiel. Alf wurde beinahe zu Boden gerissen.

„Was ist denn mit dir los?“, brummte dieser und schüttelte Frank ab. „Wir sind doch kein Liebespaar an einem weißen Sandstrand auf ‘ner Südseeinsel …“

„Sorry, Dicker, aber ich könnte platzen vor Freude! China und Indien haben die Waffen gestreckt, die GCF in Ostasien zieht sich endgültig von den Fronten zurück. Weißt du, was das im Klartext heißt?“, schnaufte Frank außer Atem.

„Wirklich?“, wunderte sich Alf.

„Die haben da hinten kapituliert und aufgegeben! Artur hat sogar einen Friedensvertrag mit dem Unterverwaltungssektor „Indien“ geschlossen. Der Feind ist in Ostasien am Ende!“, ereiferte sich Kohlhaas.

Inzwischen hatte sich eine große Menschentraube um die beiden herum versammelt. Frank erzählte seinen russischen Kameraden alles noch einmal im Detail. Kurz darauf war ein sich langsam über das ganze Heerlager ausbreitender Jubel zu hören.

Die neuesten Nachrichten machten aus den verunsicherten, kriegsmüden Männern innerhalb von wenigen Stunden wieder euphorische Elitesoldaten. Sie konnten es trotz allem schaffen, diesen Krieg doch noch zu gewinnen, sagten sich die Waräger und Volksarmisten. Der Rückzug der Global Control Force aus Ostasien war ein deutliches Zeichen dafür, dass der Gegner inzwischen große Probleme hatte.

„Danke, Gott! Offenbar bist du aus deinem langen Urlaub zurückgekommen und kümmerst dich wieder um uns!“, rief Frank lachend und hielt dem Himmel das Display seines DC-Sticks entgegen, als ob er Gott selbst die erlösende E-Mail zeigen wollte.

Die Völker Europas befanden sich nach wie vor in einem Zustand angstvoller Lähmung. Sie befürchteten, dass die nächsten Atomraketen der Weltregierung für sie bestimmt sein würden, wenn es der Volksarmee der Rus noch einmal gelingen sollte, auf deutschen Boden vorzudringen. Das hatte der Weltpräsident in einer Fernsehansprache mehrfach angedroht und zudem betont, dass er von Deutschland nichts weiter als eine endlose Aschewüste übrig lassen würde. Dieter Bückling, sein treuer Diener, hatte sich inzwischen nach Köln begeben und bereitete zusammen mit den ihm übergeordneten Oberbefehlshabern der GCF eine Verteidigungsstrategie gegen die sich versammelnden Streitkräfte der Rus vor.

Auf die Vielvölkermilizen musste er allerdings weitgehend verzichten, denn die vor allem in Westdeutschland lebenden Fremden hatten zunehmend weniger Interesse, sich für den Weltverbund erneut auf dem Schlachtfeld verheizen zu lassen.

Da sich kaum noch jemand freiwillig für die VVM-Trupps meldete, griff Bückling schließlich auf Zwangsrekrutierungen zurück, was schnell zu Unruhen und offenen Protesten in den westdeutschen Großstädten führte. Die Stimmung vieler moslemischer Einwohner war inzwischen in eine offene Abneigung gegen Bückling und die Weltregierung umgeschlagen, denn sie sympathisierten mit Darian Aref und seinen islamischen Rebellen im Mittleren Osten. Zudem betrachteten sie die GCF-Soldaten mehr und mehr als Feinde ihrer Völker und ihres Glaubens. In Köln skandierte eine große Masse junger Moslems auf der Domplatte „Nieder mit der Weltregierung!“ und verbrannte die Fahnen des Weltverbundes. Ähnlich sah es auch in Hamburg und Frankfurt aus, wo sich Zehntausende von

Moslems unter „Aref! Aref!“ Rufen versammelten und sich Straßenschlachten mit der Global Police lieferten.

Und Deutschland war keineswegs das einzige Land, in dem sich derartige Szenen abspielten. In Paris und vielen anderen französischen Großstädten gingen die Muslime ebenfalls auf die Straßen, den Abzug aller GCF-Verbände aus dem Nahen Osten fordernd.

Artur Tschistokjow ließ derweil in einer Fernansprache verkünden, dass er den nichteuropäischen Fremden nichts tun werde und sie sogar als seine Verbündeten betrachtete, so lange sie mit ihm gegen die Weltregierung kämpften. Allerdings betonte er, dass sie Europa trotz allem verlassen müssten, um in ihren eigentlichen Heimatländern wieder die ihnen eigene Kultur leben zu können.

Da der Nationenbund der Rus Darian Aref aber intensiv unterstützte und sich der arabischen Welt gegenüber äußerst freundlich und zuvorkommend zeigte, entwickelten viele der in Europa ansässigen Muslime allmählich Sympathien für den russischen Staatschef.

Als sich die mittlerweile von Arefs Milizen kontrollierten Staaten Iran, Irak und Syrien im Februar 2054 neu gründeten und sich aus dem Weltverbund herauslösten, brach auch bei den Muslimen in Europa ein regelrechter Jubelsturm aus.

Kurz darauf waren der Nationenbund der Rus und die drei neuen Staaten, die sich von nun an als „Islamisch-Persische Allianz“ bezeichneten, offizielle Bündnispartner geworden. Dies veränderte endgültig das Verhältnis der Rus zu den in Europa verstreuten Muslimen, denn jetzt sahen Millionen von ihnen in Artur Tschistokjow einen Freund und Retter der islamischen Welt.

Dieter Bückling und die Weltregierung mussten mit Entsetzen erkennen, wie sich jene, die sie eigentlich für ihre eigenen Zwecke einspannen und ausnutzen wollten, nun offen gegen sie wandten. Als sich schließlich große Massen von Muslimen im Ruhrgebiet und in mehreren westdeutschen Großstädten versammelten und nicht nur „Aref! Aref!“, sondern auch „Tschistokjow! Tschistokjow!“ riefen, waren die Logenbrüder mit ihrem Latein am Ende. Sogar Drachenkopffahnen hatten einige der Demonstrierenden dabei, die zwischen den grünen Flaggen des Islam hervorlugten.

Nun war es nicht mehr so leicht, die vielen Völkersplitter, die die Mächtigen in Europa angesiedelt hatten, gegeneinander aufzuhetzen oder sie gar als Kanonenfutter für die Weltregierung zu missbrauchen. Plötzlich besannen sie sich wieder auf die Lebensinteressen ihrer jeweiligen Volksgruppe und Kultur.

„Die Feinde der Menschheit sind unsicher geworden. Sie spüren, dass sich eine Welle aus Unmut und Wut, aus Freiheitsdrang und gerechtem Zorn gebildet hat, die sie bald hinwegspülen wird. Nun stehen unsere Truppen wieder an der Grenze zu Deutschland, zu Tschechien und den anderen Ländern, um die zweite Großoffensive zu beginnen. Diesmal wird sich Europa endgültig erheben. Und wenn es der Feind noch einmal wagen sollte, Atomwaffen gegen unsere tapferen Soldaten einzusetzen, dann werden wir ihm in einer Weise antworten, die er sich nicht einmal in seinen kühnsten Alpträumen ausmalen kann.

Unser Sieg in Ostasien und die nun überall ausbrechenden Aufstände der geknechteten Völker zeigen der Welt, dass der Nationenbund der Rus inzwischen auf der Straße

des Sieges ist. Die Logenbrüder, diese internationale Verbrecherbrut, haben uns auch durch ihren feigen, nuklearen Terror nicht brechen können. Und es wird ihnen auch in Zukunft nicht mehr gelingen. Jetzt jagen wir sie und ihre Sklavenarmeen aus Europa heraus und bringen unseren geschundenen Brudervölkern die lang ersehnte Freiheit", sprach Tschistokjow mit ernster Stimme.

Frank betrachtete den kleinen Bildschirm seines DC-Sticks, wobei er gelegentlich zustimmend nickte. Der General und Zehntausende seiner Waräger hatten sich formiert, sie warteten auf den Befehl zum Vorrücken. Morgen würden sie nach Sachsen eindringen, um die zweite Phase des Kampfes zu eröffnen.

„Ich will euch die Angst nehmen, meine russischen und europäischen Brüder und Schwestern, meine tapferen Soldaten an der Westfront. Egal, was der Feind noch an Teufeleien aufbieten wird, er wird uns nicht mehr aufhalten. Schon jetzt wird ganz Europa von Unruhen wie noch niemals zuvor in diesem Krieg erschüttert. Millionen Menschen versammeln sich auf den Straßen, das Ende der globalen Tyrannei fordernd. Hunderttausende von Freiwilligen melden sich zur Front, um mit der Volksarmee zusammen die finale Schlacht gegen die Weltvergifter zu schlagen und dem Übel ein Ende zu bereiten", fuhr Tschistokjow fort.

„Wir machen sie diesmal fertig, Artur!", flüsterte Frank grimmig, die Augen noch immer auf den DC-Stick gerichtet.

„Inzwischen haben wir Waffen, von denen unsere Feinde nichts ahnen. Wenn sie dumm genug sind, noch einmal mit ihren Atombomben den Terror gegen Frauen und Kinder zu beginnen, dann werden wir gegen sie die Hölle entfes-

seln. Dann werde ich nichts mehr übrig lassen, über das sie noch herrschen können!“, drohte der russische Souverän mit kaltem Blick.

Plötzlich wurde Frank von einem Warägeroffizier aus seinen Gedanken gerissen. Er drehte sich um und sah dem hochgewachsenen Mann ins Gesicht.

„Wir müssen noch einmal den Angriffsplan für morgen durchsprechen, Herr General“, sagte der Russe. Frank klappte den DC-Stick zusammen, um ihn in der Hosentasche seines dunkelgrauen Uniformmantels verschwinden zu lassen.

„Ich komme sofort!“, gab er mit einem Nicken zurück.

Wenig später folgte Kohlhaas dem Offizier in den Kommandostand, wo ihn bereits eine große Gruppe von Männern erwartete. Es folgte eine lange Besprechung. Die zweite Schlacht um Europa stand unmittelbar bevor.

Die langen Geschützrohre der mobilen Artillerie erinnerten Frank an eine altgriechische Phalanx. Wie eine Wand aus Hopliten schoben sich die gepanzerten Fahrzeuge langsam nach vorne, aufgereiht in einer langen Linie. Die Panzerverbände waren bereits ein wenig vorausgefahren; schließlich folgte auch die Infanterie in mehreren Marschkolonnen, die sich irgendwo am Horizont verloren.

„Kommen Sie, Herr General!“, sagte einer der Führungsoffiziere und Frank folgte ihm schweigend in den Kommandopanzer.

Alf war einige Kilometer weiter nördlich mit seinen Männern schon auf deutsches Gebiet vorgedrungen und wartete auf die nachfolgenden Verbände.

Im vorderen Teil des Transportpanzers leuchtete ein Bildschirm auf und zeigte eine Karte von Sachsen. Frank

begann sofort mit seinen Ausführungen, während ihm die anderen Offiziere gespannt zuhörten.

„Das Oberkommando hat uns Warägersturmtruppen folgende Aufgabe zugeteilt: Wir sollen an Dresden und Chemnitz vorbeimarschieren, um zwischen Gera und Zwickau durch die feindliche Front zu stoßen. Dann schwenken wir bei Jena ein und fallen dem Gegner in die Flanke“, erklärte Frank mit ausdrucksloser Miene.

„Also wieder voll drauf …“, knurrte ein Oberstleutnant missmutig.

„Wenn Sie es so ausdrücken wollen, Herr Duschkin“, erwiderte Kohlhaas, um dann unbeeindruckt fortzufahren.

„Die Volksarmee wird mit ihrem schweren Kriegsgerät Dresden, Leipzig und die anderen Städte belagern, während wir unser Ding machen und den Feind auf Trab halten.“

„Mal sehen, was es da noch zu belagern gibt“, meinte einer der Offiziere und spielte auf den Angriff der Weltregierung mit taktischen Atomraketen an, der einige ostdeutsche Städte schwer getroffen hatte.

„Das werden wir ja merken. Leipzig ist tatsächlich weitgehend zerstört worden, die Zivilbevölkerung hat die Stadt größtenteils verlassen. Vielleicht kann man Leipzig aber auch ganz umgehen, doch das soll das Oberkommando entscheiden“, sagte Frank.

„Was ist mit der radioaktiven Strahlung in einigen Gebieten, Herr General?“, wollte ein besorgter Offizier wissen.

Kohlhaas verdrehte die Augen und erwiderte: „Ich kann es nicht ändern. In manchen Regionen werden wir unsere Schutzanzüge tragen müssen.“

„Aber einige unserer Soldaten, vor allem unter den Volksarmisten, haben keine Schutzanzüge!“, bemerkte der Russe mürrisch.

„Dann ist das eben so. Stark verstrahlte Gebiete sind natürlich nach Möglichkeit zu meiden. Dort wird sich auch der Feind nicht hineintrauen. Wir werden es sehen, wenn wir da sind, meine Herren“, erläuterte Frank genervt.

„Aber was ist mit …“, setzte der kritische Offizier noch einmal an, doch Kohlhaas würgte ihn ab.

„Bitte, ich möchte diese taktische Lagebesprechung jetzt abschließen, damit wir endlich vorrücken können. Wie immer stehen vor allem wir unter einem extremen Zeitdruck. An irgendeiner radioaktiven Strahlung kann ich leider nichts ändern und unser Gejammer wird sie auch nicht beseitigen.“

„Wie Sie wünschen, Herr General!“, hörte Frank hinter sich.

„Natürlich werden uns ein paar schwere Panzerverbände bei unserem Vorstoß begleiten und uns mit der klassischen Keilstrategie bei den Durchbruchsversuchen unterstützen. Einige der Panzer haben sogar montierte Plasmageschütze, wie mir gesagt worden ist. Ich habe befohlen, dass unsere Truppe in genau 30 Minuten vorrückt und wir uns dann im Eiltempo auf das Zielgebiet zu bewegen. Gibt es noch Fragen, meine Herren?“

„Nein, General Kohlhaas!“, kam sofort zurück.

„Gut, dann möge es beginnen!“, antwortete Frank. Er beendete die Unterredung.

Die Disziplin innerhalb der Global Control Force hatte in den letzten Monaten stark nachgelassen. Viele Soldaten der internationalen Streitkräfte, die aus aller Herren Länder

nach Europa gebracht worden waren, um den Verwaltungssektor Europa-Mitte zu verteidigen, wussten nicht mehr, wofür sie ihre Leben eigentlich opfern sollten.

Weder die deutsche Bevölkerung noch die Millionen Fremden standen ihnen inzwischen mit sonderlicher Sympathie gegenüber, auch wenn sie sich noch nicht offen gegen sie wandten.

Schließlich brachen flächendeckende Unruhen in Frankreich und Deutschland aus, die das öffentliche Leben und die Wirtschaft lahm legten. Die Deutschen, welche seit Jahrzehnten zum Duckmäusertum erzogen worden waren, zeigten sich zunehmend solidarisch miteinander und verweigerten Dieter Bückling und seinem Politikergremium die Gefolgschaft. Das Gleiche galt für Millionen Fremde, die von den Mächtigen vor allem als Billiglohnarbeiter „geschätzt" wurden. Sie legten vielfach ihre Arbeit nieder und waren nicht mehr bereit, das falsche Spiel ihrer Herren mitzumachen.

Etwa 200.000 Volksarmisten rückten Ende des Monats in Richtung Dresden vor und trieben die GCF-Soldaten in einer sieben Tage andauernden Schlacht bis nach Döbeln zurück. Wieder wurden sie vom frenetischen Jubel der Bevölkerung empfangen und als Befreier gefeiert. Frank und 50.000 seiner Waräger lagerten derweil nördlich von Chemnitz. Von dort aus stießen sie bis nach Glauchau vor.

Die Weltregierung hatte auf den Vormarsch der Volksarmee bisher nicht mit Atombomben reagiert. Offenbar hatten sie die tödlichen Antworten des Nationenbundes, die auf ihre Nuklearwaffenangriffe stets gefolgt waren, mittlerweile etwas vorsichtiger werden lassen.

Im Norden besetzten die Rus Mitte April die Städte Neubrandenburg und Pasewalk. Hier hatten deutsche

Aufständische bereits im Vorfeld den Widerstand des Systems zerschlagen und die Region befreit.

Bald standen erneut drei Millionen Soldaten aus Russland an der ostdeutschen Grenze. Ihnen folgten große Panzerverbände und Geschützbatterien.

Rostock wurde von den Volksarmisten Ende des Monats durch einen Nachtangriff zurückerobert, nachdem die Stromversorgung der Hansestadt durch einen Luftschlag mit EMP-Bomben zerstört worden war. Die in Unordnung geratenen GCF-Verbände in der Stadt konnten daraufhin zur Aufgabe gezwungen werden. Auf Tschistokjows Befehl brachte man die gefangenen Soldaten nach Osten. Der russische Staatschef versprach ihnen eine gute Behandlung und hielt sein Wort auch.

Da zurzeit keine feindlichen Streitkräfte mehr über die Türkei und Georgien nach Südrussland eindrangen und die GCF stattdessen gegen die islamischen Rebellen im Mittleren Osten kämpfte, hatte der Nationenbund der Rus nun wesentlich mehr Streitkräfte für den Kampf um Europa zur Verfügung. Auch in Kasachstan und Usbekistan konnte die Weltregierung nur noch schwer eine zweite Front aufbauen, denn Indien und China hatten aufgegeben. Beide Länder lieferten keine neuen Massenheere mehr und standen dem Weltverbund nicht mehr als Aufmarschzonen für die Global Control Force zur Verfügung.

Zudem konnten die internationalen Verbände nicht mehr unbehelligt durch den Iran und Afghanistan nach Norden marschieren, denn hier stießen sie auf die Milizen Darian Arefs, welche mittlerweile dank russischer Unterstützung gut ausgerüstet waren.

Allerdings konnten die Japaner ihren Verbündeten keine militärische Hilfe mehr zukommen lassen, denn dafür

waren sie zu geschwächt. Präsident Matsumoto war froh, dass sein Land der völligen Vernichtung entgangen war und versuchte, Millionen seiner obdachlosen und halb verhungerten Landsleute zu helfen.

Alles in allem sah die Lage für den Nationenbund der Rus Ende Mai jedoch wesentlich besser aus, als noch vor einigen Monaten. Die Front in Asien hatte sich endlich beruhigt, während sich die Stimmung in Europa zum Positiven entwickelte. Trotzdem standen der Volksarmee aber noch fast sieben Millionen GCF-Soldaten in Westeuropa gegenüber, womit der Feind nach wie vor mehr als die doppelte Truppenstärke besaß.

Frank war für einige Tage nach Dresden zurückgekehrt, während seine Truppen bei Zwickau gegen die GCF kämpften. Der Versuch der motorisierten Verbände, schnell durch die feindliche Front zu brechen, war zunächst am hartnäckigen Widerstand des Gegners gescheitert.

Inzwischen war General Kohlhaas wieder einmal vollkommen erschöpft und tief im Inneren musste er sich eingestehen, dass ihn die ständigen Sturmangriffe körperlich und geistig an den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Heute hatte er sich mit Ludwig Orthmann, seinem aus Rostock stammenden Freund, getroffen. Er wollte dabei zusehen, wie ein paar der neuen EMP-Geschütze rund um Dresden postiert wurden. Der Mecklenburger, der einst aus „Europa-Mitte“ nach Russland geflohen war, glaubte noch immer felsenfest an Tschistokjows Sieg. Inzwischen wirkte er regelrecht euphorisch.

„Es sieht im Norden gar nicht so schlecht aus. Ich kann immer noch nicht glauben, dass wir es geschafft haben,

Rostock zu befreien. Als wir da einmarschiert sind, habe ich erst einmal mit Tränen in den Augen den Boden geküsst“, sagte Orthmann.

„Das kann ich mir vorstellen, mein Freund. Ich hätte auch gerne noch einmal eine Tour durch mein Berlin gemacht, aber das ist leider etwas ungesund geworden“, gab Frank sardonisch zurück.

Der deutsche Freiwillige verkniff sich die nächste Bemerkung, deutete dann auf eines der EMP-Geschütze, das von mehreren Volksarmisten hinter einer Mauer in Position gebracht wurde.

„Diese Dinger sehen seltsam aus. Wie eine große, fahrende Orgel. Aber letztendlich werden sie den Krieg entscheiden und nicht wir“, meinte Orthmann.

„Wie auch immer, es sind mittlerweile einige der neuen Abwehrgeschütze auch auf deutschem Boden im Einsatz. Gott sei Dank! Da fühlt man sich gleich besser“, antwortete Frank erleichtert.

„Ja, rund um Rostock stehen auch schon welche und im Hinterland ebenfalls. Vielleicht können die uns den Arsch retten, wenn die Ratten von der Weltregierung hier wieder mit Atomwaffen rumballern“, sagte Ludwig, wobei er sich nachdenklich am Kinn kratzte.

„Meinst du, dass die Weltregierung irgendwann auch EMP-Geschütze bauen lässt?“, fragte Frank seinen Freund.

Dieser stieß ein besorgtes Seufzen aus. Er strich sich mit der Hand über das Gesicht. „Hör bloß mit solchen Sachen auf! Das wäre eine Katastrophe hoch zehn! Aber ich hoffe, dass die das nicht mehr schaffen und vor allem unsere Wissenschaftler dicht halten.“

„Wenn Artur die gleichen Sicherheitsvorkehrungen getroffen hat, wie rund um seinen Atombunker, dann wird es für den Feind schwierig werden, an irgendwelche Baupläne heranzukommen. Sicherlich werden sämtliche Forschungszentren und Waffenfabriken von der ADR so akribisch überwacht, dass nicht einmal eine Maus unbehelligt reinkommt“, sagte Kohlhaas.

Ludwig Orthmann nickte, dann ging er näher an das futuristisch aussehende EMP-Geschütz heran. Frank folgte ihm. Die beiden wurden von den Volksarmisten, die damit begonnen hatten, Tarnplanen über die orgelähnlichen Geschützrohre zu legen, kritisch beäugt.

„Was ist das denn?“, wollte Frank wissen und deutete auf einen stählernen Auswuchs am hinteren Teil des EMP-Geschützes.

Der Volksarmist vor ihm zuckte mit den Achseln. „Ich weiß es nicht genau, Herr General. Vermutlich irgendein Steuerungsmodul. Keine Ahnung! Das wissen wohl nur die Eierköpfe, die das Ding konstruiert haben. Wir wissen allerdings, wie man es bedient, wobei es ja auch automatisch funktioniert“, erklärte der Soldat.

„Hauptsache, es hält uns die Atombomben vom Hals. Das reicht mir völlig“, erwiderte Frank und versuchte zu lächeln.

Der Volksarmist nickte lediglich, um sich anschließend wieder seiner Arbeit zu widmen. Nach einer Weile war das EMP-Geschütz kaum noch zu erkennen. Lediglich ein paar metallisch glänzende Geschützrohre lugten aus einer dichten Decke aus Tarnplanen heraus.

Die separatistischen Rebellionen auf dem Gebiet der ehemaligen US-Bundesstaaten Washington und New

Mexico hatten sich inzwischen ausgeweitet. Die verbliebenen Soldaten der Weltregierung hatten eine Reihe weiterer Niederlagen gegen die True American Militia und Calderons hispanische Aufständische hinnehmen müssen. Mittlerweile waren die rebellischen Latinos bis nach Phoenix vorgedrungen und hatten ihren Einfluss ausgeweitet. Ihre Expansion war nicht nur mit Kämpfen gegen die GCF, sondern auch mit rücksichtlosen Vertreibungsmaßnahmen gegen die dort lebenden Nichtmexikaner vor sich gegangen.

Oliver Langs Milizen hatten indes die Stadt Salem mit einer derartigen Welle von Bombenanschlägen und Attentaten überzogen, dass sämtliche Vasallen der Weltregierung, einschließlich der Nichtweißen, das Gebiet des ehemaligen Bundesstaates Oregon fluchtartig verlassen hatten. Zudem hatten die TAM-Rebellen mehrere Waffendepots in ihre Gewalt gebracht und weitere Brigaden aufgestellt. Nun forderte Lang einen eigenen Staat für die weiße Bevölkerung, der das Gebiet der ehemaligen US-Bundesstaaten Washington, Oregon, Montana und Idaho umfassen sollte.

Der Versuch der schwarzen Aufständischen, im Süden des Landes eine autonome Zone namens „New Africa" zu etablieren, war inzwischen am Widerstand der GCF und der schlechten Organisation der Separatistenbewegung gescheitert. Trotzdem tobten auch dort nach wie vor schwere Unruhen.

Die TAM besetzte derweil Salem. Wenig später bewegten sich ihre Brigaden nach Osten, um nach Idaho vorzustoßen und die Gebiete rund um die zerstörte Stadt Boise einzunehmen.

Oliver Lang selbst führte seine nach Osten marschierenden Milizen an. Wer seinen Männern als Diener der Weltregierung in die Hände fiel, den erwartete der Strang. Die GCF zog sich währenddessen überfordert und erschöpft aus Idaho zurück, den weißen Separatisten das Feld überlassend. Ähnlich verlief es auch bei Farmington in New Mexico, wo mehrere Einheiten der Global Control Force in einem tagelangen Feuergefecht von Calderons Rebellen zurückgeschlagen wurden. Schließlich riefen die mexikanischen Separatisten den autonomen Staat „Azlan" aus, wobei sich ihr Anführer zum Präsidenten desselben erklärte.

Diese Situation war für die Logenbrüder im Sektor Amerika-Nord der reinste Alptraum. Langsam mussten sie einsehen, dass sie kaum noch in der Lage waren, Lang oder Calderon Einhalt zu gebieten. Dafür war die allgemeine Ordnung überall schon zu sehr zerfallen. Außerdem hatten die Logenbrüder längst an zu vielen Fronten Probleme. Und nicht zuletzt kämpften die Separatisten mit einer Entschlossenheit und Härte, die sie nicht erwartet hatten. Ihre untergeordneten Diener, die eigentlich kein Interesse daran hatten, ihre Leben zu riskieren, flüchteten allzu schnell in alle Himmelsrichtungen, wenn sie auf die bewaffneten Milizionäre stießen.

Als die TAM-Rebellen auch die noch intakten Städte Idahos innerhalb weniger Wochen in ihre Gewalt bringen konnten, mussten die Mächtigen dort ebenfalls kapitulieren. Doch weder Lang noch Calderon schienen sich mit den bisher gewonnenen Gebieten zufrieden geben zu wollen. Ihre Anhänger setzten die Angriffe, Überfälle und Attentate auf die noch verbliebenen GCF-Soldaten und Diener der Weltregierung unermüdlich fort, so dass die

hispanischen Rebellen bald bis nach Texas kamen, während die True American Militia als nächstes den alten Bundesstaat Montana für die weiße Bevölkerung zu gewinnen versuchte.

Jetzt konnte selbst der Rat der 13 nicht mehr daran zweifeln, dass sich der Feind auch direkt vor seiner Haustür versammelt hatte. Als Oliver Lang und Ricardo Calderon sogar mit Artur Tschistokjow Kontakt aufnahmen und dieser ihnen Waffenlieferungen und die Anerkennung ihrer Homelands zusicherte, wurde die Lage für die Logenbrüder immer prekärer.

Kurzzeitig dachten sie daran, die Separatistengebiete mit Atombomben zu beschießen, doch verwarfen sie den Plan aus Angst vor noch größeren Unruhen und Racheaktionen der Rebellen. Hier, in Nordamerika, hatten sie eigentlich gehofft, ein sicheres Hinterland zu haben, doch das hatte sich seit den Aufständen Langs und Calderons geändert.

Die mobile Artillerie der Volksarmee brüllte auf und überschüttete die feindlichen Gräben mit Giftgasgeschossen. Inzwischen war das tödliche Gas von den Wissenschaftlern des Nationenbundes so modifiziert worden, dass es die gewöhnlichen Schutzmasken der GCF-Soldaten mühelos durchdringen konnte. Doch das wussten diese noch nicht.

Frank pirschte von einer Deckung zur nächsten, während ihm Alf und Dutzende weitere Männer folgten. In einigen Hundert Metern breitete sich derweil ein gelblicher Nebel aus, der sich schließlich zu einer undurchdringlichen Wand des Todes verdichtete.

„Wir warten noch!“, schnaufte Frank in seine Gasmaske und zählte noch einmal seine Handgranaten durch.

Alf nickte. Kohlhaas fühlte sich beim Anblick seines Freundes an einen Zombiesoldaten aus dem Computerspiel „Doom 8“ erinnert. Gasmasken hatten immer etwas Unheimliches, dachte der General. Allerdings wäre es glatter Selbstmord gewesen, in dieser Situation auf sie zu verzichten.

In der Ferne dehnte sich der gelbe Nebel in alle Richtungen aus. Frank vernahm ein immer lauter werdendes Schreien und Würgen. Sie warteten noch eine weitere Viertelstunde, während die mobilen Geschütze in ihrem Rücken den Feind nun mit schweren Sprenggranaten eindeckten und dessen Stellungen wie einen Acker umpflügten.

„Jetzt!“, schrie Frank in sein Funkgerät und mehrere Schwärme Warägergardisten sprangen aus ihren Deckungen. Sie stürmten vorwärts.

Ein paar von ihnen wurden von MG-Garben niedergemäht, doch alles in allem hatte der Widerstand des Gegners nach dem Gasangriff spürbar abgenommen.

Stumpfsinnig rannte Frank geradeaus; er ließ sich auf den Boden fallen, um zurück zu schießen. Die ihm folgenden Männer taten es ihm gleich. Einen Augenblick später ging der Sturm auf die feindlichen Gräben weiter.

Mittlerweile hatten sich die Waräger durch das immer schwächer werdende Abwehrfeuer des Feindes gearbeitet und schleuderten ihre Handgranaten in die Gräben.

„Los geht’s!“, rief Frank mit einer unheimlichen, kalten Gelassenheit. Dann rannte er schießend vorwärts.

Kurz darauf drangen die Waräger in den sich langsam wieder auflösenden Gasnebel ein und schalteten die restlichen MG-Stellungen der GCF-Soldaten mit Handgranaten aus. Kohlhaas versuchte sich derweil zu konzentrie-

ren; er verengte den Blick ganz auf das nun folgende Gemetzel. Mit einem Schrei auf den Lippen sprang er in einen schlammigen Graben hinein und landete direkt vor einem auf dem Boden kauernden GCF-Soldaten, den er noch in der gleichen Sekunde mit einem Kopfschuss tötete. Der Mann zuckte sterbend zusammen. Frank riss seine Pistole in die Höhe, nachdem er den Mann mit einem Tritt in den Schlamm gestoßen hatte. Vor ihm durchsiebten seine Waräger mehrere Feinde, die sich nur noch langsam und lethargisch bewegten, mit kurzen Feuerstößen aus ihren Sturmgewehren. Dann war der Schützengraben auch schon genommen. Frank sah sich um.

Dutzende von Toten übersäten die feindliche Stellung vor ihm. Einige hatten offenbar geglaubt, noch aus dem Graben herauszukriechen zu können. Sie waren einige Meter dahinter zusammengebrochen und gestorben. Bei anderen sah es so aus, als ob sie sich vor dem tödlichen Gasnebel zu schützen versucht hätten, indem sie zwischen ein paar Kisten und Metallbehälter geschlüpft waren.

„Hier lebt nichts mehr!“, hörte Frank seinen Freund Alf hinter sich sagen.

„Nicht wie raus!“, antwortete Kohlhaas und befahl seinen Männern, den eroberten Schützengraben wieder zu verlassen, um trotz der Gasmasken nicht doch noch etwas von dem tödlichen Nebel abzubekommen.

„Dieses neue Zeug ist ja wirklich übel“, meinte Bäumer. Er warf noch einen angewiderten Blick auf die vielen, zusammengekrümmten Toten, die den langen Schützengraben ausfüllten.

„Es nimmt uns eine Menge Arbeit ab!“, antwortete Frank mit einem gewissen Sarkasmus. Die beiden Freunde zogen

sich mit ihren Männern wieder einige Hundert Meter weit zurück.

„Was tun wir jetzt, General Kohlhaas?“, wollte einer der Warägeroffiziere wissen, seine Stimme hallte dumpf unter der Gasmaske nach.

„Es geht sofort weiter! Rufen Sie die motorisierten Verbände herbei, Major Pertow!“, ordnete Frank an.

In Gedanken war er noch bei dem neuen Giftgas, das Prof. Hammer und seine Mitarbeiter entwickelt hatten. Damit konnte man den Feind in seinen Gräben ausräuchern, wie einen Fuchs in seinem Bau.

„Was sich die Menschen alles ausdenken, nur um sich gegenseitig umzubringen“, sagte Frank kaum hörbar zu sich selbst und folgte seinen Männern dann in ein Waldstück.

Der Rat der Weisen und die anderen Mitglieder des weltweiten Geheimbundes wurden immer nervöser. Jeden Tag kamen neue Hiobsbotschaften, alles schien allmählich außer Kontrolle zu geraten.

„Calderon und Lang, das hat uns gerade noch gefehlt", brummte der oberste Weise und tigerte grübelnd durch einen Betonraum des gigantischen Atombunkers, der ihm inzwischen zu einem zweiten Zuhause geworden war.

Erneut waren die elf übrigen Mitglieder des obersten Rates und einige Vertreter des Rates der 300 anwesend. Sie betrachteten ihn schweigend.

„Diese verfluchten Hunde von der True American Militia haben unsere Leute in Salem massakriert. Calderons Anhänger haben gestern einen GCF-Konvoi in der Nähe von Las Vegas überfallen und zudem einen Bombenanschlag …", sagte eines der Ratsmitglieder, doch der Vorsitzende befahl ihm, den Mund zu halten.

„Das ist unwichtig!", schrie er. „Wenn wir Tschistokjow besiegen, dann wird es bald auch keine Hispano-Milizen, TAM-Rebellen oder sonst irgendwelche Gesetzlosen mehr geben. Das Problem sind nicht diese Hühnerdiebe mit ihren geklauten Waffen, sondern der Nationenbund der Rus!"

Der Weltpräsident erhob sich von seinem Platz, den kalten, grimmigen Blick auf die anderen Brüder gerichtet. Dann ergänzte er: „Diese TAM und die anderen Organisationen können wir zunächst ignorieren, genau wie alle anderen kleinen Rebellionen in irgendwelchen Ländern. Der Schlüssel zum Sieg in diesem Kampf ist die Ausschal-

tung Artur Tschistokjows. In Russland und Europa wird dieser Weltkrieg entschieden. Und er wird durch Atombomben entschieden werden."

„Sollen wir jetzt den bereits beschrittenen Weg des Nuklearkrieges einfach unbeirrt weitergehen?", wunderte sich ein Bruder aus dem Rat der 300.

„Natürlich! Die Global Control Force leidet unter schweren Disziplinproblemen und einer bröckelnden Kampfmoral, doch das kann man alles wieder durch brutale Maßnahmen in den Griff bekommen. Dafür aber muss Russland endlich zerstört werden. Tschistokjow hat sich verdammt gut auf diesen Krieg vorbereitet, das muss man ihm lassen. Er hat einen Teil der kriegswichtigen Industrie aus den Großstädten in dünnbesiedelte Regionen verlagert, zumindest die Atomwaffenfabriken. Außerdem bin ich mir inzwischen sicher, dass er schon vor Jahren intensiv mit dem Aufbau seiner Atommacht begonnen hat. Vermutlich sobald er die technischen Mittel dazu hatte", erklärte das Oberhaupt des Weltverbundes.

Die von Runzeln und tiefen Ringen umgebenen Augen des obersten Weisen wanderten über die Gesichter seiner Getreuen. Er bemerkte: „Wir bleiben auf unserem Weg und setzen den nuklearen Zermürbungskrieg fort, meine Brüder. Wenn Artur Tschistokjow fällt, dann fällt auch jeder andere Widerstand. Japan ist bereits zerstört. Und auch sonst wird dann niemand mehr in der Lage sein, Widerstand gegen uns zu leisten. Diese TAM und Calderons Mexikaner besiegen wir innerhalb weniger Wochen, wenn wir uns um sie kümmern können.

Diesmal leiten wir einen Atomschlag gegen den Nationenbund ein, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Danach wird das russische Volk in der gleichen Agonie

liegen wie die Japaner. Anschließend wird sich dieser Krieg endlich dem Ende zuneigen und wir können mit einem letzten Vernichtungsfeldzug gegen unsere Feinde beginnen. Von Russland und Japan wird nichts mehr übrig bleiben. Denkt an den 3. Punischen Krieg, meine Brüder! Das geschleifte, brennende Karthago ist nichts gegen das, was wir aus Russland machen werden."

Die Ratsmitglieder hörten ihrem Meister mit ausdruckslosen Gesichtern zu, bis sich der Weltpräsident erneut von seinem Platz erhob.

„Da die deutschen Städte Dresden und Rostock mittlerweile von der Volksarmee besetzt worden sind, schlage ich vor, dass wir sie zuerst mit Atomschlägen vernichten. Vor allem in Dresden gibt es ja eine langjährige Tradition, was das Brennen und Verrecken betrifft", sagte er lächelnd.

„Wir werden für diese beiden Städte sicherlich noch die eine oder andere Bombe übrig haben", antwortete der oberste Weise mit einem Nicken.

„Wie du hören kannst, lebe ich noch!", sagte Frank lachend.

„Sehr witzig, du Spinner! Wie sieht es denn sonst aus?", wollte Julia wissen.

„Im Westen nichts Neues, mein Schatz", gab Kohlhaas zurück.

„Aber du passt auf dich auf, oder?"

„Ja, so gut ich kann. Ich würde dich und Friedrich nämlich gerne wiedersehen. Unsere Hauptarmee wartet noch auf den Angriffsbefehl, aber wir Waräger sind schon unterwegs."

„Aha …", antwortete die Tochter des Außenministers lediglich.

„Was?“

„Also ihr fahrt wieder mitten rein und werdet ins schlimmste Feuer geschickt, oder wie?“

„Das ist unsere Aufgabe. Ausputzen und schnelle, punktgenaue Angriffe auf bestimmte Feindstellungen. So sieht es aus!“, meinte Frank.

Julias Begeisterung hielt sich in Grenzen, für einen Moment sagte sie nichts.

„Unterrichtest du wieder in der Dorfschule von Ivas?“, fragte Kohlhaas dann.

„Gelegentlich schon, aber derartige Dinge laufen hier zurzeit auf Sparflamme, wie du dir denken kannst. Ab und zu findet mal ein Tag Unterricht statt. Das ist jedoch weniger wichtig. Hauptsache, wir gewinnen diesen Krieg und ich sehe dich eines Tages lebend wieder, damit wir endlich ein normales Leben führen können“, stöhnte Julia.

„Ich wünsche mir nichts anderes – seit Jahren. Aber ich denke, dass wir es diesmal schaffen können. Bei allem, was ich in der letzten Zeit gehört habe, sieht es auf der anderen Seite zunehmend schlechter aus“, sagte Frank.

„Willst du damit vielleicht sagen, dass es bei uns gut aussieht?“, entgegnete seine Frau.

„Nein, sicherlich nicht gut, aber auch nicht katastrophal. Ach, was weiß ich denn? Ich kann das von hier aus ohnehin nicht beurteilen. Wir haben ja in Ostasien mehr oder weniger gewonnen, aber andererseits ist Japan so kaputt, dass Matsumoto überhaupt nichts mehr machen kann. Das war nichts als ein Phyrrussieg.“

„Lassen wir das, Frank. Versuchen wir uns über schönere Dinge zu unterhalten, als über diesen verfluchten Krieg“, sagte Julia betrübt.

„Einverstanden, ich kann das alles auch nicht mehr hören. Wie geht es Friedrich denn? Ist der auch da?“

„Nein, der ist irgendwo im Wald und spielt mit seinen Freunden aus dem Dorf. Er ist schon seit Stunden weg, aber das tut ihm gut und lenkt ihn ab. Er macht sich ständig Sorgen um dich, schläft immer noch sehr schlecht.“

„Sage ihm, dass irgendwann alles vorbei ist“, sagte Frank und wunderte sich eine Sekunde später bereits über die seltsame Zweideutigkeit seiner Aussage.

„Ach, Schatz, das sage ich dem Jungen seit seiner Geburt und es hört doch nicht auf. Inzwischen schwärmt er von Artur Tschistokjow und redet ständig davon, dass er ihm eines Tages helfen will. Er liest zurzeit „Der Weg der Rus“ und kann schon ganze Passagen auswendig“, erwiderte Julia.

„Es geht weiter, mein Liebling. Da kommt gerade ein neuer Befehl vom Oberkommando. Ich versuche, mich morgen noch einmal zu melden, okay?“

„In Ordnung, Frank! Hab dich lieb! Und pass auf dich auf! Tschüß!“

„Bis morgen! Bussi!“

General Kohlhaas ließ das Handy wieder in der Tasche seines Uniformmantels verschwinden und kramte stattdessen seinen DC-Stick hervor, um die E-Mail, die sich soeben mit einem leisen Piepen angekündigt hatte, zu lesen. Kurz darauf machte er sich wieder auf den Weg zu seinen Offizieren, um mit ihnen die neuesten Befehle des Oberkommandos zu besprechen.

Frank schlief heute im hinteren Teil seines Kommandopanzers in einem schäbigen Schlafsack. Der General und

seine Truppe hatten aufgrund des Zeitdrucks diesmal keine Möglichkeit gehabt, befestigte Stellungen zu errichten, was bedeutete, dass die meisten Waräger wieder einmal mit Zelten vorlieb nehmen mussten. Manche schliefen auch im Schutz von Bäumen, Erdlöchern, Panzern oder Transportlastwagen.

Doch Frank war sofort eingeschlafen; die Erschöpfung der letzten Tage hatte ihn schnell in die Knie gezwungen. Diesmal war er übergangslos in die Welt der Träume abgeglitten, sobald er die Augen geschlossen hatte. Hier erwartete ihn eine merkwürdige Vision.

Er fand sich plötzlich in der Küche seines alten Hauses in Ivas wieder und saß mit einer Tasse dampfendem Tee am Tisch. Frank lächelte zufrieden, wirkte gelöst und blickte aus dem Fenster, den sonnendurchfluteten Himmel in der Ferne betrachtend.

Tief im Inneren fühlte er, wie die Last der Welt und all sein Seelenschmerz von ihm abgefallen waren. Nichts mehr schien davon übrig geblieben zu sein, lediglich ein Gefühl von Erleichterung und Freiheit erfüllte sein Herz.

Der General nippte an seiner Teetasse und lehnte sich entspannt in seinem Stuhl zurück, als auf einmal jemand an die Eingangstür klopfte.

„Wir sind es, Herr Kohlhaas! Wären Sie so freundlich, uns hereinzulassen?“, hörte er eine Stimme.

Verdutzt stand Frank von seinem Platz auf und ging zur Tür. Er öffnete sie und sah die beiden Männer vor seinem Haus mit Verwunderung an.

„Herr Kohlhaas, wir freuen uns, dass Sie zu Hause sind. Dürfen wir reinkommen?“, fragte George Orwell, der berühmte Buchautor, mit einem freundlichen Lächeln.

„Hallo, Frank!“, sagte Herr Irrsinn, dessen Begleiter, und schüttelte dem General freundlich die Hand.

„Ich verstehe nicht ganz. Was führt Sie zu mir?“, wollte Kohlhaas wissen.

„Ich schlage vor, dass wir uns in die Küche setzen, um ein wenig zu plaudern. Haben Sie zufällig noch zwei Sitzgelegenheiten für uns, Herr Kohlhaas?“, erkundigte sich Orwell.

„Natürlich! Einen Augenblick bitte!“, gab Frank zurück und verschwand im Wohnzimmer, um seinen Gästen kurz darauf zwei Stühle zu bringen.

„Noch immer die alte Küche, Frank“, sagte Herr Irrsinn und sah sich in dem Raum um.

„Es tut mit leid, dass es ein wenig unaufgeräumt ist, aber ich hatte heute keinen Besuch erwartet, meine Herren“, entschuldigte sich der General.

„Das ist kein Problem. Wir kommen ja auch unangekündigt, Herr Kohlhaas. Aber es wird Sie sicherlich freuen, wenn Sie erfahren, warum wir gekommen sind“, erklärte Orwell.

„Dann klären Sie mich auf!“, sagte Frank mit erwartungsvollem Blick.

„Aber sicher, mein Freund“, antwortete Herr Irrsinn. „Herr Orwell und ich haben uns als Experten für Wahnsinn und finstere Dystopien einmal zusammengesetzt und deinen Fall besprochen. Nun, wir zwei kennen uns ja schon etwas länger, nicht wahr, Frank? Allerdings ist auch Herr Orwell nach wie vor sehr an deiner Geschichte interessiert. Wie auch immer, wir freuen uns sagen zu können, dass wir deinen Fall inzwischen sehr positiv beurteilen.“

„Aha?“, gab der träumende Kriegsheld verwundert zurück.

„Wenn ich noch leben würde, dann würde ich Ihre Lebensgeschichte als Roman verfassen, Herr Kohlhaas. Ich würde sogar eine ganze Romanreihe daraus machen. Und ich hätte auch schon einen passenden Titel für die Serie. Ich würde sie ‚Beutewelt‘ nennen. Das klingt interessant, oder?“, meinte Orwell amüsiert.

„Mein Leben als Roman? Was meinen Sie mit ‚Beutewelt‘?“ Frank war verwirrt.

„Die Welt als Beute, verstehen Sie? Metaphorisch gesprochen. Gut, ist aber auch nicht so wichtig, denn Sie sind ja kein Literat, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf“, antwortete der Schriftsteller.

„Wir kommen vom Thema ab, Kollege“, unterbrach Herr Irrsinn den Buchautor und wandte sich dann wieder Frank zu. Er entblößte seine gelblichen, langen Zähne zu einem breiten Grinsen; tief sah er Kohlhaas in die Augen.

„Ich fasse zusammen: Du hast mittlerweile eine Familie und einen Job, in dem du sehr gut bist, Frank. Ja, das kann man mit Fug und Recht sagen. Du tötest mit einer Selbstverständlichkeit, wie andere Menschen Akten sortieren oder Eiscreme verkaufen. Was soll man dazu noch anmerken, mein Junge? Alles bestens, dein Leben hat sich stabilisiert. Wie nennt man das noch? Ach, ja … günstige Sozialprognose …“

Der General schwieg und Herr Irrsinn grinste noch breiter. Dann sagte Orwell: „Und das ist natürlich noch nicht alles, Herr Kohlhaas. Mit größter Faszination beobachte ich, wie Sie und Ihre Freunde das Unmögliche schon beinahe geschafft haben. Es ist unfassbar, was Sie geleistet haben. Ich werde eines Tages reinkarnieren und ein paar

Bücher über Sie schreiben. Oder über Artur Tschistokjow, das muss ich mir noch überlegen. Hach, Sie wären eine großartige Romanfigur!“

„Herr Orwell trauert seiner Autorentätigkeit noch immer nach, seitdem er tot ist“, meinte Herr Irrsinn. „Ist doch so, oder nicht?“

„Ja, ja!“, brummte der Schriftsteller. „Man kann da hinten weder schreiben, noch sonst etwas Interessantes tun. Und wenn man Kontakt zu den Lebenden aufnimmt, um sich ein wenig zu unterhalten, dann regt sich der Chef wieder auf und hält einem eine lange Standpauke, dass man die kosmische Ordnung gestört hätte. Es ist immer das Gleiche mit ihm.“

„Meinen Sie Gott, Herr Orwell?“, fragte Frank, den Schriftsteller entgeistert anglotzend.

„Ja, natürlich, wen sonst!“, erwiderte dieser. Er verdrehte die Augen.

„Und was sagt er zu dem Atomkrieg hier unten auf Erden?“, wollte Frank wissen.

Orwell winkte ab. „Das sind für den Chef ‚Peanuts‘, wie er immer sagt. Der hat doch nur seine kleinlichen Vorschriften im Kopf oder beschäftigt sich mit den großen Dingen des Universums. Die Menschen sollen machen, was sie wollen, meint er. Das interessiert ihn alles gar nicht.“

„Bevor mein werter Kollege jetzt völlig vom Thema abkommt, möchte ich abschließend noch bemerken, dass ich sehr zufrieden mit deiner Entwicklung bin, Frank. Ich bin absolut positiv überrascht, ganz ehrlich!“, sagte Herr Irrsinn und klopfte Frank auf die Schulter.

„Dann wollen wir uns jetzt auch wieder auf den Heimweg machen, Herr Kohlhaas“, fügte Orwell hinzu, um sich anschließend von seinem Platz zu erheben.

Die beiden Gäste gingen daraufhin zur Eingangstür und verabschiedeten sich freudestrahlend von dem nach wie vor recht überraschten General.

„Und richten Sie Artur Tschistokjow aus, dass er sich bemühen soll, nicht eines Tages wie der „Große Bruder“ zu werden“, rief George Orwell. Dann lief er auf die Straße.

Herr Irrsinn blieb indes noch einen Augenblick auf der Türschwelle stehen. Er war sichtlich gerührt. Schließlich umarmte er Frank. „Wir werden uns in diesem Leben nicht mehr wiedersehen, mein Freund. Aber du sollst wissen, dass ich furchtbar stolz auf dich bin. Die Menschen werden deinen Namen noch in Jahrhunderten kennen und ihre Kinder nach dir benennen. Unsere Zusammenarbeit hat mir immer großen Spaß gemacht, Frank. Das musst du mir glauben. Leb wohl, alter Junge!“

Schließlich ging Herr Irrsinn ebenfalls fort und folgte Orwell nach. Frank stand in der Tür seines alten Hauses, den beiden verdutzt nachschauend.

„Gleich wird er wieder schimpfen, wenn wir zurück sind“, hörte Frank den Schriftsteller noch zu seinem Begleiter sagen.

„Ich würde mich da überhaupt nicht mehr aufregen, Herr Kollege. Er ist eben leicht reizbar und rechthaberisch, aber im Grunde ist es ihm doch völlig egal, was wir tun“, meinte Herr Irrsinn, um mit George Orwell daraufhin hinter einem Haus an der Straßenecke zu verschwinden.

Am 04. August 2054 öffneten sich die unterirdischen Atomwaffenhangars auf dem nordamerikanischen Kontinent, in England und im Nahen Osten erneut, um einen Nuklearwaffenangriff nie gekannter Größe über den Nationenbund der Rus, das bereits am Boden liegende Japan und die von der Volksarmee besetzten Städte in Ostdeutschland hereinbrechen zu lassen. Nicht weniger als 200 Atomraketen wurden diesmal von der Weltregierung abgeschossen, um dem Feind mit einem gewaltigen Schlag endlich das Rückgrat zu brechen.

Gänze Schwärme der tödlichen Geschosse drangen an jenem Tag in den russischen Luftraum ein, doch sie trafen auf ein stark vergrößertes Abwehrnetz aus zahlreichen EMP-Geschützen, das sich inzwischen über die noch intakten Städte Russlands ausgebreitet hatte. Lediglich 23 Atomraketen konnten es noch durchdringen. Matsumoto hatte die noch übrig gebliebenen Städte Japans mittlerweile ebenfalls mit EMP-Geschützen abgesichert, was dazu führte, dass lediglich Hakodate und Morioka von jeweils einer Atomrakete getroffen wurden. Die übrigen 56 auf das Inselreich abgeschossenen Kernwaffen wurden bereits im Anflug unschädlich gemacht.

Für Dresden und Rostock waren jeweils drei Atombomben bestimmt gewesen, doch auch hier hielt der EMP-Schild stand und bewahrte die schönen, alten Städte vor der Zerstörung.

Die 23 Nuklearraketen, die schließlich auf russischem und ukrainischem Boden detonierten, richteten dennoch großen Schaden an. Die Großstädte Donetsk und Sevastopol konnten trotz der modernen Abwehrtechnologie nicht vor dem atomaren Feuersturm bewahrt werden. Das Gleiche galt für Daugavpils, Saransk und Vologda. Zudem

wurden noch mehrere mittelgroße Städte ausgelöscht. Erneut blieben Millionen Tote und gewaltige Zerstörungen zurück. Dies hatte der von Prof. Hammers Wissenschaftlerteam entwickelte EMP-Schild nicht verhindern können.

Die Rus triumphierten nichtsdestotrotz und rein militärstrategisch gesehen hatte sie auch allen Grund dazu, denn das neue Verteidigungssystem hatte sie vor dem bisher größten Atomwaffenangriff dieses Krieges bewahrt. Fast 90% der gefürchteten Massenvernichtungswaffen waren dank der neuen Erfindungen, die sie Prof. Hammer und seinen Wissenschaftlerkollegen zu verdanken hatten, ausgeschaltet worden. Nicht nur die Leben von Millionen Menschen waren dadurch gerettet worden, sondern auch zahlreiche kriegswichtige Industrieanlagen und eine Reihe von Raketenbasen.

Als Artur Tschistokjow und seine Mitstreiter einige Tage später allerdings erfuhren, wie viele Atomraketen der Feind diesmal auf ihr Land abgefeuert hatte und wie unstillbar sein Hunger nach Vernichtung noch immer war, stockte ihnen der Atem.

„Wenn wir nicht den Abwehrschild gehabt hätten, wäre bei diesem Angriff unser halbes Volk getötet worden!“, bemerkte der russische Souverän geschockt und lief einen ganzen Tag lang verstört durch die trostlosen Gänge seines Atombunkers.

Dann befahl der Anführer der Freiheitsbewegung, den Großangriff mit einem Gegenschlag gewaltigen Ausmaßes zu beantworten. Er hoffte, dass der Feind danach endlich von weiteren Kernwaffenangriffen absehen würde.

Einige seiner engsten Getreuen versuchten ihn davon abzubringen, noch einmal auf die gleiche Weise zurückzuschlagen, denn das Abwehrsystem der Weltregierung war

wesentlich primitiver und rückständiger als das des Nationenbundes, doch Artur Tschistokjow blieb hart. Er sah keine andere Möglichkeit, als den Gegner mit einem noch größeren Gegenangriff zu Boden zu schlagen, auch wenn es Millionen Unschuldigen das Leben kostete. Rohheit und eiskalte Planung hatten auf beiden Seiten längst über jede Menschlichkeit gesiegt.

Da viele Raketen der Weltregierung von britischen Basen auf Russland abgeschossen worden waren, wurden diese das erste Ziel der atomaren Gegenoffensive. Zwar lagen sie vielfach tief unter der Erde und waren damit schwer zu zerstören, doch versuchte es Tschistokjow dennoch. Es war der Morgen des 12. August 2054, als Atom-U-Boote der Volksarmee den Vergeltungsschlag auf mehrere Kernwaffenstützpunkte in Schottland eröffneten. Doch das Resultat war mager. Es gelang den mit kleineren Sprengköpfen ausgestatteten taktischen Raketen kaum, den unterirdischen Basen ernsthaften Schaden zuzufügen oder sie gar zu zerstören. Das Gleiche galt für den größten Teil der im Sektor Amerika-Nord oder im Nahen Osten gelegenen Abschussbasen des Feindes, die ebenfalls gut gesichert unter der Erde lagen. Lediglich die Oberfläche konnte verwüstet werden, wobei die Atomwaffenstützpunkte des Feindes jedoch unbehelligt blieben.

Daraufhin befahl Tschistokjow, die noch nicht zerstörten Städte auf den britischen Inseln zu beschießen, und ließ eine große Anzahl seiner neu entwickelten Istreblenje Raketen in Stellung bringen. Diese Wasserstoffbomben hatten eine wesentlich höhere Sprengkraft als ihre Vorgänger und waren furchtbare Waffen.

Am 14. August 2054 blitzten die Atompilze zuerst in Iverness und Aberdeen über den Häusern der todgeweih-

ten Städte auf. Ein Tag später folgten Dundee, Stirling, Cupar und Glasgow, die in einem höllischen Flammenmeer untergingen. Glücklicherweise hatten bereits Hunderttausende die Städte verlassen und waren in die schottischen Highlands geflüchtet. Artur Tschistokjow hatte dem britischen Sub-Gouverneur zuvor freundlicherweise eine Warnung zukommen lassen, damit zumindest ein Teil der Einwohner evakuiert werden konnte. Die größte Stadt Schottlands, Edinburgh, verschonte er indes und ließ stattdessen Cardiff, Newport, Maidstone, Warwick und Leicester zerstören.

Am 16. August stellte der Nationenbund der Rus seinen Atomraketenbeschuss zunächst ein und teilte Jerry Diamond mit, dass die britischen Inseln von nun an verschont würden, wenn von dort aus keine Kernwaffen mehr auf Russland abgefeuert würden.

Der Sub-Gouverneur der britischen Inseln ließ sich jedoch nicht auf Tschistokjows Angebot ein. Offenbar war es ihm gleich, ob das englische Volk in Zukunft noch mehr Tote zu beklagen hatte. Daimond war ein hochrangiger Logenbruder und betrachtete sich lediglich als Verwalter im Auftrag des Weltverbundes. Welche Bevölkerung er gerade verwaltete, schien ihn hingegen nicht zu interessieren.

Als einzige Atomwaffenzone in Europa waren die britischen Inseln in den Augen Jerry Diamonds strategisch äußerst wichtig, weshalb dieser auf die Wünsche der dort lebenden Menschen keinerlei Rücksicht nahm. Diamond selbst hatte sich längst in einen sicheren Atombunker in den schottischen Highlands zurückgezogen und gab dem russischen Staatschef nicht einmal eine Antwort auf seine Forderung.

Daraufhin ließ Tschistokjow den Atomwaffenbeschuss fortsetzen. Die südenglischen Städte Dorchester, Ipswich, Hertford und Norwich wurden von mehreren Istreblenje Wasserstoffbomben vom Antlitz der Erde getilgt.

Nottingham, Northampton, Exeter, Dumfries und Aylesbury folgten wenige Stunden später. Als Jerry Diamond am 23. August immer noch keine Verhandlungsbereitschaft zeigte, ging schließlich auch Edinburgh, als letzte Metropole der britischen Inseln, im nuklearen Flammenmeer von drei Wasserstoffbomben unter.

Der letzte atomare Schlagabtausch zwischen der Weltregierung und dem Nationenbund der Rus hatte den Menschen in Europa einen weiteren Schock versetzt. Die massive Bombardierung der britischen Inseln mit Atom- und Wasserstoffbomben und das vorausgegangene Scheitern der nuklearen Offensive des Weltverbundes hatten nicht nur unter den Logenbrüdern, sondern auch in den Reihen der Global Control Force Panik verursacht.

Da sich weder die Atombombenabwürfe auf England, noch der fehlgeschlagene, eigene Kernwaffenangriff vor den gewöhnlichen GCF-Soldaten verheimlichen ließen, ergriff die internationalen Streitkräfte eine nie gekannte Disziplinlosigkeit und Unruhe.

Die GCF-Verbände, die die Frontlinie zwischen Leipzig und Potsdam hatten halten sollen, waren bald auf dem Rückzug nach Westen. An manchen Orten flohen die Soldaten sogar einfach aus ihren Stellungen oder desertierten.

Frank und die von ihm befehligten Truppen waren inzwischen nach Lutherstadt Wittenberg gerufen worden, um die von der GCF aufgegebene Stadt zu besetzen. Sie waren

in den frühen Morgenstunden dieses sonnigen Tages angekommen und sofort in die halb verlassene und teilweise zerstörte Stadt eingerückt. Trotzdem wurden sie von jenen, die noch nicht aus Lutherstadt geflüchtet waren, mit lautem Jubel empfangen.

„Das sind ja doch noch ein paar geblieben …“, bemerkte Frank grinsend und sah zu einem russischen Major herüber.

„Die GCF hat sich aus der kompletten Region zurückgezogen. Offenbar hat unser letzter Atomschlag doch mehr Eindruck hinterlassen, als wir anfangs gedacht haben“, antwortete der Offizier.

General Kohlhaas saß auf der Ladefläche eines großen Transportlasters und befand sich an der Spitze einer langen Fahrzeugkolonne, die langsam durch die Straßen der Innenstadt fuhr.

„Da ist unser deutscher Held!“, rief plötzlich eine junge Frau am Straßenrand und zeigte auf Frank, laut jubelnd und gestikulierend.

Der General winkte den Männern und Frauen auf dem Gehsteig zu und diese begannen auf einmal damit, wieder und wieder seinen Namen zu rufen.

„Kohlhaas! Kohlhaas! Kohlhaas!“, schallte es nach einer Weile durch die Straßen. Franks Landsleute rannten zu dem Transportlaster, auf dem der General winkend durch die Stadt rollte, um ihm Blumen und Geschenke zu bringen.

„Das Volk liebt Sie!“, sagte der Major neben ihm, Frank auf die Schulter klopfend. Dieser blickte nur schweigend und zugleich tief gerührt auf die wachsende Anzahl der Männer und Frauen, die sich der Lastwagenkolonne mit lautem Freudengeschrei näherten.

„Es ist schön zu sehen, dass nicht alles umsonst gewesen ist“, antwortete Kohlhaas dem Major, um sich an den glücklichen Menschen um sich herum zu ergötzen.

In der sich immer weiter vergrößernden Menge, die den Transportfahrzeugen schließlich ehrfürchtig aus dem Weg ging und die Straßen freimachte, wurden zahlreiche Deutschland- und Drachenkopffahnen geschwungen.

„Ich habe meinen Sohn nach Ihnen benannt, Herr General!“, hörte Frank einen Mann neben sich rufen; er drehte seinen Kopf für einen Moment lächelnd zur Seite.

Von derartigen Szenarien hatte er früher gelegentlich geträumt. Jetzt waren sie Realität geworden. Wie oft hatte er Gott angefleht, ihn die Befreiung seines Heimatlandes noch miterleben zu lassen. Diesmal war es jedoch kein Traum; und selbst wenn morgen wieder alles vorbei wäre, so war dieser Moment doch wundervoll und erhebend. Frank kostete ihn aus, schloss die Augen, lauschte den Sprechchören im Hintergrund, die seinen Namen ständig wiederholten und ihn wie einen Erlöser priesen.

War es in Skandinavien bisher recht ruhig geblieben, so hatte sich das seit drei Tagen geändert. Da die Weltregierung in der letzten Zeit verstärkt dazu übergegangen war, in Schweden, Norwegen und Finnland Truppenverbände zu sammeln und Stützpunkte zu errichten, hatte Artur Tschistokjow den Einmarsch in Finnland befohlen, um einer drohenden Invasion Kareliens zuvorzukommen. Außerdem war Skandinavien inzwischen zu einem der Hauptoperationsgebiete der GCF-Seestreitkräfte geworden, die der bereits stark dezimierten russischen Flotte vor einem Monat eine schwere Niederlage in der dritten Seeschlacht um den finnischen Meerbusen zugefügt hatten.

So marschierten Anfang September 2054 einige speziell für den Winterkrieg ausgerüstete Divisionen der Volksarmee in Finnland ein, während weitere Luftlandeverbände im Nordosten von Schweden abgesetzt wurden. Damit war nun auch der Kampf um Skandinavien eröffnet worden. Tschistokjow hatte ihn immer verhindern wollen, um seine Truppen nicht noch mehr zu verzetteln, doch die Situation im September 2054 ließ ihm keine andere Wahl mehr.

Was allerdings hoffen ließ, war die Tatsache, dass sich in den letzten Monaten vor allem in Finnland eine große Volksbewegung gegen die Weltregierung gebildet hatte und sich immer mehr Finnen als Kriegsfreiwillige bei der Volksarmee meldeten.

Frank hatte hingegen andere Sorgen. Er stand mit seinen Verbänden mittlerweile in der Nähe von Bitterfeld. Hier, so hatte das Oberkommando angeordnet, sollten sich seine Waräger „einigeln" und einen Vorposten errichten, falls die GCF wiederkam.

„Das ist die reinste Sklavenarbeit, Herr General!", murrte ein Soldat, als Frank nachdenklich am Rand des neu ausgehobenen Grabens an ihm vorbeiging.

„Die alten Römer haben auf dem Marsch jeden Abend so viel buddeln müssen, mein Lieber. Das wirst du schon überleben", gab Kohlhaas zurück und wischte sich den Staub von seinem langen, dunkelgrauen Uniformmantel.

Die anderen Männer gruben derweil unbeirrt weiter und versuchten, einen halbwegs brauchbaren Schützengraben auszuheben.

Sie würden hier vermutlich nicht lange bleiben und bald weiter nach Westen vorrücken, sobald das Oberkommando den wichtigsten Heeresgruppen den Befehl zur Großof-

fensive gegeben hatte, dachte Frank. Doch es konnte auch genauso gut anders kommen. Das wusste er ebenfalls.

„Haben Sie schon etwas von den Feindstreitkräften gehört, Herr General? Kommen die wirklich nicht wieder zurück?“, fragte ihn nun ein anderer Waräger.

Kohlhaas schüttelte den Kopf. Er setzte sich ins saftig grüne Gras neben einer frisch ausgehobenen MG-Stellung.

„Es sind noch keine GCF-Soldaten gesichtet worden. Warten wir es ab. Aber ich denke, dass bald unser großer Vormarsch nach Westen beginnt, Herr Obergefreiter“, antwortete Frank mit einem freundlichen Lächeln.

„Ich bin erst seit einem halben Jahr dabei, Herr General. Aber bei Ihnen fühle ich mich gut aufgehoben“, sagte der junge Soldat und legte seinen Klappspaten für einen Moment zur Seite, um Frank zu betrachten.

„Gut aufgehoben? Bei den Warägern?“, fragte dieser schmunzelnd.

„Ja, Herr General!“

„Haben Sie sich freiwillig gemeldet, Herr Obergefreiter?“

Der rothaarige Russe nickte. Frank musterte den jungen Burschen nachdenklich.

„Selbstverständlich, Herr General! Ich wollte schon als kleiner Junge zu den Warägern. Schon als ich noch bei den Kindern der Rus war, wollte ich eines Tages meinen Dienst bei den Besten der Besten tun“, schwärmte der Soldat.

„Wie alt bist du, Junge?“, fragte Frank. Diesmal verzichtete er auf das „Herr Obergefreiter“.

„Ich bin 19, Herr General!“

„Also noch ein ganz junger Feldhase …“

„Ja, wenn Sie das so sehen“, gab der Soldat zurück und lachte laut auf. Dann begann er wieder zu graben.

Plötzlich sprang Frank zu ihm in das Erdloch und kam einen großen Schritt auf ihn zu. Der junge Mann drehte sich um, überrascht sah er den General an. Kohlhaas kam noch näher, den Nachwuchssoldaten mit ernster Miene beäugend.

„Habe ich etwas falsch gemacht, Herr General?“, fragte dieser verunsichert, doch Frank winkte ab.

„Nein, mein Junge, es ist alles in Ordnung“, sagte er und suchte nach den richtigen Worten.

Der Obergefreite senkte den Blick, nicht wissend, was er nun tun sollte. Schließlich hob Frank seinen Zeigefinger und murmelte: „Du … du solltest überhaupt nicht hier sein, Junge. Ihr seid alle viel zu jung für diesen Krieg. Eines musst du mir versprechen …“

Der General unterbrach sich selbst. Er kratzte sich geistesabwesend am Kinn, während ihn der junge Waräger fragend anstarrte.

„Du musst das hier überleben. Wenn alle tot sind, dann gibt es keinen neuen Morgen mehr. Ihr sollt lebendig sein und nicht alle in diesem Krieg verrecken. Pass einfach auf dich auf, Junge. Es sind schon viel zu viele Burschen wie du gefallen. Pass immer auf dich auf …“, sagte Frank leise und kletterte anschließend wieder aus dem Graben heraus. Dann ging er davon und ließ den verdutzten Obergefreiten zurück.

Allah ist groß

Der Vorsitzende des Rates der 13 schritt vor den anderen elf Mitgliedern des obersten Gremiums auf und ab. Man sah ihm die Unsicherheit und Besorgnis deutlich an, sein faltiges Gesicht strahlte tiefsitzende Verbitterung aus.

„Die Unseren flehen den Allmächtigen inzwischen an vielen Orten demütig um seinen Beistand an. Sie opfern ihm Kinder, die rein und unschuldig sind. Sie geloben unsere heiligen Gebote mit aller Akribie zu erfüllen. Doch er ist trotz allem nicht zufrieden mit uns, entzieht uns langsam seine Gunst", murmelte er, während ihn seine Brüder voller Entsetzen anstarrten.

„Von allen Schriftgelehrten unserer Gemeinschaft steht er mir, dem obersten Weisen, am nächsten. Und ich fühle seinen Zorn über die Tatsache, dass wir Fehler bei der Umsetzung des Großen Plans der Alten gemacht haben", fuhr er fort.

„Aber welche Fehler haben wir gemacht, Erleuchteter? Welche Gebote, die er uns gegeben hat, haben wir missachtet? Wir waren immer seine treuen Diener, Meister!", stieß der Weltpräsident verzweifelt aus und raufte sich die Haare.

„Unsere heiligen Häuser sind erfüllt mit dem reuevollen Klagen der Unseren. Die Geistlichen bitten den Höheren um Gnade, auf dass er sein Antlitz nicht von uns abwendet", sagte der Erste der Weisen mit bebender Stimme.

„Er hat uns Tschistokjow als Nemesis geschickt, um uns ein letztes Mal zu prüfen, bevor er uns diese Welt als Königreich schenkt. Ja, das wird es sein!", rief eines der Ratsmitglieder aus, wobei es die Arme in die Höhe warf.

„Nein, Bruder! Unser Gott ist voller Zorn über unsere Fehler. Wir haben die heiligen Schriften nicht so beachtet, wie er es uns befohlen hat. Daran gibt es keinen Zweifel! Wir müssen in uns gehen, diese Fehler suchen und ausmerzen. Nur so können wir wieder seine Hilfe erlangen“, sinnierte der Vorsitzende des Rates.

„Aber welche Fehler haben wir gemacht, Allmächtiger? Bitte weise uns auf sie hin und wir werden Buße tun! Welche Blutopfer verlangst du von uns, Herr? Wir sind bereit alles zu tun, um vor deinem Thron zu bestehen! Verlasse deine Kinder nicht …“, wimmerte der Weltpräsident und blickte mit Tränen in den Augen zur Decke des halbdunklen Raumes.

„Der Große Plan kann nicht scheitern, er ist perfekt und hat keine Fehler. Sicherlich haben die Alten ein derartiges Armageddon eingeplant, Meister! Es ist sicherlich alles ein Teil ihrer Vorsehungen, nicht wahr?“, sagte ein ergrauter Herr.

Der Vorsitzende des Rates der 13 starrte ihn wütend an und schrie: „Nein! Uns wurde ein letzter Krieg vorausgesagt, aber in einer anderen Form als dieser hier! Offenbar kennen Sie die heiligen Schriften nicht, Bruder, obwohl Sie ein Mitglied des obersten Rates sind. Jemanden wie Tschistokjow haben die Alten nicht vorhergesehen, er ist eine Anomalie. Es dürfte ihn gar nicht geben, wenn es nach den heiligen Schriften ginge!“

Nachdem der oberste Weise diese Worte gesagt hatte, wagte keines der Ratsmitglieder ihm noch eine Antwort zu geben. Selbst der Weltpräsident hielt sich mit seinen Ausbrüchen zurück; er wisperte lediglich leise vor sich hin und rezitierte pausenlos Litaneien aus einem alten Glaubenswerk.

„Aber es muss doch einen Hinweis auf jemanden wie Tschistokjow geben. Irgendwo in den heiligen Schriften muss er sein. Wir haben sie vielleicht nur falsch interpretiert, Meister. Wenn Tschistokjow kein Teil des Großen Plans ist, dann würde das bedeuten …“, stammelte eines der Ratsmitglieder plötzlich, um sich dann selbst zu unterbrechen.

Währenddessen warf ihm der Weltpräsident einen finsteren Blick zu. Er hämmerte mit der Faust auf den Tisch. Mit einem spitzen Schrei sprang er auf und lief daraufhin leise murmelnd durch den Raum.

„Wagen Sie niemals so etwas auszusprechen! Unser Gott straft jene, die ihn anzweifeln. Sein Zorn ist bereits groß genug, sonst hätte er uns in diesem Kampf längst den Sieg geschenkt. Erzürnen Sie ihn nicht noch einmal mit derart blasphemischen Äußerungen, Bruder“, flüsterte der Weltpräsident und sah sich nervös um, als ob er fürchtete, von jemandem belauscht zu werden.

„Wir müssen mit unseren Atomangriffen weitermachen. Es gibt keinen anderen Weg mehr. Das nächste Mal schießen wir so viele Raketen ab, dass selbst Tschistokjows Abwehrsystem sie nicht mehr aufhalten kann. Wir müssen einfach die Nerven behalten, denn unser Kernwaffenarsenal ist nach wie vor nicht erschöpft“, sagte der oberste Weise und versuchte, sich wieder zu fangen.

„Und die Gegenschläge? Was ist damit? Tschistokjow wird dann als Rache alle unsere Städte und Zentren völlig vernichten!“, sorgte sich ein dicklicher Bankier. Der Mann wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wir machen weiter wie bisher! Irgendwann muss dieses verfluchte Abwehrsystem versagen!“, knurrte der Vorsitzende des Rates. Er schob seine Unterlippe zornig nach

oben, während sich in seinen Augen Hass und Verzweiflung spiegelten.

Noch immer standen sich Millionen Volksarmisten und GCF-Soldaten in Ostdeutschland, Tschechien, Österreich und Ungarn auf kilometerlangen Fronten gegenüber. Doch bis auf kleinere Scharmützel hatte es bisher keine größeren Kämpfe zwischen den beiden Armeen gegeben. Die britischen Inseln glichen nach dem atomaren Gegenangriff der Rus indes einer riesigen Trümmerlandschaft, doch das englische Volk begehrte noch immer, trotz Hunger und Elend, nicht gegen seine Herren auf. Wenn es doch jemand wagte, dann wartete auf ihn die Aktivierung des implantierten Scanchips und damit der sichere Tod. Im Falle von England hatte die Weltregierung nämlich wieder einige für die Bewohner der Inseln zuständige Satelliten repariert, um zumindest einen Teil der dortigen Scanchipträger überwachen zu können. Ansonsten war der Angriff der russischen Hacker auf das für Europa zuständige Satellitennetzwerk so erfolgreich gewesen, dass sich die Logenbrüder zunächst auf den Kriegsverlauf und nicht auf eine langwierige Restaurierung der Satelliten konzentriert hatten. Trotz allem versuchten Hunderttausende von Engländern, die Insel zu verlassen und strömten auf das europäische Festland. Immer mehr von ihnen zogen das Risiko einer Scanchipabschaltung dem Hungertod in der Heimat vor.

Mitte Oktober gelang es den Rus schließlich, einige der Satelliten endgültig abzuschalten oder zu zerstören, so dass die Scanchips der meisten Engländer nicht mehr als tödliche Waffen benutzt werden konnten. Die Tatsache, dass

sich über 90 Prozent der Briten die mit Nano-Giftkapseln versehenen Mikrochips hatten einpflanzen lassen, rächte sich in diesen Tagen trotz alledem bitter. Zehntausende von Bürgern, die sich zu offenem Protest gegen die Logenbrüder zusammengefunden hatten, konnten nicht mehr gerettet werden. Sie wurden einfach „abgeschaltet“ und gesellten sich zu den Millionen Toten, die an den Nachwirkungen der Atombombenangriffe zu Grunde gegangen waren.

Wenig später gelang es einigen Kommandoeinheiten der Volksarmee in einer halsbrecherischen Aktion bis zu den Atomwaffenbasen in den schottischen Highlands vorzustoßen und diese unschädlich zu machen. Trotzdem war diese Operation lediglich ein Tropfen auf den heißen Stein, denn im Süden und Osten der britischen Inseln befanden sich noch weitere Raketenstützpunkte.

Die von einigen englischen Flüchtlingen gegründete Untersektion der Freiheitsbewegung hatte Artur Tschistokjow in den letzten Monaten mehrfach gebeten, die britischen Inseln nicht weiter anzugreifen, aber dieser gab nicht mehr nach. Seine Kriegsstrategie hatte Vorrang, denn die britischen Inseln waren nun einmal eines der wichtigsten Zentren seiner Feinde. Dennoch plagten den russischen Souverän schwere Gewissensbisse und er versuchte, zumindest den von den Inseln geflohenen Briten zu helfen. Doch er konnte nur wenig tun. Wer hinter die vorerst sicheren Linien der Volksarmee gelangen konnte, dem ließ er Hilfe zu Teil werden, allen anderen jedoch nicht. Aber auch hier mussten die Flüchtlinge erst einmal in Auffanglagern, die im Hinterland eingerichtet worden waren, untergebracht und strengstens untersucht und

befragt werden, da sich unter ihnen GSA-Agenten befinden konnten.

Alles in allem war es eine schreckliche Situation für den Anführer der Freiheitsbewegung, der versprochen hatte, Europa zu befreien. Die weltpolitische Situation zwang Tschistokjow, aufgrund seiner äußerst fanatischen und skrupellosen Gegner, das Leid des englischen Volkes zu ignorieren.

„Eines Tages könnte es sein, dass ich vor allem England angreifen muss. Es wird keinen anderen Weg geben, denn die britischen Inseln sind eines der Gebiete, wo sich unsere Feinde wie sonst nirgendwo eingenistet haben“, hatte der Anführer der Rus Wilden schon vor Jahren erklärt.

Doch auch Tschistokjows schlechtes Gewissen änderte nichts daran, dass die britischen Inseln inzwischen so sehr verwüstet waren, dass sich das Land kaum noch von den Atomwaffenangriffen erholen konnte. Sub-Gouverneur Jerry Diamond blieb dagegen nach wie vor uneinsichtig, obwohl die urbanen Zentren Englands längst nur noch entvölkerte Ruinenfelder waren.

Die Spitzen des Weltverbundes reagierten auf den Atomschlag Tschistokjows nicht aufgrund der Millionen Toten schockiert, sondern wegen der Tatsache, dass ihr eigener Vernichtungsschlag gegen den Nationenbund gescheitert war. Ihre Atomwaffenabwehr hatte sich als deutlich unterlegen erwiesen und das bereitete ihnen Kopfzerbrechen. Die Tatsache, dass ihnen die Konstruktionspläne für den Plasmawerfer inzwischen durch einen verräterischen Wissenschaftler in die Hände gespielt worden waren, veränderte die Gesamtsituation kaum noch. Glücklicherweise hatte die ADR-Spionageabwehr den Hochverräter

rechtzeitig ausfindig und unschädlich machen können, bevor dieser noch weitere Baupläne preisgeben konnte.

Jedenfalls wussten die Logenbrüder mittlerweile, was den noch intakten Städten Nordamerikas und ihren letzten Zentren blühte, wenn sie den Nationenbund der Rus, Japan, Deutschland oder Polen erneut mit Atombomben attackierten.

Nachdem der EMP-Schutzschild noch weiter ausgebaut worden war und auch die wichtigsten Städte in Ostdeutschland und Polen unter seinem Schutz standen, gab das Oberkommando der Volksarmee am 15. November 2054 den Befehl zum Vormarsch nach Westen.

„Waräger! Es geht nach Jena!", rief Frank in sein Komm-Sprechgerät und der Transportpanzer brauste los. Alfred Bäumer und 50.000 Elitesoldaten waren an seiner Seite, um ihm in die entscheidende Schlacht um das Herz Europas zu folgen. Zur gleichen Zeit rückten Hunderttausende von Volksarmisten in Tschechien, Rumänien, Ungarn und der Slowakei ein, wo sie die GCF angriffen. Hunderte von Panzern folgten ihnen, die mobilen Geschützbatterien kamen mit rasselnden Ketten hinterher.

Die vorrückenden Verbände der Volksarmee wurden von einer wachsenden Zahl europäischer Freiwilliger begleitet. Oft waren diese Milizionäre nur unzureichend ausgerüstet, da sie der Nationenbund nicht alle mit Waffen versorgen konnte. Aber das änderte nichts an ihrem guten Kampfgeist und dem Willen, die Tyrannei der Weltregierung endlich zu beenden.

„Wir greifen die GCF rund um Jena gezielt an und versuchen dann, durch die Front zu brechen. Anschließend fallen wir dem Feind, wo es möglich ist, in den Rücken,

während die Hauptarmee von vorne kommt. Im Norden werden unsere Leute das Gleiche tun und hoffentlich bei Güstrow durchbrechen", erklärte Frank seinem Freund Alf, der heute ebenfalls in seinem Kommandopanzer war.

„Also plant das Oberkommando eine Kesselschlacht?", fragte Bäumer.

„Mehr oder weniger. Alles muss wie immer schnell gehen, bevor die Abwehrfront der GCF durch weitere Verstärkungen aus Westdeutschland gefestigt werden kann", meinte Kohlhaas.

Alf nickte lediglich. Dann schwiegen die anwesenden Offiziere der Warägergarde, während der General die Umgebung auf einem Bildschirm im vorderen Teil des Panzers betrachtete. Diesmal griffen die Armeen des Nationenbundes mit allem an, was sie noch aufbieten konnten. Die zweite Schlacht um Europa durfte nicht in einem Debakel enden, sonst hatte das furchtbare Folgen.

„Ich bin gespannt, ob uns unsere Landsleute im Westen Deutschlands auch unterstützen oder zumindest gegen die Weltregierung auf die Barrikaden gehen", sagte Bäumer.

Frank sah ihn mit erster Miene an und erwiderte: „Das ist auch ihre letzte Chance, der ewigen Sklaverei und dem Untergang zu entgehen. Ich hoffe, dass wenigstens ein Teil der Deutschen noch nicht so komplett verblödet ist, dass sie das nicht mehr begreifen. Aber wir werden es ja sehen."

Während die Global Control Force immer größere Probleme hatte, die Volksarmee der Rus in Europa aufzuhalten, brach die öffentliche Ordnung in vielen Ländern zusammen. In China und Indien kam es zu flächendeckenden Hungerrevolten und Aufständen gegen die regierenden Politiker, so dass schließlich ganze Landstriche in Flam-

men standen. In Südamerika war es mittlerweile ebenfalls zu schweren Unruhen gekommen, die vor allem Brasilien, Argentinien und Chile erschütterten. Überall musste die GCF eingreifen, was dazu führte, dass sie bald vollkommen überfordert war und sich aus einigen Gebieten zurückziehen musste. Wo sich die wütenden Volksmassen erhoben, da wandten sie sich zumeist gegen die örtlichen Politiker und es kam zu zahllosen Lynchmorden und Attentaten.

Oliver Langs Brigaden waren derweil stark angewachsen und hatten ein kleines GCF-Kontingent im Norden des ehemaligen US-Bundesstaates Utah nach tagelangen Feuergefechten eingekesselt und vollständig vernichtet. Zwei Wochen später schaffte es die TAM, die Stadt Helena zu erobern und bis zur Ostgrenze von Wyoming vorzustoßen. In Helena rächten sich Langs Milizionäre furchtbar an den Dienern der Weltregierung. Es kam rund um die Stadt zu zahlreichen Massakern mit Hunderten von Toten.

Die nichtweiße Bevölkerung hatte die von Lang kontrollierten Gebiete bereits verlassen und war nach Süden oder Osten geflüchtet. Damit hatte der Rebellenführer sein Ziel, ein Homeland für die Weißen zu schaffen, erreicht. Schließlich rief er seinen neuen Staat, den er „Westamerikanische Konföderation“ nannte, aus.

Ricardo Calderon hatte seinen hispanischen Kleinstaat Azlan währenddessen ebenfalls etabliert, und die Logenbrüder hatten es aufgegeben, ihre letzten Besatzungstruppen vor Ort noch einmal gegen die aufständischen Latinos ausrücken zu lassen. Außerdem hatte Calderon die Strukturen ihrer Organisation in dem von ihm kontrollierten Gebiet völlig zerschlagen und alle ihre Diener erschießen lassen.

Die Separatisten wurden von Tschistokjow auch weiterhin mit modernen Kriegswaffen unterstützt. Abgesehen davon, hatte ihnen der Anführer der Rus zugesichert, keine Städte in den von ihnen kontrollierten Regionen mehr mit Atomraketen zu beschießen.

Während Lang und Calderon damit begannen, in ihren Territorien wieder die Ordnung herzustellen und die noch verbliebenen Feinde endgültig zu beseitigen, wüteten immer schwerere Hungersnöte und Unruhen in den anderen Teilen der ehemaligen USA. Vielfach waren Millionen Menschen in die Kleinstädte und ländlichen Gebiete geflüchtet, nachdem die Großstädte von den Atombomben des Nationenbundes und Japans zerstört worden waren. Nun herrschte überall das Chaos und unzählige Menschen verhungerten.

Lang und Calderon, die jeweils nur Angehörigen ihrer eigenen ethnischen Gruppe den Zutritt zu den autonomen Zonen erlaubten, schotteten ihre Gebiete rücksichtslos ab. Eindringlinge, die nicht dazu gehörten, wurden mit Waffengewalt ferngehalten.

Doch auch die beiden Separatistenführer hatten nach wie vor genug Probleme, die öffentliche Ordnung und die Nahrungsmittelversorgung aufrecht zu erhalten. Die führenden Köpfe der Logenbrüder kümmerten sich dagegen kaum noch um die Bewohner des Sektors Amerika-Nord. Sie überließen sie einfach ihrem Schicksal, verkrochen sich in ihren Bunkern und warteten ab.

Der Anführer der Rus wirkte seit Stunden angespannt und äußerst nervös. Er wartete auf die ersten Nachrichten von der Westfront, doch bisher waren noch keine eingetroffen.

„Das sind letzte Truppen, die wir noch bringen können“, sagte er zu Wilden auf Deutsch.

„Ich weiß, Artur. Wir haben ansonsten kaum noch Soldaten, die wir an die Front werfen können. Gut, dass es wenigstens in Ostasien zu einem Waffenstillstillstand gekommen ist und sich Darian Arefs Rebellion inzwischen zu einem derartigen Flächenbrand ausgeweitet hat. Das hält uns mehr oder weniger den Rücken frei“, antwortete der Außenminister.

„Den Rücken frei halten … das klingt gut …“ meinte Tschistokjow. Er lächelte verhalten.

„So sagt man das auf Deutsch“, gab Wilden zurück und setzte sich auf einen Stuhl direkt vor dem Schreibtisch des russischen Staatschefs.

Nun murmelte Tschistokjow wieder etwas in seiner Muttersprache und sah seinen deutschen Gefährten nachdenklich an.

„Was ist los, Artur? Woran denkst du?“

„Wir können es diesmal wirklich schaffen. Unser EMP-Schutzschild hat ein wahres Wunder vollbracht und ich hoffe, dass es uns auch weiterhin beschützen kann.“

„Die Logenbrüder werden uns erneut mit ihren Atomwaffen angreifen. Sie haben kaum noch eine andere Wahl. Allerdings können sie uns in Europa noch immer besiegen, denn ihre Armee ist nach wie vor riesig. Wenn unsere Truppen dort scheitern, können auch wir diesen Krieg nicht mehr gewinnen. Dann müssen wir die Weltregierung um einen Waffenstillstand bitten und die Kampfhandlungen einstellen“, meinte Wilden besorgt.

„Es steht alles auf die Schneide von eine Messer!“, bemerkte Tschistokjow auf Deutsch, die Augenbrauen nach

oben schiebend. „Diesen Worte habe ich mich erinnert …“

Der Außenminister lächelte gequält und nickte. Schließlich gab er zurück: „Wenn wir in Europa verlieren und die Logenbrüder den Atomkrieg in ihrem Fanatismus fortsetzen, dann werden noch ganze Länder in Schutt und Asche gelegt werden. Es ist alles eine vertrackte Situation, ich weiß auch nicht mehr weiter, Artur.

Sollte alles schief gehen, dann können wir froh sein, wenn wir am Ende wenigstens das russische Volk vor der völligen Ausrottung bewahren. Ansonsten werden Millionen unserer besten Männer umsonst gefallen sein. Ein Aderlass, der Russland schon jetzt furchtbar belastet.“

„Soll ich die GCF-Truppen in Europa irgendwann mit taktischen Atomraketen beschießen? Natürlich nur, wenn es gar nicht mehr anders geht“, fragte Tschistokjow.

Wilden winkte energisch ab. „Nein! Auf gar keinen Fall! Unser EMP-Schutzschild ist dort viel zu dünn. Dann würde die Weltregierung im Gegenzug unsere Streitkräfte vernichten und ganz Europa dazu! Mit einem derartigen Akt würden wir uns das eigene Grab schaufeln, Artur! Niemals!“

„Ich habe es auch nicht vor, Thorsten. Es war lediglich eine Frage“, erwiderte der Anführer der Rus.

„Das würde nicht nur unseren verbliebenen Armeen, sondern auch dem Nationenbund das Genick brechen. So lange die Logenbrüder keine Atombomben werfen, dürfen wir nicht wieder damit anfangen!“, betonte der Außenminister.

„Wie gesagt, es war lediglich ein Gedanke, Thorsten. Ich habe das keinesfalls vor. Nun müssen wir erst einmal abwarten, wie sich die zweite Schlacht um Europa entwi-

ckelt. Mehr können wir nicht tun“, brummte Tschistokjow und nahm einen DC-Stick in die Hand.

Innerhalb einer einzigen Stunde hatte sich der Sturmangriff der Volksarmee auf die bei Zeitz liegenden GCF-Verbände von einer gut geplanten Operation in ein heilloses Durcheinander verwandelt. Frank war vor einigen Minuten entsetzt aus seinem Kommandopanzer geklettert, der von einer feindlichen Panzerabwehrkanone zum Stehen gebracht worden war. Kurz darauf war das Fahrzeug in einer gewaltigen Explosion in Flammen aufgegangen, genau wie zwei weitere Transporter.

„Verfluchte Scheiße!“, schrie Kohlhaas und warf sich hinter einer zerschossenen Mauer in den Dreck, während am Horizont ein Gruppe Skydragons auftauchte und mit ihren Maschinenkanonen auf die angreifenden Volksarmisten zu feuern begann. Blutige Wolken spritzten in der Masse der grau uniformierten Soldaten auf, unzählige von ihnen wurden von einem mörderischen Kugelhagel zerrissen.

„Holt die Dinger runter! Raketenwerfertrupps, Feuer auf die Helikopter konzentrieren!“, brüllte Frank in sein Funkgerät so laut er konnte.

In dieser Sekunde wurde der Offizier neben ihm von einer Maschinengewehrsalve getroffen und sein Gesicht von mehreren Projektilen zerfetzt. Frank zuckte erschrocken zusammen, während der Russe, der seinen Kopf zu weit über die Mauer gestreckt hatte, wortlos zusammenbrach. Blutspritzer regneten auf die Schulterpanzer seiner Kameraden herab. Kohlhaas Herz wütete in der Brust wie ein Dampfhammer, das Adrenalin schoss brennend durch

die Venen. Einmal mehr hatte der Tod nicht ihn, sondern seinen Nebenmann in die Finsternis gezogen.

„Nicht zurückweichen, Männer! Bleibt standhaft! Angreifen! Angreifen!“, kreischte Frank, um anschließend weiter durch den Dreck zu robben und sich eine bessere Feuerposition zu suchen.

Mit einem lauten Knall explodierte einer der Skydragons über seinem Kopf und brennende Trümmer fielen auf die vorstürmenden Waräger herunter. Angespornt von Franks Anwesenheit – wieder einmal kämpfte der General an vorderster Front mit – krochen seine Männer durch das feindliche Abwehrfeuer, um sich im nächsten Moment mit lautem Gebrüll zu erheben und die letzten Meter bis zu den Gräben der GCF-Soldaten zurückzulegen.

Handgranaten detonierten; wild feuernd ergossen sich Tausende von schwergepanzerten Warägern über die erste Linie der feindlichen Stellungen, in Unterstände und Erdaushübe springend, wo sie die Gegner im Nahkampf angriffen. Das Gleiche taten die Volksarmisten, die an der anderen Flanke von mehreren Sturmpanzern unterstützt wurden.

Schließlich brach ein unbeschreibliches Chaos aus, in dem Frank am Ende jeden Überblick verlor. Überall ertönten Schreie, Schüsse und Detonationen. Jetzt stürmte auch der General aus seiner Deckung heraus. Hunderte Warägergardisten folgten ihm nach. Als sie die Gräben der GCF-Soldaten erreicht hatten, griffen Frank und seine Soldaten mit einer fast barbarischen Wildheit an. Ihre eigenen Verluste ignorierend, fielen sie brüllend über die feindlichen Soldaten her, die wild um sich schossen und mit ihren Bajonetten auf die Angreifer losgingen.

General Kohlhaas sprintete weiter vorwärts, raste an ein paar Sandsäcken vorbei durch eine Rauchwolke und sprang mit seinen Offizieren in eine schlammige Grube voller GCF-Soldaten.

„Für Artur Tschistokjow! Für Russland! Für Deutschland! Für Europa!“, brüllte Frank und glitt in einen irrsinnigen Kampfrausch ab.

Er schoss einem GCF-Soldaten, der ihm sein Bajonett in die Brust zu rammen versuchte, in den Oberschenkel und ließ gleichzeitig die blitzende Klinge seiner Machete niedersausen. Die rasiermesserscharfe Waffe schlitzte die Brust des Mannes auf, während Frank einem weiteren Gegner noch im selben Moment in den Nacken schoss. Dieser sackte mit einem leisen Gurgeln zusammen, dann fiel er in den Schlamm. Die Waräger schossen derweil auf alles, was sich bewegte, während Frank mit einem ohrenbetäubenden Brüllen seine Machete schwang und um sich schlug. Mittlerweile war seine Rüstung blutbesudelt, doch er hörte nicht auf, weiter durch den Graben zu stürmen, um jeden mit Pistole und Klinge niederzustrecken, der ihm in den Weg kam. Das schwarze Helmvisier mit dem dünnen Sehschlitz, das er sich vor einigen Monaten extra hatte anfertigen lassen, schützte sein Gesicht und ließ ihn zugleich wie einen zornigen Ritter aus der alten Zeit wirken.

„Diesmal werden wir siegen! Diesmal vernichten wir sie! Tötet, Waräger! Tötet! Tötet! Tötet! General Kohlhaas ist bei euch!“, kreischte er und trieb seine Soldaten zu Höchstleistungen an.

Nach einer Weile hatten die Waräger die feindlichen Soldaten an dieser Stelle niedergemacht oder vertrieben. Um sie herum tobte die erbitterte Schlacht jedoch weiter.

So stürmten sie erneut vor, um ihren Kameraden zu helfen.

Mit einem grimmigen Knurren zog Frank die Klinge seiner Waffe aus dem Rücken eines toten Feindes heraus, er sah sich um, wurde langsam wieder klarer. Ein kurzer Funkspruch teilte ihm mit, dass die Skydragons zurückkehrten und diesmal von mehreren Transportflugzeugen begleitet wurden.

Der Feind brachte neue Soldaten, dachte Frank. Er hob die blutverschmierte Machete, die inzwischen zu seinem Markenzeichen geworden war, in die Luft, und stieß einen gellenden Schrei aus. Tollkühne Sturmangriffe wie dieser hatten seinen legendären Ruf unter den Männern begründet. Ihm folgten sie gerne in die Schlacht, da er sein Leben ebenso riskierte wie der gewöhnliche Soldat.

„Weiter, Waräger!“, schallte Franks Stimme durch das Funknetzwerk und die ihn umgebenden Soldaten machten sich zur nächsten feindlichen Stellung auf, um erneut durch ein Gewitter aus Explosionen, Schüssen und Schreien zu stürmen. Es sollte noch viel Blut an diesem Tag fließen, doch schließlich gelang es dem General und seinen Männern, die feindlichen Linien zu durchstoßen.

„Bleiben Sie bitte ruhig, bei dem, was ich Ihnen jetzt sagen werde, Herr Präsident“, sagte ADR-Chef Leykow und blickte Artur Tschistokjow mit todernster Miene an.

Dieser saß hinter seinem Schreibtisch und schob die Augenbrauen verwundert nach oben, während sein Kopf zurückschnellte.

„Was gibt es denn, Herr Leykow?“, fragte er besorgt.

„Keine guten Nachrichten, Herr Präsident!“, gab der Geheimdienstchef zurück. Er schüttelte den Kopf.

„Nun reden Sie endlich!“, brummte Tschistokjow ungehalten.

„Sie haben in vier Tagen ein Treffen mit Regionalleiter Maximov, nicht wahr?“

„Ja! Wir haben einiges zu besprechen“, erwiderte der Anführer der Rus.

„Worum geht es, wenn ich fragen darf, Herr Präsident?“

„Es geht um die Neukoordination der Evakuierungsmaßnahmen in der östlichen Ukraine. Die Bevölkerung der noch intakten Städte muss in den ländlichen Regionen untergebracht werden, so lange die Atomkriegsgefahr noch nicht gebannt ist. Jetzt sagen Sie mir endlich, was Ihnen unter den Nägeln brennt“, drängte Tschistokjow.

„Andrej Maximov hatte den Auftrag, Sie zu vergiften, Herr Präsident. Wir haben in letzter Minute einen Mordanschlag auf Sie verhindert“, erklärte Leykow.

„Wie bitte?“ Tschistokjow wurde schlagartig blass.

„Ja, Maximov wurde bereits seit einigen Monaten von uns observiert und abgehört. Wir haben ihm eine Reihe von Kontakten zu GSA-Männern und sogar hochrangigen Logenbrüdern nachweisen können. Gestern Morgen haben wir ihn schließlich verhaftet und sind bei der Durchsuchung seines Hauses auf eine Fülle von Geheimdokumenten gestoßen, die beweisen, dass dieser Mann seit längerer Zeit mit dem Feind paktiert“, meine der ADR-Chef.

„Wie bitte? Regionalleiter Maximov?“, rief der russische Souverän ungläubig.

„Die Untersuchungen dauern noch an, Herr Präsident. In einigen Tagen werden wir Ihnen hoffentlich mehr sagen können. Ich will Sie nicht beunruhigen, aber es scheint sich in den Reihen des Militärs und der Freiheitsbewegung eine größere Verschwörung gegen Sie angebahnt zu haben.“

„Meine eigenen Leute wollten mich töten?“, schrie Tschistokjow und sprang auf.

„Es sieht ganz danach aus. Maximov hat bereits gestanden und uns mitgeteilt, dass noch weitere Funktionäre und Offiziere mit ihm zusammengearbeitet haben“, erklärte der Chef der ADR.

„Bringen Sie diesen Mann zum Reden! Ich will wissen, was da hinter meinem Rücken gespielt wird! Heben Sie das Verräternest aus und liefern Sie mir die Namen aller, die mich ermorden wollten! Haben Sie das verstanden?“, knurrte der Präsident.

„Wir werden mit allen Mitteln versuchen, noch mehr aufzudecken. Verlassen Sie sich auf uns!“, antwortete Leykow.

Tschistokjow deutete mit einer Handbewegung an, dass der ADR-Chef verschwinden sollte. Dieser verließ augenblicklich den Raum und hörte den Anführer der Rus hinter sich fluchen.

„Ich will die Namen der Verräter, Herr Leykow! Und zwar so schnell wie möglich!“, brüllte der Souverän, während er sich langsam in einen furchtbaren Tobsuchtsanfall hineinsteigerte.

Dieter Bückling, von Natur aus ängstlich und unterwürfig gegenüber seinen Herren, aber zugleich arrogant zu denen, die ihm unterstellt waren, nippte an einem Sektglas und wandte den Blick seinem Stellvertreter Wolfgang Michels zu. Heute hatte sich Bückling in das größte Luxushotel, das die Stadt Frankfurt am Main zu bieten hatte, begeben, um mit einigen Hundert Gästen aus Politik, Wirtschaft und Medien den Gouverneur des Verwaltungssektors Europa-Süd, Rafael Argento, zu empfangen.

Es wirkte fast so, als würde dieser Staatsempfang im tiefsten Frieden stattfinden, obwohl sich viele der eingeladenen Gäste nicht mehr nach Frankfurt hineingewagt hatten. Bückling und sein Beraterstab hatten ihren Bunker in der Eifel jedoch wieder verlassen, nachdem das GCF-Oberkommando versichert hatte, dass ihnen keine Gefahr drohe.

„Wird es die Global Control Force schaffen, Tschistokjows Truppen in Ostdeutschland aufzuhalten?", fragte Michels seinen Vorgesetzten und sah sich besorgt um.

„Der Weltpräsident hat mir gesagt, dass die GCF auch weiterhin alles unter Kontrolle hat. Der Nationenbund kann diesen Krieg auf Dauer nicht gewinnen und hier nach Westdeutschland wird die Volksarmee nicht hineinkommen", meinte Bückling.

„Aber wir haben mehr und mehr Unruhen in den Großstädten – auch hier! Und dann diese ganzen Aufstände, sogar in Nordamerika und im Nahen Osten. Ich mache mir langsam ernsthaft Sorgen, Dieter", gab Michels zurück.

„Wir halten uns doch ohnehin aus allem heraus. Der Weltpräsident hat mir gesagt, dass wir einfach nur unsere Rollen spielen und den Rest der GCF überlassen sollen. Diese Unruhen sind vorübergehende Erscheinungen, mehr nicht, meinen die Weisen", erwiderte der Sub-Gouverneur.

Plötzlich näherte sich ein dunkelhaariger Kellner und hielt Bückling und seinen Beratern ein Tablett voller Sektgläser unter die Nase.

„Darf ich Ihnen noch etwas bringen, meine Herren?", fragte der südländisch aussehende Mann mit einem freundlichen Lächeln.

„Ja, sicher!", murrte Bückling. Er schickte den jungen Burschen mit einer abweisenden Handbewegung fort,

nachdem er sich ein weiteres Glas Sekt vom Tablett genommen hatte.

Dieser ging wieder wortlos davon und postierte sich in einigen Dutzend Metern Entfernung hinter einer Gruppe von Männern in feinen Anzügen. Wolfgang Michels drückte erneut seine Angst vor einem Vormarsch der Volksarmee aus, und man konnte dabei zusehen, wie die Farbe aus dem Gesicht des kleinen, dicklichen Mannes verschwand.

„Unsere Herren werden diesen Krieg gewinnen und danach schnell wieder die Ordnung hergestellt haben, Wolfgang. Es sind Millionen GCF-Soldaten in Westeuropa versammelt, die uns auch weiterhin beschützen werden. Dagegen haben Tschistokjows Horden keine Chance“, erklärte Bückling.

„Aber wir haben eine Reihe von Niederlagen einstecken müssen, in Ostasien und auch in Osteuropa. Ich habe furchtbare Angst vor diesen ADR-Leuten. Die…die werden uns alle erschießen, Dieter“, stammelte Michels.

Auch die anderen Mitglieder aus Bücklings Verwalterstab wurden aufgrund dieser Worte unruhig und ihre Feierstimmung verflüchtigte sich schlagartig. Der Sub-Gouverneur hingegen herrschte seinen Stellvertreter wütend an, sich endlich zu fangen und die Party zu genießen.

„Hinter uns steht die größte Weltmacht aller Zeiten. Niemand kann uns hier etwas tun, Wolfgang!“, beruhigte Bückling seinen Kollegen.

„Aber notfalls könnten wir ja auch nach Nordamerika flüchten, nicht wahr?“, winselte Michels leise.

„Ja, natürlich! Aber das wird nicht nötig sein. Der Weltpräsident sagt, dass Tschistokjow bald am Ende sein wird.

Alles wird wieder seinen gewohnten Gang gehen. Nach dem Krieg wird die GSA hier in Europa aufräumen und alle beseitigen, die uns noch gefährlich werden können", murmelte Bückling und nickte seinem Stellvertreter zu.

„W… wenn du das sagst, Dieter …", hörte er von Michels, der sich kleinlaut an sein Sektglas klammerte.

Zur gleichen Zeit beobachtete der junge Kellner den Sub-Gouverneur mit finsterem Blick. Gelegentlich tastete er sein weißes Jackett ab. Dann stellte er das leere Tablett, auf dem er schon den ganzen Tag Sektgläser durch die Festhalle des Hotels getragen hatte, auf einem kleinen Tisch ab, um schließlich langsam in Richtung des Hauptverwalters von Deutschland zu gehen.

„Gleich kommt der dritte Gang, danach gibt es Torte", freute sich Bückling. Er fing an zu grinsen.

Michels lächelte nun ebenfalls, denn die Aussicht auf die nächste Schlemmerei ließ seine Angst vor Tschistokjows Truppen für einen Moment verfliegen. Der gedrungene Stellvertreter richtete seine Augen auf das Ende der Halle, wo ein paar Kellner gerade damit begonnen hatten, ein leckeres Buffet aufzutragen.

„Das sieht nach Hasenbraten aus!", stieß Bückling aus und rieb sich die Hände in freudiger Erwartung.

„Ja, das könnte sein. Ich bin mal gespannt, Dieter", meinte Michels, der sich über die Lippen leckte.

In der gleichen Sekunde erkannte der Sub-Gouverneur im Augenwinkel eine dunkelhaarige Gestalt mit einem weißen Jackett, die blitzartig etwas aus der Tasche zog. Sein Kopf schnellte herum. Bückling starrte wie paralysiert in den Lauf einer Pistole, die plötzlich vor seinem Gesicht aufgetaucht war.

„Was …?“, stammelte er und glotzte den Kellner, der ihm soeben noch ein Glas Sekt gebracht hatte, mit fassungslosem Entsetzen an.

„Allah ist groß!“, schrie der junge Mann und drückte ab.

Der Sub-Gouverneur taumelte mit einem Loch in der Stirn nach hinten und riss einen kleinen Stehtisch mit sich zu Boden, während er fiel.

Michels ließ vor Schreck das Sektglas fallen, während seine Augen dem Lauf der Waffe folgten, der nun auf sein Gesicht gerichtet wurde. Im nächsten Moment ertönte ein zweiter Schuss, den Bücklings Stellvertreter allerdings nicht mehr hörte.

Sie schlafen jetzt alle …

Die Nachricht von der Ermordung des Sub-Gouverneurs und seines Stellvertreters führte innerhalb weniger Tage zu schweren Unruhen in den Großstädten des Unterverwaltungssektors. Unzählige Deutsche, die jahrelang unter den beiden Politikern gelitten hatten, brachen in Jubel aus und wünschten sich nun, dass Artur Tschistokjows Truppen auch sie befreiten. Millionen Muslimen erging es nicht anders, denn Dieter Bückling und Wolfgang Michels waren als Lakaien der Weltregierung, die nach wie vor gegen die islamischen Rebellen im Nahen Osten Krieg führte, bei ihnen gleichfalls verhasst gewesen. Der Attentäter, ein junger Araber namens Ibrahim Furat, der Mitglied einer islamischen Untergrundgruppe aus Köln war, wurde von ihnen jetzt als Volksheld gefeiert.

„Sie haben die Strafe Allahs erhalten!", predigten die Imane in den zahlreichen Moscheen Westdeutschlands, während sich die Gläubigen wahren Begeisterungsstürmen hingaben.

Frank, Alfred, Ludwig Orthmann und Tausende von deutschen Kriegsfreiwilligen empfanden ebenfalls eine grimmige Genugtuung, wobei sie zugleich bedauerten, dass ihnen der junge Araber vorzugekommen war.

„Das sind die Geister, die Bückling gerufen hat!", kommentierte Ludwig Orthmann dessen Dahinscheiden mit hämischer Freude.

Inzwischen waren auch in Westdeutschland viele der ehemaligen VVM-Milizionäre zu islamischen Freischärlern geworden und gelobten nun sogar, die Volksarmee der Rus

im Kampf um Europa zu unterstützen. So begannen sie mit einem Untergrundkrieg und diversen Sabotageakten gegen Einrichtungen der Global Control Force.

„Wir helfen unseren Brüdern im Nahen Osten, wenn wir die GCF hier bekämpfen!“, wurde zu ihrer Losung.

Anfang des Jahres 2055 wurde die nahe Frankfurt am Main gelegene GCF-Basis Mindhawk von mehreren Bombenanschlägen erschüttert. Zwei Tage später traf es einen GCF-Stützpunkt in Hamburg. In Göttingen überfielen zwei Dutzend islamische Kämpfer einen Wachtrupp der internationalen Soldaten in einem Waldstück und schossen ihn nieder. Doch das war erst der Anfang eines blutigen Guerillakrieges, den die einstigen VVM-Männer, die ihre Waffen nicht abgegeben hatten, in Westdeutschland und bald auch Frankreich, Holland und Belgien gegen die Besatzungstruppen der Weltregierung begannen.

Während kurz darauf auch in Paris, Marseille und Bordeaux Bombenanschläge auf GCF-Stützpunkte verübt wurden, rückten Tschistokjows Soldaten weiter nach Westen vor. Zwischen Salzwedel und Wolfsburg schlossen sie ein Kontingent von fast 50.000 gegnerischen Soldaten ein und zwangen es zur Aufgabe. Dabei wurden fast 70 Panzer erbeutet.

Frank, Alfred und ihre Waräger kämpften sich derweil unter schweren Verlusten bis nach Bad Frankenhausen durch und stießen anschließend weiter in Richtung Erfurt vor. Dort hatte sich das Volk gegen die Gehilfen der Weltregierung erhoben und mehrere Politiker im Rathaus der Stadt erschlagen. Nach drei Tagen blutiger Häuserkämpfe gelang es den Rus, Erfurt zu befreien.

Tausende von verarmten, heruntergekommenen Deutschen jubelten den in die Stadt einrückenden Warägern zu

und Frank ließ seine Elitegardisten die Stadt absichern. Anschließend wurden die von Kohlhaas befehligten Verbände in den Thüringer Wald gerufen, wo sie die dort kämpfenden Kameraden der Volksarmee unterstützen sollten.

Mittlerweile hatten Tschistokjows Truppen auch in Ungarn und der Slowakei an Boden gewonnen. Nach wochenlangen Kämpfen war es der über Rumänien vorrückenden Heeresgruppe gelungen, endlich Budapest einzunehmen. Bratislava in der Slowakei stand inzwischen ebenfalls kurz vor dem Fall, obwohl es die GCF, die erneut mit Giftgas und chemischen Geschossen gegen die Rus vorging, verbissen verteidigte.

Artur Tschistokjow kniff seine Augen zu einem dünnen Schlitz zusammen und stieß ein bedrohliches Knurren aus. Dann lief er wieder von einem Ende seines Büroraumes zum anderen, wobei er wild mit den Armen gestikulierte. Wilden betrachtete ihn lediglich, sagte jedoch nichts.

„Die Sache ist eindeutig. Wie mir ADR-Chef Leykow berichtet hat, haben Regionalleiter Maximov und etwa ein Dutzend hochrangige Offiziere versucht, mich im Auftrag der Logenbrüder zu ermorden. Sie hatten schon eine Vielzahl von Plänen aufgetüftelt, um mich aus der Welt zu schaffen: Giftmorde, Bombenanschläge und deren mehr.

Maximov und die anderen Verschwörer hatten in ihrer Einfältigkeit geglaubt, mit der Weltregierung verhandeln zu können, nachdem sie mich ausgeschaltet hatten. Sie planten, mit einem von ihnen aufgestellten Gremium die Kontrolle über die Freiheitsbewegung und damit auch die Regierung des Nationenbundes zu übernehmen. Ich kann es immer noch nicht fassen! Hätte die ADR nicht so

hervorragende Arbeit geleistet, wäre ich jetzt nicht mehr am Leben!“, rief Tschistokjow.

„Das war immer die Stärke unserer Feinde. Sie sind Meister darin, Bruchstellen zu finden und die Schwachen und Wankelmütigen zu überreden“, gab Wilden zurück.

Der russische Staatschef starrte ihn an. „Ich will wissen, wie weit diese Verschwörung gegangen ist! Ich will wissen, wie viele Offiziere und Funktionäre der Rus noch darin verwickelt gewesen sind!“

„Ich hoffe, dass unsere Abwehrsektion noch weitere Verschwörer aufdecken kann“, erklärte der Außenminister.

Tschistokjow stieß einen Fluch aus, dann riss er die Arme in die Höhe. „Regionalleiter Maximov und der engste Kreis seiner Verräterbande werden in den nächsten Tagen in öffentlichen Schauprozessen verurteilt und dann hingerichtet. Ich habe weiterhin angeordnet, dass die ADR auch die Familienangehörigen und Verwandten dieser Männer liquidiert. Jeder Russe muss wissen, dass ich nirgendwo so brutal zurückschlage, wie im Falle des Hochverrats. Es geht in diesem Krieg um alles, und wer sich an der Zukunft unserer Kinder vergeht, den wird das scharfe Schwert meiner Rache treffen!“

Wilden schwieg, während Tschistokjow immer zorniger wurde. Der Anführer der Rus hob den Zeigefinger und richtete ihn auf seinen Gesprächspartner.

„Ich lasse lieber tausend Männer zuviel erschießen, um die Ordnung in unseren Reihen aufrecht zu erhalten, als einen zu wenig!“

„Es bleibt uns nichts anderes übrig!“, stimmte ihm Wilden zu.

Artur Tschistokjow ging einige Schritte zurück und starrte die graue Betonwand des hässlichen Büroraumes an.

Schließlich war er für einen Moment still, man hörte ihn angestrengt atmen.

„Himmel, zu welchen Grausamkeiten zwingt uns dieser Krieg nur, Thorsten? Was hat diese Welt nur aus uns gemacht?“, flüsterte er.

„Es ist ein endloses Grauen. Ein einfacher Menschenverstand kann an so viel Verantwortung nur zerbrechen“, sinnierte Wilden.

„Mein Lehrer in der Grundschule hat einmal in mein Zeugnis geschrieben, dass ich der ruhigste und friedlichste Junge in der ganzen Klasse bin. Er mochte den wissbegierigen, kleinen Artur, der immer brav und zurückhaltend gewesen ist. Auch bei meinen Eltern hat er mich stets gelobt. „Der kleine Artur ist sehr intelligent, er ist ein Junge, den man nur gern haben kann. Der Bursche hat ein so gutes Herz!“, hat er meiner Mutter einmal gesagt. Doch jetzt muss der Bursche befehlen, dass die Atombomben fliegen. Das Blut von Millionen Menschen klebt an seinen Händen. Wie konnte aus dem kleinen, lieben Artur nur so etwas werden, Thorsten?“

Wilden kratzte sich am Kopf, dann holte er Tschistokjow eine Flasche Mineralwasser. Der Deutsche schenkte seinem Freund ein Glas ein und überreichte es ihm.

„Das ist der Preis, den ein guter Mensch zahlen muss, wenn er gegen den Teufel zu Felde zieht. Es gibt keine Alternative, als in diesem Weltkrieg zu siegen. Alles wird verloren sein, wenn wir unterliegen. Sie werden von unseren Völkern nichts übrig lassen, sie mit Haut und Haar verschlingen. Du weißt, dass es so ist, Artur. Am Ende dieses Konfliktes wird ein neues Zeitalter geboren werden. Entweder eine neue Epoche der Freiheit und des Aufstie-

ges oder der endgültige Untergang einer zur Kultur fähigen Menschheit.

Das Schicksal zwingt dich zu diesen Dingen, mein Freund. Wärst du nicht ein so reiner und guter Mensch, dann würde ich dir niemals gefolgt sein. Vielleicht werden wir in unserem Leben noch ein paar Jahre erleben, die frei von diesem ganzen Hass und den endlosen Kämpfen sind. Wir dürfen die Hoffnung niemals aufgeben, dass am Ende doch alles gut wird."

Tschistokjow schüttelte den Kopf. „Wenn wir diesen Krieg gewinnen, wird man mich wie einen Messias feiern. Alle werden mich beneiden, werden davon träumen an meiner Stelle zu sein. Ich aber weiß, dass ich all den Seelenschmerz nur aus Verantwortung für Russland und Europa auf mich nehme. Nichts habe ich von meiner Macht, nichts außer Schmerzen, Qualen und Alpträumen. Dieser Krieg saugt mir die Seele aus dem Leib und hüllt mich in einsame, endlose Finsternis. Du bist einer der wenigen Menschen, denen ich das sagen kann, Thorsten.

Ich hasse mich manchmal, wenn ich mich selbst dazu zwingen muss, den gleichen, wahnsinnigen Fanatismus wie unsere Feinde aufzubringen, denn es ist wider meine Natur. Doch ich nehme die Sünden freiwillig auf mich. Soll Gott mich einst dafür bezahlen lassen, für die unzähligen Toten, für die verbrannten Städte und Schlachtfelder.

Ja, ich sage freiwillig: „Ich, Artur Tschistokjow, übernehme die volle Verantwortung! Es waren meine Befehle!"

Ich werde den Pesthauch der Sünde tief in meiner Lungen saugen, auf dass er meine Seele verseucht für alle Ewigkeit. Ich tue das aber für die Zukunft unserer Kinder und rette zugleich Millionen Leben, rette unsere Völker

vor dem Tod und der ewigen Höllensklaverei unserer Feinde.

So sollen mir die Schwachen ruhig alle Verantwortung überlassen. Ich nehme sie an und tue, was getan werden muss, damit wir nicht untergehen. Und dann werden unsere Kinder und Enkel eines Tages hoffentlich sagen: „Damals hat Artur Tschistokjow alles Böse auf sich genommen, damit wir heute leben können."

Es wäre schön, wenn sie das eines Tages sagen würden. Mehr will ich gar nicht. Dann hätte sich all mein Schmerz gelohnt."

Nachdem Tschistokjow seinen Monolog beendet hatte, verließ er den Raum, ohne sich noch einmal zu Wilden umzudrehen. Der Außenminister blickte ihm schweigend nach.

General Kohlhaas lief geduckt durch das Unterholz und warf sich zwischen einigen Büschen auf den feuchten Waldboden. Ihm folgten mehrere Männer, die ebenfalls ausschwärmten, um dann hinter ein paar Bäumen in Deckung zu gehen. In einiger Entfernung hörte man den Lärm von Feuergefechten und rumpelndem Artilleriebeschuss. Die GCF versuchte einen Gegenangriff, um die gestern verlorenen Stellungen in diesem Frontabschnitt zurückzugewinnen.

„Da sind sie!", gab Frank über Funk an seine Männer weiter. Diese eröffneten augenblicklich das Feuer auf die heranstürmenden GCF-Soldaten, welche sich daraufhin selbst auf den Boden warfen und durch das Unterholz robbten.

„Wir müssen sie so lange niederhalten, bis der 4. Zug nachgerückt ist“, zischte Bäumer seinem Freund ins Ohr. Anschließend kroch der Hüne weiter vorwärts.

Kohlhaas antwortete nicht. Er zielte mit seinem Sturmgewehr auf eine Reihe wackelnder Sträucher hinter denen er feindliche Soldaten vermutete. Kurze Feuerstöße ratterten durch das Dickicht, irgendwo ertönte ein erstickter Schrei. Kohlhaas verharrte in seiner Position und wartete.

„Sie versuchen, sich um unsere MG-Nester herumzuschleichen, Herr General“, warnte ihn einer der Aufklärer und Frank ermahnte seine Waräger, aufmerksam zu sein. Kurz darauf winkte er die ihm folgenden Soldaten zu sich und gab den Männern die Anweisung, ihm durch das Unterholz zu folgen.

Sie krochen ein Dutzend Meter vorwärts und hockten sich hinter eine Reihe kleiner Büsche zwischen den Bäumen. Gedankenverloren tastete Frank nach der Machete an seinem Gürtel und den Handgranaten. Gleich würden sie auf den Gegner treffen.

„Wir warten noch, bis sie weiter weg sind und greifen dann an!“, flüsterte er einem seiner Offiziere zu. Dieser nickte.

Plötzlich zuckte Frank zusammen und starrte auf den Busch vor sich. Irgendetwas hatte ihn am Unterschenkel berührt.

„General …“, hörte er jemanden keuchen. Er richtete den Blick nach unten. Dort lag ein schwer verwundeter Waräger, dessen Oberkörper halb von dichtem Gestrüpp bedeckt war.

„General Kohlhaas!“, stöhnte der junge Soldat, ihn mit schmerzverzerrtem Gesicht ansehend.

„Wie kommt der denn hierher?“, fragte einer von Franks Führungsoffizieren, der den Verletzten nun auch entdeckt hatte.

„Er muss zur Spähtruppe gehören, die wir vor einer Stunde durch dieses Gebiet geschickt haben. Gehen Sie! Lassen Sie ihn in Ruhe!“, erwiderte Frank und schickte den Leutnant fort.

„Die haben mich im Bauch getroffen. Verfluchte Scheiße…“, jammerte der blutende Waräger auf dem Boden, während er Franks Beinschiene zu umklammern versuchte.

Kohlhaas betrachtete seinen Kameraden, dessen blutverschmierte Ferroplastinrüstung von einem gezielten Schuss durchschlagen worden war.

„Die haben mich voll getroffen, General.“

„Ruhig, mein Freund! Du darfst dich jetzt nicht aufregen“, sagte Frank leise und nahm dem Soldaten den Helm vom Kopf. Darunter kamen schweißverklebte, braune Haare und eine blasse Stirn zum Vorschein. Im Blick des Verwundeten erkannte Kohlhaas einen stummen Hilfeschrei.

Doch der General wusste, dass es für diesen Mann keine Rettung mehr gab. Eine große Blutlache hatte sich auf dem Waldboden unter seinem Rücken ausgebreitet und selbst der beste Sanitäter hätte zu diesem Zeitpunkt nichts mehr für ihn tun können.

„Voll getroffen … diese Hurensöhne…Herr General“, schnaufte der Waräger wieder und wieder.

Kohlhaas legte ihm die Hand auf die kalte Stirn. Er sah ihm in die Augen. „Ganz ruhig, mein Freund.“

„Ich packe das nicht mehr, Herr General. Nicht mehr …“

„Es wird dir gleich besser gehen“, murmelte Frank.

„Wie tausend Wespen in meinem Bauch … diese elenden …“, stöhnte der Soldat und ergriff dann die Hand des Generals.

„Die Schmerzen lassen gleich nach, Freund. Du wirst sehen, wie schön es ist. Schön und friedlich. Hab keine Angst, es wird alles gut werden“, beruhigte ihn Frank mit sanfter Stimme.

„Ich wollte ihn überleben … diesen Krieg …“, stammelte der Verwundete. Kohlhaas spürte, wie sich der Griff um seine Hand langsam lockerte.

Inzwischen hatten sich einige Warägergardisten und Offiziere um Frank und den sterbenden Mann herum versammelt. Schweigend betrachteten sie die beiden Soldaten, die auf den Tod warteten wie Fahrgäste auf einen herannahenden Zug.

„Wir müssen los, Herr General!“, drängten sie, doch Frank schenkte ihnen keine Beachtung.

„Ganz ruhig! Keine Angst! Es ist wunderschön auf der anderen Seite, meine Freund. Vertraue mir einfach, ich bin bereits dort gewesen“, flüsterte er und sah das Licht in den Augen seines Kameraden erlöschen.

Keine zehn Minuten später war der Mann tot. Frank bemühte sich, seine Gedanken wieder auf den bevorstehenden Kampf zu konzentrieren. Jetzt lag der Mann friedlich vor ihm auf dem Waldboden, seine Gesichtszüge waren starr, wirkten jedoch zugleich entspannt.

„Gute Reise!“, sagte Frank schließlich zu dem Toten und wandte dann den Blick seinen wartenden Soldaten zu, um ihnen in den Kampf zu folgen.

Nachdem sich die GCF aus Schwerin zurückgezogen hatte, besetzten einige Einheiten der Volksarmee und die von

Ludwig Orthmann angeführten Freiwilligenverbände die Stadt. Es dauerte nicht lange, da wandte sich die Wut der Schweriner Bürger gegen die Vasallen der Weltregierung und es kam zu den ersten Unruhen. Jetzt, wo Sub-Gouverneur Dieter Bückling tot war, hatten viele Männer und Frauen endgültig alle Hemmungen verloren und machten ihrem aufgestauten Zorn Luft.

Eine wütende Volksmasse hatte ein paar Dutzend Männer auf dem Marktplatz in der Schweriner Altstadt zusammengetrieben und war kurz davor, sie an Ort und Stelle zu erschlagen. Die Gefangenen waren allesamt Funktionäre und Politiker im Dienste der Weltregierung. Unter ihnen befand sich auch der für Schwerin zuständige Verwalter. Mehrere Bürger trieben den wimmernden Mann mit Tritten und Schlägen in Richtung einer Straßenlaterne, von deren Spitze ein Seil, das in einer Schlinge endete, herunterbaumelte.

„Jetzt wirst du bezahlen!“, brüllte ein alter Mann mit weißem Bart, den Verwalter mit seinem Stock vorwärtsprügelnd.

Ludwig Orthmann und ein paar deutsche Freiwillige bahnten sich einen Weg durch die tobende Menge, um sich dann selbst auf den Mann zu stürzen, ihn am Kragen zu packen und zum Galgen zu schleifen.

„Ich habe nur getan, was mir aufgetragen worden ist!“, jammerte der Stadtverwalter und versuchte, sich irgendwie zu rechtfertigen.

„Wir haben Jahrzehnte unter Maden wie dir gelitten und heute wirst du zur Verantwortung gezogen! Für alles, was du und deinesgleichen unserem Land angetan haben!“, brüllte ihm Orthmann ins Ohr, um ihm im nächsten Augenblick den Gewehrkolben ins Gesicht zu schmettern.

Der zappelnde Mann wurde auf einen Stuhl gestellt und unter dem Jubel der Volksmasse legte ihm ein Milizionär die Schlinge um den Hals.

Bevor er noch einen weiteren Ton herausbringen konnte, zog ihm einer der Freiwilligen den Stuhl unter den Füßen weg und der Stadtverwalter stieß ein lautes Gurgeln aus. Orthmann betrachtete den Hängenden, dessen Gestrampel mit jeder verstreichenden Sekunde ein wenig mehr nachließ, mit finsterem Blick.

Die um ihn herum versammelten Menschen klatschten Beifall oder stießen hämische Bemerkungen aus, während der Diener der Weltregierung sein Leben aushauchte.

Die übrigen Gesellen des Stadtverwalters waren starr vor Entsetzen, als sie das Ende ihres Vorgesetzten erblickten, doch es blieb ihnen keine Zeit, noch lange in der Rolle des Gaffers zu verweilen. Schon wurden sie von ein paar Männern nach vorne in Richtung der bereitstehenden Milizsoldaten gestoßen. Diese ergriffen sie mit gierigen Händen.

„Hängt den Rest dieses Verräterabschaums auf!“, knurrte Orthmann seinen Männern zu, die Arme vor der Brust verschränkend.

Kurz darauf baumelten weitere Lakaien des Weltverbundes an den anderen Straßenlaternen.

Zwanzig Angehörige der entmachteten Verwaltungsregierung Schwerins wurden an diesem Tag auf dem Marktplatz gehängt. Die übrigen Männer und Frauen, welche die deutschen Freiwilligen an diesem Tag verhaftet hatten, wurden in ein Waldstück nahe der Stadt geschafft und dort erschossen.

Als die Schatten der Nacht über Schwerin hereinbrachen, kehrte Ludwig Orthmann ins Lager der Volksarmee

zurück und verkroch sich in einem der Unterstände. Der Deutsche hatte heute getan, was getan werden musste, wie er sich selbst sagte.

Doch Orthmann blieb noch lange wach; er saß auf einem Stuhl und starrte schweigend ins Leere. Trotz seines Hasses auf das Weltsystem, gehörten Hinrichtungen, auch wenn es sich um moralisch verkommene Verräter handelte, die sein Heimatland gewissenlos zerstört hatten, nicht zu seinen bevorzugten Aufgaben.

Orthmann sagte sich in dieser langen, schlaflosen Nacht immer wieder den gleichen Satz: „Ich muss hart bleiben, denn in diesem Krieg ist kein Platz für Zaghaftigkeit und Mitleid, hier geht es um alles."

Nach tagelangen Kämpfen hatten die Waräger und Volksarmisten die GCF-Stellungen zwischen Aschersleben und Halle überrannt und den Feind in die Flucht geschlagen. General Kohlhaas hatte seine Männer einmal mehr nach vorne gepeitscht und es war ihm erneut gelungen, den Feind aufzureiben. Nun schritt er zusammen mit seinem Freund Alf über das Schlachtfeld, tief in Gedanken versunken.

„Morgen geht es weiter nach Madgeburg, wo sich die Volksarmee noch immer am Widerstand der GCF die Zähne ausbeißt. Dann fallen wir diesen Schweinen in den Rücken und zerschlagen ihre Linien auch dort", brummte Frank und betrachtete die Toten um sich herum, die den schlammigen Acker wie abgefallenes Laub bedeckten.

Es waren Hunderte. Warägergardisten in aufgerissenen, von Kugeln durchsiebten Ferroplastinrüstungen, GCF-Soldaten und Volksarmisten. Dazwischen standen qual-

mende Panzerwracks, zerstörte Geschütze und ausgebrannte Transporter.

„Die haben uns ganz schön zugesetzt“, meinte Alfred. Er verzog angesichts des schrecklichen Anblicks und des widerlichen Qualmgeruchs das Gesicht.

„Wir haben 1.786 Mann verloren, die Volksarmee etwa 8.000 …“, erklärte Frank resignierend.

„Und was ist mit den Freiwilligenmilizen, die uns unterstützt haben?“, wollte Bäumer wissen. Frank zuckte lediglich mit den Achseln.

„Keine Ahnung, aber ich tippe auch auf mehrere Hundert Tote“, sagte er dann.

Die beiden gingen noch etwas weiter und kamen zu einer verlassenen MG-Stellung auf einer kleinen Anhöhe, vor der etwa 30 tote Volksarmisten lagen. Sie mussten todesmutig in das feindliche Feuer gelaufen sein, dachte Kohlhaas, und stieß mit dem Fuß gegen den Torso eines jungen Soldaten, dessen Brust von Kugeln durchlöchert worden war.

„Als würde er nur schlafen. Sie schlafen jetzt alle …“, flüsterte Frank in sich hinein, während ihm Alf den Kopf zudrehte.

„Was hast du gesagt?“

„Nichts! Nichts Wichtiges!“, murmelte der General.

Er ging die kleine Anhöhe hinauf, wobei er einer langen Blutspur folgte, die in das Innere eines Erdlochs führte. Dort lagen ein paar tote Volksarmisten, mehrere Waräger und die vier Mann von der GCF, die das MG-Nest verteidigt hatten.

Einem davon war mit einem Klappspaten der Schädel zertrümmert worden, ein anderer hatte einen Schuss direkt durch die Augenhöhle abbekommen und ein riesiger

Blutfleck hatte sich an der Grabenwand hinter seinem Kopf ausgebreitet.

Frank betrachtete die Toten in dem Erdaushub, hoffend, vielleicht noch einen Überlebenden zu finden. Doch das war recht unwahrscheinlich, denn die Sanitäter hatten das Schlachtfeld bereits abgesucht. Hier lebte niemand mehr.

Während Bäumer wieder aus dem Loch herauskroch und über einen Warägergardisten kletterte, dessen Brustpanzer von einem Bajonett durchbohrt worden war, verharrte Frank noch für einen kurzen Moment hinter dem schweren Maschinengewehr, das nun einsam und verlassen dastand.

„Die Freiwilligen werden gleich kommen und das Schlachtfeld nach brauchbaren Waffen und anderem Zeug absuchen“, sagte Bäumer. „Komm jetzt!“

„Ja!“, antwortete der Kohlhaas leise, um dann ebenfalls aus dem Erdloch heraus zu kommen.

Die beiden Freunde gingen schließlich wieder zurück zu ihren Männern, vorbei an weiteren Toten, Panzerwracks und qualmenden Fahrzeugen. Wie oft hatte Frank schon derartige Dinge gesehen. Langsam kam es ihm so vor, als ob es schon immer so gewesen wäre. Sein Leben vor dem ewigen Kämpfen und Töten war inzwischen nur noch ein blasser, undeutlicher Nebel am Rande seines Gehirns.

Der Bodenangriff der GCF auf Erfurt konnte abgewehrt werden, doch wurde die Stadt von der Luftwaffe der Global Control Force weitgehend zerstört. Dennoch hielten die Volksarmisten dem Ansturm ihrer Gegner stand, während die Bevölkerung ihr Möglichstes tat, um sie zu unterstützen. Frank und seine Truppen stießen nach dem Sieg im Thüringer Wald fast bis nach Coburg vor.

Dann wandten sie sich nach Norden in Richtung Eisenach, wo die Volksarmee bereits nachrückte, um das eingenommene Gebiet abzusichern.

Von Göttingen bis nach Hamburg erstreckte sich nun die Frontlinie der GCF. Fast drei Millionen Soldaten, mehrere Tausend Panzer und eine ganze Armada von Geschützen waren hier zusammengezogen worden.

Mitte März 2055 begann der flächendeckende Angriff der Volksarmee auf diese gewaltige Abwehrkette, wobei die südliche Heeresgruppe, zu der auch General Kohlhaas, weitere 500.000 Soldaten und Hunderte Panzer gehörten, dem Feind über Göttingen in die Flanke fallen sollten. Es war ein gewagtes Unternehmen, die GCF mit diesem wuchtigen Angriff aufzureiben, doch es gab für Artur Tschistokjows Soldaten längst kein Zurück mehr. Nachdem die Bomber der Volksarmee den Gegner vor Göttingen mit schweren Luftschlägen in Unordnung gebracht und einen Teil der Stadt zerstört hatten, preschten die motorisierten Verbände und Luftlandetruppen der Warägergarde voran, um den Feind möglichst schnell zu erreichen.

Tagelang kämpften Tschistokjows Elitekrieger in den Straßen von Göttingen gegen die Soldaten des Weltverbundes und erlitten dabei schwere Verluste. Am Ende gelang es ihnen jedoch, die Stadt zu erobern und die feindlichen Stellungen einzunehmen. Damit waren sie in den Rücken der GCF-Frontlinie gelangt.

Währenddessen wateten die vorstürmenden Volksarmisten, die über den Elbkanal zu gelangen versuchten, durch einen mörderischen Feuerhagel. Im Norden durchbrachen Tschistokjows massiert eingesetzte Panzerdivisionen die feindliche Abwehrlinie bei Dannenberg und rückten bis

nach Uelzen in Niedersachsen vor. Im Eiltempo folgten ihnen die Infanterieverbände und die mobilen Geschützbatterien, um letztendlich bis nach Soltau vorzustoßen. Dann schwenkten sie nach Südosten ein.

Zehntausende von Soldaten starben bei diesem Großangriff allein in den ersten Tagen, doch der Plan des russischen Oberkommandos schien aufzugehen. Wie eine riesige Schlinge wand sich die angreifende Volksarmee um die GCF-Verbände, welche allmählich zwischen der Lüneburger Heide und dem Harz zusammengedrängt wurden. General Kohlhaas, inzwischen vollkommen entkräftet und nervlich am Ende, war mit seinen Truppen wieder einmal an vorderster Front und schonte sich zu keinem Zeitpunkt. Bald standen er und seine Männer den Stellungen der Global Control Force bei Goslar gegenüber und erstürmten sie am 30. April mit einem blutigen Nachtangriff. Die GCF zog sich daraufhin, von drei Seiten vom Feind bedrängt, in die Lüneburger Heide und die westliche Altmark zurück, womit sie der Volksarmee endgültig in die Falle ging.

Sturm auf den Westen

Die mobile Artillerie der Rus brüllte auf und startete ein unerbittliches Trommelfeuer auf die feindlichen Stellungen. Seit Tagen deckten sich beide Seiten mit ganzen Wolken tödlicher Geschosse ein. Inzwischen glich das Schlachtfeld einer zerklüfteten Mondlandschaft. Gestern hatten sich die Volksarmisten und GCF-Soldaten mehrere Stunden lang mit Gasgranaten beschossen, wobei auf beiden Seiten Hunderte gestorben waren. Allerdings hatte das von den Rus eingesetzte Gas einen weit größeren Schaden auf der Gegenseite angerichtet, denn gegen die neuentwickelten Giftwolken halfen die veralteten Gasmasken der GCF-Soldaten nicht mehr.

Hier, in der Lüneburger Heide, prallten Zehntausende von Soldaten aufeinander und es wurden täglich mehr. Trupp für Trupp versammelte sich zur entscheidenden Schlacht um diese Region.

Frank wartete in seinem Kommandopanzer hinter einem Waldstück. Alf stand hinter ihm. Der Hüne starrte abwechselnd auf sein Pika Sturmgewehr oder betrachtete mit ausdruckslosen Augen den Bildschirm im vorderen Teil des Tanks. Dieser zeigte, wie die Geschütze der Volksarmee den Boden am Horizont durchpflügten.

„Noch eine halbe Stunde Trommelfeuer, dann warten wir erst einmal ab. Diesmal lassen wir sie kommen. Wenn sie nicht angreifen, regnet es noch einmal Giftgas“, sagte Kohlhaas leise.

„Wie du meinst“, brummte Alf. Er verschränkte die Arme vor der Brust.

„Weiter nördlich versuchen unsere Jungs gerade mit den Panzern durchzukommen. Mal sehen, ob das was bringt. Wir hier unten warten aber, greifen erst dann ein, wenn die GCF-Ratten endlich aus ihren Löchern kommen“, fügte Frank hinzu.

Die halbe Stunde verstrich, doch nichts geschah. Der Feind blieb nach wie vor in seinen Stellungen und schoss mit seinen verbliebenen Geschützen zurück.

„Giftgasgranaten und Sprenggeschosse abfeuern! Kombinieren Sie den Beschuss!“, befahl Frank dem Artillerieverband, der sich in einiger Entfernung hinter ein paar kleinen Hügeln postiert hatte.

Schließlich warteten sie eine weitere halbe Stunde, während die feindlichen Gräben mit einem Hagel aus tödlichen Gasgranaten und schweren Sprenggeschossen überschüttet wurden. Als sich in der Ferne eine immer größer werdende Wolke tödlichen Gases zwischen den gegnerischen Stellungen ausbreitete, wagten die GCF-Soldaten endlich die Flucht nach vorne und stürmten aus ihren Deckungen, um die Waräger zurückzudrängen und vor allem ihre Geschütze auszuschalten.

„Es funktioniert, sie kommen!“, sagte Frank grimmig, eine Reihe von Schnappschüssen auf dem Bildschirm vor sich beäugend.

Derweil rannten mehrere Hundert GCF-Soldaten auf das Waldstück zu. General Kohlhaas schnappte sich erneut das Funkgerät. „Verzahntes Abwehrfeuer, Männer! Wir kommen jetzt!“

Die motorisierte Truppe wartete noch einen kurzen Augenblick, während der Feind immer näher kam; dann raste sie an dem Waldstück vorbei. Augenblicklich begannen die schweren Maschinenkanonen das Feuer zu eröffnen,

während die Transportpanzer unbeirrt vorwärts rasten. Mörderische Salven massiver Projektile schlugen in der Masse der GCF-Soldaten ein, viele von ihnen niedermähend. Auch die im Wald verschanzten Warägergardisten deckten den Feind mit einem furchtbaren Sperrfeuer ein und brachten den Sturmangriff nach nur kurzer Zeit zum Erliegen.

„Macht euch bereit!“, schrie Frank. Die motorisierte Truppe krachte gleich einer Herde stampfender Kriegselefanten mit brüllenden Motoren in die Masse der Angreifer hinein.

„Raus, Männer! Vorwärts!“, bellte Kohlhaas durch das Funknetzwerk.

Die Einstiegsluken Dutzender Transportpanzer öffneten sich mit einem lauten Rumpeln. Dann stürmten schwer gerüstete Waräger aus einer Wolke aus Staub und Qualm, um sofort anzugreifen. Frank und Alf warfen sich auf den Boden und schossen eine Gruppe GCF-Soldaten zusammen, die gerade versucht hatte, in das Waldstück einzudringen. Kohlhaas schob ein weiteres Magazin in sein Sturmgewehr, er sprang auf.

Um ihn herum fielen seine Männer über die Feinde her und stachen sie mit ihren Bajonetten ab. Die Transportpanzerschwadron war inzwischen noch weiter vorgefahren, sie walzte und schoss alles in ihrem Weg nieder. Schließlich versuchten sich die GCF-Soldaten wieder aus der tödlichen Falle zu befreien, die ersten von ihnen rannten davon.

Die Warägergardisten, die im Wald gelauert hatten, stürmten indes mit lautem Gebrüll hervor und stürzten sich ebenfalls auf den schwankenden Feind, der nun endgültig die Flucht ergriff.

„Verfolgung aufnehmen!“, brüllte Kohlhaas, während seine Männer ununterbrochen feuernd vorrückten.

Sie jagten die fliehende Masse der GCF-Soldaten bis zu ihren Stellungen, die noch immer von einem gelblichen Giftgasnebel eingehüllt waren.

„Gasmasken auf! Handgranaten bereit!“, gab Frank an seine Männer durch. Diese folgten den Transportpanzern, die mit ihren Maschinenkanonen ein Blutbad unter den flüchtenden Gegnern anrichteten.

Wenig später erreichten die Waräger das Grabensystem, wo sich die überlebenden Feinde zu verschanzen versuchten. Doch der schnelle und wütende Ansturm der Elitesoldaten fegte jeden Widerstand hinweg und ehe sie sich versahen, waren Franks gepanzerte Soldaten auch schon in das Grabensystem eingedrungen, um jeden zu töten, den sie antrafen.

Überall ertönten Schreie, Maschinengewehrfeuer und das Grollen explodierender Handgranaten, die in Erdlöcher und Unterstände geschleudert wurden.

„Die sind fertig!“, schnaufte Alf außer Atem. Er zog Frank hinter einen Erdwall. „Unsere Jungs schaffen das auch ohne uns!“

Frank nickte, wobei der Filter seiner Gasmaske gespenstisch auf und ab wippte. Die beiden Freunde verharrten in ihrer Deckung und warteten. Nach einer weiteren Stunde waren die restlichen Gegner tot oder geflohen. Diese Stellungen waren genommen worden. General Kohlhaas und seine Männer hatten wieder einmal einen Sieg errungen.

Um sie herum tobte die Schlacht in der Lüneburger Heide auf einer kilometerlangen Frontlinie unerbittlich weiter, und es dauerte nicht lange, da wurden Franks Waräger

erneut als „Ausputzer“ angefordert. Schließlich rückten sie nach Norden vor.

Bis Ende Juni hatten Tschistokjows Truppen die GCF vollkommen eingekesselt und in einen verlustreichen Abwehrkampf verwickelt. Derweil rückten zwei Millionen Soldaten des Weltverbundes im Eilmarsch von Westen her nach, um ihren in Bedrängnis geratenen Kameraden zu Hilfe zu eilen. Im Rücken der gewaltigen Armee häuften sich währenddessen die Bombenanschläge islamischer Rebellen in den Großstädten Westdeutschlands. Bei Stuttgart wurde ein Konvoi der GCF durch die Sprengung einer Autobahnbrücke tagelang am Weiterkommen gehindert. Ähnliche Szenarien spielten sich wenig später auch in Bayern und Nordrhein-Westfalen ab.

Langsam verfielen im Westen Deutschlands ganze Regionen ins Chaos und nicht nur die Anschläge muslimischer Untergrundgruppen nahmen zu, sondern auch die Übergriffe der Deutschen auf Politiker und Verwalter.

Dutzende von Logenbrüdern wurden von wütenden Mobs auf offener Straße erschlagen, während sich nun auch im Westen die ersten Milizen deutscher Widerstandskämpfer bildeten. Viele davon hatten allerdings mehr guten Willen als wirksame Waffen. Aber dennoch nahm ihre Anzahl rapide zu.

Zahlreiche deutsche Polizisten, die sich seit Jahren von den Mächtigen verraten und verkauft fühlten, verweigerten diesen den Gehorsam und sahen weg, wenn es zu Lynchmorden und Ausschreitungen kam.

Der neu eingesetzte Sub-Gouverneur für Deutschland, Christian Schlichter, hatte zunehmend Mühe, die Kontrolle in dem ihm überantworteten Gebiet aufrecht zu erhalten.

Daran änderten auch seine ständigen Fernsehansprachen, in denen er gebetsmühlenartig seine „Betroffenheit" über diesen und jenen Vorfall äußerte, nichts.

Schließlich erhob sich das Volk am 17. Juli auch in Braunschweig und half der Volksarmee dabei, die GCF-Soldaten aus der Stadt zu jagen.

Der Luftraum über sämtlichen Großstädten, die die Befreier eingenommen hatten, wurde inzwischen durch EMP-Geschütze vor Atomraketenbeschuss geschützt, denn Tschistokjow fürchtete nach wie vor, dass die Weltregierung seine erfolgreich vorrückenden Truppen doch noch mit einem weiteren Vernichtungsschlag zu stoppen versuchte.

Als die Verstärkungen der GCF aus dem Westen schließlich nahe genug herangekommen waren, fanden sie ihre Verbände entweder vernichtet oder aufgerieben vor. Die Kesselschlacht in der Lüneburger Heide und den benachbarten Regionen hatte den Weltverbund fast 1,5 Millionen Soldaten gekostet. Aber auch die Verluste der Rus waren beträchtlich, so dass Tschistokjow den Vormarsch seiner Armeen erst einmal stoppen musste, um weitere Verstärkungen aus Russland an die Front zu bringen.

Eines hatte sich in dieser gewaltigen Schlacht jedoch gezeigt: die Kampfmoral der internationalen Soldaten hatte mittlerweile schweren Schaden genommen. Außerdem litt die GCF unter einer immer mehr um sich greifenden Fahnenflucht. Tausende Soldaten der Global Control Force, die zu einem beträchtlichen Teil aus Süd- oder Nordamerika stammten, waren nicht mehr länger bereit, sich für die Logenbrüder zu opfern.

Doch die Mächtigen bestanden auf die Aushebung weiterer Truppen für den Kampf um Europa. Sie forderten die

für Südamerika und Mexiko zuständigen Verwalter energisch dazu auf, zusätzliche Verbände für den in Übersee tobenden Krieg zur Verfügung zu stellen.

Schließlich schafften es die Rus bis Ende August 2055, Ungarn und die Slowakei zu befreien. Dann kämpften sie auch in Tschechien die GCF nieder und rückten in Richtung Wien vor. Langsam schien sich das Blatt zu wenden, ein europäisches Land nach dem anderen wurde von gewaltigen Volksaufständen erschüttert.

Die Leute vom Kamerateam stoben auseinander, als der Weltpräsident auf sie zustürmte und sie anbrüllte, endlich aus dem Atombunker zu verschwinden. Der erste Mann des Weltverbundes sah den verstörten Mitarbeitern des Mediendienstes wütend nach und zischte dabei einen finsteren Fluch. Soeben hatte er noch eine Durchhalterede an „die Menschen dieser Welt“ – so hatte er es formuliert – gehalten. Seine Ansprache hatte ihn sehr angestrengt. Mit einem unwilligen Brummen strich sich der Weise über das bleiche Gesicht. Er fühlte sich wie leergesaugt, eine nie gekannte Erschöpfung steckte ihm in den Gliedern. Die Menschen dieser Welt standen kurz davor, sich endgültig von den Logenbrüdern abzuwenden. Der Weltpräsident glaubte den Gestank des Untergangs riechen zu können; er war schon bis in den letzten Winkel dieses unterirdischen Bunkers gekrochen.

„Wir müssen endlich handeln!“, fauchte er sich selbst leise zu, um anschließend den Raum zu verlassen, in dem seine Ansprache aufgenommen worden war.

Schlurfend bewegte sich der Weise durch die Gänge, die ihn von den anderen Ratsmitgliedern trennten. Seit Wo-

chen und Monaten tagten die Mächtigen in den Kavernen aus Beton, die tief unter den Rocky Mountains im Fels lagen.

Der Weltpräsident ging an hell erleuchteten Monitoren und Bildschirmen vorbei, genau wie an dicken Kabelsträngen, welche die grauen Bunkerwände wie moderne Kunstwerke schmückten. Ab und zu kam dem Politiker ein GSA-Mitarbeiter oder einer der gewöhnlichen Regierungsangestellten auf seinem Weg entgegen. Doch der Weltpräsident hatte für das einfache Personal keinen Blick, stumm ging er an allen vorbei, ohne ihnen auch nur die geringste Beachtung zu schenken.

„Alles oder nichts, sie müssen sterben, sie müssen endlich brennen!", grollte der Weise voller grimmigem Hass vor sich hin. Am liebsten hätte er Tschistokjows Kopf an einer der Betonwände zerschlagen und jeden einzelnen Russen, jede Frau und jedes Kind, eigenhändig in Stücke gehackt.

Nach einer Weile kehrte der Weltpräsident zu dem Besprechungsraum zurück, in welchem sich die übrigen Mitglieder des Rates befanden. Ein Regierungsangestellter öffnete ihm die Tür und begrüßte ihn mit einem demütigen Lächeln. Als Dank erntete er einen finsteren Blick aus dunklen Augen.

„Ich hoffe, dass die Ansprache nicht zu einer endlosen Hasstirade geworden ist", sprach der Vorsitzende des Rates der 13, der den Weltpräsidenten vom anderen Ende des Besprechungsraumes aus betrachtete.

„Nein!", knurrte dieser zurück.

Mehrere Weise musterten ihn mit ausdruckslosen Gesichtern; der Weltpräsident ließ sich auf einem Stuhl nieder und starrte schweigend auf einen Stapel Dokumente, der vor ihm auf dem Tisch lag.

„Die Bewohner des Sektors Amerika-Nord müssen beruhigt werden. Ich werde mir nachher die Aufnahmen ansehen“, fuhr der oberste Weise fort.

„Meine Rede ist entschlossen, aber zugleich hat sie auch einen väterlichen Touch“, antwortete der Weltpräsident kühl.

„Väterlicher Touch …“, wiederholte der Vorsitzende. Dann verzog er den Mund zu einem gequälten Lächeln.

„Es ist wichtig, dass wir vor allem auch unsere Leute beruhigen. Viele von ihnen flüchten aus Europa oder dem Nahen Osten. Selbst hier in Nordamerika fühlen sich immer mehr von ihnen nicht mehr sicher“, sagte ein Logenbruder.

„Tatsächlich? Was Sie nicht sagen!“, schnaubte der Weltpräsident in Richtung des grauhaarigen Bankiers.

„Was Ihnen unser Bruder sagen will, ist nur, dass Hasspredigten gegen Tschistokjow allein nicht zielführend sind“, meinte der Erste der Weisen.

Der Weltpräsident sah ihn zornig an. „Das war nicht meine erste verfickte Fernsehansprache. Aber mit Geschwätz kommen wir nun einmal auch nicht weiter. Wir werden den Feind nur besiegen können, wenn wir endlich unser ganzes Vernichtungspotential aufbieten.“

Nachdenklich brummend kratzte sich der Vorsitzendes des Rates am Kinn; sein Blick traf den seines Stellvertreters, der bereits seit Wochen auf die Fortsetzung des Atomkrieges drängte. Die beiden Weisen hatten sich längst verstanden, Worte waren dazu nicht notwendig. Als Antwort erhielt der Weltpräsident ein stummes Nicken.

Während sich die Volksarmee in Richtung Westen vorkämpfte und inzwischen Hamburg und Nürnberg belager-

te, mussten die Weisen allmählich einsehen, dass sich die Lage längst zu ihren Ungunsten verändert hatte. So ordneten sie am 10. September 2055 einen erneuten Nuklearwaffenangriff auf den Nationenbund der Rus an, in der Hoffnung, dass er erfolgreicher sein würde als der letzte.

Mittlerweile hatten die Kosten dieses gewaltigen Krieges die Finanzen des Weltverbundes vollkommen ruiniert. Weitere Rüstungsvorhaben, wie auch die Wartung der riesigen Militärmaschinerie, waren nicht mehr bezahlbar.

Die Tatsache, dass Artur Tschistokjow offenbar über ein Mittel verfügte, atomare Vernichtungsschläge abzuwehren, brachte die Logenbrüder schier zur Verzweiflung. Fest entschlossen, ihren verhassten Gegner diesmal endgültig zu vernichten, befahlen sie, Hunderte von Atombomben auf Russland, Polen, Ostdeutschland und die anderen von den Rus besetzten Gebiete abzufeuern. Außerdem sollten auch die Araber, die ihre Zentren im Nahen Osten mehr und mehr bedrohten, durch einen apokalyptischen Hammerschlag in die Knie gezwungen werden. Zuletzt sollte es das in Agonie dahinsiechende Japan treffen, um Matsumoto den Rest zu geben.

Im Morgengrauen des 11.09.2055 zischten die ersten Atomraketen gen Himmel und machten sich auf den Weg in ferne Länder, um Abermillionen Menschen den Tod zu bringen. Es war der mit Abstand größte Atomwaffenangriff aller Zeiten. Er besaß die mörderische Kraft, ganze Länder zu entvölkern und in totes Ödland zu verwandeln.

Doch das EMP-Abwehrnetz des Nationenbundes vollbrachte ein wahres Wunder. Von den zahlreichen Atomraketen des Weltverbundes durchdrangen lediglich 19 das inzwischen gewaltige Schutzschild. Dabei wurden Braunschweig und das Ende letzten Jahres von der Volksarmee

eroberte Madgeburg zerstört. Weiterhin Brest in Weißrussland, Budapest in Ungarn und die slowakische Großstadt Bratislava. Japan hingegen hatte Glück, denn sein EMP-Schild wehrte nicht weniger als 50 Atomraketen ab. Allerdings schlugen 6 taktische Nukleargeschosse im Weserbergland und der Lüneburger Heide ein, wo sich große Truppenkontingente der Rus versammelt hatten und der elektromagnetische Schutzschirm noch im Aufbau war. Dabei wurden über 200.000 Volksarmisten getötet oder zu dahinsiechenden Krüppeln gemacht.

Die bisher noch nicht mit EMP-Geschützen ausgerüsteten Länder der Islamisch-Persischen Allianz hatten an diesem finsteren Tag jedoch das größte Leid zu ertragen. Neben Bagdad im Irak und Aleppo in Syrien gingen ganze Landstriche und über 100 weitere Städte im Mittleren Osten in Flammen auf. Etwa 180 Millionen Menschen starben in diesem Inferno innerhalb weniger Stunden oder gingen bald darauf an den Nachwirkungen des atomaren Großangriffs zu Grunde.

Artur Tschistokjow antwortete auf den grausamen Vernichtungsschlag des Weltverbundes noch in der gleichen Nacht und ließ einige überirdisch gelegene Atomwaffenbasen in Nordamerika mit den von seinen Wissenschaftlern neu entwickelten EMP-Raketen beschießen. Diese verblüffenden Waffen deckten große Gebiete im Radius von mehreren Quadratkilometern mit einem elektromagnetischen Puls ein und machten damit feindliche Kernwaffen unbrauchbar. Jetzt mussten diese erst wieder repariert werden und waren zunächst nicht mehr einsetzbar.

Anschließend begann der atomare Gegenschlag der Russen und Japaner. Am 13.09.2055 erhob sich der nukleare

Tod in die Lüfte und flog in Richtung Nord- und Südamerika.

Es dauerte nicht lange, da schlugen die Bomben in Mexiko-City, Sao Paolo, Rio de Janeiro, Havanna, Medellin, Bogota und Dutzenden weiteren Metropolen in Südamerika ein. Darauf folgend begann der Gegenschlag auf die noch intakten Städte Nordamerikas. Houston, Pittsburgh, Austin, Phoenix, Sacramento, Lincoln, Detroit, Ottawa, Harrisburg, Annapolis und zahlreiche andere Städte verbrannten unter den Atompilzen eines ganzen Schwarms von Langstreckenraketen. Am Ende wurde das nukleare Duell zum schlimmsten Alptraum, den die Menschheit jemals gesehen hatte.

In den folgenden Tagen versuchten noch mehrere Atombomben des Weltverbundes den EMP-Schutzschild des Nationenbundes zu durchbrechen, doch dieser hielt stand, wobei Tschistokjow alle Versuche stets mit einem vernichtenden Gegenfeuer beantwortete.

Am 20.09.2055 war der atomare Schlagabtausch schließlich beendet. Er hinterließ Millionen Tote und endloses Leid. Die urbane Infrastruktur Nordamerikas war jetzt, genau wie alle wichtigen Industriezentren, vollkommen zerstört. Artur Tschistokjow hatte in diesem mörderischen Ringen eindeutig die Oberhand gewonnen. Das Imperium der Weltregierung verfiel endgültig in einen Zustand der Panik und Unordnung.

Frank saß in seinem Unterstand etwa zehn Kilometer östlich der hessischen Stadt Gießen. Die Volksarmee und seine Waräger hatten sich in den letzten Tagen zügig nach Westen vorgearbeitet. Trotz der schrecklichen Ereignisse der letzten Zeit war die Hoffnung wieder in Franks Herz

zurückgekehrt. Diesmal würden sie es schaffen, der Sieg war in Reichweite, dachte er sich. Als Frank nachdenklich ein paar E-Mails auf dem DC-Stick las, wurde er plötzlich von einem seiner Offiziere angesprochen.

„Herr General, draußen warten einige Männer, die Sie sprechen möchten", sagte der Mann.

Kohlhaas drehte ihm den Kopf zu. „Wie bitte? Was für Männer?"

„Irgendwelche Orientalen", erwiderte der Waräger.

„Sind sie auf Waffen durchsucht worden? Wieso habt ihr sie einfach ins Lager gelassen?", wollte Frank wissen und wirkte verdutzt.

„Sie scheinen sauber zu sein", meinte der Offizier. Dann begleitete er den General nach draußen.

Es dauerte nicht lange, da stand Frank vor vier Männern, die weiße Gebetskappen auf ihren Köpfen trugen. Hinter den Gestalten hatten sich mehrere Waräger mit durchgeladenen Maschinenpistolen postiert.

Einer der Gäste trat einen Schritt vor. Er ging auf Kohlhaas zu, dann streckte er ihm die Hand entgegen. „Mein Name ist Abdullah ibn Al-Azid, ich bin der erste Iman dieser Region. Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr General Kohlhaas."

Frank war nach wie vor skeptisch. Misstrauisch sah er sich um. Schließlich schüttelte er halbherzig die Hand des Fremden.

„Ja, willkommen!", antwortete er.

„Das ist mein Stellvertreter, Iman Orhan Recep Gazi, und diese Männer sind zwei meiner Berater", fuhr Al-Azid fort.

„Sehr erfreut …", gab Frank zurück. „Was führt Sie zu mir?"

„Wir wollen Ihnen unsere Hilfe anbieten“, meinte der Iman, der offenbar arabischer Herkunft war.

„Ihre Hilfe?“, wunderte sich der General.

„Ja, wir haben inzwischen mehrere islamische Milizen aufgestellt, die der Volksarmee gegen die GCF helfen wollen. Ganz offiziell!“, erklärte der Geistliche mit einem freundlichen Lächeln.

„Das freut mich, Herr Al-Azid. Ich betrachte Sie nicht als meinen Feind. Zudem kämpfen wir gegen einen gemeinsamen Gegner. Das ändert jedoch nichts daran, dass ich hier bin, um mein Heimatland zu befreien und es dann meinem Volk zurückzugeben“, betonte Frank.

„Das ist mir bewusst!“, erwiderte der Iman.

„Sie wissen, dass Artur Tschistokjow Europa in seinem und meinem Sinne neu ordnen wird, wenn wir diesen Krieg gewinnen. Natürlich betrifft das auch Sie und Ihre Landsleute, die Europa wieder verlassen müssen, wenn es so weit ist“, bemerkte Frank mit trotzigem Blick.

„Wir respektieren das, General Kohlhaas. Jedes Volk hat das Recht auf ein eigenes Land. Glauben Sie mir, Sie haben viele Bewunderer in unseren Reihen, denn Sie sind ein Deutscher, den man aufgrund seiner Ehrlichkeit und Tapferkeit bewundern muss“, sagte Al-Azid.

„Vielen Dank!“, antwortete ihm Frank und fühlte sich geschmeichelt. „Artur Tschistokjow ist inzwischen ein treuer Verbündeter des großen islamischen Rebellenführers Darian Aref, der auch für die Völker des Orients die Freiheit erkämpfen wird. Mit unserer Hilfe!“

„Das ist uns klar und wir werden uns mit Tschistokjow einigen“, sagte der Iman.

Frank zögerte für einen kurzen Augenblick. Er kratzte sich am Kopf. Anschließend erwiderte er: „Wir dürfen es

nicht zulassen, dass uns die Logenbrüder hier in Europa gegeneinander aufhetzen. Ich möchte die Wiedergewinnung meiner Heimat für mein Volk möglichst ohne Blutvergießen zwischen uns zu Ende bringen. Wenn Sie das respektieren, dann mögen wir zusammen kämpfen. Seite an Seite, bis die Macht der Weltregierung endlich gebrochen ist. Sie wissen aber auch, dass Artur Tschistokjow keinerlei Kompromisse machen wird. Außerdem ist Ihnen sicherlich bewusst, dass die Warägergarde kein Debattierklub ist."

Al-Azid und seine Begleiter nickten. Dann sagte der erste Iman: „Sie sind ein Deutscher, wie man ihn leider nur noch selten findet, General Kohlhaas. Natürlich wissen wir, wie entschlossen Sie sind und haben kein Interesse daran, Sie oder Artur Tschistokjow herauszufordern. Im Gegenteil, Ihr Kampf ist auch unser Kampf. Ich werde meinen großen Einfluss geltend machen und Ihre Worte an meine Getreuen weitergeben."

Allmählich wurde Frank etwas gelöster und entspannte sich. Schließlich setzte er sogar ein breites Grinsen auf. „Dann können wir uns also darauf verlassen, dass Ihre Milizen den GCF-Soldaten demnächst noch mehr Feuer unter dem Hintern machen, wie?", meinte er dann.

„Das verspreche ich Ihnen, General Kohlhaas!", versicherte der Iman.

„Dann freue ich mich auf eine gute Zusammenarbeit, Herr Al-Azid. Gemeinsam werden wir die Logenbrüder niederringen. Mögen unsere Völker in Zukunft wieder groß und frei sein", sagte Frank.

Der Anführer der Warägergarde und die vier moslemischen Führer plauderten noch eine Weile und einigten sich

schließlich auf eine gemeinsame Strategie zur Bekämpfung der Global Control Force.

Als sich Abdullah ibn Al-Azid nach dem längeren Gespräch am Ende von Frank verabschiedete, schüttelte er ihm freundlich die Hand und bemerkte noch: „In Ihnen sehe ich einen alten Preußen, Herr General. Und ich dachte schon, dass es derartige Deutsche gar nicht mehr gibt. Mögen Sie und Ihre Kämpfer gesegnet sein, denn Allah ist mit den Standhaften!“

Artur Tschistokjow bemühte sich angesichts der Nachricht, die ihm Wilden soeben überbracht hatte, zu lächeln. Doch es gelang ihm kaum. Zu sehr hatten die Auswirkungen dieses furchtbaren Krieges seinen Geist schon zerfressen. Dennoch hatte er diesmal allen Grund zur Freude.

„Der Verwaltungssektor Amerika-Süd hat uns zugesichert, die Weltregierung nicht mehr zu unterstützen. Jetzt bittet uns Gouverneur Ron Weinfield sogar um einen Waffenstillstand“, erklärte der Außenminister erleichtert.

„Sehr gut!“, murmelte Tschistokjow. „Er soll seinen Frieden bekommen. Ich frage mich nur, warum diese verfluchten Gouverneure immer erst dann einsichtig werden, wenn man ihre Länder mit Atombomben überschüttet?“

„Artur, das ist ein gewaltiger Erfolg! Wir werden diesen Krieg gewinnen! Jetzt hat auch Amerika-Süd endlich die Waffen gestreckt. Die Weltregierung ist am Ende und nun geben wir ihr den Rest“, sagte der Deutsche grimmig.

„Ja, ich freue mich auch, Thorsten. Aber trotzdem …“, antwortete der russische Staatschef mit müden Blick.

„In Südamerika sind inzwischen überall schwere Unruhen ausgebrochen. Unsere Atomwaffenangriffe haben in

vielen Regionen die Infrastruktur und Nahungsmittelversorgung zusammenbrechen lassen. Auch die wenigen GCF-Verbände vor Ort werden den Kollaps dieses Sektors nicht mehr aufhalten können. Weiterhin sind in Argentinien, Chile und Uruguay Volksaufstände ausgebrochen. Es ist zu erwarten, dass sich dort bald wieder unabhängige Staaten gründen werden", meinte Wilden.

„Wir werden ihnen die Hand reichen", brummte Tschistokjow lediglich.

„Natürlich! Außerdem sind Buenos Aires und Santiago de Chile von uns ja nicht zerstört worden. Ich habe geahnt, dass es dort zuerst zu Unabhängigkeitsbewegungen kommen wird", erklärte der grauhaarige Außenminister.

Sein Freund saß an seinem Schreibtisch, er hörte ihm mit versteinerter Miene zu. Derweil fuhr der Deutsche fort: „Auch in Brasilien ist das völlige Chaos ausgebrochen. Dort sind die ethnischen Unruhen und Hungerrevolten am schlimmsten. Bewaffnete Banden ziehen plündernd durch die Lande und die Ruinen der Großstädte …"

Tschistokjow winkte ab und unterbrach Wildens Vortrag. „Es ist gut jetzt, Thorsten. Ich kann mir das alles lebhaft vorstellen. Die sollen das da unten selbst regeln. Hauptsache, wir haben endlich unsere Ruhe und können uns auf andere Dinge konzentrieren."

Plötzlich wurde Wilden ungehalten und schnaubte: „Reiß dich zusammen, Artur! Die Kapitulation des Verwaltungssektors Amerika-Süd ist ein gewaltiger Erfolg! Damit rückt unser Sieg in greifbare Nähe! Den Logenbrüdern schwimmen die Felle davon! Du hast wirklich allen Grund zur Freude!"

Der Russe verzog sein Gesicht und zuckte mit den Achseln. „Millionen Tote waren notwendig, um diesen ver-

fluchten Gouverneur endlich dazu zu bewegen, der Weltregierung die Gefolgschaft zu verweigern. Und viele weitere Millionen werden das nun ausbrechende Chaos nicht überleben. Sie werden in Massen zu Grunde gehen, verhungern und verrecken. Ein Grund zur Freude sieht anders aus, Thorsten."

„Das ist sicherlich richtig …", gab der Außenminister zu.

„Wenn wir diesen Krieg gewinnen, dann wird auch das russische Volk und jedes andere Volk Europas so sehr geschwächt sein, dass es Jahrzehnte dauern wird, bis sich alles wieder halbwegs stabilisiert hat. Mir kommt es so vor, als wären inzwischen ganze Generationen unserer besten, jungen Männer auf den Schlachtfeldern geblieben.

Außerdem werden wir die Logenbrüder nicht ganz besiegen können. Sie werden auch nach diesem Krieg noch über einige Länder herrschen. Um sie völlig zu vernichten, müssten wir Nord- und Südamerika befreien und besetzen. Diese Kraft aber haben wir nicht mehr."

„Das wäre auch kompletter Irrsinn und Größenwahn, Artur. Damit würde uns dieser Krieg so sehr ausbluten, dass auch wir am Ende zusammenbrächen", meinte Wilden mit erhobenem Zeigefinger.

„Ich halte es durchaus für möglich, dass sich unsere Feinde nach diesem Konflikt wieder bis zu einem gewissen Punkt erholen werden. Allerdings werden sie nicht mehr die Weltmacht haben und die von ihnen beherrschten Länder werden weiter zerfallen. An ihrer Stelle würde ich dort jetzt überall kollektivistische Revolutionen ausbrechen lassen, um die Wut der Volksmassen umzulenken und zugleich doch noch die Macht zu behalten", sinnierte Tschistokjow.

„Du hast Recht. Unsere Feinde waren immer äußerst hartnäckig und resistent. Wir dürfen auf keinen Fall zu siegessicher und überheblich werden, das wäre ein tödlicher Fehler“, warnte der Außenminister.

„Eines Tages werde ich meinem Nachfolger einschärfen, dass er mein Werk unbeirrt fortführen muss. Er muss dann auch noch den Rest Europas und am Ende die letzte Bastion des Feindes, Nordamerika, befreien, um die Macht dieser Verbrecherbrut für alle Zeiten zu zerschlagen. Aber ich kann das nicht mehr, Thorsten. Wir alle werden das in diesem Leben nicht mehr tun können. Dies ist eine Aufgabe für unsere Kinder und Enkel“, sagte der Anführer der Rus.

„Außerhalb von Nordamerika wird sich der Feind nach seiner Niederlage nur noch wenige neue Stützpunkte einrichten können. Das vermute ich jedenfalls. In Europa könnte er sich nur noch in England festsetzen“, sagte Wilden.

Tschistokjow schüttelte den Kopf. „Nein, alle Logenbrüder werden England und dann auch Europa verlassen müssen. Wenn sie das nicht tun, dann werde ich eines Tages doch noch die britischen Inseln besetzen lassen und sie dort vernichten. Zudem wird England in Zukunft erst einmal ein Protektorat des Nationenbundes werden, das nach unseren Vorgaben verwaltet wird. Das ist in diesem Fall die einzig sichere Lösung.“

Der Außenminister lächelte und schenkte sich und seinem Freund ein Glas Wasser ein. Inzwischen wirkte auch Tschistokjow etwas gelöster. Er bemerkte: „Unsere Nachfahren müssen wachsam sein. Das müssen wir ihnen wieder und wieder einschärfen, Thorsten. Eines Tages müssen wir diese Verbrecherbrut endgültig beseitigen. Ich

werde bis dahin eine technologisch so überlegene Zivilisation und Militärmacht aufbauen, dass unsere Nachfahren nie wieder einen solchen Krieg ausfechten müssen. Wenn meine Gebote und Lehren strikt befolgt werden, dann werden wir auf der Straße des Sieges bleiben. Und wenn in hundert oder zweihundert Jahren die letzte Schlacht geschlagen wird, dann werden unsere Gegner einer hochtechnisierten und hochgerüsteten Streitmacht gegenüberstehen, die ihnen innerhalb kürzester Zeit ein Ende bereiten wird.

Die viel größere Gefahr wird sein, dass unsere Kinder und Enkel irgendwann wieder schwach und nachsichtig werden könnten. Das müssen wir durch die richtige Erziehung von frühester Jugend an verhindern und die weltanschaulichen Grundlagen der Freiheitsbewegung in ihren Köpfen einzementieren, auf dass sie nicht mehr herausgebrochen werden können."

„Das wird unsere Aufgabe in den kommenden Jahrzehnten sein", antwortete Wilden mit einem Nicken.

Hamburg war nach einer verlustreichen Belagerung von der Volksarmee eingenommen worden, dabei hatte die Großstadt schwere Schäden erlitten. Endlich stand die Hansestadt unter der Kontrolle der Rus und der deutschen Freiwilligenverbände, welche im Zuge des Hamburger Volksaufstandes gewaltigen Zulauf erhalten hatten. Nun galt es, wieder die Ordnung in der verkommenen Großstadt herzustellen, was die Freiwilligenmilizen und ADR-Kommandos übernahmen.

In Süddeutschland war die GCF inzwischen aus Franken herausgetrieben worden. Tschistokjows Soldaten kämpften sich bis nach München vor, wo große Massen von Deutschen und Fremden gegen die örtlichen Machthaber auf die Straße gegangen waren.

Die in der bayerischen Metropole stationierten GCF-Soldaten schossen die Menschenmenge jedoch rücksichtslos zusammen und schlugen den Aufstand bereits im Vorfeld nieder. Bald aber standen ihnen die Rus gegenüber, die begannen, München zu belagern.

General Kohlhaas und seine Soldaten hatten den Feind derweil aus Gießen vertrieben und warteten auf weitere Verstärkungen aus dem Osten, um anschließend nach Frankfurt am Main vorzurücken.

Die Nachricht, dass der Gouverneur des Sektors Amerika-Süd Artur Tschistokjow zugesichert hatte, keine weiteren Truppen mehr an die Front zu schicken, beflügelte die Streitkräfte des Nationenbundes erheblich. Im Gegenzug wandten sich immer mehr GCF-Soldaten zur Flucht oder legten die Waffen nieder.

Am 26.11.2055 wurde Prag befreit und Tschechien der Weltregierung endgültig entrissen. Außerdem hatten mehrere Hunderttausend Volksarmisten und österreichische Freiwillige Wien eingeschlossen, um den Feind auch hier zu vernichten.

Anfang Dezember begannen gewaltige Volkserhebungen Italien und Spanien zu erschüttern. In Rom, Madrid und zahlreichen Großstädten Südeuropas gingen Millionen Menschen auf die Straßen. Vielfach wurden die Diener der Weltregierung von zornigen, ausgehungerten Mobs in den Gassen gelyncht.

In Italien hatte sich in den letzten Monaten eine rasant wachsende Volksbewegung, die sich als „Latinische Erhebung" bezeichnete, unter Führung eines Cesare Rizzo gebildet. Der Rebellenführer, der sich an Artur Tschistokjow orientierte, hatte bereits bewaffnete Verbände aufgestellt und Massenkundgebungen gegen die Weltregierung in mehreren Städten Norditaliens durchgeführt. Nun gingen seine Männer dazu über, die GCF-Besatzungstruppen anzugreifen oder durch Hinterhalte und Sabotageaktionen zu stören. Eine erste Kontaktaufnahme zum Nationenbund der Rus war bereits erfolgt. Tschistokjow sicherte Rizzo umgehend seine Hilfe zu.

Zu Beginn des Jahres 2056 kam es nun auch, als Rache für die Zerstörung der vielen arabischen Städte, zu einer ganzen Serie von Bombenanschlägen durch muslimische Untergrundkämpfer. Dadurch wurde das Chaos weiter vergrößert.

Derweil besetzten Tschistokjows Truppen in Finnland, Schweden und Norwegen die wichtigsten Städte. Hier stellte sich der Volksarmee nur noch wenig Widerstand

entgegen, denn Skandinavien war von der Global Control Force schon weitgehend geräumt worden.

Wenig später begann die russische Kriegsflotte die britischen Inseln anzugreifen und setzte einige Truppenkontingente an Land ab, welche die übrig gebliebenen Atomwaffenbasen eroberten und zerstörten. Schließlich musste auch Sub-Governeur Jerry Diamond kapitulieren, denn England war mittlerweile flächendeckend verwüstet und schon halb entvölkert worden.

Nach und nach brach der Widerstand der GCF überall zusammen, auch in Westdeutschland. Bremen und Hannover wurden im Februar 2056 durch entschlossene Sturmangriffe der Volksarmee eingenommen und die in München eingeschlossenen Soldaten der Global Control Force streckten ebenfalls die Waffen.

Im Weserbergland fand in diesen Tagen eine gewaltige Kesselschlacht statt, wobei über 100.000 GCF-Soldaten getötet wurden. Daraufhin drangen die grauen Heerscharen der Rus ins östliche Sauerland ein, wo ihnen die Bevölkerung zujubelte.

Lediglich Frankfurt am Main, die provisorische Hauptstadt des Sub-Verwaltungssektors Deutschland, war trotz wochenlanger Kämpfe noch immer nicht ganz erobert worden. Sub-Gouverneur Schlichter war jedoch längst aus der Stadt geflohen, denn er wusste, was ihn erwartete, wenn die Feinde seiner habhaft werden konnten.

So bissen sich Frank, Alfred und Zehntausende von Warägern an den Verteidigern Frankfurts die Zähne aus. Noch hielten die Gegner stand. Frankfurt am Main aber musste unter allen Umständen fallen, um den Logenbrüdern in Westdeutschland das Genick zu brechen.

„Nach und nach erheben sich die Völker Europas gegen die Weltregierung. Überall strömen Tausende von Kriegsfreiwilligen unter den Fahnen der Freiheitsbewegung zusammen, um den Kampf gegen den Weltfeind und seine Knechte aufzunehmen.

Die westdeutsche Großstadt Hamburg ist unterdes von unseren Soldaten befreit worden. Unter dem freudigen Jubel zahlloser Deutscher marschierten die tapferen Männer der Volksarmee durch das Zentrum der Elbmetropole …"

Friedrich ballte die Fäuste und sprang vom Sofa auf. Derweil kamen weitere Siegesmeldungen aus dem Fernseher. Langsam schien sich alles zum Guten zu wenden.

„Wir werden diesen Krieg gewinnen, Mama! Daran habe ich keinen Zweifel mehr!", rief der Junge lauthals durch das Haus. Julia antwortete ihm jedoch nicht. Sie tat so, als hätte sie nichts gehört.

„Im Zuge der allgemeinen Versorgungs- und Energiekrise ist es vor allem in Südfrankreich zu bürgerkriegsähnlichen Unruhen mit mehreren Tausend Toten gekommen. Auch in den holländischen und belgischen Großstädten herrscht seit Monaten der Ausnahmezustand. Gestern rottete sich in Amsterdam eine große Masse Muslime zusammen und versuchte mehrere Verwaltungsgebäude in der Innenstadt in ihre Gewalt zu bringen. Dabei wurden auch zahlreiche Häuser in Brand gesteckt und es kam zu einer Reihe von Lynchmorden…"

Friedrich stellte den Fernseher aus, der Bildschirm wurde wieder schwarz. Franks Sohn stolzierte mit einem siegesgewissen Lächeln aus dem Wohnzimmer hinaus. Er ging zu seiner Mutter, die im Hausflur stand und einige Schub-

laden ausräumte. Friedrich hob die Faust, Julia wandte ihm den Blick zu.

„Wir werden siegen, Mama! Ich habe eben die Nachrichten gesehen. Mittlerweile bin ich mir absolut sicher, dass unsere Truppen …“, rief er, doch seine Mutter fuhr dazwischen.

„Bitte! Ich kann es nicht mehr hören, Friedrich. Gönne mir mal eine Sekunde Abstand von diesem Mist.“

„Aber dieser Kampf entscheidet nun einmal über unsere Zukunft“, meinte Friedrich in der altklugen Art der Wildens.

„Ja, ich weiß. Aber trotzdem“, murmelte Julia.

Der junge Mann schwieg für einen kurzen Moment, doch dann sagte er: „Ich bin alt genug, um mich freiwillig zu melden, Mama.“

Julia stutzte. „Wie?“

„Ich will mich freiwillig melden“, wiederholte Friedrich.

„Freiwillig melden?“, kam zurück.

„Ja, ich will dabei sein, wenn Weltgeschichte geschrieben wird, Mama.“

Plötzlich kam Julia auf ihren Sohn zugeschossen wie ein Blitz. Sie holte aus und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige. Friedrich stieß sie wütend zurück.

„Was soll das?“, schrie er voller Zorn.

„Freiwillig melden!“, zischte Julia. „Du hast keine Ahnung vom Krieg, mein Sohn. Es reicht mir, wenn dein Vater sein ganzes Leben dafür opfert.“

„Er ist Soldat! Es ist seine Pflicht, das zu tun!“, erwiderte Friedrich trotzig.

„Und jetzt willst du auch Ruhm und Ehre auf dem Schlachtfeld ernten, wie?“

„Ja, deshalb will ich mich auch freiwillig melden!“, betonte Friedrich herausfordernd.

„Nein!“, schrie Julia. „Das wirst du nicht tun! So wahr ich dich geboren habe, das lasse ich niemals zu!“

Friedrich schreckte vor seiner furienhaften Mutter zurück. Julia kam mit geballten Fäusten auf ihn zu, während ihr Tränen die Wangen herunter liefen.

„Ich will nur meine Pflicht tun, so wie es uns Artur Tschistokjow gelehrt hat“, setzte der junge Mann nach.

„Nein! Du meldest dich nicht freiwillig für diesen verfluchten Krieg! Du nicht! Niemals, Friedrich! Zum Teufel mit Tschistokjow und seinen Parolen!“, kreischte sie.

Bevor er noch etwas sagen konnte, ging Julia weinend in den Nebenraum und verschloss die Tür hinter sich. Friedrich sah ihr mit einer Mischung aus verletztem Stolz und Verunsicherung nach. Schließlich beschloss er, seine Idee noch einmal zu überdenken.

Für einen kurzen Moment dachte Frank darüber nach, ob er nicht schon zu alt für derartige Dinge war, doch dann besann er sich wieder seiner Rolle und peitschte die Soldaten einmal mehr nach vorn. Allmählich näherten sich die Waräger dem Frankfurter Bankenviertel, welches von besonders vielen GCF-Soldaten und VVM-Milizionären verteidigt wurde. Gestern hatte die Volksarmee einige Kampflugzeuge geschickt, die die feindlichen Stellungen mehr oder weniger gezielt bombardiert hatten, doch die Löwenarbeit machte wie üblich der einfache Soldat.

„Ausschwärmen und verteilen! Granatenwerfer in Position!“, gab Frank an die Truppführer durch, während er hinter einem ausgebrannten Bus in Deckung ging.

Er zuckte zusammen, als ein Maschinengewehr zu feuern begann und irgendwo neben ihm Projektile einschlugen. Frank spähte unter dem Bus her, doch konnte er nichts erkennen. Dann sah er wieder nach oben. Mehrere der riesenhaften Glasgebäude waren im Zuge des gestrigen Bombenangriffs in sich zusammengefallen, manche brannten noch immer und gewaltige Qualmwolken stiegen aus den Trümmern hervor.

„Da hinten stehen drei schwere Geschütze im Park!“, hörte Frank über Funk.

„Ausschalten! Wir erledigen die VVMs hier!“ knurrte der General. Er richtete den verrutschten Schulterpanzer seiner schwarzgrauen Ferroplastinrüstung und biss sich auf die Zähne. Gleich würde es losgehen.

Derweil begannen die Panzer zu schießen. Sie spieen ihr tödliches Feuer den langen Straßenzug hinunter, zu dessen beiden Seiten hohe Bankpaläste in den Himmel wuchsen. Ohrenbetäubende Explosionen ertönten, während Betonstücke, Schuttsplitter und Glasscherben umhergeschleudert wurden. Die Tanks verstärkten den Beschuss und zerlegten schließlich ganze Häuserwände.

„Jetzt! Raus! Stürmen!“, kreischte Frank aus voller Kehle in sein Sprechgerät. Er sprang aus der Deckung, hastete um den ausgebrannten Bus herum und sprintete zwischen einigen Trümmerbergen hindurch, während dreihundert gepanzerte Waräger geschlossen losrannten. Zeitgleich fuhren die Panzer der Volksarmee mit Höchstgeschwindigkeit voraus, um den Elitesoldaten als Deckung zu dienen.

Diese Vorgehensweise hatte sich bereits in vielen Stadtkämpfen bewährt. Dennoch schlug den Angreifern wütendes Abwehrfeuer entgegen. Frank stürmte immer weiter

vor. Er ignorierte die Todesschreie einiger Waräger vor sich und sprang stattdessen hakenschlagend wie ein Hase zwischen Tanks, zerstörten Autos und Häuserwänden umher.

Schließlich erreichten die Rus eine erste Barrikade, die über die gesamte Hauptstraße ging. Dahinter hockten Dutzende von VVM-Milizionären, deren wütendes Gebrüll immer lauter wurde. Doch die Waräger behielten die Nerven und griffen entschlossen an. Sie schleuderten Handgranaten hinter die Deckung und kletterten dann über Berge von Schutt, um die VVM-Männer frontal anzugreifen. Kohlhaas folgte der immer größer werdenden Schar seiner Krieger. Er schaltete das Denken ab, griff zu Pistole und Machete und warf sich in das nun ausbrechende Getümmel.

Mehrere Projektile prasselten wirkungslos gegen den Brustpanzer des Generals, der mit heruntergeklapptem Visier hinter die Barrikade sprang und den ersten Feind mit einem gezielten Schuss ins Jenseits beförderte. Unvermittelt rammte ihn eine hünenhafte Gestalt mit rotem Kopftuch und muskelbepackten Oberarmen zu Boden. Frank hatte den braunhäutigen Riesen zu spät bemerkt; dieser hatte ihm einen wuchtigen Schulterstoß verpasst. Kohlhaas kämpfte gegen die Angst, versuchte, den Überblick zu bewahren.

Der kräftige VVM-Milizionär streckte einen Waräger mit einem Kopfschuss nieder. Dann wandte er sich Kohlhaas zu. Er ergriff eine Axt und schwang sie mit lautem Gekreische, während Frank noch immer mit seinem Orientierungssinn rang. Brüllend sauste die mörderische Waffe auf den General hernieder, doch dieser wehrte den Hieb in letzter Sekunde mit der Machete ab.

Frank gelang es, seine Gedanken gerade noch rechtzeitig zu ordnen. Er schoss dem Angreifer, der keinerlei Rüstung am Leib trug, im Gegenzug ins rechte Knie. Der Mann sackte zusammen, umklammerte die Axt mit einem Schrei, der Schmerz und Hass verkündete, während Kohlhaas wieder auf die Beine kam. Er ließ dem Verwundeten keine Zeit mehr für einen weiteren Angriff. Ein zweiter Schuss traf den VVM-Milizionär in der Schulter, ein dritter durchschlug die Stirn.

Frank sah sich um. Die meisten VVM-Männer wandten sich zur Flucht und versuchten, die GCF-Stellungen, welche etwas weiter westlich quer durch eine Parkanlage verliefen, zu erreichen. Doch die Waräger setzten den Fliehenden nach und töteten jeden, den sie erwischen konnten.

Derweil walzten die Panzer die Barrikade platt und schafften so einen Durchgang für die nächste Warägertruppe, die bereits nachrückte. Kohlhaas fluchte. Die Tatsache, dass ihn beinahe ein gewöhnlicher VVM-Milizionär erschlagen hatte, machte ihn furchtbar wütend. Er rannte los, nahm sein Sturmgewehr vom Rücken und feuerte eine Gruppe davonrennender Gegner über den Haufen. Anschließend griff er wieder zu Pistole und Machete, um noch zwei weitere VVM-Männer niederzumachen. Dieser Abschaum war den Warägern nicht gewachsen, dachte Frank. Niemals!

„Wir sollten den GCF-Soldaten nicht direkt vor die Mündungen laufen, Herr General!", hörte Kohlhaas einen russischen Soldaten hinter sich rufen. Zornig hielt er inne.

„Ja, Sie haben ja Recht!", schnaubte er. Dann blieb er stehen und öffnete den Gesichtsschutz, um ein wenig frische Luft zu atmen.

Kurz darauf waren mehrere Warägertrupps nachgerückt. Zugleich eröffneten die Geschütze der GCF ihr Abwehrfeuer und es regnete Granaten. Frank und seine Männer stoben auseinander und versuchten, zwischen zerschossenen Hochhäusern und Bergen aus Trümmern und Schutt Deckung zu finden.

Kohlhaas kauerte sich hinter einer Betonwand auf den Boden. Nach und nach gesellten sich immer mehr Waräger zu ihm. Der General dachte an seinen Freund Alf, der mit den von ihm geführten Soldaten an einem anderen Ort zu kämpfen hatte. Frankfurt am Main war groß und gefährlich. Dieser Moloch von einer Stadt war noch lange nicht in der Hand der Rus. Es würde noch viel Blut fließen, bevor man die verkommene Metropole unter Kontrolle hatte. Frank blieb eine Weile hinter der Mauer, während die feindliche Artillerie auf seine Soldaten einhämmerte und die Umgebung verwüstete. So war es eben im Krieg, sagte er sich und blieb gelassen. Derartige Dinge hatte der General schon unzählige Mal erlebt.

„Darian Arefs Streitkräfte stehen vor den Zentren unserer Feinde im Nahen Osten. Ihr Sieg ist nah“, sprach Tschistokjow.

Wilden nickte. Der Anführer der Rus fuhr fort: „Noch immer toben die Kämpfe dort unten, aber die Moslems sind nicht mehr aufzuhalten. Wir müssen ihnen auch nicht mehr helfen, sie werden es alleine schaffen. Gewisse Dinge wollen Aref und seine Soldaten nach ihrem Sieg ohnehin selbst erledigen, darauf bestehen sie ausdrücklich.“

„Verstehe!“, kam zurück.

Wieder einmal saßen der russische Präsident und sein Außenminister in Tschistokjows schmucklosem, sparta-

nisch eingerichteten Büro in den Tiefen des Atombunkers. Die übrigen Funktionäre der Freiheitsbewegung, die bis vor wenigen Minuten noch der Lagebesprechung beigewohnt hatten, waren gegangen. Nur Wilden war geblieben.

Artur Tschistokjow packte ein belegtes Brötchen aus und biss hungrig hinein, während sich sein deutscher Freund ein Glas Orangensaft einschenkte.

„Die Moslems werden keinen Stein auf dem anderen lassen. Wenn Aref siegt, wonach es zweifellos aussieht, wird das unseren Feinden einen Schlag versetzen, der sie besonders schmerzen wird", erklärte Wilden.

„Nach dem nuklearen Großangriff der Weltregierung haben die Muslime nur noch eines im Kopf: Rache. Sie werden niemanden verschonen, wenn sie einmal durchgebrochen sind, Thorsten", meinte Tschistokjow.

Wilden erhob sich von seinem Platz. Er verschränkte die Hände hinter dem Rücken, seine blauen Augen betrachteten den Anführer der Rus für einen Moment mit tiefer Ernsthaftigkeit.

„Wir werden den Feind in den Gebieten Europas, die wir befreit haben, vollständig ausschalten. Das Gleiche werden Arefs Truppen tun. Letztendlich wird unseren Gegnern nur noch Nordamerika als Zufluchtsort bleiben", sagte Tschistokjow.

„Und Südamerika! Vielleicht sogar ein paar Länder in Südeuropa. Irgendwo werden sie sich wieder einzunisten versuchen, davon bin ich überzeugt", fügte Wilden hinzu.

„Wir werden sehen, was passiert. Jedenfalls werden die Logenbrüder nach diesem Krieg ihre Weltmacht verloren haben. Das Problem vollständig zu beseitigen, wird die Aufgabe unserer Nachfahren sein", meinte der Russe.

Wilden lächelte müde. Dann ging er zum Kühlschrank, der in einer Ecke des Büroraumes stand, um eine Flasche Wodka herauszuholen. Tschistokjow lächelte zurück.

„Einen kleinen Schluck haben wir uns verdient, denke ich. Was meinst du, Artur?"

„Ich denke, das haben wir, mein Freund", antwortete der russische Souverän und wirkte zufrieden.

Die Frankfurter Innenstadt wirkte wie ausgestorben. Hier, in einer der schmutzigsten Städte Westdeutschlands, hatten die Soldaten der Volksarmee noch immer große Probleme, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Deutsche wohnten nur noch in den Außenbezirken der Mainmetropole, während der Stadtkern einem Gemisch verschiedenster Völker gehörte. Berüchtigte Ghettos, Orte voller Unrat, Gewalt und Kriminalität, waren für Frankfurt am Main geradezu charakteristisch.

Dennoch gelang es Tschistokjows Soldaten und den deutschen Freiwilligenverbänden, die unübersichtliche Großstadt Stück für Stück zu befrieden. Wo sich Banden von Kriminellen oder Plünderer zusammenrotteten, da gingen die Volksarmisten rücksichtslos vor und schossen unerbittlich dazwischen. Seit Tagen erschütterte eine Welle exemplarischer Hinrichtungen die Stadt, was dazu führte, dass die Aufstände und Unruhen, die zu Beginn des Einmarsches der Volksarmee überall in Frankfurt aufgelodert waren, schrittweise weniger wurden.

Gemäß Tschistokjows Befehlen wurden VVM-Milizionäre ohne Ausnahme exekutiert; nicht selten wurden die Männer entlang der großen Hauptstraßen im Stadtzentrum als Warnung an Straßenlampen oder Bäumen aufgehängt. Die Rus und ihre deutschen Verbündeten

griffen in Frankfurt am Main mit rücksichtsloser Brutalität durch, um für die übrigen Großstädte Westdeutschlands ein Exempel zu statuieren.

Frank hielt sich dagegen von allem, was nichts mit den unmittelbaren Kriegshandlungen zu tun hatte, fern. Die Ausschaltung der politischen Feinde der Rus übernahmen die Männer der ADR und die deutschen Freiwilligen. Das Niederschlagen von Unruhen und Aufständen war hingegen die derzeitige Hauptaufgabe der Waräger. Wo die gepanzerten Elitesoldaten auftauchten, da genügte oft ihre reine Anwesenheit, um wieder Ruhe einkehren zu lassen. Langsam, aber sicher begriff man auch in Frankfurt, dass die Rus nicht lange mit dem Blutvergießen zögerten, wenn es nötig war.

Frank drehte einem jungen Offizier, der neben ihm im Rückraum eines Transportlasters saß, den Kopf zu. Der Mann lächelte freundlich zurück und bemerkte: „Allmählich kehrt selbst in den schlimmsten Vierteln Ruhe ein, Herr General. Ich habe gehört, dass die ADR-Trupps gestern mehrere Hundert Logenbrüder gefasst haben. Hier scheint es von dieser Brut nur so zu wimmeln."

„Die wirklich mächtigen Politiker haben sich längst aus dem Staub gemacht. Das sind nur kleine Fische. Allerdings müssen auch die weg", sagte Frank.

Der Warägeroffizier stieß ein zustimmendes Brummen aus. „In dieser Drecksstadt gibt es noch jede Menge zu tun. Mir reicht es allerdings, wenn die Unruhen aufhören und sich die Lage halbwegs normalisiert."

Kohlhaas antwortete dem Russen nicht; sein DC-Stick piepte. Die Warägertruppe musste in den Frankfurter Gallus, ein berüchtigtes Ghettoviertel der zerfallenen Metropole. Alf war derweil mit einem anderen Kampfver-

band im Norden der Stadt unterwegs, um die ADR-Kommandos beim Verhaften und Liquidieren von Landesverrätern zu unterstützen.

Augenblicklich machte sich die motorisierte Einheit auf den Weg. Lastwagen rasten durch die Straßen. Es dauerte nicht lange, da hatten die Elitesoldaten ihr Ziel erreicht. Eine brüllende Horde von Randalierern versperrte ihnen den Weg, die Männer und Frauen verschiedenster Herkunft empfingen die Waräger mit Pflastersteinen und wütendem Gekreische. Offenbar hatten sie noch nicht ganz begriffen, wer hier gerade angekommen war.

Frank sprang von dem Transporter und gab seinen gepanzerten Soldaten Befehle. Dann spähte er um eine Häuserecke und beobachtete die randalierende Meute. Eine große Gruppe Plünderer war gerade damit beschäftigt, in eine Reihe von Mehrfamilienhäusern einzudringen, während andere die Waräger mit Brandsätzen und Pflastersteinen angriffen. Dann fielen die ersten Schüsse. Mehrere bewaffnete Bandenmitglieder begannen wild um sich zu feuern.

„Was sollen wir jetzt tun, General?“, wollte ein Offizier wissen.

„Offenbar steht dieses Viertel kurz vor einem allgemeinen Aufruhr. Ich habe zwar keine Lust, dass wir hier auch noch Polizei spielen müssen, aber ich befürchte, es geht nicht anders“, antwortete Frank genervt.

Im nächsten Augenblick rückten die Waräger vor. Ein Sturm aus Maschinengewehrfeuer fegte durch den müllübersäten Straßenzug und Dutzende von schmutzigen Gestalten wurden niedergemäht. Panisch kreischend stob die Menge auseinander, ganze Schwärme von Plünderern

rannten in alle Richtungen davon. Der Aufruhr war so ebenso schnell zu Ende, wie er begonnen hatte.

„Fangt ein paar dieser Kerle ein und hängt sie öffentlich auf! Das wird den Rest hoffentlich überzeugen, demnächst Ruhe zu halten!“, brüllte Kohlhaas.

Seine Männer schnappten sich einige der Fliehenden und trieben sie zu einem Pulk zusammen. Kurz darauf baumelten Schlingen von den Laternen zu beiden Seiten der Straße; der Asphalt selbst war mit Toten und Sterbenden bedeckt. In Städten wie Frankfurt sollte mit besonderer Härte durchgegriffen werden, das hatte Artur Tschistokjow ausdrücklich befohlen. Und genau dies taten Frank und seine Waräger jetzt.

Schließlich wurde die eine Hälfte der gefangenen Aufrührer aufgehängt und die andere durch Genickschüsse getötet. Die Leichen der Erschossenen ließ man demonstrativ auf der Straße liegen. Diese Sprache würde der Abschaum verstehen, der in den ruinenhaften Gebäuden des Gallusviertels hauste, meinte Frank.

Damit war der kurze Einsatz der Warägertruppe beendet. General Kohlhaas und seine Männer fuhren zurück in die Innenstadt, in der es seit den letzten Massenhinrichtungen erstaunlich ruhig geblieben war. Der eiserne Griff der Rus wurde mit jedem verstreichenden Tag fester. Frankfurt am Main würde unter der Kontrolle der Volksarmee und der deutschen Freiwilligenverbände bleiben, egal wie viel Blut dafür zu fließen hatte.

Ludwig Orthmann und weitere Köpfe der deutschen Volkserhebung waren nach Frankfurt gekommen, um mit den Soldaten der Volksarmee, den Warägertrupps und den Freiwilligenmilizen eine Siegesfeier durchzuführen. Inzwi-

schen hatten sich mehrere Zehntausend Deutsche im Zentrum der Mainmetropole versammelt. Die meisten davon waren Frankfurter aus den Randbezirken oder Leute aus dem Umland. Endlich war es soweit – Frankfurt war befreit!

Im Gegenzug hatte ein regelrechter Exodus der nichteuropäischen Fremden begonnen. Diese verließen die Stadt in immer größerer Zahl und zogen weiter nach Süden. Bisher verlief alles ohne besondere Zwischenfälle. Nach dem harten Durchgreifen der Volksarmisten im ganzen Stadtgebiet gab es mittlerweile so gut wie keine Plünderungen und Unruhen mehr.

Heute jedenfalls wurde der Sieg über die Soldaten der Global Control Force offiziell gefeiert; ein symbolischer Akt, denn die Befreiung Frankfurts stand zugleich für den Sieg über die politische Klasse des Subverwaltungssektors Deutschland. Nach der atomaren Zerstörung Berlins war Frankfurt immerhin die provisorische Hauptstadt der Logenbrüder auf deutschem Boden gewesen. Jetzt war die hessische Metropole endlich wieder in der Hand des deutschen Volkes, wie Orthmann der jubelnden Menschenmenge zurief. Und ganz Westeuropa sollte es erfahren.

Frank erlaubte sich ein Gläschen russischen Wodka. Sein Freund Alf schenkte sich ebenfalls einen Schluck ein und prostete ihm zu. Die beiden Gefährten standen zusammen mit zahlreichen hochrangigen Offizieren der Volksarmee hinter Ludwig Orthmann auf einer Bühne und lauschten der markigen Rede des angehenden Regierungschefs. Man konnte ihn allerdings kaum verstehen, denn der Jubel der Menschenmasse war derart frenetisch, dass die ganze Frankfurter Innenstadt vor Begeisterung bebte. Unzählige

Deutschlandfahnen wurden geschwenkt; die endlose Freude über die wiedergewonnene Zukunft konnte nicht überhört werden.

„Nach erbitterten Kämpfen befinden wir uns endlich auf der Straße des Sieges. Doch die Schlacht um unser deutsches Vaterland ist noch nicht zu Ende. Nach wie vor stehen wir im größten und wichtigsten Befreiungs- und Überlebenskampf, den unser Volk in den Jahrtausenden seiner Geschichte hat ausfechten müssen“, verkündete Orthmann mit bebender Stimme. Frank und Alf nickten beinahe synchron.

Sie konnten es beide nicht glauben. Dieser einmalige Moment, dieser Jubel und diese Freude waren wie ein Traum.

„Orthmann! Orthmann!“, schallte es aus der begeisterten Menge.

Inzwischen war der Rostocker zu einem ähnlich gefeierten Nationalhelden wie Kohlhaas geworden. Seit dem Beginn der Kämpfe um Deutschland hatten die Rus und die deutschen Freiwilligen für ihn überall die Werbetrommel gerührt. Die nationale Erhebung brauchte ein Gesicht, zu welchem schließlich Ludwig Orthmann geworden war.

„Artur Tschistokjow ist der Befreier Europas! Zusammen mit unseren Verbündeten aus Russland werden wir den Feind aus unserer Heimat herausjagen!“, rief der Revolutionär der Menschenmasse zu.

Kurz darauf marschierte ein Trupp schwarzgrau gerüsteter Waräger an der Bühne vorbei. Dann folgten mehrere Schwadronen deutscher Freiwilliger und diverse Kampfgruppen aus Belgien, Frankreich und der Schweiz. Frank nippte indes an seinem Wodkagläschen, er wirkte gelöst.

„Was wir getan haben, war nicht umsonst. Welch ein Glück durch Gottes Fügung“, sagte er zu Bäumer.

Der bärtige Hüne drehte ihm den Kopf zu. „Am Anfang war die Tat und nicht das Wort“, antwortete Alf philosophisch.

„Sehr weise, mein Lieber. Es hat ja lange genug gedauert, bis die Europäer begriffen haben, dass man seine Freiheit immer mit dem Schwert gewinnen muss.“

„Dass wir heute hier stehen, ist mehr als ein Wunder“, sagte Alf gedankenverloren.

Der Jubel der Menge verwandelte sich in ein ohrenbetäubendes Getöse, während Kampftrupp für Kampftrupp durch die Straßen marschierte.

„Sieh mal da!“ Bäumer deutete nach oben.

Frank hob den Blick; dann stieß er ein schallendes Lachen aus.

Die dunkle Pyramide, welche die Spitze des Frankfurter Messeturms darstellte, wurde jetzt von mehreren großen Drachenkopffahnen verhüllt. Ein Symbol, das Frank als Kenner der weltpolitischen Hintergründe zu deuten wusste. Er grinste seinem Freund Alf zu.

„Genießen wir unseren Sieg!“, stieß er aus und hob sein Glas.

Am 11. Mai wurde die deutsche Volksregierung offiziell von Ludwig Orthmann ausgerufen. Als vorläufiger Regierungssitz war Hannover gewählt worden. Die niedersächsische Stadt hatte im Verlauf des Krieges nur verhältnismäßig geringe Zerstörungen erdulden müssen. Zudem existierte rund um Hannover noch eine intakte Infrastruktur.

Nachdem Julius Kaltmeyer, der sich trotz seines Alters noch freiwillig gemeldet hatte, bei der Belagerung Ham-

burgs gefallen war, hatte Ludwig Orthmann nicht nur die Führung der deutschen Widerstandsbewegung, sondern auch das politische Zepter übernommen. Für Millionen Deutsche war er inzwischen zu einer Ikone des deutschen Überlebenswillens geworden. Nicht jeder mochte ihn aufgrund seiner oft rücksichtslosen Methoden; dennoch hatte er einen großen Rückhalt im Volk. Umso näher Tschistokjows Sieg rückte, umso mehr Deutsche erkannten auch Ludwig Orthmann und seine Mitstreiter als die neuen Herren auf deutschem Boden an.

Frank und Alf, die von der neuen Regierung regelrecht umgarnt wurden, lehnten jedoch eine Beteiligung an der politischen Umgestaltung Deutschlands ab. Die beiden erklärten, dass sie ihren Dienst mehr als erfüllt hätten, was Orthmann und sein Kabinett schließlich akzeptieren mussten.

Vor allem für Frank war der Gedanke an weitere Jahre, in denen gewaltige Aufbaumaßnahmen anstanden und alles neu strukturiert werden musste, nur noch ein Graus. Er sehnte sich nach Frieden und Ruhe, die Politik wollte er getrost Ludwig Orthmann und den anderen Mitgliedern der neuen Volksregierung überlassen. Dass es die deutschen Revolutionäre schaffen würden, ihre kriegsgezeichnete Heimat wieder zu heilen, daran zweifelte Kohlhaas allerdings nicht. Er kannte Orthmann inzwischen lange genug, um zu wissen, dass er kein Phrasendrescher, sondern ein Mann der Tat war.

Außerdem stand der Nationenbund der Rus wie ein mächtiges Bollwerk hinter der neuen Volksregierung, die ihre Macht allmählich überall auf deutschem Boden durchsetzte und keine Nebenbuhler duldete. Doch zunächst musste dieser Krieg gewonnen werden; danach würde man

ausreichend Zeit haben, um Pläne für den Wiederaufbau Deutschlands und Europas zu schmieden, meinte Frank. So blieb er weiter an der Front, um seine siegreichen Truppen nach Westen zu führen, während Ludwig Orthmann bereits mit der Wiederbelebung Deutschlands begann.

Umso näher der Krieg in Richtung Westdeutschland vorgerückt war, umso mehr Fremde hatten die Großstädte fluchtartig verlassen, denn sie hatten längst erkannt, dass der Kampf um Deutschland nicht ihr Kampf war. Dieses Land hatten sie nie als ihre wirkliche Heimat betrachtet und waren somit auch keineswegs mehr bereit, ihr Leben für die Verteidigung desselben zu riskieren. So bildeten sich nach und nach überall riesige Kolonnen aus Hunderttausenden von Fremden verschiedenster Herkunft, die Europa-Mitte verlassen wollten.

Zwar stellten sie von den über 90 Millionen Einwohnern des Subverwaltungssektors Deutschland mehr als die Hälfte, doch war ihnen bewusst, dass Artur Tschistokjow und die neu ausgerufene deutsche Regierung sie ohnehin ausweisen würden, wenn es die Volksarmee der Rus schaffte, das Land zu befreien und den Krieg zu gewinnen.

„Der Wahnsinn, chaotische Vielvölkerstaaten in Europa einzurichten, wird von mir endgültig beendet werden. Und wenn nur noch 30 oder 40 Millionen Deutsche übrig sind und das halbe Land leer steht, so können wir das zunächst nicht ändern. Allerdings werden wir aus diesem Kern wieder ein neues deutsches Volk schaffen. Das Gleiche gilt für alle anderen Länder Europas, die von der Weltregierung in diesen Zustand gebracht worden sind.

Den nichteuropäischen Fremden, die unseren Mutterkontinent werden verlassen müssen, sage ich jedoch, dass auch ihre eigentlichen Heimatländer eines Tages wieder frei sein werden. Denn diesmal werden wir die Logenbrüder endgültig bezwingen und dies wird Auswirkungen auf die gesamte Welt haben. Wenn wir diesen Verbrechern in Europa und Asien das Rückgrat gebrochen haben, dann hat das für alle Völker der Erde positive Folgen. Dann können auch sie ihre Freiheit erlangen. Es ist nicht ihre Schuld, dass man sie mit falschen Versprechungen millionenfach nach Europa gelockt hat, aber es ändert nichts daran, dass sie wieder in ihre Heimatländer zurückkehren müssen!“, erklärte Ludwig Orthmann im Namen der deutschen Volksregierung.

Und diese war fest entschlossen, ihr Heimatland in Tschistokjows Sinne umzugestalten und wieder aufzurichten. Ludwig Orthmann, den dieser Krieg inzwischen in einen sehr nachdenklichen Menschen verwandelt hatte, wusste auf den ersten Blick kaum, wo er mit dem Heilungsprozess beginnen sollte. Doch Tschistokjow versicherte ihm, dass es im Falle von Russland nach dem Bürgerkrieg auch nicht viel anders gewesen war.

„Sie werden sehen, dass ein starker Wille Berge versetzen kann, Herr Orthmann!“, sagte ihm der russische Souverän, wohl wissend, dass der Deutsche diesen Willen auch besaß.

Vorstoß ins Ruhrgebiet

Franks Lächeln war in den letzten Monaten zunehmend milder geworden. Das hatte Alf jedenfalls kürzlich angemerkt. Der General, der von seinen deutschen Landsleuten überall als Befreier und Held begrüßt und bejubelt wurde, wirkte zunehmend gelassener. Manchmal erinnerte er kaum noch an den grimmigen Krieger, der inzwischen überall in Europa zum Inbegriff des Furor Teutonicus geworden war. Nein, je mehr sich dieser Krieg dem Ende zuneigte, desto mehr fiel auch die Kampfeswut von Frank ab. Es kam sogar vor, dass sich Kohlhaas tagelang müde und erschöpft fühlte, als ob eine tonnenschwere Last von seinen Schultern genommen worden wäre.

Mittlerweile hatten die von Frank angeführten Warägertrupps die hessische Stadt Wetzlar erreicht. Die GCF hatte dieses Gebiet längst geräumt und auch sonst stand die unscheinbare Stadt halb leer. Viele der baufälligen Häuser sahen so aus, als würden sie kurz vor dem Zusammenbruch stehen. Die Straßen waren – wie überall sonst auch – mit allerlei Unrat und Müll übersät. Alles wirkte schmutzig, grau und hoffnungslos, auch wenn Wetzlar heute vom Jubel Hunderter Deutscher erfüllt war. Männer, Frauen und Kinder waren aus den umliegenden Dörfern in die Stadt gekommen. Sobald sie Frank an der Spitze seiner Waräger durch die Gassen marschieren sahen, fingen sie laut zu schreien an.

„Ist das General Kohlhaas?“, hörte dieser einen kleinen Jungen am Straßenrand rufen.

Die neben dem Knaben stehende Mutter nickte. Dann lächelte sie Frank freundlich zu. Kohlhaas erwiderte das

Lächeln, um dann dem Kind zuzuwinken. Neben Frank ging Bäumer; der Hüne zog die Augenbrauen hoch und wandte sich seinem Freund grinsend zu.

„Gestern waren wir noch die Bösewichte und heute lieben sie uns", meinte er.

„Die meisten Menschen unterwerfen sich dem Sieger und jubeln ihm dann zu. Manche fürchten uns jedoch auch", antwortete Kohlhaas.

„Vor allem die Landesverräter. Und die haben auch allen Grund dazu!", knurrte Alf grimmig.

„Nicht nur die, sondern auch viele gewöhnliche Bürger. Sie wissen einfach nicht, wie es nun weitergehen soll. Ist doch klar, dass sie sich mit uns gut stellen wollen."

„Für das Regieren ist die zukünftige Volksregierung zuständig. Mal sehen, was sie aus Deutschland noch machen kann", sagte Alf.

Frank schmunzelte. „Ich bin da guter Dinge. Allerdings ist dieser Krieg noch im Gange und wir tun gut daran, wenn wir uns auf das Hier und Jetzt konzentrieren."

„Hoffentlich bauen die irgendwann keinen Mist…"

„Wer jetzt?"

„Die, die jetzt die deutsche Volksregierung bilden."

„Das wird schon, Alf."

„Wenn du das sagst, General Kohlhaas." Bäumer grinste breit.

„Hauptsache, wir kriegen unsere Ärsche hier wieder lebend raus."

„Du solltest die Volksregierung führen, Frank. Das wäre eine gute Idee. Mittlerweile bist du doch als großer Held eine echte Berühmtheit", sagte Alf.

„Das soll wohl ein Scherz sein, oder? Nein, wenn das alles hier vorbei ist, will ich nur noch meine Ruhe haben.

Nur noch Julia und Friedrich und Ivas, nie wieder Kämpfe und Politik“, erwiderte Kohlhaas.

„War auch nur so ein Gedanke …“, brummte Bäumer.

„Vergiss es, Alf!“

„Wie du meinst, Frank.“

„Ich bin kein Politiker und will auch keiner werden. Vielleicht bin ich jetzt so eine Art Kriegsheld, aber selbst das habe ich nicht geplant“, erklärte der General mit gespielter Bescheidenheit.

Bäumer lachte auf. „Überall in Europa kennen sie deinen Namen, man jubelt dir zu. Du gibst den Menschen Hoffnung.“

„Dennoch bin ich kein Politiker“, sagte Frank.

Alf antwortete ihm nicht mehr. Stattdessen schritt er an der Seite seines besten Freundes durch die Straßen von Wetzlar, die voller fröhlicher Deutscher waren. Wer diese vielen Fahnen und lachenden Gesichter erblickte, der wurde wieder von einem wundervollen Gefühl der Hoffnung ergriffen. Der Sieg war in greifbare Nähe gerückt; dessen waren sich die beiden Freunde sicher. Am Horizont leuchtete die aufgehende Sonne, wie es in einem bekannten Lied der Freiheitsbewegung hieß. General Kohlhaas genoss den Jubel und die Huldigungen seiner seit Jahrzehnten geknechteten und gedemütigten Landsleute. Sie liebten und verehrten ihn. Und er war stolz, dass sie ihn ihren Befreier nannten.

Mit Hilfe der ADR begann Ludwig Orthmann hinter der Front der Volksarmee einen blutigen Feldzug gegen seine politischen Gegner. Zumindest gegen jene, die noch nicht nach Westen geflüchtet waren. Der Fall von Frankfurt am Main und die offizielle Ausrufung einer deutschen Staats-

regierung hatten dem Feind in Westdeutschland den Untergang gebracht. Wie ein Kartenhaus brach die Abwehrfront der GCF fast flächendeckend zusammen, während die deutschen Freischärlertrupps und moslemischen Milizen pausenlos Anschläge und Attentate im Hinterland verübten. Millionen Menschen strömten auf die Straßen der Städte, organisierten die Selbstverteidigung ihrer Ortschaften, übten Rache an den Kollaborateuren.

Unbeirrt rückten General Kohlhaas und seine Soldaten nun mit ihren von Norden und Osten kommenden Kameraden von der Volksarmee über Olpe und Siegen in Richtung Ruhrgebiet und Köln vor. Hier hatte die GCF bereits ihre Stellungen geräumt, sie war nach Westen abgezogen.

Im Siegerland wurde Frank von großen Scharen jubelnder Menschen begrüßt. Hier hatte sich das Volk bereits in blutiger Eigeninitiative der Logenbrüder entledigt. Ähnlich war es auch im Sauerland, wo die einmarschierenden Waräger mit einem gewaltigen Freudentaumel empfangen wurden.

Anfang Mai hatten Kohlhaas Truppen endlich Köln erreicht. Der Gegner hatte die Rheinmetropole inzwischen aufgegeben. Als die Soldaten Tschistokjows schließlich durch das Zentrum der Domstadt zogen, warteten dort Hunderttausende Deutsche auf sie.

Sobald sie Frank an der Spitze der schwarzgrau gerüsteten Warägerkolonnen erblickten, schallte ihm aus Tausenden Kehlen „Kohlhaas! Kohlhaas! Kohlhaas!“ entgegen. Der tapfere General war für Millionen seiner Landsleute längst zur Legende geworden, und dass gerade er die Befreier hier in Köln anführte, war für viele Rheinländer eine besondere Freude.

Der inzwischen 52 Jahre alte Frank weinte vor Glück, als er das wogende Fahnenmeer vor sich erblickte. Er dankte Gott unter dem Jubelgeschrei der Massen mit einem symbolischen Kniefall vor dem Kölner Dom dafür, dass er ihn so lange hatte leben lassen, um noch bei der Befreiung seiner geliebten Heimat mitwirken zu können. Dann wandte sich Kohlhaas an die zahllosen Menschen vor sich, welche ein unbeschreibliches Getöse veranstalteten, als er sich hinter ein Rednerpult stellte, die Arme in die Höhe riss und mit seiner Ansprache begann.

„Meine lieben Landsleute!

Köln ist wieder frei und bald werden wir die Feinde unseres Volkes ganz aus unserem Land hinausgejagt haben! Ihre Macht ist hier in Deutschland fast zerschlagen und wir werden ihnen keine Möglichkeit mehr geben, noch einmal aufzustehen!"

„Kohlhaas! Kohlhaas! Kohlhaas!", schallte es Frank entgegen, die Leute hoben die Fäuste, schwangen ihre Fahnen.

„Wir werden der GCF keinen Quadratmeter Deutschlands mehr überlassen. Die Logenbrüder haben gedacht, dass sie uns durch ihre jahrzehntelange Zersetzungspolitik schon so mürbe gemacht haben, dass wir uns nicht mehr erheben können, aber nun werden wir ihnen zeigen, wie sehr sie sich geirrt haben.

Morgen ziehen wir weiter, um uns unser Ruhrgebiet zurückzuholen. Und dann, liebe Kölner, werden wir sogar Düsseldorf befreien!"

Bäumer stieß seinem Freund den Ellbogen in die Seite, während die Menschenmenge ein lautes Gelächter ausstieß. Alf musste ebenfalls grinsen.

„Du bist wirklich ein Freak, Frank…", flüsterte er.

„Man darf halt nie seinen Humor verlieren“, gab Kohlhaas schmunzelnd zurück.

Am nächsten Tag zog Franks Heeresgruppe weiter in Richtung Düsseldorf und Wuppertal, wo sich noch einige Verbände der Global Control Force verschanzt hatten. Die mobilen Geschütze der Volksarmee bezogen erst einmal vor den Städten Stellung, während sich der Rest der Armee zum Angriff formierte. Zugleich rückten auch die anderen Heeresgruppen vor; sie kämpften sich durch Hamm, Soest und Lippstadt. Bald standen sie in der Nähe von Dortmund.

„Diese neuartigen Raketen sind dazu entwickelt worden, unterirdische Bunkeranlagen und Depots zu zerstören, Herr Präsident“, erklärte ein weißhaariger Mann in einem dunkelgrauen Arbeitskittel.

Tschistokjow nickte. „Und diese Raketen bohren sich tatsächlich tief in die Erde?“, fragte er noch einmal nach.

Der Sachverständige, der in diesem Bereich der subterranen Waffenfabrik das Sagen hatte, deutete auf eine lange, dünne Rakete, die in einem bizarr aussehenden Stahlgerüst steckte.

„Ja, das ist richtig. Die ersten Tunnelbrecher sind bereits einsatzbereit, Herr Präsident.“

Der Anführer der Rus stieß ein zustimmendes Brummen aus. Heute erschien Tschistokjow wieder einmal lethargisch, ja beinahe schläfrig. Neben ihm standen Wilden und weitere Führungspersonen der Freiheitsbewegung. Sie hatten ihren Atombunker verlassen, um die neuartigen Waffen in dieser Fabrik an Ort und Stelle zu begutachten.

„Die Bomben haben Atomsprengköpfe, alternativ können sie aber auch mit Chemosprengköpfen bestückt werden“, erläuterte der Mann in dem dunkelgrauen Kittel.

„Aha!“, murmelte Tschistokjow. Wilden sagte etwas zu ihm, doch das Oberhaupt des Nationenbundes reagierte nicht.

„Mit Chemosprengköpfen ausgestattet, können diese Raketen auch als Verseuchungswaffen eingesetzt werden. Das Grundwasser wird nachhaltig vergiftet und ist zu nichts mehr zu gebrauchen“, sprach der Sachverständige mit einer gewissen Begeisterung für die frisch entwickelten Todbringer.

„Chemosprengköpfe!“, stieß Tschistokjow aus. Er verzog keine Miene.

„Professor Hammer, der geniale Deutsche, und sein Team sind derzeit dabei, die Raketen noch effektiver zu machen, Herr Präsident. Allerdings wird es noch ein paar Wochen dauern, bis der Wirkungsradius der Waffen entscheidend vergrößert worden ist. Wir werden die Tiefenwirkung der chemischen Verseuchung immer weiter verbessern, das versprechen wir Ihnen.“

„Ich verstehe!“ Tschistokjow ging zwei Schritte zurück. Für einen Moment wirkte er vollkommen verwirrt und desorientiert. Wilden berührte ihn an der Schulter, der Präsident zuckte zusammen.

„In Ordnung“, sagte der Außenminister zu dem Sachverständigen. „Machen Sie mit Ihrer hervorragenden Arbeit weiter. Wir werden uns jetzt wieder auf den Weg machen.“

„Wie Sie meinen, Herr Wilden“, antwortete der weißhaarige Mann.

Tschistokjow schüttelte ihm wortlos und förmlich die Hand. Dann rang er sich ein ausdrucksloses Lächeln ab. In

der nächsten Sekunde trottete er schon schweigend davon; sein Blick war auf den Boden gerichtet, die Schultern hingen müde herab. In letzter Zeit sah Artur Tschistokjow stets bleich und krank aus. Nicht nur Wilden machte sich Sorgen um ihn. Schließlich folgten die anderen Besucher ihrem Präsidenten, der der Gruppe stumpfsinnig voraus-lief.

Ende Mai 2056, als die Volksarmee der Rus schon tief nach Westdeutschland und Österreich vorgedrungen war, unternahm der Weltverbund einen letzten Versuch, den Nationenbund der Rus durch den Einsatz von biologi-schen Waffen unter Druck zu setzen.

Dutzende von Geschossen, welche tödliche Viren verbreiten sollten, kamen in einigen noch nicht vom EMP-Schutzschild gesicherten Regionen Russlands vom Himmel und verseuchten große Landstriche. Weiterhin vergifteten GSA-Agenten mehrere Wasserreservoirs und Talsperren in Russland und Europa, was Hunderttausenden von Men-schen den Tod brachte. Gefährliche Seuchen und Infekti-onen breiteten sich daraufhin in Windeseile aus; manche Gebiete mussten von ihren Bewohnern aufgrund der Kontermination geräumt werden. Artur Tschistokjow reagierte auf die neue Teufelei der Logenbrüder mit einem furchtbaren Wutanfall. Er musste sich eingestehen, dass diese nach wie vor hartnäckig versuchten, Russland und Europa zu Fall zu bringen. Noch immer verschwendeten sie keinen Gedanken an Frieden.

Zwei Wochen später ließ der russische Souverän seine neuen Tunnelbrecherraketen, welche selbst moderne Bunkeranlagen vernichten konnten, gegen die subterranen

Atomwaffenbasen in Nordamerika und im Nahen Osten einsetzen.

Diese hochentwickelten Waffen, welche sich tief ins Erdreich hineinbohrten und erst dann detonierten, waren äußerst erfolgreich. Sie zerstörten einen großen Teil der gegnerischen Nuklearwaffenstützpunkte. Oft explodierten die dort gelagerten Atomraketen ebenfalls, wobei sie gewaltige Krater in den Boden rissen.

Außerdem gelang es den Rus, dank der gewissenhaften Arbeit der ADR, herauszufinden, wo sich einige der führenden Köpfe des internationalen Geheimbundes in ihren Bunkeranlagen versteckten. Mehrere Hundert hochrangige Logenbrüder konnten daraufhin mit einem gezielten Nuklearschlag eliminiert werden. Den Aufenthaltsort des Rates der Weisen hatte die ADR allerdings nicht ermitteln können, obwohl sie ihn irgendwo in den Rocky Mountains vermutete.

Nach der Vernichtung mehrerer Bunkeranlagen und Waffendepots wurde der Gegenschlag der Rus mit einem massiven Kernwaffenangriff auf bestimmte Gebiete im Nahen Osten beendet. Hierbei wurden ganze Landstriche, die noch in Feindeshand gewesen waren, völlig verwüstet und verseucht.

Währenddessen hatte das chinesische Volk den Sub-Gouverneur von China entmachtet und war nun auf dem Weg, den Weltverbund zu verlassen. Ähnlich verlief es in anderen Teilen Asiens, wo sich die von ODV und Atomkrieg gebeutelten Völker nach und nach gegen die Vasallen der Weltregierung zur Wehr setzten. Am 13. Juni brach in Korea ein großer Volksaufstand aus, welcher der Terrorherrschaft der Logenbrüder auch dort ein Ende bereitete.

Im Nahen Osten war die Global Control Force ebenfalls schon so gut wie besiegt, nur an der Mittelmeerküste tobten noch schwere Kämpfe. Der Libanon und Jordanien machten sich am 04. Juli 2056 vom Weltverbund unabhängig und traten der Islamisch-Persischen Allianz bei. Zugleich gründeten sich auch in Afrika einige Staaten neu und kehrten der Weltregierung den Rücken.

Der Nationenbund der Rus machte ihnen allen ein Bündnisangebot, doch die afrikanischen Staaten lehnten es ab. Sie wollten zunächst neutral bleiben. Der Libanon und Jordanien, als neue Mitgliedsstaaten der Islamisch-Persischen Allianz, nahmen Tschistokjows ausgestreckte Hand hingegen dankbar an.

So erhielten die moslemischen Rebellen weitere Waffen und Panzer aus Russland. Langsam standen die Zeichen auch im Nahen Osten auf Sieg. Darian Arefs Armee stand kurz davor, ihre Feinde zu zermalmen.

Frank betrachtete einen kleinen Monitor, der ihm pausenlos neue Bilder aus Wuppertal-Oberbarmen lieferte. Diesmal koordinierte er lediglich die Bewegungen seiner Truppen, was ihm auch mehr als recht war.

„Wie sieht es bei euch aus?“, wollte Kohlhaas wissen.

„Wir rücken weiter durch Oberbarmen vor, Herr General. Ein echtes Dreckloch, diese Gegend. Da hinten sind welche. Melde mich gleich zurück“, schallte es aus der Sprechanlage. Frank sah seinen Männern zu, die sich vorsichtig durch einen Straßenzug bewegten. Diese Warägerabteilung wurde von zwei Sturmpanzern und mehreren Dutzend deutschen Freiwilligen begleitet.

Auf einmal stieß Kohlhaas ein verwundertes Brummen aus. Einige Soldaten ruderten mit den Armen, russische und deutsche Wortfetzen schallten aus dem Funkgerät.

„Hände hinter den Kopf! Hände hinter den Kopf! Sofort!“, brüllte jemand auf Deutsch und ein aufgeregtes Geschrei folgte.

Auf dem Monitor konnte Frank erkennen, wie mehrere dunkle Gestalten aus einer Reihe heruntergekommener Häuser kamen. Sie waren unbewaffnet, hatten die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Einer von ihnen hielt eine weiße Fahne in der Hand.

„Was sind das für Kerle?“, fragte der General.

„Keine GCF-Soldaten, vermutlich VVM-Milizionäre. Sie wollen sich ergeben“, kam zurück.

„Keine GCF-Soldaten?“, hakte Frank nach.

Die Männer wurden von den Warägern eingekreist, während die deutschen Freiwilligen mit erhobenen Waffen nachrückten und wild durcheinander brüllten.

„Es sind VVMs, Herr General! Ganz sicher!“, hörte Kohlhaas.

Frank zögerte für einen Augenblick, er biss sich auf die Unterlippe und antwortete dann: „Seht zu, dass sie keine Dummheiten machen!“

„Sollen wir sie ins Gefangenenlager nach Sprockhövel bringen, Herr General?“

Frank überlegte, was er sagen sollte, obwohl er bereits wusste, was als nächstes geschehen würde.

„Sind es ganz sicher VVMs? Keine regulären Truppen?“, vergewisserte er sich noch einmal.

„Nein, Herr General! Das sind VVMs!“

„Dann ist die Sache eindeutig“, sagte Frank.

„Wie meinen Sie das, Herr General?“

„Lesen Sie Ihre Befehle nicht, Herr Leutnant?“

„Naja … eigentlich …“

„VVM-Milizionäre werden neuerdings als Partisanen behandelt“, schob der General nach.

„Ach, so …“, murmelte der Offizier am anderen Ende der Leitung.

„Sie wissen, was das bedeutet, nicht wahr, Herr Leutnant? Es ist ein offizieller Befehl des Oberkommandos.“

Der Anführer der Warägertruppe schwieg. Frank hörte ihn leise atmen.

„Diese Männer werden ab jetzt ohne Ausnahme erschossen“, schob er nach.

„Aber sie haben sich ergeben, Herr General“, meinte der Leutnant.

„Das spielt keine Rolle. Wer immer noch als VVM-Milizionär für die Weltregierung kämpft, wird als Partisan behandelt.“

„Also sollen wir sie erschießen, Herr General?“

„Ja!“

Es dauerte ein paar Minuten, bis sich die Waräger und die deutschen Freiwilligen geeinigt hatten. Letztere hassten die VVMs besonders. Sie vollstreckten Franks Befehl ohne zu zögern. Kohlhaas hörte das Tackern von Sturmgewehren. Er starrte mit ausdruckslosem Blick auf den Bildschirm.

„Wir schließen zu den anderen Trupps auf, Herr General“, berichtete der Leutnant.

„Tun Sie das! Ich schalte jetzt nach Elberfeld um“, bemerkte Frank.

„Bis später, Herr General!“

„Machen Sie es gut, Herr Leutnant. Und passen Sie auf Ihre Männer auf.“

„Ja, Herr General!“

Frank kratzte sich nachdenklich am Kinn. Dann schaltete er zum nächsten Warägerverband, der sich durch den Stadtteil Elberfeld bewegte.

„Raus aus dem Gebäude! Alle raus! Hände hinter den Kopf!", gellten die deutschen Freiwilligen durcheinander, während sie mit erhobenen Sturmgewehren auf die sich ergebenden GCF-Soldaten zuliefen.

Eine große Gruppe Feinde kam aus einem zerschossenen Gebäude heraus. Die Männer hatten ihre Waffen weggeworfen; Frank stand im Schutze eines riesigen Gunjin Panzers und betrachtete das Szenario aus sicherer Entfernung. Die Freiwilligen schrieen die GCF-Soldaten nun auch auf Englisch an. Einige von ihnen prügelten auf die wehrlosen Gegner ein.

General Kohlhaas ging in Begleitung von zwei Offizieren nach vorne. Mit zusammengekniffenen Augen musterte er die gefangenen Soldaten der Weltregierung. Es war ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Männern verschiedenster Herkunft.

„Der hier ist ein Deutscher!", hörte Frank plötzlich einen Freiwilligen aufschreien. Er drehte den Kopf einem rotbärtigen Mann zu, der einen GCF-Offizier am Kragen gepackt hatte und ihn hinter sich her schleifte. Sofort kamen weitere Milizionäre hinzu und stürzten sich auf den blonden Mann, der die verhasste Uniform der Global Control Force trug. Sie traktierten ihn mit Tritten und Faustschlägen, bis er blutend auf dem Straßenpflaster lag. Bevor sie ihn jedoch totschlugen, ging Kohlhaas dazwischen.

„Es reicht! Geht weg von ihm!", rief er und rannte auf die Freiwilligen zu.

„Wir sollten diese Volksverräterratte kalt machen, Herr General! Der Kerl hier ist ein Deutscher wie wir und kämpft gegen sein eigenes Volk! Solche Leute muss man töten! Ich kann das gerne für Sie erledigen!", knurrte Kohlhaas ein breitschultriger Freiwilliger entgegen, wobei er auf den am Boden liegenden GCF-Offizier zeigte.

„Nein!", antwortete Frank barsch. „Der Mann kommt in Gefangenschaft, genau wie die anderen Soldaten! Nur VVM-Milizionäre werden an Ort und Stelle erschossen, denn so lauten Tschistokjows Befehle."

„Wie Sie meinen, Herr General", kam von dem übermütigen Freiwilligen zurück. Der Mann hatte bereits einen Teleskopschlagstock gezückt, um dem GCF-Offizier den Schädel einzuschlagen. Blanker Hass leuchtete in seinen Augen auf.

Dennoch gehorchte er Franks Befehl und warf den Schlagstock mit einem stillen Fluchen fort. Kohlhaas näherte sich indes dem auf dem Boden liegenden GCF-Offizier. Dieser lag mit dem Gesicht nach unten im Dreck, Blut floß aus einer Platzwunde an der Schläfe.

Kohlhaas beugte sich zu dem Mann herunter und drehte ihn auf den Rücken. Dann sah er ihm in das zerschlagene Gesicht und stieß ein verwundertes Schnaufen aus.

„Major Officer Nico Günther", las der General auf dem Namensschild an der Uniform des feindlichen Gefangenen. Ungläubig riss er die Augen auf.

An der Spitze eines Konvois aus Panzern, Jeeps und Transportlastwagen fuhren Frank und Alf auf einer Autobahn nach Norden in Richtung Ruhrgebiet. In dieser Gegend waren die Verbindungsstraßen noch einigermaßen intakt. Auf der Gegenfahrbahn, jenseits einer zerbeulten

Leitplanke, staute sich dagegen der Verkehr; Hunderte von Autos waren auf dem Weg nach Süden. Die Fremden hatten begonnen, Deutschland in Massen zu verlassen. Hunderttausende hatten bereits ihre Sachen gepackt und flüchteten aus Mitteleuropa, aus Angst vor den Auswirkungen der blutigen Befreiungskämpfe, die inzwischen überall zu toben begonnen hatten. Dies war zugleich ganz im Sinne Artur Tschistokjows und der deutschen Volksregierung, denn es kam zukünftigen Ausweisungen zuvor.

„Es ist Julia!", rief Frank erfreut und betrachtete das Display seines Handys mit leuchtenden Augen. Hier hatte er endlich noch einmal Empfang. In anderen Gebieten waren die Telefonverbindungen dagegen längst zusammengebrochen, genau wie die Strom- und Nahrungsmittelversorgung.

„Was? Ich verstehe dich kaum!" Frank presste das Handy ans Ohr.

„Alles klar bei euch? Wo seid ihr zurzeit?", hörte er Julia sagen.

„Hagen! Morgen geht es nach Hagen, Schatz!"

„Wie?"

„Hagen! Ruhrgebiet!"

Schon war Julia wieder weg. Die Verbindung war kollabiert. Jetzt war kein Gespräch mehr möglich, das Handy blieb stumm und tot.

„Hagen …", murmelte Alf, der neben Kohlhaas im Rückraum eines Transportlasters saß.

„Was ist damit?", kam zurück.

„Ein grauenhafter Ort, eine Stadt, die bereits vor Jahrzehnten am Ende gewesen ist", sagte Bäumer.

„Hier ist doch alles im Arsch, wobei es kaum schlimmer als in Berlin oder Frankfurt sein dürfte."

Alf winkte ab. „Hagen ist noch asozialer als Dortmund."

„Im Ruhrpott haust doch eh nur Pack. Dit gloob ick jedenfalls!", rief Frank, um Alf dann den Ellbogen in die Seite zu stoßen.

„Schnauze!" Der Hüne grinste hämisch.

Der Transportlaster donnerte über eine Reihe von Schlaglöchern und Rissen, vorbei an den unzähligen Autos, die die Gegenfahrbahn verstopften und eine Blechschlange bis zum Horizont bildeten.

Jetzt wartete das Ruhrgebiet auf die Waräger und Volksarmisten. Hier, im größten und zugleich verkommensten Ballungsraum Europas, standen noch zahlreiche GCF-Verbände und VVM-Milizen. Bald würde es wieder zu zermürbenden Häuserkämpfen kommen, ging es Frank durch den Kopf. Außerdem wurde das Ruhrgebiet seit Monaten von bürgerkriegsähnlichen Unruhen erschüttert. Kohlhaas versuchte, an etwas Erfreulicheres zu denken, doch es gelang ihm nicht. Am meisten fürchtete er den erneuten Einsatz von Atombomben. Nur die Hoffnung, dass das Grauen nicht ewig dauern konnte, spendete ihm ein wenig Trost.

„Ich bin dein Onkel Frank." General Kohlhaas sah auf den Sohn seiner toten Schwester herab, der vor ihm auf einem Stuhl saß.

Der Kopf des jungen GCF-Offiziers hing herunter; Nicos Stirn zierte eine verkrustete Platzwunde, sein Gesicht war angeschwollen und zerbeult. Wäre Frank nicht zufällig in der Nähe gewesen, so hätten ihn die deutschen Freiwilligen wie einen räudigen Hund auf offener Straße totgeschlagen. Dennoch hielt sich Nicos Dankbarkeit in Gren-

zen; der Gefangene schwieg seinen Onkel an. Er vermied es, ihm in die Augen zu sehen.

„Antworte dem Herrn General, wenn er dich anspricht!“, knurrte ein deutscher Freiwilliger, der neben Nico stand und den verhassten Feind unentwegt anstarrte. Doch der GCF-Offizier reagierte nicht auf die barschen Worte des Mannes. Nicos Blick bleib weiterhin auf den Boden gerichtet. Frank versuchte es indes erneut.

„Ich werde persönlich dafür sorgen, dass du gut behandelt wirst, Nico. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen“, sagte Frank versöhnlich.

Der junge Soldat hob den Kopf. Sein Gesichtsausdruck ließ keinerlei Emotionen erkennen.

„Ich mache mir keine Sorgen, General Kohlhaas!“, zischte er.

Der deutsche Freiwillige fasste ihn unsanft an der Schulter. „Wenn es nach mir ginge, dann hättest du allen Grund, dir jede Menge Sorgen zu machen. Dann würde ich dir nicht einfach nur einen Genickschuss …“

„Lassen Sie ihn sofort los, Truppführer!“, herrschte Frank den Milizionär an. Mürrisch trat der Mann ein paar Schritte zurück.

„Beruhige dich, Nico“, sagte Kohlhaas.

„Für Sie, Herr General, bin ich Major Günther“, gab der Offizier trotzig zurück. Dann fuhr er sich mit der Hand durch sein aschblondes Haar und lächelte gequält.

Frank nickte. „Wie du wünscht, Herr Major. Trotzdem bin ich dein Onkel.“

„Meine Familie existiert nicht mehr, General Kohlhaas.“

„Bis auf mich, deinen Onkel Frank.“

Nicos Augen blitzten auf. „Onkel Frank!“, stieß er verächtlich aus.

„Nun, es ist so!“, erwiderte Kohlhaas, wobei er bemüht war, seine Freundlichkeit nicht aufzugeben.

„Ich lege keinen Wert auf einen Onkel, der nichts anderes als ein faschistischer Massenmörder ist!“, schleuderte ihm Nico in der nächsten Sekunde ins Gesicht.

„Aha, ich verstehe. Und du denkst, dass die Herren, denen du dienst, tatsächlich Menschenfreunde sind?“, gab Frank verärgert zurück.

„Der Weltpräsident wurde demokratisch gewählt, genau wie jeder Gouverneur und Sub-Gouverneur. Tschistokjow hat sich dagegen nur durch Terror und Gewalt an die Macht gemordet.“

„Ich sehe schon, dass sie dir seit Jahren ihre Lügen eingeimpft haben, Nico. Alles, woran du glaubst, ist nichts als Lug und Trug.“

„Ich bin Major Günther für Sie, Herr General Kohlhaas“, fauchte Nico unvermittelt zurück.

„Die Logenbrüder, die hinter der Weltregierung stehen, scheren sich einen Dreck um dein Leben, Major Günther. Aber wir werden uns bald in Ruhe über dieses Thema unterhalten, mehr verlange ich auch nicht“, sprach Frank entschieden.

„Tschistokjows Verschwörungstheorien interessieren mich nicht. Keine Ahnung, was alles im kranken Hirn dieses irren Diktators abläuft. Ich will es jedenfalls nicht wissen“, antwortete der aschblonde Offizier.

Frank hob beschwichtigend die Hände, als der Kriegsfreiwillige in Nicos Rücken gerade Anstalten machte, den Gefangenen anzurühren.

„Wir werden uns unterhalten, Major Günther. Das ist keine Bitte, sondern ein Befehl!“, brummte Frank.

„Und wenn nicht? Werde ich dann erschossen?“, schrie Nico.

„Nein! Ich hatte niemals vor, dich erschießen zu lassen, mein Junge. Allerdings gibt es hier genügend Deutsche, die nach deinem Blut dürsten. Aber ich sehe in dir mehr als nur einen Volksverräter, den man töten muss, so wie es die Freiwilligen tun. Denn ich weiß, was sie deiner Mutter angetan haben und warum du zu dem geworden bist, was du heute bist.“

„Reden Sie nicht von meiner Mutter!“, schnaubte der Gefangene, während er Frank voller Zorn anfunkelte.

„Martina war nicht nur deine Mutter, sie war auch meine Schwester, Nico. Und ich rede von meiner Schwester, so oft es mir beliebt“, gab ihm Frank zu verstehen.

Dann winkte Kohlhaas den Freiwilligen zu sich; er deutete auf Nico.

„Bringen Sie ihn zu den anderen Gefangenen! Geben Sie ihm ausreichend zu Trinken und zu Essen. Er wird nicht angerührt, klar?“

Der Milizionär riss Nico an den Schultern hoch und hielt ihn in seinem eisernen Griff. Frank verzog indes keine Miene.

„Morgen, wenn ich etwas mehr Zeit habe, werden wir uns in Ruhe unterhalten, Nico. Ich werde dir sagen, was wirklich mit deiner Mutter passiert ist. Hoffentlich wird dir das dann die Augen öffnen“, sagte der General.

Wer hätte das gedacht?

Der Rat der 13 hatte seinen Atombunker seit Monaten nicht mehr verlassen. Die Geschehnisse an der Oberfläche konnte er kaum noch beeinflussen. In vielen Ländern war die Macht der Weisen bereits zerfallen. Zehntausende GCF-Soldaten waren desertiert und in ihre Heimatländer zurückgekehrt, wo sie sich zum Teil sogar ihren aufständischen Landsleuten angeschlossen hatten. Alles war außer Kontrolle geraten, der große Krieg war nicht mehr zu gewinnen.

In vielen Regionen Afrikas wurden die Knechte des Weltverbundes derweil in Massen vom Volkszorn hinweggefegt und fielen rachsüchtigen Trupps von Rebellen zum Opfer. Schließlich erhoben sich auch die Iren und beendeten die Herrschaft der Logenbrüder durch einen Volksaufstand in Dublin. Tschistokjow reagierte sofort. Er erkannte das unabhängige Irland als souveränen Staat an und sicherte ihm seine Unterstützung zu.

Längst brannten die Feuer der Rebellion von Asien bis Südamerika, was dazu führte, dass die noch in Europa kämpfenden GCF-Truppen kaum noch Verstärkungen oder neue Waffen bekamen.

In Nordamerika hatte Oliver Lang seinen Kleinstaat derweil noch weiter nach Norden und Osten ausgedehnt und die Städte Miles City und Glasgow in seine Gewalt gebracht. Außerdem hatte er die Region östlich der zerstörten Metropole Vancouver von seinen TAM-Brigaden besetzen lassen. Mehrere Hunderttausend Weiße aus allen Teilen der ehemaligen USA und Kanadas waren inzwischen auf dem Weg nach Nordwesten, um auf dem Terri-

torium der Westamerikanischen Konföderation Zuflucht zu suchen, während sich zugleich immer mehr Latinos in Azlan ansiedelten. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung und harten Notmaßnahmen gelang es sowohl Lang, als auch Calderon, ihre Macht zu stabilisieren und die Grenzen ihrer Territorien gegen unerwünschte Eindringlinge abzusichern.

Außerhalb dieser beiden Rebellengebiete tobte hingegen das Chaos. Ganze Regionen versanken in Elend und Anarchie. Bewaffnete Banden zogen durch die zerbombten Ruinenstädte und verwüsteten Landschaften, wobei sie alles plünderten und raubten, was noch übrig geblieben war. Diese marodierenden Horden waren bald eine größere Gefahr, als die wenigen GCF-Soldaten, die der Weltregierung noch die Treue hielten. Wo sie allerdings auf das Gebiet der Westamerikanischen Konföderation oder nach Azlan einzudringen versuchten, wurden sie von Langs und Calderons Milizionären gnadenlos gejagt und niedergemacht.

Das, was einst die USA gewesen war, war nun endgültig untergegangen. Alle wichtigen Metropolen der ehemaligen Weltmacht waren nur noch riesige Ruinenlandschaften, durch die Banden von Gesetzlosen zogen. Außerhalb der zerbombten Ballungsgebiete versuchten die Menschen in den noch verbliebenen Städten, irgendwie zu überleben und auf eigene Faust durchzukommen. Dies gelang ohne eine zentrale Führung jedoch nur in den seltensten Fällen. Es konnte nicht verhindert werden, dass nach und nach auch noch die letzten Reste der Infrastruktur des Sektors Amerika-Nord in sich zusammenfielen, was den Hungertod für viele Millionen Menschen bedeutete.

In Russland konnte ein ähnliches Chaos zwar ebenfalls nicht ganz gebannt werden, doch verhinderte der von Tschistokjow erweckte Volkszusammenhalt und seine entschlossene Führung eine größere Katastrophe.

Frank und Alfred betrachteten die mit toten GCF-Soldaten und Volksarmisten übersäte Straße. Die letzte Nacht war ein weiteres Gemetzel gewesen, denn die Waräger hatten den Gegner mit Handgranaten und Flammenwerfern aus seinen Stellungen heraustreiben müssen.

„Wo zur Hölle sind wir jetzt?", knurrte Kohlhaas, er ließ Alf einen Blick auf seinen DC-Stick werfen.

„Hagen-Wehringhausen heißt dieses Dreckloch", erwiderte dieser nach ein paar Sekunden.

„Dieser Stadtteil hat eigentlich keinen Krieg mehr nötig gehabt, der sah schon vorher wie eine Ruinenlandschaft aus", bemerkte der General, wobei er die zerfallenen Häuser um sich herum beäugte.

„Das ist eben der Ruhrpott, Frank. Hier sieht es an vielen Orten so aus", brummte Bäumer, an seiner Ferroplastinrüstung herumfummelnd.

„Der Hauptbahnhof ist eingenommen! Der Feind hat sich verzogen!", schallte es aus Franks Komm-Sprechgerät am Kragen.

„Wir kommen gleich!", gab dieser zurück und wandte sich dann wieder Bäumer zu. „Du bist doch auch aus dieser Gegend, oder?"

„Ja, ich bin Dortmunder. Will nicht wissen, wie es dort inzwischen aussieht", antwortete der Hüne mit leicht melancholischem Unterton.

„Wahrscheinlich so wie hier. Wie in einem verdammten Slum. Allerdings will ich nichts sagen – als Berliner“, räumte Frank ein.

Die beiden lehnten sich an eine Mauer und musterten die verrotteten Gebäude um sich herum. Plötzlich hörten sie Schritte hinter sich. Eine alte Frau und ein alter Mann kamen auf sie zu, beide lächelten. Kohlhaas sah sie verdutzt an.

„Als wir gehört haben, dass ihr in Hagen steht, sind wir direkt mit dem Auto gekommen“, bemerkte die Frau und trottete in Franks Richtung.

„Mit dem Auto?“ Bäumer wunderte sich.

„Ja, ich habe darauf bestanden! Mein Mann ist gefahren. Das war vielleicht aufregend, sage ich Ihnen“, erzählte die Oma.

„Meine Silke ist hier aufgewachsen und wollte diese Stadt noch einmal sehen. Endlich habt ihr uns befreit!“, rief der ältere Herr. Er kratzte sich an seiner dicken Nase.

Bäumer musste lachen, als er das niedliche Pärchen näher betrachtete. Frank erging es nicht anders.

„Für meinen Mann ist Artur Tschistokjow der neue Heiland, nicht wahr, Schatz?“, erklärte die alte Dame.

„So ist es! Ich wollte mein ganzes Leben lang bei der Befreiung Deutschlands mithelfen. Leider bin ich jetzt zu alt dafür. Aber ihr kommt wohl auch ohne mich klar“, scherzte der Opa, während er auf Bäumer zu humpelte.

„Keine Angst, wir schaffen das schon!“, meinte Alfred.

„Macht diesen Hunden den Garaus!“, knurrte der Alte und hob wütend seine Gehhilfe.

„Verlassen Sie sich auf uns“, meinte Frank.

„Man müsste denen, die ganz Europa so zerstört haben, bei lebendigem Leibe…“, schimpfte der grauhaarige Mann und schob seine buschigen Augenbrauen nach unten.

„Jetzt ist gut, Schatz! Wenn du dich immer so aufregst, dann bekommst du es wieder mit dem Herzen“, warnte ihn seine Frau und tätschelte ihm den kahlen Kopf.

„Lass mich, Silke!“, brummelte der alte Mann, die Gehhilfe wie ein Schwert schwingend.

„Du sollst dich nicht immer so benehmen, Schatz!“, rügte ihn seine Frau ernst. Kohlhaas lachte laut dazwischen.

„Wir müssen weiter, Herrschaften!“, entschuldigte sich der General und klopfte den beiden auf die Schultern. Dann verschwand er mit Alf in einer Nebenstraße.

„Artur Tschistokjow! Artur Tschistokjow!“, hörten sie den Opa, welcher seine Krücke vor Freude in die Luft warf, noch hinter sich schreien.

„Jetzt ist aber gut. Denke an deinen Blutdruck, Schatz!“, fuhr ihn seine Frau an und nahm ihm die Krücke weg.

Wenige Stunden später hatten sich Frank und Alfred zusammen mit einigen Hundert Warägern am Hagener Hauptbahnhof versammelt. Hier hatten noch ein paar GCF-Soldaten Widerstand geleistet, sich jedoch nach einem kurzen Feuergefecht zurückgezogen. Dann waren sie in Richtung Hagen-Eckesey geflüchtet. Kohlhaas sah sich um, betrachtete die zerschossenen Gebäude zu seiner Rechten. In einiger Entfernung ragte die ausgebrannte Ruine eines Hochhauses in den Himmel, dies war das Hauptverwaltungszentrum der Stadt gewesen, wie ihm ein deutscher Milizionär erzählt hatte.

„Die Volksarmisten sollen sich rund um den Bahnhof postieren und darauf achten, dass die GCF-Soldaten nicht

doch noch zurückkommen“, befahl Frank und schickte einen seiner Unteroffiziere fort. „Wir werden morgen weiterziehen. Für heute ist Schluss!“

„Wir schaffen es!“, meinte Alf und lächelte voller Zuversicht. „Sie werden uns nicht mehr aufhalten.“

„Ja, diesmal werden wir sie endgültig schlagen und unser Land befreien. Dass ich das noch erleben darf“, antwortete Kohlhaas erschöpft.

„Wenn wir das Ruhrgebiet befreit haben, dann sind wir fast am Ziel. Ich freue mich schon, wenn wir in Dortmund einrücken. Egal wie dreckig und verkommen die Stadt inzwischen auch ist, ich mag sie trotzdem“, erklärte Alf.

„Du wirst dein Dortmund in den nächsten Tagen wiedersehen. Dann stellen wir uns vor die Reinoldikirche und machen ‘ne Pulle Bier auf. Was hältst du davon, Bäumer?“

Der Hüne nickte mit einem glücklichen Schmunzeln. Eine kleine Freudenträne rollte ihm über die Wange. Er umarmte Frank.

„Ich hätte das niemals für möglich gehalten! Gott muss mich wirklich verdammt lieb haben, dass er mir diese Freude gewährt“, flüsterte Bäumer und schniefte leise.

„Es wird schon alles gut werden, mein Freund. Ich freue mich auch total für dich. Wir arbeiten uns Schritt für Schritt bis zum Sieg vor, irgendwann wird dieser ganze Mist endlich vorüber sein. Dann werden wir vor unserem alten Haus in Ivas in der Sonne sitzen und es uns gut gehen lassen“, sagte Frank gerührt.

„Und unsere Frauen und Kinder werden bei uns sein und mit uns den Sommer genießen. Und von irgendwelchen Kriegen wollen wir dann nichts mehr wissen“, fügte Alf hinzu.

„Diese Scheiße ist bald vorbei. Die Weltregierung ist so gut wie am Ende, Alf. Lange wird sie nicht mehr durchhalten. Ich hätte nie gedacht, dass wir es bis hierher schaffen, aber wir haben es tatsächlich vollbracht“, erwiderte Kohlhaas. Er wirkte gelöst.

Kurz darauf kam ein Lastwagen, der die Soldaten mit Proviant versorgte. Einige Männer vom Nachschub verteilten Brötchen und Getränke, die die erschöpften Waräger mit gierigen Händen ergriffen.

Frank und Alf aßen und tranken etwas, um sich dann auf einem umgestürzten Betonpfeiler niederzulassen. Sie schwiegen und betrachteten den wolkenlosen Himmel über ihren Köpfen. Die Sonne strahlte mit all ihrer Kraft, als würde sie selbst vor Freude pulsieren.

Plötzlich sagte Bäumer: „Wenn dieser Krieg endlich vorbei ist, werden Svetlana und ich heiraten …“

„Ach?“, staunte Frank.

„Ja, in der Dorfkirche von Ivas. Genau wie Julia und du. Das habe ich soeben beschlossen. Wir hätten die ganze Zeit schon heiraten sollen“, meinte Alf.

„In der Tat, langsam wird es Zeit“, erwiderte Frank lachend.

„Sie ist eine tolle Frau und ich freue mich total, sie und Sieglinde wiederzusehen“, sagte der Hüne aus Dortmund, wobei er verträumt nach oben blickte.

„Bin ja mal auf eure Hochzeit gespannt. Dann machen wir richtig einen drauf, Alter“, gab Frank zurück.

„Auf jeden Fall! Ich hole mir noch eine Flasche Mineralwasser“, murmelte Alf und stand auf.

Kurz darauf kam er wieder zurück zu dem umgestürzten Betonpfeiler, auf dem Frank noch immer saß. Bäumer

stellte sich vor ihn und nahm einen Schluck aus der Flasche. Dann drückte er den Rücken durch.

Der alte Freund lächelte Frank an und bemerkte: „Es ist am Ende doch alles gut geworden. Wer hätte das gedacht?“

Kohlhaas blickte zu ihm auf. Sie sahen sich für einige Sekunden wortlos an. Der ewige Alptraum war fast vorbei, dachte Kohlhaas erleichtert.

Einen Augenblick später zuckte Alfred zusammen und fiel kopfüber zu Boden. Frank riss die Augen auf, er wirkte wie vom Blitz getroffen.

„Alf?“, stammelte er, voller Entsetzen auf den vor ihm liegenden Freund starrend.

Doch Bäumer rührte sich nicht mehr. Er lag auf dem Bauch und aus seinem Hinterkopf strömte das Blut.

„Da die Logenbrüder durch ihre Politik der Völkerschwächung wie ein zersetzendes Gift in denselben gewirkt haben, herrschen sie heute über geistig und kulturell zerfallene Länder. Seit Jahrzehnten pressen sie die Nationen aus, betrachten sie lediglich als ihr Weideland und haben ein großes Interesse daran, überall die unbegabten und wenig intelligenten Elemente zu fördern, da sich diese leichter versklaven lassen.

Diese Politik rächt sich jetzt, denn wir haben in den letzten Jahren dank der genau gegenteiligen Maßnahmen in unserem Volk einen beachtlichen Vorsprung errungen, was technische Erfindungen und Neuerungen betrifft. Es war mir von Anfang an klar, dass unsere Soldaten immer in der Unterzahl sein werden und wir deshalb auf technologischem Gebiet überlegen sein müssen. Was wir nicht an

Zahl wettmachen können, müssen wir mit besseren Waffen ausgleichen.

Die militärischen Rüstungsprojekte des Nationenbundes unterliegen einer strikten Geheimhaltung und ich werde auch nicht offen darüber sprechen. Trotz einer intensiven Überwachung aller an unseren Geheimprojekten beteiligten Wissenschaftler, sind in den letzten Monaten offenbar dennoch ein paar Informationen zu unseren Feinden durchgesickert. Ich hoffe allerdings, dass uns dieser Umstand keinen ernsthaften Schaden zufügen wird und unsere Gegner nicht allzu viel wissen.

Wer bei der Kontaktaufnahme mit der Weltregierung erwischt wird, den lasse ich sofort als Hochverräter am russischen Volk erschießen! Da gibt es keine Ausnahmen und keine Gnade! Wer militärische Informationen oder gar Baupläne an unsere Feinde weitergibt, weil er dafür Geld bekommt, der ist des Todes! Ich habe deshalb die ADR beauftragt, noch wachsamer zu sein und noch härter vorzugehen.

Hier geht es um die Leben von Millionen unserer Landsleute, vergessen Sie das niemals, meine Herren. Wer uns verrät, den schalten wir aus! Wir müssen hier hart sein!

Doch trotz solcher Rückschläge hat sich in den letzten Jahren eindeutig gezeigt, dass wir die Kräfte des Aufbaus und des Fortschritts in dieser Welt sind. Und das beschränkt sich nicht allein auf das Gebiet der Militär- und Waffentechnologie.

Ich verspreche Ihnen aber meine Herren, dass wir für unsere Gegner noch die eine oder andere Überraschung in der Schublade haben. Sie werden sich wundern, was wir ihnen inzwischen entgegenstellen können. Die Losung dieses Krieges muss daher lauten „Sieg durch überlegene

Technologie!“, rief Artur Tschistokjow seinen Generälen entgegen, während ein donnernder Applaus durch den halbdunklen Konferenzsaal in der tiefsten Etage des Bunkergewölbes schallte.

Tschistokjow hob die Hand, das begeisterte Klatschen ebbte wieder ab. In den letzten Tagen hatte der Anführer der Freiheitsbewegung eine regelrechte Verwandlung durchgemacht. Er wirkte frischer und gesünder als noch vor einigen Wochen. Allmählich heilte die Aussicht auf ein baldiges Ende des nervenzerfetzenden Weltkrieges Tschistokjows geschundenes Herz.

„Ich habe seit der Revolution in Weißrussland die Rüstung im Auge gehabt. Von Anfang an war mir klar gewesen, dass wir uns selbst helfen müssen. Auf andere zu hoffen, ist schon immer die größte Dummheit gewesen. Deshalb habe ich keine jammernde Protestbewegung aufgebaut, die an die nicht vorhandene Vernunft oder Menschlichkeit unserer Feinde appelliert hat, sondern eine zu allem entschlossene, strikt hierarchische und durch und durch militaristische Kampforganisation, die den Logenbrüdern einen Vernichtungskrieg angesagt hat!“

Wieder brandete ein kräftiger Beifallssturm durch die gewölbeartige Halle. Derweil lief der russische Präsident zu alter Höchstform auf und rief: „Die Freiheitsbewegung der Rus ist kein geschwätziges Häufchen wankelmütiger Parlamentarier, sondern eine Sturmflut der Revolution, die seit dem ersten Tag ihrer Gründung die alleinige Macht in Russland haben wollte. Nur durch diesen Geist der Kompromisslosigkeit haben wir überhaupt überleben können. Und zu unserem Glück hat uns der Feind jahrelang nur verlacht und nicht ernst genommen. Mich haben sie

belächelt und zu einem harmlosen Narren erklärt. Nun, das ist mir damals mehr als Recht gewesen, meine Herren.

Die Weltregierung hätte uns in unseren Anfangstagen jederzeit mühelos vernichten können, doch sie hat uns absolut unterschätzt. Als ich einst als unbekannter Niemand den Entschluss fasste, den internationalen Völkervergiftern den Kampf anzusagen, da habe ich mir bereits geschworen, sie zu vernichten, sollte mir Gott der Herr jemals die Möglichkeit dazu geben!“

Mehrere hochrangige Funktionäre der Freiheitsbewegung riefen durcheinander. Selbst Wilden, der für seine sachliche Art bekannt war, wurde von Tschistokjows Euphorie ergriffen und riss begeistert die Arme in die Höhe.

„Jetzt, wo wir nach dem schrecklichsten Krieg der menschlichen Geschichte vor dem Sieg stehen, werde ich meinen Schwur in die Tat umsetzen. Russland und Europa werden auferstehen, zu neuer Schönheit, neuem Glanz und neuer Herrlichkeit. Jene Kräfte aber, die unsere Völker an den Rand der Vernichtung gebracht haben, werde ich mit Stumpf und Stiel austilgen. Die Rus marschieren diesmal bis zum endgültigen Sieg. Sie marschieren zum Horizont, wo die Sonne eines neuen Morgens über unserem Volk aufgeht. Meine treuen Mitstreiter, die ihr immer an meiner Seite gestanden habt, ich proklamiere die Wiedergeburt Russlands und Europas.“

Ein GCF-Scharfschütze hatte Alfred Bäumer, Franks besten Freund, aus einem sicheren Versteck in einem der Hochhäuser erschossen. Die Waräger hatten ihn nicht mehr ausfindig machen können, obwohl ihnen Kohlhaas sofort befohlen hatte, die umliegenden Gebäude abzusuchen.

Der General war noch immer paralysiert, wollte den Tod seines liebsten Gefährten einfach nicht wahrhaben. Tagelang lief er verstört umher, leise weinend und seltsame Dinge brabbelnd; kaum noch in der Lage, seine Männer zu führen. Schließlich übertrug Frank das Kommando über die Warägergarde für einige Tage seinem Stellvertreter und versuchte, sich irgendwie zu sammeln. Während die Volksarmee und seine eigenen Verbände immer weiter in Feindesland vorstießen, folgte ihnen Kohlhaas geistesabwesend, immer wieder schwankend zwischen Zornesausbrüchen und tiefer, verstörender Trauer.

Alfs Tod war so blitzartig und unerwartet gekommen, dass Franks Verstand Mühe hatte, die schreckliche Tatsache zu begreifen. Als er es schließlich Julia, Wilden und am Ende auch Svetlana sagen musste, fiel er selbst in ein noch tieferes Loch aus Gram und Depressionen. Auch Artur Tschistokjow und viele weitere Rus, die Alf als liebenswürdigen, treuen Gefährten kennengelernt hatten, waren tief erschüttert, als sie von dessen Tod erfuhren.

Für die Statistik dieses furchtbaren Krieges war Alfred Bäumer nur einer von vielen Soldaten und Offizieren der Warägergarde, lediglich einer von ungezählten Toten, die die endlosen Schlachtfelder und zerstörten Städte übersäten. Doch für Frank war er der beste Freund gewesen, der über die vielen Jahre hindurch fast zu einem Bruder geworden war.

In den Sekunden, als Alf getroffen und sterbend zu Boden gefallen war, hatte sich auch Frank innerlich von diesem Krieg verabschiedet. Er nahm noch am Kampf um das Ruhrgebiet teil und bemühte sich, seine Pflicht so gut es ging zu erfüllen, doch hatte er in seinem Herzen endgültig die Waffen niedergelegt.

Früher hätte er vor Wut und Rachsucht gebrannt, doch jetzt fühlte er, wie müde er geworden war. Sein Zorn war in diesem Krieg nicht mehr nötig, genauso wenig wie seine Rachsucht. Diese Gefühle hatten sich längst Millionen anderer Menschen bemächtigt, während Frank nicht länger willens war, an dem Wahnsinnsspiel aus Hass, Vergeltung und ewigem Blutvergießen noch länger teilzunehmen.

Sie hatten Alfred Bäumer schließlich am Rande der hässlichen, zerbombten Stadt Hagen in einem Waldstück beerdigt. Hunderte von Warägern hatten zusammen mit Frank ehrenvoll von ihm Abschied genommen. Doch auch die größten Ehren änderten nichts daran, dass Franks bester Freund nun für immer fort war.

So endete das Leben des tapferen Hünen aus Dortmund kurz vor dem Sieg im größten und schrecklichsten Krieg aller Zeiten. Der von vielen als Held gefeierte Deutsche war unspektakulär gestorben. Vielleicht war die Kugel, die ihn aus dem Leben gerissen hatte, ursprünglich sogar für Frank bestimmt gewesen. Niemand konnte das mehr sagen und es spielte auch keine Rolle mehr.

„Mir ist mein eigenes Leben gar nicht so wichtig, so lange wir am Ende gewinnen!“, hatte Alf oft gesagt und es vielleicht auch so gemeint. Aber Frank war es wichtig. Verdammt wichtig! Und er fühlte sich allein und verlassen.

Dortmund, Bochum, Essen und Gelsenkirchen konnten zum Beginn des neuen Jahres nach heftigen Kämpfen unter Kontrolle gebracht werden. Indes zogen sich die letzten GCF-Verbände, die fast alle ihre Geschütze und Panzer verloren hatten, weiter nach Westen zurück und gaben das größte Ballungsgebiet Deutschlands schließlich vollständig auf.

Einen Monat später waren die internationalen Streitkräfte auch aus dem Rest Deutschlands vertrieben worden. Nur in ein paar Regionen im Süden verschanzten sich noch einige Verbände Grunts, die von den siegreichen Volksarmisten, welche nun aus dem befreiten Österreich nach Deutschland vorstießen, vernichtet wurden.

Sub-Gouverneur Christian Schlichter war einem ADR-Trupp bei Saarlouis in die Hände gefallen, als er versucht hatte, unbemerkt nach Frankreich zu fliehen. Man brachte ihn nach Russland, wo er in einem spektakulären Schauprozess angeklagt und kurz darauf öffentlich hingerichtet wurde. Ludwig Orthmann, der sich mit seinem Kabinett inzwischen in Hannover eingerichtet hatte, kam mit seiner Bitte an Tschistokjow, den verhassten Verräter selbst verurteilen zu dürfen, zu spät.

Als am 12. März 2057 der neu gegründete Staat „Deutschland" offiziell ausgerufen wurde, hatte sich nicht nur für Frank, Wilden und Ludwig Orthmann ein Lebenstraum erfüllt. Eine ganze Woche lang dauerten die Feierlichkeiten. Orthmann ließ die Gründung des neuen Deutschlands mit einem riesigen Volksfest in Hunderten von Städten bekräftigen. Der 12. März wurde als „Tag der deutschen Wiedergeburt" zum Nationalfeiertag erklärt, was zugleich die erste Amtshandlung der neuen Regierung darstellte.

Und während Millionen Deutsche die Rettung ihrer Heimat ausgelassen feierten und auch in Österreich und Tschechien der Jubel über die erkämpfte Freiheit erschallte, betrachtete Artur Tschistokjow nachdenklich die Weltkarte. Er befürchtete, dass die Logenbrüder das noch nicht ausreichend durch EMP-Geschütze gesicherte

Mitteleuropa mit einem letzten Atomschlag in Schutt und Asche legen könnten.

Zwar hatte der Feind diesen Krieg inzwischen so gut wie verloren und auch in Nordamerika bei der leidgeprüften Bevölkerung sämtliche Sympathien verspielt, doch saß er noch immer hinter dem roten Knopf und verfügte über einen kleinen Rest an Atomraketen.

Nach wie vor standen in Frankreich Hunderttausende GCF-Soldaten, die zwar längst demoralisiert waren, aber noch immer eine Gefahr für Europa darstellten. Tagelang schlich Tschistokjow durch seinen unterirdischen Atombunker, wobei er endlose Monologe bezüglich der Neuordnung Europas führte und die letzten Militäraktionen seiner Streitkräfte koordinierte.

Viele Stunden diskutierte er mit Wilden, der durch die Befreiung Deutschlands in einen Zustand überschwänglicher Freude versetzt worden war und sich auf seine bevorstehende Reise in die alte Heimat freute.

„Was ist, wenn die Logenbrüder Europa erneut mit Atomwaffen angreifen und alles verwüsten, was wir noch nicht ausreichend mit dem EMP-Schild schützen können?", wollte Verteidigungsminister Lossov wissen. Diese Frage stellte er dem russischen Souverän immer wieder. Doch außer wüsten Drohungen wusste Tschistokjow keine befriedigende Antwort.

„Wenn uns die Logenbrüder jetzt nicht in Frieden lassen, dann werde ich mit unseren Istreblenje Wasserstoffbomben die noch von ihnen gehaltenen Regionen in Totenäcker verwandeln, auf denen die nächsten 1.000 Jahre nicht einmal mehr ein Grashalm wachsen wird! Dann werden meine Truppen Nordamerika angreifen und diese Ratten jagen, selbst wenn sie sich tief unter den Rocky Mountains

verkriechen!“, donnerte der Anführer der Rus, wobei er diese Warnung auch seinen Feinden zukommen ließ.

Und diesmal zeigte seine Drohung Wirkung. Der Gegner raffte sich zu keinem weiteren Atomschlag mehr auf. So konnten die von der Volksarmee befreiten Gebiete bis Mitte des Jahres durch das neue EMP-Schutzschild nach und nach abgesichert werden. Damit war die Weltregierung endgültig am Ende.

Es war der 16. Mai des Jahres 2057. Frank hatte die Front verlassen und befand sich in einem klapperigen Zug auf dem Weg nach Osten. Er hatte Tschistokjow persönlich darum gebeten, nach Hause zurückkehren zu dürfen, und dieser hatte es ihm schließlich gestattet. An diesem Tag war der ewige Kampf für General Kohlhaas endlich vorbei. Er sollte in seinem Leben nie wieder auf ein Schlachtfeld zurückkehren …

„Das Opfer der Helden lässt Russland weiterleben!“ Der Slogan eines vergilbten Propagandaplakates, das Frank an einer Wand in seinem Zugabteil gesehen hatte, kam ihm in diesem Augenblick in den Sinn. Einen sterbenden Soldaten der Volksarmee, blutend und tödlich verwundet in einem Gewirr aus Stacheldraht hängend, hatte man darauf sehen können. Darüber in fetten, roten Lettern der Spruch.

Frank erinnerte sich an den Blick des Sterbenden. Schmerzverzerrt und doch glücklich, weil sein Blut den neuen Morgen genährt hatte. So jedenfalls hatten es die Macher des Plakates darstellen wollen.

Millionen waren gestorben und sie starben noch immer. Doch für Frank war es vorbei. Er konnte es kaum glauben,

aber der Krieg hatte ihn ausgespuckt und nicht zerkaut und verschlungen, wie Alf und die vielen anderen Kameraden. Frank wurde bewusst, dass fast dreißig Jahre Kampf hinter ihm lagen. Doch er lebte noch, was mehr als ein Wunder war.

„Danke Gott, dass ich noch hier sein darf", sagte Kohlhaas mit einem müden Lächeln, als er langsam die Straße hinunter ging, in der sich das Haus der Wildens befand. Er sah zum wolkenverhangenen Himmel hinauf, in der Hoffnung, dass ihn vielleicht jemand hörte.

Julia hatte erfahren, dass er heimkehrte. Aber wann er genau kam, wusste sie nicht. Dennoch konnte sich Frank denken, dass sie wohl schon den ganzen Tag am Fenster saß und auf ihn wartete.

Erneut hob Frank den Blick. Er betrachtete die grauen Wolkenwände über Ivas, die heute kaum einen Sonnenstrahl passieren ließen. Wo war Alf jetzt? Sah ihm Bäumer gerade zu?

Frank wünschte sich, dass es so war. Sein Freund bekam alles mit, er war sich fast sicher. Alf sah ihm zu, wie er zu Julia und Friedrich zurückkehrte. Frank lächelte den Himmel an.

„Wir sehen uns wieder, Alf. Und wage es nicht, zu reinkarnieren, so lange ich noch nicht bei dir bin. Immerhin haben wir noch viel zu bereden", dachte Kohlhaas. Tief im Inneren war er überzeugt, dass Alf seine Gedanken empfing. Immerhin schickte er sie mit aller Kraft auf die andere Seite.

Dass sich auf der Straße bereits mehrere Dutzend Dorfbewohner versammelt hatten, um ihn feierlich zu begrüßen, nahm Frank in diesem Moment kaum wahr. Er würde in den nächsten Tagen noch ausreichend Zeit haben, mit

jedem von ihnen zu sprechen und seine Geschichten zu erzählen.

Dann sah Kohlhaas, wie Julia die Haustür mit einem lauten Freudenschrei aufriss, und ihm mit ausgebreiteten Armen entgegenrannte. Friedrich folgte ihr mit dem fröhlichsten Lachen, das man sich vorstellen konnte. Frank warf den schweren Seesack, den er auf dem Rücken getragen hatte, neben sich auf den Boden. In der nächsten Sekunde schon fiel ihm Julia um den Hals und küsste ihn mit Freudentränen in den Augen. Frank fühlte sich plötzlich wie neugeboren. Er drückte seine große Liebe und seinen Sohn fest an sich. Schließlich weinte auch er vor lauter Glück.

Das letzte Kapitel

Tief unter der Erde, eingegraben in das felsige Wurzelwerk der Rocky Mountains, verharrten die obersten Logenbrüder in ihrem atombombensicheren Bunker. Der große Krieg war verloren. Jene, die sich für auserkoren und unbesiegbar gehalten hatten, waren dabei, ihre Weltmacht zu verlieren. Überall bröckelte das globale Imperium der Logenbrüder; die Zentren ihrer Macht waren vernichtet oder standen kurz vor dem Fall.

Artur Tschistokjow, die Anomalie, die den Großen Plan durchkreuzt hatte! Es hätte diesen Mann überhaupt nicht geben dürfen, und doch war er aufgetaucht!

Der Weltpräsident haderte mit seinem Gott, dem Gott der seinen. Dieser hatte seine Kinder verlassen und ihnen die Herrschaft über die Völker dieser Erde aus den Händen genommen. Artur Tschistokjow, der Führer der verhassten Feinde, triumphierte. Das Oberhaupt des Weltverbundes konnte es noch immer nicht begreifen.

Sein gebrochener Blick starrte ins Leere, während er ziellos durch die halbdunklen Gänge des riesenhaften Atombunkers strich. Einige Mitglieder des Rates der Weisen waren bereits auf geheimen Pfaden geflohen. Der Vorsitzende des obersten Gremiums war hingegen noch vor Ort, doch auch er sprach davon, in naher Zukunft verschwinden zu wollen.

Für seinen Stellvertreter, den Weltpräsidenten, war die Welt längst zusammengebrochen. Der dunkelhaarige Mann mit den kalten Augen, welcher in der Öffentlichkeit stets souverän und unnahbar gewirkt hatte, fühlte sich wie leer gesaugt. Nicht einmal Hass oder Bitterkeit waren geblie-

ben, nur endlose Leere. Der Weltpräsident war eine Hülle, in der ein konturloses Nichts steckte. Das stets Rastlose und Zerstörungswütige, das immer der Kern seiner schwarzen Seele gewesen war, schien nicht mehr zu existieren.

Oben an der Oberfläche herrschte das Chaos, auch in Nordamerika. Das Gebiet der ehemaligen USA war zum Schlachtfeld geworden. Tschistokjows Atombomben hatten einen viel größeren Schaden angerichtet, als es der Rat der 13 lange hatte wahrhaben wollen. Eine von innen heraus zerfressene und zerstörte Gesellschaft hatte durch die Nuklearschläge den endgültigen Todesstoß bekommen. Und die Logenbrüder hatten in den letzten Jahrzehnten alles dafür getan, Amerika zu zersetzen, um es leichter beherrschen zu können.

Jetzt aber rächte sich diese Politik der Auflösung. Die Sklavenmasse rebellierte, rastete aus, geriet außer Kontrolle. In den Trümmern der Großstädte kämpften kriminelle Banden um die Reste der Zivilisation, während zugleich Millionen Menschen verhungerten oder an den Folgen der Atomstrahlung starben. Dazu gesellten sich separatistische Milizen und andauernde Rassenkonflikte, die immer brutaler und blutiger wurden. Und die Sklaven verließen ihre Herren! Das war das Schlimmste!

Sie gehorchten nicht mehr, sondern rannten davon, um ihre eigene Haut zu retten, klagte der Weltpräsident einsam im Halbdunkel vor sich hin. Selbst aus diesem Atombunker waren bereits mehrere GCF-Soldaten und sogar GSA-Agenten geflüchtet.

Alles Gold der Völker, die Erde ein satter Weidegrund für ihn und die seinen – doch nun war alles verloren. Stumm schlurfte der Weltpräsident davon und verschwand

schließlich in einer kleinen Betonkammer im hintersten Winkel der Bunkeranlage. Er zog eine dicke Stahltür hinter sich zu und ließ das Schloss einrasten. Wortlos setzte sich der zweithöchste Logenbruder auf einen kleinen Plastikstuhl, nahm eine hellgraue Kapsel aus der Tasche seines Anzuges und schob sie sich in den Mund. Es erklang ein kaum hörbares Knacken. Das tödliche Gift wirkte sofort.

Ende Juni 2057 befahl Artur Tschistokjow seinen Truppen einen letzten Großangriff auf die in Frankreich stehenden Reste der Global Control Force.

„Wir werden den Feind vor aller Augen ins Meer treiben!“, erklärte der Anführer der Rus seinem Oberkommando, und als über drei Millionen Volksarmisten und Waräger, gefolgt von Panzerdivisionen und Hunderttausenden Freiwilligen aus ganz Europa, über die Grenze vorrückten, gab es für die verbliebenen Truppen der Weltregierung keine Rettung mehr.

Tschistokjow verlangte ihre restlose Vernichtung, um ein Exempel für die Nachwelt zu statuieren. Die inzwischen zahlenmäßig unterlegenen Feinde, denen es an Ausrüstung und Waffen fehlte, wurden in einem letzten, gewaltigen Kraftakt von der Volksarmee niedergerungen.

Im Feuer der Plasma- und Brandgeschosse wurde Graben um Graben von Tschistokjows Soldaten gestürmt. Riesige Phalanxen aus neuen Panzern und gewaltige Infanteriedivisionen zermalmten jeden Widerstand in einer Schlacht, die sich noch bis Mitte November 2057 hinzog und mit dem endgültigen Untergang der Global Control Force endete.

Am 20. November nahm die Volksarmee der Rus Paris ein und setzte damit ein weiteres Siegeszeichen. Ende des

Monats waren schließlich die letzten Verbände der GCF in Frankreich vernichtet worden. Der Dritte Weltkrieg hatte mit diesem blutigen Finale sein Ende gefunden.

Derweil hatten auch die Truppen der Islamisch-Persischen Allianz im Nahen Osten gesiegt. Sie waren bis zur Mittelmeerküste vorgestoßen. Alle ihre Feinde hatten die Moslems in ihrer furchtbaren Raserei und Rachsucht ausgelöscht. Nun zog Darian Aref als jubelnder Sieger durch die brennenden Ruinenlandschaften, die seine Soldaten hinterlassen hatten.

Artur Tschistokjow zwang der Weltregierung am 09. Dezember 2057 einen karthagischen Frieden auf und ließ sie ihre verbliebenen Atomwaffen ausliefern. Weiterhin verlangte er Reparationen in Höhe von vielen Billionen Globes für die den Völkern zugefügten Schäden.

Der Dritte Weltkrieg war vorbei. Er hatte viele Millionen Opfer gefordert. Ganze Länder waren verwüstet, zerstört und entvölkert. Es sollte noch Jahrhunderte dauern, bis sich die Welt wieder von dem apokalyptischen Konflikt erholt hatte.

Dieser Krieg hatte das Gesicht des Planeten Erde zu einem blutigen Brei zerquetscht. Doch nun, so gelobte es Artur Tschistokjow, sollte ein neues Zeitalter des Friedens und des Aufbaus folgen. Und diesmal behielt er Recht.

Die Logenbrüder waren nach diesem gigantischen Ringen besiegt, ihre Macht, zumindest in Europa, völlig zerschlagen. Sie sollten sich kaum noch von ihrer Niederlage erholen. Ihr Untergang leitete zugleich eine neue Hochzeit der Menschheit ein. Dennoch sollten sich noch viele Generationen daran erinnern, wie blutig und entbehrungsreich die Geburt dieser neuen Ära gewesen war.

Als Artur Tschistokjow am 01. Februar 2058 den Sieg des Nationenbundes der Rus mit einer riesigen Massenveranstaltung feiern ließ, versprach er den Menschen, die sich um ihn versammelt hatten, dass er den Rest seines Lebens dem Frieden widmen würde. Und er hielt sein Wort. Schon am nächsten Tag begann der Wiederaufbau Europas.

Deutschland wurde seinem Volk zurückgegeben. Es erholte sich in den kommenden Jahren langsam von den Zerstörungen des gewaltigen Konfliktes. Das Gleiche galt auch für die anderen Länder Europas, die Tschistokjow befreit hatte. England und Skandinavien, bis auf Finnland, blieben hingegen als Protektorate unter der Verwaltung des Nationenbundes.

Die „Westliche Zivilisation", jedenfalls das, was diesen Namen seit Jahrzehnten getragen hatte, war im Dritten Weltkrieg endgültig zu Grunde gegangen und kam niemals mehr wieder. Stattdessen wurde der innerlich verfaulte „Westen" durch ein neues Europa ersetzt, das nun seine Wiedergeburt erlebte.

Gewaltige Opfer waren dafür notwendig gewesen und der europäische Mensch sollte selbst in den kommenden Jahrtausenden nie mehr so nahe am Abgrund stehen, wie in jener finsteren Zeit des Zerfalls, die mit dem Dritten Weltkrieg und Artur Tschistokjows Sieg beendet worden war.

Von nun an begannen sich Legenden und Mythen um den großen Führer zu bilden. Für die einen war Tschistokjow ein großer Staatsmann und Kriegsherr, ein moderner Alexander der Große, während er für die anderen gar einen Messias und Erlöser darstellte. Artur den Großen nannten ihn die Europäer irgendwann.

Tschistokjow selbst hatte in diesem Krieg einen großen Teil seiner reinen Seele opfern müssen, was ihn bis ins hohe Alter plagte. Der Anführer der Freiheitsbewegung der Rus war inzwischen 56 Jahre alt. Er trug schwer an den gewaltigen Lasten, die der Weltkrieg seinem Verstand und seinem Gewissen aufgebürdet hatte.

Nun gelobte er vor Gott, das Gute voran zu treiben, und endlich als großer Heiler und Erbauer für die von ihm geführten Völker zu wirken. Er gelobte, das Leben zu fördern und nicht mehr zu zerstören. Doch das Schicksal hatte ihn zu seinen Taten gezwungen, ihm keine andere Wahl gelassen, wie er sich selbst wieder und wieder sagte.

„Den Teufel besiegt man nur mit Feuer!“, hatte er immer gepredigt. Und am Ende hatte er ihn mit Feuer zur Strecke gebracht.

Für einen Moment hielt er die Augen geschlossen, um innezuhalten. Artur Tschistokjow war allein, allein in der sonnendurchfluteten Natur, die in sich ruhte, als wäre nichts geschehen. In diesem Moment wurde ihm bewusst, dass er in den letzten Jahren nicht einen einzigen Tag für sich gewesen war. Seine Mitarbeiter, Generäle, Funktionäre und ADR-Leibwächter hatten ihn stets umgeben und niemals aus den Augen gelassen. Vor allem Letztere waren immer bei ihm gewesen, hatten ihn jede Sekunde bewacht, wie einen wertvollen Goldschatz.

Doch heute war niemand da, der ihn umgarnte, beschützte oder mit Fragen und Problemen bedrängte. Nur hohe Bäume mit blühenden, dunkelgrünen Wipfeln umgaben ihn hier. Artur labte sich an einem milden Lüftchen, das durch die Sträucher, Blätter und auch durch sein Haar

strich. Er lächelte gelöst, fühlte sich von allen Lasten befreit.

Milde und Güte strahlte er aus. Er, der Mann, der den schrecklichsten und grausamsten Krieg der menschlichen Geschichte hatte ausfechten müssen. Schweigend ging Artur einen schmalen Waldweg hinunter und lauschte dem leisen Zirpen einer Grille, die irgendwo im Gras ihr Lied spielte. Wieder lächelte er, sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht streichend. Dann lief er weiter durch den Wald, bis er auf eine kleine Lichtung kam.

Er blickte hinauf zum wolkenlosen Himmel, betrachtete einige Vögel, die am Horizont gemächlich ihre Bahnen zogen.

„Vergib mir, Herr", flüsterte er. Artur verharrte einen Augenblick lang, noch immer zum Himmel aufschauend und kaum hörbar vor sich hin murmelnd. „Ich musste es tun."

Schließlich kniete er sich ins Gras und vergrub die Hände in der feuchten Erde. Nichts nahm er mehr wahr, empfand nur noch allumfassende Stille. Die Grillen hatten aufgehört zu zirpen und auch das Summen der Bienen war verstummt. Nicht einmal das Säuseln des Windes in den Baumwipfeln war mehr zu vernehmen.

Artur Tschistokjow schloss erneut die Augen und sprach leise ein Gebet des Dankes. Seine Augen füllten sich mit Tränen der Freude und der Erleichterung.

„Ich mache alles neu!"

„Du willst Architektur studieren? In deinem Alter? Wer hat dir denn diesen Floh ins Ohr gesetzt, Schatz?", lachte Julia und legte ihren Arm um Franks Schulter.

Dieser grinste breit. „Nun, ich habe gehört, dass es demnächst einiges aufzubauen gibt. Warum nicht? Finde ich ganz interessant. Vielleicht studiere ich aber auch etwas ganz anderes. Schauen wir mal."

„Du könntest doch in der Freiheitsbewegung einen hohen Posten übernehmen, Papa. Regionalleiter von Litauen. Wie wäre es damit?", meinte Friedrich, der inzwischen ein junger Mann geworden war.

Frank winkte ab. „Hör bloß auf! Die politische Karriere überlasse ich gerne dir. Ich werde jetzt nur noch machen, was mir Spaß macht. Irgendwas studieren, das wollte ich schon immer."

„Studiere ‚Der Weg der Rus', Vater. Lerne Arturs Leitsätze auswendig und predige sie den Massen." Friedrich schmunzelte.

„Mach dich nicht über den Achilles von Weißrussland lustig, Bursche, sonst fliegen die Fäuste", blödelte sein Vater.

Wilden, der die ganze Zeit auf dem Sofa gesessen und den anderen zugehört hatte, lächelte entspannt. Er nippte an seiner Teetasse, um Frank dann zuzunicken.

„Und ich werde das Gleiche tun. Lesen, meine Memoiren schreiben und so weiter. Mein Amt als Außenminister werde ich in den nächsten Monaten an den Nagel hängen. Ich habe die Nase auch voll, wenn ich ehrlich bin."

„Aber, Opa!", kam von Friedrich.

„Den Rest könnt ihr Jungspunde machen. Es liegt jetzt an euch, hier alles wieder aufzubauen und eine neue Ordnung zu errichten. Der alte Thorsten wird bald im Ruhestand sein, das verspreche ich dir", antwortete Wilden.

„Dann haben wir endlich Zeit für uns“, sagte Agatha lächelnd. Sie strich ihrem weißhaarigen Mann über den Kopf.

Julia drückte Frank einen Kuss auf die Backe, um dann den Finger zu heben, wie es sich für eine Lehrerin gehörte.

„Und auf diesen Kerl hier werde ich in Zukunft aufpassen. Er wird mir nicht mehr von der Leine kommen.“

„Der Schrecken ist offenbar doch noch nicht vorbei …“, neckte sie Frank im Gegenzug.

„Spinner!“ Julia stieß ihm den Ellbogen in die Seite.

Agatha ging kurz aus dem Wohnzimmer hinaus und kam dann mit einem Tablett zurück. Kohlhaas leckte sich über die Lippen, er musterte den leckeren Schokoladenkuchen, der auf den Tisch gestellt wurde.

„Nico hat übrigens gestern angerufen. Er kommt uns in den nächsten Wochen mal besuchen“, sagte sie.

„Wirklich?“, stieß Frank freudig aus.

„Ja, er wohnt jetzt in Hamburg, hat er mir erzählt. Ich bin gespannt, wie er so ist“, meinte die Schwiegermutter.

„Ich freue mich auf ihn!“, meinte Kohlhaas. „Dann lerne ich meinen Neffen endlich einmal richtig kennen.“

Die Anwesenden machten sich über den Schokoladenkuchen her und für eine Weile verstummten die Gespräche. Svetlana und Sieglinde, die die ganze Zeit still am Wohnzimmertisch gesessen hatten, wandten Frank die Köpfe zu.

„Es ist schön, dass alles ist gut geworden“, bemerkte die Russin auf Deutsch. Sie versuchte zu lächeln, doch man sah ihr die Trauer über Alfs Tod noch immer an.

„Ich vermisse ihn auch, den Großen“, sagte Frank mit einem Seufzer.

Svetlana und Sieglinde nickten, sie kämpften gegen die Tränen an. Wilden klopfte den beiden auf die Schultern,

während Agatha zwei Teetassen füllte und sie ihnen überreichte.

„Glaubt mir, er ist noch da und sieht uns zu. Ich bin mir ganz sicher. Alf macht gerade wieder Luftsprünge da oben, weil wir es am Ende doch geschafft haben. Und er ist stolz auf seine tolle Frau und seine hübsche Tochter.“

„Ich hoffe, du hast Recht“, kam von Sieglinde.

„Ganz sicher!“, antwortete Frank. „Es geht ihm gut und er ist glücklich, meine Kleine.“

„Das glaube ich auch …“, fügte Julia hinzu.

„Ich brauche mal etwas Alkohol. Sonst wird er sauer. Tee akzeptiert der Große nicht“, sagte Kohlhaas und ging in die Küche. Daraufhin kam er mit einem kleinen Schnapsgläschen und einer Flasche Wodka zurück. Er füllte das Glas, um es dann zu erheben.

„Auf dich, mein Freund! Lass es dir da oben gut gehen, Alf. Wir bleiben noch ein wenig hier unten und räumen die Trümmer weg“, sprach Frank und trank sein Glas aus.

Die anderen schmunzelten, selbst Svetlana und Sieglinde rangen sich ein kurzes Lächeln ab. Frank setzte sich wieder an den Tisch. Sie aßen noch etwas Kuchen und plauderten.

Frank Kohlhaas und Julia Wilden lebten noch viele Jahre lang glücklich in Ivas. Sie blieben den Rest ihres Lebens mit Alfreds Frau Svetlana befreundet, die sich nach dem großen Krieg ebenfalls in dem kleinen litauischen Dorf niederließ. Thorsten Wilden war bis zu seinem Tod im Jahre 2096 stets ihr treuer Freund und Gefährte. Der weise Mann mit dem grauen Haar sah noch mit Stolz und Freude, wie sein Enkel Friedrich zum Mann wurde und sich politisch engagierte.

Mit der Zeit wurde Friedrich Kohlhaas, der bald als führendes Mitglied der Freiheitsbewegung am Aufbau Russlands und Europas mitwirkte, zu einem der engsten Vertrauten Artur Tschistokjows. Am Ende wurde er von ihm sogar zu seinem Nachfolger ernannt und regierte über den Nationenbund der Rus.

Sein Vater hatte nach den endlosen Jahren des Kampfes endlich seinen Frieden gefunden und konnte ein erfülltes Leben mit seiner geliebten Julia verbringen.

Alfred Bäumer, seinen besten Freund, sollte er niemals vergessen, und er hoffte, ihn eines Tages wiederzusehen. Als sich Frank Kohlhaas schließlich im hohen Alter von 107 Jahren auf den Weg zur anderen Seite machte, konnte er am Ende doch sagen, dass er trotz aller Kämpfe und Entbehrungen ein schönes Leben gehabt hatte.

Ausblick

Artur Tschistokjow regierte noch einen langen Zeitraum über den Nationenbund der Rus, der sich nach dem „1. Krieg gegen den Weltverbund" mit dem befreiten Deutschland, Frankreich, Österreich, Polen, der Slowakei, Tschechien, Italien, Finnland und Ungarn im Jahre 2063 zum „Nationenbund der freien Völker Europas" zusammenschloss. Damit schuf Tschistokjow ein blühendes Staatsgebilde, das nicht nur ein machtpolitisches Gegengewicht zum Weltverbund wurde, sondern diesen auch schnell überflügelte. Drei Jahre später legte der russische Souverän im Westen Weißrusslands den Grundstein für die neue Hauptstadt seines Weltreiches, der er den Namen Hyperborea gab.

Die Japaner, die Islamisch-Persische Allianz und einige weitere Staaten, die ihre Unabhängigkeit im „1. Krieg gegen den Weltverbund" hatten erringen können, blieben weiterhin als treue Verbündete an der Seite des Nationenbundes. Somit halfen sie, Artur Tschistokjows Lebenswerk zu bewahren.

Als der große Mann im Jahre 2105 im stolzen Alter von 104 Jahren verstarb, hatte sich die Welt zum Guten gewandelt. Tschistokjows Europa war nicht nur zu einem Ort der Freiheit, sondern auch zur Quelle einer neuartigen, wegweisenden Zivilisation geworden.

Acht Jahre vor seinem Tod, im Jahre 2097, hatte Tschistokjow die Errichtung der ersten Kolonie auf dem Mars miterleben dürfen, womit sich eine seiner größten Visionen noch zu seinen Lebzeiten erfüllt hatte. Der Anführer der Rus hatte seine Macht zuvor im Alter von 80

Jahren an Friedrich Kohlhaas abgegeben. Dieser führte sein begonnenes Werk weiter und fasste die einzelnen Staaten des Nationenbundes 2120 zu einem einheitlichen Imperium zusammen. Es war die Geburtsstunde des „Goldenen Reiches", welches das Geschick der Menschheit für die folgenden Jahrtausende wie kein zweites bestimmen sollte und dessen Einwohner sich fortan als die „Lichtgeborenen Menschen" bezeichneten.

Friedrich Kohlhaas verstarb im Jahre 2147. Seine Nachfolger setzten den Aufbau des Goldenen Reiches fort. Sie errichteten einen riesigen Grenzwall zum Schutz ihrer Territorien und gliederten schließlich auch den Rest Europas im Verlauf des „2. Krieges gegen den Weltverbund" zwischen 2168 und 2171 in ihr Imperium ein.

In den nächsten 60 Jahren zerfielen die Länder, die der schon stark geschwächte Weltverbund noch beherrschte, immer weiter. Die Reste ihrer zivilisatorischen Infrastruktur zerbröckelten so sehr, dass sie der fortschrittlichen Militärmacht des Goldenen Reiches im „3. Krieg gegen den Weltverbund" von 2232 bis 2236 nicht mehr viel entgegensetzen konnten.

Nach jenem letzten Waffengang hatten die Logenbrüder, deren Organisation während dieses Kampfes endgültig vernichtet wurde, auch Nordamerika verloren. Der Kontinent wurde daraufhin von Menschen aus dem Goldenen Reich besiedelt.

Ab dem 26. Jahrhundert begannen die Lichtgeborenen Menschen ihren Blick mit immer größerer Intensität auf die Sterne zu richten. Sie fingen an, den Weltraum zu bereisen.

Es folgten noch viele Epochen, von welchen einige Zeitalter des Glücks und der Herrlichkeit darstellten, während

andere von Krieg und Finsternis bestimmt waren. Doch was Artur Tschistokjow und seine Getreuen geschaffen hatten, wirkte bis in die fernsten Weiten der menschlichen Zukunft nach. Man nannte ihre Namen noch, als ihre Knochen längst zu Staub zerfallen waren.

Der Aufstieg des Goldenen Reiches

Das Beutewelt-Epos, welches in den Jahren 2028 bis 2058 spielt, endet mit dem vorliegenden Band. Im letzten Kapitel dieses Buches, das ich „Ausblick" genannt habe, werden allerdings noch weitere Ereignisse in der Zukunft, vor allem der 2. und 3. Krieg gegen den Weltverbund, erwähnt. Die folgende Abhandlung soll dem am Beutewelt-Universum interessierten Leser einen kurzen Überblick über diese beiden Folgekonflikte des Dritten Weltkrieges verschaffen.

Da meine zweite Romanreihe „Das aureanische Zeitalter" gelegentlich auf die „Urgeschichte" des Goldenen Reiches, also die Epoche der „Beutewelt", Bezug nimmt, dürften diese Erläuterungen für den Leser meiner Bücher interessant sein. Anzumerken sei hier allerdings, dass das Goldene Reich aus „Das aureanische Zeitalter" nicht das „urzeitliche" Goldene Reich des 22. Jahrhunderts ist.

Jenes in der fernen Zukunft als sagenhaftes Imperium der Vorgeschichte bezeichnete Staatsgebilde diente lediglich als Namensgeber für eine Reihe ähnlicher Imperien, die noch folgen sollten. So war es auch im Falle des Weltreiches der aureanischen Kaste im 16. Jahrtausend. Begriffe wie „Goldenes Reich", „Lichtgeborener Mensch" oder auch „Goldmensch", also „Aureaner", wurden in den Epochen nach Artur Tschistokjow zum allgemeinen Kulturgut.

Nach dem weltumspannenden Krieg zwischen der Weltregierung und dem Nationenbund der Rus und seinen Verbündeten, hatte sich das Gesicht der Erde verändert. Die Macht der Logenbrüder war gebrochen worden – wenn auch zu einem schrecklichen Preis. Ganze Länder

lagen in Trümmern, einige davon sollten sich nie wieder von den Verheerungen und Verwüstungen des Atomkrieges erholen. Die Infrastruktur in zahlreichen Gebieten der Erde war in diesem Konflikt so nachhaltig zerstört worden, dass manche Regionen auf Dauer zu dünnbesiedelten, von Ruinenfeldern und Slums bedeckten Landstrichen wurden.

Dennoch gelang es nicht nur dem „Nationenbund der freien Völker Europas“, sondern in gewisser Hinsicht auch seinen Gegnern, den Logenbrüdern, wieder auf die Beine zu kommen. Bei Letzteren bedeutete dies allerdings, dass sie es doch noch schafften, ihre Herrschaft in einigen Ländern der Erde aufrecht zu erhalten.

Die Logenbrüder führten, wie es Artur Tschistokjow bereits vorausgesehen hatte, nach dem Dritten Weltkrieg in den ihnen noch gebliebenen Regionen in Nord- und Südamerika den Kollektivismus ein. Sie starteten also eine Revolution unter Führung ihrer Agenten, die den verzweifelten und verhungerten Massen die Rettung vor den von ihnen selbst verschuldeten Auswirkungen des Weltkrieges versprach.

Nachdem ihre Zentren in Europa und im Nahen Osten zerstört worden waren, schafften sie es durch die von ihnen kontrollierte „Kollektivistische Internationale“ immerhin, ihre Macht auch in einigen Regionen außerhalb des amerikanischen Kontinents zu erhalten. Dazu gehörten mehrere Länder in Ostasien und Afrika. Ab 2143 sogar Spanien, Portugal, Griechenland und die Türkei.

Während der Amtszeit von Artur Tschistokjow und seinem Nachfolger Friedrich Kohlhaas, dem Sohn von General Frank Kohlhaas und Julia Wilden, verhielten sich die Logenbrüder zunächst sehr zurückhaltend, denn sie

hatten kaum noch die Mittel, einen Krieg gegen das neu gegründete Goldene Reich zu riskieren. Dennoch war die Gefahr des Geheimbundes noch immer nicht gebannt, denn dieser versuchte, den Kollektivismus nach und nach auch in anderen Ländern zu verbreiten. Vielfach infiltrierten die Logenbrüder die nach dem Dritten Weltkrieg unabhängig gewordenen Staaten, um dort kollektivistische Umstürze herbeizuführen. Zehn Jahre vor dem Beginn des „2. Krieges gegen den Weltverbund" gelang es ihnen nach jahrzehntelanger Wühlarbeit, die Macht in einigen der unabhängigen Staaten zu übernehmen. Dazu gehörten Argentinien, Chile, eine Reihe afrikanischer Staaten, Bulgarien, Rumänien, Korea, Kambodscha und schließlich auch der Staat Azlan, der im Zuge des Dritten Weltkrieges von Ricardo Calderon im Süden der ehemaligen USA gegründet worden war.

Der 2. Krieg gegen den Weltverbund (2168 – 2171)

Alexander Krynow-Richtenhof, der Nachfolger von Friedrich Kohlhaas, betrachtete die immer erfolgreicher werdenden Versuche der Logenbrüder, die „Kollektivistische Internationale" auszudehnen, schon lange mit Skepsis. Als es dem kollektivistischen Weltverbund schließlich durch seine Agenten gelang, auch in England und Frankreich revolutionäre Unruhen auszulösen, schritt Krynow-Richtenhof im Jahre 2168 zur Tat und ließ seine Truppen einen Kollektivistenaufstand in Paris niederwerfen. Einige Luftlandedivisionen der Warägergarde beendeten die Revolte nach nur wenigen Tagen, wobei sämtliche Rädelsführer hingerichtet wurden. Anschließend wurde Frank-

reich, das ein Teil des Goldenen Reiches war, intensiv nach feindlichen Agenten durchkämmt, um den Feind gänzlich auszuschalten.

Der Weltverbund erklärte daraufhin, dass die kollektivistischen Aufständischen in Paris auf eigene Faust gehandelt hätten und distanzierte sich von der kläglich gescheiterten Revolte. Das war allerdings eine glatte Lüge und Alexander Krynow-Richtenhof betrachtete den Umsturzversuch auf dem Territorium seines Imperiums als Kriegserklärung. Zwei Monate später marschierten seine Truppen in Spanien, das inzwischen zum wichtigsten Zentrum der Logenbrüder in Europa geworden war, ein. Sie eröffneten die Kampfhandlungen mit der Belagerung von Barcelona. Nach drei Wochen war die Stadt befreit und die Truppen des Goldenen Reiches marschierten weiter südwärts, die Streitkräfte des Weltverbundes vor sich hertreibend.

Wenig später begannen die kollektivistischen Agenten auch in England mit einer Reihe von Sabotageakten und Überfällen auf Vertreter der Protektoratsregierung, was dazu führte, dass Krynow-Richtenhof die britischen Inseln von seinen Truppen besetzen ließ, um sie von kollektivistischen Terroristen zu säubern.

Während die Kämpfe in Spanien und bald auch Nordportugal weiter tobten, erhob sich das Volk in Bulgarien und Rumänien gegen die kollektivistische Regierung, wobei die Truppen des Goldenen Reiches den Aufständischen unverzüglich zu Hilfe kamen. Innerhalb von nur drei Monaten gelang es ihnen, beide Länder aus den Händen des Weltverbundes zu reißen.

Alexander Krynow-Richtenhof drohte dem Weltverbund daraufhin mit einem Atomschlag auf Nordamerika, wenn sie Spanien nicht frei gaben. Inzwischen war das wieder-

aufgebaute New York erneut zum Hauptzentrum der Logenbrüder geworden, was jedoch nichts daran änderte, dass die ehemalige Weltmetropole nur noch ein Schatten ihrer selbst war.

Letztendlich wurde in diesem Konflikt jedoch auf den Einsatz von Nuklearwaffen verzichtet, der konventionelle Krieg, der Mitte 2169 auch Griechenland und die Balkanländer erreichte, dagegen entschlossen fortgesetzt. In der Schlacht von Vigo in Westspanien wurde im August 2169 ein Entsatzheer des Weltverbundes, das aus Nord- und Südamerika gekommen war, vernichtend geschlagen, was den Zusammenbruch der gegnerischen Front stark beschleunigte. Bis Mitte des Jahres 2170 hatten sich die Streitkräfte des Weltverbundes bis nach Cordoba zurückgezogen. Im Oktober waren sie endgültig besiegt.

Die kollektivistische Regierung, die Spanien und Portugal im Auftrag des Weltverbundes verwaltete, floh nach Nordamerika und es bildeten sich schließlich wieder zwei unabhängige Staaten, die sich mit dem Goldenen Reich im November 2170 verbündeten. Anschließend wurden Spanien und Portugal gemäß den politischen Vorgaben Artur Tschistokjows umgestaltet. Das Gleiche galt auch für Rumänien und Bulgarien.

Das letzte Jahr des „2. Krieges gegen den Weltverbund" endete mit der Schlacht um Athen und einem gescheiterten Gegenangriff der kollektivistischen Streitkräfte südlich von Skopje. Im September 2171 war der Konflikt offiziell beendet und auch Griechenland vom Joch des Weltverbundes befreit worden.

Sämtliche Logenbrüder waren aus Europa vertrieben oder im Verlauf des Krieges getötet worden. Mit dem Sieg im „2. Krieg gegen den Weltverbund" war endlich ganz

Europa befreit worden. Das Goldene Reich hatte eine Hegemonialstellung gewonnen, die vom Weltverbund kaum noch angetastet werden konnte.

Der 3. Krieg gegen den Weltverbund (2232 – 2236)

Während sich die im „2. Krieg gegen den Weltverbund“ befreiten Staaten Europas dem Goldenen Reich in den folgenden Jahren angegliedert hatten, war das Rest-Reich des Weltverbundes fast völlig zusammengebrochen. Es beschränkte sich nur noch auf einen Teil des nordamerikanischen Kontinents und ein paar kleinere Regionen in Südamerika, Asien und Afrika. China und Indien waren längst wieder unabhängige Staaten geworden, die jedoch noch immer unter den Nachwirkungen der ODV-Seuche und den Zerstörungen des Atomkrieges zu leiden hatten. Zudem hatten sie ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung längst verloren.

In dieser Zeit blühte das Goldene Reich unter Führung von Imperator Michael I. auf wie nie zuvor. Es hatte inzwischen sogar mehrere Stützpunkte auf dem Mond errichtet. Der „3. Krieg gegen den Weltverbund“ entzündete sich diesmal an einem Grenzkonflikt zwischen der Westamerikanischen Konföderation, einem aufstrebenden Staat im Nordwesten der USA, der seit dem Dritten Weltkrieg ein treuer Verbündeter des Goldenen Reiches war, und dem Rest-Reich der Logenbrüder.

Im Juni des Jahres 2232 kam es zu einigen Gefechten zwischen Soldaten des Weltverbundes und der Westamerikanischen Konföderation in der Nähe von Casper in Wyoming. Die Scharmützel weiteten sich schnell zu einem

ausgewachsenen Krieg um diese Region aus, der bis Ende des Jahres andauerte. Die Westamerikanische Konföderation und der Weltverbund hassten sich seit Jahrzehnten; beide Seiten schienen nur auf eine Gelegenheit gewartet zu haben, endlich die Waffen in die Hand nehmen zu können. So eskalierte der Konflikt immer mehr, und als schließlich auch noch das nach einem kollektivistischen Putsch wieder dem Weltverbund einverleibte Azlan in die Kämpfe eingriff, kam das Goldene Reich seiner Bündnispflicht nach.

Ein großes Heer ging im März 2233 an der amerikanischen Ostküste an Land, was den Weltverbund dazu veranlasste, die Hauptstadt der Westamerikanischen Konföderation, Olympia, mit Atombomben zu verwüsten. Die Westamerikanische Konföderation zerstörte daraufhin mit einem nuklearen Gegenschlag New York und zwei Tage später Washington. Das Goldene Reich reagierte hingegen mit einem Atomschlag gegen den Mexikanerstaat Azlan, wobei dessen Hauptstadt Santa Fe und weitere Städte zerstört wurden.

Nahe der Ruinen der Stadt Raleigh, die nach dem Dritten Weltkrieg nicht wieder aufgebaut worden war, schlug das Invasionsheer des Goldenen Reiches die Streitkräfte des Weltverbundes im September 2233 vernichtend. Bis Ende des Jahres wurden alle wichtigen Großstädte an der amerikanischen Ostküste besetzt.

In einem sechs Monate andauernden Grabenkrieg wurden die Heere des Weltverbundes anschließend bis nach Kentucky und Indiana zurückgetrieben. Die Armeen der Westamerikanischen Konföderation waren inzwischen bis in das Gebiet des ehemaligen US-Bundesstaates Kalifor-

nien vorgestoßen und bewegten sich nun in Richtung Azlan.

Sie besiegten die Streitkräfte des Weltverbundes im April 2234, während die vorrückende Armee des Goldenen Reiches die Abwehrfront des Gegners bei Memphis durchstieß und ein großes, feindliches Heer in der Kesselschlacht von Greenville zerschlug.

Der größte Teil der Logenbrüder war derweil in den Süden der ehemaligen USA geflüchtet oder bereits im Verlauf des Krieges getötet worden. Bis Ende des Jahres waren auch Kansas und der Osten von Texas von den Truppen des Goldenen Reiches und der Westamerikanischen Konföderation besetzt worden. Der Widerstand des Weltverbundes nahm nun immer mehr ab und nach den Schlachten von Forth Worth, Amarillo und Jackson, in denen der größte Teil seiner Truppen Anfang 2235 vernichtet wurde, neigte sich der Kampf dem Ende zu. Nach einigen weiteren Schlachten endete der „3. Krieg gegen den Weltverbund" mit der atomaren Auslöschung der Stadt Austin, die sich zu einem letzten Zentrum der Logenbrüder entwickelt hatte, und dem Sieg des Goldenen Reiches in der Schlacht von Shreveport im Februar 2236.

Das Goldene Reich überließ, nachdem es ganz Nordamerika von den Logenbrüdern gesäubert hatte, den Kontinent zunächst der Westamerikanischen Konföderation. In den folgenden Jahrzehnten, nachdem die befreiten Länder gemäß den politischen Vorgaben Artur Tschistokjows umgestaltet worden waren, schloss sich die Westamerikanische Konföderation schließlich dem Goldenen Reich an. In der nächsten Epoche wurden viele verlassene und verödete Regionen Nordamerikas von den Menschen des

Goldenen Reiches besiedelt und in blühende Landschaften verwandelt.

Der Weltverbund und die hinter ihm stehenden Kräfte waren endgültig überwunden worden. Zwar waren einige Mitglieder des ehemals weltumspannenden Geheimbundes im Verlauf dieses Krieges in andere Regionen der Erde geflüchtet oder im Untergrund verschwunden, doch gab es für die wenigen Überlebenden keine Zukunft mehr. Nun führte das Goldene Reich seine Menschen in ein nie gekanntes Zeitalter des Aufstiegs und des Friedens. Zumindest bis zum Jahre 2512, als die Epoche der „Weltanschauungskonflikte" begann. Aber das ist eine andere Geschichte …

Glossar

Abwehrsektion der Rus (ADR)
Der Geheimdienst und die politische Polizei des Nationenbundes der Rus.

DC-Stick
Der „Data Carrier Stick“ (kurz DC-Stick) ist ein tragbarer Minicomputer, der große Mengen von Dateien speichern kann.

Freiheitsbewegung der Rus
Politische Revolutionsbewegung unter Führung von Artur Tschistokjow, die nach dem Ende des russischen Bürgerkrieges im Jahre 2042 in Weißrussland, Russland, dem Baltikum und der Ukraine die Macht übernommen hat.

Global Control Force (GCF)
Bei der GCF handelt es sich um die offiziellen Streitkräfte der Weltregierung, die sich aus Soldaten aller Länder rekrutieren. Andere Formen militärischer Organisation sind weltweit nicht mehr erlaubt.

Global Police (GP)
Ähnlich wie die GCF ist die GP die internationale Polizei, die den Befehlen der Weltregierung untersteht.

Global Security Agency (GSA)
Die GSA ist der gefürchtete internationale Geheimdienst, der im Auftrag der Weltregierung die Bevölkerung überwacht und politische Gegner ausschaltet.

Globe
Der Globe wurde von der Weltregierung zwischen 2018 und 2020 als globale Währungseinheit eingeführt. Jeder Verwaltungssektor der Erde musste den Globe ab dem Jahr 2020 als einziges Währungsmittel akzeptieren.

Nationenbund der Rus
Von Artur Tschistokjow beherrschtes Staatsgebilde, das Weißrussland, das Baltikum, die Ukraine und Russland bis zum Uralgebirge umfasst.

Scanchip
Der Scanchip ersetzt seit 2018 in jedem Land der Erde den Personalausweis und die Kreditkarte. Bargeld wurde im öffentlichen Zahlungsverkehr abgeschafft und jeder Bürger hat nur noch ein Scanchip-Konto.
Weiterhin ist ein Scanchip eine Personalakte, ein elektronischer Briefkasten für behördliche Nachrichten und vieles mehr.

Weltregierung
Die Weltregierung beherrscht seit 2018 den gesamten Planeten. Lediglich der Nationenbund der Rus und Japan sind eigenständige Staatsgebilde, die sich in der Zeit nach 2032 im Zuge von Artur Tschistokjows Revolution bzw. dem japanischen Unabhängigkeitskrieg gebildet haben. Das von der Weltregierung beherrschte Imperium wird auch als „Weltverbund" bezeichnet.

Weitere Romane von Alexander Merow:
Jetzt überall im Buchhandel erhältlich!



Alexander Merow

Beutewelt I
Bürger 1-564398B-278843

ISBN 78-3-86901-839-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 12x19
250 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die Welt im Jahr 2028: Die Menschheit befindet sich im Würgegriff einer alles überwachenden Weltregierung. Frank Kohlhaas, ein unbedeutender Bürger, fristet sein trostloses Leben als Leiharbeiter in einem Stahlwerk, bis er eines Tages durch ein unglückliches Ereignis mit dem tyrannischen Überwachungsstaat in Konflikt gerät. Er wird im Zuge eines automatisierten Gerichtsverfahrens zu fünf Jahren Haft verurteilt und verschwindet in einer Haftanstalt, wo er einem grausamen System der Gehirnwäsche ausgesetzt wird. Mental und körperlich am Ende, wird er nach acht Monaten in ein anderes Gefängnis verlegt. Auf dem Weg dorthin geschieht das Unerwartete. Plötzlich verändert sich alles und Frank befindet sich zwischen den Fronten.



Alexander Merow

Beutewelt II
Aufstand in der Ferne

ISBN 978-3-86901-970-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 19x12
251 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Unterdrückung und Manipulation sind im Jahre 2030 an der Tagesordnung. Nur ein einziger Staat hat sich mutig aus dem Versklavungssystem der Weltregierung herausgelöst und unabhängig gemacht: Japan. – Frank Kohlhaas, Alfred Bäumer und Millionen unzufriedene Menschen in allen Ländern richten in diesen finsteren Tagen ihren Blick voller Hoffnung auf den japanischen Präsidenten Matsumoto, welcher seinem Volk die Freiheit erkämpft hat. Doch die Mächtigen denken nicht daran, den abtrünnigen Staat in Ruhe zu lassen und überschütten ihn mit Verleumdung. Sie bereiten einen Großangriff auf Japan vor, um die rebellische Nation zu zerschlagen. Frank und Alfred beschließen, als Freiwillige am japanischen Freiheitskampf teilzunehmen. Schon bald spitzt sich die Situation immer weiter zu und die beiden Rebellen befinden sich in auswegloser Lage …



Alexander Merow

Beutewelt III
Organisierte Wut

ISBN 978-3-86268-162-4
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
246 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Die wirtschaftliche Situation in Europa ist im Jahre 2033 hoffnungsloser denn je.
Die Weltregierung presst die von ihr beherrschten Länder erbarmungslos aus.
Artur Tschistokjow, ein junger Dissident aus Weißrussland, übernimmt die Führung der Freiheitsbewegung der Rus, einer kleinen Widerstandsgruppe, die im Untergrund gegen die Mächtigen kämpft.
Während sich in Weißrussland eine furchtbare Wirtschaftskrise anbahnt, bauen die Rebellen eine revolutionäre Bewegung auf, der sich immer mehr Unzufriedene anschließen. Unter Führung des zu allem entschlossenen Tschistokjow, folgen auch Frank und seine Gefährten dem Rebellenführer, bis es für sie nur noch die Flucht nach vorn gibt …



Alexander Merow

Beutewelt IV
Die Gegenrevolution

ISBN 978-3-86268-565-3
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
264 Seiten, Preis: 12,90 EUR

Weißrussland und Litauen können unter der Regierung Artur Tschistokjows aufatmen. Doch sein Versuch, die Rebellion gegen die Weltregierung auf ganz Russland auszuweiten, ist von Rückschlägen begleitet. Eine rivalisierende Revolutionsbewegung taucht scheinbar aus dem Nichts auf und zieht Millionen unzufriedene Russen in ihren Bann. Frank Kohlhaas und sein Freund Alfred Bäumer geraten als Kämpfer der Freiheitsbewegung mitten in den Konflikt um die Macht in Russland. Diesmal scheint es für Frank kein gutes Ende zu nehmen …



Alexander Merow

Beutewelt V
Bürgerkrieg 2038

ISBN 978-3-95488-229-8
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format: 19x12
283 Seiten, Preis: 12,90 EURO

Der Bürgerkrieg zwischen Kollektivisten und Rus bricht in voller Härte aus. Die Weltregierung greift ein und unterstützt Tschistokjows Gegner mit Waffen und Geld, während die Freiheitsbewegung der Rus an Boden verliert. Unterdessen beginnt Kollektivistenführer Uljanin im Auftrag der Logenbrüder, ganz Russland mit seiner Übermacht zu erobern und die Freiheitsbewegung zu vernichten. Die Lage scheint aussichtslos. Und zu allem Unglück ist auch General Frank Kohlhaas, der Anführer von Tschistokjows Warägergarde, nach wie vor spurlos verschwunden…



Alexander Merow

Beutewelt VI
Friedensdämmerung

ISBN 78-3-95744-153-9
Engelsdorfer Verlag
Sprache: Deutsch
Taschenbuch, 19x12
324 Seiten, 12,90 €

Frank Kohlhaas kann endlich in Frieden leben. Der Bürgerkrieg zwischen Rus und Kollektivisten ist vorüber. Artur Tschistokjow hat Russland befreit und versucht, das kriegsgebeutelte Land wieder aufzubauen. Völlig unerwartet bieten ihm seine Todfeinde, die Logenbrüder, Friedensgespräche an. Während Frank Kohlhaas und viele andere Revolutionäre skeptisch bleiben, geht Tschistokjow ohne zu zögern auf die Versprechungen der Weltregierung ein. Ist der Revolutionsführer zum Verräter geworden?

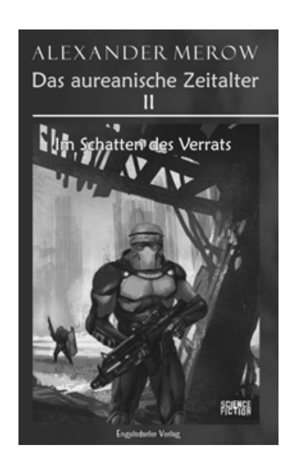


Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter I

ISBN 978-3-86268-299-7
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
301 Seiten, Preis: 12,95 EURO

In einer fernen Zukunft herrscht das Goldene Reich, das älteste und mächtigste Imperium der Menschheit, über die Erde und ihre Kolonieplaneten. Flavius Princeps, ein junger Mann aus gutem Hause, lebt ein sorgloses Leben in Wohlstand und Überfluss. Doch mit dem Amtsantritt eines neuen Imperators, welcher umfassende Reformen im Goldenen Reich durchführen will, ändert sich die Situation dramatisch. Der ehrgeizige Herrscher trifft bei seinen Vorhaben auf den erbitterten Widerstand der reichen Senatoren und schon bald wird das Imperium von politischen Intrigen erschüttert. Unerwartete Ereignisse nehmen ihren Lauf und es dauert nicht lange, da bekommt auch die heile Welt von Flavius Risse und er wird in einen Machtkampf gewaltigen Ausmaßes hineingezogen …



Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter II

ISBN 978-3-86268-834-0
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
291 Seiten, Preis: 12,95 EURO

Nach dem Thracan-Feldzug freuen sich Flavius und sein Freund Kleitos darauf, endlich nach Terra zurückzukehren. Doch diese Hoffnung währt nicht lange, denn Oberstrategos Aswin Leukos schickt die Soldaten der 562. Legion auf eine Erkundungsmission ins Nachbarsystem, während der Rest der terranischen Streitkräfte zur Erde zurückfliegt. Nicht ahnend, welcher Verrat sich inzwischen hinter seinem Rücken abgespielt hat, gerät Leukos in eine geschickt konstruierte Falle des neuen Imperators Juan Sobos. Währenddessen finden sich Flavius, Kleitos und ihre Kameraden auf dem Eisplaneten Colod wieder, auf dem es einige seltsame Vorfälle zu untersuchen gibt. Was anfangs nach einem gewöhnlichen Routineeinsatz aussieht, entwickelt sich bald zu einem verzweifelten Kampf ums Überleben …



Alexander Merow

Das aureanische Zeitalter III
Die Hölle von Thracan

ISBN 978-3-95488-537-4
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
310 Seiten, Preis: 12,95 EURO

Flavius, Kleitos und die Überlebenden der 562. Legion kehren nach Thracan zurück, wo der Kampf zwischen Aswin Leukos und den Optimaten bereits in vollem Gange ist. Ehe sie sich versehen, finden sie sich auf dem Schlachtfeld wieder, während der Bruderkrieg immer mehr eskaliert und sich auf das gesamte Proxima Centauri System ausweitet. Nero Poros, der Anführer der verräterischen Optimaten, fasst den Plan, die gegnerische Armee auf dem Nordkontinent auszuhungern. Es dauert nicht lange, da sind Milliarden Leben in Gefahr …



Alexander Merow

Die Antariksa-Sage I
Grimzhag der Ork

ISBN 978-3-95488-015-7
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
245 Seiten, Preis: 12,95

Grimzhag, der Sohn des Orkhäuptlings Morruk, und seine Stammesgenossen fristen in den kargen Steppen des Nordens ein trostloses Dasein. Als die Orks einen besonders harten Winter überstehen müssen, entschließen sich Grimzhag und einige der anderen Krieger zu einem Raubzug bei den Menschen, um Nahrung für ihren Stamm zu beschaffen. Sie treffen auf Zaydan Shargut, einen undurchsichtigen Kaufmann, der ihnen ein verlockendes Angebot macht. Doch der Pakt mit den Menschen beschwört eine Katastrophe herauf …



Alexander Merow

Die Antariksa-Saga II
Sturm über Manchin

ISBN 978-3-95488-737-8
Engelsdorfer Verlag
Taschenbuch, Format 12x19
249 Seiten, Preis: 12,95

Nachdem Grimzhag das Land der Khuzbaath erobert hat, macht er sich daran, sein eigenes Reich aufzubauen. Als der Orkkönig eine wichtige Handelsstraße sperren lässt, ruft das Zaydan Shargut und die anderen Kaufleute auf den Plan. Der einflussreiche Händler unternimmt im Gegenzug alles, um Grimzhag zu Fall zu bringen. Bald ist selbst der Himmelskaiser von Manchin in einem Netzwerk aus Intrigen gefangen und die Zeichen stehen auf Krieg …